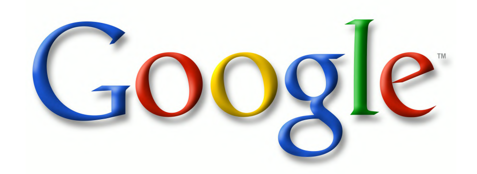
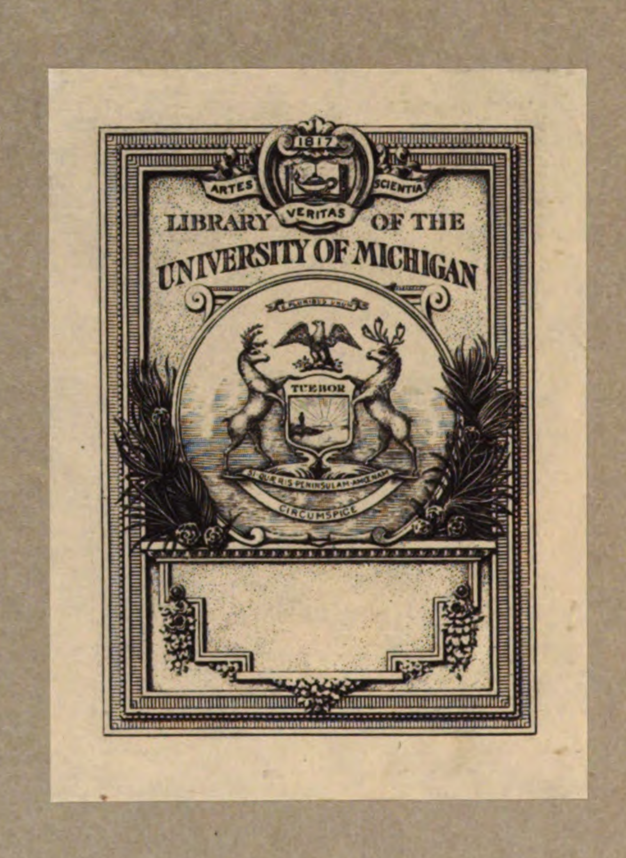



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Zeitschrift für Rassenkunde

Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

B. Adachi, Kyoto; R. Biasutti, Florenz; H. Böcker, Jena; F. Burgdörfer, Berlin; V. Christian, Wien, J. Czekanowski, Lemberg; Ch. B. Davenport, Washington; T. F. Dreyer, Bloemfontein; H. von Eggeling, Berlin; H. J. Fleure, Manchester; Hans F. K. Günther, Berlin; G. Heberer, Tübingen; J. Imbelloni, Buenos Aires; Fritz Kern, Bonn; J. P. Kleiweg de Zwaan, Amsterdam; N. Krebs, Berlin; W. Krickeberg, Berlin; J. Kumaris, Athen; P. de Lima, Porto; H. Lundborg, Upsala; F. Sarasin, Basel; B. Škerlj, Ljubljana; E. Speiser, Basel; Griffith Taylor, Toronto; R. Thurnwald, Berlin; H. Vallois, Toulouse; O. Frh. v. Verschuer, Frankfurt/Main; E. Wahle, Heidelberg; H. Weinert, Kiel; J. Weninger, Wien; D. Westermann, Berlin; Ch. Ch. Yöng, Kanton

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 82 Abbildungen, 2 Karten und 19 Tabellen

JAHRGANG 1938 / 7. BAND



1938

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

INHALTSVERZEICHNIS DES VII. BANDES

A. Aufsätze

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

II. Neues Schrifttum

III. Nachrichten

* Besprochene Arbeiten

Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 21 Abbildungen



1938

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 4. Januar 1938

JAHRGANG 1938 7. BAND 1. HEFT

Jahrgang 1938, Band VII, Heft 1

INHALTSVERZEICHNIS

A. *Aufsätze*

B. *Umschau und Fortschritte*

I. Kleine Beiträge

II. Neues Schrifttum

III. Nachrichten



Rassenwandel im Lichte der Völkerforschung

Der soziologische und kulturelle Hintergrund der Verschiebung und des Zusammenlebens von Rassen*)

Von

Prof. Dr. *Richard C. Thurnwald*, Berlin

Gleichlaufend zur biologischen Untersuchung über die Vererbung erfordert der soziale und psychische Vorgang Beachtung.

Der Umstand, daß die Fortpflanzung beim Menschen auf der Verbindung zweier Individuen, von Mann und Frau, beruht, verhilft einem psychologischen Faktor bei der Partnerwahl zur Geltung. Doch muß man dabei nach aller Erfahrung, die uns von Naturvölkern zu Gebote steht, unterscheiden: 1. Vorübergehende auf die Befriedigung nur des sexuellen Drangs gerichtete Verbindungen während der Pubertät und ersten Nachpubertätsjahre. Dabei ist nicht selten weitgehende Freiheit und Wechsel der Partner gestattet. 2. Früher oder später tritt, spätestens etwa Mitte der Zwanziger-Jahre, dauerndes Zusammenleben eines Paares ein, das auf einer wirtschaftlichen Ergänzung der hauptsächlich biologisch bedingten (frühesten) Arbeitsteilung unter den Geschlechtern beruht. Mit dieser biologisch-wirtschaftlichen Verzahnung solcher Ehen ist auch die Vorsorge des Mannes für die Kinder der Frau verknüpft.

Überwiegend fällt die Aufzucht von Kindern in diese spätere Periode, die der sexuellen Sturm-und-Drang-Zeit folgt. Ja, in der Pubertätszeit werden Kinder gewöhnlich nicht gewünscht. Grund hierfür ist, daß die Aufzucht der Kinder während dieser Periode nicht gesichert ist, während der nämlich die Frau noch nicht in eine Wirtschaftsergänzung mit einem Mann getreten ist. Nicht moralische sondern praktische Gesichtspunkte lassen daher das „vaterlose" Kind unerwünscht erscheinen. Daher kommt für die Fortpflanzung hauptsächlich die zweite Periode in Frage. Je nach den Umständen und Kulturen dauert die erste Periode kürzer oder länger, oder wird ganz ausgeschaltet.

Man ist aber nicht berechtigt diese Abfolge, die durch den physiologischen Zustand des Reifeausbruchs und der darnach später eintretenden Vollreife beim Menschen bedingt ist, ohne weiteres entwicklungsgeschichtlich zu deuten und einen „ursprünglichen promisken" Zustand beim Menschen daraus abzuleiten. Das auch nicht für ein halb- oder ganztierisches Urstadium, denn Altersentwicklungen gelten auch für Tiere, und bekanntlich kommen auch bei Tieren Dauerpaarungen, selbst auf Lebensdauer, vor.

Die Dauerpaarungen sind aber keine Angelegenheit von isoliert lebenden

*) Die folgenden Ausführungen entsprechen einem Vortrag beim II. Internationalen Bevölkerungskongreß Ende Juli 1937 in Paris, der im Kongressbericht nur auszugsweise wiedergegeben wird.

Individuen, sondern von Menschen, die dadurch gebunden sind, daß sie in einer bestimmten Familie und außerdem noch in dem weiteren Verband einer Horde, einer Sippe, eines Stammes u. dgl. heranwuchsen, und daß ihr Denken und Handeln in diesen Gesellungen Orientierung und Richtung erhielt.

Die Bedingungen der Gattenwahl und der damit zusammenhängenden Fortpflanzung unter den Naturvölkern beruhen daher nicht auf sog. „natürlicher Auslese", wie man oft irrtümlich annimmt, sondern auf Gewohnheit und „Sitte".

Im folgenden soll nun versucht werden, die Einwirkung dieser geordneten Gattenwahl auf Rasse und Volk zu untersuchen. Ausgegangen werden soll vom völkerkundlichen Material, das, vorsichtig angewandt, auf die frühe Vergangenheit der Menschheit projiziert werden kann[1]). Betrachten wir die Zustände bei Naturvölkern:

Bei niedrigen Jäger- und Sammlerstämmen findet die Wahl der Dauerpartner gewöhnlich ziemlich frei unter den nächsten Bekannten statt, die alle verhältnismäßig nahe verwandt sind. Nur Heiraten unter den allernächsten Blutsverwandten: Geschwistern, Vater und Tochter, Mutter und Sohn werden gewöhnlich vermieden. Doch kommen ausnahmsweise auch solche Verbindungen vor. Die Verschwägerung und freundschaftliche Verbindung unter verschiedenen Familien und Gruppen stärkt diese Einheiten und macht sie widerstandsfähiger. Derartige Zustände werden wir wohl mit Recht auf weite Räume früher Menschheitsgeschichte projizieren dürfen[2]).

Dadurch, daß Verwandte viele Generationen hindurch miteinander sich verheirateten und sich so fortpflanzten, entstanden aus diesen winzigen Fortpflanzungsgemeinschaften „Lokalrassen", die wir als „Rassenelemente" bezeichnen wollen.

Dieses Heiraten unter befreundeten (und verwandten) Familien wurde bei Abzweigung von Tochterfamilien und Aufrechterhaltung der Beziehungen unter den verschwägerten Gruppen systematisiert, d. h. Heiratsordnungen wurden aufgestellt. Größere Seßhaftigkeit hauptsächlich beim Übergang zum Feldbau hat dazu beigetragen. Natürlich wurden solche Einrichtungen auch übertragen und dabei in mannigfacher Weise abgeändert[3]). Wir finden Heiratsordnungen überwiegend bei Feldbauern und Hirten, also bei technisch und geistig fortgeschrittenen Völkern. Doch begegnen wir Heiratsordnungen auch bei vielen australischen Stämmen und müssen die Frage offen lassen, durch welche Einflüsse sie dorthin gekommen sind.

Solche Heiratsordnungen können verschiedener Natur sein, sie können die Heirat unter gewissen Verwandten bevorzugen, wie z. B. zwischen der Tochter eines Mannes und dem Sohn von dessen Schwester (sog. *cross-cousin*-Heirat, Kreuzvetternheirat, mit einem alten deutschen Namen „Bölkenvetterehe"). Diese Form findet sich häufig bei Feldbauerstämmen. Hirten begünstigen um-

[1]) Die Begründung ist von mir ausgeführt worden in meiner „Menschlichen Gesellschaft", Berlin 1931, W. de Gruyter, Bd. I, S. 19 f., Bd. IV, S. 237, 245 ff.; ferner im Lehrbuch der Völkerkunde (hg. v. K. Th. Preuß) in Artikel „Das Gesellungsleben der Naturvölker", Ferd. Enke, Stuttgart 1937, S. 239 ff., bes. S. 244—245.

[2]) Ausführliches dazu s. meine „Menschliche Gesellschaft", Bd. II (Familie), 1932, S. 9, 22 ff., 60 ff., 120 ff.; vgl. auch Bd. I, S. 40 ff., 55 f., 60, 63 ff.; sowie meinen Artikel „Gesellungsleben der Naturvölker" im Lehrb. f. Völkerk., S. 246 ff.

[3]) Über Heiratsordnungen ausführlich: Bd. II meiner „Menschl. Ges.", S. 139 ff.

gekehrt die Heirat unter Sohn und Tochter zweier Brüder oder zweier Schwestern. In anderen Fällen werden gewisse Verwandte von der Heirat und auch vom sexuellen Verkehr ausgeschlossen. Überdies werden solche Heiratsordnungen mitunter so straff gespannt, daß der Angehörige einer Sippe nur solche einer bestimmten anderen ehelichen darf. Gemeinsam ist allen diesen Heiratsordnungen, daß sie die Zahl der für einen heiratsfähigen Menschen in Betracht kommenden Partner mehr oder minder eng begrenzen. Das trifft auch für die Institution von Kinderheiraten zu, die nicht selten dort herrschen, wo aus irgendwelchen Gründen die frühere Heiratsordnung offiziell zertrümmert wurde, die Familien aber dennoch die Verheiratung ihrer Kinder und deren Fortpflanzung nach gewissen Prinzipien zu lenken trachten. — Tatsächlich wirken alle diese Heiratsordnungen und ähnliche Einrichtungen im Sinne einer Lenkung der Fortpflanzung und im Sinne der Gestaltung von Lokalrassen. Das trifft auch für Ordnungen zu, die etwas irreführend als „exogam" (außenheiratend) bezeichnet werden. Denn die Bezeichnung ist vom Standpunkt der einzelnen Sippe gewählt. Nehmen z. B. die Burschen der Sippe A nur Mädchen der Sippe B und umgekehrt, so kann man wohl von Exogamie reden, wenn ein Angehöriger der Sippe A oder B von seinem Sippenstandpunkt aus spricht. Faßt man dagegen A und B, wie es gewöhnlich der Fall ist, als eine Kultur- und Sprachgruppe („Stamm") auf, so findet in dieser nach derselben Ordnung „Endogamie" (Binnenheirat) statt. In der Tat haben sich z. B. solche Heiratsordnungen lange Zeit hindurch in Kasten erhalten, die in weitere politische und kulturelle Gemeinwesen eingeordnet sind.

Die Frage nach der Entstehung der Heiratsordnungen hat manche Erklärungsversuche hervorgerufen, die mit den Tatsachen unbefangener Forschung nicht in Einklang zu bringen sind. Da der Zusammenschluß von Verwandschaftsgruppen zu Sippen ungefähr mit der Aufrichtung von Heiratsordnungen zusammenfällt, wird man nicht fehl gehen, diese Organisationen miteinander in Beziehung zu setzen. Die Verteidigung des von einer Gruppe (Sippe) bestellten Landes oder ihres Viehbesitzes wird entscheidend gewesen sein, somit politische und wirtschaftliche Motive — alles natürlich im Rahmen ihrer Kenntnisse und ihres Glaubens (oder von uns aus gesehen oft „Aberglaubens"). Dabei handelt es sich also um eine freundschaftliche Abgrenzung des Raumes, aus dem eine Sippe ihren Lebensunterhalt gewinnt, und gleichzeitig um die Besiegelung alter Verwandschaftsbeziehungen durch freundschaftlichen Austausch der heiratsfähigen Mädchen. Denn dieser Austausch liegt den Heiratsordnungen zugrunde.

Dies tritt noch deutlicher hervor beim sogenannten „Halbierungssystem" (fälschlich „Zweiklassensystem"). Dabei handelt es sich um die ursprüngliche Begegnung zweier fremder Kultur- und Fortpflanzungsgemeinschaften (oft findet man daher innerhalb des Halbierungssystems mehr oder minder verkümmerte Reste früherer Sippenexogamie). Unter den beiden Gruppen kam es früher oder später zu einem friedlichen Nebeneinanderleben, das durch Austausch der heiratsfähigen Mädchen und außerdem oft noch durch begleitende Geschenke besiegelt wurde[4]). Den Niederschlag fand diese Übung, die sich häufig unabhängig herausgebildet haben dürfte, in der Entstehung eines neuen

[4]) Neuerlich kommt diese Auffassung trefflich zum Ausdruck bei F. E. Williams „Papuans of the Trans-Fly", Oxford (Clarendon Press) 1936. S. 168 ff.

[illegible] Folge der neuen Ord-nung [illegible] im Laufe der Zeit die beiden [illegible] Verwandtschaft geraten.

Dieses Entstehen einer neuen Rasse [illegible] wird [illegible] den Grad von Homogenität der ursprünglichen Sippen und Gruppen von Sippen. Denn [illegible] in einem Stamm ver-einigt [illegible] und eine gemeinsame Kultur und Sprache besitzen [illegible] im Laufe ihrer Geschichte auch fremde Sippen oder Ver-wandtschaftsgruppen [illegible]. Man ersieht daraus, [illegible] von einer Gemeinsamkeit oder Einheit solcher Rassen oder Rassenelemente unter [illegible] Naturvölkern gespro-chen werden kann.

Ohne auf die oft recht komplizierten Einzelheiten solcher Heiratsordnungen einzugehen, kommt vom Standpunkt der Rassenforschung hier nur in Be-tracht, daß besonders im Falle der positiven Heiratsordnungen unter wenigen Sippen, d. h. unter verhältnismäßig kleinen Gruppen und d. h. unter weni-gen Familien Ehepartner zu finden sind. Diese sind [illegible] untereinander verwandt, da ja immer wieder die Nachkommen von bereits verschwägerten Gruppen zur Fortpflanzung gelangen. Es handelt sich also immer um Nah-zucht (um nicht das hier irreführende Wort „Inzucht" zu gebrauchen). Das gilt natürlich auch, wenn auch weniger scharf, für die negativen Heirats-ordnungen.

Diese Heiratsordnungen wirken natürlich gestaltend auf das Entstehen von Lokalrassen, wenn sie über viele Generationen hindurch fortgesetzt werden, wie das allgemein für die frühgeschichtlichen Zeiträume anzunehmen ist. Man wird vielleicht sagen können, daß eine gewisse, sicher sehr lange, Periode des Menschentums mit der Spezialisierung solcher Rassenelemente ausgefüllt war.

Dann trat aber eine Wende ein. Diese dürfte ihren Höhepunkt durch die Ausbildung besonders aktiver und lebenskräftiger Rassenelemente mit gerich-tetem Denken und Handeln erreicht haben. Dadurch entstanden neue Probleme.

Während die weiter zurückliegende Zeit des Menschengeschlechts auf die geschilderte Weise die Eigenart ihrer Fortpflanzungsgemein-schaften anfangs loser, und nachher durch die Heiratsordnungen der in sich geschlossenen Sippen schärfer und bewußter betonten, sind andere Vor-gänge später in entgegengesetztem Sinne wirksam geworden.

Die Ausrüstung der Stämme mit technischen Fertigkeiten, mit geistiger Ein-sicht und die Eigenart der seelischen Haltung wies Verschiedenheiten auf. Wir finden, daß beim Zusammentreffen verschiedener Naturvölker das Bestehen großer kultureller Spannung, also erheblicher Unterschiede an Können und Wissen, und an Aktivität dazu führte, daß die eine Fortpflanzungsgemein-schaft von Familien gegenüber den anderen oft die politische Führer-schaft erlangte. Mitunter handelte es sich ursprünglich dabei nur um eine Arbeitsteilung in verschiedenen Funktionen, wie beim Zusammentreffen von Hirten und Feldbauern[1]), oder auch von verschiedenen Feldbauerstämmen

[1]) Einzelheiten darüber im II., III. und IV. Bande meiner „Menschlichen Gesellschaft", und zwar II, S. 66 ff., 139 ff., III, S. 174 ff., IV, S. 89 ff., 126 ff., 163 ff.; und „Fortschritt und Zyklus" in „Mensch en Maatschappij", IX 1—2, 1933, S. 100 ff.

u. dgl. m. Die Bedeutung der politischen Führung und des gegenseitigen Schutzes beim Wettbewerb um den Besitz des Landes und die Verteidigung der Bodenerträgnisse, und um den Besitz von Vieh und Weiden war aber derartig, daß eine willige Unter- und Einordnung der anderen Gruppe zum Verlust der vollen Gegenseitigkeit[6]) beider Parteien führte. Das bedeutete eine wachsende Abhängigkeit der Mehrheit von der Minderheit der führenden Familien, und hatte eine Reihe weiterer Vorgänge politischer und kultureller Natur im Gefolge. Die Auswirkung auf die rassliche Zusammensetzung und die Verschiebung der Rassenelemente in den politischen Gemeinwesen, die durch die gekennzeichneten Überschichtungsvorgänge herbeigeführt wurden, sind mannigfacher und verschlungener Art und sollen an dem Beispiel des von mir untersuchten Buinvolkes (Insel Bougainville des Salomo Archipels) zu klären versucht werden.

Kommt man nach Buin, so fallen dem einigermaßen geschulten Blick bald große Unterschiede im Aussehen der Menschen auf. Der somatische Anthropologe wird verschiedene Typen, wenigstens aber zwei Haupttypen unterscheiden können: einen oft hochgewachsenen und feingliedrigen, hier und da von geradezu europäisch-nordischem Gesichtsschnitt, hoher Stirn und dünnen Lippen und verhältnismäßig hoher Nase[7]), aber von tief-schwarzer Hautfarbe, und einem anderen kleineren, oft nur sehr dunkelbraunen mit betonter Prognathie[8]). Dazwischen gibt es vielerlei Mischtypen[9]).

Vertieft man sich in den Aufbau des Zusammenlebens, so wird man gewahr, daß ein Unterschied zwischen den Angehörigen aristokratischer Häuptlinsfamilien *(múmira)* und den Hörigen *(Kítere)* besteht, zwischen denen sich eine weitere Schicht von Vasallen *(mínei)* eingeschoben hat, die aus Mischlingen von Angehörigen der Häuptlingsfamilien mit Hörigen abzuleiten ist. Im Laufe der Zeit fanden nämlich immer wieder Heiraten unter den Angehörigen der verschiedenen Schichten statt, so daß die Rassenelemente der Häuptlingsschicht und der Hörigen heute nicht mehr ganz scharf gesondert sind[10]). Selbstverständlich bleibt die Frage offen, wieweit die bei den Haupttypen „ursprünglich", also zur Zeit ihres ersten Zusammentreffens einheitlich, „homogen", gewesen sind, bzw. aus welchen Kombinationen von Erbmassen sie sich herleiten.

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf die Sprache, so überrascht es uns, daß es für viele Dinge und Verrichtungen zwei verschiedene Ausdrücke gibt (etwa wie im Englischen: angelsächsische Worte neben solchen, die dem Lateinischen oder Französischen entlehnt sind). Die Buin-Sprache selbst gehört ihrer Grammatik und ihrem überwiegenden Wortschatz nach zu den „papuanischen", also zu den nichtmelanesischen Sprachen, aber die erwähnten gleichlautenden Ausdrücke sind dem melanesischen Sprachgut entnommen, zu dem

---

[6]) Ausführlicheres in „Gegenseitigkeit im Aufbau und Funktionieren der Gesellungen und deren Institutionen" in Festgabe für Ferd. Tönnies, Leipzig, Buske, 1936, S. 275 ff.

[7]) Vgl. Hilde Thurnwald, „Menschen der Südsee", Ferd. Enke, Stuttgart 1937, Tafel III, Abb. 9 und Tafel VI, Abb. 23.

[8]) s. ebenda Tafel I, Abb. 1 u. 2.

[9]) s. ebenda Tafel V, Abb. 17, Tafel VI, Abb. 22 und Tafel VII, Abb. 28.

[10]) Ausführlicher in „Pigs and Currency", Oceania, V/2, Dez. 1934; und in „Ein vorkapitalistisches Wirtschaftssystem in Buin" im Archiv f. Rechts- u. Sozialphilosophie, Okt. 1937.

die Dialekte der benachbarten Inseln Alu und Mono gehören. Dagegen werden in den Buin nördlich benachbarten Bergen (z. B. in den Landschaften Nagavisi, Karomida usw.) „papuanische" Dialekte gesprochen. Man hat den Eindruck, daß sich die Sprache der papuanischen Mütter gegenüber der der melanesischen Väter unter den Mischlingskindern durchgesetzt hat, daß aber eine Reihe von Ausdrücken der Häuptlingsfamilien, also der Vatersprache sich neben der „Muttersprache" erhalten haben. — Daran zeigt sich, daß 1. biologische Faktoren der Rassenmischung auf die Gestaltung der Sprache eingewirkt haben; 2. daß aber die politische Vorzugstellung der Häuptlingsschicht sich auf sprachlichem Gebiet nicht behaupten konnte (wie das nicht selten vorkommt: man denke daran, daß sich etwa die Sprache der Waräger in Rußland, der Normannen in Frankreich oder in Sizilien wegen der Vermischung mit einheimischen Frauen nicht behaupten konnte, weil deren Kinder die Sprache der Mütter fortsetzten); 3. die Annahme einer anderen Sprache wirkt zurück auf die eigene „nationale" Umgrenzung, das Gefühl der kulturellen Zusammengehörigkeit der Buin-Leute, besonders in der Fremde. Die Buin-Leute verstehen auch leichter ihre Nachbaren in den Bergen, als die Alu-Mono-Leute. Doch blieb das Prestige der letzteren als Menschen verfeinerter Kultur nichtsdestoweniger erhalten, ebenso wie eine Geringschätzung den Bergbewohnern gegenüber.

Nichtsdestoweniger lebten Sitten des einheimischen Typs der „papuanisch" sprechenden Bergbewohner weiter, wie sie heute noch im benachbarten Nagavisi voll erhalten sind. Dazu gehört „mutterrechtlicher Totemismus" (also Außenheirat unter einer bestimmten Zahl von Sippen, in die das ganze Volk zerfällt und die das Kind von der Mutter erbt, jede Sippe mit einem Totemtier als Symbol) und Heirat unter Bölkernvettern („*cross-cousin*", d. h. zwischen dem Sohne einer Frau und deren Bruder Tochter). Beides hat sich in Buin aber nur in abgeblaßtem Zustand erhalten. Die Zugehörigkeit zum mütterlichen Totem wird zwar erinnert und wurde bis in die jüngste Zeit hinein, bis die Mission dagegen ankämpfte, so weit beachtet, daß man das Totemtier, gewöhnlich einen Vogel, weder schoß noch aß. Doch schwanken diesbezüglich die Sitten in den einzelnen Gauen. Eigentliche Sippen mit Totems (wie sie im benachbarten Nagavisi bestehen), scheinen in Buin früh aufgelöst worden zu sein. Dagegen wird teilweise noch das Verbot beobachtet, unter Angehörigen des gleichen Totems nicht zu heiraten. Die bevorzugte Eheschließung unter Bölkenvettern konnte auf Grund der aufgenommenen Verwandtschaftstafeln in nur annähernd einem Drittel von Fällen festgestellt werden[11]).

Für die Rassengestaltung ergibt sich daraus, daß die ehemalige Begrenzung der Partnerwahl die Richtung der biologischen Gestaltung nicht mehr so streng festhielt, sondern ein loseres Durcheinanderheiraten ermöglichte. Diese Lockerung ist vor allem auf die Folgen der Überschichtung zurückzuführen. Diese begünstigte die Mischung, obgleich anfänglich die Hauptfrauen der Häuptlingschicht entnommen wurden und für den Nachfolger im Großhäuptlingtum erforderlich war, daß sowohl Vater wie Mutter den aristokratischen Familien entstammten. Da man aber dieses Prinzip in der Praxis nicht streng durchführte, wurde einerseits die rassliche Sonderstellung der Oberschicht durchbrechen, andererseits eine weitere Mischung der einheimischen

[11]) Siehe Hilde Thurnwald, „Menschen der Sudsee", S. 7 u. 17.

papuanischen Bevölkerung nicht nur untereinander, sondern auch mit den melanesischen Einwanderern gefördert. Ergebnis sind die zahlreichen Mischtypen in anthropologischer Beziehung und in politischer die Stellung der Vasallen, der *minei.*

Aus diesen Betrachtungen erhellen die Einwirkungen sozialer Sitten, deren Erschütterung durch politische Vorgänge und die Auswirkung beider einerseits durch Erschütterung der „Nahzucht", wie sie in der unter Sippen abgegrenzten Heiratsordnung in Erscheinung tritt, ebenso wie bei der aristokratischen Absonderung. Andererseits führt das dauernde nahe Zusammenleben zu Mischungen, und folglich zu einer Umbildung der Typen. Doch decken sich die in Erscheinung tretenden anthropologischen Typen heute, wie gesagt, keineswegs mit der politischen Schichtung, weil rassliche Mischung und Vererbung nach anderen (biologischen) Prinzipien vor sich gehen, als die (soziologische) Nachfolge in die Häuptlingschaft. Wir finden daher die rasslichen Typen auf die verschiedenen Schichten verteilt, obwohl mit gewissen Bevorzugungen.

Namentlich wirkt sich die Mengung (das Durcheinandersiedeln der Schichten) und die politische Zusammenfassung der Hörigen einer Häuptlingschaft durch den Großhäuptling zu einer Gaugemeinde in Einrichtungen aus, die geeignet sind, den Zusammenhang unter den Gaugenossen, besonders zwischen Häuptling und Hörigen zu stärken. Diese Einrichtungen bestehen vorwiegend in der Organisation eines Austauschsystems von Schweinen und Muschelgeld, und vor allem in Verteilungen an Schweinefleisch unter die Gaugenossen durch den Großhäuptling bei verschiedenen Festen (Heirat und Totenfeste). Dadurch wird ein Netzwerk freundschaftlicher Beziehungen von Gaben und Verpflichtungen zu ihrer vollwertigen Entgeltung gesponnen[12]), das ebensowenig abreißt, wie die Fehden und Rachetaten der alten Zeit. So überschnitten sich freundschaftliche Gruppierungen mit feindlichen, aber ohne daß diese Gruppierungen durch Dauerhaftigkeit zu einer inneren Organisation gelangten. Zumal neue Umstände stets einen Stimmungswechsel hervorzurufen vermochten.

Wenn auch im allgemeinen die persönlich-freundschaftliche Einstellung unter den Gaugenossen einer Häuptlingschaft überwog, fehlte es nicht an kleinen und großen Feindschaften, ja an Rachetaten unter ihnen. Denn die Häuptlingschaft wird durchschnitten von der Zugehörigkeit zu Verwandtschaftsgruppen (es gibt keine organisierten Sippen mehr, wie etwa in Nagavisi). Hierbei kommt es vor allem auf die Nähe der Verwandtschaftsbeziehung (einschließlich Verschwägerung) an. Dieser nach verwandtschaftlicher Nähe orientierte Zusammenschluß trat immer in Wettbewerb zu dem nach der Angehörigkeit zur Häuptlingschaft. Zog eine Häuptlingschaft gegen eine andere in den Kampf, so enthielt sich oft der eine oder andere der Teilnahme, falls er „drüben" einen befreundeten Vetter oder Schwager hatte und konnte später als geeigneter Friedensvermittler dienen. Zwang zur Teilnahme am Kampf wurde nicht ausgeübt, und man respektierte eine gewisse Entscheidung. Sie hing ganz vom Einzelfall ab. Denn auch Verwandte hatten oft ihren Zank. Ich brauche

[12]) Näheres darüber in „Pigs and Currency" in Oceania V/4. Dez. 1934; und „Ein vorkapitalistisches Wirtschaftssystem in Buin" im „Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie", Okt. 1937.



nur einen zehnjährigen Krieg unter zwei Brüdern (Häuptlingen) im Gau Burébhuru bei Aku in Buin erwähnen. Hält man sich das vor Augen, so wird man die Bedeutung der Verpflichtungen um so besser würdigen, die aus dem Austauschsystem hervorgehen und die Beteiligten in ein freundschaftlich verbindendes Netzwerk von Kulturbeziehungen verstricken. Dieses knüpft sich ganz besonders an die Heiraten.

Daraus ergibt sich, daß 1. die verbindende Kraft der Verwandtschaft allein, wenn auch keineswegs erloschen, doch stark überschattet wird, 2. vom politischen Zusammenschluß, und daß dieser 3. durch freundschaftliche Tauschbeziehungen, ganz besonders bei Heiraten, eine Eindämmung erfährt.

Diese ineinandergreifenden Gruppierungen nach verschiedenen Gesichtspunkten waren geeignet für die Berührung der verschiedenen Rassenelemente zu wirken und für das Herauswachsen einer gemeinsamen Sprache, Benutzung der gleichen Fertigkeiten und Kenntnisse, und das Entstehen einheitlicher Sitte und Kultur, die sich über die ganze über 7000 Seelen zählende Landschaft von Buin erstreckt. Getragen wurde diese Einheitlichkeit vom Verhaltungs- und Haltungsvorbild der Häuptlingschicht, deren Sitten und Auffassungen sich die anderen anglichen. Die einzelnen Häuptlingsfamilien verbündeten sich durch besondere Verbrüderungsfeste (*Unu*) untereinander und waren auf diese Weise als Führer zu einem „Kern", einer tonangebenden „Elite", zusammengeschlossen. Man wird sagen können, daß diese Schicht sowohl sozial als auch geistig ausschlaggebend war, daß aber die sprachliche Fassung in der Zunge des „Volkes" erfolgte, während rasslich teils wegen der Mischungen, teils wegen der geringeren Kinderzahl der aristokratischen Frauen, der Anteil der Einwanderer an der Bevölkerung von Buin in Rückbildung begriffen war. Zu diesem rassischen Schwinden kommt, daß neuerdings auch die Bedeutung der Häuptlingsschicht, besonders unter weißem Einfluß, erheblich zurückgegangen ist, zumal die Häuptlinge jetzt ihre Unabhängigkeit, zum Teil ihre Autorität, eingebüßt haben.

Daraus geht hervor, daß die geistigen Faktoren freundschaftlichen und kulturellen Zusammenschlusses stärker sind als die politische Sonderstellung der Gruppen, letztere aber wieder die Heiratsordnungen alten Stils zur Seite zu schieben imstande waren. Die Heiratsordnungen als bewußt eingerichtete Regelungen des Verhaltens beseitigten wieder die „ursprüngliche" und „natürliche" Sexualwahl unter den Geschlechtspartnern. Man ersieht also, in wie wechselnder Weise Fortpflanzung und Vererbung durch eine Reihe gestaffelter Einflüsse sozialer Organisation des Heiratsmechanismus, politischer Schichtung und kultureller Faktoren gelenkt werden.

Es ist ferner wert zu erwägen, wie lange Zeit, wie viele Generationen hindurch eine bestimmte Regelung wirksam zu sein pflegt, denn die Wiederholung der Paarungen gleicher Art erhöht ihre Durchschlagskraft im Vererbungsgang. Am weitesten historisch zurück zu verfolgen sind die Heiratsordnungen, und unter diesen ist wieder die sippenmäßig gebundene wahrscheinlich älter in der Vergangenheit des Menschentums als das Verdoppelungs- oder Halbierungssystem. Bei der sippenmäßig gebundenen Heiratsordnung findet sich nicht nur das Verbot einer Verbindung unter gewissen Verwandt-

schaftsgraden, sondern eine ausgesprochene Bevorzugung bestimmter Verwandter, z. B. der Bölkenvettern, wie oben angedeutet. Es ist klar, daß dadurch die „Nahzucht" noch stärker gefördert wurde als durch bloße Heiratsbeschränkungen. Auf je weniger Familien eine Heiratsordnung sich bezieht und je länger sie Bestand hat, desto schärfer wird sie ihren Typ herausarbeiten und weiter durchsetzen. Die Erweiterung der Stämme beim Halbierungssystem vermehrt die Zahl der für die Paarungswahl in Betracht kommenden Partner, hat gewöhnlich keine so weit zurückreichende Dauer und ist auf mitunter recht heterogene ursprüngliche Fortpflanzungsgemeinschaften zurückzuführen. Darum wird man bei solchen Stämmen (mit Halbierungssytem) größere Verschiedenheiten im Typ finden, wie es z. B. unter den Küstenbewohnern der Blanche Bay der Gazelle-Halbinsel Neu-Pommerns (New Britain) der Fall ist. Selbstverständlich hatte diese Heiratsordnung (mit Halbierung) zu einer gewissen Vermischung und Verwischung der ursprünglichen Unterschiede beigetragen, aber sie gestattete auch das gelegentliche Herausmendeln der Typen der Elementarrassen. Hand in Hand damit ging, die Vermischung fördernd, allerdings nach eigenen Gesetzen, die Assimilierung der technischen und geistigen Ausrüstung und der kulturellen Haltung, so daß der Eindruck von „Rehomogenisierung", von einer Wiedervereinheitlichung des somatischen Typenbildes zusammen mit dem von Kultur und Sprache erweckt wird. Tatsächlich darf die Vererbungsforschung in solchen nicht seltenen Fällen nicht vergessen, daß in scheinbarer Ähnlichkeit ganz verschiedene Erbkomponenten stecken können.

Die Unterschiede an Typen nehmen noch größere Breite ein, wo es zu Überschichtungen gekommen war, wie an dem Beispiel von Buin illustriert wurde, wo eine nicht geringe Verschiedenheit von somatischen Typen (deren Varianten durch die Mischungen erhöht wird) durch gemeinsame Kultur und Sprache zusammengeschlossen wird. Denn die Sprache ist rascher assimilierbar als die nur in vielen Generationen und durch Kreuzungen heterogener Eltern erschütterbaren Rassenelemente. Noch labiler ist die Kultur, deren einzelne Phasen innerhalb bloß einer Generation geändert werden können.

Die Vorgänge und Abläufe auf dem Gebiete der Fortpflanzung und Typenbildung sind aber in jedem Einzelfalle verschieden von den Faktoren, welche die Sprachbildung bestimmen und von denen, welche die politische Herrschaft und die verschiedenen Seiten des kulturellen Lebens gestalten. Daher die unendliche Mannigfaltigkeit, selbst auf engerem Gebiet, in der Verteilung von Typ, Sprache, politischer Form und Kultur.

Die politische und soziale Verfassung der Polynesier (Samoa, Tahiti, Hawaii usw.) und Mikronesier (Karolinen, Marshall-Inseln usw.) hat sich z. B. oft stärker aristokratisch ausgeprägt erhalten als auf Buin und hat rückwirkend darum auch die Verschiedenartigkeit der Typen auf einzelnen Inseln schärfer bewahrt. Bei den Maori auf Neuseeland dagegen scheint die Rehomogenisierung früher eingesetzt und zu einer größeren Vereinheitlichung des Typs beigetragen zu haben.

Dies sind Vorgänge, die natürlich nicht auf dem großen Ozean beschränkt sind, sondern in Afrika, Asien oder Amerika sich in ähnlicher Weise abgespielt haben und eine Wechselbeziehung zwischen den Formen des politischen und sozialen Lebens, den kulturellen Strömungen und den Fortpflanzungsgemein-

schaften erkennen lassen, wie angedeutet wurde. Das bedeutet mit anderen Worten, daß dadurch ein **Funktionszusammenhang** unter diesen verschiedenen Kräften besteht, obwohl eine jede dieser Kräfte ihre Eigengesetzlichkeit wahrt.

Spuren solcher Umgestaltungen und Ausgleiche zu neuen Fortpflanzungsgemeinschaften auf Grund kultureller und sprachlicher Angleichung kann man bei den verschiedensten Völkern finden. Da aber kulturelle, sprachliche und rassliche Gestaltung sowohl sehr **verschieden schnelles Tempo** und **ungleichen Rhythmus** besitzen, als auch in ihrem **strukturellen Aufbau** ganz andersartige Eigenschaften aufweisen, findet sich eine Diskrepanz unter ihnen, die das Spiel um den Machtbesitz treibt. Die Vorgänge selbst aber sind psychologisch und soziologisch eindeutig in ihrer Richtungnahme bestimmt (natürlich kann der tatsächliche Ablauf durch strukturelle Besonderheiten oder durch Eingriffe von außen in besonderer Weise abgebogen werden[13]).

Das äußert sich z. B. im Unterschied zwischen der biologischen **Auslese** und der soziologischen **Siebung**[14]). Erstere bezieht sich auf die Fortpflanzung. Die Heiratsordnungen schreiben eine künstliche Auslese vor. Es kann daher keineswegs von einer „natürlichen" Auslese bei der Paarung unter Naturvölkern ohne weiteres die Rede sein. Im Gegenteil, bei uns herrscht heute viel mehr „natürliche" Paarungsauslese, wenn man darunter ein stärkeres Hingegebensein an Impulse und persönliche Zu- oder Abneigung versteht.

Dort, wo sich unter Naturvölkern und in archaischen Gemeinwesen die Heiratsordnungen lockern und die Paarungsauslese von den Eltern vorgenommen wird, spielen Gesichtspunkte von Rang und Reichtum hinein, während die unteren Schichten in solchen Gemeinwesen mehr zu einer „natürlichen Auslese" zurückkehren. Die Siebung bezieht sich auf den Auf- oder Abstieg im Organismus eines Gemeinwesens. Sie hat so weit Berührung mit der biologischen Auslese, als in sozial-geschichteten Gemeinwesen diejenigen, die im Rang hochgeklettert sind oder Reichtum erworben haben, sich in dieser höheren Schicht nun ihre Ehepartner suchen können. Allerdings kommt solchen Vorgängen **keine Kraft** zu, neue Rassenelemente zu produzieren, weil die Vorgänge nicht genügend viel Generationen hindurch wirksam sind. Höchstens kommt es zur Gestaltung von Volkstypen, in denen bestimmte Rassenelemente „gelöst" sind oder sich noch als Kernbestandteile erhalten haben.

Dort jedoch, wo Heiratsordnungen bestehen oder auch nur die aristokratische oder kastenmäßige Abschließung einer Gruppe von Familien als Fortpflanzungsgemeinschaft beobachtet wird, hat der soziale Auf- oder Abstieg, also die soziale Siebung, nichts mit der biologischen Paarungsauslese zu tun. Eine je wichtigere Rolle die **soziale Staffelung** eines Gemeinwesens spielt und je weiter fortgeschritten der **Kulturausgleich** unter zusammenlebenden ethnisch heterogenen Gruppen ist, desto mehr untergraben neue Staffelung und Kulturausgleich hinwiederum den Bestand alter Paarungsgemeinschaften. Immer besteht die Tendenz, daß ein politisches Gemeinwesen zusammenschließend auf die in ihm vorhandenen Rassenelemente wirkt. Doch

---

[13]) Ausführlicheres in meiner „Menschlichen Gesellschaft", Bd. IV, 1935, S. 266 ff., 304 ff.

[14]) Vgl. dazu meinen Aufsatz: „Zur Kritik der Gesellschaftsbiologie" im Archiv für Sozialwissenschaft 52/2, 1924, S. 482; und Bd. IV der „Menschl. Ges.", S. XVII und 307 ff.

kann das gewöhnlich nur begonnen, nicht durchgeführt werden, weil der Lebensablauf der Gemeinwesen ungleich viel schneller ist als die biologische Umgestaltung der menschlichen Erbmassen durch Mischungsvorgänge, die viele Generationen erfordern, um zur vollen Auswirkung zu gelangen.

Diese neuen Fortpflanzungsgemeinschaften der Völker sind 1. verhältnismäßig groß, umfassen 2. eine mitunter erhebliche Zahl von Rassenelementen, und befinden sich 3. infolge des langsam vor sich gehenden Mischungs- und Assimilationsprozesses in einem labileren Zustand als die verhältnismäßig viel stabileren homogenen oder doch nur wenig gemischten Heiratsgemeinschaften (Sippen, Klans, Stämme, Gemeinden) der Naturmenschen. Die beständige biologische Umformung der großen Völker hat einerseits Errungenschaften verschiedener Stämme verbunden und befruchtet, hat aber auch andererseits beigetragen durch die Mischungen eine höhere Variabilität hervorzubringen und so dem Siebungsbedarf der komplizierteren Kulturen gerecht zu werden. Andererseits stellen sich im Rhythmus der Vorgänge bei Völkern Epochen ein, die den bisherigen Bestand aus Rassenelementen konsolidieren wollen.

Dort, wo sich unter Natur- und archaischen Völkern die Heiratsordnungen lockern, und die Paarungsauslese von den Eltern vorgenommen wird, spielen Gesichtspunkte von Rang und Reichtum hinein, während die unteren Schichten in solchen Gemeinwesen, wie erwähnt, mehr zu einer „natürlichen Auslese" zurückkehren.

Erst politische Zusammenschlüsse zu Gemeinwesen und Staaten schaffen aus neben- und miteinander lebenden Rassenelementen (Lokalrassen) „Völker". Während die Heiratsordnungen die kleinen Fortpflanzungsgemeinschaften isolierten, wurden durch den politischen Zusammenschluß verschiedener Fortpflanzungsgemeinschaften (Rassenelemente) die ethnischen Begrenzungen eingerissen und in der Folge eine neue erweiterte Fortpflanzungsgemeinschaft begründet. Diese spaltete sich infolge politischer und wirtschaftlicher Vorgänge in soziale Schichten auf. Neue und vergrößerte politische Vereinheitlichung wirkt in der Richtung eines Ausgleichs aller im Gemeinwesen vereinigten Rassenelemente[15]). Theoretisch genommen könnte sich eine solche „Rehomogenisierung", eine Wiedervereinheitlichung durchsetzen, wenn sie genug Generationen hindurch dauern würde. Das ist aber nur selten der Fall (Japan ist vielleicht ein solcher Fall) und so kommt es gewöhnlich nur zur Ausbildung eines kulturellen, höchstens eines sprachlichen Neutyps (wie etwa durch die Abtrennung Hollands vom Deutschen Reich und wieder der südafrikanischen Buren von den Niederländern). Da aber die Rassenelemente stark an ihre Wohnräume angepaßt sind, so bewahren sie ihre Eigenschaft als lokale Volkskerne, falls die Erschütterungen nicht zu groß sind (sie waren z. B. nicht zu groß in Holland). Solche lokalen Volkskerne haben sich z. B. in Holland verselbständigt, und assimilierten nur fremde, z. B. Spanier, Mischlinge mit Javanern u. dgl. Die abgewanderten Buren assimilierten sich in einem anderen Raum (Südafrika) hauptsächlich mit Franzosen und Deutschen.

Man wird also sagen können, daß die politischen Faktoren durch Erweiterung des Machtgebietes die Mischung der von ihnen umfaßten Rassenelemente

[15]) Über diese hier nur angedeuteten Vorgänge ausführlicher in Bd. IV meiner „Menschlichen Gesellschaft", 1935, S. 89 ff., 164 ff., 266 ff., 301 ff.



fördern. Dies tritt namentlich bei kolonisierenden Völkern in Erscheinung, wenn auch mit gewissen Unterschieden im Tempo. Es sei an das Beispiel des von Kleinasiaten überschwemmten Athen, des alten römischen Imperiums erinnert, an die Infiltration fremder Rassenelemente nach Spanien und Portugal, heute in zunehmendem Ausmaß nach Frankreich und selbst nach England. Das Problem der gewissermaßen „passiven" Kolonisation der Vereinigten Staaten von Amerika durch Hereinnehmen billiger fremder Arbeitskräfte kann hier nur erwähnt werden.

Somit darf man sagen, daß heute gerade umgekehrte Tendenzen am Werke sind als in der Zeit der primitiven Heiratsordnungen, und zwar durch Erweiterung der politischen Machtgebiete, die wieder erst durch die erhöhten Leistungen der Technik besonders auf dem Gebiete des Verkehrs ermöglicht wurde.

Die politischen Faktoren und die Organisation der Wirtschaft, die Hereinnahme fremder billiger Arbeitskräfte, sei es durch Sklaverei, Hörigkeit oder kapitalistischen Lohnbetrieb, wirken im Sinne eines Neben- und Durcheinanderlebens der Rassenelemente und führen früher oder später zu Vermischungen. Der politische Zusammenschluß hat daher heute die Funktionen der ehemaligen Heiratsordnungen für die in bestimmter Weise aus oft heterogenen Rassenelementen zusammengesetzten Völker übernommen und steht vor einer besonderen Aufgabe.

Damit kommen wir zur Klärung der oft angeschnittenen und viel verwechselten Fragen vom Untergang von Kulturen, von Völkern und von Rassen. Kulturen ändern sich im raschen Rhythmus ihrer Phasen. Vom Zusammenbruch einer Phase kann oft gesagt werden, daß neues Leben aus ihren Ruinen blüht. Anders bei Völkern. Denn dabei handelt es sich sowohl um die Organisation, die das Leben von Menschen, die Verteilung der Rassenelemente, Auslese und Siebung, also die Zukunft beeinflußt. Der Rhythmus ist hier viel langsamer. Nicht immer gehen aber infolge Beimischung durch Einwanderer alle Erbmassen verloren, wenn auch der Name oder die politische Selbständigkeit zeitweilig untergehen oder wenn die Rassenelemente, aus denen ein Volk zusammengesetzt ist, sich verschieben (wie in Ägypten, Persien, Griechenland). Rassen können entweder durch Aussterben (Indianerstämme, australische Stämme, Tasmanier) zugrunde gehen oder durch Vermischung (Ligurer, Hawaiier, Tahitier), so daß nur die alte Fortpflanzungsgemeinschaft erschüttert ist. Im übrigen aber beruht das Beharrungsvermögen eines Rassenelementes auf der Dauer und Enge der „Nahzucht".

Hier sollte gezeigt werden, wie die Menschheit schon in Zeiten geringer Naturbeherrschung und in „primitiven" Lebensformen begonnen hat, das Schicksal ihrer Nachkommenschaft durch Schaffung umgrenzter Fortpflanzungsgemeinschaften, nämlich durch die Heiratsordnungen (wenn auch ohne biologische Absicht) direkt zu beeinflussen. Aber andere Menschenschöpfungen und Einrichtungen, die wir mit dem Sammelnamen „Kultur" belegen, haben indirekt noch viel mehr, die Verschiebungen und Änderungen im Sinne einer Erweiterung der Fortpflanzungsgemeinschaften geformt. Dadurch wurde das früher zusammenschließende Band der Blutsverwandtschaft durch politische Macht ersetzt. Letztere hat in der späteren Menschheitsgeschichte das Schicksal der Völker, ihre Zusammensetzung aus Rassen-

elementen und deren Verteilung gelenkt. Daher dürfen wir diese aus Geistesrichtung und seelischer Haltung entstehenden Mächte der Gestaltung und Wandlung der Völker neben den rein biologischen Vorgängen, von denen sie selbst in gewissem Ausmaß ein Niederschlag sind, nicht aus dem Auge verlieren.

Erst die Berücksichtigung dieser Kräfte ermöglicht es heute, von unserem Standpunkt und von der Kenntnis ihrer Wirkungsweise aus selbst gestaltend in das Schicksal der Fortpflanzungsgemeinschaften einzugreifen. Das zu tun ist jedes Volk berufen. Nur denjenigen Völkern wird aber auf die Dauer Erfolg winken, die diese neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiete der soziologischen Schicksalsgestaltung weitausschauend auf ihr eigenes Gesellungsleben anwenden. Es ist nicht eine Frage der „Ansicht", sondern die Menschen bemächtigen sich damit ebenso der (biologischen) Naturgewalten, wie sie das durch Verwendung der Dampfmaschine oder der Elektrizität auf physikalischem Gebiete taten. Wie die Kunst der Erziehung und Schulung greift auch hier in den entscheidenden Jahren der Fortpflanzung eine geistige Lenkung durch die regulierenden Mächte der Volksgemeinschaft ein, wie das im Stadium des Lebens von Naturmenschen durch die Heiratsordnungen geschieht. Ebenso wie diese in sozialpsychologischer Weise wirksam werden, ist das auch heute bei den rassehygienischen und erbbiologischen Maßregeln der Fall. Ihre Wirksamkeit kann natürlich erst durch einen Bestand, der viele Generationen hindurch dauert, zur vollen Entfaltung gelangen.

Beiträge zur Kenntnis der Weichteilanatomie des Neanderthalers

Von

Prof. Dr. *Edward Loth,* Warszawa (Warschau)

Mit 20 Abbildungen

Bekanntlich verfügen wir heute über etwa 30 Funde der Neanderthalrasse. Darunter befinden sich zwar nur einige mehr oder weniger vollständige Skelette. Trotzdem war es möglich, die Rekonstruktion des vollen Neanderthaler-Skelettes zu wagen; so hat Boule schon 1911 eine Zusammenstellung gegeben und 1932 (234) gab Weinert uns einen neuen derartigen Versuch.

Was aber die dem Neanderthaler vorangehenden Hominiden anbelangt, so sind wir noch lange nicht so weit. Außer den fünf Femurfragmenten des Pithecanthropus und einigen Knochen des Sinanthropus (Clavicula, Naviculare, Humerusfragmente usw.) sind uns leider nur Kalotten und Unterkiefer von diesen Hominiden bekannt, so daß hier von guten Skelettkenntnissen noch keine Rede sein kann. Aber auch bei dem Neanderthaler mehren sich die Zweifel, je mehr Funde gemacht werden. Die Serienuntersuchung bringt uns immer wieder neue Probleme zum Vorschein. Jedoch müssen wir zugeben, daß unsere diesbezügliche Kenntnisse fortgeschritten sind, wenn, was die Mor-

phologie der einzelnen Knochen der Neanderthalrasse anbelangt, noch viele Fragen offenstehen.

Anders steht es mit den Weichteilen. Es ist selbstverständlich, daß ein geübter Morphologe aus den Knochenmerkmalen manches über die Muskelansätze und allgemeine Form der Muskeln aussagen kann, doch steht die Sache anders, wenn er nach den Knochenfragmenten ganze Muskeln rekonstruieren will. Hier ist ein unendliches Feld zur weitgehenden Willkür gegeben und äußerste Vorsicht in der Schlußfolgerung geboten. So z. B. wissen wir bis jetzt über den Rumpf und Thorax des Neanderthalers nur recht wenig, die einzelnen Rippen, Sternum, Scapula und Beckenfragmente erlauben es nicht, mit voller Sicherheit über die Gestalt und Form des Rumpfes zu urteilen. Demzufolge ist es schwer, Genaues über die größten Muskeln des Rumpfes zu sagen. Was die anderen Körperabschnitte anbelangt, so stoßen wir bei jedem Versuch der Rekonstruktion ebenfalls auf große Schwierigkeiten. Und trotzdem finden wir in der Literatur viele Angaben über einzelne Muskelansätze und deren Form bei den Neanderthalern zerstreut.

Es ist verständlich, daß ich, nachdem ich 1931 mein Werk über die Weichteilanthropologie abgeschlossen hatte, mich für die Frage der Neanderthalweichteile zu interessieren begann. Dabei mußte ich zunächst, um diesen Zweig weiter auszubauen, die Zusammenstellung der bisherigen Angaben machen. Als ich dann aber an den Versuch heranging, die Rekonstruktion der Weichteile zu wagen, war ich recht bald überzeugt, daß noch jahrelange Studien notwendig sein würden, um zu einem befriedigenden Resultat zu kommen. Ich will nun in dieser kurzen Studie versuchen, die bisherigen Angaben mit einigen Resultaten meiner Untersuchungen zusammenzustellen, um auf diese Weise die Frage zur Diskussion zu bringen und auf die Möglichkeiten und Ausblicke dieser Forschung in der Zukunft hinweisen.

Beginnen wir mit dem Rumpf.

Ich habe bereits erwähnt, daß unsere diesbezüglichen Skelettkenntnisse des Neanderthalers recht dürftig sind. Vor allem sei daher zunächst kurz mitgeteilt, was uns von den einzelnen Elementen des Rumpfes, nämlich der Wirbelsäule, den Rippen, dem Sternum, der Clavicula und Scapula und dem Becken bekannt ist.

Wirbelsäule: Wir kennen keine einzige vollständige Wirbelsäule. Einzelne mehr oder weniger gut erhaltene Wirbel und Wirbelsäulenabschnitte sind uns von den Funden Chapelle-aux-Saints, La Quina, La Ferrassie, Krapina und den Palästinafunden (Tabun, Skhul) bekannt. Allerdings haben sich schon manche Forscher über die Form der Wirbelsäule des Neanderthalers geäußert, vor allem Boule (1911), H. Martin (1923) und Gorjanovič-Kramberger (1906).

Diese Angaben betrafen nur in wenigen Fällen die ganze Wirbelsäule und befaßten sich meistens nur mit der Halswirbelsäule. Aus der Länge der Dornfortsätze und der fehlenden Lordose zog Boule (1911) Schlüsse bezüglich der einheitlichen kyphotischen Kurvatur der ganzen Wirbelsäule. Doch stehen die Untersuchungen von H. Martin (1923) für La Quina und Gorjanovič-Kramberger für Krapina (1906) damit nicht im Einklang. Auch v. Eickstedt (1925, 366) äußerte sich über diese Verhältnisse mit Vorsicht. Teilweise sind auch unsere allgemeinen Kenntnisse über die Wirbelsäule, ihre Maße, die

Größe der einzelnen Wirbel und Abschnitte noch zu dürftig, um aus den zur Verfügung stehenden Neanderthaler-Fragmenten über das ganze fehlerlos urteilen zu können.

Wir können also an Positivem nur annehmen, daß die Wirbelsäule der Neanderthalrasse wohl kürzer war, als beim rezenten Europäer, was mit dem kleineren Wuchs in Zusammenhang steht.

Sternum: Über das Brustbein und seine Form beim Neanderthaler wissen wir so gut wie gar nichts. Und doch sagt uns die Beobachtung dieses Knochens bei den Anthropoiden, daß er durchaus nicht gleichgültig für die allgemeine Thoraxform ist.

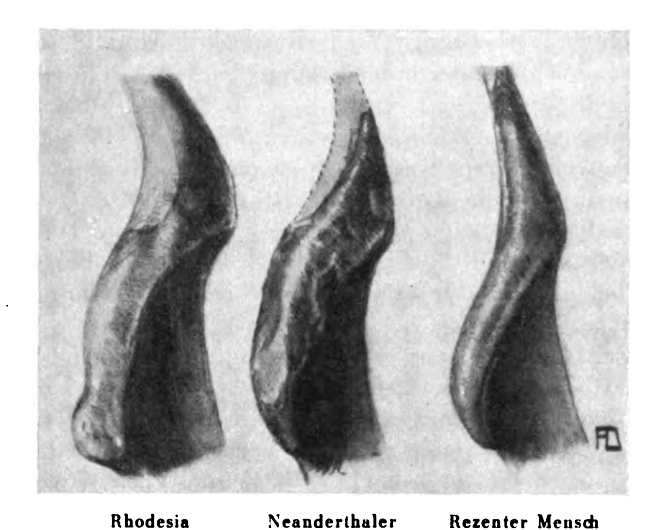
Rippen: Rippenfragmente sind uns aus manchen Funden bekannt: so von Neanderthal, Spy, Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie, Le Moustier, Krapina usw. Dabei sind jedoch nur einige erste Rippen von Krapina mehr oder weniger vollständig, von den übrigen sind nur Fragmente vorhanden. Untersuchungen über die Rippen wurden von Boule (1911) und Gorjanovič-Kramberger (1906) gemacht.

Boule (1911) befaßte sich allerdings nur mit der Form des Rippenquerschnittes, wobei er prägnante Differenzen fand, und Gorjanovič-Kramberger (1906) betrachtete vor allem die Krümmung der ersten Rippen, die er geringer fand. Sonst sind uns keine eingehenden Untersuchungen der Neanderthalerrippen bekannt. Wie aber aus den vergleichend-anatomischen Untersuchungen von Stabholz (1935) und Cederbaum (1935) zu ersehen ist, steht hier ein weites Feld für weitere Untersuchungen offen. Was zunächst die Angaben von Boule anbelangt, müßten die Rippenquerschnitte genau von demselben Rippenabschnitt verschiedener Knochen gemacht werden, was, wie es scheint, nicht der Fall war. Der Rippenbogen und die Krümmung sind bei dem Neanderthaler, wie ich mich selbst überzeugen konnte (die Untersuchungen darüber sind noch nicht abgeschlossen), tatsächlich geringer. Infolge dieser Faktoren muß der ganze Brustkorb eine andere, nicht so stark abgeflachte, mehr tonnenförmige Form gehabt haben.

Scapula: Hinten auf dem Brustkorb ruht die Scapula, die bekanntlich als Ansatzpunkt für viele starke Rücken- und Rumpfmuskeln dient. Dieser Knochen ist wohl am genauesten von allen bisher erwähnten bearbeitet. Zunächst ist an die Arbeiten von Boule (1911, 220), v. Eickstedt (1925), Gorjanovič-Kramberger (1926) und Hrdlička (1930) zu denken, die uns einen Überblick über die Fragmente der Scapula vom Neanderthal, Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie und Krapina (21 Objekte) und auch anderer primitiver Rassen geben. Es interessiert uns zunächst der am häufigsten erhaltene Axillarrand mit zwei Axillarrinnen (Facies axillaris bisulcata), wovon die ventrale reduziert sein kann, wohl aber die dorsale (Sulcus axillaris teretis) besteht und sogar einen knöchernen Kamm bildet.

Becken: Für die Rumpfmuskulatur hat nur der Beckenkamm Bedeutung, an dem die Bauchmuskeln ihren Ansatz finden. Dieser Beckenkamm kann an den Abgüssen und Fragmenten von Neanderthal, Chapelle-aux-Saints (Boule 1911), Rhodesia (Pycraft 1930) und Krapina (persönliche Untersuchungen) studiert werden, und obwohl die Fragmente beschädigt sind, gibt er uns einigermaßen Aufschluß über die Stärke der sich hier ansetzenden Muskeln (Abb. 1).

Überblicken wir jetzt das Ganze, so sehen wir, daß von einer wissenschaft-



Rhodesia Neanderthaler Rezenter Mensch

Abb. 1. Die Kante der Beckenschaufel von oben gesehen
Ihre Breite gibt Aufschluß über die Stärke der sich hier ansetzenden Bauchmuskeln

lich begründeten Vorstellung über die Form und Größe des Rumpfes und speziell des Brustkorbes der Neanderthalrasse noch keine Rede sein kann. Außer wenigen Ansatzpunkten ist hier ja noch alles fließend.

Die *Rumpfmuskeln* haben zum Teil ihre peripheren Ansätze außerhalb des Rumpfes am Hinterhaupt (M. trapezius), an dem Armknochen (M. pectoralis, M. latissimus dorsi) und, wie wir eben gesagt haben, am Becken (Mm. obliqui abdominis externus und internus, M. transversus-abdominis). Aus der Form dieser Ansätze kann einiges über die Morphologie der Muskeln und ihre Stärke gesagt werden. Und in der Tat finden wir derartige Meinungsäußerungen bei H. Martin (1923) über La Quina und bei v. Eickstedt (1925, 369) über den Neanderthaler.

Etwas genauer können wir über die *Hals- und Nackenmuskeln* urteilen. Zu den genannten Knochenansätzen am Schultergürtel und der Halswirbelsäule gesellen sich noch die Knochenpunkte am Schädel, vor allem am Processus mastoideus und am Nacken. Dieser Schädelteil ist uns an mehreren Funden der Neanderthalrasse bekannt, so vor allem an Chapelle-aux-Saints, La Quina, La Ferrassie, einigen Fragmenten von Krapina, Sacco-Pastore, Ehringsdorf, Steinheim a. d. Murr usw.

Vorausgesetzt, daß der Schädel etwas vorgebeugt war, müssen wir annehmen, das die Nackenmuskeln zum Halten des Schädelgewichtes recht stark gewesen sein müssen, so vor allem der Trapezius und Splenius. Von den Halsmuskeln war wohl der M. sternocleidomastoideus kürzer und schwächer entwickelt, vor allem die Pars sterno-mastoidea und cleido-mastoidea könnten in Zusammenhang mit dem schwachen Warzenfortsatz nicht stark entwickelt gewesen sein (Abb. 15).

Diese Anhaltspunkte benutzten Boule, Joanny-Durant für die Gesichtsmuskelrekonstruktion (1923) und v. Eickstedt (1925) für die Büste des Neanderthalers. Etwas anders stellte sich diese Verhältnisse H. Martin (1923)

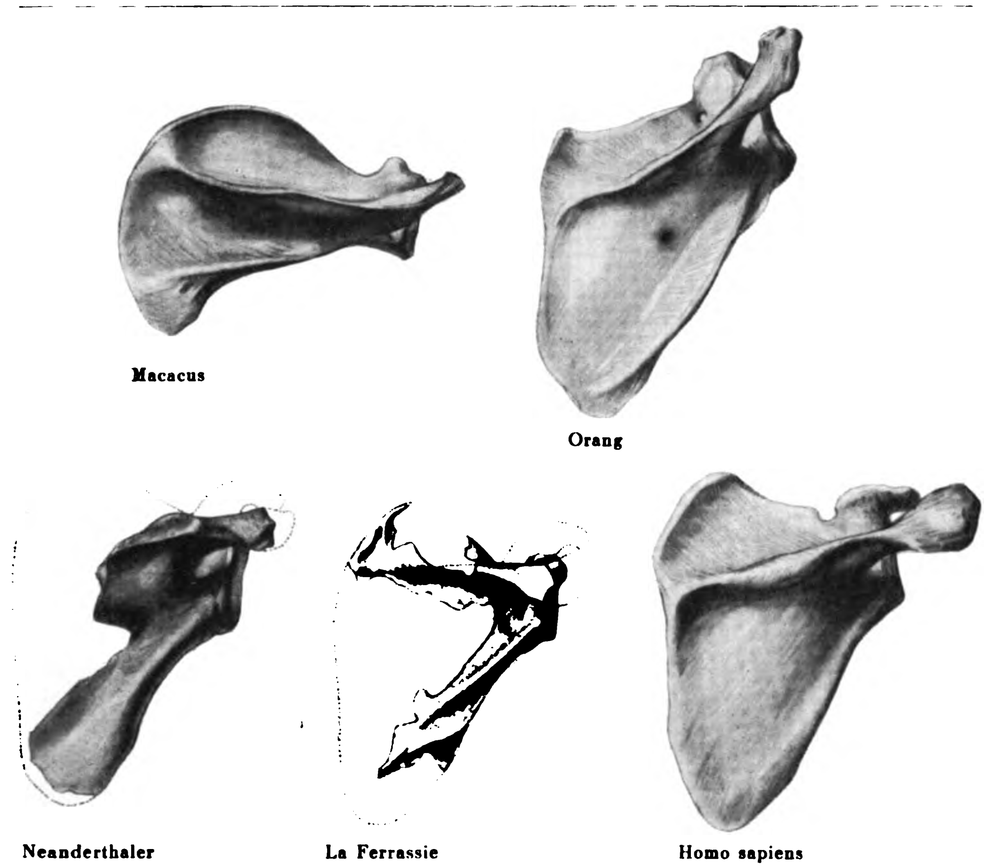


Abb. 2. Scapula vom Macacus, Orang, Neanderthalfund, La Ferrassie und Homo sapiens
zur Demonstration des Verschwindens des knöchernen Kammes (nach Hrdlička)

vor, der uns eine Neanderthaler-Rekonstruktion mit senkrechter Kopfhaltung gegeben hat. Er ist jedoch dabei auf einzelne Muskeln nicht eingegangen. Für diese Kopfhaltung tritt auch Sergi ein, was den Saccopastore anbelangt (persönliche Aussprache).

Über die *tiefen Rückenmuskeln* (Errector trunci) läßt sich einiges aus der Breite des Sacrums der hinteren Beckenpartie sagen. Aus den Untersuchungen von Boule (1911) und Pycraft (1930) ist zu ersehen, daß die Ansatzpartie für die tiefen Rückenmuskeln bei dem Neanderthaler schmäler war, was wohl mit einer schwächeren Entwicklung der gesamten Masse des Erector trunci in Zusammenhang steht. Ziehen wir noch zu diesen Erwägungen die Untersuchungen von Vallois (1922, 1928) über dieses Muskelsystem zur Erwägung, und stellen wir fest, daß tatsächlich die untere Partie der tiefen Rückenmuskeln bei den Primaten und auch Anthropoiden schwächer ist, so können wir vermuten, daß diese Muskeln auch bei dem Neanderthaler schwächer entwickelt waren als beim rezenten Menschen. Das oben erwähnte Studium der Ansatzstelle am Sacrum und dessen Schmalheit scheint diese Erwägungen zu bestätigen.

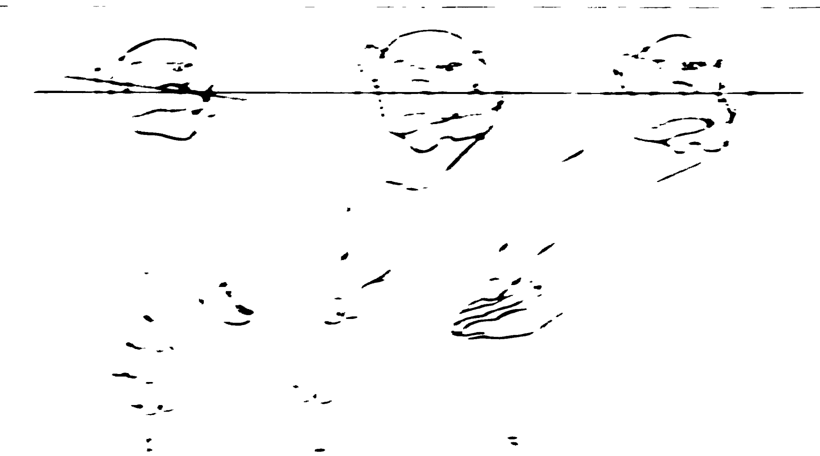


Abb. 3. Stellung der Hand in voller Supination

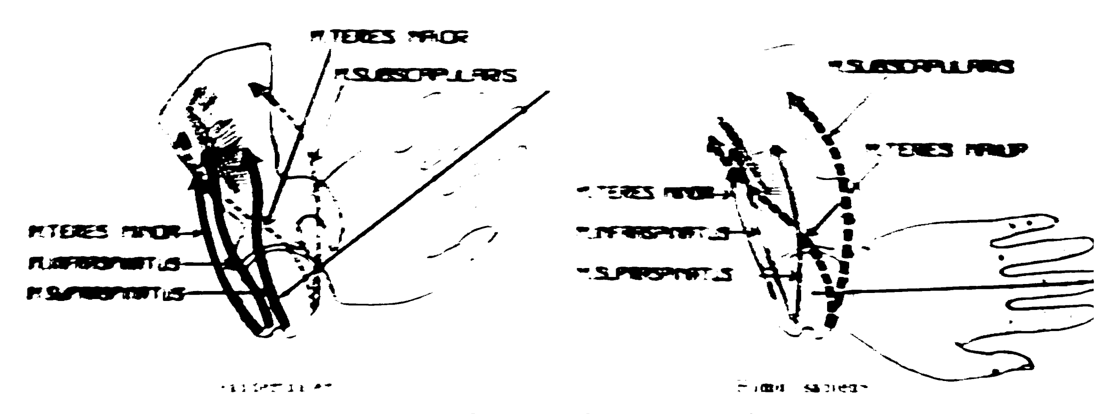


Abb. 4. Schema der Handstellung ... und Flexion von oben gesehen

Was die Extremitäten anbelangt, so besitzen wir manche Knochen, die uns über die Eigentümlichkeiten der Muskeln zu urteilen erlauben.

Beginnen wir mit der oberen Extremität.

Recht wichtig sind uns zur Beurteilung der Schultermuskeln die Überreste der Scapula, von denen oben die Rede war. Wir haben dabei von der eigentümlichen Crista, die zum Angulus inferior führt, und von dem Sulcus-axillaris-teretis gesprochen. Diese Merkmale in Zusammenhang mit einer differenten Torsion des Armknochens erlauben uns, über Verschiedenheiten der Rotatoren der Schulter zu urteilen (Abb. 2).

Zunächst jedoch noch einige Vorbemerkungen über die verschiedene Stellung des Unterarmes in *Supination*. Ein Europäer in voller Supination der Hand hält den Unterarm nach außen (Abb. 3.1). Bei den Anthropoiden ist jedoch infolge verschiedener Torsion der Oberarmepiphysen die Hand bei voller Supination nach innen gerichtet (Abb. 3.3). Der Neanderthaler nimmt eine Mittelstellung ein (Abb. 3.2).

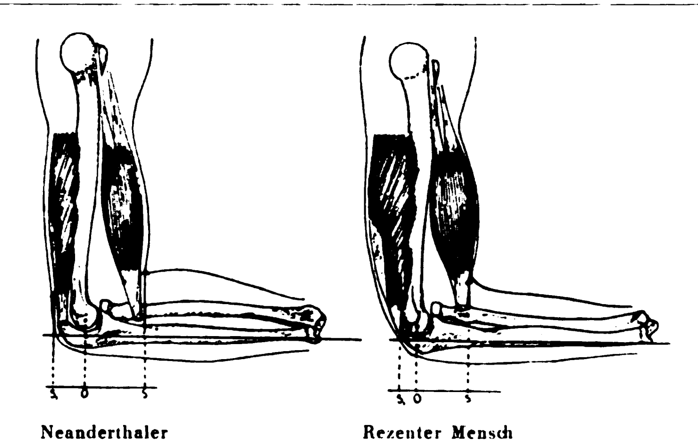


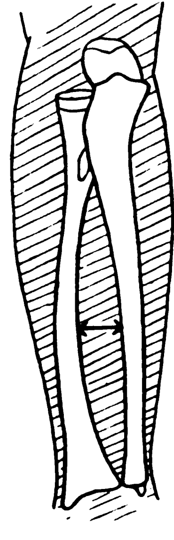
Abb. 5. Die Muskelstärke des Armes
bedingt durch die Länge des Hebels im Ellenbogengelenk (OS und OS 1)

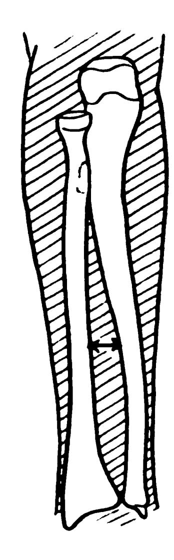
Stellen wir uns jetzt die Lage der Scapula und des Armes mit einer supinierten Hand in Flexion von oben vor (Abb. 4), so werden wir mit Leichtigkeit die Unterschiede feststellen, die den Rollmuskeln zukommen. Aus dem Schema ist zu ersehen, daß den Außenrollern (M. supraspinatus, M. infraspinatus, M. teres minor) bei den Neanderthalern eine schwerere Arbeit zukommt, während bei den rezenten Menschen das Gegenteil der Fall ist und die Innenroller (M. subscapularis, M. teres maior) die größere Arbeit zu leisten haben. Das sind wohl auch diejenigen Momente, die das Relief des scapularen Randes verursachen, woraus die oben erwähnten Unterschiede zu erklären sind.

Die Skelettreste der oberen Extremität sind zahlreich, aber meistens an den Epiphysen beschädigt (Neanderthal, Spy, Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie, La Quina, Le Moustier, Wadi al Mughara et Tabun usw.). Sie erlauben uns dennoch einige Schlüsse über die Armmuskel zu ziehen. Am *Oberarm* läßt sich einiges über die Flexoren und Extensoren sagen. Bekanntlich ist die Länge des Olecranon bei den Neanderthalern meistens größer, was andere Verhältnisse des Hebels im Kubitalgelenk bedingt. Andererseits ist die Tuberositas radii der Neanderthaler mehr nach innen gerichtet (Fischer 1906) und liegt etwas weiter von dem Drehpunkt des Kubitalgelenkes entfernt.

Diese Verhältnisse geben uns als Endresultat für die Mechanik des Ellenbogengelenkes einen Hebel mit kürzeren Armen. Um die gleiche Arbeit auszuüben, müssen daher die Oberarmmuskeln der rezenten Menschen, und zwar sowohl die Extensoren (M. triceps), wie auch die Flexoren (M. biceps) stärker sein. Oder mit anderen Worten: ein schlanker Arm des Neanderthalers konnte bei der Streck- und Beugearbeit des Unterarms die gleiche Kraft ausüben, wie ein stark muskulöser rezenter Arm. Dieser Gesichtspunkt könnte uns wohl auch die Schlankheit der Glieder mancher primitiver Stämme erklären.

Gehen wir jetzt zum *Unterarm*. Über seine Muskeln können wir nur ganz allgemein urteilen. Die stärkere Krümmung (E. Fischer 1906) von Radius und Ulna bewirkte bestimmt eine breitere Membrana interossea und verursachte dementsprechend bedeutend stärkere Muskelansätze der hier an-





Neanderthaler Europäer

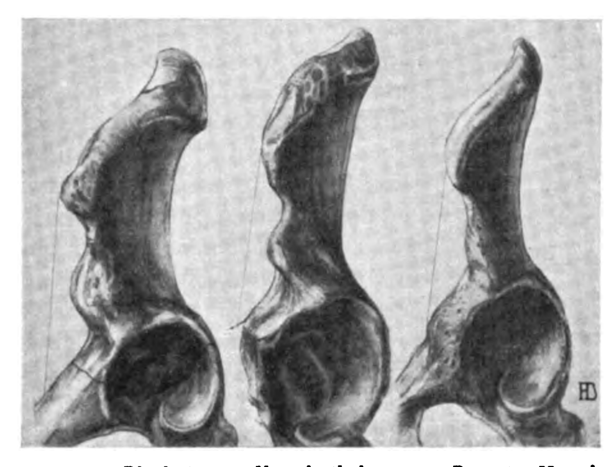
Abb. 6. Schema der Weichteilmasse des Vorderarmes
im Zusammenhang mit der verschiedenen Krümmung von Radius und Ulna

setzenden Unterarmmuskeln und damit eine im Gegensatz zum Oberarm bedeutende Vergrößerung der Muskelmasse am Unterarm. Dies mußte eine eigenartige Plastik der oberen Extremität hervorrufen, etwa in dem Sinn, wie wir es bei den Schimpansen vorfinden (Abb. 6). Was die Einzelheiten anlangt, so ist es schwer, irgend etwas Sicheres zu sagen. Wohl aber möchte ich behaupten, daß vor allem die Flexoren bedeutend weniger differenziert waren und daß ihre Endsehne nicht weit oben in einzelne Bündel getrennt war, wie wir das auch bei primitiven Rassen vorfinden (Loth 1912, 1931). Selbstverständlich steht dies im Zusammenhang mit einer weniger feinen Funktion der Finger und der Hand.

Gehen wir jetzt zur unteren Extremität über.

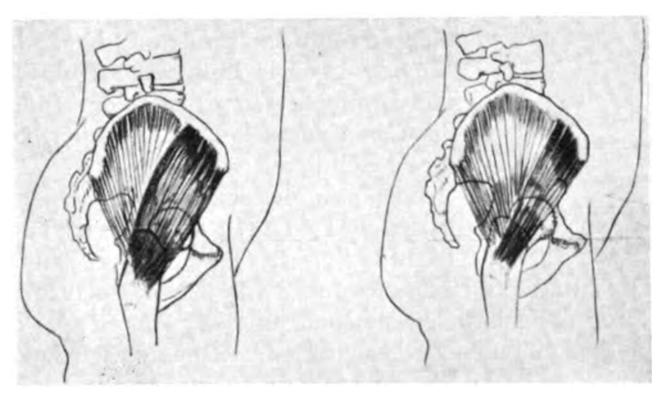
Hier müssen wir uns zunächst bei den *Muskeln des Beckens* aufhalten. Unsere Kenntnisse über das Neanderthaler-Becken sind noch recht dürftig. Einigermaßen genauer studiert sind nur die Fragmente von Chapelle-aux-Saints (Boule 1909), Rhodesia (Pycraft 1930) und Krapina (Gorjanovič-Kramberger 1906, Loth noch nicht publiziert). Vom Beckenkamm war schon vorher im Zusammenhang mit den Bauchmuskeln die Rede. Überblicken wir jetzt die Beckenschaufel (Os ilei), die zentrale Partie des Os coxae und den Tuber ischii, so können wir eine Menge von Differenzen feststellen, die auf eine Verschiedenheit des Muskelsystems hindeuten (Abb. 7).

Beginnen wir mit dem Os ilei, an dem bekanntlich die gesamte Partie der Glutealmuskulatur haftet. Am deutlichsten treten uns die Unterschiede des M. glutaeus medius-Ansatzes entgegen. Bei dem Neanderthaler und noch kräftiger beim Rhodesiabecken ragt ein starker Vorsprung an der Grenze des Muskelansatzes hervor, was uns erlaubt, die Breite dieses Muskels ziemlich genau festzustellen. Dazu kommt noch eine stärkere Einbiegung der ganzen



Rhodesia Neanderthaler Rezenter Mensch

Abb. 7. Beckenfragmente von vorn gesehen



Neanderthaler Rezenter Mensch

Abb. 8. M. glutaeus medius
vom Neanderthaler und rezenten Menschen.
Man beachte die verschiedene Stärke der vorderen Partie!

Schaufel, die sicher durch eine größere Muskelmasse hervorgerufen ist. Versuchen wir jetzt eine Rekonstruktion, so ergibt sich daraus, daß die vordere Partie des M. glutaeus medius, der bekanntlich die Funktion eines Beugers des Oberschenkels zugeschrieben wird, bei dem Neanderthaler stärker entwickelt war (Kletterfunktion und Kriechfunktion?). Dieses ist auf der Abb. 8 veranschaulicht. Recht wesentlich größer mußte auch die ganze Muskeldicke, folglich auch die Muskelmasse sein.

Betrachten wir ferner die Spina iliaca ant. sup. als Ansatz des M. sartorius und des M. tensor fasciae latae, so sehen wir bei den Neanderthalern ebenfalls bessere Möglichkeiten zu einer stärkeren Entwicklung der genannten Muskeln. Und noch deutlicher tritt uns dasselbe bei der Spina iliaca ant. inf. — als Ansatz des M. rectus femoris — entgegen. Bei dem Rhodesier kann von einer Spina überhaupt keine Rede sein. Wir stehen

fördern. Dies tritt namentlich bei kolonisierenden Völkern in Erscheinung, wenn auch mit gewissen Unterschieden im Tempo. Es sei an das Beispiel des von Kleinasiaten überschwemmten Athen, des alten römischen Imperiums erinnert, an die Infiltration fremder Rassenelemente nach Spanien und Portugal, heute in zunehmendem Ausmaß nach Frankreich und selbst nach England. Das Problem der gewissermaßen „passiven" Kolonisation der Vereinigten Staaten von Amerika durch Hereinnehmen billiger fremder Arbeitskräfte kann hier nur erwähnt werden.

Somit darf man sagen, daß heute gerade umgekehrte Tendenzen am Werke sind als in der Zeit der primitiven Heiratsordnungen, und zwar durch Erweiterung der politischen Machtgebiete, die wieder erst durch die erhöhten Leistungen der Technik besonders auf dem Gebiete des Verkehrs ermöglicht wurde.

Die politischen Faktoren und die Organisation der Wirtschaft, die Hereinnahme fremder billiger Arbeitskräfte, sei es durch Sklaverei, Hörigkeit oder kapitalistischen Lohnbetrieb, wirken im Sinne eines Neben- und Durcheinanderlebens der Rassenelemente und führen früher oder später zu Vermischungen. Der politische Zusammenschluß hat daher heute die Funktionen der ehemaligen Heiratsordnungen für die in bestimmter Weise aus oft heterogenen Rassenelementen zusammengesetzten Völker übernommen und steht vor einer besonderen Aufgabe.

Damit kommen wir zur Klärung der oft angeschnittenen und viel verwechselten Fragen vom Untergang von Kulturen, von Völkern und von Rassen. Kulturen ändern sich im raschen Rhythmus ihrer Phasen. Vom Zusammenbruch einer Phase kann oft gesagt werden, daß neues Leben aus ihren Ruinen blüht. Anders bei Völkern. Denn dabei handelt es sich sowohl um die Organisation, die das Leben von Menschen, die Verteilung der Rassenelemente, Auslese und Siebung, also die Zukunft beeinflußt. Der Rhythmus ist hier viel langsamer. Nicht immer gehen aber infolge Beimischung durch Einwanderer alle Erbmassen verloren, wenn auch der Name oder die politische Selbständigkeit zeitweilig untergehen oder wenn die Rassenelemente, aus denen ein Volk zusammengesetzt ist, sich verschieben (wie in Ägypten, Persien, Griechenland). Rassen können entweder durch Aussterben (Indianerstämme, australische Stämme, Tasmanier) zugrunde gehen oder durch Vermischung (Ligurer, Hawaiier, Tahitier), so daß nur die alte Fortpflanzungsgemeinschaft erschüttert ist. Im übrigen aber beruht das Beharrungsvermögen eines Rassenelementes auf der Dauer und Enge der „Nahzucht".

Hier sollte gezeigt werden, wie die Menschheit schon in Zeiten geringer Naturbeherrschung und in „primitiven" Lebensformen begonnen hat, das Schicksal ihrer Nachkommenschaft durch Schaffung umgrenzter Fortpflanzungsgemeinschaften, nämlich durch die Heiratsordnungen (wenn auch ohne biologische Absicht) direkt zu beeinflussen. Aber andere Menschenschöpfungen und Einrichtungen, die wir mit dem Sammelnamen „Kultur" belegen, haben indirekt noch viel mehr, die Verschiebungen und Änderungen im Sinne einer Erweiterung der Fortpflanzungsgemeinschaften geformt. Dadurch wurde das früher zusammenschließende Band der Blutsverwandtschaft durch politische Macht ersetzt. Letztere hat in der späteren Menschheitsgeschichte das Schicksal der Völker, ihre Zusammensetzung aus Rassen-

elementen und deren Verteilung gelenkt. Daher dürfen wir diese aus Geistesrichtung und seelischer Haltung entstehenden Mächte der Gestaltung und Wandlung der Völker neben den rein biologischen Vorgängen, von denen sie selbst in gewissem Ausmaß ein Niederschlag sind, nicht aus dem Auge verlieren.

Erst die Berücksichtigung dieser Kräfte ermöglicht es heute, von unserem Standpunkt und von der Kenntnis ihrer Wirkungsweise aus selbst gestaltend in das Schicksal der Fortpflanzungsgemeinschaften einzugreifen. Das zu tun ist jedes Volk berufen. Nur denjenigen Völkern wird aber auf die Dauer Erfolg winken, die diese neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiete der soziologischen Schicksalsgestaltung weitausschauend auf ihr eigenes Gesellungsleben anwenden. Es ist nicht eine Frage der „Ansicht", sondern die Menschen bemächtigen sich damit ebenso der (biologischen) Naturgewalten, wie sie das durch Verwendung der Dampfmaschine oder der Elektrizität auf physikalischem Gebiete taten. Wie die Kunst der Erziehung und Schulung greift auch hier in den entscheidenden Jahren der Fortpflanzung eine geistige Lenkung durch die regulierenden Mächte der Volksgemeinschaft ein, wie das im Stadium des Lebens von Naturmenschen durch die Heiratsordnungen geschieht. Ebenso wie diese in sozialpsychologischer Weise wirksam werden, ist das auch heute bei den rassehygienischen und erbbiologischen Maßregeln der Fall. Ihre Wirksamkeit kann natürlich erst durch einen Bestand, der viele Generationen hindurch dauert, zur vollen Entfaltung gelangen.

Beiträge zur Kenntnis der Weichteilanatomie des Neanderthalers

Von

Prof. Dr. *Edward Loth*, Warszawa (Warschau)

Mit 20 Abbildungen

Bekanntlich verfügen wir heute über etwa 30 Funde der Neanderthalrasse. Darunter befinden sich zwar nur einige mehr oder weniger vollständige Skelette. Trotzdem war es möglich, die Rekonstruktion des vollen Neanderthaler-Skelettes zu wagen; so hat Boule schon 1911 eine Zusammenstellung gegeben und 1932 (254) gab Weinert uns einen neuen derartigen Versuch.

Was aber die dem Neanderthaler vorangehenden Hominiden anbelangt, so sind wir noch lange nicht so weit. Außer den fünf Femurfragmenten des Pithecanthropus und einigen Knochen des Sinanthropus (Clavicula, Naviculare, Humerusfragmente usw.) sind uns leider nur Kalotten und Unterkiefer von diesen Hominiden bekannt, so daß hier von guten Skelettkenntnissen noch keine Rede sein kann. Aber auch bei dem Neanderthaler mehren sich die Zweifel, je mehr Funde gemacht werden. Die Serienuntersuchung bringt uns immer wieder neue Probleme zum Vorschein. Jedoch müssen wir zugeben, daß unsere diesbezügliche Kenntnisse fortgeschritten sind, wenn, was die Mor-

phologie der einzelnen Knochen der Neanderthalrasse anbelangt, noch viele Fragen offenstehen.

Anders steht es mit den Weichteilen. Es ist selbstverständlich, daß ein geübter Morphologe aus den Knochenmerkmalen manches über die Muskelansätze und allgemeine Form der Muskeln aussagen kann, doch steht die Sache anders, wenn er nach den Knochenfragmenten ganze Muskeln rekonstruieren will. Hier ist ein unendliches Feld zur weitgehenden Willkür gegeben und äußerste Vorsicht in der Schlußfolgerung geboten. So z. B. wissen wir bis jetzt über den Rumpf und Thorax des Neanderthalers nur recht wenig, die einzelnen Rippen, Sternum, Scapula und Beckenfragmente erlauben es nicht, mit voller Sicherheit über die Gestalt und Form des Rumpfes zu urteilen. Demzufolge ist es schwer, Genaues über die größten Muskeln des Rumpfes zu sagen. Was die anderen Körperabschnitte anbelangt, so stoßen wir bei jedem Versuch der Rekonstruktion ebenfalls auf große Schwierigkeiten. Und trotzdem finden wir in der Literatur viele Angaben über einzelne Muskelansätze und deren Form bei den Neanderthalern zerstreut.

Es ist verständlich, daß ich, nachdem ich 1931 mein Werk über die Weichteilanthropologie abgeschlossen hatte, mich für die Frage der Neanderthalweichteile zu interessieren begann. Dabei mußte ich zunächst, um diesen Zweig weiter auszubauen, die Zusammenstellung der bisherigen Angaben machen. Als ich dann aber an den Versuch heranging, die Rekonstruktion der Weichteile zu wagen, war ich recht bald überzeugt, daß noch jahrelange Studien notwendig sein würden, um zu einem befriedigenden Resultat zu kommen. Ich will nun in dieser kurzen Studie versuchen, die bisherigen Angaben mit einigen Resultaten meiner Untersuchungen zusammenzustellen, um auf diese Weise die Frage zur Diskussion zu bringen und auf die Möglichkeiten und Ausblicke dieser Forschung in der Zukunft hinweisen.

Beginnen wir mit dem Rumpf.

Ich habe bereits erwähnt, daß unsere diesbezüglichen Skelettkenntnisse des Neanderthalers recht dürftig sind. Vor allem sei daher zunächst kurz mitgeteilt, was uns von den einzelnen Elementen des Rumpfes, nämlich der Wirbelsäule, den Rippen, dem Sternum, der Clavicula und Scapula und dem Becken bekannt ist.

Wirbelsäule: Wir kennen keine einzige vollständige Wirbelsäule. Einzelne mehr oder weniger gut erhaltene Wirbel und Wirbelsäulenabschnitte sind uns von den Funden Chapelle-aux-Saints, La Quina, La Ferrassie, Krapina und den Palästinafunden (Tabun, Skhul) bekannt. Allerdings haben sich schon manche Forscher über die Form der Wirbelsäule des Neanderthalers geäußert, vor allem Boule (1911), H. Martin (1923) und Gorjanović-Kramberger (1906).

Diese Angaben betrafen nur in wenigen Fällen die ganze Wirbelsäule und befaßten sich meistens nur mit der Halswirbelsäule. Aus der Länge der Dornfortsätze und der fehlenden Lordose zog Boule (1911) Schlüsse bezüglich der einheitlichen kyphotischen Kurvatur der ganzen Wirbelsäule. Doch stehen die Untersuchungen von H. Martin (1923) für La Quina und Gorjanović-Kramberger für Krapina (1906) damit nicht im Einklang. Auch v. Eickstedt (1923, 366) äußerte sich über diese Verhältnisse mit Vorsicht. Teilweise sind auch unsere allgemeinen Kenntnisse über die Wirbelsäule, ihre Maße, die

Größe der einzelnen Wirbel und Abschnitte noch zu dürftig, um aus den zur Verfügung stehenden Neanderthaler-Fragmenten über das ganze fehlerlos urteilen zu können.

Wir können also an Positivem nur annehmen, daß die Wirbelsäule der Neanderthalrasse wohl kürzer war, als beim rezenten Europäer, was mit dem kleineren Wuchs in Zusammenhang steht.

Sternum: Über das Brustbein und seine Form beim Neanderthaler wissen wir so gut wie gar nichts. Und doch sagt uns die Beobachtung dieses Knochens bei den Anthropoiden, daß er durchaus nicht gleichgültig für die allgemeine Thoraxform ist.

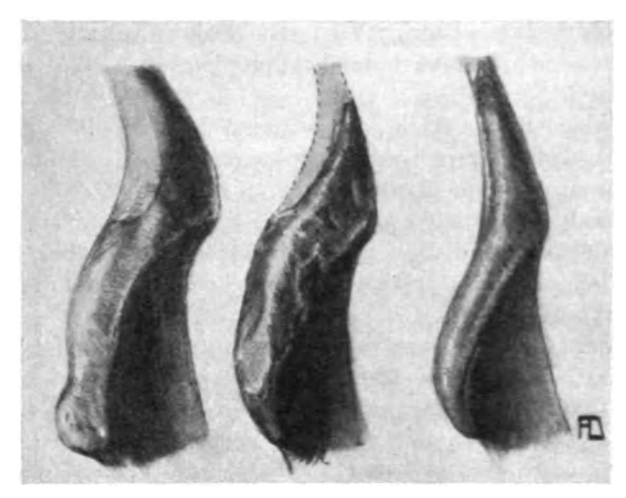
Rippen: Rippenfragmente sind uns aus manchen Funden bekannt: so von Neanderthal, Spy, Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie, Le Moustier, Krapina usw. Dabei sind jedoch nur einige erste Rippen von Krapina mehr oder weniger vollständig, von den übrigen sind nur Fragmente vorhanden. Untersuchungen über die Rippen wurden von Boule (1911) und Gorjanovič-Kramberger (1906) gemacht.

Boule (1911) befaßte sich allerdings nur mit der Form des Rippenquerschnittes, wobei er prägnante Differenzen fand, und Gorjanovič-Kramberger (1906) betrachtete vor allem die Krümmung der ersten Rippen, die er geringer fand. Sonst sind uns keine eingehenden Untersuchungen der Neanderthalerrippen bekannt. Wie aber aus den vergleichend-anatomischen Untersuchungen von Stabholz (1935) und Cederbaum (1935) zu ersehen ist, steht hier ein weites Feld für weitere Untersuchungen offen. Was zunächst die Angaben von Boule anbelangt, müßten die Rippenquerschnitte genau von demselben Rippenabschnitt verschiedener Knochen gemacht werden, was, wie es scheint, nicht der Fall war. Der Rippenbogen und die Krümmung sind bei dem Neanderthaler, wie ich mich selbst überzeugen konnte (die Untersuchungen darüber sind noch nicht abgeschlossen), tatsächlich geringer. Infolge dieser Faktoren muß der ganze Brustkorb eine andere, nicht so stark abgeflachte, mehr tonnenförmige Form gehabt haben.

Scapula: Hinten auf dem Brustkorb ruht die Scapula, die bekanntlich als Ansatzpunkt für viele starke Rücken- und Rumpfmuskeln dient. Dieser Knochen ist wohl am genauesten von allen bisher erwähnten bearbeitet. Zunächst ist an die Arbeiten von Boule (1911, 220), v. Eickstedt (1925), Gorjanovič-Kramberger (1926) und Hrdlička (1930) zu denken, die uns einen Überblick über die Fragmente der Scapula vom Neanderthal, Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie und Krapina (21 Objekte) und auch anderer primitiver Rassen geben. Es interessiert uns zunächst der am häufigsten erhaltene Axillarrand mit zwei Axillarrinnen (Facies axillaris bisulcata), wovon die ventrale reduziert sein kann, wohl aber die dorsale (Sulcus axillaris teretis) besteht und sogar einen knöchernen Kamm bildet.

Becken: Für die Rumpfmuskulatur hat nur der Beckenkamm Bedeutung, an dem die Bauchmuskeln ihren Ansatz finden. Dieser Beckenkamm kann an den Abgüssen und Fragmenten von Neanderthal, Chapelle-aux-Saints (Boule 1911), Rhodesia (Pycraft 1930) und Krapina (persönliche Untersuchungen) studiert werden, und obwohl die Fragmente beschädigt sind, gibt er uns einigermaßen Aufschluß über die Stärke der sich hier ansetzenden Muskeln (Abb. 1).

Überblicken wir jetzt das Ganze, so sehen wir, daß von einer wissenschaft-



Rhodesia Neanderthaler Rezenter Mensch

Abb. 1. Die Kante der Beckenschaufel von oben gesehen
Ihre Breite gibt Aufschluß über die Stärke der sich hier ansetzenden Bauchmuskeln

lich begründeten Vorstellung über die Form und Größe des Rumpfes und speziell des Brustkorbes der Neanderthalrasse noch keine Rede sein kann. Außer wenigen Ansatzpunkten ist hier ja noch alles fließend.

Die *Rumpfmuskeln* haben zum Teil ihre peripheren Ansätze außerhalb des Rumpfes am Hinterhaupt (M. trapezius), an dem Armknochen (M. pectoralis, M. latissimus dorsi) und, wie wir eben gesagt haben, am Becken (Mm. obliqui abdominis externus und internus, M. transversus-abdominis). Aus der Form dieser Ansätze kann einiges über die Morphologie der Muskeln und ihre Stärke gesagt werden. Und in der Tat finden wir derartige Meinungsäußerungen bei H. Martin (1923) über La Quina und bei v. Eickstedt (1925, 369) über den Neanderthaler.

Etwas genauer können wir über die *Hals- und Nackenmuskeln* urteilen. Zu den genannten Knochenansätzen am Schultergürtel und der Halswirbelsäule gesellen sich noch die Knochenpunkte am Schädel, vor allem am Processus mastoideus und am Nacken. Dieser Schädelteil ist uns an mehreren Funden der Neanderthalrasse bekannt, so vor allem an Chapelle-aux-Saints, La Quina, La Ferrassie, einigen Fragmenten von Krapina, Sacco-Pastore, Ehringsdorf, Steinheim a. d. Murr usw.

Vorausgesetzt, daß der Schädel etwas vorgebeugt war, müssen wir annehmen, das die Nackenmuskeln zum Halten des Schädelgewichtes recht stark gewesen sein müssen, so vor allem der Trapezius und Splenius. Von den Halsmuskeln war wohl der M. sternocleidomastoideus kürzer und schwächer entwickelt, vor allem die Pars sterno-mastoidea und cleido-mastoidea könnten in Zusammenhang mit dem schwachen Warzenfortsatz nicht stark entwickelt gewesen sein (Abb. 13).

Diese Anhaltspunkte benutzten Boule, Joanny-Durant für die Gesichtsmuskelrekonstruktion (1923) und v. Eickstedt (1923) für die Büste des Neanderthalers. Etwas anders stellte sich diese Verhältnisse H. Martin (1923)

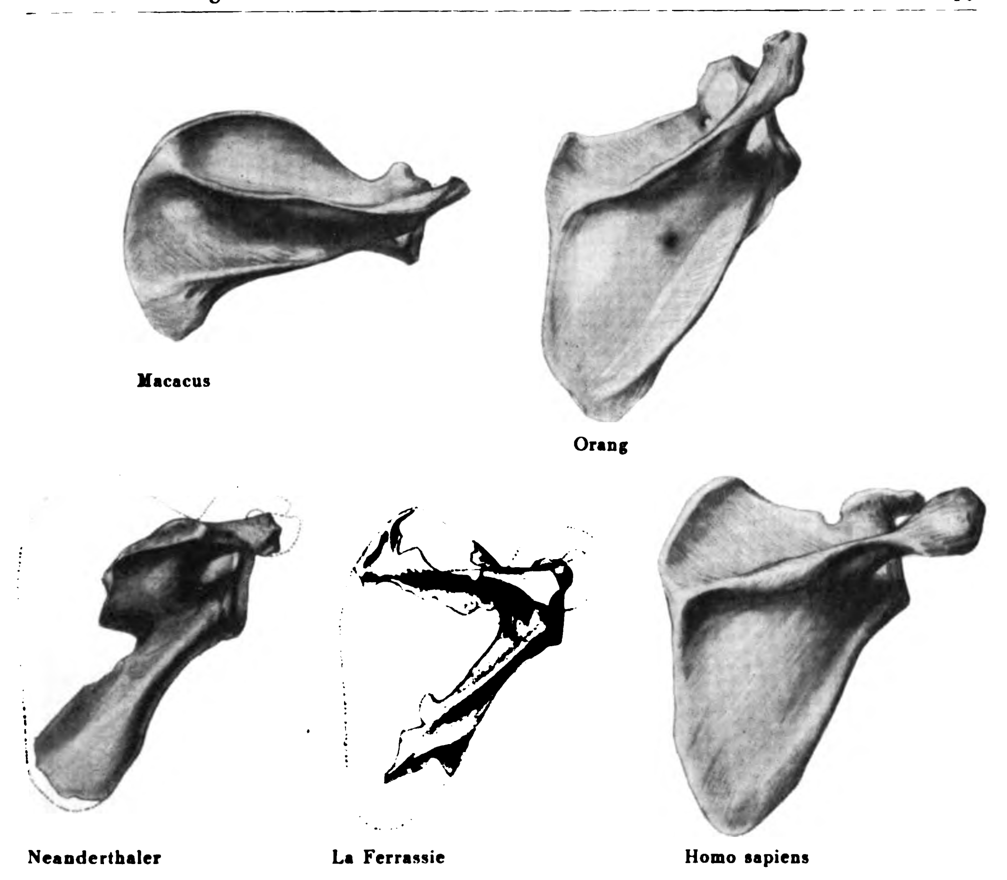


Abb. 2. Scapula vom Macacus, Orang, Neanderthalfund, La Ferrassie und Homo sapiens
zur Demonstration des Verschwindens des knöchernen Kammes (nach Hrdlička)

vor, der uns eine Neanderthaler-Rekonstruktion mit senkrechter Kopfhaltung gegeben hat. Er ist jedoch dabei auf einzelne Muskeln nicht eingegangen. Für diese Kopfhaltung tritt auch Sergi ein, was den Saccopastore anbelangt (persönliche Aussprache).

Über die *tiefen Rückenmuskeln* (Errector trunci) läßt sich einiges aus der Breite des Sacrums der hinteren Beckenpartie sagen. Aus den Untersuchungen von Boule (1911) und Pycraft (1930) ist zu ersehen, daß die Ansatzpartie für die tiefen Rückenmuskeln bei dem Neanderthaler schmäler war, was wohl mit einer schwächeren Entwicklung der gesamten Masse des Erector trunci in Zusammenhang steht. Ziehen wir noch zu diesen Erwägungen die Untersuchungen von Vallois (1922, 1928) über dieses Muskelsystem zur Erwägung, und stellen wir fest, daß tatsächlich die untere Partie der tiefen Rückenmuskeln bei den Primaten und auch Anthropoiden schwächer ist, so können wir vermuten, daß diese Muskeln auch bei dem Neanderthaler schwächer entwickelt waren als beim rezenten Menschen. Das oben erwähnte Studium der Ansatzstelle am Sacrum und dessen Schmalheit scheint diese Erwägungen zu bestätigen.

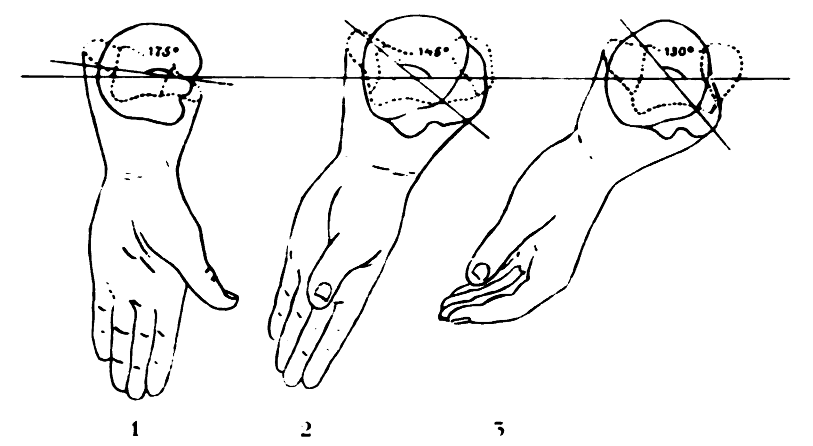


Abb. 3. Stellung der Hand in voller Supination
bedingt durch den Grad der Humerustorsion. 1. moderner Mensch, 2. Neanderthaler, 3. Gorilla

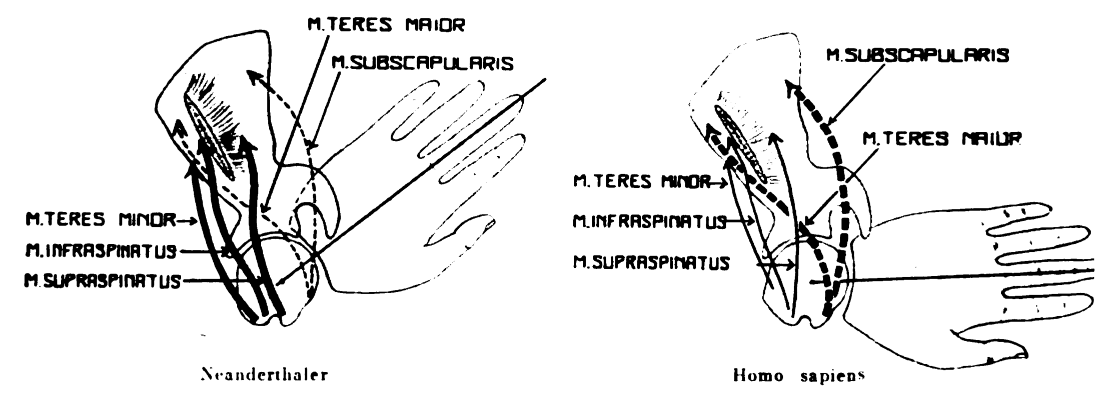


Abb. 4. Schema der Handstellung in voller Supination und Flexion von oben gesehen
mit Skapula und Humeruskopf zur Demonstration der Rollmuskelwirkung

Was die Extremitäten anbelangt, so besitzen wir manche Knochen, die uns über die Eigentümlichkeiten der Muskeln zu urteilen erlauben.

Beginnen wir mit der oberen Extremität.

Recht wichtig sind uns zur Beurteilung der *Schultermuskeln* die Überreste der Scapula, von denen oben die Rede war. Wir haben dabei von der eigentümlichen Crista, die zum Angulus inferior führt, und von dem Sulcus-axillaris-teretis gesprochen. Diese Merkmale in Zusammenhang mit einer differenten Torsion des Armknochens erlauben uns, über Verschiedenheiten der Rotatoren der Schulter zu urteilen (Abb. 2).

Zunächst jedoch noch einige Vorbemerkungen über die verschiedene Stellung des Unterarmes in *Supination.* Ein Europäer in voller Supination der Hand hält den Unterarm nach außen (Abb. 3, 1). Bei den Anthropoiden ist jedoch infolge verschiedener Torsion der Oberarmepiphysen die Hand bei voller Supination nach innen gerichtet (Abb. 3, 3). Der Neanderthaler nimmt eine Mittelstellung ein (Abb. 3, 2).

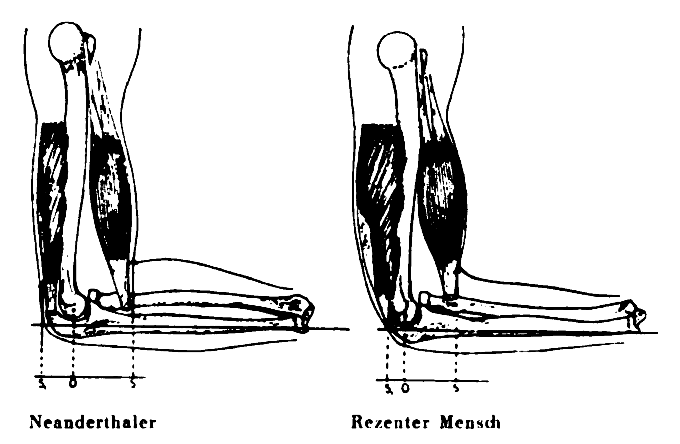


Abb. 5. Die Muskelstärke des Armes
bedingt durch die Länge des Hebels im Ellenbogengelenk (OS und OS 1)

Stellen wir uns jetzt die Lage der Scapula und des Armes mit einer supinierten Hand in Flexion von oben vor (Abb. 4), so werden wir mit Leichtigkeit die Unterschiede feststellen, die den Rollmuskeln zukommen. Aus dem Schema ist zu ersehen, daß den Außenrollern (M. supraspinatus, M. infraspinatus, M. teres minor) bei den Neanderthalern eine schwerere Arbeit zukommt, während bei den rezenten Menschen das Gegenteil der Fall ist und die Innenroller (M. subscapularis, M. teres maior) die größere Arbeit zu leisten haben. Das sind wohl auch diejenigen Momente, die das Relief des scapularen Randes verursachen, woraus die oben erwähnten Unterschiede zu erklären sind.

Die Skelettreste der oberen Extremität sind zahlreich, aber meistens an den Epiphysen beschädigt (Neanderthal, Spy, Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie, La Quina, Le Moustier, Wadi al Mughara et Tabun usw.). Sie erlauben uns dennoch einige Schlüsse über die Armmuskel zu ziehen. Am *Oberarm* läßt sich einiges über die Flexoren und Extensoren sagen. Bekanntlich ist die Länge des Olecranon bei den Neanderthalern meistens größer, was andere Verhältnisse des Hebels im Kubitalgelenk bedingt. Andererseits ist die Tuberositas radii der Neanderthaler mehr nach innen gerichtet (Fischer 1906) und liegt etwas weiter von dem Drehpunkt des Kubitalgelenkes entfernt.

Diese Verhältnisse geben uns als Endresultat für die Mechanik des Ellenbogengelenkes einen Hebel mit kürzeren Armen. Um die gleiche Arbeit auszuüben, müssen daher die Oberarmmuskeln der rezenten Menschen, und zwar sowohl die Extensoren (M. triceps), wie auch die Flexoren (M. biceps) stärker sein. Oder mit anderen Worten: ein schlanker Arm des Neanderthalers konnte bei der Streck- und Beugearbeit des Unterarms die gleiche Kraft ausüben, wie ein stark muskulöser rezenter Arm. Dieser Gesichtspunkt könnte uns wohl auch die Schlankheit der Glieder mancher primitiver Stämme erklären.

Gehen wir jetzt zum *Unterarm*. Über seine Muskeln können wir nur ganz allgemein urteilen. Die stärkere Krümmung (E. Fischer 1906) von Radius und Ulna bewirkte bestimmt eine breitere Membrana interossea und verursachte dementsprechend bedeutend stärkere Muskelansätze der hier an-

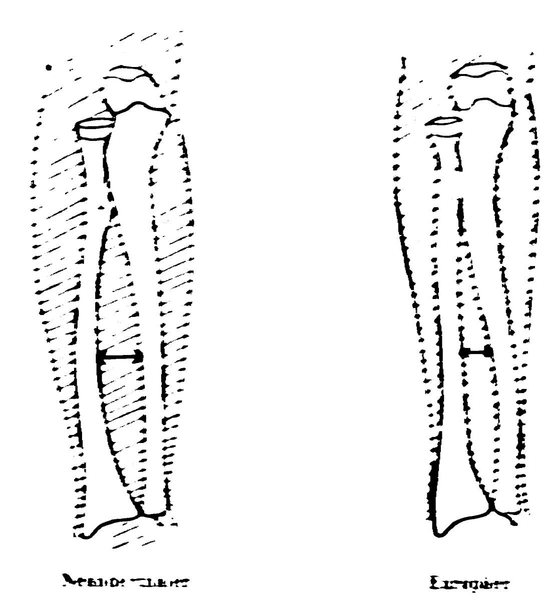


Abb. 6. Schema der Weichteilmasse des Vorderarmes
im Zusammenhang mit der verschiedenen Krümmung von Radius und Ulna

setzenden Unterarmmuskeln und damit eine im Gegensatz zum Oberarm bedeutende Vergrößerung der Muskelmasse am Unterarm. Dies mußte eine eigenartige Plastik der oberen Extremität hervorrufen, etwa in dem Sinn, wie wir es bei den Schimpansen vorfinden (Abb. 6). Was die Einzelheiten anlangt, so ist es schwer, irgend etwas Sicheres zu sagen. Wohl aber möchte ich behaupten, daß vor allem die Flexoren bedeutend weniger differenziert waren und daß ihre Endsehne nicht weit oben in einzelne Bündel getrennt war, wie wir das auch bei primitiven Rassen vorfinden (Loth 1912, 1931). Selbstverständlich steht dies im Zusammenhang mit einer weniger feinen Funktion der Finger und der Hand.

Gehen wir jetzt zur unteren Extremität über.

Hier müssen wir uns zunächst bei den *Muskeln des Beckens* aufhalten. Unsere Kenntnisse über das Neandertaler-Becken sind noch recht dürftig. Einigermaßen genauer studiert sind nur die Fragmente von Chapelle-aux-Saints (Boule 1909), Rhodesia (Pycraft 1930) und Krapina (Gorjanović-Kramberger 1906, Loth noch nicht publiziert). Vom Beckenkamm war schon vorher im Zusammenhang mit den Bauchmuskeln die Rede. Überblicken wir jetzt die Beckenschaufel (Os ilei), die zentrale Partie des Os coxae und den Tuber ischii, so können wir eine Menge von Differenzen feststellen, die auf eine Verschiedenheit des Muskelsystems hindeuten (Abb. 7).

Beginnen wir mit dem Os ilei, an dem bekanntlich die gesamte Partie der Glutealmuskulatur haftet. Am deutlichsten treten uns die Unterschiede des M. glutaeus medius-Ansatzes entgegen. Bei dem Neandertaler und noch kräftiger beim Rhodesiabecken ragt ein starker Vorsprung an der Grenze des Muskelansatzes hervor, was uns erlaubt, die Breite dieses Muskels ziemlich genau festzustellen. Dazu kommt noch eine stärkere Einbiegung der ganzen

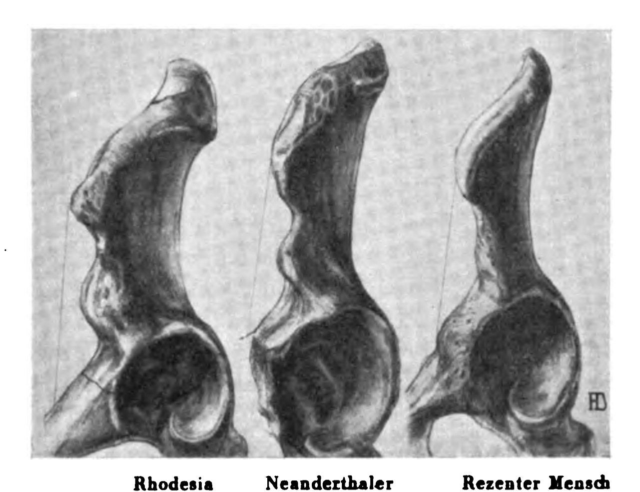


Abb. 7. Beckenfragmente von vorn gesehen

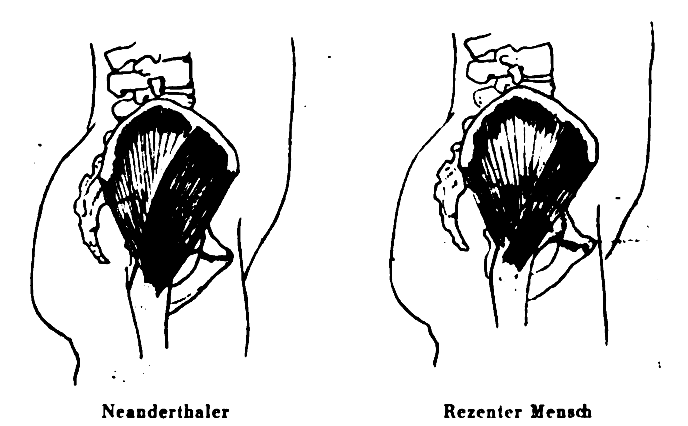


Abb. 8. M. glutaeus medius
vom Neanderthaler und rezenten Menschen.
Man beachte die verschiedene Stärke der vorderen Partie!

Schaufel, die sicher durch eine größere Muskelmasse hervorgerufen ist. Versuchen wir jetzt eine Rekonstruktion, so ergibt sich daraus, daß die vordere Partie des M. glutaeus medius, der bekanntlich die Funktion eines Beugers des Oberschenkels zugeschrieben wird, bei dem Neanderthaler stärker entwickelt war (Kletterfunktion und Kriechfunktion?). Dieses ist auf der Abb. 8 veranschaulicht. Recht wesentlich größer mußte auch die ganze Muskeldicke, folglich auch die Muskelmasse sein.

Betrachten wir ferner die Spina iliaca ant. sup. als Ansatz des M. sartorius und des M. tensor fasciae latae, so sehen wir bei den Neanderthalern ebenfalls bessere Möglichkeiten zu einer stärkeren Entwicklung der genannten Muskeln. Und noch deutlicher tritt uns dasselbe bei der Spina iliaca ant. inf. — als Ansatz des M. rectus femoris — entgegen. Bei dem Rhodesier kann von einer Spina überhaupt keine Rede sein. Wir stehen



Oben: Neanderthaler
Unten: Rezenter Mensch

Abb. 9. Tuber ossis ischii vom Neanderthaler und modernen Menschen

hier vor einem breiten, deutlichen, knöchernen Vorsprung; der Muskel, der sich hier ansetzte, mußte im Verhältnis zu unseren heutigen Begriffen enorm sein und eine starke Partie des M. quadriceps femoris bilden. Der M. piriformis mußte schwächer entwickelt sein, was aus der Schmalheit der Incis. ischiadica maior zu schließen ist; für eine stärkere Entwicklung dieses Muskels fehlte hier der Platz. Das betrifft auch den M. obturator internus, für den das Ursprungsfeld kleiner war. Letzteres ist aus der Verschiebung der Spina ischiadica nach unten und aus einer tiefen Rinne zwischen der Facies auricularis und der Tuberositas ischii ersichtlich. Der Muskel mußte im ganzen kleiner sein, war jedoch mit einer starken Endsehne versehen, die diese Rinne hervorgerufen hat (Abb. 9). Zum Schluß der Betrachtung dieser Gegend will ich noch auf die Unterschiede am Tuber ischii hinweisen (Abb. 9) und auf die viel breiteren Ursprungsfelder für die Flexoren des Oberschenkels beim Neanderthaler, was für ihre Mächtigkeit spricht.

Was nun den eigentlichen *Oberschenkel* und speziell die Ansatzpunkte am Femur betrifft, so können wir zu unseren Erwägungen die Resultate der Untersuchungen von Dubois (1926, 1927, 1934) an den Pithecanthropus-Femora heranziehen, und es werden uns ohne weiteres einige diesbezügliche Schlüsse entgegentreten. Betrachten wir zunächst die Ansätze der Adduktoren (M. adductor magnus) und des kurzen Bicepskopfes am Femur. Bei den Anthropoiden stellen wir fest, daß beide erwähnte Muskel mit breiten Feldern ihren Ansatz direkt an der hinteren Fläche des Femurs finden (Abb. 10, B., AM.). Eine Linea aspera fehlt, das Planum popliteum ist durch ihre beiden Labia noch nicht eingeengt. Am Epicondylus medialis finden wir ferner den Ansatz des vom N. ischiadicus innervierten M. ischiofermoralis (Abb. 10 J.), der später zu einem Teil des M. adductor magnus wird.

Diese Verhältnisse sind am deutlichsten beim Orang, weniger deutlich bei Schimpanse und Gorilla zu sehen. Beim Gibbon erscheinen die Muskelansätze bereits eingeengt und dem Pithecanthropus ähnlich. Gehen wir jetzt zu dem letzteren über, so sehen wir die Linea aspera von der lateralen Seite im Entstehen. Die beiden obengenannten Ansätze sind eingeengt, liegen jedoch weiter proximalwärts als bei den modernen Menschen, der Bicepsansatz ist mehr medialwärts verschoben, beide lassen das Planum popliteum vollkommen frei; letzteres ist in die Länge stark ausgezogen.

Ähnlich verhalten sich dieselben Muskelansätze am Femur des Neanderthalers (z. B. Spy), die ich nur an Gipsabgüssen untersuchen konnte. Die Linea aspera ist hier deutlicher, ihre beiden Labia gehen sichtbar aus-

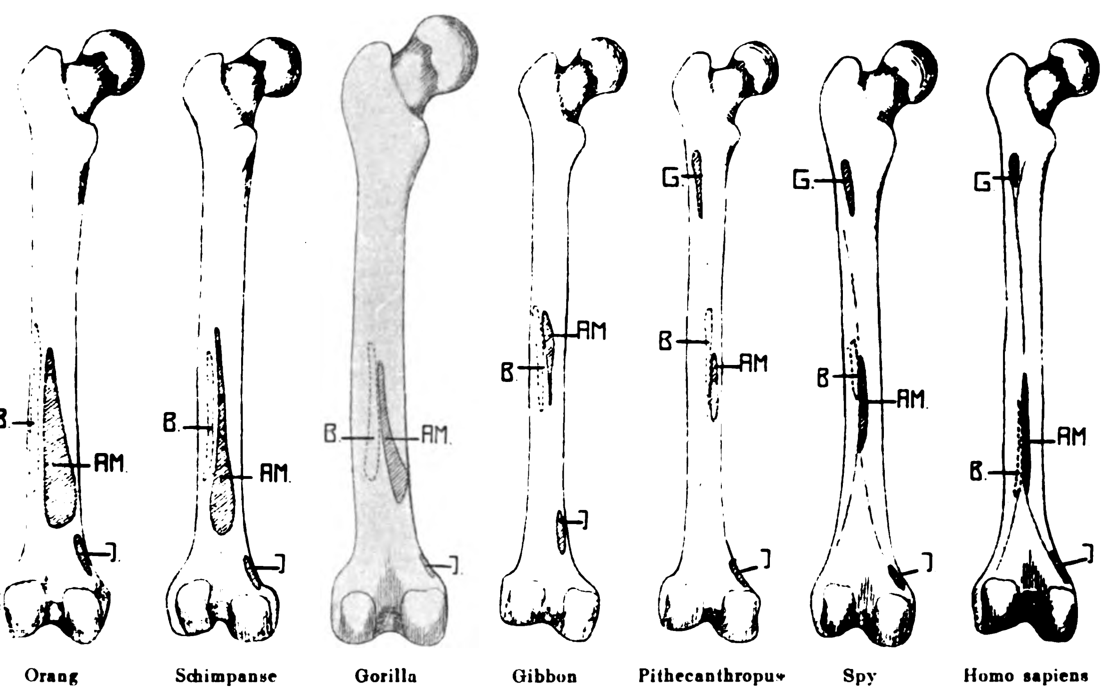


Abb. 10. Femora zur Veranschaulichung einiger Muskelansätze
B = biceps femoris cap. breve, AM = M. adductor magnus, J = M. ischio femoralis, z. T. nach Dubois

einander, um das Planum popliteum zu begrenzen. Etwa wie beim Pithecanthropus sind beide Muskelansätze eingeengt, doch am Femur gelegen und im Vergleich zu den Anthropoiden mehr medianwärts am Knochen verschoben (Abb. 10). Beim Homo sapiens dagegen liegen wiederum die Muskelansätze an der Linea aspera etwas mehr distalwärts. Ich muß jedoch betonen, daß das Studium dieser Ansätze am Knochen allein nicht sicher ist und daß gewisse Fehler in diesen Schlußfolgerungen möglich erscheinen.

Was nun die *Muskeln des Unterschenkels* anlangt, so können wir zunächst bei manchen Neanderthalern, vor allem beim Rhodesiamenschen, an dem Condylus medialis tibiae einen starken Vorsprung feststellen, was in Zusammenhang mit der stärkeren Entwicklung des Epicondylus med. femoris steht und von einer starken Funktion des M. semimembranosus spricht. Ferner ist mehrfach auf die Linea poplitea tibiae aufmerksam gemacht worden (Hrdlička 1930) und auf ihren steileren Verlauf, der mit einer differenten Form des M. popliteus in Zusammenhang steht. Wahrscheinlich war auch der M. gastrocnemius schwächer entwickelt und sein Caput laterale reichte weiter nach unten herab als der mediale Kopf. Der M. soleus dagegen muß weiter abwärts gereicht haben. Über die übrigen Muskeln des Unterschenkels, die meistenteils zum Fuß verlaufen, sind unsere Kenntnisse infolge der ungenügend bekannten Morphologie des Fußskelettes so dürftig, daß ich es nicht wagen könnte, von ihnen zu sprechen.

Gehen wir jetzt zu den *Muskeln des Kopfes* über.

Bekanntlich müssen wir hier die mimischen Gesichtsmuskeln von den Kau-

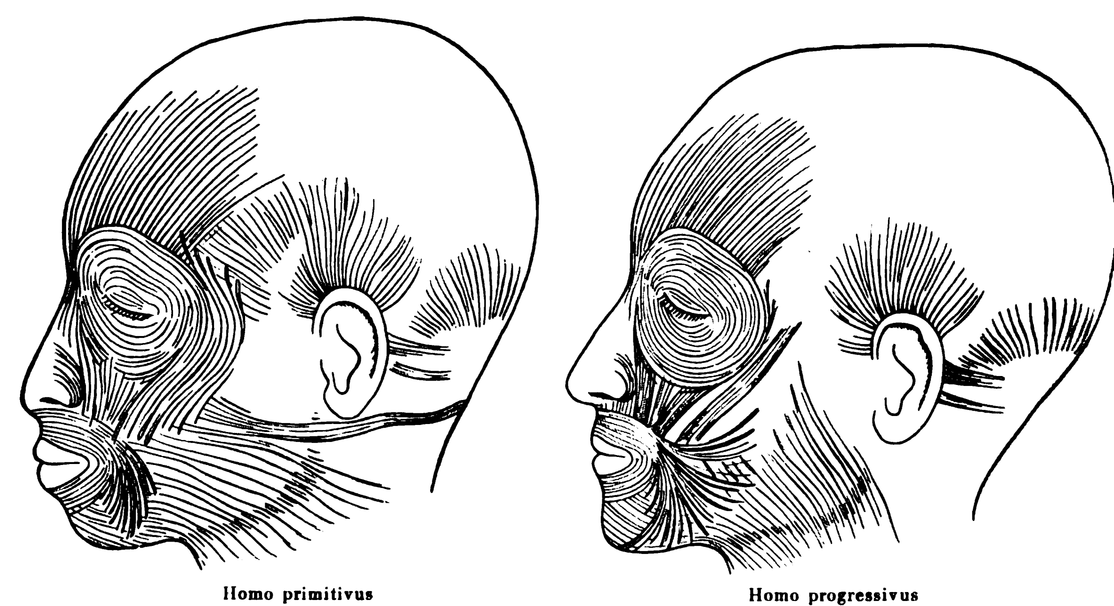


Abb. 11. Primitive mimische Gesichtsmuskulatur des modernen Menschen

Abb. 12. Progressive mimische Gesichtsmuskulatur des modernen Menschen

muskeln unterscheiden. Ich will zunächst allein die mimische Gesichtsmuskulatur betrachten.

Die seinerzeit von Ruge (1887) uns hinterlassenen genauen Kenntnisse über die Morphologie der Gesichtsmuskulatur bei den Primaten sind in den letzten Jahrzehnten durch zahlreiche Untersuchungen bereichert worden, die nicht nur den Europäer, sondern auch farbige Menschen betreffen (vgl. Loth 1931, neuere Literatur Wagenseil 1936). So haben wir Kenntnisse gewonnen, die uns erlauben, über die Phylogenie und über den primitiven und progressiven Charakter der mimischen Muskulatur beim Menschen zu sprechen (Abb. 11, 12). Allerdings müssen wir zugeben, daß verschiedene Versuche der Rekonstruktion der Gesichtsweichteile an Hand des Schädels immer noch keine im vollen befriedigenden Resultate gegeben haben. Noch weniger können wir erwarten, daß der Schädel uns eine maßgebende Unterlage zur Rekonstruktion der Gesichtsmuskulatur geben wird, da bekanntlich die mimischen Hautmuskeln keine starken Ansätze an den Gesichtsknochen hinterlassen. So ist hier ein weites Feld zur Willkür gegeben. Wagen wir jedoch von diesen Muskeln beim Neanderthaler zu sprechen, so müssen wir zumindestens die Phylogenie und den primitiven menschlichen Typus zur Erwägung heranziehen, da ohne dies das erhaltene Bild sicher nicht der Wahrheit entsprechen wird.

Der einzige mir bekannte Versuch einer Gesichtsmuskelrekonstruktion des Neanderthalmenschen ist von Boule-Joanny Durant (1923, 229) gemacht worden (Abb. 13). Boule selbst hat sich über dieses Werk mit Reserve geäußert. Betrachten wir es näher, so sehen wir, daß hier gerade die phylogenetischen Tatsachen sowie der primitive Muskelcharakter nur in wenigen Punkten berücksichtigt worden sind.



Abb. 13. Die mimische Gesichtsmuskulatur des Neanderthalers nach Boule-Joanny-Durant

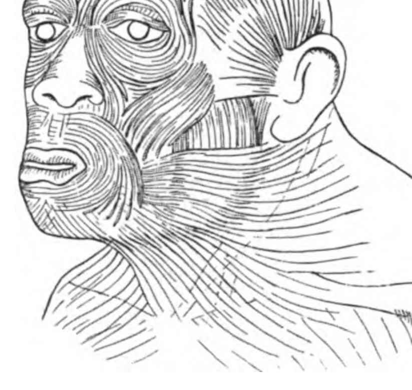


Abb. 14. Die mimische Gesichtsmuskulatur des Neanderthalers von Loth

Besprechen wir diese Rekonstruktion kritisch (Abb. 13), so sehen wir, daß hier vor allem das so charakteristische Platysma myoides vollständig fehlt. Der breite M. orbicularis-oris geht zwar in den M. triangularis über, doch ist der letztere durchaus nicht primitiv angegeben; er ist stark, fächerförmig entfaltet und reicht bis unter das Kinn — dies sind aber alles progressive Merkmale dieses Muskels. Der M. quadratus labii superioris ist stark differenziert, der M. zygomaticus deutlich abgesondert und sehr schmal, der M. orbicularis oculi deutlich abgegrenzt — alles wiederum Zeichen einer hohen Differenzierung, die nicht dem primitiven Charakter des Neanderthalers entsprechen. Es ließe sich noch einiges über den M. nasalis, M. orbicularis oculi, selbst den M. corrugator supercilii und die Mm. auriculares sagen. Kurz und gut, das Gesamtbild (Abb. 13) entspricht einem progressiven Typus. Das einzig Richtige und den Voraussetzungen Entsprechende ist wohl das Fehlen des M. risorius.

Ich habe es daher unternommen, diese Rekonstruktion einigermaßen den wissenschaftlichen Bedingungen anzupassen, wobei ich ein stark differentes Bild erhielt, welches uns Abb. 14 darstellt. Wir sehen hier zunächst den primitiven Typus des bis zum Nacken reichenden Platysma myoides wiedergegeben. Wir sehen ferner den schwachen M. triangularis, der sich erst aus dem M. orbicularis oris herausformt, ohne daß er jedoch bis zum Mandibularrand reicht. Der daraus sich entwickelnde M. risorius fehlt selbstverständlich.

Die zygomatico-orbitale Partie ist undifferenziert und bildet eine gemeinsame Masse, an der die einzelnen Teile angedeutet sind. Wohl ist jedoch der künftige M. zygomaticus recht breit, der untere Teil des M. orbicularis oculi breiter als der obere, der laterale dagegen schmäler — alles Zeichen primitiven Charakters. Der M. nasalis ist stark und lang angegeben, genau so der M. levator-alae nasi. Die Mm. auriculares sind undifferenziert.




Abb. 15. Rekonstruktion des Neanderthalmenschen
auf Grund des Schädels von Chapelle aux Saints. Man beachte die Kaumuskeln und den M. sternocleidomastoideus. Nach Mc Gregory

aber stark: zwischen ihnen und dem M. **frontalis** besteht ein M. **epicranius parieto-temporalis**.

Das Gesamtbild (Abb. 14) entspricht den anerkannten morphologisch-primitiven Merkmalen und ist in derselben Stellung des Kopfes stark von der Rekonstruktion **Boule-Joanny Durant** (1923) verschieden. Direkte Beweise, daß die Gesichtsmuskeln tatsächlich so und nicht anders gebaut waren, werden wir natürlich niemals ermitteln können. Wohl aber sprechen für dieses Bild unsere gesamten Kenntnisse aus diesem Gebiet.

Schließlich die *Kaumuskeln*.

Wir besitzen eine diesbezügliche Rekonstruktion von **McGregory**, doch ist mir dieselbe nur von den Abbildungen bekannt (Abb. 15). Ich mache dieser Rekonstruktion den Vorwurf, daß die Muskeln, zunächst der M. **temporalis**, zu massiv dargestellt sind, vor allem, was den Ansatz an der **Linea temporalis sup.** anlangt. Der Ansatz des Schläfenmuskels an dieser Linie ist entweder sehr dünn oder nur durch eine blattförmige Sehne vermittelt, die dann in die **Galea aponeurotica** übergeht. **McGregory** hat den muskulösen Ansatz direkt bis zu der **Linea temporalis** gelegt und daher einen äußerst massiven Muskel erhalten. Merkwürdigerweise scheint mir der Muskel viel zu wenig nach hinten gelegt.

An dem M. **masseter** dagegen ist keine Spur der tiefen Partie zu sehen und der Muskel ist zu schmal: sein vorderer Rand ist zu weit nach hinten verschoben usw.

Ich unternahm daher eine neue Rekonstruktion, wobei mir die unlängst erschienene Arbeit von M. **Serini** (1930) über die Anthropomorphologie der Kaumuskeln und die Arbeiten von **Bluntschli** (1929, 1929a und 1931) über dieselben Muskeln bei den Anthropoiden zur Hilfe kamen. Als Unterlage zur Rekonstruktion benutzte ich vor allem den Schädelabguß von Chapelle-aux-Saints (Abb. 16), ferner diejenigen vom Neanderthal, Spy I und II, H. mousteriensis, Pek. **Weinert**, Ehringsdorf, Rhodesia, Sinanthropus und Pithecanthropus.



Abb. 16. Rekonstruktion der Kaumuskulatur des Neanderthalerschädels von Chapelle aux Saints
Man beachte die verschiedene Ausladung des M. temporalis und die verschiedene Stellung des M. masseter

M. temporalis.

Es wurden folgende Maße festgestellt (siehe Tabelle).

Aus diesen Maßen, sowie aus den morphologischen Erwägungen, ergibt sich folgendes: Der Muskel des Neanderthalers macht auf den ersten Blick den Eindruck einer äußerst starken Verlagerung nach hinten. Eine genauere Betrachtung unter Berücksichtigung auch der rezenten Rassen ergibt die folgende Zusammenstellung:

Maß: Größte Breite des Temporalis parallel zur Frankfurter Horizontale:

	Variationsbreite	Mittelwert
1. Hominidae (Sinanthropus, Pithecanthropus-Loth)	118—119	118,5
2. Neanderthaler (Loth)	102—134	120,0
3. Melanesier (Ćwirko-Godycki 1928)	95—144	117,6
4. Polen (Serini 1936)	68—124	98,4

Daraus ist zu ersehen: die Variationsbreite dieses Maßes bei den Neanderthalern und Hominiden erreicht zwar nicht die höchstmöglichen Werte für die rezenten Rassen (144), im Mittelwert jedoch werden die rezenten Menschen übertroffen. Daraus darf der Schluß gezogen werden, daß die Temporalisbreite tatsächlich im Durchschnitt als größer angenommen werden darf. Bei flüchtiger Betrachtung gewinnt man den Eindruck, als ob diese Breite durch übermäßige Ausladung des Muskels nach hinten zustande käme.

Über die Lage des Temporalis auf dem Schädel orientieren uns noch die Maße von der Sagittalebene bis zum Muskelrand vorn, in der Mitte und hinten gemessen.

Vorn sehen wir folgende Verhältnisse:

	Variationsbreite	Mittelwert
Neanderthaler (Loth)	55—71	61
Polen (Serini 1936)	40—72	56,4
Melanesier (Ćwirko-Godycki 1928)	49—60	55,9

	Melanesier				Polen		Neanderthal-			
	Ehrich (1926)	Ćwirko-Godycki (1928)			Serini (1936)		Rhodesia		Ehringsdorf	
	Variationsbreite	Mittelwert	Variationsbreite	Mittelwert	Variationsbreite	Mittelwert	r.	l.	r.	l.
1. Größte Breite parallel zur Frankfurter Horizontale	101—117	109,5	95—114	117,6	68—124	98,4	134	134	—	130
2. Größte Länge der Richtung der Muskelfasern entlang, schräg zum Muskelbauch in der Mitte desselben . .	86—91	88,5	84—126	106,4	76—136	103,5	126	126	—	112
3. Entfernung des Muskelrandes von der Sagittalebene										
a) vorn	—	—	49—60	55,9	40—72	56,4	57	55	—	64
b) in der Mitte . . .	—	—	54—100	83,7	52—124	98,3	47	47	70	70
c) hinten	—	—	52—83	68,0	60—112	77,0	72	75	72	72
					Loth					
4. Höhe des M. temporalis senkrecht zum Proc. zygomaticus vom oberen Rand des Ursprungs am Os temporale gemessen . .	—	—	—	—	66—83	76,7	73	72	—	72
5. Index $= \frac{\text{Höhe (4)} \times 100}{\text{Größte Breite (1)}}$	—	—	—	—	59,4—75,2	69,4	54	53	—	55

Obwohl also die Variationsbreite der Neanderthaler nicht diejenige anderer Rassen überragt, so ist dieses Maß dennoch im Mittelwert bei den rezenten Menschen kleiner. Daraus läßt sich schließen, daß der M. temporalis an seinem Vorderrand in Zusammenhang mit der größeren Stirnbreite bei der Neanderthalrasse weiter von der Sagittalebene entfernt ist.

In der Mitte sind die Verhältnisse anders, und zwar:

	Variationsbreite	Mittelwert
Neanderthaler (Loth)	47—72	64
Melanesier (Ćwirko-Godycki 1928) . .	54—100	83,7
Polen (Serini 1936)	52—124	98,3

Die Maße sind hier außerordentlich lehrreich. Sowohl die Mittelwerte wie die Variationsbreite sind für die Neanderthaler geringer. Der obere Rand des M. temporalis nähert sich also der Sagittalebene, was wohl mit der schwächeren Entwicklung der Schädelwölbung in Zusammenhang steht.

Hinten dagegen sind die Verhältnisse wiederum nicht klar genug:

	Variationsbreite	Mittelwert
Melanesier (Ćwirko-Godycki 1928) . .	52—83	68,0
Neanderthaler (Loth)	67—103	70,8
Polen (Serini 1936)	60—112	77,0

Daraus ist zu ersehen, daß die Neanderthalrasse in bezug sowohl auf die Variationsbreite wie auch den Mittelwert dieses Maßes zwischen Melanesier

rasse											Hominiden		
Neanderthal		Spy II	Chapelle-aux-Saints		Gibraltar	Spy I		Le Moustier (Rek. Weinert)		Mittelwert Neanderthalrasse	Sinanthropus		Pithecanthropus
r.	l.	r.	r.	l.	r.	r.	l.	r.	l.		r.	l.	r.
125	124	126	118	115	102	109	112	111	111	120	118	118	119
—	—	—	132	—	—	—	—	—	110		—	—	—
58	58	60	71		62	62	65	62	64	61	—	—	—
57	63	72	70	—	86	65	68	60	60	64	—	—	—
76	75	—	103	—	89	—	—	67	67	70,8	—	—	—
—	—	—	70	—	64	—	—	73	75	71,3	—	—	—
—	—	—	79	—	64	—	—	—	67	58.0	—	—	—

und Polen fällt. Dies hängt wohl mit der Langköpfigkeit zusammen. Die Melanesier sind meistens dolichocephal, die Polen brachycephal, die Neanderthaler dolicho- und mesocephal. Dabei spielen bekanntlich die Parietalia, die bei den kurzköpfigen Schädeln breiter sind, eine hervorragende Rolle. Infolgedessen muß die Entfernung von dem Rand des M. temporalis bis zur Sagittalebene bei ihnen größer sein, während sie sich bei den Dolichocephalen verkleinert. Aus diesen Verhältnissen ist der Schluß zu ziehen, daß der M. temporalis bei den Neanderthalern eine andere Lagerung auf der Kalotte besitzt, er liegt vorn weiter, in der Mitte näher und hinten etwas näher der Sagittalebene, als z. B. auf einem rezenten brachycephalen Kopf. Diese Verschiebung ist schematisch auf der beifolgenden Abb. 17 gezeigt, wobei die Unterschiede der Muskelbreite mitberücksichtigt worden sind.

Damit ist die Anthropologie des M. temporalis jedoch noch lange nicht erschöpft. Ein schwer zu beurteilendes Maß ist die größte Muskellänge der Faserrichtung entlang bis zum Ansatz am Proc. temporalis mandibulae gemessen. Diese Länge ist stark durch den Muskelansatz an der Mandibula beeinflußt, was am Knochen nur annähernd beurteilt werden kann. Daher schon die Unsicherheit des Maßes am ganzen Schädel. Fehlt der Unterkiefer oder ein Teil desselben, so ist das Maß noch weniger genau. Bekanntlich verfügen wir nur über einige Schädel der Neanderthalrasse mit mehr oder weniger ganzer Mandibula (Chapelle-aux-Saints, Le Moustier), außerdem habe ich das

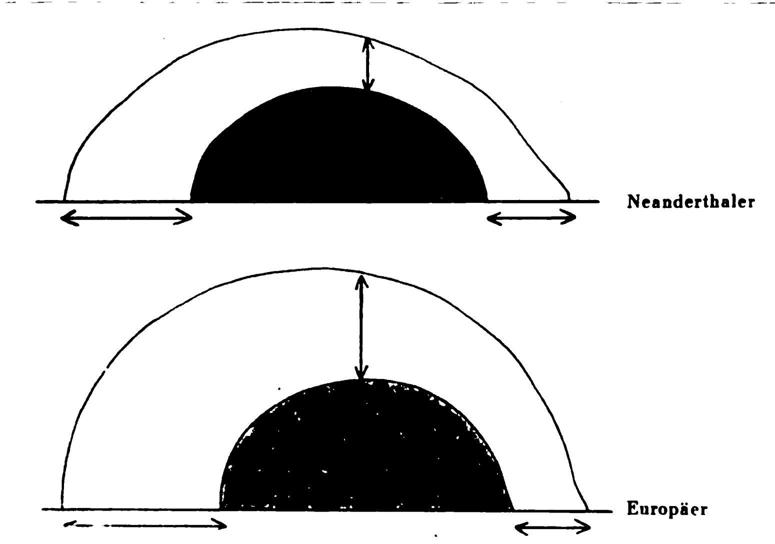


Abb. 17. Die verschiedene Lage des M. temporalis auf der Kalotte schematisch dargestellt

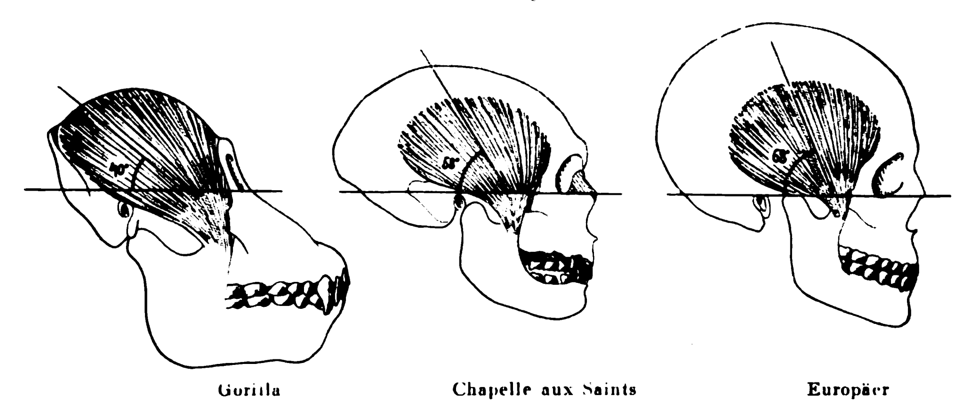


Abb. 18. Verschiedene Faserrichtung des M. temporalis

Maß nur noch an den Abgüssen von Ehringsdorf und Rhodesia gemessen. So erhalten wir die folgende Zusammenstellung:

	Variationsbreite	Mittelwert
Melanesier (Ehrich 1926)	86–91	88,5
Polen (Serini 1936)	76–136	103,5
Melanesier (Ćwirko-Godycki 1928)	84–126	106,4
Neanderthalrasse (Loth)	110–132	**121**

Obwohl sich die Variationsbreite der Neanderthaler mit derjenigen der Europäer deckt, ist das Maß im Mittelwert bei ihnen bedeutend höher, was wohl mit der größeren Breite des Muskels und der teilweisen Verlagerung nach hinten im Zusammenhang steht. Dabei ist die stärkere Neigung dieses Maßes in Betracht zu ziehen (Abb. 18).

Ich möchte ferner noch von dem Muskelteil sprechen, der sich dicht *über dem Jochbogen* befindet. Der Ursprung des Proc. zygomaticus am Os temporale bildet eine Knochenrinne, ein Hypomochlion, dessen Kante,

an der sich der untere Muskelrand umbiegt, die Rolle eines Blockes spielt. Die Länge dieses Hypomochlion ist für die Muskelkraft nicht gleichgültig. Sie ist beim rezenten Menschen im Verhältnis zu den Anthropoiden und einigen Neanderthalern (vor allem Chapelle-aux-Saints) wesentlich kürzer. Die freie, dicht über dem Proc. zygomaticus sichtbare Muskelpartie erscheint daher schmäler, da sie einerseits durch die Kante des Hypomochlions eingeengt, anderseits durch den breiten Rand des Proc. zygomaticus, bedeckt ist.

Zum Schluß habe ich noch versucht, die allgemeine Muskelform über dem Proc. zygomaticus durch einen Muskelindex:

$$\frac{\text{gr. Höhe dicht am Ursprung des Proc. jugularis} \times 100}{\text{gr. Muskelbreite}}$$

auszudrücken. Für diesen Index habe ich folgende Zahlen gefunden:

	Variationsbreite	Mittelwert
Neanderthaler	53—67	58,0
Europäer	59,4—75,2	69,4

Dies sagt uns, daß das Verhältnis der Höhe und Breite allein ohne Mitberücksichtigung der Verschiebung der Muskelmaße verschieden ist, der Muskel des Neanderthalers ist folglich etwas länger (Abb. 17).

Zusammenfassend kann gesagt werden: der Muskel der Neanderthaler ist ziemlich niedrig und nach hinten verlängert, seine Muskelfaserrichtung ist weniger steil, sein unterer Rand liegt auf einem verlängerten knöchernen Hypomochlion, außerdem ist der Muskel auf dem Schädel in dem Sinne verlagert, daß er sich in der Mitte mehr der Sagittallinie nähert und vorn weiter von ihr entfernt liegt.

Übrigens scheint die Variationsbreite der Muskelformen recht verschieden zu sein, so z. B. bei den Funden von Chapelle-aux-Saints und Le Moustier (Rekonstruktion Weinert). Eine ähnlich große Variabilität des M. temporalis finden wir übrigens auch bei rezenten Menschen.

Nun der *M. masseter.*

Wir haben soeben die Schwierigkeiten geschildert, die uns bei der M. temporalis-Rekonstruktion entgegentraten, und zwar infolge der defekten Neanderthalerschädel und des Fehlens der entsprechenden Mandibula. Noch unvollständiger sind die Ansätze des M. masseter, nämlich der Jochbogen und der Ramus mandibulae. Von allen mir zugänglichen Abgüssen kommen eigentlich nur Chapelle-aux-Saints und zum Teil Le Moustier in Frage; bei dem letzten Schädel mußte jedoch der ganze Jochbogen ersetzt werden, was zu einer gewissen Willkür führte. So ergab sich die folgende Vergleichstabelle der entsprechenden Maße (Tabelle S. 32):

Daraus ist zu ersehen, daß dieser Muskel an den beiden Neanderthalerschädeln recht verschieden erscheint, was durch die Form der Knochen, vor allem der Mandibula zustande kommt. Der Muskel ist bei dem Chapelle-aux-Saints-Schädel in allen Maßen größer, die Differenzen sind bedeutend und erreichen z. B. für die Länge am vorderen Rand bis 20 mm. Nur einige Maße des Le Moustier übersteigen den Mittelwert der Europäer, alle anderen fallen in ihre Variationsbreite. Anders bei Chapelle-aux-Saints: wir sehen hier, daß sämtliche Maße des M. masseter den europäischen Mittelwert übersteigen und einige von ihnen (Gesamtlänge des Ansatzes am Proc. zygomaticus,

	Rezente Menschen					Neanderthaler	
	Melanesier			Polen		Chapelle-aux-Saints (Loth)	Le Moustier (Loth)
	Ehrich (1926)	Cwirko-Godycki (1928)		Serini (1936)			
	Mittelwert	Variationsbreite	Mittelwert	Variationsbreite	Mittelwert	r.	r.
1. Gesamtbreite des Ansatzes am Proc. zygomaticus	—	—	—	35—56	46.5	59	52
2. Breite des Ansatzes des oberflächlichen Teils am Proc. zygomaticus	38	28—44	31.7	14—46	26.5	44	38
3. Breite in der Mitte des Muskels	—	35—47	41.3	24—44	32.7	50	45
4. Breite des Ansatzes am Corpus mandibulae	—	26—45	34.2	14—46	25.3	41	36
5. Breite des Ansatzes am Ramus mandibulae	—	13—29	19.9	10—38	23.3	30	21
6. Länge des Muskels an seinem vorderen Rand	55	—	—	40—80	57.9	76	56
7. Länge des Muskels hinten	47	—	—	22—62	44.2	50	48

Breite des Muskels in der Mitte) sind größer als die Maximalwerte des rezenten Menschen.

Hier also können wir tatsächlich von einem Muskel sprechen, der bei den Neanderthalern massiger und stärker gebaut ist als bei den modernen Menschen (Abb. 16).

Im allgemeinen jedoch müssen wir feststellen, daß die Variationsbreite des Masseters bei der Neanderthalrasse recht groß gewesen sein muß und daß das verbreitete Vorurteil, daß die Kaumuskeln des Neanderthalers wesentlich stärker waren, im allgemeinen nicht mehr stichhaltig ist.

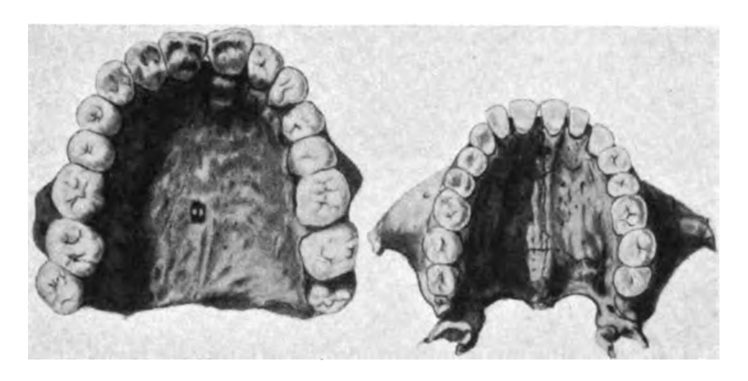
Weiterhin die *Mm. pterygoidei.*

Noch weniger läßt sich von den Mm. pterygoidei sagen. Ich will nur den M. pterygoideus int. betrachten; dazu ist zu erwähnen, daß der Schädel von Chapelle-aux-Saints der einzige ist, an dem die beiden Muskelansätze: Proc. pterygoideus und Angulus mandibulae einigermaßen erhalten sind. Die entsprechenden Maße mit denjenigen für rezente Menschen zusammengestellt sind folgende:

M. pterygoideus internus

	Melanesier			Polen		Chapelle-aux-Saints (Loth)
	Cwirko-Godycki (1928)			Serini (1936)		
	Variationsbreite	Mittelwert r.	Mittelwert l.	Variationsbreite	Mittelwert	
1. Breite in der Mitte des Muskels	18—30	23.5	23.4	12—32	20.5	41
2. Größte Länge des Muskels	42—60	49.0	49.1	32—64	48.7	73
3. Breite des Ansatzes am Corpus mandibulae	11—24	15.9	16.7	0—28	16.5	35
4. Breite des Ansatzes am Ramus mandibulae	18—31	24.3	24.3	8—40	25.0	41

Sämtliche Maße des Neanderthalers von Chapelle-aux-Saints überschreiten nicht nur den Mittelwert, sondern auch die Maximalwerte der rezenten Men-



Le Moustier Europäer

Abb. 19. Gaumen vom Le Moustier und Europäer
zum Teil nach McGregory

schen. Daraus ist zu schließen, daß der M. pterygoideus internus dem Masseter entsprechend recht stark gebaut war.

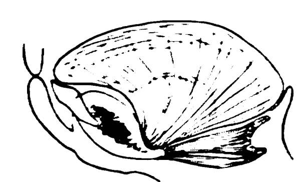
Ich habe ferner überlegt, ob es nicht möglich wäre, auch noch an die Rekonstruktion anderer Weichteile als die Skelettmuskeln des Neanderthalers zu denken. Dabei habe ich vom Gehirn abgesehen, da sich bekanntlich zahlreiche Autoren bereits mit diesem Thema befaßt haben. Von den Eingeweiden kann überhaupt keine Rede sein, solange wir das Rumpfskelett nicht rekonstruiert haben.

Wohl aber können wir Anhaltspunkte am Schädel für den *Mund* und die darin befindlichen Organe, vor allem für die Zunge gewinnen. Letztere steht sicher mit der Größe des Gaumens und der Mandibula in Zusammenhang.

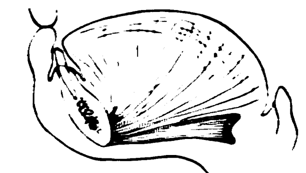
Wir wissen, inwiefern der harte Gaumen der Neanderthaler verschieden ist; es genügt, den Gaumen des Schädels von Le Moustier mit einem rezenten Menschen zu vergleichen (Abb. 19); sowohl seine Größe wie Breite sind erheblich größer. Was nun den Unterkiefer anbelangt, so sind sie bekanntlich ebenfalls stärker, länger und vor allem breiter. Und noch massiger ist bekanntlich der Heidelberger Unterkiefer von Mauer.

Vergleichen wir jetzt im Längsschnitt eine Anthropoidenzunge, z. B. die von einem Schimpansen, mit einer menschlichen, so bemerken wir nicht nur eine größere Länge, sondern auch eine geringere Wölbung und vor allen Dingen eine andere Lage des Os hyoideum, welches beim Menschen bedeutend höher liegt. Es ist ferner notwendig, den Radix linguae etwas nach außen zu projezieren, um die Grenze der hinteren Ausladung der Zunge zu fixieren. Nach diesen Vorbereitungen habe ich an Hand des Unterkiefers von Protanthropus (Homo) Heidelbergensis versucht, seine Zunge zu rekonstruieren und erhielt eine Form, die zwischen eine Schimpansenzunge und diejenige eines rezenten Menschen fällt. Ich glaube dabei nicht irre zu gehen, wenn ich das Os hyoideum etwas tiefer lege.

Die Länge dieser Zunge mußte mindestens 100 mm betragen, während sie bei verschiedenen modernen Rassen von 70—90 mm schwankt. Kurz und gut, die Zunge des Protanthropus Heidelbergensis war bedeutend größer und flacher. Aus den entsprechenden Eindrücken an der Mandibula ist ferner



Schimpanse



Protanthropus (Homo) heidelbergensis



Europäer

Abb. 20. Schematische Darstellung eines Zungenquerschnittes von Schimpanse, Protanthropus (Homo) heidelbergensis und rezentem Europäer

zu schließen, daß auch die Speicheldrüsen eine erhebliche Größe gehabt haben mußten.

Überblicken wir jetzt das oben Gesagte, so müssen wir den Eindruck gewinnen, daß unsere Kenntnisse über die Weichteile des Neanderthalers noch recht dürftig sind. Wir brauchen noch viel Arbeit, viel genauere Kenntnisse des Skelettes, viele Untersuchungen an Muskeln moderner Rassen, um diesen Abschnitt der Paleoanthropologie einigermaßen zu einer soliden Basis auszubauen. Die Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes ist, die Aufmerksamkeit der Forscher auf dieses interessante Gebiet zu lenken und sie zur Mitarbeit aufzufordern.

Ich hoffe, daß diese Ausblicke manchen Gelehrten anregen werden, und damit wäre auch das Ziel der Arbeit erreicht.

Schrifttum

1. Bluntschli, H. und Schreiber, H.: Über die Kaumuskulatur. Fortschritte der Zahnheilkunde V. 1929. — 2. Bluntschli, H.: Die Kaumuskulatur der Orang Utan und ihre Bedeutung für die Formung des Schädels. Morph. 63, 1929. — 3. Bluntschli, H.: Die Kaumuskel eines neugeborenen Orang Utan. Vjschr. Zahnheilk., Sonderh. f. Prof. Dr. Loos, 1931. — 4. Boule, M.: Les hommes fossiles. Paris 1923. — 5. Boule, M.: L'homme fossile de la Chapelle-aux-Saints. Ann. de Paléont. 1911. — 6. Cederbaum, A.: Krzywizna łuku żebrowego zwierząt ssących. (Die Krümmung der Rippenbogen bei den Säugern.) C. R. Seanc. Soc. Sci. Lettres Varsovie XXVIII, 1935. — 7. McCown, D.: Mount Carmel Man. Amer. School of Prehistoric Research, 1936. — 8. Dubois, E.: Über die Hauptmerkmale des Femur von Pithecanthropus erectus. Anthrop. Anz. IV, 1927. — 9. Dubois, E.: Over de voornaamste onderscheidende eigenschaften van het femur von Pithecanthropus erectus. Vers. Afd. Wiss. Natuurk. königl. Akad. von Vettenschappen XXXV, 1926. — 10. Dubois, E.: The distinct Organisation of Pithecanthropus of which the femur bears evidence, now confirmed from other individuals of the described species. Pr. Roy. Ac. Amsterdam XXXV, 1932. — 11. Ehrich, W.: Die Kaumuskulatur von 14 Papuas u. Melanesiern. Morph. XXV, 1926. — 12. v. Eickstedt, E.: Eine Ergänzung der Weichteile auf Schädel- und Oberkörperskelett eines Neanderthalers. Z. Anat. Entwicklungsgesch. 77, 1925. — 13. v. Eickstedt, E.: Variationen am Axillarrand der Scapula. Anthrop. Anz. II. p. 217, 1925. — 14. Fischer, E.: Die Variationen am Radius und Ulna des Menschen. Z. Morph. IX, 1906. — 15. Garrod, D. E.: A Summary of Seven Seansons Work at the Wady el Mughara. Americ. School of Prehistoric Research, 1936. — 16. Godycki-Ćwirko, M.: Influence des muscles masticateurs sur la morphologie cranienne. Rev. Anthrop. 1928. — 17. Gorjanovič-Kramberger, K.: Der paleolitische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina. Mitt. Anthrop. Ges. Wien 1902. — 18. Gorjanovič-Kramberger, K.: Der diluviale Mensch von Krapina in Kroatien. Wiesbaden 1906. — 19. Gorjanovič-Kramberger, K.: Das Schulterblatt des diluvialen Menschen von Krapina in seinem Verhältnis zu dem Schulterblatt des rezenten Menschen und Affen. Bull. Inst. Géol. I, Zagreb 1925/6. — 20. McGregory, W. K.: Restoring Neanderthal Man. Natural History XXVI/3, 1926. — 21. Hrdlička, A.: The skeletal remains of early man. Washington 1933. — 22. Loth, E.: Beiträge zur Anthropologie der Neger-

weichteile. Stuttgart 1912. — 23. Loth, E.: Anthropologie des Parties Molles. Varsovie-Paris 1931. — 24. Loth, E.: Considérations sur les Reconstructions des muscles de la race du Neanderthal. C. R. Assoc. des Anatom. 31. Reun. Milan. 1936. — 25. Martin, H.: L'homme fossile de la Quina, Paris 1923. — 26. Pycraft, W. P.: The Pelvis of Rhodesian Man. Man XXX, 1930. — 27. Ruge, C.: Untersuchungen über die Gesichtsmuskulatur der Primaten. Leipzig 1887. — 28. Serini, M.: Antropomorfologia żwaczy. (Die Anthropomorphologie der Kaumuskeln.) Roczniki prac nauk. zrzeszenia Asyst. U.J.P. Warszawa 1936. — 29. Stabholz, L. M.: Forma przekroju żeber i jej znaczenie morfologiczne. (La forme du coupe des côtes chez les Mammiféres.) C. R. Séanc. Soc. Sci. Lettres. Varsovie XXVIII, 1935. — 30. Vallois, H.: Les transformations de la musculature de l'épisome chez les vertébrés. Arch. de Morph. Gén. et Exp. Paris 1922. — 31. Vallois, H.: Les muscles spinaux chez l'homme et les Anthropoïdes. Contribution à l'étude de l'adaptation a l'attitude verticale. Ann. Sci. Naturelles, Zoologie X., 1928. — 32. Wagenseil, F.: Untersuchungen über die Muskulatur der Chinesen. Z. Morph. XXXVI, 1936. — 33. Weinert, H.: Ursprung der Menschheit. Stuttgart 1932.

Schopenhauer und die Erblichkeitslehre

Von

Prof. Dr. *M. Diersche*, Hamburg

Die Vererbungsfrage hat gegenwärtig so große Bedeutung erlangt, daß sich fast alle biologischen Disziplinen damit befassen; daher ist es zu verwundern, wie wenig die Philosophen diesem Problem Aufmerksamkeit schenken, obwohl unter anderen schon vor hundert Jahren Arthur Schopenhauer über Erblichkeit nachgedacht und geschrieben hat; nicht in seinem Hauptwerke „Die Welt als Wille und Vorstellung" (1818), hier nur ganz kurz an zwei Stellen, aber in den „Ergänzungen" hierzu, die er 1844 veröffentlichte, hat er der „Erblichkeit der Eigenschaften" ein ganzes Kapitel (43) gewidmet, in klarer, interessanter Darstellung. Trotzdem wird in dem jetzt verbreitetsten Werk über diesen Gegenstand (Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre) Schopenhauers nur gedacht wegen „eines Einschlags hysterischer Anlage" in seinem starken Geiste und daher seines „krankhaft überspannten Selbstbewußtseins", während doch dieser Denker als erster Erblichkeitsprobleme erörterte und sogar philosophisch begründete.

Die alltägliche Erfahrung hat ihn belehrt, daß bei der Zeugung nicht nur die Eigentümlichkeiten der Gattung, sondern auch die der Individuen fortgepflanzt werden, besonders die leiblichen, äußeren, während die Vererbung der geistigen, inneren öfter betrachtet und meist bejaht wurde. Hier interessiert ihn hauptsächlich das geistige Erbteil, das wir von jedem der Eltern überkommen und er folgert aus der Grunderkenntnis seiner Philosophie: „Der Wille, das Wesen an sich, der Kern, das Radikale im Menschen, der Intellekt, das Sekundäre", vor Befragung der Erfahrung, als wahrscheinlich, daß der Vater als zeugendes Prinzip (sexus potior) die Basis des neuen Lebens, den Willen verleihe, die Mutter als nur empfangender Faktor, den Intellekt, so daß also der Mensch sein Moralisches, seinen Charakter, seine Neigungen, sein Herz vom Vater erbe, dagegen Grad, Beschaffenheit, Richtung seines Verstandes von der Mutter. Sch. findet diese Norm in der Erfahrung bestätigt, nur läßt sie sich nicht experimentell vorführen, sondern nur aus viel-

jährigen, sorgfältigen Beobachtungen und aus der Geschichte erweisen. Das stimmt natürlich mit unseren heutigen biologischen Erfahrungen nur wenig überein, doch soll hier und später auf eine Kritik verzichtet werden. — Schopenhauer fährt sodann fort:

Jeder wird zunächst an Erfahrungen an sich selbst erinnert, die vollkommen gewiß und sehr speziell sind, was den Nachteil beschränkter Sphäre und geringeren Bekanntseins aufhebt. Vergegenwärtigt er sich seine Neigungen und Leidenschaften, Charakterfehler und Schwächen, so wird er beim Zurückdenken an seinen Vater sämtliche Charakterzüge auch an ihm erkennen, während er die Mutter oft von verschiedenem Charakter finden wird, moralische Übereinstimmung mit ihr höchst selten, nur bei zufälliger Gleichheit des Charakters beider Eltern.

Weiter soll man solche Charakteruntersuchungen an Bekannten und deren Eltern anstellen; bei aufrichtigem Urteil werde man die Bestätigung des Gesagten finden, z. B. Hang zur Lüge bei zwei Brüdern als vom Vater vererbt; die Komödie „Der Lügner und sein Sohn" als psychologisch richtig. Doch werden zwei Einschränkungen gemacht: Die Unsicherheit der Vaterschaft, die nur durch entschiedene körperliche Ähnlichkeit ausscheidet, da es eine „Nachwirkung früherer Befruchtung" gebe als leichte Ähnlichkeit der Kinder zweiter Ehe mit dem ersten Vater und im Ehebruch erzeugter mit dem legitimen Vater, was noch deutlicher an Tieren beobachtet sei. Ferner werde die Vererbung des väterlichen Moralischen dadurch eingeschränkt, daß der oft sehr verschiedene Intellekt (das Erbteil der Mutter) hinzukomme, der jenes umforme, je nach der Größe des Unterschiedes, aber nie so stark, daß die Grundzüge des väterlichen Charakters nicht noch deutlich kenntlich seien. Die Neigungen und Leidenschaften der Mutter kehren in den Kindern durchaus nicht wieder, oft sogar ihr Gegenteil.

Beispiele der Charaktervererbung vom Vater aus der Geschichte haben den Vorzug, allgemein bekannt zu sein: dagegen sind sie unsicher, durch Überlieferung gefälscht und betreffen meist das öffentliche, weniger das private, innere Leben des Charakters; trotzdem ist die Vererbungswahrheit historisch vielfach zu belegen: Decius Mus, Vater, und 40 Jahre später sein Sohn opfern sich in heroischem Edelmut fürs Vaterland: die altrömischen Familien der Fabier und Fabricier haben zahlreiche Mitglieder, die sich durch hingebende Vaterlandsliebe und Tapferkeit auszeichnen. Alexander der Große war herrsch- und eroberungssüchtig wie sein Vater Philipp von Macedonien. Die gens Claudia erzeugte in sechs Jahrhunderten viele tätige, aber übermütige und grausame Männer; zu ihr gehörten Tiberius, Caligula und endlich Nero, voller entsetzlicher Eigenschaften, die bei dem letzten durch keinen Intellekt der Mutter (die unvernünftige Mänade Agrippina) gezügelt wurden. Dagegen Kimon war der Sohn des Miltiades, Hannibal der des Hamilkar; die Scipionen sind eine Familie von Helden und edlen Verteidigern Roms, aber Cäsar Borgia war das scheußliche Ebenbild Alexanders VI., der Sohn des berüchtigten Herzogs Alba, ebenso grausam und böse wie sein Vater. Philipp IV. v. Frankreich, tückisch, ungerecht, grausam (Folterung und Hinrichtung der Tempelherren) hatte als Tochter Isabella, Gemahlin Eduard II. v. England; sie nahm diesen gefangen, zwang ihn zur Abdankung und ließ ihn im Gefängnis auf

schauderhafte Weise umbringen. Heinrich VIII. v. England, „blutdürstiger Tyrann", hatte als Tochter aus erster Ehe die „blutige Mary", durch Bigotterie, Grausamkeit und zahlreiche Ketzerverbrennungen berüchtigt; seine Tochter zweiter Ehe Elisabeth erbte von der Mutter Anna Bullen einen ausgezeichneten Verstand, der Bigotterie nicht zuließ, den väterlichen Charakter zügelte, aber nicht aufhob, so daß er mehrfach, besonders gegen Maria Stuart deutlich hervortrat.

Ausnahmen von der Regel erklärt Sch. durch ehebrecherische Taten der Mutter, der Diva Faustina, wenn der vortreffliche Marc Aurel den schlechten Commodus zum Sohn habe; auch könne Domitian nicht der wahre Bruder des Titus gewesen sein, sondern Vespasian ein betrogener Ehemann.

Die Erblichkeit des Intellekts von der Mutter ist viel allgemeiner und früher anerkannt. Hierfür spricht schon das alte, populäre Wort „Mutterwitz", als Begabung solcher, deren Mutter sich durch Intelligenz auszeichnete, während die intelligenten Eigenschaften des Vaters nicht übergehen. Scheinbare Ausnahmen davon schreibt Sch. dem Zufall zu, denn „es ist unwahrscheinlich, daß das Unwahrscheinliche nie geschehe". Pitt und sein Vater Lord Chatam sind ihm eine solche Ausnahme, aber dagegen wird betont, daß große Staatsmänner dies ebensosehr durch Eigenschaften des Charakters, also das väterliche Erbteil, wie durch Vorzüge des Kopfes seien.

An Künstlern, Dichtern und Philosophen (dem eigentlichen Genie) glaubt Sch. keine analogen Ausnahmefälle zu sehen, denn Raphaels Vater sei zwar ein Maler, aber kein großer gewesen und Mozarts Vater und Sohn waren keine großen Musiker. Auch wissenschaftliche Beschäftigung zeigt scheinbar Vererbung in männlicher Linie (die Scaliger, Bernouillys, Cassinis, Herschel), aber dies setze nur gute, angeborene Fähigkeiten voraus, nicht aber überschwängliche des Genies, mehr eifriges Streben, Fleiß, Geduld, frühzeitige Unterweisung, anhaltendes Studium und vielfache Übung. Daraus erkläre sich, daß wie überall gern die Söhne den vom Vater gebahnten Weg beschreiten und fast alle Gewerbe in gewissen Familien erblich seien, auch in einigen Wissenschaften einzelne Familien eine Reihe verdienter Männer aufweisen.

Die tatsächliche Vererbung des Intellekts von der Mutter ist weniger zu belegen, da das weibliche Geschlecht gemäß seiner Bestimmung seltener öffentliche Proben seiner geistigen Fähigkeiten ablege, so daß diese der Nachwelt nicht überliefert werden. Sch. führte an: Maria Theresia als Mutter Joseph II., die Mutter von Cardanus, nach dessen Selbstbiographie, die Rousseaus, nach dem 1. Buch der Konfessiones. D'Alemberts Mutter war eine adlige Schriftstellerin von überlegenem Geiste, auch die Buffons eine ausgezeichnete Frau; daß deren moralische Eigenschaften mit hervorgehoben werden, hält er für einen Irrtum des Berichterstatters oder für zufällige Gleichheit des mütterlichen und väterlichen Charakters. In unzähligen Fällen haben Mutter und Sohn den entgegengesetzten Charakter, so daß im Orest und Hamlet die beiden größten Dramatiker diese im Widerstreit darstellen, wobei der Sohn als moralischer Rächer des Vaters auftritt. Der umgekehrte Fall, der Sohn als Rächer der Mutter gegen seinen Vater, würde empörend und zugleich fast lächerlich sein. Er beruht darauf, daß zwischen Vater und Sohn wirkliche Identität des Wesens, des Willens bestehe, zwischen

Mutter und Sohn nur solche des Intellekts und selbst diese nur bedingterweise. Zwischen letzteren kann der größte moralische Gegensatz herrschen, zwischen Vater und Sohn nur intellektueller; daher ist das Salische Gesetz notwendig: Das Weib kann den Stamm nicht fortführen.

Humes Mutter war von ausgezeichneten Vorzügen, die Kants von großem, natürlichem Verstand, für die damalige Zeit gut unterrichtet und sorgte für ihre weitere Ausbildung. Goethes Mutter ist allbekannt als eine verständige, geistreiche und überlegene Frau; das schöne Zeugnis des Sohnes darüber wird nicht zitiert, obwohl es auch in bezug auf den Vater zu Schopenhauers Ansicht völlig passen würde; ebenso steht es mit Bürgers Eltern, nach dessen eigenem Bericht. Die Mutter war von außerordentlichen Geistesanlagen, die aber so wenig angebaut waren, daß sie kaum leserlich schreiben konnte. Er meint, sie wäre bei gehöriger Kultur die berühmteste ihres Geschlechts geworden, während er mehrmals moralische Züge stark mißbilligt, von ihr glaubt er einige Geistesanlagen geerbt zu haben, vom Vater dessen moralischen Charakter. Schillers Mutter war empfänglich für Poesie und machte selbst Verse. Die Mutter Walter Scotts war eine Dichterin und stand mit den schönen Geistern der Zeit in Verbindung, die Bacos eine große Sprachkennerin, schrieb und übersetzte mit Scharfsinn und Geschmack mehrere Werke und Boerhaves Mutter zeichnete sich durch medizinische Kenntnisse aus. Für Erblichkeit der Geistesschwäche von seiten der Mutter gibt Haller einen Beweis an; nach anderen vererbt sich Wahnsinn häufiger von der Mutter als vom Vater. Kommt er von diesem, so schreibt Sch. ihn den Gemütsanlagen zu.

Söhne derselben Mutter müßten nach allem von gleicher Geistesschärfe sein; als Beispiele nennt Sch. die beiden Carracci, Haydn, Romberg, Cuvier, Schlegel, wobei er aber Friedrich wegen seines „schimpflichen Obskurantismus" für unwürdig erklärt; die Erfahrung zeige aber vielfach das Gegenteil. Kants Bruder (11 Jahre jünger) sei ein gewöhnlicher Mann gewesen, was aus den physiologischen Bedingungen des Genies erklärt wird, da nicht nur ein außerordentlich entwickeltes Gehirn (Erbteil der Mutter) erfordert wird, sondern auch ein sehr energischer Herzschlag, es zu animieren, also leidenschaftlicher Wille, lebhaftes Temperament, als Erbteil des Vaters. Dieses stehe nur in dessen kräftigsten Jahren auf der Höhe und die Mutter altere noch schneller. Darnach wäre ein hochbegabter Sohn in der Regel der älteste, bei voller Kraft beider Eltern gezeugt; auch von zwei ausgezeichneten Brüdern werde meist der ältere der vorzüglichere sein. Es komme aber nicht nur auf das Alter an, sondern auf jede vorübergehende Ebbe der Lebenskraft, Gesundheitsstörung zur Zeit der Zeugung. — Bei Zwillingen fielen solche Unterschiede weg, und es trete hier Identität ihres Wesens ein.

Ausnahmefälle, daß ein hochbegabter Sohn keine geistig ausgezeichnete Mutter habe, erklärt Sch. daraus, daß diese selbst einen phlegmatischen Vater hatte, so daß ihr ungewöhnliches Gehirn nicht durch entsprechende Energie des Blutumlaufs „excitiert" wurde; es hat sich aber doch auf den Sohn vererbt und ein lebhafter, leidenschaftlicher Vater sei hinzugekommen, von energischem Herzschlag, so daß dann die beiden körperlichen Bedingtheiten großer Geistesgaben vorhanden gewesen. Byron wird als mög-

licher Fall dieser Art genannt, da nirgends geistige Vorzüge der Mutter erwähnt werden.

Aus dem doppelten Ursprung des Individuums, Charakter vom Vater, Intellekt von der Mutter, glaubt Sch. das Disharmonische, Ungleiche, Schwankende im Wesen der meisten Menschen ableiten zu dürfen; die Unstimmigkeiten seien um so größer, je heterogener, unangemessener die Eltern zueinander waren; bei einigen überwiege das Herz, bei anderen ihr Kopf, noch andere hätten den Vorzug einer gewissen Harmonie und Einheit ihres ganzen Wesens, woraus vermutet wird, daß ihre Eltern wahre Übereinstimmung gegeneinander hatten.

Die verschiedene Herkunft von Charakter und Intellekt, der große, natürliche Unterschied zwischen den Menschen in diesen beiden Gaben und die völlige Unveränderlichkeit der moralischen Eigenschaften und der geistigen Fähigkeiten lassen Sch. folgern, daß eine wirkliche und gründliche Veredelung des Menschengeschlechts nicht von außen, nur von innen, nicht durch Lehre und Bildung, nur auf dem Wege der „Generationen" erlangt werden könne, Gedanken also, wie sie heute in der sozialen Rassenhygiene zur Auswirkung kommen. Plato ist hierin ein Vorgänger, der (5. Buch der Republik) einen Plan zur Veredlung der Kriegerkaste vorlegt. Sch. stimmt dem zu; seine eigenen Ideen sind recht charakteristisch: „Könnte man alle Schurken kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster stecken, den Leuten von edlem Charakter ein ganzes Harem beigeben und allen Mädchen von Geist und Verstand Männer, und zwar ganze Männer verschaffen, so würde bald eine Generation entstehen, die ein mehr als Perikleisches Zeitalter darstellte." Er will aber auf solche utopische Pläne nicht eingehen, jedoch erwägen, daß, wie es bei einigen alten Völkern wirklich gewesen sei, nach der Todesstrafe die Kastration als schwerste Strafe bestünde, wodurch ganze Stammbäume von Schurken der Welt erspart bleiben, „sicher", da die meisten Verbrechen schon im Alter von 20 bis 30 Jahren begangen würden.

Als weiteren praktischen Vorschlag gibt Sch. an, sich zu überlegen, ob es nicht besser sei, die bei gewissen Gelegenheiten auszuteilenden öffentlichen Aussteuern nicht wie üblich den angeblich tugendhaftesten, sondern den verständigsten und geistreichsten Mädchen zuzuerkennen, besonders da über die Tugend das Urteil schwierig sei, „denn nur Gott sieht die Herzen", während über den Verstand die, so selbst damit begabt seien, mit voller Sicherheit urteilen könnten. — Sodann will er das Tragen von beträchtlichen Lasten auf dem Kopfe abschaffen, eine schlimme Sitte in vielen Ländern, auch in Süddeutschland. Es wirke nachteilig aufs Gehirn, das sich dadurch allmählich verschlechtere, und da dies von den Müttern auf die Söhne übergehe, das ganze Volk immer dümmer mache, „welches bei vielen gar nicht nötig ist". Durch Abstellung dieser Sitte würde also das Quantum der Intelligenz im ganzen Volke vermehrt, was zuverlässig die größte Vermehrung des Nationalreichtums wäre.

Mit einem Rückblick auf seinen ethisch-metaphysischen Standpunkt, die Grundgedanken seines philosophischen Systems, schließt Sch. die Betrachtung, daraus noch das Verbot der Geschwisterehe bei allen Völkern (wenige und schwankende Ausnahmen) erklärend, schon von Natur gegeben durch das Fehlen geschlechtlicher Liebe zwischen Geschwistern, außer höchst seltenen,

auf naturwidriger Perversität der Triebe oder auf Unechtheit des einen von ihnen beruhenden Fällen. Aus einer Geschwisterehe könnte nichts anderes hervorgehen als derselbe Wille mit demselben Intellekt, der schon in beiden Eltern vereint existiere, also die hoffnungslose Wiederholung der schon vorhandenen Erscheinung. Daraus, daß die Natur die Notwendigkeit zweier Geschlechter zur Zeugung der neuen Generation gesetzt habe, entstehe immer eine wechselnde Verbindung des Willens mit einem anderen Intellekt, einem anderen Grad und anderer Weise der Erkenntnis, und so wird in jeder neuen Persönlichkeit, jeder neuen Generation das Leben von einer anderen Seite, in einem anderen Lichte dargestellt, wodurch das Endziel der Ethik, die Bejahung oder Verneinung des Lebens, neu erfaßt wird und also immer ein neuer Weg zum Heil beschritten.

Dem Ursprung der großen, augenfälligen Verschiedenheit der Charaktere, gut und menschenfreundlich, boshaft und grausam, ehrlich, betrügerisch, sinnt der Philosoph zuletzt nach. Hindus und Buddhisten haben das Problem gelöst: „Es sei die Folge der Taten des vorhergegangenen Lebens"; diese Lösung gilt als älteste, faßlichste, und von den weisesten Menschen ausgedacht, so daß eine befriedigendere schwerlich gefunden werden könne, aber sie schiebe die Frage doch nur weiter zurück. Vom Standpunkt seiner Philosophie sagt Sch. hierzu, daß es sich beim Charakter, dem Willen als dem letzten, inneren Wesen des Menschen, dem Ding an sich Kants, um etwas von Zeit, Raum und Kausalität ganz Unabhängiges handelt, bei dem nicht gefragt werden könne nach Warum und Woher. Der Wille habe hier, als Ding an sich, absolute Freiheit; in seinem Sein (esse) ist er frei: hier höre also alle Erklärung und Verständlichkeit durch Gründe und Folgen auf. Im Handeln (operari) aber, in dem er Erscheinung ist, sichtbar wird, ist er von der Notwendigkeit, den Gründen, Motiven unterworfen.

Mit Absicht sind die vorgetragenen Gedanken Sch.'s nicht kritisiert und mit den heutigen Anschauungen in Beziehung gesetzt. Der Zweck der Ausführungen ist hauptsächlich, die interessanten Betrachtungen des Denkers aus dem Vergessensein emporzuheben, dadurch anzuregen, sie an der Quelle aufzusuchen, dazu vielleicht die benachbarten Kapitel „Leben der Gattung" und „Metaphysik der Geschlechtsliebe", ja das Ganze seiner immer wieder zeitgemäßen Ideen. Außerdem wird hoffentlich mancher so bewogen, den Problemen der Vererbung nachzugehen, die heute zum Glück eine Hauptaufgabe unserer Staatsführung geworden sind, zum Wohl unserer jungen und kommenden Generationen, zur Gesunderhaltung unserer Nation und rassenhygienischen Förderung unseres Volkes.

The Role of Urbanization in the Dentitions of Various Population Groups

By

Wilton Marion Krogman,

Laboratory of Anatomy and Physical Anthropology Western Reserve University
Cleveland, Ohio

With 1 Figure

Outline

Part I. The Incidence of Dental Caries: Race and Chronology

Foreward

In 1930—31 it was my privilege to study with Sir Arthur Keith at the Royal College of Surgeons of England as a Fellow in the Biological Sciences of the National Research Council. I had for some time been interested in the problem of racial differences in dentition, especially as related to progressive historical and cultural changes. Many earlier students have referred to specific cranio-facial types, either racial — primitive or civilized — or intra-racial —

urban or rural — as correlated with susceptibility to dental caries. In other words racial types, and, by inference, the vicissitudes of „civilization" upon that type, have been deemed an all-important factor in the frequence of dental caries. In 1896 Röse (73) measured the facial dimensions of 4407 Bavarian school children and concluded that there was a marked and positive correlation between a narrow mid-face and susceptibility to dental caries. In 1905 Angle (6) reported correlations between brachycephaly and a wide palate, and between dolichocephaly and a narrow palate. In 1914 Osburn (64) observed that "those individuals with long faces, heads, and noses ... have worse teeth than those individuals with broad heads, faces, and noses ... and the teeth of the former develop earlier than the latter." In 1914 Bean (9) associated susceptibility to dental caries with his "hyper-ontomorph type: small, slender, narrow nosed; long, slender face with pointed chin; long, narrow head." In 1924 Keith (44), after a study of ancient and modern Anglo-Saxon and English crania and palates, concluded that misplaced teeth, long, narrow dental arches and carious teeth did not "assume anything approaching their present frequency until ... England entered upon her life of industrialism". In the same year Pickerill (66) observed that "it is now universally admitted that dental caries is to a great extent a disease accompanying civilization, and that its numerical incidence is largely proportionate to the state of civilization to which a particular race has attained." In 1926 Black (12) stated that "dental caries — the most prevalent pathologic condition — is increasing with the advance of civilization." In 1931 Bakwin and Bakwin (7) concluded that "relative to total body length, infants with acute intestinal intoxication are smaller in their transverse diameters (diameter of face, bigonial diameter) and in their chest circumference than are healthy infants from the same social environment."

In the foregoing, several apparently unrelated ideas have been grouped, seemingly solely on the basis of chronological sequence: face dimensions, head measurements, dental caries, civilization — ancient and modern — and illness in infancy as reflected in body proportions. Yet all of these factors and others, as we shall later see, enter intimately into the problem of the changes that have been and are going on in the human dentition.

Modern English Dentition

With these possible factors in mind I undertook an intensive study of the teeth and palates of several hundred skulls, focussing attention on an Australian group, primitive in the sense that aboriginal diet was retained, and on a modern urbanized eighteenth century English group. This report is concerned especially with the frequency of dental caries, which we have defined as an actual cavity, with both enamel and dentine broken down. This corresponds to Noyes' "third period in the progress of caries." In *tables 1* to *3* is presented a summary of the study of the series of modern English crania. In the first two tables data on each individual tooth are given in percentages. The average percentages for carious and abscessed teeth are based on total number of teeth, rather than only on teeth actually present at the time the skull was examined. As a rule teeth lost post-mortem (marked "missing" in the table) are adjudged

sound if the alveolus bears no sign of inflammation. At all events the percentages of carious and abscessed teeth are given as minimum figures; these may be slightly higher, if teeth lost post-mortem were diseased. In the maxilla the teeth are affected in the order M_1, M_2, M_3 and Pm_2, Pm_1, C, I_2, I_1. In the mandible the order is M_3 and M_2, M_1, Pm_2; then Pm_1, C, I_2, I_1 together. This order is true for males and females, but in the latter maxillary M_1 is far in advance of the rest of the teeth.

Table 1. Tooth Conditions in English Males
(38 Maxillae; 46 Mandibulae)

Maxillary:																
Sound	67	71	67	63	55	47	27	15	7	37	49	62	60	66	67	65
Missing	15	8	3	17	20	47	65	82	90	55	40	23	15	3	8	17
Carious	13	13	25	17	15	3	5	3	3	8	8	10	25	28	25	13
Abscessed	5	8	5	3	10	3	3	—	—	—	3	5	—	3	—	5
Tooth:	**8**	**7**	**6**	**5**	**4**	**3**	**2**	**1**	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**
Mandibular:																
Sound	74	60	70	38	46	36	26	20	34	28	42	50	44	68	66	66
Missing	4	8	—	34	48	60	68	78	64	68	54	42	40	—	6	8
Carious	22	30	20	22	2	2	2	—	—	—	2	2	10	22	22	26
Abscessed	—	2	10	6	4	2	4	2	2	4	2	6	6	10	6	—

16 upper third molars impacted; 9 right, 7 left.
Impacted: right upper M2, Pm1, C; left upper 12 (2) Pm2.
25 lower third molars impacted; 13 right, 12 left.

Table 2. Tooth Conditions in English Females
(17 Maxillae; 41 Mandibulae)

Maxillary:																
Sound	46	70	40	28	46	22	28	6	6	16	40	28	34	34	52	46
Missing	24	—	-	36	12	66	66	94	88	78	54	30	24	—	12	30
Carious	24	24	54	24	18	6	6	—	6	6	—	18	30	42	30	18
Abscessed	6	6	6	12	24	6	—	—	—	—	6	24	12	24	6	6
Tooth:	**8**	**7**	**6**	**5**	**4**	**3**	**2**	**1**	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**
Mandibular:																
Sound	49	50	51	23	37	33	10	9	3	10	25	32	31	44	43	47
Missing	12	10	—	50	47	62	80	80	89	82	67	55	47	3	12	8
Carious	27	40	37	17	8	—	—	3	—	—	—	3	10	45	37	37
Abscessed	12	—	12	10	8	5	10	8	8	8	8	10	12	8	8	8

10 upper third molars impacted; 5 right, 5 left.
Impacted: upper right C, 12, left C.
12 lower third molars impacted; 7 right, 5 left.

Table 3. Caries in English Teeth

	Male			
	Upper		Lower	
	Right	Left	Right	Left
Total	304	304	368	368
Sound	171	157	168	185
Lost post-mortem	96	100	150	141
Carious	37	47	50	42
Percent carious*	(1) 12.2 (2) 21.6 (3) 13.8	(1) 15.4 (2) 30.0 (3) 18.3	(1) 13.6 (2) 30.0 (3) 15.7	(1) 11.4 (2) 22.6 (3) 12.8

Upper — 13.8; 25.8; 16.0 percent carious.
Lower — 12.5; 26.3; 14.2 percent carious.
25 maxillae affected out of 38 = 65.8 percent.

	Female			
	Upper		Lower	
	Right	Left	Right	Left
Total	126	126	328	328
Sound	50	48	138	129
Lost post-mortem	50	53	137	146
Carious	26	25	53	53
Percent carious*	(1) 20 0	(1) 20.0	(1) 16.1	(1) 16.1
	(2) 52.0	(2) 52.0	(2) 38.4	(2) 41.1
	(3) 26.0	(3) 24.7	(3) 19.3	(3) 19.3

Upper -- 20.0; 52.1; 25.3 percent carious.
Lower — 16.1; 39.7; 19.3 percent carious.
15 maxillae affected out of 17 = 88.2 percent.

* The percentages are: (1) carious teeth compared to total; (2) carious compared with sound; 3) carious compared with sound plus teeth lost post-mortem, the latter assumed to be carious free.

In *table 3* are summarized the sex differences, and differences between upper and lower teeth. In males 65 percent of the crania have one or more carious teeth; in females the percentage is 88.2 percent. In males upper and lower teeth are equally affected: 20.4 percent and 19 percent respectively; in females upper teeth are 34.2 percent carious, lower 28.4 percent. The general average of all teeth carious is male, 19.7 percent; female, 31.3 percent.

Primitive Australian Dentition

In *tables 4* to *6* are summarized the results of a study of 168 Australian crania, representing the most primitive of human races. All the crania were of native Australians, unmixed with White blood. In *tables 4* and *5* the figures are percentage averages. It is practically impossible to state just which tooth in the Australian dentition is most frequently affected by caries. Interestingly enough Pm_2 seems to be affected more often than any other tooth. It is also noteworthy that the frequency of abscessed teeth is as great as, or slightly greater than, that of carious teeth. In *table 6* it is shown that 31.5 percent of all male crania and 35.0 percent of all female crania have one or more carious teeth. In males 6.6 percent of upper and 6.4 percent of lower teeth are carious; in females 7.4 percent of upper and 5.4 percent of lower. The general average for males is 6.5 percent, for females 6.4 percent.

Table 4. Tooth Conditions in Australian Aborigines — Males
(108 Maxillae; 64 Mandibulae)

Maxillary:																
Sound	65	85	89	66	68	63	50	25	25	55	55	66	62	79	85	60
Missing	25	7	4	26	27	35	45	57	66	42	44	30	32	6	11	24
Carious	5	3	3	5	4	1	4	14	8	2	—	3	3	5	2	9
Abscessed	5	5	4	3	1	1	1	4	1	1	1	1	3	10	2	7
Tooth:	**8**	**7**	**6**	**5**	**4**	**3**	**2**	**1**	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**
Mandibular:																
Sound	78	84	87	61	67	57	46	37	45	54	52	60	53	82	89	85
Missing	12	5	2	35	26	38	47	57	43	40	42	29	42	5	2	3
Carious	8	5	6	3	4	3	5	3	6	3	3	3	2	9	3	9
Abscessed	2	6	5	1	3	2	2	3	6	3	3	8	3	4	6	3

4 upper third molars impacted: 2 right; 2 left.
1 upper 4th molar; right.
Impacted: upper right C, 12.
1 lower M3 left impacted.

Table 5. Tooth Conditions in Australian Aborigines — Females
(60 Maxillae; 30 Mandibulae)

Maxillary:																
Sound	53	77	82	55	53	47	35	25	25	27	43	50	58	75	80	52
Missing	40	13	7	37	40	47	60	68	65	68	50	36	40	10	10	36
Carious	5	5	3	5	7	3	—	5	7	—	5	12	2	5	7	7
Abscessed	2	5	8	3	—	3	5	2	3	5	2	2	—	10	3	5
Tooth:	**8**	**7**	**6**	**5**	**4**	**3**	**2**	**1**	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**
Mandibular:																
Sound	91	93	78	65	83	70	47	45	54	67	70	70	65	74	91	81
Missing	6	—	—	16	10	30	41	43	33	30	30	30	19	3	—	13
Carious	—	—	6	3	—	—	6	3	6	3	—	—	16	13	6	3
Abscessed	3	7	16	16	7	-	6	7	7	-	-	-	—	10	3	3

7 upper third molars impacted: 3 right, 4 left.
1 upper 4th molar, right.
Impacted: upper right Pm1, Pm2; left, I2, Pm1, Pm2.
6 lower third molars impacted: 3 right, 3 left.

Table 6. Caries in Australian Teeth

Male	Upper		Lower	
	Right	Left	Right	Left
Total	864	864	512	512
Sound	585	556	349	359
Lost post-mortem	239	268	139	128
Carious	40	40	24	25
Percent carious*	(1) 4.6	(1) 4.6	(1) 4.9	(1) 5.0
	(2) 6.9	(2) 7.0	(2) 6.8	(2) 6.9
	(3) 4.8	(3) 4.8	(3) 5.0	(3) 5.0

Upper — 4.6; 6.9; 4.8 percent carious.
Lower — 4.9; 6.8; 5.0 percent carious.
34 maxillae affected out of 108 = 31.5 percent.

Female	Upper		Lower	
	Right	Left	Right	Left
Total	480	480	240	240
Sound	274	263	190	181
Lost post-mortem	186	191	44	44
Carious	20	26	6	15
Percent carious*	(1) 4.2	(1) 5.4	(1) 2.5	(1) 6.2
	(2) 7.3	(2) 10.0	(2) 3.2	(2) 8.3
	(3) 4.3	(3) 5.7	(3) 2.6	(3) 6.6

Upper — 4.8; 8.6; 5.0 percent carious.
Lower — 4.3; 5.9; 4.6 percent carious.
21 maxillae affected out of 60 = 35.0 percent.

* See footnote to **table 3**. Where the number of carious and/or missing teeth is relatively small the differences in percentage calculations is very little.

When *tables 1 and 2* and *4 and 5* are compared it will be seen that among the English skulls impaction of M_3, especially the lower, is much more frequent than among the Australian. This contrast of "modern" and "primitive" is in keeping with Keith's observations on "modern" and "ancient".

Female

	Upper		Lower	
	Right	Left	Right	Left
Total	126	126	328	328
Sound	50	48	138	129
Lost post-mortem . .	50	53	137	146
Carious	26	25	53	53
Percent carious* . .	(1) 20 0 (2) 52.0 (3) 26.0	(1) 20.0 (2) 52.0 (3) 24.7	(1) 16.1 (2) 38.4 (3) 19.3	(1) 16.1 (2) 41.1 (3) 19.3

Upper — 20.0; 52.1; 25.3 percent carious.
Lower — 16.1; 39.7; 19.3 percent carious.
15 maxillae affected out of 17 = 88.2 percent.

* The percentages are: (1) carious teeth compared to total; (2) carious compared with sound; 3) carious compared with sound plus teeth lost post-mortem, the latter assumed to be carious free.

In *table 3* are summarized the sex differences, and differences between upper and lower teeth. In males 65 percent of the crania have one or more carious teeth; in females the percentage is 88.2 percent. In males upper and lower teeth are equally affected; 20.4 percent and 19 percent respectively; in females upper teeth are 34.2 percent carious, lower 28.4 percent. The general average of all teeth carious is male, 19.7 percent; female, 31.3 percent.

Primitive Australian Dentition

In *tables 4* to *6* are summarized the results of a study of 168 Australian crania, representing the most primitive of human races. All the crania were of native Australians, unmixed with White blood. In *tables 4* and *5* the figures are percentage averages. It is practically impossible to state just which tooth in the Australian dentition is most frequently affected by caries. Interestingly enough Pm_2 seems to be affected more often than any other tooth. It is also noteworthy that the frequency of abscessed teeth is as great as, or slightly greater than, that of carious teeth. In *table 6* it is shown that 31.5 percent of all male crania and 35.0 percent of all female crania have one or more carious teeth. In males 6.6 percent of upper and 6.4 percent of lower teeth are carious; in females 7.4 percent of upper and 5.4 percent of lower. The general average for males is 6.5 percent, for females 6.4 percent.

Table 4. Tooth Conditions in Australian Aborigines — Males
(108 Maxillae; 64 Mandibulae)

Maxillary:																
Sound	65	85	89	66	68	63	50	25	25	55	55	66	62	79	85	60
Missing	25	7	4	26	27	35	45	57	66	42	44	30	32	6	11	24
Carious	5	3	3	5	4	1	4	14	8	2	—	3	3	5	2	9
Abscessed	5	5	4	3	1	1	1	4	1	1	1	1	3	10	2	7
Tooth:	**8**	**7**	**6**	**5**	**4**	**3**	**2**	**1**	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**
Mandibular:																
Sound	78	84	87	61	67	57	46	37	45	54	52	60	53	82	89	85
Missing	12	5	2	35	26	38	47	57	43	40	42	29	42	5	2	3
Carious	8	5	6	3	4	3	5	3	6	3	3	3	2	9	3	9
Abscessed	2	6	5	1	3	2	2	3	6	3	3	8	3	4	6	3

4 upper third molars impacted: 2 right; 2 left.
1 upper 4th molar; right.
Impacted: upper right C, 12.
1 lower M3 left impacted.

Table 5. Tooth Conditions in Australian Aborigines — Females
(60 Maxillae; 30 Mandibulae)

Maxillary:																
Sound	53	77	82	55	53	47	35	25	25	27	43	50	58	75	80	52
Missing	40	13	7	37	40	47	60	68	65	68	50	36	40	10	10	36
Carious	5	5	3	5	7	3	—	5	7	—	5	12	2	5	7	7
Abscessed	2	5	8	3	—	3	5	2	3	5	2	2	—	10	3	5
Tooth:	**8**	**7**	**6**	**5**	**4**	**3**	**2**	**1**	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**
Mandibular:																
Sound	91	93	78	65	83	70	47	45	54	67	70	70	65	74	91	81
Missing	6	—	—	16	10	30	41	43	33	30	30	30	19	3	—	13
Carious	—	—	6	3	—	—	6	3	6	3	—	—	16	13	6	3
Abscessed	3	7	16	16	7	-	6	7	7	—	—	—	—	10	3	3

7 upper third molars impacted: 3 right, 4 left.
1 upper 4th molar, right.
Impacted: upper right Pm 1, Pm 2; left, 12, Pm 1, Pm 2.
6 lower third molars impacted: 3 right, 3 left.

Table 6. Caries in Australian Teeth

Male

	Upper		Lower	
	Right	Left	Right	Left
Total	864	864	512	512
Sound	585	556	349	359
Lost post-mortem	239	268	139	128
Carious	40	40	24	25
Percent carious*	(1) 4.6	(1) 4.6	(1) 4.9	(1) 5.0
	(2) 6.9	(2) 7.0	(2) 6.8	(2) 6.9
	(3) 4.8	(3) 4.8	(3) 5.0	(3) 5.0

Upper — 4.6; 6.9; 4.8 percent carious.
Lower — 4.9; 6.8; 5.0 percent carious.
34 maxillae affected out of 108 = 31.5 percent.

Female

	Upper		Lower	
	Right	Left	Right	Left
Total	480	480	240	240
Sound	274	263	190	181
Lost post-mortem	186	191	44	44
Carious	20	26	6	15
Percent carious*	(1) 4.2	(1) 5.4	(1) 2.5	(1) 6.2
	(2) 7.3	(2) 10.0	(2) 3.2	(2) 8.3
	(3) 4.3	(3) 5.7	(3) 2.6	(3) 6.6

Upper — 4.8; 8.6; 5.0 percent carious.
Lower — 4.3; 5.9; 4.6 percent carious.
21 maxillae affected out of 60 = 35.0 percent.

* See footnote to table 3. Where the number of carious and/or missing teeth is relatively small the differences in percentage calculations is very little.

When *tables 1 and 2* and *4 and 5* are compared it will be seen that among the English skulls impaction of M₃, especially the lower, is much more frequent than among the Australian. This contrast of "modern" and "primitive" is in keeping with Keith's observations on "modern" and "ancient".

Tables 1 and 2 and *4 and 5* are instructive to the student of dental conditions in exhumed ancient and modern crania. The order of frequency of teeth missing (lost post-mortem) is clearly shown: I_1, I_2, C, Pm_1, and Pm_2, with upper M_3 more frequently lost than lower M_3; in general the difference in loss of upper and lower teeth is slight; M_1 and M_2 are relatively rarely lost post-mortem in either upper or lower jaws. In a detailed study of cranial material (45) I have presented evidence to warrant the conclusion that in stating the incidence of dental caries in museum material it is necessary to assume that 4—5 percent of missing incisors and canines, 10 percent of missing premolars, and 10—20 percent of missing molars, were carious.

Campbell (19) has summarized the results of other students of Australian crania and has himself added to our knowledge. He offers the following data:

	Number of skulls studied	Number having one or more carious teeth	Percent
Mattingly	50	9	18.0
Nichols	76	27	35.4
Mummery	132	27	20.5
Campbell	583	79	13.6
Total number of teeth examined			10.561
Total number of carious teeth present			167
Percent of carious teeth			1.6

The figure quoted from Nichols is the only one that approaches the results of the present study, while the total percent of carious teeth is much lower than the 6.0 percent observed by me. The discrepancy is probably due to the fact that in the present series of Australian skulls are included some individuals who had lived near White settlements. Campbell substantiates this interpretation in the figures below:

District	Percent of individuals with carious teeth	Percent of carious teeth
Melville Island, N.T.	18.2	1.1
Anson Bay, N.T.	10.0	0.8
Adelaide vicinity	14.8	1.6
Swanport, R. Murray	10.5	0.9
Vicinity Murray Lake	8.0	0.7
Coorong, S.A.	3.7	0.7
Yorke Peninsula	—	—

Campbell explains that the percentage of carious teeth in the vicinity of Adelaide is slightly high because "these natives were among the first in the State to come into contact with the customs and dietary of civilization." In a study of 54 full-bloods in northeastern Australia 64.8 percent of individuals and 13.1 percent of teeth were found to be carious, although the condition was limited to older adults and the aged.

American Indian Dentition; Ancient and Modern

In the summer of 1932 I was appointed Director of the field party in physical anthropology for the Laboratory of Anthropology, Santa Fe, New Mexico. I chose to study the Seminole Indians of Oklahoma (43), a group of thoroughly modernized American Indians. I was successful in observing dental conditions in 291 individuals of all ages and degrees of mixture.

In *table 7* I have summarized (see Hamlin, 38) the percent of carious teeth (only) in the mouths of 60 male full-bloods, 49 female full-bloods, 34 male mixed-bloods, and 53 female mixed-bloods. Extracted and filled teeth were counted as carious. Interestingly enough the full-bloods have more carious teeth than the mixed-bloods. This condition is due in part to mixture with Whites who have emphasized oral hygiene. In both groups females are more prone to caries than males. As a rule the molars are hardest hit; but upper I_1—I_2 in the full-blood females, are more susceptible to caries than the molars.

Table 7. The Incidence of Dental Caries Among Adult Seminole Indians of Oklahoma

Full-bloods

60	M	37	24	31	27	22	17	20	31	22	15	22	24	24	34	26	27
49	F	43	39	47	47	47	33	51	55	55	37	31	39	35	35	33	45
		8	**7**	**6**	**5**	**4**	**3**	**2**	**1**	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**
60	M	22	39	56	18	10	7	5	3	2	5	3	10	12	58	42	37
49	F	39	39	73	5	22	18	18	20	27	20	16	20	35	67	57	48

„Full" Group — 3488 teeth: 1036 carious = 29.7 percent

Mixed-bloods

34	M	15	9	23	15	18	9	12	12	9	9	9	—	18	26	9	21
53	F	36	26	40	43	32	17	24	43	43	24	23	15	47	41	26	47
		8	**7**	**6**	**5**	**4**	**3**	**2**	**1**	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**
34	M	20	23	50	12	6	—	—	—	—	—	—	—	15	50	35	21
53	F	38	43	51	36	15	7	7	6	13	6	7	13	26	53	43	40

„Mixed" Group — 2784 teeth: 697 carious = 25.0 percent

The following tabulation shows the number of carious teeth:

Number of Carious Teeth per Individual Among the Seminole Indians of Oklahoma

No. of carious teeth	Seminole male	Seminole female	Mixed-blood male	Mixed-blood female
0	5	5	5	9
1–3	13	11	11	7
4–7	17	7	7	9
8–11	11	4	6	12
12–15	5	4	3	4
16–19	4	4	2	5
20–23	2	4	—	2
24–27	3	2	—	2
28–31	—	4	—	1
32	—	4	—	2
	60	49	34	53

From this table we learn that 91.7 percent of the male full-bloods, 89.8 percent of the female full-bloods, 85.3 percent of the male mixed-bloods and 83.1 percent of the female mixed-bloods have mouths with one or more carious teeth. Among these people a perfect dentition is almost unknown in adults over 30 years of age.

The question arises whether this condition is representative of the American Indian, or whether he, too, has undergone changes brought about by the assumption of civilized habits. Among the ancient Peruvians dental caries was relatively infrequent. Moodie (59) voices the general opinion of Hrdlička (42) and Stewart (83) when he says of dental caries "it may have been prevalent in ancient Peru but I have seen little evidence of it." Stewart finds in Peruvian skulls that the individual teeth appear to be susceptible to caries as follows:

Upper Teeth

Young skulls

Male: **M3** (M2, M1), Pm1, I1 and I2, Pm2, C
Female: (M2, M3), M1, Pm2, I1, Pm1, I2, C

Old skulls

Male: (M3 and M1, M2), Pm2 and Pm1, I1, I2, C
Female: (M3, M2, M1), Pm2, Pm1, I1, I2, C

Lower Teeth

Adult Male: **M3**, M2, M1, I1, Pm2, Pm1, I2, C
Adult Female: **M3** (M1, M2), I1, I2, Pm2, C, Pm1

The teeth in bold type, as M_3, are markedly susceptible, compared to the others in the series; the teeth bracketed, as (M_2, M_1) are susceptible to almost the same degree; teeth linked together, as I_1 *and* I_2, are equally susceptible. It is worthy of note that uniformly M_3 is more apt to be carious than either M_1 or M_2. Stewart observed among all carious teeth found in young skulls that 44.0 percent belonged to males, 56.0 percent to females; in older upper teeth 47.0 percent to males, 53.0 percent to females. He concludes that "sex cannot be shown to be a factor in the susceptibility of individual tooth forms."

Leigh (48) has studied 329 Peruvian crania and reports that 35.0 percent have one or more carious lesions in the teeth still present. The individuals past 40 years of age have twice as much disease as those aged 20—40 years. Anterior teeth were rarely affected.

For prehistoric American Indians in general Pickerill (66) quotes Mummery (52) that 9.5 percent of all teeth are carious; the same authority states among Northwestern American Indians only 3.9 percent of all teeth are carious. Pickerill himself states the following percentages of all teeth carious: Central Americans 4.8 percent, North Americans (excluding the Eskimo) 5.1 percent, South Americans 5.8 percent.

Among the prehistoric Pueblo Indians of the Southwest caries was much less frequent than among modern Indians. Bödecker (13) found only 3.0 percent of 317 teeth from Pecos, a prehistoric Pueblo ruin, to be carious. Cross (22) examined 383 teeth and found only four in two jaws to be carious. Rihan (71) in 289 adult skulls from Pecos found caries in 47.9 percent of males and females combined. He concluded that "the limited variety of the food of this people may be given as the reason for the comparative prevalence of caries ..." In 165 skulls from Pecos Nelson (63) found that 47.0 percent were "affected to a varying extent by caries."

Hrdlička (42) studied a group of 14 adult prehistoric Lenape or Delaware Indian skulls. Among males 13.0 percent of all teeth were lost in life and 12.0 percent of those present at the time of the examination were carious. Among females 21.0 percent of all teeth were lost in life and 16.0 percent of those present were carious.

In a group of 75 crania of aboriginal California Indians Leigh (48) finds that "25.0 percent of the California skulls evidence dental caries." It must be noted here, for purposes of comparison, that Leigh does not count teeth lost ante-mortem as carious. He states that "exfoliation of teeth was more often resultant from other causes ..." Leigh has found regional difference in susceptibility to caries which are "not entirely explicable", but may be due to dietetic differences. His data follows:

	Crania	Percent having one or more carious teeth
Santa Barbara	138	30
San Francisco Bay	104	12
Great Valley	50	36
Nevada	8	12

Leigh has also studied certain other prehistoric and historic Indian tribes:
1. Indians of Kentucky, who had "no contact with Europeans"; 66 crania.
2. Sioux, "whose mode of life hat not been influenced by the White Race"; 92 crania.
3. Arikara, of "early post-Columbian to recent times"; 129 crania.
4. Zuni, from Havikuh Pueblo, who date from "late pre-Columbian to early post-Columbian times"; 113 crania.

The frequency of dental caries in these groups is given by Leigh as follows: Kentucky Indians, 30.0 percent of skulls had one or more carious teeth; Sioux, 12.0 percent; Arikara, 28.0 percent; Zuni, 75.0 percent. We shall return to the problem of the apparent susceptibility in the Zuni. In this group Leigh found that the teeth were affected in the order of lower M_3, upper M_3, lower M_1, lower M_2, upper M_2, upper M_1, and then upper and lower Pm_{1-2}, I_{1-2} interchangeably, with C rarely diseased.

Fischer, Kuhm, and Adami (31) have studied the teeth of the prehistoric Indians of Wisconsin. In 285 crania they found 23.5 percent to have one or more carious teeth; this figure represents 21.7 percent of male crania, 33.8 percent of female crania. The order of frequency was M_3, M_1, M_2, with Pm_1, Pm_2, C little affected and I_{1-2} not at all.

Leechman (47) has studied 391 prehistoric crania from Canada and found that approximately 17.0 percent of all permanent teeth were carious. Frequency is stated as follows: M_1 and M_2; M_3; Pm_1, C and Pm_2, I_1 and I_2. The majority of the carious teeth were from areas in which agriculture (maize) was the basic source of food supply.

We turn again to the present-day Indians studied by other workers.

In 1908 Hrdlička (42) published the results of his studies of the modern Indians of southwestern United States and northern Mexico. Of the Indians of the Southwest he stated that "dental caries is not rare, though much less frequent than among the Whites." He observed that the molars were most frequently affected, with premolars next. Of a group of recent Tarahumare skulls he reported a "few cases of dental caries."

Grant (36) has studied the Chipewyan and Cree Indians of Lake Athabaska. His data may be tabulated as follows:

Locality	No.	Sex	Percent of sound teeth	Percent of carious teeth	No. Carious
Fond-du-lac . . .	33	M	94.0	6.0	10
	21	F	76.0	24.0	12
Chipewyan	21	M	62.0	38 0	34
Fitzgerald	24	M	54.0	46.0	31
Cree Indians	31	M	58.0	42.0	39

In this group of 126 carious teeth Grant found 63.0 percent lower, 37.0 percent upper; uppper right 52.5 percent, upper left 47.5; lower right 46.0 percent; lower left 54.0 percent.

The order for upper teeth was stated as M_3, M_1, M_2, Pm_2, I_1, Pm_1, C and I_2; for lower teeth as M_1, M_3, M_2, Pm_2, and the other teeth rarely affected.

Price (69) has studied dental conditions among the Indians of Manitoba and Ontario, Canada, and along the Alaskan Pacific Coast. At Winnipeg Lake 90.0 percent of the Indians had carious teeth, and 39.1 percent of all teeth were affected; among the Ojibway, Chippewa, and Sioux the percentage of individuals ranged from 17—23 percent. Upon the reservation of the Six Nations — Mohawk, Onondaga, Cayuga, Seneca, Oneida, Tuscarora — from 77—90 percent of individuals studied had carious teeth, and 17—38 percent of all teeth studied were carious.

One of the most complete studies of present-day Indian groups is that of Steggerda and Hill (82) on the Maya of Yucatan and Navajo of southwestern United States. Their data, in tabular form, is presented as follows:

Age in Years	Maya				Navajo			
	1	2	3	4	1	2	3	4
6—10	375	3.2	0.2	1.8	647	5.3	0.3	1.6
11—15	319	10.7	1.9	1.5	634	17.0	1.0	1.7
16—20	106	37.7	2.5	2.0	491	32.6	3.3	2.8
21—25	76	60.5	6.1	3.3	60	58.3	7.4	3.5
26—30	43	65.1	7.2	3.7	21	66.7	7.0	3.2
30—35	25	72.0	8.9	4.4	8	50.0	9.4	6.4

1 — number of persons examined.
2 — percent of individuals with one or more carious teeth.
3 — percent of carious teeth.
4 — average number of cavities per person with carious teeth.

The first permanent molar is by far the tooth most frequently carious, with M_2 and Pm_2 next in order among the Navajo, and I_2 and Pm_2 among the Maya.

Eskimo Dentition

Closely related to the American Indian — in fact, merely a specialized Indian — are the Eskimos of Canada and Alaska. Perhaps no other group has been so intensively studied with respect to dental conditions; and perhaps no other group so vividly exhibits the effect of changed habits of living.

Mummery (62), quoted also by Waugh (91) and by Pickerill (66), stated in 1887 that the Eskimo, a people of small stature, "had the largest jaws and best teeth of any known race." He stated that only 1.4 percent of the teeth were carious, but qualified this observation by saying this was true only as long as the Eskimo "lived the primitive nomadic life of his ancestors." With the adoption of the White Man's ways "there is a marked deterioration both in size and strength of jaws and in the regularity of the teeth." Ritchie (72) reported "not the slightest trace of caries in the teeth of 31 Eskimo skulls." Leigh (48) in 395 crania found only four with carious teeth — slightly more than 1.0 percent. Hellman (41) in eight crania found one with carious teeth.

The most detailed work on the Eskimo has been done by Goldstein (33) and by Collins (21). Goldstein found 26 male mandibles affected by caries in a series of 366, a frequency of 7.1 percent; 23 female mandibles in a total of 383, a frequency of 6.0 percent. He found males to be slightly more susceptible than females; especially in M_3: (values are percentages)

	M1	M2	M3
Males	0.8	2.4	5.6
Females	1.4	2.0	2.9

Collins has studied the incidence of caries according to locality (in Alaska). His data are tabulated as follows:

Locality	No.	Carious teeth		Number of carious teeth per affected person
		No.	Percent	
1. Bristol Bay	51	12	23.5	1.5
2. Nunivak Island	66	2	3.0	1.0
3. Hooper Bay	25	—	—	—
4. Nome	9	7	77.8	3.4
5. King Island	21	8	38.1	5.5
6. St. Lawrence Isl.	61	30	49.2	2.9
7. Shishmareff	18	3	16.7	3.0
8. Kotzebue and Kivalena	28	14	50.0	3.7
9. Point Hope	17	3	26.7	1.0

In these groups 27.8 percent of males have carious teeth, 25.2 percent of females. The molars are affected in order of lower M_1, lower M_2, upper M_1, lower M_3, upper M_2. Collins concludes that:

"Dental caries among the Alaskan Eskimos is directly correlated with their proximity to White settlements, the highest percentages being found among the groups (4, 8, 6, 5) having the closest contact with the Whites, the lowest among those (2, 3) having the least of such contact."

The evidence up to this point is heavily in favor of indicting civilization as the prime factor in the mounting toll of dental caries; but it has been civilization as an impact of the new against the old. The query arises as to whether or not the suddenness of the impact is responsible for its devastating effect. We must now observe the progress of cultural development: prehistory, the earliest historic times, medieval times, modern times — primitive and advanced living groups.

Prehistoric Dentition

Mummery (62), quoted by Pickerill (66), notes a sequence in the frequency of individuals affected by caries in prehistoric Great Britain: Stone Age, 2.9 percent; Bronze Age, 21.8 percent; Iron Age, 40.0 percent; Romano-British period, 32.0 percent; Anglo-Saxon period, 15.0 percent.

Günther (37) reports that among Stone Age crania from Sweden 8.0 percent had carious teeth. Of 24 Mesolithic skulls from Ofnet 41.6 percent had one or more carious teeth. Among 123 crania from three Neolithic sites in Germany the percentage was 18.2, 30.6, and 42.6, respectively.

Ruffer (75) observed that „carious teeth from ancient remains have been discovered in so many places that it is legitimate to doubt whether there was ever an epoch when the human species was not cursed by a toothache." From Neolithic tumuli in North England nine of 44 skulls had carious teeth; in 32 Bronze Age skulls six had carious teeth; of 143 skulls of the Roman period 32 had carious teeth; of 76 Anglo-Saxon skulls caries were present in 15.

In France are to be noted carious teeth in Aurignacian skulls, of the Old Stone Age; in the Furfooz skulls, of the Mesolithic period, caries was in

evidence: in the Neolithic remains at Bazoges-en-Pareds 1.5 percent of all skulls had carious teeth: at Vendrest, in Neolithic sites, among 1948 permanent teeth were found 49 carious molars and 11 carious premolars.

Vallois (90) quotes Martin to the effect that at Vallée du Roc en Charente, of Solutrean Age, carious teeth were found in several crania. At Mugem, Portugal, 5.8 percent of Mesolithic crania had carious teeth. At Erq-el-Ahmar, Natufian Age, 2.4 percent were carious, and at d'Afelou-bou-Rhummel, of Ibero-Maurusian Age, 5.4 percent were carious.

The antiquity of dental caries is further attested by Praeger (68), who reviews Palaeolithic remains, and Cameron (17), who writes of British Neolithic remains. Caries certainly antedates "civilization". The question therefore becomes not one of occurrence, but of frequency of dental defects.

Early Historic Dentition

We come now to early historic times. Agnew (3) notes that as early as 2750 B.C. the Chinese Emperor Huang Ti, distinguished between dental pathologies arising from fong ya, or inflammatory conditions, chong ya, or caries, and ya kan, or diseases of the soft investing tissues.

Ruffer (73), Elliot Smith (81), Derry (25), and Leigh (48), have studied the teeth of the ancient and modern Egyptians. Essentially Egyptian history is divided as follows:

1. Predynastic — before 3400 B.C.
2. Early dynastic, i.e., first three or four dynasties — 3400 B.C. to 2750 B.C.
3. IV—VI Dynasties — 2750 B.C. to 2475 B.C.
4. Middle Empire: VII—XVI Dynasties — 2475—1600 B.C.
5. New Empire: XVII—XX Dynasties — 1580—1200 B.C.
6. Late Period: XX—XXX Dynasties — 1200—332 B.C.
7. Ptolemaic-Roman period — 332 B.C. to 300 A.D.
8. Coptic period — 300 A.D.

Ruffer reports that in 72 Nubian skulls of the IV—VI Dynasties 20.0 percent had lost teeth ante-mortem, and 4 skulls had carious teeth still present; of 165 skulls after the Ptolemaic-Roman period 74.0 percent had lost teeth ante-mortem and 28.0 percent had carious teeth still present. Derry states that in 129 Badarian and predynastic skulls 7 or 5.4 percent had carious teeth: in the Pyramid Age (IV—VI Dynasties) three of 17 skulls, or 17.6 percent had carious teeth: of 21 skulls in the XI—XII Dynasties only one had carious teeth. Ruffer's data on predynastic teeth do not agree with Derry's. In 136 maxillae Ruffer found 34, or 35.0 percent to possess missing or carious teeth: in 95 mandibles 21, or 20.0 percent, possessed missing or carious teeth. The susceptibility of individual teeth is stated to be as follows:

Upper: M1, M3, M2, I1, Pm2, Pm1, C, I2
Lower: M2, M3, M1, Pm2, Pm1, I1, I2, C

Leigh studied 250 crania and found that 12.0 percent had carious teeth, 7.0 percent had radicular cysts, 10.0 percent had alveolar fistular draining chronic maxillary sinusitis, and that periapical osseous lesions were common.

We shall not at this point discuss the apparent increase in the incidence of dental caries in Egypt from Predynastic on through Dynastic times. We shall consider the possibility of race-mixture as a factor at a later phase of our discussion.

Macalister (The Excavation of Gezer, vols. 1—3, John Murray, London, 1912) states that in ancient Palestine "from 1000 B.C. onwards dental caries became more and more common, and the teeth of some of the Hellenistic and Byzantine skulls were in a dreadful condition" (Vol. 1, p. 68).

Through the courtesy of the University of Pennsylvania (45) I have had the opportunity of going over what is perhaps the only complete proto-historic population ever made available for study: 200 skulls and skeletons from Tepe Hissar, near Damghan, Iran. They are dated as follows: Period I, 4000—3500 B.C.; Period II, 3500—3000 B.C.; Period III, 3000—2000 B.C.; the majority of the material is from Period III. Two major physical types are represented, Mediterranean and "Proto-Nordic".

The importance of this series can scarcely be over-emphasized, for all material has been saved. A true age- and sex-grouping is represented; the skulls have not been culled over with a view to the selection of museum specimens, i.e., selection of those with well-nigh perfect dentition. Here is an entire population from a single site, a true cross-section of the physical welfare of people 4000 years ago. The incidence of caries (figured only on teeth actually present) is surprisingly high, as seen below:

Percent of Individual Crania with One or More Carious Teeth

	Maxillary	Mandibular
Mediterranean		
Period II Males	43	71
Period II Females	43	60
Period III Males	62	67
Period III Females	56	64
Proto-Nordic		
Period II—III M	57	55
Period II—III F	43	77

In *table 8* the percentage frequency of individual teeth is listed. It is obvious that first and second molars are the most frequently affected, with third molar and premolars next in order. Of the anterior teeth the mandibular seem to be affected to a higher degree.

Table 8. Percentage Frequency of Carious Teeth in Adult Crania from Tepe Hissar

	Med. II		Med. III		Proto-Nordic II—III
	Male	Female	Male	Female	Male
Maxillary					
Central Incisor	26.5	14.0	19.5	15.2	19.9
Lateral Incisor	14.3	14.2	27.4	17.1	13.0
Canine	19.5	21.4	23.5	9.5	14.9
First Premolar	14.3	36.0	24.8	12.0	17.6
Second Premolar	28.5	28.5	21.3	11.7	17.7
First Molar	31.0	43.0	30.7	25.4	30.2
Second Molar	14.3	43.0	35.1	26.1	27.7
Third Molar	28.5	40.2	30.4	28.3	23.3
Mandibular					
Central Incisor	14.3	—	23.0	12.4	4.5
Lateral Incisor	14.3	—	18.5	10.6	—
Canine	14.3	—	15.8	10.4	—
First Premolar	28.5	—	26.6	8.8	5.8
Second Premolar	14.3	—	22.4	17.8	9.0
First Molar	19.6	40.0	36.6	28.0	20.5
Second Molar	14.3	20.0	48.2	21.3	9.2
Third Molar	28.5	22.0	44.8	34.9	13.2

Time now ushers in the early medieval period. Von Lenhossek (50) has studied 1190 male and female Teutonic skulls of all ages, divided as follows:

I	100 A.D.	74 skulls
II	400—500 A.D.	101 skulls
III	1100—1300 A.D.	260 skulls
VI	1777—1849 A.D.	755 skulls

The essential data for these groups may be tabulated (in percentages):

	I 485 teeth		II 793 teeth		III 2792 teeth		IV 6896 teeth	
Sound	70.5		66.6		63.7		57.6	
Lost antemortem	23.7	29.5	24.1	33.4	29.0	36.3	30.7	42.4
Carious	5.8		9.3		7.3		11.7	

There has been a progressive increase in the frequency of carious teeth. There is no sex difference: 36.5 percent of males, 36.4 percent of females, were affected. As concerns upper and lower, 30.6 percent of upper, 21.4 percent of lower, teeth were affected. There was no appreciable difference between right and left. With respect to the number of individuals affected the percent is extremely high, ranging from 83—90 percent in the four periods. (See Günther, 37).

Schwerz (79) on a group of German male skulls dating from 500—1000 A.D. observed frequencies for individual teeth:

	Percent		Percent
I1	4.9	Pm2	11.4
I2	2.7	M1	24.2
C	2.2	M2	27.9
Pm1	8.2	M3	?

Schultka (77) offers the following data on 300 German crania dating from 100—1000 A.D.

	Percent individuals with carious teeth	Percent carious teeth
100 A.D.	75.0	6.2
200—400 A.D.	54.0	2.8
300 A.D.	28.7	1.6
500 A.D.	45.8	2.0
700—800 A.D.	51.9	5.1
500—1000 A.D.	67.3	10.9

The frequency of individually affected teeth in the Alemann series (500—1000 A.D.) is as follows:

	Upper	Lower
I1	9.1	4.2
I2	9.1	2.9
C	11.4	2.7
Pm1	15.2	8.2
Pm2	20.4	20.6
M1	37.0	45.9
M2	42.0	39.0
M3	45.7	40.7

Present-Day Primitive Dentitions

We are now ready to turn our attention to present-day populations. There are virtually no primitive groups extant, in the sense that an entire group of people has been completely unaffected by White contact.

Among Hawaiians, prior to contact with the Whites, Chappel (20) has found conditions as below: (values in percentages)

Age	Frequency of carious teeth	
	Males	Females
Up to 40 years	1.48	6.69
40—60 years	27.10	27.00
60 years and over . . .	45.90	51.50

The increase with age is strikingly shown by these data. L e i g h (48) states that among inhabitants of Guam, prior to White contact, 18 percent of skulls had carious teeth. M i l b e r r y (57) says of the present population of Guam that among the schoolchildren who adhere to the native diet of fish, some meat, fruits, whole ground corn, that 83 percent "show very little decay and no pulp exposure." Of the present Hawaiian population the same author says that on a diet of "rice, sugar, soda pop, few vegetables, very few citrous fruits, practically no milk, the ravages of dental caries are terrible."

Two of the most thoroughly studied of modern primitive groups are the Bantu and Zulu natives of South Africa. F r i e l (33), L e i p o l d t (49), T i l l (86), S u k (84), S h a w (80), and P r o e l l (70) are the principal authorities. The very fact, however, that the Bantu and Zulu have been so intensively studied is intrinsic evidence of either a long-continued or extensive contact with the White Man. In general the Bantu has preserved the essential elements of his own civilization, though when gathered in "kraals" he is exposed to a modern diet. The Zulu has retained his "uncivilized diet."

L e i p o l d t offers the following observations: (values in percentages)

	Boys		Girls	
	10 years —	10 years +	10 years —	10 years +
No carious teeth	13.3	12.4	12.6	16.2
1—3 „ „	41.5	39.0	32.2	37.2
3 „ „	45.0	47.7	35.0	46.5

There were a total of 4,384 boys, 12.6 percent of whom had sound teeth. There were a total of 1,795 girls, 20.3 percent of whom had sound teeth. The combined total for boys and girls was 14,9 percent.

T i l l ' s data on Bantu (Swazi) children of both sexes is similar. (Values in percentages)

	No carious teeth	1—2 carious teeth	3—4 carious teeth	4 carious teeth
Up to 10 years	36.8	50.0	10.5	2.6
10—15 years	25.4	45.0	25.5	6.8
15—20 years	14.4	49.2	23.2	13.0
Averages	25.5	48.1	16.4	7.4

P r o e l l found that frequency of caries ranged from 24.8 percent to 66.2 percent in uncivilized and civilized groups, respectively. Climate is apparently a factor, however, for in the same people the frequency was 25.0 percent in a dry region, 53.8 percent in a wet region. Among isolated primitive groups caries was not frequent until 40—45 years; among half- or totally civilized groups caries was frequent by 28—30 years.

M i l l s (JDR, 16: 417—30, 1937) reports a correlation between geographical location and susceptibility to dental caries, in U.S. children. The frequency is

greater in the North than in the South, with diminished sunshine probably a factor. Caries decreases from the mouth of a river towards head waters, soil leaching probably a factor. In regions using river water caries is 30 per cent more frequent than where well water is used.

Friel offers data which are more directly comparable, for he considers total number of teeth.

	Adult Male	Adult Female	Children 2—15 years	Total
No. examined	182	183	148	513
Carious individuals	98	144	73	315
Non-carious	84	39	75	198
Total number of carious teeth	431	914	247	1592
Percent of carious teeth	2.36	4.66	1.57	3.10

Suk studied 492 male and 516 female sub-adults, aged 5—20 years, from all parts of Natal and Zululand. His table 19, summarized below, states frequency of caries in individual teeth (values in percentages):

	Upper		Lower	
	Male	Female	Male	Female
I1	1.2	3.3	—	—
I2	2.5	5.9	—	—
C	—	1.3	—	—
Pm1	2.5	2.0	1.3	1.3
Pm2	—	4.0	7.6	5.2
M1	12.7	13.9	22.8	31.8
M2	10.1	7.3	19.0	17.2
M3	6.3	2.6	13.9	4.0

The molars are the only teeth markedly affected, in the general order of M_1, M_2, M_3. There is no consistent sex difference.

Suk contrasts his data on the Zulu with European children (principally in Prague) and concludes that the "White children have more than 10 times as many decayed teeth as the Negroes..... At the age of 18 years there are only 10—15 percent of individuals among Whites in large cities with a faultless set of teeth, while among Zulus 85—94 percent of such individuals were found."

Shaw found in 132 male Bantu skulls 49 with carious teeth; the total number of carious teeth was 91, so that the frequency is 2.3 percent; the number of carious teeth per affected individuals he found to be 1.85 percent (counting absent teeth to be carious). In 151 adult living males and 97 adult living females he found 6.5 percent and 7.8 percent, respectively, of all teeth to be carious. He offers an interesting contrast of frequencies between skeletal data and living population. The frequency of caries in individual teeth is given as a percentage.

	Skulls		Living			
	Male		Male		Female	
	Upper	Lower	Upper	Lower	Upper	Lower
I1	1.5	0.8	3.9	1.3	6.1	3.0
I2	0.7	0.8	2.6	1.9	4.1	1 5
C	0.3	0.4	1.0	0.7	—	0.5
Pm1	1.9	2.0	8.2	5.9	6.1	9.2
Pm2	1.6	1.6	4.6	3.9	6.1	6.1
M1	5.6	6.0	13.2	21.1	19.5	21.1
M2	3.5	4.7	11.2	13.2	13.4	14.4
M3	1.9	3.2	4.0	6.3	7.2	6.7

There is an appreciable uniform increase in frequency. This increase must represent an initial change, however, because Shaw, in 1928, contrasted his data with those of Friel, in 1910, and concluded that "the influences of civilization, during the past 18 years, have not increased either the percentage of carious teeth in the Bantu or the percentage of Bantu with carious teeth."

Chinese Dentition

Anderson (5) has studied dental conditions among the Chinese. In 963 individuals possessing permanent teeth he found 404, or 41.9 percent to have carious teeth; an average of 1.1 decayed teeth per individual was recorded. Among individuals possessing deciduous teeth 51.0 percent had carious teeth; an average of 3.6 decayed teeth per individual was recorded. Of all teeth 2.1 percent of the permanent, 16.1 percent of the deciduous, were carious.

Anderson then re-grouped some of his data geographically as follows:

Locality	No. examined	No. with carious teeth	Percentage
Peiping	865	376	43.4
Shansi Province . .	110	28	25.5
Mongolia . . .	25	—	0.0

The conclusion is offered "that the incidence of dental caries decreases progressively as one travels from the port cities to the interior of China. This in turn suggests that the incidence of dental caries may be directly proportionate to the extent of modernization in manner of living."

Agnew and Agnew (3) have studied the Chiang tribes, mountain-dwellers of Tibet. They found the total incidence of caries to be 37.2 percent of all individuals, with an average of 2.55 cavities per carious mouth. Among Chinese of Szechwan 42.6 percent of all adults had carious teeth.

When Chiang and Szechwan (city of Chengtu) are compared it is found that 32.5 percent are affected with caries in the former group, 69.5 percent in the latter group. The essential difference between the two groups is found, according to Agnew and Agnew, in the fact that the "use of sweets in various forms is increasingly prevalent in large cities, but is almost unknown among aborigines".

Modern Civilized Dentition

We turn to modern civilized populations. We would only belabor our point were we to quote in extenso the observations of modern students: Bunting (15) on the children of Michigan; Bean (9) on German, American, and Filipino children; Brekhus (14) on University of Minnesota data; Driak (28) on Viennese children; Mitchell (58) on Porto Rico children; Price (69) on dental conditions in Switzerland, the Hebrides, the South Sea Islands, the Eskimo, and the Indians of Alaska, Canada, and the United States; Frenzel (34) and Lux (53) on German children; Pickerill (66) on English children. In every one of these groups a perfect dentition is the exception rather than the rule; in many it is a rarity; in some it is non-existent.

Summary of Frequency of Caries

The progress of civilization is apparently exacting its toll in the form of increasing dental pathology. This indictment is too glib; we must analyze the meaning of the word. Do we mean civilization in terms of evolutionary development: in terms of hereditary progression; in terms of living conditions.

Table 9. Prehistoric Groups
Summary: Incidence of Caries in Adult Individuals and in Total Number of Teeth

Population Groups	Percent of Total Individuals	Percent of Total Number of Teeth
American Indian		
General (Mummery)	—	9.5
Central America (Mummery)	—	4.9
North America (Mummery)	—	5.1
South America (Mummery)	—	5.8
Pecos (Bödecker)	—	3.0
Pecos (Rihan)	47.9	—
Pecos (Nelson)	47.0	—
Lenape (Hrdlička)	12.0 M	—
	16.0 F	—
California (Leigh)	25.0 general 12—36 according to district	—
Kentucky (Leigh)	30.0	—
Sioux (Leigh)	12.0	—
Arikara (Leigh)	28.0	—
Zuni (Leigh)	75.0	—
Wisconsin (Fisher)	21.7 M	—
	33.8 F	
Peruvian (Leigh)	35.0	—
Canadian (Leechman)	17.0	—
Eskimo		
Mummery	—	1.4
Leigh	—	1.0
Goldstein	7.1 M	—
	6.0 F	
Egypt		
Badarian (Derry)	5.4	—
Pyramid Age (Derry)	17.6	—
XI—XII Dynasties (Derry)	5.0	—
General (Leigh)	12.0	—
Tepe Hissar, Iran		
Mediterranean (Krogman)	43—71 M	—
	43—64 F	
Proto-Nordic (Krogman)	55—57 M	—
	43—77 F	
Guam		
Leigh	18.0	—
Sweden		
Günther	8.0	—
England and France		
Stone Age (Mummery)	2.9	—
Bronze Age (Mummery)	21.8	—
Iron Age (Mummery)	40.0	—
Romano-British (Mummery)	32.0	—
Anglo-Saxon (Mummery)	15.0	—
French Neolithic (Mummery)	1.5	3.0 (?)
European Mesolithic		
Vallois	2.4—3.8	—
Günther	18.2—42.6	—

herein implying a qualitative and quantitative analysis of diet, with ramifications into problems of roughage, vitamins, preparation, and a host of allied factors; or in terms of general well-being, seeking to ascertain the strain upon the constitution engendered in the tempo of this "modern day and age".

It will be profitable at this point to summarize the racial data in an attempt to evaluate the findings. Most obvious is the fact that many reports are not

Table 10. Primitive Groups
Summary: Incidence of Caries in Adult Individuals and in Total Number of Teeth

Population Groups	Percent of Total Individuals	Percent of Total Number of Teeth
Australian Aborigines		
Mattingly	18.0	1.6 (Mattingly, Nichols, Mummery, Campbell)
Nichols	35.4	
Mummery	20.5	
Campbell	13.6	
Campbell	3.7—18.2 according to district	0.7—1.6 according to district
Campbell (NE Austral) (L)	64.8	13.1
Krogman	31.5 M 35.0 F	6.5 M 6.3 F
Hawaiians		
Chappel	—	1.5—45.9 M 6.7—51.5 F according to age, 40— to 60+
Eskimo		
Collins (L)	27.8 M 25.2 F	—
Bantu		
Friel (L)	53.8 M 78.7 F	2.4 M 4.6 F
Shaw	37.1	2.3
Shaw (L)	—	6.5 M 7.8 F
African		
Proell (L)	24.8 uncivilized 66.2 civilized	—

comparable; either percentage of total individuals is given, sexes grouped or separate, or percentage of total teeth is similarly given. Again, there may or may not be an attempt to segregate cranial material by geographical provenance, historical period, or by age grouping. Too often there is no indication whether the material is young, old, or of mixed age; whether it is prehistoric, protohistoric, or relatively modern; whether its geographic range may permit of diverse food habits. Finally, numbers are often inadequate to yield conclusions that are representative. These factors, simple as they seem, tend to vitiate conclusions based on comparison or contrast.

There is one factor, however, which almost completely destroys the value of a cranial series in a study of a problem as complex as dental caries, namely, the problem of selection. Todd (88) has voiced the situation: "It is impossible to exclude artificial selection among skulls. Many skulls were chosen from cemetery material by the donors, and it is natural to suppose that these collec-

Table 11. Early Historic and Present-Day Groups
Summary: Incidence of Caries in Adult Individuals and in Total Number of Teeth

Population Groups	Percent of Total Individuals	Percent of Total Number of Teeth
Early Historic		
Teutonic		
von Lenhossek	36.5 M 36.4 F	5.8—11.7 according to date
Schultka (500—1000 A.D.)	67.3	10.9
English (18th Century)		
Krogman	65.8 M 88.2 F	19.7 M 31.3 F
Present-Day		
American Indian		
Seminole (Krogman) (L)		
Full-blood	91.7 M 89.8 F	29.7
Mixed-bloods	85.3 M 83.1 F	25.0
Chipewyan and Cree (Grant) (L)	—	6.0 to 42.0 according to district
Canadian Indians (Price) (L)	83.0—100.0 according to district	25.6—53.7 according to district
Navajo (Steggerda) (L)	50 0 (age 30—35)	9.4
Maya (Steggerda) (L)	72.0 (age 30—35)	8.9
Chinese		
Anderson (L)	41.9 general 0.0—43.4 according to district	—
Günther (L)	40.0	—
Tibetans		
Agnew (L)	37.2	—
Malay		
Günther (L)	7.0—11.0	—
Bavarians		
Röse (L)	21.0 to 27.6 according to facial type	—

tors would choose the skulls which seem to them most 'perfect.' By this we must infer completeness of skull (not necessarily presence of the mandible), a good and relatively unworn dentition and plain visibility of suture lines." It is scarcely necessary to elaborate upon this theme. Du Chaillu's Gaboon (West African) material is not only "picked over" but probably does not even represent the area from which it came. The skulls that he collected were trophy skulls of enemy warriors (hence young adult males) from contiguous areas. The seventeenth century English material so often quoted in comparison with modern English is apt to be plague-pit material, representing an artificial selection from the poorer classes. Schwertz' Teutonic crania are mainly those of soldiers, presumably able-bodied healthy young adult males. It is for these reasons that the data from Tepe Hissar are so vital; they represent a true random sample, an ideal cross-section of an early population; there has been no selection to give biased results.

In *tables 9* to *11* are summarized the data on prehistoric, primitive, early historic and modern groups. Abbreviations used in the tables are as follows:

M, male; F, female. When observations have been made on the living they are indicated by an (L). In other instances cranial series are the basis of the average. Even if the several averages were directly comparable they would not reveal the dichotomy that is presumed to exist between "primitive" and "civilized" groups. Bearing in mind the selective process inherent in the collection of crania it must be concluded that dental caries has not increased as markedly as we have been wont to believe.

This conclusion is an important one, for virtually every theory of the cause of caries has assumed that it is a disease peculiar to modern civilization. It cannot be denied that the frequency has increased, but the ratio is certainly not a nothing-to-all affair. With this in mind it will be instructive to survey, however briefly, the presumed causative factors in dental caries.

Part II. Causative Factors in the Incidence of Dental Caries

Diet

Perhaps more than anyone single factor the diet has been ascribed as the cause or prevention of dental caries. McCollum (54) emphasizes the complexity of the factor when he points out that there are to be considered 17 "protein-digestive products", 10 inorganic elements (Na, K, Ca, Mg, Cl, I, P, S, Fe, Cu) 6 vitamins (A, B, C, D, E, G), to which must be added the source of glucose in the form of starch or sugars which are convertible into glucose during digestion. He concludes that "there can be no reasonable doubt that there is a close relationship between deficiency of vitamin D in the diet and the structure of the teeth." For McCollum "the development of sound teeth, capable of resisting the destructive agencies is essentially a dietary problem." On this basis many workers have sought to compare the diet of a primitive group with that of a civilized group in terms of 'natural' versus 'prepared' foods. (See, for example, Lilly and Wiley, 51).

The occurence of bleeding gums and loosened teeth has been long recognized as one of the early signs of scurvy. Experimentally poor teeth have been produced in guinea-pigs by diets inadequate in vitamin C (11). In scorbutic monkeys there occurred marked degeneration in the pulp, dentine, and gums. The teeth softened and decayed, simulating the general picture of pyorrhea alveolaris. Indeed, changes in the teeth of guinea-pigs have been utilized as the basis for the quantitative determination of vitamin C in foods.

The work of Hanke (39) has stressed citrus juices as an important agent in counteracting dental caries: "The addition of a pint of orange juice and the juice of one lemon to a diet that is nearly adequate in all other respects supplies something that leads to the disappearance of most of the gingivitis and the arrest of about 50 percent of the dental caries."

The role of vitamin C is not definitely established. Many people with a diet apparently inadequate as concerns this vitamin have sound teeth; conversely many others, especially in tropical regions where fruits rich in vitamin C are the major part of the dietary, have carious teeth despite a presumed adequate intake of vitamin C. The contrast here might be stated in terms of

racial groups, namely, the Eskimos with their preponderance of proteins and fats, and the Bantu who have, where uninfluenced by Whites, a diet rich in fruits. Yet it is the first named group who appear to have the soundest teeth.

Mellanby (56) has studied a group of English school children, controlling the diet in several groups and concludes that "the problem of dental caries and periodontal disease is fundamentally a problem of nutrition." In England the Committee for the Investigation of Dental Disease (23) concluded that "a relatively high vitamin D content of the food can do much to diminish the incidence of caries if the vitamin is given during the development of the teeth; that a beneficial effect may be obtained if the vitamin is given at a fairly late stage of development; and that even when it is given after the eruption of the teeth, the onset and spread of caries is delayed." Tisdall (87) reports similar results where vitamin D is included in the diet.

It is almost impossible to evaluate the specific foods or food factors which prevent or predispose to caries. McCollum (54) points to the "essentially carnivorous" diet of the northwest Greenlanders as the principal cause for their almost perfect teeth. Similarly the inhabitants of the Islands of Tristan da Cunha, whose "principal food is eggs and the young of 'guillemots'" are relatively free from dental caries.

Sim Wallace, quoted by McCollum, says that "caries and decay are independent of all foods but sugars." Waugh (91) studied dental disease in the Eskimo and found that "in proportion as the children were fed on the sugars and starches, their teeth were badly decayed. Conversely, in the settlements where they had little or none of these foods, they had little or no dental caries." In a district where the diet averaged 55—60 percent protein, 30—35 percent fats, and 10 percent carbohydrates only six of 78 mouths had carious teeth; where the carbohydrate ran up to 40 percent "the children had most deplorable mouth conditions." Leigh (48), also a student of the Eskimo dentition, concludes that "immunity or more properly resistance, to dental caries is greater in the Eskimo than in any tribe of American aborigines ... It cannot be said categorically that the Eskimo has an absolute immunity to dental caries, but it is certainly evident that their protein and fat diet limits caries to a very low occurence."

Osborn and Noriskin (JDR, 16: 431—42, 1937) report a greater incidence of dental caries in Bantus eating European foods, particularly refined flours and sugars. Since the native diet includes unrefined wheats and sugars it is surmised that refining removes a natural "protective agent".

The relation of diet to the dentition is aptly summarized by Enright, Friessell, and Trescher (29):

"Local environmental factors are the main factors in the active causation of decay of fully erupted enamel; deficient diet and defective nutrition, by being responsible for the construction of the teeth more susceptible to the acids of fermentation, are the most important factors during the period of development of the teeth; ...improper diet and defective nutrition, by being responsible for a salivary environment low in content of calcium phosphate, are of some, though minor, importance as a predisposing factor in caries of the enamel."

Oral Conditions

In 1924 Pickerill (66) studied Maori children and was inclined to believe that their relative immunity to dental caries was due to the fact that the local alkalinity per minute of their saliva was six times that of European children. He found also that the ptyalin index in Maori saliva was more than twice as great. Pickerill concluded: "It is therefore clear that the relative immunity of the Maori was not due to an excessive protein diet, nor to a great excess of hard, fibrous, inert matter in their carbohydrates, but to the habitual and constant mastication of salivary stimulants, thus producing a constant flow of alkaline and diastatic saliva ... There are two general principles to be found running through the dietaries of all the natural races. They are, first, variety; and, secondly, sapidity."

Hawkins (40) defined caries as a "molecular disintegration of the hard substance of the teeth by unneutralized acids of fermentation, due to a lack of basic or acid neutralizing salts in the saliva." Agnew, Agnew and Tisdall (4) in 365 animals fed on a normal diet found no caries during the second to eighteenth months; in 70 of 71 animals, fed on a diet low in phosphorus and vitamin D from the second to the seventh months, caries was actively present.

The oral condition in terms of salivary environment is not a wholly adequate answer for Bunting (16) who is "convinced that dental caries is in reality an infective disease, and that the specific organism involved is *B. acidophilus.*" In confirmation Waugh (91), in a study of Alaskan Eskimos, found that in 83 percent of caries-free mouths lactobacilli were entirely absent. On the other hand, Mellanby (56) states that *B. acidophilus* "does not induce caries, whether the diet possess high or low calcifying properties." Bödecker (13) holds that immunity from caries is conferred by an adequate "buffer power" of the lymph.

Tooth Structure and Wear

The sensitivity of the individual teeth in various peoples has been ascribed to structural differences. Pickerill (66) examined 1000 teeth of all races. He found that in primitive races "ridges" and "furrows", which he called "lines of imbrication" were very fine; in modern races, on the contrary, these lines are much more coarse. On this basis he assumed a heightened susceptibility in the modern deeper-grooved teeth. Bödecker (13) has examined 317 individual teeth from Pecos (southwestern Indian) which had frequent crevices, fissures, grooves, and striations on the occlusal surface "to the same extent as modern man." Yet he found "less than 3 percent of decay in spite of enamel defects." On this same point Leigh (48) observes as follows: "In the teeth of modern people formative defects in the occlusal surface predispose to caries; in many primitive races the enamel armor is proof, but the susceptible dentine and cementum at the cervix are attacked as the gums recede with advancing age."

There can be no doubt but that wear or attrition, which is a product of type of diet and age, changes the general structural relationships of the teeth. The degree of wear has been classified by Hrdlička as follows:

1. Slight wear: cusps show mere signs of abrasion.
2. Moderate wear: dentine begins to show; cusps may be almost or wholly worn level and grooves may or may not be obliterated.
3. Medium wear: dentine visible on greater part of occlusal surface of tooth.
4. Marked wear: all enamel on occlusal surface of tooth gone.

This system of classification has been followed by Goldstein (33) and Stewart (83). Other workers, notably Ruffer (75), Shaw (80), Leigh (48) and Campbell (19) have followed Broca in considering the fourth degree of attrition as involving almost complete obliteration of the crown of the tooth.

Todd (88) holds that type of diet is a more reliable interpretation of marked wear, rather than attrition being a sign of advanced age. In a group of 143 skeletons at Scarborough, England, dating from the 11 th—13 th centuries, he recognized two major groups, "one showing little wear and the other relatively considerable wear of teeth at identical ages."

The question at issue is whether or not the several degrees of wear are selective with reference to susceptibility to dental disease. In 1924 Pickerill (66) stated that alveolar abscesses in primitive races were due not so much to caries as to the marked attrition which resulted in exposure of the pulp cavity. Ruffer (75) observed "that in late Paleolithic and early Neolithic times both wear and alveolar abscesses were not uncommon." Of Egyptian teeth he says that "the general health of the teeth was not necessarily affected by attrition." He goes on to add, however, that "alveolar and perialveolar abscesses were often unmistakably caused by infection through teeth opened by attrition."

It will be necessary to cite but one example to demonstrate that among prehistoric or primitive people, in whom extreme wear is the rule, caries and severe attrition do not necessarily go together. Leigh (48) found, among the prehistoric Indians of the United States, that 50 percent of the Kentucky Indians, 26 percent of the Sioux, and 37 percent of the Arikara, showed either third or fourth degree of wear. The Zuni showed similar wear in only 26 percent of skulls. Yet dental caries was present in 30 percent of the skulls of the Kentucky Indians, 10 percent of the Sioux, and 28 percent of the Arikara, and 75 percent of the Zuni.

Bödecker and Ewen (JDR, 16: 401—8, 1937) studied unilateral caries in 516 cases, finding upper 12 most frequently affected. "The etiology of dental caries appears to include not only food retention, bacteria, and possible changes in salivary content, but also a variation in the resistance of individual teeth."

We have, up to this point, discussed possible causes of dental decay in terms of intrinsic factors, and in terms of structural peculiarities of individual teeth. We must now consider the dentition as a whole.

Age

The age of the individual is a factor which in effect links up intrinsic and extrinsic changes. i.e., constitutional and structural or functional. Lux (53) and his associates found a correlation of +0.65 for males and a correlation of +0.53 for females between age and loss of teeth. They found that up to 30 years the general condition of the female teeth was better than the male:

after 30 years the female began to lose her teeth more rapidly than the male. Stewart (83) points out that racial studies in dental pathology are not comparable unless similar age groups are contrasted.

Socio-Economic Level

It will be remembered that of the prehistoric and early historic American Indian groups the Zuni and the inhabitants of Pecos had the highest incidence of dental caries. Their mode of living centered about aggregations of families in a relatively crowded, more or less permanent, grouping. In a very real sense these people were early examples of the "herd tendency" or "gregarious instinct" that has given rise to modern urban populations. Of the Pecos Indians Rihan (71) states the following factors to be the cause of the comparative prevalance of caries among this people: „The limited variety of the food ... food insufficiency, bodily exertion in search of food, and lack of hygiene must have been the cause of early physical decline."

These primitive socio-economic factors find ready counterparts in our modern civilization. Franzen (32) has studied dental decay in Pm_1, Pm_2 or m_2 in a random group of 7500 American born children, 10—12 years old. These children were in the fifth and sixth grades in 70 public schools in 70 cities of 38 states. The conclusion is offered that "the more 'Americanized' the parents of these children the less uncorrected caries may be found. Also the more intelligent the children the less uncorrected decay there occurs ... The higher the economic standing of a group the more fillings there will be; also the more intelligent the group is the more they will have had dental work." Mitchell (58) has contrasted dental caries in Porto Rican and American children. Of Porto Rican children he says that "the better socio-economic status is associated with a greater tendency to dental caries, and the poorest socio-economic group shows the least caries ... There is a greater prevalence of dental caries in the first molars of Porto Rican urban children than is found in the rural 'agregado' children. There is apparently a tendency in all urban Porto Rican children to have more dental caries than is common in rural children." Of continental United States children he says that "there appears to be a greater immunity to dental caries among the more privileged socio-economic stratum than among the poorer children." These conclusions seem to contradict one another; actually they do not, for in the final analysis the urban population in Porto Rico and the poorer classes in the United States are the most intensely urbanized of the two groups of people. It is apparently the degree of concentration of the population that is the arbiter of relative susceptibility or immunity.

Trend of Evolution

Schultz (78) has suggested that there is an evolutionary tendency for reduction in the size of dental apparatus; he correlates this with the increase in dental caries. The crowding of the teeth leaves "but little space for gums and saliva to exercise their protective function ... One may well blame evolution itself for being partly responsible for the rising frequency of caries." Cameron (17) discusses the "devolution of the jaws and teeth" in terms of

actual and proportionate reduction in size. He notes that the anterior part of the dental arch (I + C) is smaller, the M_3 is on the "way out", and the size of the individual teeth is less than in prehistoric man and in the Anthropoids.

Heredity and Race Mixture

The evolutionary theme takes us logically to the problem of heredity as a factor. Fish (30), after discussing the "four main clinical types of caries — fissure caries, interstitial caries, cervical caries, and recurrent caries" — states that "interstital and fissure carries appear to be definitely racial and hereditary in character. Tamil und Chinese coolies working together show an extraordinary difference in the incidence of caries. J. W. Fields (Brit. Med. Jour., 1929, p. 707) recorded that 100 Tamils had 7 carious teeth while 100 Chinese had 163. Their diet was similar, and so was their exposure to sunlight, though the chewing of the Tamils of betel nut with its caustic content might have had an antiseptic effect on the saprophytes." Fish offers the following additional statement:

"On Tristan da Cunha (See W. E. A. Sampson Brit. Dent. Jour., 1932, p. 397) where hereditary and not racial factors predominate, of the 156 people examined 26 had an average of 8 teeth each, either carious or missing, while 130 were caries free; and these 26 were largely the 'foreign' element of the population, in contradistinction to the 130, who were chiefly descended from the original stock."

Campbell (18) explains the freedom of the Australian aborigine from dental disease on the basis that "the dental condition of the race hereditarily predisposes to an inherent strength of jaws and dental tissues of the individual." Steggerda and Cranston (82) found that the Navajo, who are protein eaters, and the Maya, who are carbohydrate eaters, both have a low incidence of dental caries. They propose "that heredity be considered as a causal factor in producing good teeth."

In 1924 Weitz (92) pointed out that if uniovular twins have dental caries it tends to affect exactly the same teeth. This leads to the inference that hereditary plays a part in the causation of dental caries. The supposition is that due to gene defect the teeth have weak spots in the enamel that lack resistance to the conditions predisposing to caries. Fischer (8) also invokes heredity, but on rather different basis: "The position of the teeth likewise plays a part in the origination of caries. The crowding of the teeth which certainly favors the onset of caries would seem to depend mainly upon the conjuncture of hereditary factors that produce large teeth with hereditary factors that produce small jaws. Racial crossing appears to play a part here." This statement appears to be substantiated by Abel (1, 2) who studied race mixture in terms of heritable characters. In crosses between Hottentots, Bushman, and Negroes he found that there was a high frequency of dental anomalies, usually retention of permanent canine or third molar. This he blamed on crowding. In a cross the small palate of the Hottentot and Bushman seemed to dominate, while the large teeth of the Negro were likewise dominant. Waugh (91) comes to much the same conclusion. The Eskimo palate has usually a wide U-shape. Racial admixture, says Waugh, "results in notably smaller jaws, with a strong tendency to narrow, crowded dental arches." The

U-shaped arch is replaced by an oval arch. This is true whether the mixture be with Indian, Chinese, or White; moreover, "the teeth of the half-breed are much more susceptible to decay".

The most categorical statement of the effect of race mixture is that made by Elliot Smith (81):

"To sum up the evidence from Egypt, it can be said that among the predynastic and early dynastic Egyptians dental caries was extremely rare, but alveolar abscesses due to the wearing down of the teeth (from the admixture of sand with food) was extremely common. Suddenly in the Pyramid Age in Lower Egypt, when a large number of alien people of so-called Alpine (Armenoid) race had come into Egypt, dental caries in the adult population became so common that more than 80 percent of the people had caries, often in extreme forms. A remarkable fact is that the deciduous teeth were wholly immune from caries. In fact it was not until the fifth century of the Christian era that caries made itself manifest in the deciduous teeth."

It is suggested by Elliot Smith that the alien people belonging to the so-called Alpine race were more susceptible to caries than the indigenous people of the Mediterranean race.

Derry (25) and Ruffer (75) are not in agreement with Elliot Smith's conclusions. Derry does not believe that the incidence of caries has changed so drastically. Ruffer maintains that "a comparison between a race of immigrants and dynastic or predynastic Nubians must lead to fallacious conclusions, because the age, habits, and perhaps the cookery, of the two classes of people were probably very different". Stewart (91) is in accord with Ruffer; for him it is not so much race-mixture, but the impact of population dietary habits that is important in the problem of dental health.

Constitution and Disease

Apart from the possible effect of an evolutionary trend, the weight of heredity, or the diverse factors of race-mixture, we must consider the sum total of the organism associated with a given dentition. There can be no doubt but that metabolic disturbances, constitutional strains or inadequacies, are reflected in the teeth — not only erupting, but erupted teeth, although admittedly the former are the most vulnerable. Waugh (91) in discussing the apparent susceptibility of the Eskimo to caries in recent years states that the cause is not diet, per se, but a "lowered bodily resistance" engendered by a changing mode of life. On the other hand, Bödecker (13) ascribes the relative dental health, of the prehistoric American Indians to the "presence of a mysterious immunity to dental caries which to my mind will be found in the health of the individual". Stewart (83) in discussing the method of comparative study of caries among different races warns of the necessity of considering hypoplastic teeth coincident with disturbed metabolism.

Relatively little is known of the specific diseases which might lead to an increased susceptibility to dental caries. Driak (28) mentions rickets and tuberculosis as predisposing to caries, but says that "diabetes, arthritis, and nervous disorders seem to have slight influence". Kesel (47) states that "metabolic disturbances, e. g., pregnancy and diabetes, seem to increase susceptibility to caries". Cunningham (24) concludes that in young women "no thoroughly

reliable relationship has been found between the number of damaged teeth and histories of illness, menstrual function, or physical measurement". Morse and his associates (61) stress the correlation between adequate medical care during prenatal life and early infancy and relative freedon from dental disease.

Cranio-Facial Type

In 1906 Röse (73) reported on a study of 954 Saxon (Germany) 20 year-olds who had not suffered from rickets, as seen in hypoplasia of the teeth. Their cephalic index was 83.2, facial index 82.5. In 661 Saxon 20 year-olds who had suffered from rickets, the cephalic index was 83.7, the facial index was 83.4. Röse concluded that "individuals who have suffered from rickets in childhood are one-half index unit more short-headed and one index unit longer-faced (narrow-faced) than those who have not so suffered". The long faces were found to have 31.4 percent more dental caries. Schultka (77) found that in long-heads the frequency of caries in individual crania was 73.0 percent, while in broad-heads it was 83.3 percent. In the long-faced individuals the incidence was 24.7 percent, while in the broad-faced it was 21.3 percent.

Endocrine Function and Sex Differences

In the last few years the discussion of body metabolism has been inextricably linked up with the endocrine functions. In 1924 Keith (44) discussed the structural changes going on in the English face and dental arch. He offered the interesting suggestion that there was "a common cause for hypertrophied adenoids, enlarged tonsils, contracted palates, irregularities in the eruption of the teeth, and malgrowths of the jaws, and that the source of all these irregularities will be traced to a disturbance of the elaborate system of hormones concerned in the regulation of normal growth". The general theme of endocrine effect has been considered by Trivus-Kaz (89), Downs (27), McKay (55), and Schour (76). Trivus-Kaz would ascribe specificity of gland for calcification, color, and size of individual teeth, and general conformation of arch. In general it is agreed that it is too early to assess tooth eruption and decay in terms of specific hormones. The interrelationship is almost certainly pluriglandular.

Closely related to the endocrine problem is the possible difference in susceptibility to dental caries ascribed to sex differences. Especially does pregnancy appear to be an important factor. Pickerill (66) quotes Magitot to the effect that the female is uniformly more susceptible to dental caries; Magitot says females have 25 percent more carious teeth than males. Röse, however, states averages to be male 26.0 percent, female 26.2 percent. Greve says that females have only 3 percent more carious teeth than males. Ziskin (94) could find no significant difference between the teeth of pregnant and nulliparous women.

Blood Groups

A possible factor recently brought to the fore is that of blood-groups. The evidence is inconclusive, however, for several investigators have made

contradictory statements. Thus Suk (84) holds that "the highest percentage of faultless teeth is found in subjects with blood-group I; the worst in those with blood-groups III and II; the second best are in blood-groups IV". Thompson (85), however, states that in a contrast between caries-free and carious subjects "there is no significant difference between the distribution of blood types in the two groups of individuals".

Summary and General Conclusions

In Figure 1 is offered a summary of the factors presumed to be causative in dental caries. As Bunting (16) has already pointed out it is impossible to ascribe to any one factor or set of factors preëminence as a cause or causes of dental caries. The interdependence of the several factors which have been discussed in this paper is aptly shown in the Figure.

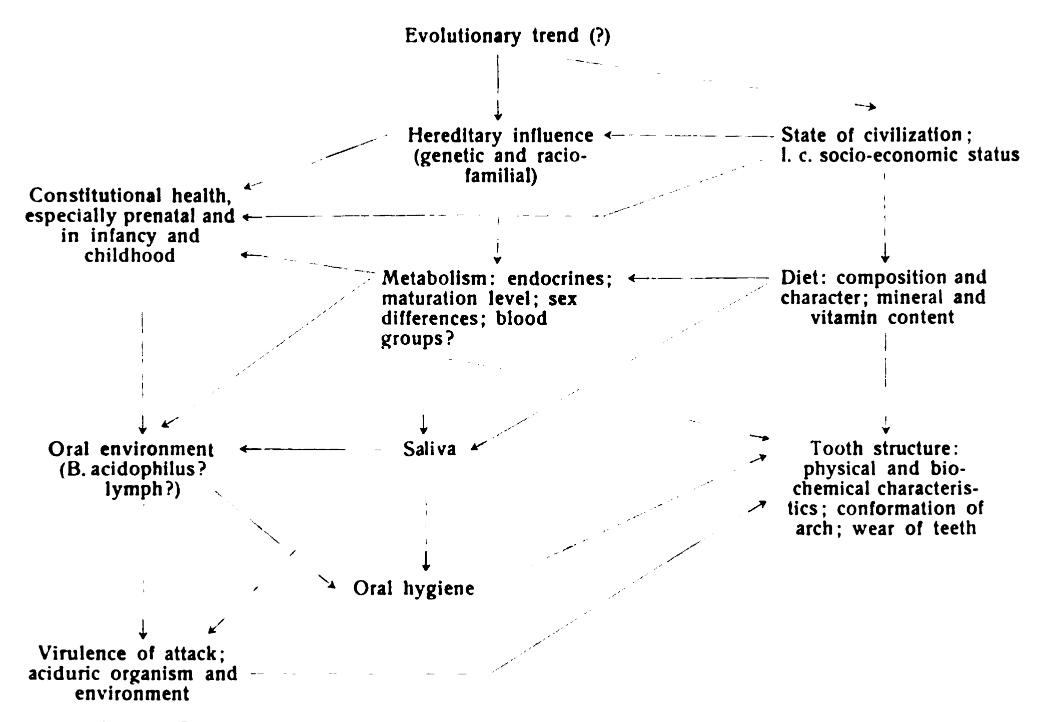


Fig. 1. Factors Influencing the Incidence of Dental Caries

In a very real sense the complexity of the problem of dental caries prevents any but tentative conclusions. We may, however, offer the following observations:

1. The correlation of susceptibility to dental caries with facial and body types is not a direct cause-and-effect relationship. Rather is it to be concluded that constriction of mid-face, linearity of body and carious teeth are phases of a single problem: the relationship is not causative, but is symptomatic.

2. The frequency of dental caries has increased with the progress of civili-

zation, but this disease is not a product of civilization; prehistoric and primitive groups of people have had and have a higher rate of dental caries than generally believed.

3. There is no evidence of a true racial immunity or susceptibility to dental caries. All such alleged instances are traceable to racial diet rather than peculiar dental structure, oral environment, serological type, or other presumably related factors. Similarly, it is not proved that disharmonic dento-facial relations, predisposing to caries, will result from either a race-mixture, or the crossing of big-jawed and smalljawed individuals of the same race.

4. With reference to the cause of dental caries it may be pointed out that:

a) There is no consistent relationship between tooth structure, oral hygiene, and dental caries.

b) No direct correlation is evident between the chemical balance of the oral environment and dental caries.

c) There is a fairly definite relation between a diet adequate in Calcium and Phosphorus and vitamins C and D and freedom from dental caries.

5. The creation of a relative freedom from dental caries is to be found in the provision of an adequate constitutional development — diet — before birth and during the formative years of infancy and childhood. At present the constituents of this diet are not clearly defined.

References Cited

The following abbreviations have been used:

AA = Archiv für Anthropologie
ACHA = American Child Health Association
AJA = American Journal Anatomy
AJD = Australian Journal of Dentistry
AJOG = American Journal Obstetrics and Gynecology
AJPA = American Journal Physical Anthropology
AORL = Annals Otology, Rhinology, Laryngology
APAMNH = Anthropological Papers, American Museum of Natural History
AR = Anatomical Record
ARCI = Annual Report Carnegie Institution
ARGB = Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie
ASN = Archaeological Survey of Nubia
AWW = Akademie Wissenschaft Wien

BAE = Bureau American Ethnology
BDJ = British Dental Journal
BJDS = British Journal Dental Science
BMJ = British Medical Journal
BPMM = Bulletin Public Museum Milwaukee

CD = Child Development
DBUK = Dental Board United Kingdom
DC = Dental Cosmos
DD = Dental Digest
DDJ = Dominion Dental Journal
DJA = Dental Journal of Australia
DMZ = Deutsche Monatsschrift Zahnheilkunde
DR = Dental Review
DZW = Deutsche Zahnärztliche Wochenschrift

HB = Human Biology

IJOOS = International Journal Orthodontia and Oral Surgery
JADA = Journal American Dental Association
JCI = Journal Clinical Anatomy
JDR = Journal Dental Research
JN = Journal Nutrition

L'A = L'Anthropologie

MAGW = Mitteilungen Anthropologische Gesellschaft Wien
MBM = Memoirs Bishop Museum
MRC = Medical Research Council

PR = Physiological Reviews
PSEMB = Proceedings Society Experimental Biology and Medicine
PSFUB = Publications Scientific Faculty University of Brno
RCAE = Report Canadian Arctic Expedition, 1913—18
SADJ = South African Dental Journal
SM = Scientific Monthly
SMC = Smithsonian Miscellaneous Collections
SVZ = Schweizer Vierteljahrsschrift Zahnheilkunde
TOSGB = Transactions Odontological Society Great Britain
UCPAAE = University of California Publications in American Archaeology and Ethnology
UPP = University of Pennsylvania Press
VGPA = Verhandlung Gesellschaft Physische Anthropologie
YJBM = Yale Journal Biology and Medicine
ZK = Zeitschrift für Konstitutionslehre

Books are cited by title and year of publication. Periodical references are given by volume, pages, and year.

1. Abel, W., *VGPA*, 6: 71—5, 1931—2
2. Abel, W., *AWW*, No. 1, 1931
3. Agnew, R. G. and M. C., *JDR*, 11: 478—80, 1931
4. Agnew, R. G. and M. C., and Tisdall, F. F., *JADA*, 20: 193—212, 1933
5. Anderson, B. G., *JDR*, 12: 709—13, 1932
6. Angle, E. H., *Upper first molar as basis of diagnosis in orthodontia*, 1905
7. Bakwin, H. and R. M., *JCI*, 10: 395—403, 1931
8. Baur, E., Fischer, E., and Lenz, F., *Human heredity*, 1931
9. Bean, R. B., *AJA*, 17: 113—60; *AR*, 8: 299—302, 1914
10. Bertelman, A., *DZW*, 37: 741—3, 1934
11. Bing, F. C., *JADA*, 19: 1843—50, 1932
12. Black, A. D., *JADA*, 13: 582, 1926
13. Bödecker, C. F., *JDR*, 10: 313—22, 1930; *DC*, 74: 548—54, 1932
14. Brekhus, P. J., *JADA*, 11: 487—8, 1931
15. Bunting, R. W., and Palmerlee, F., *JADA*, 12: 381—413, 1925
16. Bunting, R. W., Jay, P., and Hard, D. G., *JDR*, 12: 444—8, 1932
17. Cameron, J., *The skeleton of British Neolithic Man*, 1934
18. Campbell, T. D., *Dentition and palate of the Australian aborigine*, 1925
19. Campbell, T. D. and Gray, J. H., *AJD*, 40: 290—5, 1936
20. Chappel, H. G., *MBM*, 9: 251—68, 1927
21. Collins, H. B., *AJPA*, 16: 451—63, 1932
22. Cross, K. K., *JDR*, 12: 514—15, 1932
23. Committee for investigation of dental disease, *MRC*, Report Series No. 211, 1936
24. Cunningham, R. L., *JDR*, 14: 439—44, 1934
25. Derry, D. E., *BMJ*, 112, 1933
26. Dorsey, G. A., *DR*, 11: 7, 1897
27. Downs, W. G., *JDR*, 8: 367—79, 1928
28. Driak, F., *JDR*, 12: 438—4, 1932
29. Enright, J. J., Friesell, H. E., and Trescher, M. O., *JDR*, 12: 759—851, 1932
30. Fish, E. W., *BMJ*, 747—9, 1932
31. Fisher, A. K., Kuhm, H. W., and Adami, G. C., *BPMM*, 10: 329—74, 1931
32. Franzen, R., *ACHA*, Monograph III, 1930
33. Friel, G., *BMJ*, 1910
34. Frenzel, A., *DMZ*, 50: 289—302, 1932; 51: 433—46, 1933
35. Goldstein, M., *AJPA*, 16: 421—31, 1932
36. Grant, J. C. B., *Anth. Series 14*, Bull. 14, Canada, 1930
37. Günther, E., *DZW*, 38: 1052—6, 1935
38. Hamlin, H., *YJBM*, 6: 155—77, 1933
39. Hanke, M. T., *Diet and dental health*, 1933
40. Hawkins, H. F., *JADA*, 16: 781—95, 1929
41. Hellman, M., *DC*, 67:, 1925
42. Hrdlička, A., *BAE*, Bull. 34, 1908; Bull. 62, 1916; *SMC*, 61: 1—69, 1914
43. Jones, M. R., Larsen, N. P., and Pritchard, G. P., *JDR*, 10: 416—7, 1930
44. Keith, A., *DBUK*, 133—47, 1924
45. Krogman, W. M., *AJPA*, 40: 43—9, 1935; *Physical Anthropology of the Seminole Indians of Oklahoma*, 1936; *UPP* (in press)
46. Kugelmass, I. N., *IJOOS*, 22: 490—503, 1936
47. Leechman, D., *DDJ*, 46: 35—38, 1934
48. Leigh, R. W., *DC*, 67: 884—98, 1925; *AJPA*, 8: 179—99, 1925; 22: 267—96, 1937; *UCPAAE*, 23: 399—40, 1928; 34: 1—54, 1934; *MBM*, 11: 257—73, 1929
49. Leipoldt, C. L., *BJDS*, 69: 329—40, 1926

50. Lenhossek, M. von, *AA*, 45—46: 44—66, 1919
51. Lilly, C. A., and Wiley, L., *JN*, 7: 463, 1934
52. Losch, P. K., and Morse, F. W., *JDR*, 15, 324, 1937
53. Lux, F., Lux, W., and Stade, A., *DMZ*, 51: 28—35, 1933
54. McCollum, E. V., *JDR*, 11: 553—62, 1931
55. McKay, F. S., *JDR*, 7: 353—65, 1928
56. Mellanby, M., *BMJ*, 749—51, 1932; *PR*, 8: 547—77, 1928; *MRC, Spec. Report* No. 153, 1930
57. Millberry, G. S., *IJOOS*, 19: 437—45, 1933
58. Mitchell, H. M., *HB*, 5: 274—87, 1933
59. Moodie, R. L., *Palaeopathology*, 1923
60. Moore, M. M., *JDR*, 15: 329—30. 1937
61. Moorse, F. W., Losch, P. K., Godfrey, E. S., *JDR*, 15: 219, 1935
62. Mummery, J. R., *TOSGB*, 1870
63. Nelson, C. J., *AJPA*, 22: 5 (Suppl.), 1937
64. Osburn, R. C., *DC*, 52: 517—25, 1910
65. Parker, G., *DJA*, 3: 492—7, 1931
66. Pickerill H. P., *The prevention of dental caries and oral sepsis*, 1924; *BDJ*, 45: 1394—1401, 1924
67. Pöch, R., *MAGW*, 54: 12, 15, 29, 1915; *AA*, 45—46: 83—4, 1919
68. Praeger W., *DZW*, 28:, 1925; *DMZ*, 13: 365—9, 1925
69. Price, W. A., *DD*, 39: 94—100, 147—52, 205—8, 225—9, 266—9, 277—80, 308—15, 1933; 40: 52—9, 81—4, 1934; *DC*, 1033—45, 1935; *JADA*, 23: 417—37, 1936; *JDR*, 15: 370—1, 1937
70. Proell, F. W., *Klima und Zivilisation in ihrer Auswirkung auf Körper und Zähne*, 1934
71. Rihan, H. Y., *IJOOS*, 18: 708—13, 1932
72. Ritchie, S. G., *RCAE*, XII, C, 1923
73. Röse, C., *ARGB*, 3: 42—134, 1906
74. Rosenberger, H. C., *AORL*, 43: 495—513, 1934
75. Ruffer, A., *Studies on the paleopathology of Egypt*, 1928
76. Schour, I., *JADA*, 21: 322, 1934
77. Schultka, B., *DZW*, 32: 746—50, 1934
78. Schultz, A. H., *DC*, 67: 935—47, 1053—63, 1925
79. Schwertz, F., *AA*, 15: 1—43, 1916; *SVZ*, 26:, 1916
80. Shaw, J. C. M., *The teeth, the bony palate, and the mandible in Bantu races of South Africa*, 1931
81. Smith, G. E., *BMJ*, 760, 1932; and Wood-Jones, F., *ASN*, 2:, 1910
82. Steggerda, M., and Hill, T. J., *JDR*, 15: 233—42, 1936; and Cranston, H., *ARCI*, 67—69, 1936
83. Stewart, T. D., *AJPA*, 14: 89, 1930; 15: 315—26, 1931
84. Suk, V., *AJPA*, 2: 1—32, 1920; *PSFUB*, No. 125, 1930
85. Thompson, K. H., *PSEBM*, 29: 106—7, 1931
86. Till, A. T., *SADJ*, 1: 209—17, 1927
87. Tisdall, F. T., *CD*, 8: 102—4, 1937
88. Todd, T. W., *SM*, 24: 481—96, 1927; *AJA*, 55: 79—117, 1934; *AR*, 58: 41, 1935; 67: 50, 1937
89. Trivus-Kaz, F. A., *ZK*, 17: 1—28. 1932
90. Vallois, H. V., *L'A*, 46: 201—2, 1936
91. Waugh, L. M., *JDR*, 8: 428—9. 1928; 10: 387—93; 11: 450—7, 570—1, 1930—1; 12: 426—9, 1932; 15: 317—18, 1937
92. Weitz, W., *DMZ*, 1924
93. Wissler, C., *APAMNH*, 32: 1—33. 1931
94. Ziskin, D. E., *AJOG*, 12: 710—19, 1926

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Mitteleuropa

Anthropologie in der Schweiz, insbesondere an der Universität Zürich

In der Schweiz wurde das Gesamtgebiet der Anthropologie schon durch Rudolf Martin, der als erster die Anthropologie auf einem schweizerischen akademischen Lehrstuhl vertrat, als Einheit aufgefaßt, jedoch zugleich auch die Notwendigkeit ihrer Gliederung in zwei Unterabteilungen, die physische und die psychische Anthropologie hervorgehoben; denn sowohl der Umfang, den die beiden Teilgebiete schon am Anfang dieses Jahrhunderts erreicht hatten, als namentlich auch die Verschiedenheit ihrer Forschungsmethoden, d. h. mehr äußere Gründe, ließen eine solche Trennung als wünschenswert erscheinen. Gleichwohl finden wir in Genf Anthropologie und Ethnologie heute noch in einem Lehrstuhl (Prof. E. Pittard) vereinigt, während in Zürich der physischen Anthropologie eine besondere Professur zugesprochen und die Ethnologie im Lehrstuhl für Geographie enthalten ist. Für Basel und Bern besteht dieses Problem nicht, da an diesen beiden Universitäten wohl die Ethnologie, nicht aber die physische Anthropologie vertreten ist.

Trotz der erwähnten Trennung der beiden Teilgebiete bleibt an der Universität Zürich die ursprüngliche Einheit der anthropologischen Wissenschaften durch die Anordnung der Studienpläne doch gewahrt. Diejenigen Studierenden, welche Anthropologie als Hauptfach wählen, haben die Möglichkeit, Ethnologie in Verbindung mit Geographie als Nebenfach in ihre Promotionsprüfung einzuschließen. Umgekehrt ist es für diejenigen Kandidaten, welche Geographie in anthropogeographischer Richtung studieren, vorgeschrieben, ein Examen in Anthropologie abzulegen. Unter den Nebenfächern, die der Student der Anthropologie wählen kann, figuriert auch die Psychologie. Anderseits ist auch von den Psychologen wiederholt Anthropologie als Nebenfach gewählt worden, und es sind auch Dissertationen ausgeführt worden, die sich auf vereinte psychologische und anthropologische Forschungen gründen. Jedoch ist zu sagen, daß im allgemeinen die Wahl der Kombination dem Studierenden freisteht, und dies ist mit Rücksicht darauf, daß innerhalb der physischen Anthropologie auch wieder verschiedene Teilgebiete bestehen, wohl auch erwünscht. Wenn wir innerhalb der physischen Anthropologie je eine Richtung der Variations- und Vererbungslehre, der menschlichen Abstammungslehre und der Rassenkunde unterscheiden, so werden diejenigen Studierenden, deren Neigung in einer der beiden erstgenannten Richtungen geht, ihre Studien mehr in Biologie, diejenigen, welche die Rassenkunde bevorzugen, mehr in Ethnologie und Psychologie ergänzen.

Da aber die erwähnten Studienpläne dem Studierenden der Anthropologie gestatten, zugleich in biologischer und ethnologischer Richtung zu arbeiten und Examina abzulegen und von dieser Gelegenheit in der Mehrzahl der Fälle Gebrauch gemacht wird, ist damit nicht nur die Gewähr für den Zusammenhalt der physischen und psychischen Anthropologie, sondern auch für die Wahrung der Einheit der physischen Anthropologie gegeben: denn wenn auch zu verschiedenen Zeiten die verschiedenen Gebiete der physischen Anthropologie ungleich stark hervortreten, so liegt es doch im Interesse der physischen Anthropologie, daß neben ihrem engen Kontakt mit der psychischen Anthropologie die Einheit innerhalb ihres eigenen Rahmens nicht verloren gehe.

Otto Schlaginhaufen, Zürich.

Anthropologie in Wien

Die menschheitsgeschichtlichen Wissenschaften fanden erste Pflege in Wien im Rahmen der 1870 gegründeten „Anthropologischen Gesellschaft“, die Forschung fand erste Heim-

stätte im Naturhistorischen Museum, dessen Anthropologisch-ethnographische Abteilung sich unter der Leitung von Heger und Szombathy rasch zu einem gewaltigen Sammlungskomplex auswuchs. Der Beamtenstab dieser Abteilung bildete zusammen mit den Anatomen Langer, Zuckerkandl und Toldt durch Jahrzehnte das Rückgrat der Anthropologischen Gesellschaft. Am Anfang dieses Jahrhunderts erwuchs in Mödling-St. Gabriel unter der Leitung von P. Wilhelm Schmidt auch ein geisteswissenschaftliches Forschungszentrum für Völkerkunde. Aber erst um 1910 öffneten sich endlich die Pforten der Universität für unsere Wissenschaften: Rudolf Pöch vertrat Anthropologie und Ethnologie, Moritz Hörners Urgeschichte, Michael Haberlandt Völker- und Volkskunde. Am Ende des Krieges sind unsere Wissenschaften auf der Universität so stark vertreten, daß die Leitung der Anthropologischen Gesellschaft nun an die Hochschule übergeht. Noch bleiben aber in Rudolf Pöch und Otto Reche Anthropologie und Ethnologie auf der Hochschule, in Josef Bayer alle menschheitsgeschichtlichen Disziplinen im Museum vereinigt.

Im Jahre 1923 setzte ein weitgehender Differenzierungsprozeß ein, der nunmehr zum Abschluß gekommen ist. Drei Lehrstühlen für Ethnologie, Vorgeschichte und Anthropologie stehen nun drei Forschungsinstitute am Naturhistorischen Museum gegenüber (Völkerkundemuseum, Anthropologische Abteilung, Prähistorische Abteilung). Im Anthropologischen Institut der Universität (Prof. J. Weninger) sind vier Anthropologen hauptamtlich beschäftigt, an der Anthropologischen Abteilung des Museums (Dir. V. Lebzelter) drei. Die Mitglieder des anthropologischen Universitätsinstitutes haben sich neuerdings zu einer „Erbbiologischen Arbeitsgemeinschaft" zusammengetan, womit die dort vorwiegend gepflegte Forschungsrichtung klar umschrieben ist. Es sind sowohl die morphognostische Betrachtung der Gesichtsweichteile wie die anthropologische Familienforschung, die dort besonders gefördert werden. Das Anthropologische Forschungsinstitut des naturhistorischen Museums, gestützt auf seine großen Sammlungen (20 000 Schädel und Skelette) pflegt hauptsächlich die Probleme der Rassenkunde und der Rassen- und Stammesgeschichte, und zwar im engeren Kontakt mit den Vertretern der anderen biologischen Fächer, die am Museum wirken. Auch dort wurde eine Arbeitsgemeinschaft geschaffen, die sich aber das Studium der Fragen der Rassenbildung und der Ausgangsformen des Menschengeschlechtes zur Aufgabe macht.

Neben den sieben Anthropologen sind weiterhin sieben Vorgeschichtler und acht Völkerkundler von Staats wegen in Wien hauptamtlich beschäftigt. Man kann wohl sagen, daß unter Berücksichtigung der Finanzlage der Österreichische Bundesstaat den menschheitsgeschichtlichen Forschungen die größtmögliche Förderung zuteil werden läßt. Unabhängig davon steht das Internationale Anthropos-Institut in Mödling-St. Gabriel. Die von dort ausgehende kulturhistorische Forschungsrichtung beherrscht sowohl das ethnologische wie das vorgeschichtliche Arbeitsgebiet, sie ist kennzeichnend für die „Wiener Schule". Die rassengeschichtliche Forschung am Museum hält engen Kontakt mit diesen Bestrebungen. Während also auf der einen Seite personell und administrativ die Differenzierung des Wissenschaftsbetriebes heute eine vollständige ist, richten sich die Forschungsziele doch eindeutig auf die große menschheitsgeschichtliche Synthese.

Ein Zentrum dieser synthetischen Arbeit bleibt die „Wiener Anthropologische Gesellschaft", die unter Führung von Prof. V. Christian bisher alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten erfolgreich überwand und eine umfangreiche Publikationstätigkeit entfaltet. Neben den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft" erscheinen in Wien noch die „Kulturhistorische Beiträge" von W. Koppers, die „Mitteilungen der Wiener prähistorischen Gesellschaft" von O. Menghin und schließlich der „Anthropos" in Mödling (N.-Ö.). *V. Lebzelter †, Wien.*

Nordeuropa

Zum Stande der Rassenkunde im Baltikum

Bei dem Nebeneinander verschiedener, besonders sprachlich (weniger sprachen-klanglich) voneinander getrennter, meist junger Völker und Volkssplitter im nordöstlichen Europa gibt es eine baltische Rassenkunde im eigentlichen Sinne noch nicht. Dabei kamen in der alten deutsch-baltischen Universitätsstadt Dorpat, dem nachmaligen



russischen Jurjew und heutigen estnischen Tartu, gewisse anthropologische Untersuchungen schon frühzeitig auf. Der Anstoß hierzu ging von einem um die Entwicklungsgeschichte hochverdienten Sohne dieses Landes[1]) aus. Von späteren, man würde heute sagen, reichs- und auslanddeutschen Forschern auf schon mehr systematisiertem rassenkundlichen Gebiet sind indes auch nur wenige Verfasser zu erwähnen, die in der zweiten Hälfte des 19. und ganz zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Ergebnis ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen im Ostbaltikum veröffentlichten, teils auch nur in Dissertationen aufzeigten[2]).

Nach abermaliger, zuletzt auch weltgeschichtlich bedingter Unterbrechung wurden neue Forschungen eingeleitet, die in Riga hauptsächlich ein inzwischen in sein Heimatland zurückgekehrter schwedischer Anatom beeinflußte[3]). Seine Schüler in Lettland, größtenteils Letten selbst, desgleichen junge estnische und mit ihnen zusammen einige finnische Mediziner widmeten sich der Feststellung äußerlicher Merkmale der Letten, Liven, Esten, Inselschweden und anderer baltischer Völkerschaften, wobei die Untersuchungen sich meist auf begrenzte Landgebiete beschränkten, sofern es sich nicht bei seltenen Ausgrabungen um einzelne Schädelfunde handelte. Rassenkundliche Nachbargebiete sind in solchen Fällen, wenn überhaupt, nur flüchtig gestreift worden.

Um auf das einleitend Gesagte zurückzukommen: eine eigentliche baltische Rassenkunde gibt es einstweilen noch nicht. Das in bezug auf Estland und Lettland Gesagte gilt erst recht für Litauen, wo in Kowno wirkende Hochschullehrkräfte und in- wie ausländische Studenten wohl hauptsächlich Messungen an Rekruten vorgenommen, das Ergebnis ihrer Untersuchungen aber bisher kaum in auch nur halbwegs erschöpfenden Druckarbeiten dargelegt haben. Auch einzelne Geographen und Volkskundler streiften die Anthropologie dieses Landes[4]).

Besondere Lehrstühle für Anthropologie sind heute in den erwähnten Baltenstaaten zu vermissen. Die medizinischen Fakultäten zu Reval (Tallinn), Riga und Kowno (Kaunas) behandeln die Anthropologie nur nebenbei, ohne lebhaftere Anteilnahme an dieser aufschluß- und zukunftsreichen Lehre. Die Tatsache, daß es eine Kunde vom Menschen gibt, der selbst lange nicht überall gleich ist, wird nur beiläufig gestreift, nicht aber eingehender behandelt, geschweige denn an Ort und Stelle schöpferisch ergänzt. Wohl ist die unlängst eingeleitete eigene, meist durch ausländische Mitarbeit wertvoll bereicherte Spatenforschung in versprechendem Ausbau begriffen, was sich jedoch am wenigsten auf die Anthropologie bezieht. Die mithin offensichtlich in litauisch-lettischen, am wenigsten noch in estnischen Gelehrtenkreisen bestehende Abneigung gegen die Rassenkunde als solche ist aber psychologisch nicht unerklärlich. Zu den Nachbargebieten dieses Wissenszweiges zählen bekanntlich Weltgeschichte, Völker- und Volkskunde, Kulturgeschichte, Sprachenforschung, um nur die wichtigeren Disziplinen zu erwähnen. Nun hat man es mit der Tatsache zu tun, daß gerade die erwähnten Wissenschaften bei den drei baltischen Völkern (in engerem Sinne) schwach entwickelt sind, nicht nur weil sie hier noch ziemlich neu, sondern weil auch die in Frage kommenden Völkerschaften selbst (gleichwie ihre Schriftsprachen) jung sind.

Diese unbestreitbaren Tatsachen begegnen im Osten mancherseits, gewiß nicht allgemein, einem heftigen Widerstreben und werden mitunter auch scheinwissenschaftlich angefochten. Gewisse Empfindungen und eine fast krankhafte Empfindlichkeit, gesteigert durch ein peinlich wirkendes Geltungsbedürfnis, äußern sich dabei hemmend und beeinflussen den Aufbau einzelner Lehren mindestens zeitweilig, jedoch ungemein störend. Hinzu kommen neue und neueste, oft noch zunehmende Strömungen, die am wenigsten auf exaktwissenschaftlicher Grundlage beruhen, vielmehr auf Neigungen, Bestrebungen oder gar Veranlassungen zurückzuführen sind, die u. a. darauf herauslaufen, eine eigene Geschichtslehre zu schaffen, so auch Überlieferung, Brauchtum, Volkstums-

[1]) Carl Ernst v. Baer: De morbis inter Esthonos. Inaugural-Dissertation Dorpat 1814; De ovi mammalium et hominis genesi. 1827, a. a. O.

[2]) Hingewiesen sei hauptsächlich auf Rudolf Virchow, Ferdinand Waldhauer, Hugo Witt, Richard Weinberg, Joh. Jürgenson.

[3]) Gaston Backman: Die Körperlänge der Letten. Upsala Läkare förenings Förhandlingar. Bd. 29. H. 1 und 2, 1924; Anthrop. Beitr. zur Kenntn. der Bevölkerung Lettlands. Acta universit. Latv. XII. Riga 1925, a. a. O.

[4]) Hans Mortensen, Victor Jungfer, Percy Meyer, W. St. Vidunas u. a. m.

begriff, Weltanschauung von Grund aus zu beeinflussen, überhaupt maßgebende, sonst allgemeingültige Gegenwartsauffassungen umzugestalten, um damit zugleich die Zukunft, jedenfalls die eigene, nach Kräften zu beeinflussen, ja — und darin liegt der schroffste logische Widerspruch — auch die Vergangenheit recht abweichend von bisherigen Erkenntnissen hinzustellen, mindestens auf deren Auffassung in gewünschtem Sinne einzuwirken.

Mit der Lehre vom Menschen im unvoreingenommenen, also streng wissenschaftlichen Sinne läßt sich diese Heimatpolitik, um hier endlich das kennzeichnende Wort auszusprechen, nicht in Einklang bringen. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß die europäische Rassenkunde, namentlich als hochwertiges Bildungs- und Lehrfach aufgefaßt, gegenwärtig in baltischen Landen zu kurz kommt.

Percy Meyer, Riga.

Anthropologie und Völkerkunde in Dänemark

Wenn ich darauf eingehe, die Anfrage der verehrten Redaktion über die Stellung der Anthropologie in Dänemark zu beantworten, geschieht es nicht ohne Bedenken, denn ich darf nicht darauf Anspruch machen, als Anthropologe betrachtet zu werden in der Bedeutung, welche das Wort Anthropologie in Dänemark wie anderswo auf dem Festlande besitzt, d. h. als die Naturwissenschaft. Ich wage nur, diese kurze Mitteilung zu geben, um dadurch die wenig beachtete Stellung der Anthropologie und Ethnologie in Dänemark hervorzuheben, und zwar in der Hoffnung, daß sie sich in der Zukunft bessern wird. Diese Stellung der beiden Wissenschaften versteht sich wahrscheinlich am besten durch die historische Entwicklung.

Man könnte sich denken, daß Dänemark als eine seefahrende Nation, die früh mit fremden Völkerschaften in Verbindung trat und von altersher überseeische Kolonien in Amerika, Afrika und Asien besaß, auch früh von dem allgemeinen Interesse für Rassen- und Völkerkunde ergriffen wurde. Dies ist insofern auch der Fall, als viele jetzt außerordentlich seltene Ethnographica schon im 17. Jahrhundert für die sog. „königliche Kunstkammer" herbeigeschafft wurden. Derselbe Umstand ist ohne Zweifel auch die Ursache, warum das älteste, allgemein-ethnographische Museum in Kopenhagen gebildet wurde, teils mit Benutzung des Inhalts der königlichen Kunstkammer, teils auch auf Grund systematischer Sammeltätigkeit in den damaligen, dänischen Kolonien, und dem Publikum 1849 zugänglich wurde. Von diesen kolonialen Interessen setzt sich die Linie fort zu der heutigen dänischen Polarforschung, in der ethnologische und zum Teil anthropologische Felduntersuchungen eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Der Schöpfer des ethnographischen Museums, Chr. J. Thomsen, war aber zugleich, und zwar in erster Reihe, Prähistoriker — als Begründer der Dreiteilung des archäologischen Systems weit bekannt — und bei seinen Nachfolgern wurden die ethnologischen Interessen völlig von den prähistorischen überschattet. Die Verbindung wurde jedoch nie ganz abgebrochen, und trotz aller Nachteile hat sie sowohl methodisch als sachlich gegenseitig befruchtend gewirkt. Im letzten Menschenalter ist aber die dänische Völkerkunde zugleich stark von der Geographie beeinflußt worden, die an der Kopenhagener Universität allerdings immer von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten, aber zugleich stark kulturgeographisch betont, betrieben ist. Bis zu einem gewissen Grade hat man sich auch von linguistischer Seite der Völkerkunde genähert, wogegen dies kaum von anderen Wissenschaften wie Religionsgeschichte, Soziologie u. dgl. behauptet werden kann.

Die Anthropologie ist in ihrem Ursprung in Dänemark nahe mit der Medizin verbunden gewesen, hat aber leider bisher nur sehr wenige Interessenten in Dänemark gefunden, da die Forschungen der Mediziner hier mehr auf Physiologie, Therapie u. dgl. gerichtet gewesen sind. Außerdem hat die Anthropologie ohne Zweifel dadurch gelitten, daß sie die Unterstützung eines großen und populären Museums entbehren mußte, indem die anthropologischen Sammlungen in Kopenhagen in dem nur für Studierende zugänglichen Universitätsmuseum für Normalanatomie aufbewahrt werden. Die einzige, offizielle Institution, die als Organ der dänischen Anthropologie dienen kann, ist das 1903 gebildete anthropologische Komitee, das Untersuchungen über die dänische Bevölkerung unternommen und eine Reihe von Mitteilungen veröffentlicht hat. Erst jetzt scheint ein von der Regierung und der Rockefeller Foundation in Vereinigung aufgerichtetes Institut für menschliche Erblichkeitslehre verwirklicht zu werden.

Also darf man wohl behaupten, daß sich weder Rassen- noch Völkerkunde in Dänemark in guter Lage befinden. Keine von diesen Wissenschaften wird an den Universitäten in Kopenhagen und Aarhus doziert. Der Interessierte ist also dazu gezwungen, seine Ausbildung in benachbarten Fächern zu suchen und im übrigen seine Studien selbständig zu treiben. Wenn man aber überlegt, daß erst vor wenigen Jahren ein Lehrstuhl für nordische Prähistorie an der Universität zu Kopenhagen errichtet wurde (während schon lange eine ordentliche Professur für klassische Archäologie vorhanden wäre!), darf man doch vielleicht hoffen, daß man in einer nicht zu entfernten Zukunft, auch die Notwendigkeit eines systematischen Unterrichts in der Anthropologie wie in der Völkerkunde einsehen wird. *Kaj Birket-Smith, Kopenhagen.*

Anthropology at Helsinki

The arrangements for teaching anthropology as an academic subject are of very recent date in Finland. The first special post for teaching anthropology at the University in Helsinki dates from 1926, when the writer was appointed Reader in this subject in the Faculty of Mathematics and Natural Science. Since 1935 Dr. N. Pesonen has also been Reader in anthropology in the Faculty of Medicine.

As anthropology, by which we mean exclusively physical anthropology, is not included so far in the examinations as a special subject, tuition in the Faculty of Mathematics and Natural Science has been confined mainly to courses of lectures of an introductory nature: on the principal racial characters, on the human races of the earth or of a more restricted area, on the history of the development of mankind etc., accompanied in some cases by practical exercises dealing with measurable as well as quantitative characters. They are intended to provide general surveys of the general biological methods employed in modern physical anthropology, the different forms and races in ancient and modern times, their characters and geographical distribution and their relationships. These lectures are attended principally by students taking geography, zoology or genetics as the principal subjects in their examinations, and to a lesser degree by medical students. — The Reader in Anthropology in the Faculty of Medicine has lectured on macroscopical anatomy, in connection with which he has dealt with anthropological questions.

In this connection I should mention that anthropological research work has been carried on, independently of actual tuition, at the University in Helsinki. This refers principally to the investigations regarding the population of Finland that have been made since 1924 under the auspices of the Finnish Academy of Sciences under the late Professor Yrjö Kajava at the anatomical institute of the University. Since Professor Kajavas death this research work has been conducted by Professor V. Lassila. A large number of publications — partly in the form of dissertations for the degree of doctor — have already been published, either dealing with the anthropological characters of the population in various districts of Finland or with special questions. Some investigations into anthropological characters in the country and into the heredity of physical racial characters have also been published by teachers in the Faculty of Mathematics and Natural Science. In conclusions I should mention that very considerable serological investigations, particularly in regard to blood groups, have been published in recent years: these investigations have been conducted by Professor Osv. Streng. *Kaarlo Hildén, Helsinki.*

Anthropologie in Holland

In Holland wird unter „Anthropologie" nur und ausschließlich die physische Anthropologie verstanden. Sie hat nur Beziehung auf die körperlichen Eigenschaften der Menschheit, nicht auf ihre charakterlichen oder geistigen. Darum wird die Anthropologie streng unterschieden von Fächern wie Psychologie, Ethnologie und Ethnographie. Ein Ordinariat für Anthropologie besteht nur an der Universität von *Amsterdam*. Dieser Lehrstuhl wird vom Verf. eingenommen. Neben Anthropologie ist diesem auch die Vorgeschichte als Lehrfach übertragen. Das Studium dieser Fächer ist aber nicht verpflichtend (obligat). Der Unterricht in der Vorgeschichte wird vor allem von den Studenten in Geographie, Geschichte und Archäologie besucht, der Unterricht in Anthropologie von den Studenten in Geographie und Medizin. Der

Lehrstuhl für Anthropologie und Vorgeschichte gehört in Amsterdam zu der Literarisch - Philosophischen Fakultät. Außerdem besitzt das Kgl. Kolonial-Institut in Amsterdam einen besonderen Lehrstuhl für die „Anthropologie und die Heilkunde der Eingeborenen der Niederländischen Kolonien" an der Universität von Amsterdam, der zur Medizinischen Fakultät gehört und gleichfalls vom Verf. versehen wird.

Weiter amtiert Dr. H. J. T. Bijlmer als Privatdozent für Physische Anthropologie, insbesondere für menschliche Erblichkeitslehre, an der Medizinischen Fakultät der Universität von Amsterdam; die Reichs-Universität von *Utrecht* hat einen Privatdozenten für die „medizinische Erblichkeitslehre" in Dr. P. J. Waardenburg.

Die Universität von Amsterdam besitzt sodann ein Lektorat für Völkerkunde (Ethnographie und Ethnologie), das von Dr. J. J. Fahrenfort besetzt ist und zu der Literarisch - Philosophischen Fakultät gehört. Dieses Lehrfach ist verpflichtend für die Studenten der Geographie. Eine ao. Professur für „Koloniale Völkerkunde und Koloniale Landbeschreibung" wurde von dem unlängst verstorbenen Direktor der Abteilung Völkerkunde des Kgl. Kolonial-Institutes Prof. J. C. van Eerde eingenommen, als dessen Nachfolger Dr. B. J. O. Schrieke ernannt worden ist. Dieser Lehrstuhl gehört zu der Ökonomischen und Literarischen Fakultät: der Unterricht ist verpflichtend für alle Studenten der ökonomischen Wissenschaften und Geographie.

Die Reichs-Universität von Leiden hat mit Prof. Dr. J. P. de Josselin de Jong einen Ordinarius für die „Völkerkunde von Niederländisch-Indien im Verband mit der Allgemeinen Völkerkunde". Sein Fach ist ein verpflichtendes Examensfach für die Studenten des Indischen Rechts und der Indologie. Weiter kann in Leiden Völkerkunde von Niederländisch-Indien, sowie Allgemeine Völkerkunde als Wahlfach genommen werden für ein Doktorat in der Philosophischen Fakultät; auch kann Allgemeine Völkerkunde in Leiden Hauptfach für ein Doktor-Examen in Ethnologie sein, während Völkerkunde von Niederländisch-Indien als Hauptfach für ein Doktor-Examen in indonesischen Sprachen gewählt werden kann.

Die Reichs-Universität von Utrecht hat einen besonderen Lehrstuhl für die Völkerkunde von Niederländisch-Indien, der von dem "Fonds ten behoeve van Indologische Studien" gestiftet wurde. Dieser Lehrstuhl ist von Prof. Dr. H. Th. Fischer besetzt, der außerdem Lektor in allgemeiner Völkerkunde ist.

Ethnologie ist überall ein verpflichtendes Examensfach für 1. die zukünftigen Regierungsvertreter in Niederländisch-Indien, 2. für die Gerichtsbeamten in Niederländisch-Indien, 3. für die Studenten in Geographie. Die Anthropologie steht demgegenüber bedauerlicherweise noch zurück. *J. P. Kleiweg de Zwaan, Amsterdam.*

Über Rassenkunde in Schweden und Norwegen

Durch die Einführung des Schädelindex von Anders Retzius im Jahre 1842 gehört Schweden gewissermaßen zu einer der Wiegenstätten der Anthropologie, mindestens der Kraniologie. Aber das vollständige Fehlen auch nur eines Lehrstuhls für Anthropologie oder Rassenkunde hat sich für das weitere Wachsen unserer Wissenschaft sehr nachteilig ausgewirkt. Fast alles, was hier geleistet wurde oder wird, entstammt der Nebenarbeit von einigen Medizinern, Biologen oder Privatgelehrten.

Zwar ist Schweden auch durch zwei große Aufnahmen der Stellungspflichtigen bekannt, die vom schwedischen Staat unterstützt bzw. hervorgerufen wurden. Aber sie sind nicht so weit geographisch in Einzelgebiete aufgegliedert, um eine Vorstellung von der Typenverteilung auch nach den natürlichen Landschaften zu geben und eine Gautypenforschung zu ermöglichen, wie sie von v. Eickstedt in Deutschland so glänzend eingeführt wurde. Was aber außerhalb dieser großen Rassenuntersuchungen vorliegt, ist nicht viel und in der letzten Zeit ganz besonders gering. Die Untersuchungen von Prof. Lundborg, dem Gründer und ersten Direktor des Rassenbiologischen Staatsinstituts in Uppsala, waren weit mehr rassenhygienisch gerichtet, als rassenkundlich, und sind eben als solche berühmt. Sein Nachfolger wurde der ausgezeichnete Zwillingsforscher Dahlberg, der aber auch wiederum für andre Gebiete der Anthropologie und besonders für die Rassenkunde weniger Interesse besitzt. Doch stehen wir noch in Erwartung eines großen Lappenwerkes von Lundborg, das an eben diesem Institute ausgearbeitet wurde und demnächst erscheinen wird.

Dieser rassenhygienischen Richtung der Anthropologie in Schweden steht dann noch eine zweite, eine soziologische Richtung gegenüber, die von Flodström eingeschlagen wurde. Er knüpft dabei an die norwegischen anthropologischen Forschungen an, die insbesondere von Arbo, Bryn und den beiden Schreiner durchgeführt wurden. Hier liegt das Hauptziel in der Aufdeckung der Typenzusammensetzung der Gautypen und damit auch der Herkunft und Einwanderungswege der betreffenden norwegischen Volksteile. Es führte das auch zur Aufdeckung des Gegensatzes zwischen Swea- und Göthatypus in Skandinavien, der durch Bryn weiteren Kreisen bekannt wurde, aber schon auf Anregungen von Flodström zurückgeht. Letzterer sucht eine Verbindung der Rassenkunde mit der Demographie und berücksichtigt dabei auch Prähistorie und Volkskunde. Im gleichen Sinne gehen die vom Verf. allein unternommenen und abgeschlossenen Rassenuntersuchungen in Dalekarlien vor, die über zehntausend Untersuchte beider Geschlechter umfassen und schon fast vollendet sind.

Diese genannten Arbeiten sind nun fast alles, was in den letzten Jahren auf rassenkundlichem Gebiete geleistet wurde. Dazu kommt noch einiges aus anatomischen und statistischen Grenzgebieten, wo besonders auf Backman und Hultkrantz hinzuweisen wäre. Es ist zu hoffen, daß das in neuerer Zeit von volkskundlicher Seite für die Rassenkunde gezeigte Interesse auch zu einem ersprießlichen Zusammenarbeiten und damit, wenn nicht zu einer Belebung der Anthropologie, so doch zu einigem Weiterbestehen anthropologischer Arbeit führen wird. *B. Lundman, Ervalla.*

West- und Südeuropa

L'Anthropologie en France

C'est à Paris qu'est née l'anthropologie française, et c'est là qu'elle a toujours eu son plus grand développement. Les modes suivant lesquels elle y a été conçue donnent ainsi une juste idée de la façon dont cette science est envisagée dans l'ensemble de la France.

Dès le début, l'anthropologie a été considérée comme représentant „l'Histoire naturelle de l'Homme“ dans son sens le plus étendu; par conséquent, elle devait embrasser non seulement l'étude physique des races, mais aussi celle des civilisations actuelles et anciennes, de leurs mœurs, de leurs langues, de leurs religions, bref de tout ce qui, de près ou de loin, peut aider à comprendre l'évolution de l'humanité et la nature de ses groupes actuels (physiques, culturels et sociaux). Cette conception fut nettement exprimée par De Quatrefages en 1855, année où il fit transformer la „chaire d'Anatomie et Histoire naturelle de l'Homme“ du Muséum d'Histoire naturelle de Paris en une „chaire d'Anthropologie“, dont il devenait le premier titulaire. C'était la première chaire de ce nom existant en France.

Il fut très vite évident qu'un seul Homme ne pouvait exercer son activité sur un programme aussi vaste. En pratique, et malgré sa conception de l'„anthropologie totale“ De Quatrefages dut limiter ses recherches, et la très belle collection qu'il créa au Muséum fut uniquement une collection d'anthropologie physique. Par la force même des choses, l'enseignement des autres branches de l'anthropologie se trouvait ainsi négligé. Pour y remédier, Broca fondait, en 1876, une nouvelle institution, indépendante des établissements officiels de l'Etat, l'Ecole d'Anthropologie de Paris. Ici, l'enseignement de toutes les branches de l'anthropologie était assuré par la présence d'autant de chaires, confiées à des spécialistes. Au début, ces chaires furent au nombre de 6: anthropologie anatomique, — anthr. biologique, — ethnologie, — linguistique, — préhistoire, — démographie et géographie médicale. Comme, en outre, Broca était spécialement adonné à l'anthropologie physique, il fit créer par l'école des Hautes Etudes un Laboratoire d'Anthropologie, juxtaposé à l'Ecole d'Anthropologie, mais appartenant au cadre officiel des établissements d'enseignement.

A partir de ce moment, l'anthropologie se trouvait donc représentée à Paris par deux centres différents, dans chacun desquels elle était envisagée dans son sens le plus large, le Muséum d'Histoire naturelle et l'Ecole d'Anthropologie. Avec diverses modifications, ils se sont poursuivis jusqu'à aujourdhui.

Du côté de l'Ecole, les changements ont été peu nombreux; ils ont essentiellement

consisté en des fluctuations dans le nombre et le titre des chaires. Ainsi, en 1925, les six enseignements primitifs étaient passés à onze: l'anthropologie anatomique, la préhistoire, l'ethnologie et la linguistique subsistaient telles quelles, les sept autres chaires étant: l'anthropologie zoologique, l'anthr. physiologique, la géographie anthropologique, l'ethnographie, l'ethnographie comparée, la sociologie et la criminologie. En 1936, les chaires étaient ramenées à neuf par disparition de la sociologie, de l'ethnographie comparée et de la géographie anthropologique, mais création d'une chaire d'hérédité.

Du côté de la chaire d'anthropologie du Muséum, la modification la plus notable a été l'absorption, en 1925, du Musée d'Ethnographie du Trocadéro. Fondé en 1877 par Hamy, celui-ci avait été jusque là un établissement indépendant, quoique ses deux directeurs successifs aient été les anthropologistes du Muséum. Son rattachement définitif à la chaire d'Anthropologie fait que celle-ci posséde maintenant les deux grandes collections ressortant de sa compétence et existant à Paris: celle d'anthropologie physique créée au Muséum par De Quatrefages et pour sa chaire, celle d'ethnographie créée au Trocadéro par Hamy. La réunion de cet ensemble en un nouveau local est envisagée pour 1937 et, en même temps, la chaire d'Anthropologie vient d'abandonner le nom qu'elle portait depuis 1855 pour celui de „Chaire d'Ethnologie des Hommes actuels et fossiles": elle estime par là montrer qu'elle traite toujours de l'„anthropologie totale".

Mais le fait essentiel, dans le développement de l'anthropologie française, est que, depuis le début du siècle, d'autres centres sont nés à côté des deux déjà existants: Il y a d'abord eu, en 1912, fondation d'un établissement spécial pour l'enseignement de la préhistoire, l'Institut de Paléontologie humaine. Il comprend trois chaires, l'une pour l'anthropologie des Hommes fossiles, la seconde pour l'archéologie préhistorique, la troisième pour la géologie et la paléontologie du quaternaire. La création d'une Chaire de Préhistoire au Collège de France, en 1928, a accentué encore l'indépendance que tend à prendre cette science vis à vis du reste de l'anthropologie.

Un phénoméne paralléle s'est passé pour la sociologie qui, d'une manière générale, n'avait jamais été très approfondie, ni au Muséum, ni à l'Ecole d'Anthropologie: son développement en France est surtout du à un certain nombre de philosophes; corrélativement, son enseignement est progressivement passé aux institutions (d'ordre littéraire) auxquels appartenaient ceux-ci.

Enfin un événement important a été la fondation à la Sorbonne, en 1925, d'un nouvel organisme d'enseignement envisageant aussi l'„anthropologie totale": l'Institut d'Ethnologie. Fonctionnant en collaboration avec le centre déjà existant au Muséum d'Histoire naturelle, dont il utilise les collections et le personnel, mais comprenant, en plus, des représentants des principales disciplines de l'anthropologie, il a institué cinq cours généraux: anthr. anatomique, anthr. physiologique, ethnographie, linguistique, préhistoire exotique; à côté sont des cours destinés à ceux qui désirent s'orienter dans certaines directions: anthr. zoologique et biologique, psycho-physiologie de l'Homme et des Anthropoïdes, géologie du quaternaire et paléontologie humaine d'une part, ethnographie et linguistique de l'Afrique, l'Océanie et l'Asie orientale de l'autre. Quoiqu' avec des moyens d'action différents, ce centre fonctionne donc suivant le principe établi, en 1876, par l'Ecole d'Anthropologie de Paris.

Ce bref résumé montre ainsi qu'en France, dés 1855, date de la création de la première chaire d'Anthropologie, la conception admise a toujours été celle de l'„anthropologie totale". Mais elle n'a pu vraiment être appliquée que par la collaboration de spécialistes correspondant aux diverses branches de l'anthropologie. Il s'ensuit qu'en pratique, l'anthropologie physique et l'ethnologie ont toujours gardé une certaine indépendance l'une vis à vis de l'autre; à plus forte raison en a t-il été de même pour la sociologie et la préhistoire, dont l'autonomie s'est encore accru ces dernières années. Néanmoins, la souplesse de la formule adoptée a toujours permis de coordonner d'une façon suffisante tous ces enseignements, et de les compléter quand besoin était par des appels aux diverses disciplines (liguistique, histoire des religions, criminologie, génétique, etc.), qui relévent, partiellement au moins, de l'„anthropologie totale".

H. V. Vallois, Toulouse.



L'Antropologia in Italia

La fondazione della Cattedra di Antropologia nel R. Instituto Superiore di Studi Pratici e di Perfezionamento (ora R. Università) di Firenze nell'anno 1869 corrisponde, se non m'inganno, alla fondazione della prima cattedra universitaria di tale scienza poiché la cattedra parigina che era stata fondata dal Broca un decennio prima, non apparteneva ad alcuna facoltà universitaria di Parigi. Paolo Mantegazza chex per primo tenne la cattedra di Firenze volle nel suo insegnamento comprendere l'antropologia nel senso più largo; corredata la cattedra con raccolte che furono il primo nucleo del Museo Nazionale di Antropologia e Etnologia, nel quale, oltre alle cospicue collezioni craniologiche, riunì non meno notevoli collezioni etnografiche, il Mantegazza dettò le sue lezioni non solo di antropologia somatica e raziale, ma di etnografia e, sebbene questa scienza fosse allora poco più che al suo inizio, perfino di paleoantropologia. Un tale indirizzo complessivo si è conservato alla scuola fiorentina fino ad oggi che l'insegnamento è impartito dallo scrivente, come nelle collezioni del Museo si continua la raccolta di resti scheletrici e di materiale etnografico tanto che le due serie etnografica e antropologica sono, com'è noto, tra le più importanti d'Europa. Nella prima metà del secolo attuale, per opera di Aldobrandino Mochi l'Istituto di Firenze fu promotore di una rinascita degli studi e delle indagini sul terreno, riguardanti specialmente l'uomo fossile, studi e indagini che, condotti con metodo naturalistico, sollevarono vivaci polemiche intorno alla cronologia del quaternario e alla successione delle industrie preistoriche in Italia, che non furono affato inutili per il risveglio degli studi di paleontologia umana nel nostro paese. L'indirizzo attuale dell'Istituto Antropologico di Firenze, si è specialmente orientato verso le indagini antropometriche sul vivente nelle Colonie Italiane, per la maggior parte studiate sotto questo punto di vista dal personale dell'Istituto, già fino dal 1911 e quasi ininterrottamente continuate; in Firenze, da tempo, nel laboratorio antropometrico dell'Università si preparano alle ricerche antropologiche sul vivente la maggior parte dei viaggiatori che si dirigono a scopo scientifico, verso l'esplorazione di paesi lontani; il personale stesso del Museo ha già compiuto numerose e fruttuose missioni di studio con raccolta di ingenti materiali antropometrici ed etnografici. L'insegnamento annuo viene impartito in corsi distinti, che si alternano, di antropologia somatica e di etnografia.

Indirizzo precipuo di antropologia fisica ha l'Istituto di Antropologia della R. Università di Roma, fondato da Giuseppe Sergi e oggi diretto dal figlio Sergio; questo indirizzo, come è avvenuto per quello della cattedra della R. Università di Firenze, si è conservato tuttora, perfezionadosi in ricerche assai estese che da vari anni si compiono sulla architettura del cranio, ricerche che, per la scoperta dei crani neandertaloidi di Saccopastore nelle vicinanze di Roma, sono state, con ottimi resultati, estese anche ai crani fossili e non solo a quelli scoperti in territorio italiano. Tali indagini, che hanno come fine la ricerca delle leggi sulle quali è fondata l'architettura generale del cranio e tendono a stabilire la storia della craniogenesi umana e ad interpretare le differenze etniche, si continuano con frutto e su larga scala. Indagini di osteologia sui gruppi etnici (specialmente importanti quelli sui Fuegini) e ricerche antropometriche in Libia e su gruppi etnici isolati, furono compiute, con raccolta di dati numerosi ed importanti anche sui gruppi sanguigni, da parte del personale dell'Istituto.

Nell'Istituto Antropologico della R. Università di Bologna diretto oggi dal Prof. Frassetto e dove pel primo, avanti la fondazione della Cattedra di Roma, dettò le sue lezioni Giuseppe Sergi, l'indirizzo è soltanto di antropologia somatica. L'Istituto e centro di particolare attività per la unificazione dei metodi in antropologia: la cattedra stessa ha per titolo Antropologia generale e applicata, intendendosi con questo che l'antropologia deve portare il suo sussidio anche ad altre discipline e in special modo alle scienze mediche. Bologna è il centro di un Comitato per la Standardizzazione Antropologica Sintetica (S.A.S.) che si propone la revisione e la sistemazione del numero delle misure, dei punti antropometrici, della tecnica, della nomenclatura, della raccolta e elaborazione dei dati, dei criteri della classificazione delle razze e delle costituzioni, dei rapporti dell'antropologia con la eugenica.

Gli Istituti e le cattedre delle R. Università di Padova e Torino, sulla base di un indirizzo prevalentemente morfologico esplicano la loro attività anche nel campo di altre scienze antropologiche, nel primo diretto dal Prof. Battaglia si compiono ricerche

tanto di Paletnologia quanto di Etnografia considerando, e giustamente, che non si possa chiaramente conoscere ed interpretare le culture preistoriche se non attraverso la conoscenza dello svolgimento delle culture attuali; nell'Istituto di Torino del quale è a capo il Prof. Marro si trattano questioni di arte preistorica rupestre e di etnografia americana, insieme a ricerche eseguite con grande frutto in Egitto in necropoli delle prime dinastie. A Pavia, dove è direttore dell'Istituto il Prof. Genna l'indirizzo è uguale a quello di Roma. A Napoli, la cattedra universitaria fu fondata dal Nicolucci con direttive quasi identiche a quelle del Mantegazza, e poi tenuta dal Giuffrida-Ruggeri del quale sono ben note le ricerche di Antropologia Raziale e le proposte di classificazione degli Ominidi. Oggi, sotto la direzione del Prof. Sera, l'indirizzo di studio, in quell'Istituto Antropologico è specialmente rivolto all'indagine sulla discendenza dell'uomo e sulle parentele morfologiche che esso presenta in confronto con gli animali superiori non solo in base alla costituzione pura e semplice, ma anche in rapporto con le abitudini di vita, le quali avrebbero influito sulla morfologia stessa in modo da raggiungere la discendenza attuale.

Queste differenze di indirizzo che si riscontrano nelle varie scuole italiane, rientrando tutte nel vasto campo delle Scienze Antropologiche, costituiscono, a mio parere, piuttosto un merito che un demerito dando maniera con le loro specializzazioni a chi interessi veramente di approfondire maggiormente l'una o l'altra branca, di rivolgersi a quello speciale Istituto che a quel dato scopo è più specialmente attrezzato e nel quale è da maggior tempo condotto uno speciale tipo di indagini. *Nello Puccioni †, Firenze.*

L'Anthropologie en Portugal

Depuis le XVème Siècle les classiques Portugais s'occupaient, de temps en temps, des races et des peuples, que les européens commençaient à connaître, à cause des grandes découvertes géographiques en Asie, Afrique et Amérique. Mais il faut avouer que l'étude scientifique de l'Anthropologie en Portugal a eu son début pas plus tôt qu'en 1857, date de la fondation de la Commission des Travaux Géologiques, à laquelle prenaient part Carlos Ribeiro, Pereira da Costa et Nery Delgado.

En suivant la méthode de M. Leite de Vasconcelos (Etnografia Portuguesa I. 1933), je ferai un résumé de l'évolution de l'Anthropologie dans les trois centres universitaires de Lisbonne, Coimbra et Porto.

Lisbonne.

Les membres de la Commission Géologique ont fait plusieurs études d'Anthropologie préhistorique; ils ont organisé un Musée et ont promu, en 1880, la réunion d'un Congrès International d'Anthropologie et Archéologie préhistorique, qui a eu des résultats féconds pour stimuler l'étude de ces sciences en Portugal. Les premières recherches d'Anthropologie physique et Anthropologie criminelle sont dûes à Ferraz de Macedo, qui a commencé à publier ses travaux en 1882. Ses collections ont été données au Musée Bocage de la Faculté des Sciences de Lisbonne, lesquelles, plus tard, ont été étudiées surtout par Costa Ferreira, l'élève plus remarquable de Ferraz de Macedo, par Bethencourt Ferreira etc. En 1895—97 Serrano publia son „Traité d'Ostéologie humaine", en 2 vol., qui est l'oeuvre portugaise la plus importante sur la morphologie.

En 1911 a été fondée l'Université de Lisbonne, dont la chaire d'Anthropologie fait part de la Faculté des Sciences. A la même époque on a commencé à publier, sous la direction de M. Henrique de Vilhena, l'„Archive d'Anatomie et Anthropologie", l'organe de l'Institut d'Anatomie de la Faculté de Médecine de Lisbonne (17 volumes jusqu'à présent).

Coimbra.

C'est à Coimbraque l'enseignement officiel d'Anthropologie (1885) a eu son début en Portugal. La chaire d'Anthropologie de l'Université de Coimbra fut occupée par M. Bernardino Machado et par M. Eusébio Tamagnini (actuel titulaire de la chaire). L'Institut d'Anthropologie de Coimbra possède un Musée très important. Les Instituts d'Histologie et d'Anatomie de l'Université de Coimbra publient les „Folia Anatomica Universitatis Conimbrigensis", sous la direction des Professeurs Geraldino Brites et Maximino Correia, à qui ont doit la publication de nombreux travaux de morphologie humaine et comparative.

Porto.

Le Congrès International de 1880 a eu également une grande influence dans cette ville. En 1887 a été fondée la „la Société Carlos Ribeiro", où Ricardo Severo et Fonseca Cardoso commencèrent leurs travaux anthropologiques et démontrèrent leur activité, surtout dans l'importante revue „Portugalia" (1888—1908). Après la fondation de l'Université de Porto (1911) on a établi, comme à Lisbonne, la chaire d'Anthropologie, dont le premier professeurs est M. Mendes Correia. Non seulement il a fondée l'Institut d'Anthropologie de Porto, mais aussi la „Société Portugaise d'Anthropologie et Ethnologie" (1918), dont les „travaux" forment déjà sept volumes. Ses principaux collaborateurs sont: M. Mendes Correia et ses élèves M. M. Alfredo de Ataide et Santos Junior. A partir de 1911, sous ma direction, ont été élaborés de nombreux travaux dans l'Institut d'Anatomie de la Faculté de Médecine, institut que j'ai fondé et lequel je dirige encore.

Nous nous occupons surtout de l'Anthropologie des parties molles et Tératologie (anomalies des membres et du système uro-génital). J'ai dirigé aussi pendant quelques années le „Bureau d'Anthropologie criminelle" de Porto. De son „Archive" on été publiés 4 volumes (1931—1936). Le Bureau, maintenant nommé Institut de Criminologie de Porto, est à présent dirigé par M. L. de Pina.

Récemment il y a eu en Portugal deux événements remarquables, qui ont intéréssé l'Anthropologie: en 1930 il y a eu à Coimbra et à Porto le XVème Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie Préhistorique et, en 1934, pendant la 1ère Exposition Coloniale Portugaise, a réuni à Porto le 1er Congrès National d'Anthropologie Coloniale, organisé par M. M. Ataide et L. de Pina.

Aux Indes Portugaises M. Germano Correia, professeur de l'Ecole de Médecine et Chirurgie de Nova Goa, travaille activement aux recherches anthropologiques des Indes et d'Angola. *J. A. Pires de Lima.*

Nord- und Südamerika

La Antropologia en la Argentina

También en la Argentina, así como en Oxford — según acaba de relatarlo el Sr. Rector y Professor R. R. Marett — el período de 1880 a 1910 se distinguió por el esfuerzo solitario de los grandes Pionners, en el sentido de despertar interés en torno a la historia evolutiva del género humano. Estos precursores fueron aquí F. P. Moreno y F. Ameghino: es obra del primero la fundación del Museo de La Plata y del segundo la publicación de trabajos cuyo efecto fué suscitar un movimiento de opinión intenso, que, aun sin coincidir con una transformación durable del conocimiento, logró sin embargo provocar el nacimiento de los estudios antropológicos en el Plata.

Ameghino y Moreno, autodidactos ellos mismos, no dejaron discípulos directos; tampoco se dedicaron a formar personal científico especializado los antropólogos diplomados en universidades extranjeras que trabajaron en el país, como H. ten Kate y R. Lehmann-Nitsche. Junto a estos nombres de extranjeros hay que recordar los de los argentinos L. M. Torres y F. F. Outes, cuyas inclinaciones se repartieron entre la antropología física y la etnografía.

Existen actualmente en la Argentina dos cátedras de antropología y una de etnografía: esta última es entendida como ilustración de las civilizaciones prehistóricas de América y no como preparación metódica de investigadores etnógrafos. En cuanto a las dos cátedras de antropología, una pertenece al Museo de La Plata, y forma parte de la Facultad de Ciencias Naturales y la segunda a la Universidad de Buenos Aires, e integra los cursos de Filosofía y Letras. La Facultad de Ciencias Naturales, en cambio, señoreada por botánicos y zoólogos sistemáticos, no atribuye importancia al estudio del Hombre, ni siquiera bajo el aspecto exclusivamente biológico y taxonómico.

Estas condiciones reclaman el estudio de una organización que permita en lo sucesivo contar con jóvenes aptos para las operaciones en el terreno y en el museo o el laboratorio. Una personalidad científica extranjera que visitó el año pasado los centros culturales de la Argentina mucho se interesó para conseguir una contestación a esta pregunta: ¡ qué ciclo de asignaturas oficiales siguen los jóvenes destinados a la carrera etnográfica?,

sin obtener alguna. Lo mismo habría acaecido tratándose de las demás ramas de la antropología. A pesar de la existencia de las asignaturas que hemos nombrado, no existe un curriculum universitario antropológico, y los investigadores en la Argentina (como en el resto de la América de lengua ibérica) se forman por lo común autodidacticamente, con evidente pérdida de energías y peligros de toda clase en cuanto a la orientación crítica de su cultura.

La sistematización que los tiempos reclaman parece hoy menos difícil o lejana que por el pasado, pues varios signos dan la certeza de que a la relativa indiferencia de los últimos años para los estudios del Hombre ha sucedido una reacción favorable, manifiesta por el aumento de las memorias antropológicas de las revistas de los Museos de Buenos Aires y La Plata y del Etnográfico, por la recopilación de obras oficiales de síntesis (por ejemplo, el tomo I de la Historia de la Nación Argentina) y especialmente por la fundación de la Sociedad Antropológica Argentina, de la que participan 3 antropólogos (F. F. Outes, M. A. Vignati y el autor de estas líneas), 1 etnógrafo (E. Palavecino) y 6 arqueologos (E. Casanova, F. Marquez Miranda, F. de Aparicio, A. Serrano y Emilio y Duncan Wagner). No hay que olvidar que el actual director del Museo de La Plata, J. Frenguelli, ha orientado su trabajo de geólogo hacia los problemas fundamentales de la antropología local.

El hecho de la preponderancia numérica de los arqueólogos es un dato que debe tenerse en cuenta. La arqueología tuvo siempre un mayor número de cultores que las demás ciencias del Hombre, no sólo en la Argentina (donde merecen ser recordados los nombres de J. B. Ambrosetti, S. Debenedetti y E. Boman) sino en toda la América del Sud, y en general aún hoy los trabajos que más llaman la atención del público, de las autoridades y de las universidades son los que tienen atinencia con el descubrimiento y la descripción de restos arqueológicos.

La Sociedad Argentina de Antropología está llamada, tarde o temprano, a resolver el problema de la unidad y organización del conjunto científico que tiene por objeto el estudio integral del Hombre, tanto por su morfología corporal como por su dinámica social y taxonomía racial, y luego por el producto de su vitalidad concreta, constituido por la construcción de las Culturas, ya sea en el período que pertenece a la prehistoria, ya en el actual.

Acaso esta visión moderna y coordenada del problema antropológico no está muy lejos de la concepción práctica de uno de los más infatigables investigadores argentinos, J. B. Ambrosetti, y es bajo su auspicio que los especialistas argentinos de la hora actual podrán armonizar nuevamente las muchas corrientes parciales y unilaterales, en vista de la unidad y la indivisibilidad de los problemas fundamentales de la Antropología. *J. Imbelloni, Buenos Aires.*

A Anthropologia no Brasil

No Brasil, os estudos de Antropologia começaram no Museu Nacional, logo á sua fundação (1818) e firmaram-se, com a creação (1842), nesse Instituto, da „Secção de Numismatica, Artes Liberaes, Archeologia, Usos e Costumes das Nações Antigas e Modernas".

Ecetuadas as pesquisas etnograficas de Gonçalves Dias (Comissão Cientifica sob os auspicios do Instituto Historico e Geografico (1859—1861) e os trabalhos de Barboza Rodrigues, constituiam a Revista Trimensal do Instituto Historico e os Archivos do Museu Nacional (1876) o unico repositorio de estudos nacionais sobre antropologia y etnografia. Não ha negar que se deve a Lund (Dr. Peter Wilhelm Lund, 1845) com seus achados fosseis de ossos humanos e de restos de esqueletos de representantes de fauna extinta, o grande interesse verificado en torno da questão do Urmensch americano.

Nesse sentido são notaveis os trabalhos de Baptista Lacerda, Ferreira Penna, Rodriguez Peixoto e outros, sobre o homen dos Sambaquis, tema ainda em nossos dias de grande atualidade e comparavel, em importancia, ao que se prende ao Homen da Lagoa Santa do sabio dinamarquês. Notemos de passagem que modernamente von Eickstedt atribue ao Homem dos Sambaquis ao Homo lago-maritimus, como o denomina, maior primitividade que aos Lagidas de Lund.

O grande merecimento desses pesquisadores reside, sem duvida, no apurado espirito

cientifico intuitivo de que eram dotados. Na realidade foram autodidatas que, por assim dizer, crearam por entre inumeras difilcudades, a antropologia brasileira. Basta salientar aqui que muitas veses se viram na dura contingencia de improvisar e fabricar os instrumentos de precisão imprescindiveis em suas mensurações e pesquisas. Seja como forja em 1882 os estudos de antropologia e de etnografia no Brasil atingiam a bem elevado grau de desenvolvimento, oferecendo oportunidade de uma Exposição Antropologica Brasileira realizada com exito feliz sob os auspicios do segundo imperador do Brasil.

Urgia equipararse, entre tanto, o estudo da Antropologia ao nivel atingido pelas nações cultas do Velho e du Novo Mundo, aparelhando-se os laboratorios de instrumental moderno e de precisão indiscutivel. Foi quando surgiu no Museu Nacional o Prof. Roquette-Pinto. Força é confessar, de seu dinamismo e de sua cultura resultou como que o renascimento dos estudos antropologicos no Brasil. A Roquette-Pinto se deve, antes de tudo, a creação da primeira ficha antropometrica do Museu, o que sem duvida concorreu para uniformização dos metodos na coleta de dados antropometricos. Os estudos e pesquisas desse professor, culminando com a Rondonia e os Tipos Antropologicos Brasilianos, foram o rastilho de inumeras memorias e contribuições que surgiram em todos os centros cultos do pais. Este seu maior titulo de gloria.

Fora do Museu Nacional, em consequencia ainda das iniciativas do Prof. Roquette-Pinto, somente em nossos dias a Antropologia começa a aparecer nos programas oficiais do ensino superior. O Prof. Fróes da Fonseca que ocupou durante algun tempo a catedra de Antropologia do Museu Nacional, introduziu o ensino dessa disciplina ao lado da Anatomia na Faculdade de Medicina da Universidade do Rio de Janeiro. E, como as mais Faculdades se orientam, via de regra, pela Escola do Rio, pelo menos teoricamente o ensino da Antropologia se acha oficializado no Brasil.

Ha apenas dois anos creou a Municipalidade do Rio de Janeiro um estabelecimento de ensino superior, a Universidade do Distrito Federal. Aí figuram, constituindo cadeiras distintas, a antropologia e a etnografia (Antropologia Fisica e Antropologia Social). — A Escola Normal de S. Paulo, em uma de suas catedras reune as duas disciplinas a cargo de um mesmo professor. A Universidade de S. Paulo tem uma cadeira de etnografia e lingua tupi.

Não só a antropologia fisica, mas tambem a antropologia constitucionalistica de Viola, conta igualmente notaveis cultores em nosso meio, onde o Prof. Rocha Vaz e sua escola muito tem contribuido para sua imediata aplicação á medicina. Do mesmo modo, as teorias de Kretschmer tem tido franca aceitação entre os nossos psiquiatras.

E de observar-se, entretanto, uma tal e qual ausencia de coesão nessas diferentes escolas. Seria grandemente aconselhavel a creação de uma Sociedade Brasileira de Antropologia capaz de coordenar as diversas correntes que se esboçam, para que melhor partido fosse tirado dos esforços, por assim dizer dispersivos, que se tem realizado.

Bastos de Avila, Prof. Interino de Antropologia, Rio de Janeiro.

Las ciencias antropologicas en Chile

Chile, en cuanto a los estudios anthropológicos, ocupa un lugar muy secundario en el escalafón de los países cultos. Antes de principios de este siglo, casi nada se había hecho en este campo. Quizá la razón principal de esta falta de interés de nuestros estudiosos estribaba en la convicción de que los indígenas de Chile formaban una raza homogénea que vivía en estado de completa barbarie, por no decir de salvajismo, y que todos los restos de una cultura más avanzada que de vez en cuando aparecían en el suelo, se debían a los Incas, quienes dominaban el norte y centro del país cuando llegaron los españoles en la primera mitad del siglo XVI.

Este concepto, arraigado desde antes, fué fortalecido por las declaraciones categóricas al respecto del gran historiador Don Diego Barros Arana quien en el primer tomo de su extensa „Historia de Chile" consagró este mito. — En su obra „Aborígenes de Chile" publicada más o menos en el mismo tiempo, Don José Toribio Medina, aunque acepta esta idea, opina que posiblemente existiera en el país alguna cultura antes de da época del dominio incaico. — Tomás Guevara, discípulo de Barros Arana, en sus numerosas publicaciones, aceptó y difundió las ideas de su maestro.

Solamente en el año 1908, se notó la primera reacción contra semejantes conceptos, con la publicación de „Antropología Chilena" de Ricardo E. Latcham. Este autor, durante



largas investigaciones en diferentes partes del país, pudo comprobar la heterogeneidad de los tipos antropológicos y la diversidad de culturas, siendo éstas, todas preincaicas.

Desde aquella fecha nuevas investigaciones y descubrimientos han venido a dejar en claro estos postulados. Hoy se ha avanzado mucho en el camino de fijar las regiones ocupadas por las diferentes entidades étnicas que habitaban el país, las etapas cronológicas de sus respectivas culturas y la extensión geográfica de las diversas lenguas que hablaban.

Desgraciadamente, los gobiernos han prestado poca atención o interés a esta clase de estudios y poco o nada se ha hecho para fomentarlos.

En el año 1913, la Universidad de Chile contrató los servicios del célebre arqueólogo Dr. Max Uhle, quien, durante los pocos años que permaneció en Chile, hizo una serie de investigaciones arqueológicas, principalmente en el norte del país. Con el material recogido en sus excavaciones formó la base del Museo de Antropología y Etnología, que actualmente constituye una de las secciones del Museo Histórico Nacional.

Entretanto, la Sección de Antropología, Arqueología y Etnografía del Museo Nacional de Historia Natural ha incrementado enormemente sus colecciones por medio de excavaciones arqueológicas efectuadas en diferentes partes del país, por compra o por donaciones de colecciones particulares y por la adquisición de material etnográfico.

El Dr. Uhle no se hizo cargo de la cátedra de Arqueología a que fué nombrado en la Universidad de Chile, prefiriendo dedicar su tiempo a investigar los yacimientos mismos y a la formación de colecciones clasificadas.

Por desgracia, a excepción de unos cortos artículos de prensa, de carácter general, Uhle no ha publicado los resultados de sus investigaciones chilenas, si exceptuamos una obra de mucho valor, publicada en Quito en 1919 sobre „Fundamentos Etnicos y Arqueología de Arica y Tacna". En este trabajo dió a conocer una antiquísima cultura que, en época preincaica, abarcó toda la parte meridonal del Perú, el norte de Chile y las punas de Atacama y Jujuy en el noroeste argentino y que ha sido llamada „Cultura Atacameña".

En 1934 se creó en el Instituto Pedagógico de la Universidad de Chile una cátedra de Prehistoria Americana, anexa a la Facultad de Humanidades y Filosofía. Esta cátedra tiene por objeto ilustrar en la prehistoria del continente a los jóvenes que siguen el curso de Historia y Geografía y de ninguna manera como preparatoria para la investigación, como carrera etnográfica o arqueológica. Otra cátedra parecida fué creada en la Universidad de Concepción.

Los estudios antropológicos publicados en Chile son pocos en número y pueden dividirse en 3 categorías; la. los que resultan de la investigación directa; 2a. las descripciones de material arqueológico y entnográfico contenido en los museos o en colecciones particulares: 3a. los etnológicos, a base histórica recopilados de cronicas y documentos. La mayor parte de dichos trabajos consisten de artículos de revistas. Son casuales y no muy frecuentes. Han aparecido muy pocas monografías o libros de mayor alcance y por desgracia, no se nota en la generación joven ningún mayor interés en profundizar estas ciencias.

Casi las únicas investigaciones arqueológicas efectuadas por medio de exploraciones o excavaciones son las citadas de Uhle, las llevadas a cabo por el Sr. Carlos Oliver Schneider, Director del Museo de Concepción, en la región de la Araucania y las mias propias en el centro y norte del país. El Rev. P. Martín Gusinde, durante el tiempo que ocupaba el puesto de Jefe de Sección del Museo de Antropologiá, y Etnología, de Santiago, hizo cuatro expediciones a Tierra del Fuego, con el objeto de estudiar los indios de aquellas regiones. Los resultados de estos viajes los publicó en Europa en idioma alemán. Artículos descriptivos de material de museos han sido publicados por el Dr. Aureliano Oyarzún, el Sr. Gualterio Looser, el Dr. Carlos O. Henckel y algunos otros, pero en verdad la producción antropológica ha sido muy escasa en Chile.

Esperamos, dentro de poco, mejorar en algo esta situación con la publicación de dos monografías sobre la arqueología del norte del país, ya listas para la prensa y que se titularán respectivamente Arqueología Atacameña y Cultura Diaguita-Chilena. Estos trabajos darán a conocer los resultados de todas las investigaciones efectuadas hasta la fecha en dichas regiones y sus correlaciones con otras regiones limítrofes.

Ricardo E. Latcham, Santiago de Chile.

La Antropologia en el Perú

En 1891 fundó la cátedra de Antropología en la Universidad del Cuzco el doctor Antonio Lorena, quien acababa de regresar de Europa después de prolongada visita a los más importantes centros científicos. Desde el pupitre aquel malogrado maestro despertó un vivo interés por las disciplinas relacionadas con el hombre, como sujeto central de investigación. Con José Lucas Caparó Muñiz, Leonardo Villar y Clorinda Matto de Turner, había fundado, años antes, una sociedad de estudiosos de las antigüedades cuzqueñas.

Numeroso fué el grupo de cultivadores de la lingüística, puesto que por este lado se dirigió la actividad del foco cuzqueño. Como fruto de la afición arqueológica créaronse varias colecciones particulares, como la de María Ana Centeno que fué llevada a Alemania, la de Emilio Max Montes que ingresó al Field Museum de Chicago y la de Caparó Muñiz que sirve de base al Museo de la Universidad del Cuzco.

José Sebastián Barranca y Pablo Patrón son dos grandes precursores peruanos de los estudios antropológicos. De sus discípulos, la mayoría médicos, muchos siguieron estudiando aspectos distintos de la prehistoria peruana, desde un punto de vista paleopatológico. Las monografías sobre la sífilis y la uta se multiplicaron, abundando en datos históricos.

De esta generación quien se desprendió para dedicar su vida exclusivamente a la arqueología fué Julio C. Tello. Más de veinticinco años lleva invertidos en la investigación. Desde los museos que fundara y dirigiera, como desde los institutos que preside y desde la cátedra que dicta en la Universidad de Lima, Tello mantiene alta la enseña de la ciencia antropológica en el Perú.

En todas nuestras universidades existen cátedras de Antropología. En la de San Marcos, la decana de América, funcionan dos: una que es curso general y otra que tiene el carácter avanzado; esta última a cargo del doctor Pedro Weiss, un especialista en antropología física que lleva realizados muchos estudios relacionados con el peruano antiguo.

El Museo Nacional del Perú ha dedicado una gran parte de su personal y sus recursos al sostenimiento y desarrollo de su Departamento de Antropología, anexo al cual funciona el Instituto de Investigaciones Antropológicas bajo la jefatura del doctor Tello. Las colecciones arqueológicas son las más ricas hoy en el mundo en cuanto se relacionan con las culturas que tuvieron por teatro el antiguo Perú (que comprendía Ecuador, Bolivia, Chile y una parte de Argentina y Colombia).

Como cooperación de profesores extranjeros debe mencionarse como la más importante la del doctor Max Uhle, quien lleva más de cuarenta años ocupándose de prehistoria peruana, desde un punto de vista arqueológico.

Falta en el Perú una buena organización universitaria de la enseñanza antropológica en todas sus vastísimas proyecciones y diversas ramas. Con el inmenso material disponible, es llegado el caso de fundar una Escuela Internacional de Antropología, en que la enseñanza y el aprendizaje no quedaran limitados a sólo los peruanos sino en general a los hombres de ciencia y a los estudiosos de todos los países, toda vez que el hombre y la cultura en el Perú son de indudable interés universal.

Lima, 1937. *Luis E. Valcarcel,* Director del Museo Nacional.

Physical Anthropology in USA.

Physical Anthropology in the United States is at present engaged in surveying the reliability of its tools and the validity of its interpretations and conclusions. In pursuance of these objectives it is assessing methodology, it is scrutinizing the problem of the antiquity of man within its borders, and it is formulating policies and problems for future activity and participation.

In 1935—36 the American Association of Physical Anthropologists appointed an Advisory Committee on Anthropometric Interests composed of Hrdlička (Chairman), Hooton, Pearl, Schultz, Terry and Todd. In 1936 a corps of volunteer collaborators was chosen from the ranks of younger workers, providing an effective working unit in cooperation with the Advisory Committee. In 1937 the Committee was empowered to name a consultive delegate to represent the Amercian Association on the Comité de Standardization de la technique anthropologique of the International Congress of Anthropological and Ethnological Sciences.

It is the purpose of the Advisory Committee and its collaborators to elucidate and clarify techniques now employed by American workers. Once uniform methods are established in the United States it will be possible to present to European colleagues a plan of concerted action and cooperation.

To this end the Committee has drawn up a list of methods and objectives to be considered individually or by groups of collaborators: the history of anthropometric nomenclature and present-day terminology; the classification of indices; standard instruments and scales (e. g., skin color, hair, eyes) for field and laboratory; the selection and composition of study samples, together with methods of statistical analysis, tabulation and graphic presentation; analysis of visual observations; definition of measurements on the living and on the skeleton, including a historical survey of landmarks; age and sex criteria in the skull and long bones; age changes in the living as determined by increase in size and change in proportions and by the -ray; age, sex, racial differences in the brain and other organs; physiological and chemical studies; methods in microscopy, dermatoglyphics, casting, photography; preservation of material in the field and care for it in the laboratory; analysis of morphological features in full- bloods and in mixed-bloods to discover emergent types; the statistical analysis of all anthropometric and morphological features to determine variability so that the bounds of the „normal" may be ascertained for a given measurement or bodily character.

It is obvious that American physical anthropologists are literally "taking stock" of their science. What is found to be useless will be discarded, no matter how venerable with tradition it may be. What is found to be useful — amenable to clear, pratical definition — will be accepted and standardized. The American Journal of Physical Anthropology has opened its pages to the work of the Committee and its collaborators. To date historical surveys of the following problems have been published: the cephalic index; stature; sitting height and sitting height: stature index; weight; the anthropometric landmarks of the head and skull.

In January of 1936 the American Association of Naturalists held at St. Louis a symposium on the antiquity of man in North America. Represented were archaeologists Howard, Roberts, Sellards; geologists Antevs and McClintock; and biologists Stock (mammalian fauna) and Richards (molluscs). In March of 1937 the Academy of Natural Sciences of Philadelphia sponsored an international symposium on early man at which time the antiquity of man in North America was viewed in world perspective. Near Clovis, New Mexico Howard has found Yuma-Folsom points (compared by Sir Arthur Smith Woodward to Solutrean points as to technique) in association with musk-ox, and an extinct bison and long-haired mammoth. An age of ca. 10,000 years, concurred in by Antevs, is generally stated. At the Lindenmeier site in northern Colorado Roberts is uncovering the first-found occupation level of the makers of the Folsom points. On the purely typological side Renaud reports from southwestern Wyoming flint implements which to him closely resemble those of the European Paleolithic.

In a carefully documented report Jenks has reported on an early type from Minnesota, presumably of Late Wisconsin glacial time, approximately 20,000 years ago. The remains are those of an adolescent female. The type, according to Jenks is that of a "primitive Mongoloid ... more proto-Eskimoid than proto-Indian". Hrdliˇka, on the basis of the study of recent Indian skeletal material, concludes that the type is that of the present-day Sioux.

The work of Hooton on Pecos (Pueblo) material and Cole and Deuel on Mississippi Valley (Illinois "Moundbuilder") has shown that the earliest American Indian type was dolichocephalic and presented unmistakable evidence of non-Mongoloid (Caucasic and/or Australic?) strains. Successive migrations intensified the Mongoloid strain until brachycephaly became the dominant type.

Physical anthropology now looks to the future. If it is to achieve its integration with the discipline of human biology it must turn from static problems of evolutionary stage to the dynamic march of unfolding pattern.

The early history of physical anthropology has been one of thralldom to schema of evolutionary sequence. The transition from Ape to Man has implied gradations presumably applicable to living groups. Just as there were 'early' and 'late' types over a long period

of time so there were inferred 'inferior' and 'superior' groups at any given moment. The emergence of the human type has been viewed as a series of crystallized end-forms whose status has been accepted as criteria of advancement. Not only has man evolved, but peoples are evolving. Hence, the evaluations of physical anthropology have been seized as the basis of social structure — the 'culture-area' concept of the social anthropologist differs only in degree from the physical-type assessment of early morphological anthropology.

It cannot be denied that the study of paleontological and archeological remains of man is extremely important; the one tells of stages intermediate in the physical development of man; the other, relatively more recent, imparts a knowledge of the unfolding of culture, the transmission of ideas, and the impact of peoples. Insofar as we view the picture as moving toward an ultimate goal — the explanation of present-day racio-cultural patterns — we are on the right track; insofar as each stage is viewed as an achieved end, but vaguely affected by preceding events and only dimly shadowed in coming events, we may as well cease to speak of integration. Our study cannot be of the moment, it must be of Time, cumulative; not in terms of years but of generations; not af age-periods, but of all Age; not of groups of people, but of groups of individuals; not of the average, but of specific variants comprising not only the range around the average, but also the extreme deviates.

It is hardly necessary to point out that the concept of such a study of man is all-embracing; the geologist tells of the time-period during which progressive forms emerged; the geographer, the climatologist contribute an interpretation of the physical setting; the sociologist, the ethnologist, the economist interpret the unfolding of the cultural pattern; the psychologist expounds the emotional background and the intellectual capacity; the physician translates the maturation theme, employing, in no small part, anthropometric criteria. With the exception of geology the entire program of study is of the n o w — dynamic, living, vital. Analysis may be individual and specific; synthesis must be cooperative and generally applicable.

Thus it is that physical anthropology in the United States envisions as one of its major problems the study of human growth and development. Not studies based on dead material, but serial studies of the living child; not a study of status, but a study of progress; not a record of achievement, but the measure and realization of structural and functional potentialities. Such a program, in the hands of Freeman, Palmer, Scammon, Stoddard, Stuart, Todd, embraces the range of physical and psychological investigation; progress in physical maturity and the analysis of increase in size and change in proportion; gain in weight and its relation to the maturation pattern; dento-facial development; brain potentials and muscle action currents; psychomotor development and the unfolding skills, steadiness, dexterity and eye-hand coordination; mental expansion and intellectual and social adjustment; interests, talents and vocational aptitudes; the development of emotional stability and personality traits.

It cannot be over-emphasized that the problem of human growth — originally tackled by the anthropometric yardsticks of height, weight, and their correlated phenomena — has now ramified into the broadest fields of human biology: medicine, chemistry, genetics, physiological psychology. The child is the sum total of an environment beginning in his family line and extending through every physical, psychological or cultural vicissitude; his "type", though set in a certain pattern, is modifiable at every stage of development. We are seeking to learn of the modifying factors; we are trying to interpret possible effects and assess their ultimate outcome.

A study of this nature has the most vital relationship to anthropology in that the more we learn of the individual growth process and its stability or modifiability the more we may be able to lay down certain principles of evolutionary progress. It is important to know whether a form or trait is plastic or set; from the one we may expect new forms, from the other extinction or mere succession. The emergence of racial types may reside in the stabilization of certain growth patterns.

In a larger measure the physical anthropologist must aim at an expression of the range, the norm, and the variability of each separate trait of human morphology, physiology, psychology, neurology; as a corollary, and concentrating upon the higher

subhuman Primates, the comparative aspects of these several disciplines must be thoroughly studied. Among the peoples of the earth group (or "racial") susceptibilities and immunities must be ascertained, and a clear-cut analysis of human heredity, leading to an intelligent program of eugenics, must be undertaken. Not alone how Man grows, but, equally important, the desirable factors in growth, leading to a citizenship not merely of community, not merely of nation, but of maximum potentiality in whatever natural design there may be.

The physical anthropologist is no longer solely an osteologist and craniometrician. He is an anthropological biologist who envisions as his task the study of living Man as an integral part of a vast physico-cultural complex. He joins hands with his fellows biologist in all lines of concerted endeavor. *W. M. Krogman, Cleveland (Ohio).*

Weitere außereuropäische Länder

Anthropologie in Batavia

Mit Anthropologie wird in Niederländisch-Ostindien nur die physische Anthropologie gemeint: die übrigen Teile der Menschenkunde werden immer mit ihren besonderen Namen (Ethnologie, Soziologie, Prähistorie usw.) bezeichnet. Diese Trennung zwischen der Anthropologie, einer Naturwissenschaft, und den übrigen genannten Disziplinen, welche den Geisteswissenschaften zuzurechnen sind, besteht auch im Unterricht. Es besitzt Batavia zwei Hochschulen, eine juridische und eine medizinische. Der Unterricht an jeder dieser Hochschulen steht auf der wissenschaftlichen Höhe einer Universitätsfakultät und es erübrigt nur die Errichtung einer dritten Fakultät in Batavia, um, den Landesgesetzen entsprechend, dieselbe mit den beiden schon bestehenden Hochschulen zu einer Universität zu vereinigen. Es wird nun die (physische) Anthropologie an der medizinischen Hochschule, die Ethnologie und die Soziologie an der juridischen Hochschule doziert.

Der in die medizinische Hochschule eingetretene Student empfängt im 1. Jahre eine weitere Ausbildung in Physik, Chemie, Botanik und Zoologie; am Ende dieses Jahres soll das erste Examen bestanden werden. Sodann folgt ein zweijähriges Studium der Anatomie, Physiologie und der übrigen präklinischen Fächer; auch diese zweite Periode wird durch ein Examen abgeschlossen. Während dieser Periode liest der Anatom eine Stunde wöchentlich Anthropologie, und zwar das eine Jahr Anthropologie des rezenten Menschen, das andere Jahr Paläanthropologie. Diese Vorlesungen sind obligat; auch kann der Student das Examen in Anatomie am Ende dieser Periode ohne genügende Kenntnis der Anthropologie nicht bestehen. Gegen das Ende dieser zweijährigen Frist werden überdies praktische Übungen in der anthropologischen Technik abgehalten. In dieser Weise wird erreicht, daß der in Batavia absolvierte Arzt wenigstens die Grundfragen und die Methoden der Anthropologie, sowie die Handhabung des Instrumentariums kennt, so daß, falls er innerhalb einer anthropologisch interessanten Bevölkerungsgruppe beruflich tätig sein und ihm die Lust kommen sollte, dieselbe anthropologsch zu untersuchen, er dazu imstande ist und nicht infolge völliger Unkenntnis der Technik es nicht wagen kann, sich daran zu machen. Hoffentlich wird infolgedessen uns die Zukunft eine reiche Ausbeute an anthropologischen Sonderuntersuchungen in verschiedenen Teilen Niederländisch-Ostindiens liefern, denn meines Erachtens sind Ärzte am besten dazu geeignet. Infolge ihrer ärztlichen Betätigungen am Körper können sie, ohne Aufsehen zu machen, auch Messungen am Körper vornehmen. Der nicht gleichzeitig medizinisch tätige Anthropolog wird oft die besten Resultate erzielen, wenn er mit den Ärzten zusammenarbeitet und seine Messungen im Anschluß an die ärztliche Behandlung verrichtet. Will er hingegen ganz selbständig arbeiten, so muß er mit der Möglichkeit rechnen, daß unter der von den Behörden versammelten Dorfbevölkerung allerhand Fabeln hinsichtlich des Zwecks der Untersuchung entstehen. Noch vor wenigen Jahren geschah es in entfernten Gebieten der Insel Java, daß ein solcher Untersucher die Kampungs (Dörfer) leer fand, weil die ganze Bevölkerung auf die Nachricht von seiner Annäherung aus Furcht vor der Untersuchung geflüchtet war.

Es besteht in Batavia allerdings nicht die Möglichkeit zu einer akademischen Ausbildung in Menschenkunde oder auch nur in physischer Anthropologie. Auch ein Doktor-



grad der Anthropologie besteht nicht. Die medizinische Fakultät kann nur den Doktorgrad der Medizin verleihen; als Thema der Inaugural-Dissertation darf jedoch eine anthropologische oder paläanthropologische Untersuchung gewählt werden. Ein jeder, der wissenschaftlich anthropologisch arbeiten will, kann im anatomischen Institut jede gewünschte Hilfe (technische Ausbildung, Instrumentarium, Literatur, Hilfe bei der statistischen Bearbeitung) bekommen; auch der Anatom der Niederländisch-Indischen Ärzteschule in Soerabaia (Ost-Java) ist immer zu derartiger Unterstützung bereit.

Das Zusammenwirken mit den Ethnologen, Prähistorikern und Paläontologen ist ein besonders gutes und der Gedankenaustausch von Untersuchern, die aus verschiedenen Gesichtspunkten verwandte Probleme zu lösen versuchen, dürfte meines Erachtens zu besseren Resultaten führen als die Arbeit des einzelnen. *W. A. Mijsberg, Batavia.*

Anthropology at the Calcutta University

After the early anthropometric studies of Shortt, Jagov, Schmidt and others, a racial analysis of the people of India was inaugurated by Sir Herbert Risley in 1903, and a number of men were measured in some of the provinces, and besides, social customs were recorded in most of them with more or less fullness. But the India Government gave up the scheme of ethnological as well as anthropological survey. An anthropological society, however, was started in Bombay but the papers published in its journal generally dealt mostly with social topics, and anthropological papers were occasionally published in the Journal of the Asiatic Society of Bengal or other Indian journals embodying the results of work done by private individuals on their own initiative.

But no regular arrangements for teaching anthropology or for making anthropological investigations were made in India, until in 1918, the Calcutta university introduced a course of ethnology for students taking up a study of the social aspect of Ancient Indian History and Culture; subsequently it was prescribed as an alternative course of studies in Modern History also. These, however, included only short courses in racial analysis and social anthropology. Ultimately, in 1920, a full course of studies in anthropology was inaugurated for post-graduate students with human and comparative anatomy, archaeology, prehistory and social anthropology (including religion), and since then, simpler courses in these subjects have been introduced at the undergraduate stages also. At the same time research work was commenced by the lecturers in their different branches, the researches being mainly directed towards the somatometric measurements of various groups both of primitive and non-primitive peoples of India and of recording the social customs and religious rites of the former. So far, a number of primitive peoples of the Chota Nagpur and Orissa tracts and also of the Manipur State on the Indo-Burmese frontier have been studied, and besides, a large number of University and school students have been measured to examine the rate of growth. It has been decided to take up a detailed ethnological survey of the people of Bengal, and some work has already been done on this line. About sixty measurements are taken on each individual, supplemented by personal observations, and besides, we are recording the social customs, economic condition, material culture, and religious rites of every caste and sub-caste of which there are not less than 300 units in Bengal itself; skulls are also being collected wherever available. Select investigators will also continue the work among the primitive peoples, especially on the eastern frontier and the regions about the Vindhyas. Recently investigations have also been directed towards the eugenic aspect of anthropology.

H. C. Chakladar, Calcutta.

Anthropologie in Japan

Die Stellung, die die Anthropologie in Japan einnimmt, ist bis jetzt noch immer keine hohe. Es gibt nur ein selbständiges Institut für Anthropologie, nämlich in Tokyo. Aber es wird auch sonst mancherlei anthropologische Arbeit in Japan durchgeführt.

Die Untersuchung der körperlichen Eigenschaften der Japaner wurde zuerst von Dr. E. Bälz, seinerzeit Professor der Medizin an der Tokyo-Universität, unternommen (1849—1913). Der erste Direktor des anthropologischen Institutes der Kaiserlichen Universität zu Tokyo war dann der verstorbene Prof. Dr. S. Tsuboi. Er verbreitete die Wissenschaft der Anthropologie durch seine anregenden Vorträge und über 1000 Abhandlungen, deutete Anthropologie aber im weiteren Sinne als die Wissenschaft vom Men-

schen einschließlich seiner Kultur. Danach umfaßte bei ihm die Anthropologie auch Archäologie, Ethnologie, Ethnographie neben physischer Anthropologie usw.

Sowohl Anthropologie wie Archäologie wurden in Japan stark durch das Problem der Urbewohner zur Forschung angeregt. Innerhalb von etwa 20 Jahren wurden infolgedessen ungefähr 1500 Skelette von Steinzeitmenschen Japans ausgegraben, von denen sich fast 800 in der privaten Sammlung des Kiyono-Institutes zu Kyoto befinden.

Die physische Anthropologie ihrerseits hat auf medizinischer Seite hauptsächlich durch Anatomen, z. B. den Prof. emer. Dr. Y. Koganei, Prof. emer. Dr. B. Adachi, Prof. Dr. K. Hasebe usw., bedeutende Fortschritte gemacht. Vorlesungen über physische Anthropologie wurden aber erst 1909 in der Kaiserl. Universität zu Kyoto von Prof. Dr. B. Adachi gehalten. So hat sich auch ergeben, daß die neueren Forscher der japanischen Anthropologie fast alle Mediziner sind, und zahlreiche Arbeiten zur physischen Anthropologie gehen aus den verschiedenen Instituten der medizinischen Fakultät der Universitäten oder der medizinischen Akademien hervor. Es besitzt auch das anatomische Institut der Kaiserl. Universität zu Tokyo viele Skelette von Hokkaido-Ainu, Dajak aus Borneo usw. Hier arbeitet Prof. emer. Y. Koganei, ein berühmter Anatom-Anthropolog, bekannt durch seine vielen ausgezeichneten anthropologischen oder anatomischen Arbeiten. Aus diesem Institut hat ferner auch Dr. Y. Ykoo vor einigen Jahren somatologische Untersuchungen über die Mongolen veröffentlicht.

Das anthropologische Institut der gleichen Universität besitzt ebenfalls ein reiches Material an steinzeitlichen Überresten Japans oder Ostasiens, sowie ethnologisches Material aus Neuguinea. Die Tokyoer Anthropologische Gesellschaft (begründet von Dr. S. Tsuboi, Nachfolger Dr. A. Matsumura), die ihr Zentralbüro in diesem anthropologischen Institut hat, gibt seit 51 Jahren die monatliche japanische Zeitschrift „The Journal of the Anthropological Society of Tokyo" heraus[1]). Dr. S. Nagai, der Physiologe und Eugeniker der gleichen Universität, wurde seit einigen Jahren zum Leiter der Ainu-Forschungen bestimmt, die er mittels Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung Japanischer Wissenschaft durchführt. Dr. T. Furuhata, Professor der medizinischen Abteilung der gleichen Universität, ist berühmt durch seine Studien über die Fingerpapillarmuster und die Bluttypen der Japaner. Dr. T. Yagi, der Laborant des Institutes für Arbeitswissenschaft zu Tokyo, hat viele Arbeiten über die somatometrischen Untersuchungen der japanischen Arbeiter oder Arbeiterinnen publiziert.

Im anatomischen Institut der Kaiserl. Universität zu Hokkaido (Direktor: Dr. S. Kodama) fanden vor allem anthropologische Untersuchungen an Skeletten von Hokkaido-Ainu statt. Prof. Dr. K. Hasebe am anatomischen Institut der Kaiserl. Universität zu Sendai ist gleichfalls ein berühmter Anatom-Anthropolog in Japan. Er hat zahlreiche anthropologische Arbeiten geschrieben und wird demnächst einen Bericht über seine anthropologischen Untersuchungen an Mikronesiern herausgeben.

Weiterhin wurden vom hygienischen Institut der medizinischen Fakultät zu Kanazawa (Direktor: Prof. Dr. Y. Koya) seit dem letzten Jahre „Rassenbiologische Untersuchungen" veröffentlicht, in denen sich auch einige somatologische Untersuchungen an Japanern befinden. Im anatomischen Institut (Direktor: Dr. K. Okamoto) der gleichen Fakultät sind anthropologische Studien über die Skelette der Japaner der Hokuriku-Gegend gemacht worden.

In der medizinischen Abteilung der Kaiserl. Universität zu Kyoto lehren sodann ein Anatom-Anthropolog, Prof. Dr. B. Adachi, und ein Patholog-Anthropologe, Prof. Dr. K. Kiyono. Ersterer hat viele größere anthropologische Arbeiten besonders über die Weichteile veröffentlicht, und von ihm angeregt, forscht man jetzt über die Weichteile in den meisten anatomischen Instituten, so daß die Weichteilanthropologie in Japan (auch China und Korea) einen großen Fortschritt gemacht hat. Dr. K. Kiyono wurde durch sein ausgezeichnetes Buch „Vitale Färbung" ein weltbekannter Patholog, der anderseits innerhalb von 20 Jahren ungefähr 1400 prähistorische Skelette aus Ostasien gesammelt hat und aus dessen Institut viele anthropologische Arbeiten, in der Hauptsache über die Steinzeitmenschen Japans, hervorgegangen sind. Unter ihm hat der Referent in den

[1]) Vgl. Matsumura, A.: The Fifty Year's History of the Anthropological Society of Tokyo. Z. Rassenk. IV, 173—194, 1936.



letzten Jahren ungefähr 400 Skelette der Riukiu- und Amamioshima-Insulaner gesammelt.

Das anatomische Institut der Kaiserl. Universität zu Taihoku in Formosa weist eine für anthropologische Forschungen sehr günstige Lage auf. Dr. T. Kanaseki, der dort zum Professor ernannt wurde, hat daher viele menschliche Skelette der Eingeborenen Formosas sowie der Ureinwohner Formosas sammeln können.

Auch im anatomischen Institut der Kaiserl. Universität zu Seoul (Keijo) in Korea gibt es zwei Anatom-Anthropologen, Dr. T. Ueda und Dr. Y. Imamura. Vor einigen Jahren wurden von ihren Schülern somatometrische Untersuchungen und fast gleichzeitig auch anthropologische Untersuchungen über Skelette der Koreaner publiziert. Weiter haben seit einigen Jahren Dr. Y. Imamura mit Dr. G. Shima somatometrische Untersuchungen an Mongolen und Eingeborenen in Mandschukuo vorgenommen. Schließlich besitzt auch das anatomische Institut der medizinischen Fakultät zu Moukden in Mandschukuo viele Skelette von Chinesen. *Soetu Miyake, Kyoto.*

The study of man in South Africa

Human Palaeontology and Archaeology have made rapid progress on the last decade notwithstanding the comparative paucity of professional workers along these lines and it is time that the results achieved should be co-ordinated and written up for public information. An undoubted factor in this abstention from publication is the strong tendency to develop these branches of knowledge along European lines and to deprecate anything which is thought not to fall into line with the European model.

The Geological Survey has recently become interested in Pleistocene Geology and it is hoped that the activities of this department may decide matters that are in dispute to-day. When, however, we note that extensive and long-continued work on the stratigraphy and palaeontology of e.g. the Thames Valley terraces even to-day has not removed major differences of opinion, our enthusiasm rather tends to be chilled.

Activity in the study of native traditions, laws and languages is being maintained and is being encouraged by university institutions and by the Native Affairs Department. Signs are not wanting (vide the recent passing of legislation for the segregation of the Bantu tribes) that European-Bantu prejudice is on the decline; the Hon. J. H. Hofmeyr has, however, recently had experiences of public opinion which indicate that this prejudice is still very strong in the rural districts and that here (in the rural districts) we are not yet ready to temper justice with any considerable degree of sympathy.

The scientific study of that Dutch-French-German-English mixture which forms the largest fraction of the European population has not yet even begun. It is, however, encouraging to know that the Department of Public Health under the enlightened leadership of the Hon. J. H. Hofmeyr is now no more confining its attentions to diseases and epidemics but is also concerning itself with broader questions of racial constitution and degeneracy. It is greatly to be hoped that this new approach to the problem here called "Poor Whitism" will secure consideration for its undoubted biological aspect — an aspect which has, up to the present, been treated with suspicion and opposition in all public discussions.

South Africa offers many and varied problems arising from Bantu-Bush, Bush-Hottentot, Bantu-European and Bantu-Hottentot hybridisation. Cases of this sort that have remained localised for two to four generations and would thus offer excellent facilities for investigation are wellknown; but properly trained anthropological workers, and the financial support of their work, are lacking.

Of the living native peoples, the Bantu and the Bushman have received fairly adequate attention from Physical Anthropologists, but the Hottentot (not the "Hotnot" or "Cape-Coloured" descendant of Hottentots, Malays, Bushmen, slaves from India and Madagascar and Europeans — a complex hybrid that is graded as the political equal of the European) is still a more or less unsolved problem; we would like to know what race this Hottentot actually was before he came into contact with our Bushman.

South Africa literally bristles with problems for the student of man and would amply repay the deviation to it of some of the treasure and energy that is being spent in the Eastern mediterranean area.

T. F. Dreyer, Prof. of Zoology and Archaeology, Univ. Coll. V.F.S.

II. Neues Schrifttum

Die Gliederung des Schrifttums erfolgt nach den methodischen Gesichtspunkten der ganzheitlichen Forschung am Menschen: den 1. biologischen Abläufen, 2. morphologischen Körperbildungen und 3. psychologischen Verhaltensweisen, sowie der Einfügung der lebendigen Gesamtform in die 4. historischen Zeitfolgen und 5. den geographischen Raum. Das Schrifttum umfaßt damit alles, was Formenvielfalt und Formenwechsel von Menschengruppen betrifft, und nur dies.

(Bücher sind mit einem Stern * versehen)

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene — Pathologie)

Allgemeine Biologie

Bergdolt, E.: *Zur Frage der Rassenentstehung beim Menschen.* Z. ges. Naturwiss. III, 109—113, 1937.

Wendet sich gegen die Anwendung des Zweckmäßigkeitsbegriffs und die Überschätzung der auslesenden Wirkung der Umwelt bei der Deutung anthropologischer Merkmale (mongolide Schlitzaugen: Schutz gegen intensive Sonnenstrahlung in Hochasien, pygmider Kleinwuchs: dürftiger Nahrungsspielraum usw.). Verf. betont demgegenüber den vielfältigen, keineswegs immer zweckbestimmten Formungstrieb der Natur.

E. Bohrer, Breslau.

***v. Eickstedt, E.:** *Die Forschung am Menschen.* Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 2. Aufl., Bd. 1, 1. Lieferung. 128 S., 66 Abb. Enke Verlag, Stuttgart 1937. (RM. 8.—.)

Die seit langem ausstehende zweite Auflage der „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit" hat eine wesentliche Veränderung erfahren: Was vorher in der Einleitung allzu knapp zusammengedrängt war, ist jetzt zu einem besonderen Bande ausgeweitet worden, der den Gesamtinhalt der Anthropologie (mit Ausnahme der Rassenkunde im engeren Sinne, die der zweite Band bringen wird) darstellen soll. — Die erste Lieferung gibt mit dem Abschnitt „Der Mensch als Gegenstand der Wissenschaft" zunächst den geistesgeschichtlichen Rahmen und eine philosophische und ethische Fassung der Aufgaben der Anthropologie: Sie soll der Selbsterkenntnis des Menschen dienen, mußte aber gerade deshalb merkwürdig lange um ihre Stellung als Wissenschaft kämpfen. — Sodann werden die Grundbegriffe „Rasse" und „Volkskörper" eingehend erörtert. Dabei wird bei ersterem die biologische Verflechtung des Menschen mit der übrigen Lebewelt stark herausgearbeitet, was auch in der Bebilderung mit zahlreichen Beispielen aus der allgemeinen Zoologie zu Fragen der Systematik, der Variabilität, Typenbildung usw. zum Ausdruck kommt. In dem Abschnitt über den Volkskörper tritt dagegen die biologische „Eigengesetzlichkeit des Menschen" stärker in den Vordergrund und werden die spezifisch menschlichen Gruppen- und Typenbildungen dargestellt. In beiden Kapiteln werden die Begriffe nicht nur von der logischen, sondern auch von der historischen Seite her erörtert, was wiederum mancherlei Verbindungen mit der allgemeinen Geistesgeschichte ergibt. — Der letzte Abschnitt der Einführung („Die heutige Anthropologie nach Ländern und Richtungen") bricht kurz nach dem Anfang ab und soll deshalb mit der nächsten Lieferung besprochen werden.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Opladen, H.:** *Tierzähmung und Tierzüchtung.* 155 S. O. Salle, Frankfurt a. M. 1937. (RM. 5.60.)

Eine volkstümliche Haustierkunde, die die Haustiere nicht nach ihrer Stellung im zoologischen System abhandelt, sondern sie da erwähnt, wo sie Aufschlüsse über das Wesen der Domestikation liefern. Die allgemeinbiologischen Gesichtspunkte stehen also im Vordergrund. Auf schwierige Abstammungsfragen wird verzichtet. Der Mensch findet Berücksichtigung, wo „Mensch und Nutztier im Spiegel der Kulturentwicklung" gezeigt werden und wo auf die gleichsinnigen Veränderungen bei den verschiedensten Arten hingewiesen wird (nach so sorgfältiger Zusammentragung der Wirkungen von Zähmung und Züchtung auf die Tiere ist die Anwendung auf die Hominiden allerdings etwas kurz ausgefallen!). Wenn in der tabellarischen Übersicht über die Haustiere die Cochenillelaus erwähnt wird, so sollte auch Drosophila Aufnahme finden! Gute Abbildungen.

H. Grimm, Breslau.

***Petersen, H.,** *Die Eigenwelt des Menschen.* Bios Bd. 8, 28 S. J. A. Barth, Leipzig 1937. (RM. 2.25.)

Unter Eigenwelt wird die Umwelt im Sinne v. Uexkülls verstanden. Im Gegensatz zu den Tieren muß das menschliche Individuum seine Eigenwelt erst aufbauen, denn seine Anlagen sind nur Möglichkeiten und nicht bereits erfüllte Wirklichkeiten. Erziehung besteht in der Steuerung des Umweltaufbaus. Persönlichkeit ist der Inbegriff der verwirklichten Funktionskreise. F. Alverdes, Marburg.

Alverdes, F.: *Der Sinnzusammenhang von Form und Funktion.* Verh. Dtsch. Orthop. Ges. XXX, 70—78, 1936.

***Berg, G.:** *Das Leben im Stoffhaushalt der Erde.* J. A. Barth, Leipzig 1937.

***Darlington, C. D.:** *Recent Advances in Cytology.* 671 S. P. Blakiston's Son & Co., Philadelphia 1937.

Franz, V.: *Die Fortschritts- oder Vervollkommnungstheorie, der Aufbau auf Haeckels Stammesgeschichte.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXI, 281—295, 1937.

Gause, G. F.: *The principles of biocoenology.* Quarterly Rev. Biol. XI, 320—336, 1936.

***Holmes, E. J. and Gibbs, R. Darnley:** *A Modern Biology.* 272 S. The University Press, Cambridge 1937. (3/6.)

Krieg, H.: *Ähnlichkeit als biologisches Problem.* Natur und Volk LXVII, 1—13, 1937.

Krumbiegel, J.: *Die Bergmannsche Regel — eine Gesetzmäßigkeit der Rassenkunde.* Der Naturforscher XIV, 35—38, 1937.

Erbkunde

***Dobzhansky, Th.:** *L'effet de position et la théorie de l'hérédité.* Exposé de genetique II., 37 S. Hermann Cie, Paris 1936.

Das durch die neue Cytogenetik eifrig bearbeitete Phänomen der „Lagewirkung der Gene", das sich als ein sehr wesentliches genetisches Prinzip herausgestellt hat, wird hier eingehend besprochen und in seiner Bedeutung gekennzeichnet.

G. Heberer, Tübingen.

***Muckermann, H.:** *Vererbung und Entwicklung.* Biologische Darlegungen über die Träger und Gesetze der Vererbung und Stammesgeschichte der Organismen unter besonderer Berücksichtigung des Menschen. 213 S., 94 Abb. Ferd. Dümmler, Berlin und Bonn 1937. (Geb. RM. 5.85.)

Es ist dem in seiner glänzenden Darstellungsweise von früheren Schriften her bekannten Verfasser gelungen, die Gesamtheit der Forschungsergebnisse, die mit den Begriffen der „Vererbung und Entwicklung" zusammenhängen, in wissenschaftlich einwandfreier Weise zu umreißen und volles Verständnis für eine in gesicherten biologischen Erkenntnissen begründete rassenhygienische Führung völkischen Lebens zu wecken. Soweit steht das Buch in seinem Niveau über vielen anderen allgemeinverständlichen Darstellungen dieser Art. Daß der Verfasser in wiederholten Hinweisen eine unabhängig von jeder biologischen Erkenntnismöglichkeit bestehende „Geistseele" des Menschen bei aller Anerkennung der Vererbung geistiger und seelischer Eigenschaften besonders herausgestellt wissen möchte, entspricht seiner kirchlichen Einstellung.

M. Werner, Frankfurt a. M.

Oguma, K.: *The segmentary structure of the human X-chromosom compared with that of the rodents.* J. Morph. *61,* 59—93, 1937.

Es wird der Nachweis geführt, daß das X-Chromosom beim Menschen aus drei Abschnitten aufgebaut ist, einem kleinen proximalen und zwei größeren distalen. Das proximale Segment soll dem Y-Element derjenigen Autoren entsprechen, die den XY-Typus des Geschlechtschromosomenmechanismus für den Menschen annehmen. Der Mensch würde demnach dem XO-Typus folgen. — Wenn auch der Verf. gezeigt hat, daß das X-Chromosom des Menschen aus drei Segmenten zusammengesetzt ist, so kann trotzdem mit dem Vorhandensein eines Y-Chromosoms gerechnet werden. Dafür sprechen zahlreiche klare Chromosomenzählungen (48 Einzelelemente in den Spermatogonien, 24 in den Metaphasen der ersten Reifeteilung). G. Heberer, Tübingen.

***Porto, César:** *Transformisme et hérédité. Les organismes et le milieu terrestre.* VIII und 326 S. mit 3 Taf. Bertrand, Lissabon 1933. (Brosch.: Centavos 22.50.)

Betrachtungen über Fragen der Variabilität und der Artumwandlung von — wie der Autor es nennt — „metabiologischer" Art. Die Abänderungen der Organismen werden auf elektrische und magnetische Einflüsse zurückgeführt, die in den verschiedenen Regionen der Erde unterschiedlich sind. Diese Einflüsse sollen ebenso auf den Vorgang der Befruchtung, der Zellteilung und auch auf das Chromosomengeschehen eine Wirkung ausüben. Ferner werden unbekannte kosmische Kräfte als maßgebend in die Betrachtung eingesetzt, viele Tatsachen des Mendelismus und der Mutation bleiben dagegen unberücksichtigt. F. Steiniger, Greifswald.

Schlösser, L. A.: *Ein neuer Weg zur Auslösung von Mutationen.* Z. indukt. Abstamm.-Lehre LXXII, 540—534, 1937.

Durch Veränderung des osmotischen Wertes bei Trockenkulturen konnte die Rate natürlicher Mutationen von 0,0005 auf 5,3%, also auf das 10000fache heraufgesetzt werden. Die grundsätzliche Bedeutung dieses Vorgangs für die Frage der Art- und Rassenbildung wird mit Recht hervorgehoben. I. Schwidetzky, Breslau.

Andres, A. H. und **Navashin, M. S.:** *Ein Beitrag zur morphologischen Analyse der Chromosomen des Menschen.* Z. mikr. Anat. XXIII, 411—426, 1936.

Csik, L. und **Apor, L.:** *Anthropologische Untersuchungen an ein- und zweieiigen Zwillingen.* Anthrop. Anz. XIII, 253—271, 1937.

Darlington, C. D.: *The biology of crossing-over.* Nature CXL, 759—761, 1937.

Goldschmidt, R.: *Does the quantitiy of chromatin produce a genetic effect?* Amer. Naturalist LXXI, 83—87, 1937.

***Newman, H. H.** and others: *Twins. A Study of Heredity and Environment.* Univer. of Chicago Press, Chicago 1937 (4.—.)

Nilsson, H.: *Eine Prüfung der Wege und Theorien der Inzucht.* Hereditas XXIII, 236—256, 1937.

Routil, R.: *Australiermischlinge. Ein Beitrag zur Vererbung der Hautfarbe.* Arch. Rassenphysiol. IX, 49—55, 1937.

Schaeuble, J.: *Anthropologische Beobachtungen an Indianer-Europäer-Mischlingen in Chile.* Verh. Ges. Phys. Anthrop. VIII, 168, 1937.

Erbpathologie

Günther, H.: *Über erbliche Sexualdisposition zu Krankheiten.* Endokrinol. XVI, 327—338, 1935.

Berechnung der Häufigkeit einer geschlechtsgebundenen Erbkrankheit in einer Bevölkerung mit Hilfe des Verhältnisses der Häufigkeit bei männlichen und weiblichen manifesten Erbanlageträgern. Beispiele: Hämophilie, Thrombangitis obliterans, Dysplasia ectodermalis hered., Retinitis pigmentosa. M. Werner, Frankfurt a. M.

***Stiasny, H.** und **Generales jr., K. D. J.:** *Erbkrankheit und Fertilität.* Mikropathologie der Spermien erbkranker Männer. 165 S. Ferd. Enke, Stuttgart 1937. (RM. 27.— bzw. 29.—.)

Die Verf. stellten bei einer größeren Anzahl zur Sterilisierungsoperation eingewiesener Erbkranker auffällige morphologische Abweichungen der verschiedensten Art fest. Im Durchschnitt fanden sich bei Erbkranken nur 37% Spermien mit normaler morphologischer Beschaffenheit im Gegensatz zu 81% bei Erbgesunden. Doch konnten „bestimmte Formen und ein konstanter Prozentsatz abweichender Spermatozoenformen bei den einzelnen Erbkrankheiten nicht nachgewiesen werden". In Verbindung mit der Anamnese lassen diese Befunde gewisse Schlußfolgerungen auf die Fertilität bei Erbkranken zu. Die wesentliche Bedeutung der Untersuchungen liegt jedoch darin, daß sie eine erste methodische Grundlage für eine ganz neuartige und vielleicht noch aussichtsreiche erbbiologische Forschungsrichtung bilden. M. Werner, Frankfurt a. M.

***v. Verschuer, O.:** *Erbpathologie.* Ein Lehrbuch für alle Ärzte und Medizinstudierende. Zweite neubearb. Aufl. 244 S. Theodor Steinkopf, Dresden und Leipzig 1937.

Nur aus äußeren Hindernissen erscheint dieses ausgezeichnete Buch in der zweiten Auflage erst nach $2^1/_2$ Jahren. Am allgemeinen Teil ist kaum etwas geändert. Die Fortschritte der speziellen Erbpathologie aber haben in dem entsprechenden Kapitel eine weitgehende Neubearbeitung nötig gemacht, die allenthalben auf den neuesten Stand der Forschung gebracht ist. Auch der letzte Abschnitt: „Anwendung der Erbpathologie in der Medizin" hat bei den mancherlei Fortschritten gerade der letzten Jahre einige Ergänzungen erfahren. Der Verf. legt mit Recht das Buch auch in die Hände der Studierenden.
J. Lange, Breslau.

***Walter:** *Über die Verbindung körperlicher und geistiger Erbkrankheiten innerhalb der Sippe.* Veröff. Geb. d. Volksgesundheitsdienstes, Bd. 49. 19 S. Rich. Schoetz, Berlin 1937.

In 25 von 500 Sippen (Gesundheitsamt Stralsund) finden sich bestimmte körperliche Mißbildungen (Hasenscharte, Klumpfuß u. a.) neben Schwachsinn, Psychopathie und Geisteskrankheiten. Derartige Kombinationen wurden auch früher schon gar nicht so selten beobachtet, wie der Verf. anzunehmen scheint, und erklären sich zum Teil wenigstens durch soziale bzw. geschlechtliche Auslese („Bodensatz der Bevölkerung" nach Lenz). Der Verf. glaubt, „daß bei zentraler Auswertung derselben sich wertvolle Erkenntnisse ergeben werden". M. Werner, Frankfurt a. M.

***Boven, W.:** *L'hérédité des affections schizophréniques.* Rapport de psychiatrie au Congrès des médecins aliénistes et neurologistes de France et des Pays de langue française. 52 S. Paris 1936.

Burks, B. S.: *Retinitis pigmentosa tested for incomplete sex linkage.* Eug. News XXII, 33—42, 1937.

Dubitscher, F.: *Der Schwachsinn.* Handb. d. Erbkrankheiten, Bd. 1. 358 und XVI S. 62 Abb. G. Thieme, Leipzig 1937. (RM. 24.— bzw. 26.—.)

Minkowska, F.: *Epilepsie und Schizophrenie im Erbgang mit besonderer Berücksichtigung der epileptoiden Konstitution und der epileptischen Struktur.* Arch. J. Klaus XII, 33—233. 1937.

Rassenhygiene

***Coerper, C.:** *Die sozialbiologische Diagnose.* Veröff. Geb. d. Volksgesundheitsdienstes, Bd. 49. 74 S. Schoetz, Berlin 1937.

Zu einer wirklich erschöpfenden und für das soziale Leben unseres Volkes fruchtbringenden sozialbiologischen Diagnose gehört eine klare und übersichtliche Erfassung anamnestischer Angaben (u. a. familiäre Verhältnisse, Beruf, Einkommen) und medizinisch-konstitutionsbiologischer Einzelbefunde. Der selbst seit vielen Jahren an leitender Stelle tätige Verf. bringt in seiner Schrift eine vorbildliche Einführung in dieses wichtige Gebiet und entsprechende Anleitung (theoretische Erörterungen, Fragebogen, Untersuchungsschema). M. Werner, Frankfurt a. M.

***Friese, G.** und **Lemme, H.:** *Die deutsche Erbpflege.* Ein Grundriß. 238 S. G. Thieme, Leipzig 1937. (RM. 4.80.)

Nach einer kurzen Einführung (Erbkunde, Erbpflege als staatliche Aufgabe, Mittel der Erbpflege, Erbanlage, Umwelt, Verhütung, Heilung) werden im 1. Teil zunächst die Erbleiden (gegliedert in: klinisch-soziales Bild, Vererbbarkeit, Umwelteinflüsse, Erbpflegemaßnahmen) und dann im 2. Teil das Verfahren nach den Erbgesundheitsbestimmungen erörtert, wobei nicht nur die auslesende, sondern auch die fördernde Erbgesundheitspflege (Ehestandsdarlehen, Kinderbeihilfen u. a.) Berücksichtigung findet. Es handelt sich bei diesem Grundriß um eine fruchtbare Gemeinschaftsarbeit von Arzt und Rechtswahrer, die eine außerordentlich gut gelungene Einführung in die deutsche Erbpflege darstellt.
Br. Steinwallner, Bonn.

***Gütt, Arthur:** *Verhütung krankhafter Erbanlagen.* 88 S. Fr. Mann's Pädag. Magazin, Heft 1395, Langensalza 1936. (Geheftet RM. 2.—.)

In knapper, alles Wesentliche berücksichtigender Darstellung werden zunächst die bevölkerungspolitischen Notwendigkeiten, die den völkischen Staat zur Erlassung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses führten, sowie die Entstehungsgeschichte des Gesetzes besprochen. Der Erläuterung der einzelnen Vorschriften folgt noch ein Überblick über die fördernden erb- und rassenpflegerischen Maßnahmen. Der Anhang bringt den Wortlaut des Gesetzes, seiner späteren Ergänzungen und der Ausführungsbestimmungen. L. Mudrow, Düsseldorf.

***Noyes, P.:** *My Father's House. An Oneida Boyhood.* 312 S. Farrar & Rinehart, New York 1937. ($ 3.50.)

Im Jahre 1839 gründete der Vater des Verf. die „Putney Community", in der sich 38 junge Männer und 53 junge Frauen verpflichteten, Kinder ohne Rücksicht auf persönliche Gefühle unter dem Gesichtspunkt der günstigsten Kombination der Erbanlagen zu zeugen. Verf. ist einer der Erstgeborenen unter den 58 Kindern dieser Gemeinde, von denen 54 „geplant" waren. Ein Ausschuß prüfte jeweils die angemeldeten Planungen nach, untersagte auch einige und schlug bessere Kombinationen vor. — Die Nachkommenschaft soll überdurchschnittlich gesund, lebenstüchtig und begabt sein.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Stumpfl, F.:** *Die Ursprünge des Verbrechens.* Dargestellt am Lebenslauf von Zwillingen. 176 S. G. Thieme, Leipzig 1936. (Kart. RM. 5.80.)

Stumpfl gibt in diesem vortrefflichen Buch eine Synthese seiner früheren Forschungen über die Sippen von Kriminellen mit neuen, sehr umfangreichen Erhebungen an kriminellen Zwillingen. Wichtig ist die Abtrennung der biologisch wenig bedenklichen Konfliktskriminalität von der Schwerkriminalität, die aus abnormen Anlagen erwächst und volksgesundheitlich von entscheidender Bedeutung ist. Die früheren wie die Zwillingserhebungen zeigen dies übereinstimmend. J. Lange, Breslau.

***Holmes, S. J.:** *Human genetic and its social import.* 414 S. The McGraw-Hill Company, London 1936. (sh. 21.)

Luxenburger, Hans: *Die rassenhygienische Bedeutung der Lehre von den Manifestationsschwankungen erblicher Krankheiten.* Erbarzt III, 33—36, 1936.

Mendes Corrêa, A. A.: *La nuova antropologia criminale.* Giustizia penale XLII, S.A. 35 S., 1936.

Rossman, M.: *Bibliography of legal articles on sterilisation.* J. Hered. XXVI. 88—90. 1935.

Steinwaller, B.: *Ausländisches Ehegesundheitsrecht.* Öfftl. Gesundhtsd. XX. 786—793. 1937.

Struppler, Th.: *Hat das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses die Zusammensetzung der Anstaltsaufnahmen beeinflußt.* Münch. Med. Wschr. LXXXIV. 611—612. 1937.

2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Morphologie

Cobb, W. M.: *The ossa suprasternalia in Whites and American Negroes and the form of the superior border of the manubrium sterni.* J. Anat. LXXI, 245—291, 1937.

Ossa suprasternalia finden sich nur beim Menschen, und zwar bei Weißen häufiger als bei Negern und bei Frauen häufiger als bei Männern. Der obere Brustbeinrand ist auch bei Nichtauftreten der Knöchelchen bei Negern einfacher gestaltet als bei Weißen; kein Zusammenhang mit dem Alter. I. Schwidetzky, Breslau.

***Fischer, H. W.:** *Menschenschönheit. Gestalt und Antlitz des Menschen in Leben und Kunst.* 248 S. Der Büchermarkt, Berlin o. J.

Eingeteilt in „sieben Schau-Kreise" wird die Schönheit des menschlichen Leibes in natürlicher Ursprünglichkeit, gewandelt durch volkliches Brauchtum, gestrafft durch die Zucht des Willens und veredelt bis zur Erhabenheit durch die Kunst gezeigt. Die Einleitung und der begleitende Text gipfeln in der Erkenntnis, daß Schönheit eine Angelegenheit der Sinne ist, etwas was erfühlt sein will. Die Bilder sind in Auswahl und Wiedergabe selbst von so ansprechender Schönheit, daß es schwer fällt, sie mit rein fachlicher Einstellung zu betrachten. Aber nicht nur der Rassenforscher wird unter den Sport- und Volkstypen, den lieblichen Madonnen, hehren Statuen, Kulturschilderungen und Naturaufnahmen griechischer Kunst, alter Meister und lebender Lichtbildner reiche Ausbeute finden. D. Costa.

***Pachner, P.:** *Pohlavní rozdíly na lidské pánvi. (Die Geschlechtsunterschiede beim menschlichen Becken.)* Tschech., franz. Zusammenfassung. 83 S. Česk. Akad. Věd a Umění, Prag 1937.

Durch zahlreiche Streckenmaße an 100 weiblichen und 115 männlichen Becken (Prager Anatomiematerial) will der Verf. die Frage der Geschlechtsunterschiede neu untersuchen: Die Unterschiede in den absoluten Maßen sind gering, aber bezogen auf die Körperhöhe ist das weibliche Becken größer. Die größten Differenzen ergeben sich bei den inneren sagittalen Durchmessern, insbesondere dem diameter transversus angustiae pelvis, die auch im Gegensatz zu den anderen Maßen bei der Frau die größere Variabilität aufweisen. Im ganzen kommt aber Verf. zu dem Ergebnis, daß nach den Maßen allein keine Geschlechtsbestimmung des Beckens gesichert werden könnte. Kennzeichnender sind die vielfach nicht meßbaren Formunterschiede, die aber nicht näher besprochen werden. — Zahlreiche Tabellen und Verteilungsdiagramme.
I. Schwidetzky, Breslau.

Schultz, A. H.: *Die Körperproportionen der afrikanischen Menschenaffen im fötalen und im erwachsenen Zustand.* In: Festschrift für Prof. Dr. J. Ulrich Duerst: Neue Forschungen in Tierzucht und Abstammungslehre. S.A. 18 S. Bern 1937.

In der ontogenetischen Verschiebung der Proportionen bei den Primaten erblickt der Verf. phylogenetische Aufschlüsse, „denn stammesgeschichtliche Neuerwerbungen entstehen in erster Linie durch Veränderungen in den Wachstumsverhältnissen". Durch Mitteilungen über 12 Schimpansenföten (darunter 7 neuuntersucht) und 8 Gorillaföten (darunter 2 neuuntersucht) erweitert Schultz unsere spärliche Kenntnis der Anthropoiden im fötalen Zustand. 10 neuuntersuchte erwachsene Schimpansen (5 männliche, 5 weibliche) geben Anlaß zum Vergleich mit menschlichen Proportionen. Er findet weit kleinere Unterschiede bei Föten von entsprechenden Entwicklungsstufen als bei Erwachsenen.
H. Grimm, Breslau.

Schultz, A. H.: *Proportions, variability and asymmetries of the long bones of the limbs and the clavicles in man and apes.* Hum Biol. IX, 281—328, 1937.

Es war bisher nicht möglich, Untersuchungsreihen über Proportionen, Variabilität und Asymmetrie beim Menschen gleichwertige Serien von anderen Primaten gegenüberzustellen. Verf. hat deshalb die langen Extremitätenknochen und Klavikeln von 733 menschlichen Skeletten verschiedener Rassen und 530 Anthropoiden- und Makakenskeletten gemessen und nebenbei auf verheilte Frakturen (9%, meist am Humerus), Krankheitsspuren und Vorkommen des Foramen suprakondyloideum untersucht. 28 Tabellen liefern ein streng vergleichbares Material. Es ergibt sich eine Sonderstellung des Menschen im Verhalten der Klavikula und der oberen Extremitätenknochen, während die unteren Extremitätenknochen bei Affe und Mensch etwa gleich variabel sind und ganz ähnliche Verteilung der Asymmetrien zeigen. H. Grimm, Breslau.

***Becker, L.:** *Untersuchungen über das Tuberculum articulare und die Fossa mandibularis bei typischen Rasseschädeln.* Diss. 20 S., Bayr. Druckerei und Verlagsanstalt, München 1935.

Dyckhoft, B.: *Anthropologische Untersuchungen über die Hand des Säuglings und seiner Eltern.* Diss. 17 S., Köln 1936.

Geipel, G.: *Der Formindex der Fingerleistenmuster.* Z. Morph. XXXVI, 330—361, 1937.

Kossovitch, N.: *L'Homme de Skoura.* L'Anthrop. XLVII, 439—441, 1937.

Kramp, P.: *Die topographischen Verhältnisse der menschlichen Schädelbasis mit besonderer Berücksichtigung der Fossilfunde von La-Chapelle-aux-Saints, Steinheim a. d. Murr und Broken Hill (Homo rhodesiensis).* Anthrop. Anz. XIII, 112—130, 1936.

***Murray, P. D. F.:** *Bones: a Study of the Development and Structure of the Vertebrate Skeleton.* 203 S., The University Press, Cambridge 1936. (8/6)

Neuert, W.: *Vererbung der Kopfform des Neugeborenen und ihr Einfluß auf den Geburtsverlauf.* Verh. Ges. Phys. Anthrop. VIII, 139—146, 1937.

Ngowyang, G.: *Structural variations of the visual cortex in primates.* J. Comp. Neur. LXVII, I, 89—107, 1937.

Oetteking, B.: *Wesen und Bedeutung des Morphologisch-Primitiven beim Genus Homo.* Bull. Schweiz. Ges. Anthrop. XIII, 7, 1937.

***Perrier, Ch.:** *Le menton et ses rapports avec le visage, le front, le nez et la bouche.* Imprimerie Rey, Lyon 1935.

Pina, L. de: *Variedades na distribuição das cristas papilares da mão nos Portugueses do Norte.* Arq. Repart. Antrop. Criminal IV, 56—76, 1936.

Revy, H.: *Rassenunterschiede in der Beckenbildung.* Rasse IV, 382—389, 1937.

Wagner, W.: *Zwillingsschädel im Röntgenbild.* Dtsch. Z. Nervenheilkd. CXXXIX, 103—106, 1936.

Abstammungskunde

Armstrong, A. L.: *The antiquity of man in Rhodesia.* J. Royal Anthrop. Inst. LXVI, 331 bis 368, 1936.

Auf Grund der Lagerung des Schädels folgert Verf., daß der Mensch von Rhodesia wie überhaupt der von Südafrika ebenso alt sei wie in West-Europa.

H. Damm, Leipzig.

***Beurlen, K.:** *Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Abstammungslehre.* 254 S., Fischer, Jena 1937. (RM. 9.—.)

In der Stammesentwicklung des irdischen Lebens wirken nach Verf. 2 Vorgänge zusammen: Orthogenese und Neomorphose. Orthogenese beherrscht die Spezialisierung der Typen und Arten und ist der phyletische Ausdruck des individuellen Wachstums und Alterns, führt mithin zur Erstarrung der Gestalt und zum Aussterben der Stammeskette. Neomorphose ist eine erblich werdende Neotenie, entspricht der sexuellen Fortpflanzung der Individuen und läßt aus stärker spezialisierten Gestalten weniger spezialisierte Ausgangstypen neuer orthogenetischer Entwicklung entstehen. Die „unspezialisierten" Wurzelformen der getrennten Gattungen und höheren systematischen Einheiten sind also nicht nur wegen der Lückenhaftigkeit erdgeschichtlicher Überlieferung regelmäßig unauffindbar („missing links"), sondern nicht vorhanden und undenkbar. — Das ist der wesentlichste Grundgedanke des außerordentlich bedeutsamen Werkes. Er wird mit überzeugend sachlicher Gründlichkeit und geradezu umfassender Vielseitigkeit — beides von großer logischer Schärfe durchdrungen und geordnet — aus den schonungslos aufgedeckten Widersprüchen zwischen den verschiedenen einschlägigen Erkenntnissen und Anschauungen heraus entwickelt und bis zu seinen äußersten philosophischen Konsequenzen vorangetrieben. K. Rode, Aachen.

***Jenks, A. E.:** *Pleistocene man in Minnesota: a fossil Homo sapiens.* Univ. Press of Minneapolis. 197 S., Minneapolis 1936. ($ 7.50.).

Hrdlička, A.: *The Minnesota „Man".* Amer. J. Phys. Anthrop. XXII, 175—199, 1937.

Der von Jenks ausführlich beschriebene pleistozäne „Minnesota Man" ist nach Hrdlička eindeutig ein rezenter weiblicher Sioux-Schädel. I. Schwidetzky, Breslau.

v. Koenigswald, G. H. R.: *Erste Mitteilung über einen fossilen Hominiden aus dem Altpleistocän Ostjavas.* Proc. Kon. Ak. Wet. Amsterdam XXXIX, 1000—1009, 1936.

Aus altpleistozäner Schicht grub in der Nähe von Modjokerto ein eingeborener Sammler eine Schädelkalotte aus, die nach Form und Größe, Frontoparietalindex, Kiefergelenk-

gegend usw. die Jugendform eines Hominiden ist. Der Fund wird abgebildet (Scheitel- und Seitenansicht, nat. Gr.) und beschrieben. Verf. erörtert Beziehungen zum Pithecanthropus (der in einer jüngeren Schicht gefunden wurde!) und zu neanderthaloiden Formen. Er entscheidet sich für die Bezeichnung „Homo modjokertensis" und für die „begründete Möglichkeit, daß neben dem Pithecanthropus gleichzeitig noch ein höher spezialisierter Hominide auf Java gelebt hat". Gibt aber die Auffindung in 1 m Tiefe (ohne Beisein eines Fachgeologen!) wirklich „alle Sicherheit", daß der Schädel von vornherein jener altpleistozänen Schicht angehört hat? H. Grimm, Breslau.

***Kohlbrugge, I. H. F.:** *Critiek der Descendentietheorie.* 128 S., 47 Abb., N. V. A., Oosthoeks Uitg. Mij., Utrecht 1936.

Der Verf. gelangt zu dem Ergebnis, daß gegenwärtig von der Abstammungslehre nur eine „Ruine" übrig geblieben sei. Heute, wo deutlich eine kräftige Neubelebung der abstammungskundlichen Forschung eingetreten ist, wirkt die vorliegende Darstellung reichlich antiquiert. G. Heberer, Tübingen.

***Quenstedt, W.** u. **A.:** *Hominidae fossiles.* 456 S., W. Junk, Den Haag 1936. (Holl. Fl. 34.50.)

Eine fleißige Zusammenstellung der paläo- und mesolithischen Menschenfunde, die auch die Literatur kurz referiert und daher trotz kleiner Mängel und Unvollständigkeiten für diejenigen von Nutzen sein wird, denen eine größere paläanthropologische Bibliothek nicht zur Verfügung steht. E. Bohrer, Breslau.

***Rode, P.:** *Les primates de l'Afrique.* Publ. du Comité d'études hist. sci. de l'Afrique occid. franç. Vol. 2, 222 S., Larose, Paris 1937. (fr. 40.—.)

Beschränkung auf die afrikanischen Gruppen erleichtert es dem Verfasser, bei kleinem Umfang das Wesentlichste über systematische Stellung, Körperbau, Färbung, Schädel (Abb. in der Norma vert. und N. lat., bis 10 Maße, die leider nicht immer der Martin-Oppenheimschen Meßtechnik entsprechen), geographische Verbreitung usw. mitzuteilen. Gelegentlich sind der Bau des Vorder- und Hinterfußes und die Färbung durch Skizzen erläutert. Hervorzuheben sind die Abbildungen der Zahnreihen, die der Bedeutung des Gebisses in der Säugetiersystematik Rechnung tragen. Eigene Stellungnahme zu systematischen Fragen (z. B. Aufgliederung der komplexen Gattung Cercopithecus) hat der Verf. vermieden. 3 Verbreitungskarten (Gorilla, Schimpanse, nördl. Verbreitungsgrenze der afrikanischen Primaten). Die Tafeln bringen z. T. leider ausgestopfte Exemplare, wie denn der Primatenkunde die zur Deutung der Form im Sinne von Bökers „biologischer Anatomie" unentbehrliche Kenntnis des lebenden Tieres noch am stärksten mangelt: „Il faut avouer notre ignorance sur bien des points de la vie des Singes." H. Grimm, Breslau.

Sacco, F.: *Origine ed evolutione della vita.* 329 S., Hoepli, Milano 1937.

Eine Geschichte der Organismen mit über hundert Bildern vorzeitlicher Landschaften und Lebewesen, großenteils nach bekannten Vorbildern, doch nicht immer mit der nötigen Kritik zusammengestellt. G. Heberer, Tübingen.

Bennejeant, Ch: *La dentition de l'Australopithecus africanus.* Mammalia (Paris) I, 8—14, 1936.

Berckhemer, F.: *Bemerkungen zu H. Weinert's Abhandlung „Der Urmenschenschädel von Steinheim".* Verh. Ges. Phys. Anthrop. VIII, 49—58, 1937.

Boule, M.: *Le Sinanthrope.* L'Anthrop. XLVII, 1—22, 1937.

***Boulenger, E. G.:** *Apes and Monkeys.* 236 S., G. G. Haarap and Co., London 1936. (7/6)

Ehrenberg, K.: *Ein neuer menschenaffenartiger Primate aus dem Miozän Niederösterreichs.* Forsch. Fortschr. XIII, 333—334, 1937.

***Mac Curdy, G. G.:** *The Coming of Man: Pre-Men and Prehistoric Man.* (The University Series: Highlights of Modern Knowledge.) 157 S., Chapman and Hall, Ltd., London 1936. (4/6)

Marston, A. T. *Preliminary Note on a new fossil human skull from Swanscombe, Kent.* Nature CXXXVIII, 200—201, 1936.

Reck, H. und **Kohl-Larsen, L.:** *Erster Überblick über die jungdiluvialen Tier- und Menschenfunde im nordöstlichen Teil des Njarasa-Grabens (Ostafrika).* Geol. Rdsch. XXVII, 401—441, 1936.

Straus, W. L.: *The thoracic and abdominal viscera of primates, with special reference to the Orang-Utan.* Proc. Am. Phil. Soc. LXXVI, 1—85, 1936.

Teilhard de Chardin, P.: *Note sur la Paléontologie humaine en Asie méridionale.* L'Anthrop. XLVII, 23—33, 1937.

Vaufrey, R.: *Deux nouvaux crânes de Sinanthrope.* L'Anthrop. XLVI, 716, 1937.

Vaufrey, R.: *Le crâne anthropoide de Sterkfontein.* L'Anthrop. XLVI, 710—711, 1937.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Mc Dougall, W.:** *Aufbaukräfte der Seele. Grundriß einer dynamischen Psychologie und Psychopathologie.* Deutsch herg. v. E. Rothacker. üb. v. F. Becker u. H. Bender. 282 S., 6 Abb. G. Thieme, Leipzig 1937. (RM. 7.20.)

Das Buch ist der reife und reiche Abschluß in dem Aufbau des umfassenden psychologischen Lebenswerks, das die Wissenschaft dem bekannten englisch-amerikanischen Forscher dankt. In großzügig gesehener Zusammenschau entwickelt es vor uns den inneren Gesamtbau eines wirklich geschlossenen Bildes vom seelischen Sein.

Ausgehend von den einfacheren Formen seelischen Lebens im Instinktgeschehen der Tiere, die selbst auf diesen Stufen bei genauerem Zusehen jenseits aller vermeintlichen Automatenhaftigkeit liegen, wird dann im einzelnen das Verhalten der höheren Tiere und das des Menschen insbesondere unter dem Gesichtspunkt betrachtet, worin dabei die angeborene Ausstattung mit Triebkräften und Fähigkeiten zu finden sei. Es folgt eine genauere Kennzeichnung des affektiven Lebens und seiner Organisation in den Gesinnungen und Vorlieben, wobei auch die Fragen des Temperaments und Charakters ausführlich ihre Einordnung finden. In einer letzten Gruppe von Betrachtungen wird endlich die Fruchtbarkeit des damit entwickelten Rahmens auch für das Verständnis der psychopathologischen Tatsachen umschrieben. Abschließend folgen zusammenfassende Betrachtungen über das Lernen und die Steuerungsprozesse sowie über den Aufbau der Persönlichkeit.

Daß gerade dies Werk McDougalls übersetzt wurde, muß daher ganz besonders begrüßt werden: Es kann zu den ganz wenigen Büchern wirklich großer innerer Linie gezählt werden, welche man heute in der Psychologie namhaft machen kann.

B. Petermann, Hamburg.

Göbber, K. H.: *Blutgruppe und Typus.* Z. angew. Psychol. Charakterkde. LIII, 19—47, 1937.

Verf. untersuchte 102 Personen bekannter Blutgruppenzugehörigkeit mit dem Rorschach-Test und Fragebogen. Er bestätigt die Beobachtung Furukawas, daß den Blutgruppen bestimmte psychische Haltungen entsprechen, kommt aber im einzelnen zu z. T. anderen Ergebnissen. Die stärksten Beziehungen zur Blutgruppe zeigt danach die Gefühlshaltung. O, die vermutlich ursprüngliche Gruppe, zeigt auch psychisch die geringste Durchgliederung: offenes Gefühlsleben, positive Stellung zur Welt, Betriebsamkeit, leichte Beeinflußbarkeit. A ist vorwiegend schizothym: zurückhaltend und beherrscht, sorgfältig und zielstrebig, leicht verletzlich gegen Kritik; B stark gefühlsbetont, mit einer verborgenen „Tiefenschicht", die gelegentlich zu erschöpfenden Ausbrüchen führt. — Die interessanten Ergebnisse müßten an weiterem Material gesichert werden.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Helwig, P.:** *Seele als Äußerung.* Untersuchungen zum Leib-Seele-Problem. 124 S., B. G. Teubner, Leipzig 1936. (RM. 4.20.)

Ein Versuch, die Leib-Seele-Zuordnung in neuartige gedankliche Zusammenhänge einzuordnen im Wege einer begrifflichen Einzelbestimmung der „Seinsweisen" des Psychischen und des Dinglichen sowie der daraus folgenden Umschreibung der besonderen Art, wie sich danach Seelisches auf Dingliches innerlich bezieht. Einen Eindruck davon, wie das — in starker Anlehnung an aristotelische Denkformulierungen — im einzelnen geschieht, geben einige Proben: Das „Sein" der Seele ist nicht „bei sich selbst". Die Seele ist ein „Sich-Hin-Haben zum Außen", ist sonach schon in der Seinsweise letztlich völlig verschieden von dem „Außen" selbst, das ein Sein „bei sich selbst" hat. — Der Kerngedanke ist, daß sich das Seelische konstituiert nicht in sich, sondern erst im „Übergang", im Bezogensein zum Außen, im Hingewandtsein auf das Außen.

B. Petermann, Hamburg.

***Lange, J.:** *Kurzgefaßtes Lehrbuch der Psychiatrie.* 2. Aufl., 269 S., 4 Abb., G. Thieme, Leipzig 1936. (RM. 8.70.)

Das rasche Erscheinen der Neuauflage zeigt, daß das Buch in ausgezeichneter Weise den Zweck erfüllt, für den es geschrieben ist, nämlich für den Studenten und den jungen Arzt kurz und klar das Wesentliche zu bringen, doch so, daß ohne kompendienhafte Erstarrung der Stoff lebendig und anschaulich bleibt und auch die Fragen und Probleme der Forschung noch mit anklingen. Auch der rassenhygienisch an der Psychiatrie Interessierte wird hier rasche Belehrung schöpfen können. Wir wünschen dem Buch auch weiterhin den wohlverdienten schönen Erfolg. E. Kretschmer, Marburg.

***Poppelbaum, H.:** *Tierwesenskunde.* 264 S., 124 Abb., Emil Weise, Dresden 1937.

Eine anthroposophische Schrift, die unter den Biologen wohl keine Leser finden wird. Der Verf. bemüht sich, die Entwicklung der Tiertypen entgegen der naturwissenschaftlichen Auffassung als „Reinigung" von „Urbildern" darzustellen, als Ausdruck einer „Astralität". Wenn dabei zu lesen ist „ohne das Leben wüßten wir nichts von Zeit", so mag man darüber lächeln, wenn von einem „Zeitenleib" die Rede ist, der „substantiell aus Weisheit gewoben ... in den Raum hinein verfügt", so kann man nur den Kopf schütteln, wenn dann aber von der „Unzulänglichkeit der Vorstellung vom Erbgefüge" gesprochen wird, so muß man wohl doch gegen solche Verdunkelungsversuche protestieren. B. Rensch, Münster.

***Pulay, Erwin:** *Der überempfindliche Mensch. Überempfindlichkeit des Körpers und der Seele.* 2. Aufl., 347 S., Otto Lorenz, Wien-Leipzig 1937.

Der überempfindliche Mensch ist in seiner hormonalen Steuerung gestört, und zwar beruht diese Störung in erster Linie auf seiner Zugehörigkeit zum Intersex. Es besteht ein Konflikt zwischen dem gleichgeschlechtlichen und dem entgegengeschlechtlichen Sexualhormon, zugleich aber zwischen Tiefen- und Rindenperson, der um so wirksamer ist, als auch die Begabung an das Zwischengeschlechtliche gebunden sein soll. „Der überempfindliche Mensch in seiner gesteigerten Form und seiner reinsten Erscheinung ist der am Menschentum Leidende, aber auch gleichzeitig Repräsentant höchsten Menschentums." Diese Behauptungen und ihre Anwendung auf die Massenseele stehen im Leeren, wiewohl sie in die Darstellung von mancherlei Tatsachen eingebettet sind.

J. Lange, Breslau.

***Beinhaur, W.:** *Der spanische Nationalcharakter.* 138 S., Schöningh, Paderborn 1937. (RM. 2.40.)

***Boll, M.:** *La science des caractères.* 40 S., Hermann & Cie., Paris 1936. (8 fr.)

***Bourjade, J.:** *L'intelligence et la pensée de l'enfant.* 162 S., F. Alcan, Paris 1937. (Broch. 10 fr.)

Bouterwek, H.: *Erhebungen an eineiigen Zwillingspaaren über Erbanlage und Umwelt als Charakterbildner.* Z. menschl. Vererb. Konst. Lehre XX, 265—275, 1936.

***Burt, C.:** *The Subnormal Mind.* 2. Edt., 372 S., Oxford University Press, London 1937. (10 s. 6 d.)

***Heiß, R.:** *Die Lehre vom Charakter.* 274 S., W. de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1936. (Geb. RM. 8.80.)

***Hetzer, H.:** *Psychologische Untersuchungen der Konstitution des Kindes.* 208 S., J. A. Barth, Leipzig 1937. (RM. 9.60.)

Klemm, O.: *Gedanken über seelische Anpassung.* Forsch. Fortschr. XIII, 354—355, 1937.

Lange, F.: *Die physiognostische Bedeutung der Nase.* Münch. med. Wschr. LXXXIV, 427—430, 1937.

***Mc Dougall, W.:** *Psycho-Analysis and Social Psychology.* 207 S., Methuen and Co., London 1936. (7/6)

Allgemeines und Unterricht

Höft, A.: *Rassenkunde, Rassenpflege und Erblehre im volksbezogenen lebenskundlichen Unterricht.* 179 S., Zickfeldt, Osterwieck-Harz und Berlin 1936. (RM. 4.60.)

In einem kurzen einführenden Teil umreißt der Verf. die lebens- und artgesetzlichen Grundlagen völkischer Weltanschauung und die Aufgabe der Erziehung als erbgerecht gelenktes Wachstum und volksbezogene Lebensschulung. Die „Beiträge aus der Praxis" bringen einen gut aufgebauten Plan für die vier oberen Jahrgänge der Volksschule unter dem Leitgedanken „Heimat- und Volkstum" und eine Reihe treffend ausgewählter Unterrichtsbeispiele.

Die Neuausrichtung des lebenskundlichen Unterrichts und die Bereitstellung des notwendigen Rüstzeugs ist nach Ansicht des Verf. Aufgabe zweckmäßig eingerichteter Lehrerarbeitslager. — Ein wertvolles Buch, auf reicher Erfahrung aufgebaut, klar in der Haltung. O. Wiehle, Breslau.

Vishnewsky, B. N.: *Anthropology in U.S.S.R.* In the course of 17 years (1917 to 1934). Am. J. Phys. Anthrop. XXI, 1—17, 1936.

Ein leider sehr summarischer Tätigkeitsbericht über die anthropologische Forschung — größtenteils im Felde. Doch findet der Anthropologe auch manche interessante Einzelheiten über Rassenverteilung und praktische Anwendung anthropometrischer Erhebungen (Armee und Wirtschaft), der Prähistoriker über z. T. unpublizierte paläolithische Stationen. Drei Seiten Literaturverzeichnis in transskribierter Orthographie.

E. H. Krüger, Breslau.

4. Historische Anthropologie

(Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Geschichte der Anthropologie und Naturwissenschaften

***Bälz, T.:** *Erwin Bälz. Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan.* 285 S., 3. Aufl., Engelhorns Nachf., Stuttgart 1937. (RM. 6.— bzw. 7.50.)

E. Bälz war nicht nur ein „Vater der japanischen Medizin" und nicht nur der scharfe politische Beobachter, als den ihn die jüngste Zeit mehrfach würdigte — er war auch der erste und anerkannte anthropologische Erforscher des Ostens. Als solcher hat er sich bemüht, den lebenden Menschen und damit die Weichteilmerkmale stärker in den Vordergrund zu rücken als andere Anthropologen seiner Zeit. Wenn auch von der Kürzung der neuen Auflage gegenüber den beiden früheren gerade einige darauf bezügliche Stellen betroffen sind, so liefert das Buch doch recht interessante Aufschlüsse über die anthropologischen und prähistorischen Neigungen von E. Bälz und über rassenseelische Züge der Japaner. H. Grimm, Breslau.

***N. N.:** *IIIe Congres International d'Histoire des Sciences.* Actes, conférences et communications. 462 S., Lisboa 1936.

Auf dem Kongreß, an dem fast nur die romanischen Nationen beteiligt waren, wurden auch einige Vorträge von anthropologischem Interesse gehalten:

R. Jorge: La Médecine et les médecins dans l'expansion mondiale des Portugais.
A. Camillo Monteiro: De l'influence portugaise au Japon.
L. de Pina: Historia das doutinas humoraisee constitucionais em Portugal.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Plischke, H.:** *Johann Friedrich Blumenbachs Einfluß auf die Entdeckungsreisen seiner Zeit.* 107 S. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1937. (RM. 8.—.)

Der durch seine historischen Forschungen auf völkerkundlichem Gebiet bestens bekannte Verf. geht in dieser neuen Studie dem Einfluß des Begründers der modernen Anthropologie auf sein Fach nach und schildert — mit guten Porträts — Leben und Arbeit der Blumenbachschüler Hornemann, Seetzen, Burckhardt, v. Langsdorff, Prinz Wied und v. Haxthausen, die als Forschungsreisende Namhaftes leisteten. Dabei wird auch das Dunkel gelüftet, das bisher über dem in der Sahara früh ermordeten Roentgen lag. Unter den Originalbriefen und Notizen von Blumenbach sind besonders seine Reiseanweisungen an Hornemann wissenschaftsgeschichtlich interessant. Die anthropologisch überragende Bedeutung des frühen Göttingen — das eben seine 200-Jahr-Feier beging — tritt auch in dieser Arbeit eindrucksvoll heraus. v. E.

***Stadelmann, H.:** *Die Biologie des Laotse.* 21 S., Kampmann, Kampen (Sylt), 1937.

Der Versuch einer Sinndeutung der Philosophie des Laotse — bei uns und besonders unseren Biologen wenig bekannt und meist noch weniger verstanden — wird von der Basis der modernen Ganzheits-Biologie vorgenommen, was unter Vermeidung fachtechnischen Ballastes von beiden Seiten in feinsinniger Weise und mit geistiger Höhe durchgeführt wird. v. E.

***Tschulok, S.:** *Lamarck. Eine kritisch-historische Studie.* 190 S., Niehaus, Zürich und Leipzig 1937.

Hier wird endlich einmal Lamarck im Rahmen seines — in sich zusammenhängenden — Gesamtschaffens dargestellt. Wohl die meisten Biologen haben sich bisher ein unrichtiges Bild des genialischen Phantasten gemacht. Seine biologische Entwicklungslehre war in seinen Vorstellungen über die „Chemie des Feuers" und in seiner Physik der Fluida verwurzelt, hatte somit einen ganz anderen Ausgangspunkt, als Darwins Werk, das von Naturtatsachen ausging. Das Buch muß nachdrücklich empfohlen werden. G. Heberer, Tübingen.

Brednow, W.: *Die Entwicklung medizinisch-naturwissenschaftlichen Denkens an der Göttinger Universität in den ersten 120 Jahren ihres Bestehens.* Med. Welt XI, 881 bis 892, 1937.

***Hauke, E.:** *Galen: Daß die Vermögen der Seele eine Folge der Mischungen des Körpers sind.* Abh. d. Gesch. Med. u. Naturwiss. H. 21, 38 S., E. Ebering, Berlin 1937. (RM. 1.80.)

***Laignel-Lavastine:** *Histoire générale de la médecine, de la pharmacie, de l'art dentaire et de l'art vétérinaire.* 682 S. Albin Michel, Paris 1936.

***Lohde, R.:** *Die Anthropologie Pascals. Eine Strukturstudie zur Theorie der Menschenkenntnis.* 83 S., M. Niemeyer, Halle a. d. S. 1936. (RM. 2.80.)

***Meier-Lemgo, K.:** *Engelbert Kämpfer: der erste deutsche Forschungsreisende, 1651—1716.* 212 S. Strecker & Schröder, Stuttgart 1937. (RM. 3.50 u. 5.—.) — (Vgl. Z. Rassenk. VI, 270.)

Vorgeschichte

Baudouin. M.: *Les deux squelettes du Campignien Saint-Piat (Eure-et-Loir).* Rev. Anthrop. XLVII. 153—165, 1937.

Die in situ gefundenen Schädel- und Skelettfragmente eines Mannes und einer Frau aus dem nordfranzösischen Campignien lassen auf hochwüchsige Dolichokrane schließen.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Bøe, Johs.** und **Numedal, A.:** *Le Finnmarkien. Les Origines de la Civilisation dans l'Extrême-Nord de l'Europe.* (Instituttet for sammendignende Kulturforskning Ser. B. XXXII.) X u. 263 S., 46 Abb. u. 104 Taf., H. Ashehoug, Oslo 1936.

Eine größere Anzahl von Siedelungsfunden zeigt die Anwesenheit eines steinzeitlichen Menschen östlich und westlich vom Nordkap in den Fjorden. Das sehr verschiedene Typen enthaltende Geräteinventar ist mesolithisch und bricht aus noch nicht bekannter Ursache einheitlich ab. Einwanderung der Verfertiger aus Richtung der russisch-polnischen Ebene erscheint eher möglich als eine solche aus der Richtung der Nordsee.
E. Wahle, Heidelberg.

Debetz, G.: *Squelette Tardenoisien de l'abri sous roche Fatma-Koba en Crimée.* Antropologičesky Ž. II, 164—165. (Russisch 144—163.) 1936.

Ausführliche Beschreibung eines gut erhaltenen Skelettes: ausgesprochen H. sapiens und europid, aber gemäßigte Prognathie. Der Schädel ist lang und hoch (L: 189,5; B: 138; H: 150!), das Gesicht dagegen niedrig (Obergesichtsindex 48,2) mit sehr niederen Augenhöhlen (Orb. Index 66!) und mäßig breiter Nase (52,2). Geringes Schädelrelief, aber keine Angabe, ob Verf. den Schädel für männlich oder weiblich hält. Die Körperhöhe ist für diese Zeit ziemlich beträchtlich: 168—169 cm. I. Schwidetzky, Breslau.

de Mortillet, S. G.: *Les squelettes de l'ossuaire néolithique de Combe Cullier.* Rev. Anthrop. XLVII, 187—217, 1937.

Die in der Dordogne gelegene Fundstelle lieferte 11 schlecht erhaltene Schädel und eine Reihe von Skelettknochen: es handelt sich um übermittelgroße, ausgesprochen lang- und ziemlich hochschädelige Individuen von kräftigem Knochenbau. — Kein Vergleich mit anderen Gruppen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Philipp, Hans:** *Vor- und Frühgeschichte des Nordens und des Mittelmeerraumes.* Ein Handbuch für Schule und Haus. 328 S., 349 Abb., E. S. Mittler. Berlin 1937.

Das Buch sieht seinen Stoff „von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus, von dem des Nationalsozialismus", zu welchem der Geschichtsunterricht zu erziehen hat. Das Altertum ist lediglich „die Auseinandersetzung der nordischen Kultur mit den Kulturen der fremden Rassen im Mittelmeerraum", und so beginnt die Darstellung mit dem Werden der nordischen Rasse. Altorientalische Geschichte und diejenige der Antike sind zwischen die Behandlung von Bronze- und Eisenzeit eingeschaltet.
E. Wahle, Heidelberg.

Vallois, H. V.: *Les ossements natoufiens d'Erq-el-Ahmar (Palestine).* L'Anthrop. XLVI. 531—539, 1936.

Ein gut erhaltener mesolithischer Schädel aus dem Natoufien I, der in die Variationsbreite der leider nur vorläufig veröffentlichten Schädel von Shouqbah und Athlit zu fallen scheint. Er bestätigt das völlige Fehlen Brachykephaler im mesolithischen Kleinafrika. Die Natoufien-Leute sind von den Mesolithikern Deutschlands und Frankreichs verschieden, vergleichbar nur mit den Dolichokephalen von el Mugem. — Abgesehen von der Horizontierung der Abbildung eine vorbildliche Veröffentlichung.
E. H. Krüger, Breslau.

Zotz, L. F.: *Das Alter des sogenannten urnordischen Menschen von Groß-Tinz.* Prähist. Z. XXVII, 58—66, 1936.

Die Überprüfung des Grabinventars (vor allem Vergleich mit dem bandkeram. Grabfeld von Stary Brześć in Polen) macht es im höchsten Maße wahrscheinlich, daß es sich um eine Bestattung des späteren Neolithikums — u. zw. wohl der Jordansmühler Kultur — handelt. — Eine Diskussion des Falles unter anthropologischen Gesichtspunkten hat Ref. in Arbeit. E. H. Krüger, Breslau.

Birkner, F.: *Das Indogermanenproblem.* Forsch. Fortschr. XIII. 341—343, 1937.

Euler und **Werner:** *In welchem Alter starben die Jungsteinzeitmenschen?* Altschles. Blätter, 139—141, 1936.

Gieseler, W.: *Bericht über die jungpaläolithischen Skelettreste von Stetten ob Lontal bei Ulm.* Verh. Ges. Phys. Anthrop. VIII, 41—48, 1937.

***Hancăr, F.:** *Urgeschichte Kaukasiens von den Anfängen seiner Besiedlung bis in die Zeit seiner früheren Metallurgie.* A. Schroll, Wien 1937.

Heberer, G.: *Die mitteldeutschen Schnurkeramiker: ein Beitrag zur Indogermanenfrage.* Verh. Ges. Phys. Anthrop. VIII, 59—68, 1937.

v. Heine-Geldern, R.: *Die Wanderung der Arier nach Indien in archäologischer Betrachtung.* Forsch. Fortschr. XIII, 307—309, 1937.

Krahe, H.: *Die Illyrer in Italien.* Welt als Geschichte III, 119—136, 1937.

***Stein, Sir. A.:** *Archaeological Reconnaissances in North Western India and South Eastern Iran.* Macmillan, London 1937. (63/—)

***Sturms, E.:** *Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum.* 163 S. de Gruyter, Berlin 1936.

Vasmer, M.: *Lappenspuren in Nordrußland.* Forsch. Fortschr. XII, 100—101, 1936.

***Willvonseder, K.:** *Die mittlere Bronzezeit in Österreich.* 484 S., Schroll & Co., Wien 1937. (RM. 36.—.)

Geschichte

***Biró, D.:** *Teoria ondulatoria de la historia.* 128 S., 5 Abb., Libreria y Casa Editoria de Jesús Menéndez, Buenos Aires 1936.

Der Verf. bringt die größeren Erscheinungen historischen Geschehens des Aufschwungs und Niedergangs im Leben der Völker in Zusammenhang mit erbbiologischen Vorgängen. Beide Geschlechter haben einen unterschiedlichen Anteil an der Vererbung, der auf der längeren Zeugungsfähigkeit des Mannes beruht, so daß nach 360 Jahren die Anzahl der Generationen um eine weibliche Generation zugenommen hat. Diese zeitliche Konstanz und ihre Periodizität fällt nach Verf. mit der Periodizität des Höhepunktes von Kulturen eines Volkes zusammen. Die Erscheinungen werden mit Hilfe der Mendelschen Gesetze und der Morganschen Gen-Theorie erklärt. W. Brandt.

***Martin, Claude:** *Les Israélites Algériens de 1830 à 1902.* 388 p., Editions Herakles, Paris 1936. (Frs. 35.—.)

Das Buch behandelt in 26 Kapiteln Stellung und Schicksale der algerischen Juden von der Zeit vor der Eroberung (1830) bis zum Beginne dieses Jahrhunderts. Die Gesichtspunkte sind politisch-historisch und juristisch. Es ergibt sich auch einige Ausbeute für das Thema der Rassenkonflikte. Etwas statistisches Material ist beigegeben. W. E. Mühlmann, Hamburg.

***Paul, G.:** *Rasse und Staat im Nordostraum.* 45 S., Lehmann, München 1937.

In dieser Darstellung, die wirklich nur Darstellung, nicht wissenschaftliche Abhandlung sein will, steht an erster Stelle der Staat, an zweiter der Raum und erst an dritter Stelle die Rasse. Das entspricht dem vorliegenden Material, aber wohl auch den Möglichkeiten einer großräumigen Geschichtsbetrachtung, für die doch die historisch wirksamen und als solche überlieferten Einheiten der Staaten und Völker im Vordergrund stehen müssen. I. Schwidetzky, Breslau.

Trofimova, T. A.: *A craniological outline of Tartars of the „Golden Horde".* Antropologičesky Ž. II, 192. (Russisch 166—191.) 1936.

Unter 35 männlichen Schädeln aus der Nähe von Astrachan, die tartarischer Stadtbevölkerung des 14.—15. Jahrhunderts angehören, überwiegt ein brachykephaler europider Typus mit einigen Merkmalen („türkischer") mongolider Beimischung (Turanide). Daneben treten Langschädel mediterranen Charakters und reine („zentralasiatische") Mongolide auf. — Mittelwerte der ausgesonderten Gruppen mit Vergleichszahlen, aber keine Individualmaße. I. Schwidetzky, Breslau.

Aubin, H.: *Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung.* Forsch. Fortschr. XIII, 246—247, 1937.

Christian, V.: *Semiten und Sumerer im Zweistromland.* Forsch. Fortschr. XIII, 325—326, 1937.

***Collingwood, R. G.** and **Myres, J. N. L.:** *Roman Britain and the English Settlements.* 515 S., Clarendon Press, Oxford 1936. (12/6.)

***Diamond, J.:** *The Indian Background of Canadian History.* Canade Dep. of Mines and Resources. Nat. Mus. of Canada, Bull. 81. J. O. Patenaude, Ottawa 1937. (30 c.)

***Friederici, G.:** *Der Charakter der Entdeckung Amerikas durch die Europäer.* 3 Bde., J. Perthes, Stuttgart 1936.

***Gautier, E. F.:** *Le passé de l'Afrique du nord: les siécles obscurs.* 458 S., Payot, Paris 1937.

***Meyer, Ed.:** *Geschichte des Altertums.* Bd. III: *Der Ausgang der altorientalischen Geschichte und der Aufstieg des Abendlandes bis zu den Perserkriegen.* 2. Aufl., 800 S., H. E. Stier, Stuttgart 1937.

***Norlund, P.:** *Wikingersiedlungen in Grönland. Ihre Entstehung und ihr Schicksal. (De gamle Nordbobygder ved verdens ende.)* Übers. v. Dr. J. Blüthgen u. Helge Kjaergaard. 138 S., 98 Abb., Kabitzsch, Leipzig 1937. (RM. 6.30.) Vgl. Ref. Z. Rassenk. V, 105, 1937.

Zatschek, H.: *Volksgeschichtliche Aufgaben für die ältere sudetendeutsche Geschichte.* Forsch. Fortschr. XIII, 393—395, 1937.

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

Campell, T. D., Gray, J. H. and Hackett, C. J.: *Physical anthropology of the aborigines of Central Australia.* Oceania VII, 106—139, 1936.

Auf Grund des Materials mehrerer Expeditionen wurden die Erhebungen an 324 Männern und 136 Frauen bearbeitet; sie gehörten folgenden zentralaustralischen Stämmen an: Aranda, Loritja, Iliaura, Anmatjera, Ilpirra, Ngalia, Pintubi, Jankunzazara, Pitzanzara. H. Damm, Leipzig.

Cottevieille-Giraudet, R.: *Questions de raciologie humaine.* Rev. Anthrop. XLVII, 113 bis 136, 1937.

Vergleich der Klassifikationen von Montandon und Lester mit einer eigenen. Die eingangs gestellte Forderung einer Einigung in Fragen der Klassifikation wird durch Aufstellen einer neuen allerdings nicht gelöst. I. Schwidetzky, Breslau.

Făcăoaru, I.: *Rassenzusammensetzung der Rumänen, Sekler und Ungarn.* Bull. Eug. Biopol. VIII, 137—138 (rumänisch 124—137), 1937.

Ders.: *Rassenzusammensetzung von acht rumänischen Dörfern des Kreises Sibiu.* Bull. Eug. Biopol. VIII, 203 (rumänisch 191—202), 1937.

Von den umfangreichen Untersuchungen des Verf. geben diese beiden Arbeiten das wichtigste synthetische Ergebnis: Bei 1363 Personen aus 4 siebenbürgischen Dörfern (Măguri, Lăzarea, Păned, Săbed) wurden Rassendiagnosen gestellt. Rumänen und Sekler sind danach durch das Vorwiegen alpiner und mediterran-orientalischer Typen gekennzeichnet, während bei den Ungarn die Dinarier an erster Stelle stehen. An dritter Stelle folgen bei allen drei Völkern Nordische, an vierter Osteuropide. In den rein rumänischen Dörfern des Bezirkes Hermannstadt (Sibiu) überwiegen bei weitem die Mediterranen. — Zahlreiche Typenbilder. Für den Vergleich mit den Rassendiagnosen anderer Autoren wäre eine Inbeziehungsetzung von Rassen- und Merkmalsanalyse erwünscht. I. Schwidetzky, Breslau.

Lebzelter, V.: *Ein Beitrag zur Rassenkunde der Siebenbürger Sachsen.* Verh. Mitt. Siebenbürg. Ver. Naturwiss. Hermannstadt, o. B. S.A. 24 S., 1935—36.

1932 maß Verf. 1223 Siebenbürger Sachsen (681 erwachsene ♂, 468 erwachsene ♀). Die Tabellen kennzeichnen eine sehr einheitliche Bevölkerung mit einem hohen Anteil von hellen Dolichoiden (Männer 36,2%, Frauen 25,7%). Dolichoide Gruppen überhaupt machen rund Dreiviertel des Materials aus. Kurzköpfige Typen treten ganz zurück. Im Gegensatz zu Hermann (vgl. Ref. Z. Rassenk. VI, 267, 1937), wertet der Verf. dies für die Herkunftsfrage aus: „Die rassenmäßige Zusammensetzung der heutigen Sachsen weist unbedingt auf Flandern und auf den Mittelrhein". Vergleich mit den unter den Sachsen lebenden kurzköpfigen Rumänen führt zur Ablehnung einer Verrundung der Schädelform bei höherem Lebensstandard oder im Laufe der Zeiten.
H. Grimm, Breslau.

Meiring, A. J. D.: *The frontal convolutions on the endocranial cast of the skull M. R. I. from the deepest levels of the Matjes river cave, C. P.* South Afr. J. Sci. XXXIII, 960 bis 970, 1937.

Nach den Befunden an Becken und Längsknochen gehört das Skelett M. R. 1 zu einer kleinen (nicht pygmoiden!) Frau. Keith hat den Schädel infolge Verwechslungen beim Auspacken versehentlich als männlich beschrieben. Der Fund weist unzweifelhafte Beziehungen zu Keiths „Prehistoric South African race" auf. Verf. untersucht den Stirnlappen auf einem Ausguß des Hirnschädels von M. R. 1 und vergleicht mit Ausgüssen des Florisbadschädels und eines modernen Buschmannschädels. Auf eine bisher unbekannte Zwischenstellung zwischen Europäer und Anthropoiden in der Lage der mittleren Stirnwindung beim modernen Buschmann wird hingewiesen. M. R. 1 zeigt einzelne primitive Züge, z. B. Kleinheit der mittleren Stirnwindung (Zentrum für konjugiertes Sehen!), steht im ganzen jedoch dem rezenten Buschmann näher als dem Florisbadschädel.
H. Grimm, Breslau.

Pesonen, N.: *Anthropologische Untersuchungen in der Landschaft Savo.* Ann. Acad. Sci. Fennicae. Ser. A, XLVII, S.A. 95 S., 1937.

Zahlreiche Körper- und Kopfmaße, sowie Indices und Komplexion von 595 ♂ und 376 ♀ in tabellarischer Aufstellung: Körperhöhe 167,4 (♀ 154,5); Kopfindex 81,1 (81,5). Morphologischer Gesichtsindex 86,0 (85,6); Nasenindex 68,4 (65,8). Helle Augenfarbe 87,2% (82,6%); Blonde 49,4% (46,6%) (keine Bestimmungstafeln). — Die typologische Auswertung steht noch aus. I. Schwidetzky, Breslau.

Pesonen, N.: *Über die anthropologischen Eigenschaften der Finnen.* Acta Instituti Anat. Universitatis VIII, 571—572 (finnisch 552—571), 1937.
Mitteilung über die Körperhöhe und Kopfindex von 7778 Personen, die seit 1924 in verschiedenen Teilen des Landes untersucht wurden: Mittlere Körperhöhe 169,2 (Finnen 168,7, Schweden 172,3): Kopfindex 80,8 (Finnen 81,0, Schweden 79,4). Im Südwesten finden sich die größte Körperhöhe und die längsten Köpfe. — Verteilungskurven und Karten.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Roy, S. Ch. and Roy, R. Ch.:** *The Kharias.* 2 vols. „Man in India" Office, Ranchi 1937. (Rs. 11.—.)
Seine Reihe vorzüglicher Monographien über indische Primitivstämme bereichert der bekannte Ethnologe und Herausgeber des „Man in India" durch zwei weitere stattliche Bände. Eine eingehende Untersuchung legt den kulturlichen Besitz, den sozialen Aufbau, die Religion und Sitten und Gebräuche der Kharias dar. Der Stamm wird in die Dudh Kharias im Ranchi District (Chota Nagpur), die Dhelki Kharias in Jashpur (Central Provinces) und die Hill oder Erenga Kharias in Mayurbhanj (Orissa) gegliedert, von denen insgesamt 270 Individuen vom Sohn R. Ch. Roy gemessen worden sind. Dieses Material wurde unter der Anleitung von Prof. Mahalanobis, Calcutta, nach der Dixonschen, der Pearsonschen und seiner eigenen Methode mathematisch und biostatistisch weitgehend berechnet und analysiert. Die Verff. kommen zu dem Ergebnis „the Kharias are on the average a dolichocephalic, hypsicephalic (orthocephalic with tendency to the hypsicephalic) people" und „in all cases there is physical development from Hill to Dudh and often in most cases the Dhelki lies midway between the two". Die beigegebenen Bilder lassen vorwiegende Zugehörigkeit zur weddiden Schicht und hie und da einen leichten mongoliden Einschlag durch stärker betonte Wangenbeine und etwas schrägstehende Augenspalten erkennen. Man kann Indien nur wünschen, daß recht viele Landsleute in die Fußtapfen S. Ch. Roys treten, um durch ähnliche ernste und unvoreingenommene Arbeit die Kenntnis und Aufhellung der anthropologischen und ethnologischen Probleme des Landes zu fördern.
D. Costa.

Tscheboksarov, N.: *Some features referring to the history of depigmented racial types of Eurasia.* Antropologičesky Ž. II, 227 (russisch 193—226), 1936.
In Abwehr „anthropofaschistischer Theorien" setzt sich Verf. mit der Frage auseinander, wo die Depigmentation verbreitet und entstanden ist. Die weite Verbreitung Hellfarbiger von verschiedenem morphologischem Typus in Nordrußland scheint ihm gegen die Entstehung in einem nord- oder westeuropäischen Kerngebiet zu sprechen, vielmehr das Ergebnis eines einheitlichen Vorgangs in der ganzen nordeuropäischen Waldzone zu sein.
I. Schwidetzky, Breslau.

Galloway, A.: *A report on the skeletal remains from the pit-circles, Penhalonga, Southern Rhodesia.* South Afr. J. Sci. XXXIII, 1044—1049, 1937.

***Grant, J. C. Boilleau:** *Anthropometry of the Beaver, Sekani and Carrier Indians.* Canada Dep. of Mines. National Mus. of Canada. Bull. No. 81. Anthrop. Sér. No. 18. J. O. Patenaude, Ottawa 1936. (30 s.)

Krämer, R.: *Rassische Untersuchungen an den „Zigeuner"-Kolonien Lause und Altengraben bei Berleburg (Westf.).* Arch. Rass. Biol. XXXI, 33—56, 1937.

v. Krogh, Ch.: *Rassenkundliche Untersuchungen im Bremer Marschgebiet.* Verh. Ges. Phys. Anthrop. VIII, 71—76, 1937.

Lebzelter, V.: *La répartition des types raciaux Romano-Méditerranéens en Roumanie.* L'Anthrop. XXXXV, 65—69, 1935.

Montandon, G.: *Le nombre des types raciaux actuels parmi les Europoïdes d'Europe et leur diagnostic différentiel.* S. A. S. Bologna I, 3—10, 1936.

Muñoz, Ribeck R.: *Contribuciones la estudio de la antropologia Chilena.* Bol. Socied. Biol. Concep. (Chile) X, 35—63, 1936.

Orford, M. and Wells, L. H.: *An anthropometric study of a series of South African Bantu females.* South Afr. J. Sci. XXXIII, 1010—1036, 1937.

Pratje, A.: *Rassenkundliche Untersuchung von Hartenstein, einem Dorf im fränkischen Jura.* Verh. Ges. Phys. Anthrop. VIII, 77—87, 1937.

Tobler, L.: *Untersuchungen über die Körperlänge und ihre Variationen an Stellungspflichtigen der Kantone Luzern, Schwyz, Unterwalden und Appenzell. Als Beitrag zur Kenntnis der Determinanten des Längenwachstums.* Arch. J. Klaus XII, 235 bis 271, 1937.

Weidner, E.: *Die Urstämme des Nordostdekan (Ranchi-Distrikt, Chota Nagpur, Britisch-Indien). Eine Studie über die Zusammenhänge zwischen Rasse, Raum und Kultur.* Pet. Mitt. LXXXII, 133—136, 170—182, 1936.

Volks- und Völkerkunde

***Buxton, D.:** *Custom is King, Essays presented to R. R. Marett on his Seventieth Birthday.* XIII, 325 p. Hutchinsons' Scientific and Technical Publications, London 1936. (12/6 s.)

***Marett, R. R.:** *Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion.* Mit einem Geleitwort von K. Th. Preuß. XI, 190 S. Ferd. Enke Verlag, Stuttgart 1936. (RM. 7.40 bzw. 9.—.)

Die Wissenschaft ehrte den Altmeister der britischen Ethnologie an seinem 70. Geburtstag durch eine Festschrift. Aus der Reihe wertvoller Beiträge seien genannt der von Buxton über die wissenschaftliche Entwicklung des Jubilars gegebene Abriß, der durch eine Bibliographie von Maretts Arbeiten ergänzt wird. Balfour vermehrt die Zahl der den Naga Hinterindiens und melanesischen Völkern Ozeaniens gemeinsamen Kulturelemente um ein weiteres. Hooton stellt in seiner Arbeit über „The Relation of the Physical Anthropology to Cultural Anthropology" jene als den eigentlichen „working mate" der Völkerkunde hin und tritt für eine Zusammenarbeit beider ein.

Den englischen Gelehrten ehrte der deutsche Verlag durch eine treffliche Übersetzung des unter gleichem Titel 1932 erschienenen englischen Werkes. Die von Marett an der St. Andrews University vor einem interessierten Laienpublikum gehaltenen Vorträge zur „Urgeschichte der Moral" werden in ihrem gewandten Ausdruck und dichterischen Schwung auch auf den deutschen Leserkreis ihren Bann ausüben, wenngleich, wie Preuß mit Recht in seinem Vorwort bemerkt, mancher fachwissenschaftlichen Besonderheit nicht mehr das Vertrauen auf Richtigkeit entgegengebracht werden kann, was „bei dem fließenden Zustand der Völkerkunde" schließlich nicht wundernimmt.

H. Damm, Leipzig.

***Henning, J.:** *Die Frau im öffentlichen Leben in Melanesien.* Studien zur Völkerkunde, herausgegeben von O. Reche und H. Plischke, Bd. 12. XI und 183 S. Jordan & Gramberg, Leipzig 1936.

Dem Verf. gebührt das Verdienst, in seiner Dissertation ein sehr vernachlässigtes und daher zum Teil auch in den Quellen selbst unergiebig behandeltes Thema in Angriff genommen zu haben. Er behandelt in 6 Abschnitten die Stellung der Frau im kultischen und im geselligen Leben, bei kriegerischen Unternehmungen, ihre Arbeitsleistung, ferner Erscheinungen wie Prostitution, Frauengesellschaften und Privilegien. Eine Karte von Melanesien ist beigefügt. Die Arbeit ist nicht abschließend, der Verf. setzt seine Studien über das Problem fort.

W. E. Mühlmann, Hamburg.

***Montandon, G.:** *La Civilisation Aïnou et les Cultures Arctiques.* 272 S., 10 Kart., 110 Abb. und 48 Taf. Payot, Paris 1937. (Frs. 40.—.)

Für Montandon gehören die Aïnu zur primitivsten der 5 Gruppen (nordisch, mediterran, alpino-armenid, lappid, aïnuid) der weißen Rasse. Als einziges mongolides Merkmal setzt sich infolge Dominanz das Vorspringen der Jochbeine durch. Die heutigen Aïnu sind subdolichokephal (76); 10 prähistorische Schädel ergaben den Index 78. Die Fingerleisten sind europid. Die Blutgruppenverteilung zeigt ein ganz uneinheitliches Bild, was als primitiv gewertet wird. Nach linguistischen und prähistorischen Bemerkungen folgt als Hauptteil eine Beschreibung der Kultur der Aïnu und ein kurzer Vergleich mit den anderen arktischen Kulturen. Jedes Kapitel schließt mit ausführlicher Bibliographie.

W. Schilde, Plauen.

***Pardal, Ramón:** *Medicina aborigen americana.* (Humanior. Biblioteca del americanista moderno.) 377 S. mit 70 Abb. und 6 Taf. J. Anesi, Buenos Aires 1937.

Ausgehend von einer kurzen Kennzeichnung der indianischen Heilkunst im allgemeinen, vor allem der „magischen" Bräuche, behandelt das Buch die Medizin der „großen Eingeborenenvölker", worunter Verf. die Tupi, Araukaner, Peruaner und Mexikaner versteht. Es folgt eine Übersicht über indianische Heilpflanzen, die abschließend deren Beitrag zur europäischen Medizin unterstreicht. Das Werk bietet eine Fülle von Material, als Frucht einer stattlichen Zahl alter und moderner Quellen. Eine Gesamtdarstellung der indianischen Medizin ist es jedoch nicht, vielmehr eine Sammlung von Monographien, mit denen das letzte Wort zu einer biologischen wie historischen Auswertung der Pathologie und der Heilverfahren des amerikanischen Menschen noch lange nicht gesprochen worden ist.

Hermann Trimborn, Bonn.

***Preuß, K. Th.:** *Lehrbuch der Völkerkunde.* 446 S., 21 Taf., 1 Karte. Ferd. Enke, Stuttgart 1937. (RM. 25.— bzw. 27.—.)

In diesem Werk wird die regionale Völkerkunde nicht behandelt. Bei dem Bestreben, allgemeingültige Sätze herauszuholen, müssen Kulturunterschiede zurücktreten. Wo solche erwähnt sind, werden sie nicht durch die Rasse erklärt. Eine Ausnahme bildet der Abschnitt „Musik" von Marius Schneider, der die wichtige Feststellung macht, daß nicht Tonleiter oder Intervalle, sondern Stimmklang und Vortragsweise rassisch bedingt

scheinen. Hingewiesen sei ferner auf den methodologischen Teil (Mühlmann), der der biologisch beeinflußten „funktionalen" Methode folgt, auf den psychologisch ergiebigen Abschnitt „Religion" (Preuß) und die Behandlung des Mischlingsproblems in Westermanns „Zukunft der Naturvölker", während v. Sydow in bezug auf das Rassische im Teil „Bildende Kunst" noch nicht ganz überzeugt. Weitere Kapitel behandeln Geistesverfassung, Gesellungsleben, Wirtschaft (Thurnwald), Sprachwissenschaft (Deeters), Recht (Adam), Ergologie (Nevermann) u. a.

W. Schilde, Plauen.

***Schneider, O.:** *Studien über die empirischen Grundlagen des Zauberglaubens bei Primitiven.* Stud. z. Völkerk. XIII, 93 S., Leipzig 1937.

Diese sorgsame Arbeit geht von Einzelbeispielen des Raumüberwindungszaubers (Gehen durch die Luft, durch die Erde usw.) in Mikronesien aus unter Verwendung von Texten, die von Müller-Wismar, A. Krämer und P. Hambruch publiziert wurden. Es bestätigt sich auch hier, „daß jene Eingeborenen den Gegensatz, der für uns zwischen den Tatsachen der Alltagswirklichkeit und den Glaubensmeinungen der Raumüberwindung besteht, nicht als Widerspruch empfinden." Es wäre wünschenswert, daß der Verf. bei den zu erwartenden weiteren Untersuchungen sich auch mit Vierkandt, Hubert und Mauss, Danzel (auf dessen „Prinzipien und Methoden der Entwickelungspsychologie" die benutzte Wernersche fußt) auseinandersetzen würde.

Th. Danzel, Hamburg.

***Teßmann, G.:** *Die Baja. Ein Negerstamm im mittleren Sudan.* Ergebnisse der 1913 vom Reichskolonialamt ausgesandten völkerkundlichen Forschungsreise nach Kamerun. Band 2: Ergebnisse der Expedition zu den Baja 1913—14. Teil 2: Geistige Kultur. VIII u. 182 S. Mit 12 Tafelbildern und 51 Figuren auf Tafeln. Strecker & Schröder, Stuttgart 1937. (Geh. RM. 15.—, Lw. RM. 18.—.)

Der 2. Teil des Teßmannschen Baja-Werkes (zu Teil I vgl. Z. Rassenk. III, 329, 1936) behandelt in seinem ersten Hauptteil Religion, Zauber und Kulte, ferner (besonders dankenswert) Wissenschaft und Medizinen (Zauber- und Seelenmedizinen, Heilkunde). Der zweite Hauptteil befaßt sich unter dem Titel „Die Beziehungen des Menschen" mit Verkehr, Handel, Geschlechtsleben, Gesellschaft, Rechtsanschauungen, Waffen und Kriegsführung. Die Beziehungen zu den Nachbarkulturen werden in einem Schlußabschnitt kurz behandelt. W. E. Mühlmann, Hamburg.

***Winkler, H. A.:** *Ägyptische Volkskunde.* 509 S., 110 Taf. W. Kohlhammer, Stuttgart 1936.

Den eigentlichen volkskundlichen Beobachtungen schickt der Verfasser seine allgemeinen Eindrücke voraus (S. 1—125), bei denen sich zahlreiche anthropographische Notizen finden: Der altägyptische Typus (dunkel, schmalgesichtig und intelligent) ist für verschiedene Orte Unter- und Oberägyptens festgelegt (Strecke zwischen Kairo und Benī Suēf, hier bes. Tammuh, Fidimīn, Fayum und Man' ariš; ferner Harğe). Im einzelnen stellt der Verf. eine Kreuzung der Fellachen mit nubischem Blut und seßhaft gewordenen Beduinen ('Abābde) fest. In Faršuṭ hat sich der rein arabische Beduinentypus erhalten; die bunteste Rassenmischung Oberägyptens ist in Zenīye bei Luxor anzutreffen. Dunkel- und hellblondes Haar, öfters auch graublaue und blaue Augen haben die Bewohner von Hoš, Aulād 'Imrān, Ahmīm (höchster Prozentsatz Blonder in ganz Ägypten!), Kimām (Blonde selten), Aulād Muḥammed (1/5 oder 1/6 der Bevölkerung blond!), Nazhet 'Abdille, Golosana (Blonde selten), Sanhūr (weißblondes Haar und reine blaue Augen!) und Kamšuš. — Die gen. Notizen sind, indem sie die Mischung der Nilbevölkerung mit arab. Blut sowie mit gänzlich fremden Elementen aufzeigen, für Siedlungsgeschichte und Rassenkunde Ägyptens von Bedeutung, für erstere vgl. auch C. H. Becker, Beiträge zur Gesch. Ägypt., Straßburg 1902/03 (Auswertung der Berichte in dem Hiṭaṭ gen. Werk des Arabers Maqrīzī † 1442). W. Hoenerbach, Breslau.

Boehm, F.: *Volkstümliche und gelehrte Zukunftsdeutung aus dem menschlichen Körper.* Geist. Arb. IV, Nr. 4, 1—3, 1937.

Gillin, J.: *The Barama River caribs of British Guiana.* Pap. Peabody Mus. Amer. Arch. XIV, No. 2, 274 S., Peabody Museum, Cambridge 1936.

Breyne, M. R.: *Rasse, Volkstum und Nation in Südafrika.* Z. Pol. XXVI, 679—694, 1936.

Jagerschmidt, A.: *Les populations et la question indigène en Afrique australe britannique.* La Géog. LXVII, 273—288, 1937.

van Stein Callenfels, P. V.: *The melanesoid civilisation of eastern Asia.* Bull. Raffles Mus. Singapore, Sér. B, I, 41—51, 1936.

***Stéphen-Chauvet:** *La Médecine chez les peuples primitifs (préhistoriques et contemporains).* 170 S. Maloine, Paris 1936.

III. Nachrichten[1])

Ägypten

— Vom April bis Oktober 1936 arbeitete eine von der Universität Cairo ausgesandte *Expedition in Südwestarabien.* Neben geologischen, geographischen, zoologischen und archäologischen Arbeiten wurden auch anthropologische Untersuchungen ausgeführt, und zwar an 800 ♂ von Yaman und 550 ♂ von Hadramaut. Das Vorhandensein Armenider in Südarabien wurde bestätigt. Neben gewissen negriden und anderen Einschlägen wird auch ein nicht negrides, aus dem weiteren Osten stammendes prognathes Rassenelement vermutet. (S.A. Huzayyin in Nature Nr. 3542, 1937.)

Chile

— Eine 2½jährige *Expedition des American Museum of Natural History,* New York, nach dem südlichen Chile entdeckte am Rio Chico eine Folge steinzeitlicher Kulturen, die zum Teil älter sein sollen als alle bisher bekannten Funde aus Südamerika. In einer Höhle fand sich eine Folge von fünf Kulturen, von denen die vierte etwa auf das Jahr 2000 v. Chr. datiert wird. (Nature Nr. 3543, 1937.)

Deutschland

— Prof. Dr. H. Weinert, Kiel, gibt in der Tagespresse und in seinem neuen Buch „Entstehung der Menschenrassen" die *erste Beschreibung eines von Dr. Kohl-Larsen im Jahre 1935 am Njarasasee (ehem. Deutsch-Ostafrika) aufgefundenen Hominidenschädels,* der am Anthropologischen Institut Kiel von Dr. Bauermeister aus zahlreichen Trümmerstücken zusammengesetzt wurde. Während Reck den Schädel nach einer vorläufigen Zusammensetzung zu den neandertaloiden Formen rechnen wollte („Palaeanthropus njarasensis"), ordnet ihn Weinert in die Pithecanthropus-Stufe ein („Afrikanthropus nj."). Prof. Dr. F. Birkner warnt unter Hinweis auf die Korrekturen, die sich bei der Bestimmung so vieler Afrikafunde notwendig gemacht haben (Oldoway, Australopithecus, Kanam und Kanjera), vor einer endgültigen Festlegung. *H. Grimm,* Breslau.

— Im Rahmen der Dresdener Museumswoche vom 2.—8. Oktober 1937 fand eine *Sonderausstellung „Zur Rassenkunde des sächsischen Stammes"* statt, bearbeitet von Dr. B. Pfaul von der Anthropologischen Abteilung der Museen für Tierkunde und Völkerkunde.

— Prof. Dr. H. Krieg, Direktor der zoologischen Sammlung des bayrischen Staates, hat eine zweite *Forschungsreise nach Südamerika angetreten.*

— Die Kais. Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher feierte am 7. August 1937 ihr 250jähriges Bestehen.

— *Verliehen:* Anläßlich seines 85. Geburtstages *Prof. Ludwig Schemann,* Freiburg, vom Führer und Reichskanzler die *Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft.*

— *Ernannt:* Dr. *F. Burgdörfer,* Direktor der Bevölkerungsstatistischen Abteilung im Statistischen Reichsamt, zum a. o. Professor für Bevölkerungspolitik in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Berlin. — Prof. Dr. *Alfred Kühn,* bisher Direktor des Zool. Institutes in Göttingen, zum ordentl. Professor und 2. Direktor des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Biologie in Berlin-Dahlem. — Prof. Dr. *Günther Just,* Direktor des Instituts für Vererbungswissenschaften in Greifswald, zum Leiter des Erbwissenschaftlichen Forschungsinstitutes des Reichsgesundheitsamtes in Berlin-Dahlem.

— Am 10. Dezember 1937 feierte der Professor für Anatomie Dr. *Hans Virchow,* Berlin, seinen 85., am 28. Oktober 1937 der Philosoph und Biologe Prof. *H. Driesch,* Leipzig, seinen 70. Geburtstag.

— *Gestorben:* Am 16. November 1937 im Alter von 75 Jahren der Vererbungsforscher Prof. Dr. *Ludwig Plate,* Jena (Hauptwerke: Selectionsprinzip und Probleme der Artbildung 1900; Vererbungslehre 1. Aufl. 1913, 2. Aufl. 1932/33; Allgemeine Zoologie und Abstammungslehre 1922—24). — Am 19. November 1937 in Borsdorf bei Leipzig Dr. *Ernst Sarfert* im Alter von 53 Jahren, von 1907—21 Leiter der Südsee-Abteilung am Museum für Völkerkunde zu Leipzig und als solcher Teilnehmer an der Hamburger Südsee-Expedition 1908—10 (Bearbeitung seines Materials durch H. Damm in „Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908—10").

---

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.



Frankreich

— Die *zweite französische Grönlandexpedition* unter Leitung von Paul-Emile Victor ist zurückgekehrt. Neben reichem ethnographischem und geographischem Material brachte sie auch eine Sammlung menschlicher Schädel und Skelette mit (vgl. Z. Rassenk. III, 222 und V, 206).

— Der Generalgouverneur Brévié gründete in Dakar ein *Institut Français d'Afrique Noire* für die wissenschaftliche Erforschung des Landes und seiner Bewohner.

Großbritannien

— Beim Bau eines neuen Geschäftsgebäudes des Evening Standard in Farringdon Street, London, wurden etwa *300 menschliche Schädel und 2000 andere Skeletteile* ausgegraben. Es handelt sich wahrscheinlich um einen Pestfriedhof des 17. Jahrhunderts.

— Das „Royal Anthropological Institute" gründete einen ständigen *Ausschuß für „Applied anthropology"*, dessen Gegenstand die Probleme des Kulturkontaktes und die Anwendung „anthropologischer (= soziologischer) Kenntnisse auf die Behandlung Eingeborener sein soll.

— Am 3. Mai 1937 wurde in London eine *Association for the Study of Systematics in Relation to General Biology* gegründet, die sich vor allem Fragen der Taxonomie und Nomenklatur zur Aufgabe stellt. Es sind vorwiegend Zoologen und Botaniker vertreten, von Forschern am Menschen z. B. Ruggles Gates.

— Vom 1. bis 3. September 1937 fand in Nottingham die diesjährige Tagung der British Association statt.

— Zur Untersuchung der Gründe, die für den Niedergang der Geburtenziffer verantwortlich sind, wurde unter Vorsitz von Prof. Carr-Saunders von der Universität Liverpool ein *Ausschuß für die Erforschung von Bevölkerungsfragen* gegründet (Population Investigation Comittee).

— Der Internationale Ausschuß für Vererbungskongresse schlug für den *8. Internationalen Kongreß 1939* Großbritannien vor. Der Vorschlag wurde von der British Genetical Society angenommen, die einen Organisationsausschuß einsetzte.

— Nach einer *Mitteilung des Londoner Verbandes der Hutfabrikanten* haben die englischen Köpfe in den letzten Jahrzehnten an Größe zugenommen. Während früher die Größe $6^1/_2$ und aufwärts am meisten verkauft wurde, setzt jetzt die Hauptnachfrage erst bei $6^3/_4$ ein.

— Am 26. November 1937 feierte der Asienforscher *Sir Aurel Stein* in Oxford seinen 75. Geburtstag.

Italien

— Vom 4.—11. Oktober 1938 findet in Rom die *VIII. Tagung der Königlichen Italienischen Akademie* statt, deren Hauptthema Afrika sein wird, und zwar u. a. die Beziehungen zwischen Weißen und Eingeborenen und die Ansiedlungs- und Akklimatisationsmöglichkeiten für Weiße.

— In Verbindung mit dem demographischen Zentralamt in Rom wurde ein *Bund kinderreicher Familien* (Associazione Nazionale Fascista delle Famiglie Numerose) gegründet, der sich die Werbung für Erhaltung und Aufartung des Volkskörpers zur Aufgabe stellt.

— Vom 15.—18. Oktober 1937 fand in Neapel der *7. Kongreß für Gerichtsmedizin* statt, auf dem auch Themen über Volksgesundheit und Konstitutionsbiologie behandelt wurden.

— Der erste *Internationale Kongreß für Kriminalanthropologie und -psychologie* soll im Jahre 1938 in Rom stattfinden. Der Präsident, Senator Mariano d'Amelio, legte dem Organisationskommitee einen Plan zur *Gründung eines Internationalen Verbandes der Gesellschaften für Kriminalanthropologie, -psychologie und -biologie* vor.

— Die vom Institut für koloniale Studien und der Königl. Italienischen Akademie organisierte *Expedition zur biologischen Erforschung Italienisch Ostafrikas* unter Leitung von Prof. Zavattari ist zurückgekehrt. Sie brachte u. a. umfangreiches anthropologisches und medizinisches Material mit.

Niederlande

— Der *15. Internationale Geographische Kongreß* wird vom 18.—28. Juli 1938 in Amsterdam stattfinden. Präsident des Organisationsausschusses ist *Prof. J. P. Kleiweg de Zwaan*.

— Am 30. August 1937 fand in Amsterdam der 2. *Niederländische Geographentag* statt, dessen Programm auch soziologische und ethnologische Themen umfaßte.

— *Ernannt: Prof. Dr. C. U. Ariëns Kappers* zum Ehrenmitglied der Royal Society of Edinburgh.

Rußland

In Pavlovo (früher Koltuski) wurde zur Erinnerung an den Physiologen Pavlov (vgl. Z. Rassenk. IV, 112) eine biologische Forschungsstation unter L. A. Orbeli errichtet, die auch die Abteilung für Entwicklungsphysiologie des Leningrader Instituts für Experimentelle Medizin aufnehmen soll.

Schweden

— *Vertreter schwedischer Lappen* kamen auf einem Reichstag zusammen, auf dem eine Mehrheit die Regierung um Abtretung von Ländereien zur Seßhaftmachung bat (Z).
— Dr. *Gunnar Dahlberg* wurde zum Direktor des Staatsinstitutes für Rassenbiologie in Uppsala ernannt, als Nachfolger des 1934 emeritierten Prof. H. Lundborg.

Südafrikanische Union

— Im April 1937 trat *Dr. Ronald Elsdon-Dew* vom South African Institute of Medical Research in Johannesburg eine etwa halbjährige Forschungsreise an, um in den britischen Kolonien und Belgisch-Kongo vor allem unter den Bantuvölkern umfangreiche *Blutgruppenuntersuchungen* durchzuführen, in Ergänzung von seit 1932 in Südafrika durchgeführten Arbeiten, über die im South African Journal of Science 1937 berichtet wird.
— Der Gouverneur von Süd- und Nordrhodesien sowie der englische Kolonialminister erließen einen Aufruf zur Gründung eines *„Rhodes-Livingstone-Instituts für zentralafrikanische Studien"* in Livingstone, die 1940 anläßlich der 50-Jahr-Feier der Gründung Rhodesias und der 100-Jahr-Feier des Beginns der Afrikareise Livingstones erfolgen soll. Das Institut soll sich vor allem mit den Beziehungen zwischen Europäern bzw. europäischer Zivilisation und Eingeborenen beschäftigen.
— Bei Ausgrabungen, die die Universität Pretoria am Mapungubwe-Berg am Limpopo veranstaltet, fand man neben Kaurimuscheln, einer Werkstatt zur Herstellung von Pfeilspitzen, Gußformen zur Herstellung von Glasperlen und Gefäßen, die Figur einer Frau mit Steatopygie, sowie 5 menschliche Skelette. (African World 18. Sept. 1937.)
— Im Parlament in Kapstadt führte die *Frage der Adoption weißer Kinder durch Farbige* zu einer heftigen Debatte. Von mehreren Abgeordneten wurde ein gesetzliches Verbot solcher Adoptionen gefordert.

Tschechoslowakei

Anläßlich des IV. internationalen Kongresses für Geschichte der realen Wissenschaften in Prag wurde an der naturwissenschaftlichen Fakultät das *Museum „Der Mensch"* in den Räumen des Anthropologischen Instituts (Prag II, Albertov 6) eröffnet. Die Schausammlungen sind jetzt in vier Ausstellungsräumen und zwei Gängen untergebracht. Das Museum enthält Diagramme, Fotografien, Skelette, Moulagen, Abgüsse usw. und umfaßt die Anthropologie von der Biologie, Erbkunde des Menschen, Phylogenie, Ontogenie, bis zur Anthropogeographie. Es ist ein kleines, aber sehr vollständiges und ausgezeichnet angeordnetes Museum, das mit Hilfe des Fondes Hrdličkas und seiner Gattin Marie errichtet werden konnte. Es untersteht der Leitung Prof. Matiegkas.

B. Škerlj, Ljubljana (Laibach).

— Vom 27. bis 29. Juli 1937 fand in Olmütz der *4. Tschechoslowakische Geographentag* statt, auf dem Fragen der historischen Geographie und Anthropogeographie stark vertreten waren.

U.S.A.

— Die naturwissenschaftliche Akademie von Philadelphia und die Harvard-Universität in Cambridge/Mass. unternehmen gemeinsam eine *Expedition nach Südasien,* die systematisch nach Überresten des Vor- und Frühmenschen suchen soll. Ausgangspunkt ist Mandalay in Nordbirma, von wo aus vor allem die Ufer des Irawadi durchforscht werden sollen. Eine zweite Teilexpedition am Südfuß des Himalaja entlang wird sich vor allem mit den dortigen klimatischen Bedingungen zur Zeit der Menschwerdung beschäftigen. Schließlich werden unter Führung von R. v. Koenigswald die Fundstellen auf Java besucht werden. — Teilnehmer sind u. a. *Dr. Helmut de Terra, Dr. H. Movius* und der Jesuitenpater *Teilhard de Chardin,* der durch seine Mitarbeit bei der Entdeckung des Sinanthropus bekannt wurde (Z).
— Am 5. Juni 1937 hielt die Eugenics Research Association ihre 25. Jahresversammlung in New York ab.



Zeitschrift für Rassenkunde

und die

gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

B. Adachi, Kyoto; R. Biasutti, Florenz; H. Böker, Jena; F. Burgdörfer, Berlin; V. Christian, Wien; J. Czekanowski, Lemberg; Ch. B. Davenport, Washington; T. F. Dreyer, Bloemfontein; H. von Eggeling, Berlin; H. J. Fleure, Manchester; Hans F. K. Günther, Berlin; G. Heberer, Tübingen; J. Imbelloni, Buenos Aires; Fritz Kern, Bonn; J. P. Kleiweg de Zwaan, Amsterdam; N. Krebs, Berlin; W. Krickeberg, Berlin; J. Kumaris, Athen; P. de Lima, Porto; H. Lundborg, Upsala; F. Sarasin, Basel; B. Škerlj, Ljubljana; E. Speiser, Basel; Griffith Taylor, Toronto; R. Thurnwald, Berlin; H. Vallois, Toulouse; O. Frh. v. Verschuer, Frankfurt/Main; E. Wahle, Heidelberg; H. Weinert, Kiel; J. Weninger, Wien; D. Westermann, Berlin; Ch. Ch. Yöng, Kanton

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 15 Abbildungen, 2 Karten und 13 Tabellen



1938

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 11. März 1938

JAHRGANG 1938 7. BAND 2. HEFT

Jahrgang 1938, Bd. VII, Heft 2

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

II. Neues Schrifttum

III. Nachrichten

Anthropologische Beiträge aus alten arabischen Werken

Von

W. Hoenerbach, Breslau

Mit 2 Abbildungen

In der islamischen wissenschaftlichen Literatur spielt der menschliche Körper nur insofern eine Rolle, als er zum Interessengebiet der von den Griechen übernommenen medizinischen Wissenschaft (*t*ibb) gehörte. Der biologischen Erscheinung kommt um ihrer selbst willen also nur geringe Aufmerksamkeit zu. Von vornherein ist zudem eine bildliche Darstellung des Menschen, ja sogar des Lebewesens überhaupt, durch den Koran verboten. Trotzdem bieten arabische Schriftsteller der mittelalterlich-islamischen Blütezeit verstreute Einzelheiten und Einzelbeobachtungen über Aussehen und Unterschied von Typen und Rassen, die auch für die europäische Forschung am Menschen von Interesse sind. Teils handelt es sich hier um ethnographische Beobachtungen, in denen das eine oder andere aus rassenkundlichem Gebiet mitschwingt, teils um Mitteilungen aus Länderberichten oder Itineraren der immer sehr reiselustigen alten Araber. Einiges sei davon im folgenden als Beleg geboten[1]).

1. Blondheit bei den Muslimen (insbes. Berbern) Spaniens und Nordafrikas

Die alten arabischen Geographen und Geschichtsschreiber lassen es meist bei einer Schilderung von Charakterveranlagung und Herkunft der Berber bewenden, ohne auf rassische Eigentümlichkeiten einzugehen. Nach Ibn al-Faqîh, Kitâb al-buldân [geschr. um 903, ed. de Goeje[1a]), S. 84] und Yâqût[2]) († 1229), Geogr. Wörterbuch (ed. Wüstenfeld, Bd. I, S. 543) fallen neun Zehntelteile von der Leidenschaftlichkeit (*h*idda) und Unbeständigkeit (*t*aisch) auf die Berber, während allein das letzte Zehntel unter die übrigen Völker aufzuteilen sei; Ibn Abî Ya'qûb[3]), Kitâb al-buldân (geschr. i. J. 891, ed. de Goeje, S. 352) schildert uns die Berber als streitsüchtig (schurât), und al-Muqaddasî[4]), A*h*san al-taqâsîm (geschr. i. J. 893, ed. de Goeje, S. 243) sagt zusammenfassend: „Ihre Veranlagung erregt durch Gemeinheit und Heftigkeit Mißfallen."

Das Herkunftsland der Berber ist nach der allgemeinen Ansicht Palestina. Von dort sollen sie, als Goliath getötet wurde, nach Nordafrika eingewandert sein (s. Ibn al-Faqîh, a.a.O., S. 83). Dieselbe Ansicht haben, wie Rei-

[1]) Aus drucktechnischen Gründen mußte von der üblichen wissenschaftlichen Transskription der arabischen Worte abgesehen werden.
[1a]) Nach dem Auszug des Schaizarî um 1022 (s. Enzykl. d. Islam, Bd. 2, S. 398); zum Original des K. al-buldân vgl. Anm. 22.
[2]) und [3]) s. E. I, Bd. 4, S. 1247.
[4]) s. E. I, Bd. 3, S. 765.

naud, Geographie d'Aboulféda Bd. II, S. 170, ausführt, auch Eusebius und Procop. Eine zweite Annahme sieht in Arabien das Ursprungsland der Berber (s. Yâqût, a.a.O., Bd. I, S. 541). Endlich findet sich bei Ibn Abî Ya'qûb (a.a.O., S. 344) eine dritte Theorie, die uns hier besonders interessiert: Von den Luwâta-Berbern in Tripolis behaupten einige, „daß sie von den Rûm [Romäer, Oströmer; Christen schlechthin!] abstammen"; zwei Tagereisen von Barqa gibt es „Leute von den Nachkommen der alten Rûm ..." (a.a.O., S. 343)[4a]; „Die Bewohner dieser Städte [Tozeur, Nefta u.a. in Tunesien] sind ein fremdes Volk von den alten Rûm, von den Afâriqa [Afrikanern] und von den Berbern" (a.a.O., S. 350); in Bischschara (Nefzâwa, Tunesien) „wohnen Leute von den alten Afâriqa", in *T*obna (Zâb, Algerien) „ein Gemisch aus Quraischiten, [andern] Arabern, Angehörigen des Djund [Militär], Fremden, Afâriqa, Rûm und Berbern" (ib.).

Nach diesen Angaben des Ibn Abî Ya'qûb haben Römer und Byzantiner (wohl als Rûm zusammengefaßt) sowie afrikanische Elemente (Afâriqa)[5] sich mit den Berbern vermischt. Über das hieraus sich ergebende somatische Bild erfahren wir leider bei den arabischen Schriftstellern nichts Genaues; so gibt uns der Geograph Is*t*achrî, Masâlik al-mamâlik[6] (geschr. um 951, ed. de Goeje, S. 44) nur ganz allgemein das Mittelmer als Grenze zwischen den blonden und dunkelfarbenen Völkern an: „Und was vom Land des Maghrib im Osten des Meeres der Rûm in der Nähe der Küste liegt — sie [die Leute, die dort wohnen] sind meist von brauner Farbe [sumra], und je weiter sie nach Südosten zu entfernt sind, um so dunkler werden sie, bis sie schließlich zum Sûdân gelangen, und dort sind die Leute vom tiefsten Schwarz unter allen Völkern; diejenigen, die westlich vom Meer der Rûm in Spanien [al-andalus] leben, sind [hingegen] weiß und blauäugig, und je weiter sie nach Südwesten zu entfernt sind, um so heller werden sie, bis die ganze Breite [des Gebietes] der Rûm zum Lande [zahr, Rücken, Landrücken] der *S*aqâliba [Slaven, sodann germanische Nordvölker][7] hin durchmessen ist, und je weiter die Leute wegwohnen, um so heller, blauäugiger und rothaariger werden sie ..." — Eine ähnliche Notiz findet sich bei Ibn *H*auqal, Al-masâlik wal-mamâlik[8] (geschrieb. i. J. 977, ed. de Goeje, S. 72): „Viele von ihnen [den Berbern] haben eine schöne [Haut-] Farbe und helle Gesichter, bis sie nach Süden zu wohnen, und je mehr sie dorthin eindringen, um so dunkler werden sie, bis sie schließlich zum Sûdân gelangen; und wer dort der Weide nachgeht, ist vom tiefsten Schwarz."[9] — Muqaddasî (a.a.O., S. 243) hebt

[4a]) Diese Angaben stehen im Einklang mit den Ausführungen von v. Eickstedt (Rassenkunde, S. 360), nach denen sich nordische Reste auf dem Plateau von Barka und im tripolitanischen Randgebirge erhalten haben.

[5]) Der Geograph Idrisî († 1162), ed. Dozy S. 121, spricht von Gabes als der „Stadt der Afâriqa"; Dozy übersetzte: ville des Africains.

[6]) Das Werk des Is*t*achrî ist eine Neubearbeitung des Werkes von Balchî (934); eine zweite Neubearbeitung verfaßte Ibn *H*auqal (s. weiter unten). — Literatur: de Goeje: Die Is*t*achrî-Balchî-Frage, in: ZDMG. Bd. 25, S. 42 pp., 1871. — Kramers: la Question Balchî-Is*t*achrî-Ibn *H*auqal et l'Atlas de l'Islam, in Acta Orientalia, Bd. 10, 1932.

[7]) s. A. Zeki Validi: Die Schwerter der Germanen, in ZDMG., Bd. 90, S. 222, 1936: „Unter den Saqâliba haben die Araber die hellhäutigen und blauäugigen Völker des Nordens verstanden ..."

[8]) s. Anm. 6.

[9]) An gleicher Stelle ein Vermerk über die Körperkonstitution der Berber: „Sie haben eine Ausdauer und Kraft wie niemand sonst."



Abb. 1. Tunesien auf der großen Weltkarte des Idrîsî
(Westhälfte der Sektion III 2) mit den Ortschaften Tozeur (1) und Nefta (2)
(Nach der Stambuler Handschrift Köprülü 955)

bei der Schilderung der Westvölker allein die Eigenart der *S*aqâliba hervor: „Je weiter nach Westen, um so heller, blauäugiger und vollbärtiger sind sie." — Nach dem bekannten Soziologen und Geschichtsschreiber der Berber Ibn Chaldûn[10]), Muqaddima, ta'thîr al-hawâ 'alâ alwân al-baschar (übers. de Slane, Bd. I, S. 171), sind Blondheit und Blauäugigkeit rein klimatisch bedingt: „In den beiden nördlichen Klimata haben die Bewohner eine weiße Hautfarbe, weil die Luft von der äußersten Kälte durchsetzt ist, die im Norden herrscht ... Die scharfe Kälte ruft dort noch andere Wirkungen hervor: Die blaue Farbe der Augen [zurqat al-'uyûn], die Fleckigkeit der Haut [furschat al-djulûd] und die Blondheit der Haare [*s*uhûbat al-schu'ûr]."

In allen diesen Berichten ist nur von einem Rassenunterschied innerhalb der westlichen Völker, nicht aber innerhalb der Berber selbst die Rede. Beachtenswert erscheint, daß Is*t*achrî den Blondtypus bereits in Spanien beginnen läßt. In der Tat haben wir zahlreiche Nachrichten über blonde und blauäugige

[10]) s. E. I. Bd. 2, S. 419.

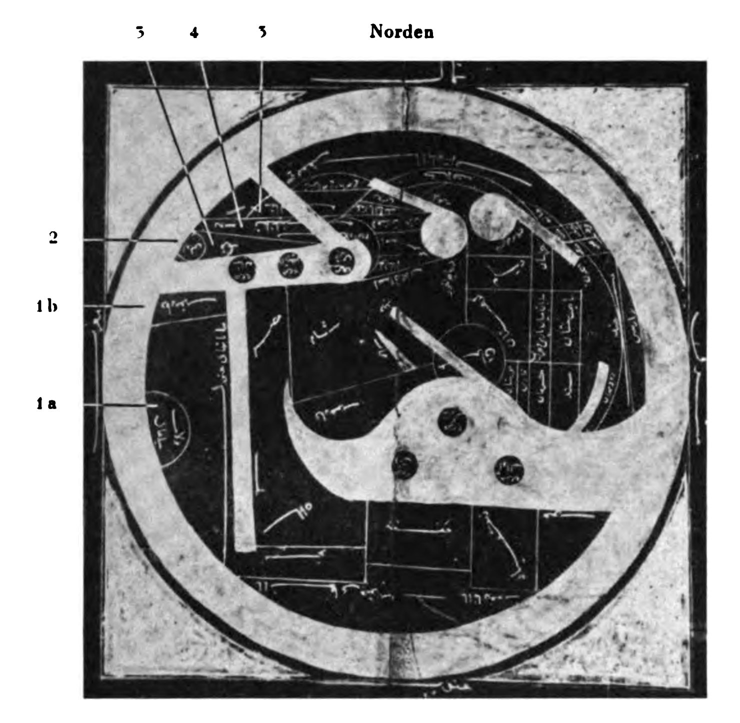


Abb. 2. Die westlichen Länder auf der Weltkarte des Is*t*achrî
(1) Afrika: (1a) Sûdân, (1b) Maghrib; (2) Andalus (Spanien); (3) Farank (Franken); (4) Rûma (Romäerland) und (5) *S*aqâliba (Slaven). (Nach der Stambuler Handschrift Aya Sofia 3156)

spanische Muslime; so führt der Historiker Ibn al-Athîr[11]) († 1234), al-Kâmil (ed. Tornberg) eine Reihe blonder Umaiyaden-Kalifen in Córdoba[12]) an: (Bd. VI, S. 76, Jahr 171) „Er [ʿAbdarra*h*mân ibn Muʿâwiya] war rothaarig [a*s*hab] ...“, (Bd. VII, S. 297, Jahr 273) „Er [Mu*h*ammad ibn ʿAbdarra*h*mân] war weiß mit rötlichem Blond untermischt [muscharraban bi*h*umratin] ...“; (Bd. VIII, S. 53, Jahr 300) „Er [ʿAbdallâh ibn Mu*h*ammad] war weiß, rothaarig [a*s*hab] und blauäugig [azraq] ...“; (Bd. VIII, S. 398, Jahr 350) „Er [ʿAbdarra*h*mân ibn Mu*h*ammad] war weiß; er hatte graublaue [oder: graugrüne] Augen [aschhal], ein schönes Gesicht, einen starken Körperbau und kurze Beine ...“ und (Bd. VIII, S. 498, Jahr 366) „Er [al-*H*âkim ibn ʿAbdarra*h*mân] war rothaarig [a*s*hab] und hatte große Augen [aʿyan] ...“

Am häufigsten ist aber der Blondtypus nach den arabischen Berichten bei den Rûm und *S*aqâliba zu finden (vgl. Is*t*achrî, Ibn *H*auqal und Muqaddasî). Nun sollen sich nach Ibn Abî Yaʿqûb einzelne Berbergruppen mit diesen Völkern (wenigstens mit den Rûm) vermischt haben. Der Einschlag germanischen Blutes läßt sich besonders für Spanien nachweisen; z. B. ist der bekannte spanisch-muslimische Gelehrte Ibn al-Qûtîya[13]) († 977), wie

[11]) s. E. I. Bd. 2, S. 387.

[12]) s. E. I. Bd. 4, S. 1091.

[13]) s. E. I. Bd. 2, S. 425. Über die Vermischung alter Gotengeschlechter mit den Muslimen und den (nach Ribera, J.: Disert. y opusc., Bd. I, S. 12—33, u. 109—112. Madrid 1928) überwiegenden Assimilationsprozeß im arabischen Spanien, s. Hitti, Ph.: History of the Arabs, London 1937.

schon sein Name („Sohn der Gotin") andeutet, ein Nachkomme der Tochter des Gotenkönigs Oppas. In vielen Fällen ist eine derartige Einkreuzung wohl auf Kriegsbrauch zurückzuführen; nach Ibn al-Athîr (a.a.O., Bd. XI, S. 22, Jahr 529) wird Alfons VII. el Batallador verständnislos gefragt, warum er mit den gefangenen Töchtern der muslimischen Großen keinen Verkehr pflege! Über einen durch ähnlichen Kriegsbrauch zustande gekommenen Rasseunterschied innerhalb der Berber von Tînmalal (Südmarokko) berichtet Ibn al-Athîr an der Stelle seines Kâmil, die vom Aufkommen der Almohadendynastie i. J. 1120 durch den Mahdî Ibn Tûmart[14]) handelt; unter den Berbern von Tînmalal hatte der Mahdî eine sonderbare Feststellung gemacht (Kâmil, Bd. X, S. 403, 4, Jahr 514): „Er sah viele von ihren Kindern rothaarig [schuqr], während die Väter meist die braune Farbe [sumra] hatten. Es besaß nämlich der Fürst der Muslime [der Almoraviden-Sul*t*ân von Marrâkusch] eine große Anzahl Mamluken von den Farandj und Rûm[15]), deren Farbe meist rot war; diese nun stiegen jährlich einmal ins Gebirge hinauf und nahmen ihren Teil von den Gütern, die ihnen von seiten des Sul*t*ân festgesetzt waren. Dann bezogen sie die Häuser der Gebirgsbewohner und trieben die Hausherrn hinaus. Als nun der Mahdî ihre Kinder sah, fragte er sie: Wie kommt es, daß ich euch braun sehe, eure Kinder aber rothaarig und blauäugig? Da erzählten sie ihm ihre Geschichte mit den Mamluken des Fürsten der Muslime ..."

Dieser Bericht führt den Blondtypus bei einer Berbergruppe einzig auf europäischen Einschlag zurück, und zwar werden nur die Ausdrücke Rûm (Romäer) und Farandj (Franken) gebraucht, eine Sonderbezeichnung für das germanische Element fehlt also. Wir hören indessen bei Ibn al-Athîr (a. a. O., Bd. VI, S. 36, Jahr 161), daß ein arabischer Heerführer im Maghrib, Abdarra*h*mân ibn *H*abîb al-Fihrî[16]), „unter dem Namen der Slave [al-*S*aqlabî] bekannt ist, wie er nämlich wegen seiner [Körper-] Länge, Blauäugigkeit [zurqa] und Rothaarigkeit [schuqra] genannt wurde ..." Für die germanische Eigenart scheint mithin der Ausdruck *S*aqlabî verwendet zu werden und der Blondtypus auch bei den westlichen Muslimen, die nicht von den *S*aqâliba abstammen[17]), kurz als *S*aqlabî zu gelten. Hieraus geht hervor, daß man die Blonden im Magrib als fremdrassisch empfand und in den europäischen Norden verwies.

Aus den angeführten Berichten läßt sich insgesamt folgendes entnehmen: Einzelne Berber haben sich 1. mit den Rûm und Afâriqa des Altertums und 2. mit den Rûm des Mittelalters vermischt. Von dem ersten Resultat ist die schon seit der frühen Aufklärungszeit in Europa herrschende irrige Ansicht von einer Beziehung zwischen den blonden Kabylen und den Vandalen streng zu scheiden; so u. a. die Ausführungen des Reisenden Bruce (Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, Leipzig 1768—1773, Übersetzung, Bd. I, S. 27): „Sie [einige Berber des Djebel Aures in Algerien] hatten rotes Haar und

[14]) Über Ibn Tûmart und sein Vorgehen bei den Berbern von Tinmalal s. E. I, Bd. 2, S. 453.

[15]) Über die Verwendung europäischer Söldnertruppen in Nordafrika führt Ibn Chaldûn (Muqaddima, übers. de Slane, Bd. 2, S. 82, 83) Genaueres aus. Die Farandj, d. h. die Franken, dienten allgemein im Maghrib als Nachhut in den Kämpfen gegen Araber und Berber.

[16]) s. E. I, Bd. 1, S. 57.

[17]) Der hier als *S*aqlabî bezeichnete Abdarra*h*mân ibn *H*abib ist der Nachkomme des 'Oqba ibn Nâfi', des bekannten arabischen Eroberers von Nordafrika (s. E. I, Bd. 3, S. 1051).

blaue Augen ... Jeder von ihnen hat in der Mitte zwischen den Augen ein griechisches, aus Spiesglas gemachtes Kreuz. Sie sind Kabylen ... Ich vermute, daß sie noch ein Überbleibsel der Vandalen sind. Procopius [Bell. Vand. II, 13] gedenkt einer Niederlage derselben in dieser Gegend nach einer verzweifelten Gegenwehr. Könnte sich also nicht ein Rest davon in diesen Gebirgen behauptet haben?" — Nach dem Reisenden Shaw sind die Kabylen „die echten Nachkömmlinge der alten Afrikaner (s. Blumenbachs Anmerkungen zu Bruce's Reisen; Bruce, Bd. V, S. 239)[18]).

Zu dem zweiten Resultat (Vermischung der Berber mit den Rûm des Mittelalters) können uns nur die arabischen Chronisten Auskunft geben. Das angeführte Zitat aus der Chronik des Ibn al-Athîr über die Blondheit und Blauäugigkeit der Berber von Tînmalal ist ein genaues und aufschlußreiches Beispiel.

2. Die Gesichtsbildung der Türken nach der islamischen Tradition

Die religiöse Traditionssammlung des Buchârî[19]) (†870) enthält einige angebliche Aussprüche Muhammads, in denen von der Gesichtsbildung der Türken die Rede ist. Diese Aussprüche führt Buchârî über die einzelnen Gewährsmänner auf die Prophetengenossen Abû Huraira[20]) und 'Amr ibn Taghlib[21]) zurück.

a) Abû Huraira. 1. Der Gesandte Gottes sprach: „Die [letzte] Stunde wird nicht schlagen, bis ihr die Türken bekämpft habt, die kleinäugigen, rotgesichtigen, klein- und feinnasigen, deren Gesichter wie die überzogenen Schilde aussehen ..." (*Sahîh*, ed. Krehl, Bd. II, S. 230); Wiederholung dieses Ausspruchs auf S. 401. — 2. Der Prophet sprach: Die [letzte] Stunde wird nicht schlagen, bis ihr [die Leute von] Chûzistân und Kirmân unter den Fremden, die rotgesichtigen, plattnasigen und kleinäugigen, bekämpft habt, deren Gesichter ..." usw. (a. a. O., Bd. II, S. 402).

b) 'Amr ibn Taghlib. 1. Der Prophet sprach: „... Es gehört zu den Bedingungen der [letzten] Stunde, daß ihr breitgesichtige Leute bekämpft, deren Gesichter ..." usw. (a. a. O., Bd. II, S. 230). — 2. Ich hörte den Gesandten Gottes sagen: „... Vor [dem Eintreffen] der [letzten] Stunde werdet ihr Leute bekämpfen, deren Gesichter ..." usw. (a. a. O., Bd. II, S. 402).

Ein Menschenalter nach Buchârî hat der Geograph Ibn al-Faqîh,

---

[18]) Neuerdings hat H. A. Winkler (Ägyptische Volkskunde, Stuttgart 1936) in Ägypten den Blondtypus im einzelnen aufgezeigt; über Entstehung und Herkunft hat er sich dabei nicht geäußert. — Auch in Arabien will man Blonde und Blauäugige festgestellt haben: so führt Pieper in seiner Abhandlung „Der Pariastamm der *Slêb*" in: le Monde Oriental, Bd. 17, 1923, folgende Notiz von St. Elie aus der arab. Zeitschr. al-Maschriq I, Heft Nr. 15, 1898, über den Stamm der *Slêb* in Arabien an: „Die *Slêb* unterscheiden sich durch ... das Blau der Augen oder deren Blässe ..., durch das Blond der Haare ..." — Schon früher schrieb Bruce (a. a. O., Bd. 1, S. 296) über den arab. Ort Yambo: „Die dortigen Einwohner haben mir versichert, daß das Wasser im Winter gefriere und daß es einige Einwohner mit roten Haaren und blauen Augen gebe, eine Sache, die man kaum irgendwo als in den kältesten Gegenden der Morgenländer wahrnimmt."

[19]) s. E. I. Bd. 1, S. 816.

[20]) s. E. I. Bd. 1, S. 99.

[21]) Über 'Amr ibn Taghlib s. Ibn *H*adjar al 'Asqalânî, tahdhib al-tahdhib, Bd. 8, S. 8—9.

Kitab al-buldan (geschr. um 903, ed. de Goeje) dieses Traditionsmaterial übernommen[22]). Nach ihm hat dann Yâqût († 1229) die betreffenden Stellen nahezu wörtlich in seinem geographischen Lexikon (ed. Wüstenfeld, Bd. I, S. 838, Artikel „Turkestan") kopiert. Die beiden Überlieferungsgruppen sind bereits bei Ibn al-Faqîh umgestaltet und in eins verschmolzen.

a) und b) Von Abû Huraira wird berichtet, daß er sprach: „Die [letzte] Stunde wird nicht schlagen, bis ein breitgesichtiges, kleinäugiges und plattnasiges Volk gekommen sein wird, um seine Pferde am Ufer des Tigris anzubinden."

Dieser umgeformten Tradition fügen beide Geographen den im *Sahîh* des Buchârî fehlenden, angeblichen Ausspruch von Mu*h*ammads Vetter 'Abdallâh ibn 'Abbâs[23]) bei: „Das Kalifat wird solange in [den Händen] meines Sohnes [d. h. meiner Nachfahren, der 'Abbâssîden] bleiben, bis die Rotgesichtigen, deren Gesichter wie die überzogenen Schilde aussehen, ihre Macht brechen." Diese Tradition erweist sich ohne weiters als eine Erfindung jüngeren Datums; sie kann nur (als spätere Zutat zu Ibn al-Faqîh) aus der Zeit nach 908 stammen, wo der 'Abbâsîden[24])-Kalife von Baghdâd al-Muqtadir die wirkliche Staatsgewalt an die türkischen Prätorianer verlor. Die übrigen Traditionen sind bis in die Regierungszeit des Kalifen al-Mu'ta*s*im (833—842) zurückzuweisen, der in Baghdâd die türkischen Söldnerheere heranbildete[24a]). Goldziher hat in seinen „Muhammedanischen Studien" (I. Teil, S. 151 ff. und 270) den Antagonismus der Araber gegen das eindringende türkische Element als Ursache traditioneller Erfindungen erkannt. Die in der Form von Traditionen angeführten anthropographischen Skizzen bekunden in der Tat eine stark ablehnende Haltung; die Türken sind danach:

1. rotgesichtig (*h*umr al-wudjûh). Hier ist weniger Rot als vielmehr die helle Hautfarbe im Gegensatz zur dunklen Färbung der Araber gemeint; „Rote und Schwarze" bedeutet allgemein Araber und Nichtaraber (s. Goldziher, a. a. O., I. Teil, S. 269).

2. breitgesichtig ('irâ*d* al-wudjûh) 3. kleinäugig (sighâr al-'uyûn) 4. klein- und feinnasig (dhulf al-unûf) 5. plattnasig (fu*t*s al-unûf)	eigentl. Merkmale

Die Angaben „kleinäugig und breitgesichtig" passen durchaus auch noch zu den Merkmalen der Turaniden; sie dürfen also nicht dazu verleiten, die Türken als Mongolide anzusehen; vielmehr weisen sie lediglich auf frühere Zusammenhänge hin. Allgemein gesprochen gleichen die Gesichter der Türken den über-

[22]) Die Traditionen über die Türken finden sich nicht in der Ausgabe de Goeje (Auszug des Schaizarî aus dem K.al-buldân, vgl. Anm. 1), ich habe sie vielmehr dem von A. Zeki Validi zu Meschhed entdeckten Original (s. O. Spies, Littmann-Festschrift, S. 90, 100 und Brockelmann, Gesch. der arab. Literat., Suppl. I, S. 406) entnommen.

[23]) s. E. I, Bd. 1, S. 20.

[24]) s. E. I, Bd. 1, S. 14 pp.

[24a]) Die zweite Abfassung des über Abû Huraira überlieferten Ausspruchs geht vielleicht, wie die Bezeichnung „Leute von Chûzistân und Kirmân" besagt, auf die Buwaihîden zurück, die i. J. 945 nach der Eroberung der Provinzen Chûzistân und Kirmân in Baghdâd eindrangen; sie wäre demnach ebenfalls jüngeren Datums.

zogenen Schilden (madjânn al-mutraqa)[24b]. Im Gegensatz zu einer Angabe des Reisenden Abû Dulaf[25] (um 942; ed. Schloezer, S. 8), die uns die Djikil-Türken[26] als schöngesichtig (*sibâh* al-wudjûh) rühmt, scheinen die in den Traditionen angeführten Details mit Mißgunst und Kritik den Söldnern des Mu'tasim abgesehen. Ablehnendes „Rassegefühl" (s. Goldziher, a. a. O., I. Teil, S. 271)[27] und zu spätes Erkennen einer drohenden Türkeninvasion haben uns diese kurze Anthropographie in der islamischen Tradition hinterlassen.

3. Die Amazonensage des Nordens nach arabischen Quellen

Zwei orientalische Gesandte an den Hof Ottos des Großen, der Jude Ibrâhîm ibn Ya'qûb und der Maure al-*Tart*ûschî, berichten über eine Stadt der Frauen im Norden. G. Jacob (in: Arab. Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe, S. 5) führt beide Berichte auf das Jahr 973 zurück, läßt die Reisenden am Hof Ottos zusammentreffen und gibt auch Otto als gemeinsame Bezugsquelle ihrer nordischen Amazonenfabel an.

Nach Ibrâhîm ibn Ja'qûb liegt die Stadt der Frauen westlich von den Rûs (= Waräger-Russen). Ihre Bewohnerinnen führen ein Reiter- und Kriegerleben und haben eignen Landbesitz und Sklaven. Von diesen lassen sie sich schwängern. Männliche Nachkommen dulden sie nicht, sondern bringen sie gleich nach der Geburt um (s. Jacob, a. a. O., S. 14).

Nach al-*Tart*ûschî liegt die Stadt der Frauen auf einer Insel im westlichen Meer (= Ostsee). Die Männer haben hier keine Gewalt über die Frauen, die selbst Krieg führen, reiten und Sklaven besitzen. Von diesen Sklaven gebären sie Kinder, aber nur die Mädchen lassen sie am Leben (s. Jacob, a. a. O., S. 30).

Es liegt nahe, diese offenbar identischen Berichte auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen. Indessen kann ich Jacob nicht beipflichten, wenn er dieser Fabel eine falsch aufgefaßte Erzählung Ottos von der Stadt Magdeburg („Civitas virginum" in der Vita des hl. Adalbert) zugrunde legt. Dagegen spricht, daß Ibrâhîm ibn Ya'qûb die Amazonenstadt im westlichen Grenzgebiet der Waräger-Russen vermutet, und nach al *Tart*ûschî die Stadt auf einer Insel in der Ostsee zu suchen ist.

Schon früher, seitdem Jaubert i. J. 1836—1848 die Weltbeschreibung des arabischen Geographen Idrîsî (geschr. i. J. 1154) übersetzt hatte[28], war der in diesem Buche enthaltene ausführliche Bericht über die Amazoneninseln

[24b] s. Lane (Arab. Lex., unter mu*t*raq): danach bedeutet der Ausdruck: having rough, or coarse, and broad, faces.

[25] s. E. I, Bd. 3, S. 597.

[26] Die Djikil schildert Abû Dulaf (S. 8) als Nachbarstamm der Petschenegen; Literat. s. bei Schlözer, a. a. O., S. 34, Anm. 15.

[27] Vgl. Ibn Churdâdhbeh (Al-masâlik wal-mamâlik, geschr. um 844, ed. de Goeje, S. 262): „Laßt die Türken in Ruhe, solange sie euch in Ruhe lassen!" (târikû l-turk mâ tarakûkum). — Ibn al-Faqîh (K. al-buldân, Hschr. von Meschhed): „Laßt die beiden [Türken und Abessinier] in Ruhe, solange sie euch in Ruhe lassen!" (utrukûhumâ mâ tarakûkum) und so Yâqût nach Ibn al-Faqîh (a. a. O., Bd. 1, S. 838). Andre Beispiele für diese volksethymologische Verbindung von t. r. k (verlassen) mit turk (Türke) s. bei Goldziher: a. a. O., 1. Teil, S. 270.

[28] In: Recueil de Voyages et de Memoires, publ. par la Société de Géographie, tomes V, VI.

in der Ostsee bekannt geworden[29]). Neuerdings haben die finnischen Forscher O. I. Tallgren-Tuulio und A. M. Tallgren in ihren Studien über die Ostseeländer nach Idrîsî („Idrîsî: la Finlande", Helsingfors 1930, und „Du nouveau sur Idrîsî", Helsingfors 1936) mit Sorgfalt die betreffenden Textstellen transskribiert, übersetzt und zu deuten versucht (la Finl. S. 34, 77, 140; Du nouv. S. 24, 146). Danach hat die Amazonensage bei Idrîsî folgende Gestalt angenommen (transskrib. Text in la Finl. S. 34 und Du nouv. S. 24):

„Im dunklen Meer liegen viele unbewohnte Inseln; und zu den bewohnten gehören zwei, welche „die beiden Amazoneninseln der Normannen" [djazîratâ imrâniyûs (= amazuniyûs) al-Madjûs] heißen. Von diesen ist die westliche nur von Männern bewohnt, und es gibt dort keine Frauen. Auf der andern Insel leben die Frauen und kein Mann wohnt bei ihnen. Jedes Jahr durchqueren sie den Meeresarm, der zwischen ihnen liegt, auf Kähnen [zawâriq][29a]), die ihnen gehören, und das zur Zeit des Frühlings. Jeder Mann begibt sich dann zu seiner Frau und liegt bei ihr. Er bleibt bei ihr eine Zeitlang ungefähr einen Monat. Dann brechen die Männer nach ihrer Insel auf. Dort bleiben sie bis zur selben Zeit des folgenden Jahres. Sodann fahren sie [wieder] nach der Insel, auf der sich die Frauen befinden und tun mit ihnen, wie sie im verflossenen Jahre taten ... So halten es alle; es ist eine bei ihnen wohlbekannte Sitte und ein ständiger Brauch unter ihnen. Der Zutritt zu ihnen ist am nächsten von der Stadt anhû aus, und es sind 3 Fahrtage dazwischen. Auch kann man zu ihnen von der Stadt qalmâr und der Stadt daghwâda aus gelangen ..."

Dementsprechend finden sich auf der Idrîsî-Ḳarte (Sektion VII 4) die beiden Inseln als djazîrat imraniyûs al-ridjâl Madjûs (djazîrat al-ridjâl) und djazîrat imraniyûs al-nisâ') und unweit von ihnen an der Küste die Städte anhû, daghwâ*t*a und qalmâr angenommen.

Anhû, daghwâda und qalmâr haben Tallgren-Tuulio als Hanehl (Estland), Ragvaldsby (Ravantila) und Kalandia (bei Nystad in Finnland) gedeutet[30]). Dem widersprach der schwedische Forscher Ekblom, der aus den fraglichen Namen Bezeichnungen für Abö (der Form nach; der Sache nach Dagö), Dagö (der Form nach; der Sache nach Abö) und Kalmar las[31]). Eine genaue Lokalisierung der Ortsnamen ist indessen für die Lage der Amazoneninseln nicht so wichtig wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Karte und Text stehen nämlich bei Idrîsî in wechselseitiger Beziehung; Wegangaben können daher der Karte entnommen sein, statt auf Angaben von Berichterstattern zurückzugehen[32]). Ebenso ist es ungewiß, ob die ausführliche Schilderung der Inseln auf direkte Quellenberichte aus dem Norden fußt. Denn Idrîsî hat einzelne seltsam anmutende Nachrichten über die nördlichen Gebiete aus dem Wunderbuche (kitâb al-'adjâ'ib, dem Mas'ûdî, † 936, zugeschrieben) entlehnt; so z. B. den Bericht über die Vogelinsel Râqâ

[29]) s. Nöldeke: Ein Abschnitt aus dem arab. Geographen Idrîsî (in: Verhandlg. d. Gelehrt. Estnischen Ges. zu Dorpat, Bd. 7, 1877): Seippel: Rer. Norm. Font. Arab., fasc. 1, S. 137 und Nansen, Nebelheim, Bd. 2, S. 154.

[29a]) Zu der Bedeutung dieses Wortes s. H. Kindermann: „Schiff" im Arabischen, Phil. Diss. Bonn 1934, S. 37.

[30]) s. Finlande, S. 61 pp, 58 pp u. 53 pp.

[31]) s. Idrîsî und die Ortsnamen der Ostseeländer (in: Namn och Bygd 18, 1930), S. 57 pp.

[32]) s. meine demnächst erscheinende Arbeit: „Deutschland und seine Nachbarländer in der großen Geographie des Idrîsî", S. 23, Stuttgart 1937.

im Nordmeer[33]). Es ist daher möglich, daß die Angaben über die Amazoneninseln nebst andern Berichten (wie etwa die Annahme wilder Leute in Norwegen, denen die Köpfe unmittelbar auf den Schultern aufsitzen)[34]) arabischen Quellen entstammen, die uns nicht mehr zugänglich sind.

Eine kartographische Darstellung der Amazoneninseln hat es bereits vor Idrîsî in der arabischen Geographie gegeben: Chuwârizmî (nach 820) erwähnt im Kitâb *s*ûrat al-ar*d* (ed. v. Mzik, S. 89), einer Liste von Gradangaben zu seiner (verlorengegangenen) nach Ptolemäus entworfenen Erdkarte, die beiden Inseln imrâtus lil-ridjâl und imrânûs lil-nisâ'. v. Mzik hat das Kartenbild des Chuwârizmî von Osteuropa mit den beiden Amazoneninseln rekonstruiert[35]). Danach ist die kartographische Darstellung der Inseln bei beiden arabischen Geographen durchaus verschieden. Die Ähnlichkeit der Mißbildungen aus *'Αμαζόνες* (bei Chuwârizmî imrânûs, bei Idrîsî imrâniyûs) kann nicht als Beweis für die Abhängigkeit des Idrîsî von der rund 300 Jahre älteren Chuwârizmî-Karte gelten: imrânûs ist wahrscheinlich eine volksethymologische Deutung des griechischen Wortes (imra'a bedeutet im Arab. „Frau").

Nach zeitlicher Reihenfolge geordnet, lassen sich also aus den arabischen Geographen die folgenden Hinweise auf die Fraueninsel in der Ostsee zusammenstellen:

1. Die Erwähnung durch Chuwârizmî (nach 820),
2. der Bericht des *T*ar*t*ûschî (um 973),
3. der Bericht des Idrîsî (1154).

Ekblom nennt[36]), durch eine Stelle bei Friedjof Nansen[37]) verleitet, als besondere arabische Quelle zur Amazonenfabel eine Angabe des Ibn al-Bahlûl (Anfang des 10. Jahrh.). Inzwischen hatte aber v. Mzik schon das kitâb *s*ûrat al-ar*d* des Chuwârizmî herausgegeben (i. J. 1926), und danach war klarzustellen, was Nansen noch verborgen sein mußte: Ibn al-Bahlûl hat die Stelle über die djazîrat imrânûs (bei A. Seippel, Rer. Norm. Font. Arab., fasc. I, S. 125) mit allen Gradangaben der *s*ûra (ed. v. Mzik, S. 89) entnommen. — Nansen[38]) führt außerdem Ibn Sa'îd († 1274), den Ausschreiber des Idrîsî[39]), als besondere arabische Quelle an. Der betreffende Bericht (bei Seippel, a. a. O., I, S. 139) ist die Wiedergabe der zitierten Idrîsî-Stelle mit dem Zusatz: „Wenn eine Frau einen Knaben gebiert, so zieht sie ihn auf, bis er die Grenze des Mannesalters erreicht hat: dann schickt sie ihn nach ihrer [der Männer] Insel; und wenn sie ein Mädchen zur Welt bringt, so läßt sie es bei den Frauen wohnen." —

Wichtiger als die Lokalisierung der Amazoneninseln — es sei nur kurz bemerkt, daß sie gewöhnlich mit den Alandsinseln identifiziert werden[40]) — ist die Frage nach der Bedeutung der arabischen Berichte für das Problem der Amazonensage im Ostseegebiet. Jonsson[41]) und der von Jacob[42]) an-

[33]) s. Seippel: a. a. O., S. 131, 132.
[34]) Text bei Tuulio, Du nouv., S. 12.
[35]) s. Osteuropa nach der arab. Bearbeitung usw., in: Wien. Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenl., Bd. 43, 1936.
[36]) a. a. O., S. 54.
[37]) a. a. O., Bd. 2, S. 145.
[38]) a. a. O., Bd. 2, S. 157.
[39]) s. Hoenerbach, a. a. O., S. 18, 19.
[40]) s. Tuulio, Du Nouv., S. 147.
[41]) s. Egils Saga (in Alnord. Saga-Bibl. 3), S. 43 Anm. 19. — [42]) a. a. O., S. 30, Anm. 6.

geführte Lehrberg glauben an eine volksethymologische Umdeutung des finnischen Namens Kainulaiset im Anschluß an das Wort kvan (Ehefrau). Nach Ekblom wäre der Sagenstoff aus einem Fortleben der griechischen Überlieferung von den Amazonen im Abendlande zu erklären. An Hand der abendländischen Quellen (Tacitus, Paulus Diaconus, Alfred der Große, Adam v. Bremen, Hervarar-Saga) scheidet G. Hübener[43]) das Problem der terra feminarum im Nordosten streng von der griechischen Amazonenüberlieferung und deutet es als das „breitere, frauenhaftere Verfließen der Lebensformen im Osten, im Gegensatz zu der frühgermanischen Gesittung als der stärker willentlich geistig betonten". Hier erscheint es von Wichtigkeit, daß vornehmlich der Bericht des Idrîsî durchaus nicht den Charakter des Fabelhaften an sich hat; wir hören von zwei aus unbekannten Gründen geschlechtlich streng geschiedenen Kolonien. Es scheint sich um wirkliche Vorkommnisse zu handeln, während der volksethymologischen Deutung und Ableitung aus der griechischen Sage eine untergeordnete Rolle zukommt. Als ein solches wirkliches Vorkommnis läßt sich für den Bericht des Idrîsî z. B. die durch den Boden bedingte räumliche Trennung von Ackerbau (Arbeit der Männer) und Viehwirtschaft (ausschließlich von Frauen besorgt) annehmen. Diese Erklärung hat Ekblom[44]) gegeben. Eine andere Lösung bietet die kriegerische Disziplin. Professor G. Hübener verweist mich in diesem Zusammenhang auf eine Stelle der Jomsvikinger-Saga: „Niemand sollte ein Weib in der Burg haben und länger als drei Nächte auswärts sein" (Thule, Bd. XIX, S. 406), d. h. in der befestigten Inselstadt Jumne waren Frauen nicht geduldet, und alle auswärtigen Frauenbesuche beschränkte man auf eine bestimmte Zeitspanne. Vielleicht sind die Zustände auf der Männerinsel des Idrîsî analog aufzufassen.

Alles Mutterrechtlich-Amazonenhafte in den Berichten des *T*ar*t*ûschî und Ibrâhîm ibn Ya'qûb ist ausschmückende Zutat oder Einfluß des weichern, frauenhafter eingestellten slawischen Volksgeistes. Wie sich germanische und slawische Haltung in allen abendländischen Amazonenberichten aus dem Baltikum begegnen und mischen, ist eine Frage für sich. — Zweifellos ist daran festzuhalten, daß der Osten den geistigen Nährboden abgab, der germanische Disziplin und streng durchgeführte Geschlechtertrennung (so vielleicht bei Idrîsî) mit seiner Eigenart (so bei *T*ar*t*ûschî) durchsetzte.

v. Eickstedt hat die griechischen Amazonen rassisch als glazial abgetrennte Südeuropide mit alter mutterrechtlicher Gesellschaftsform erklärt (Rassenkunde, S. 472). Inwieweit die hier behandelten Amazonen des Nordens unter diese Erklärung fallen, hängt von dem mehr oder weniger großen Zusammenhang ab, den man beiden Sagenzentren einräumen will.

[43]) s. England und die Gesittungsgrundlage. Frankfurt 1930 (Kapitel über die östl. Nachbarn der Germanen).
[44]) a. a. O., S. 34 pp.

Aus dem Institut für Sozial- und Staatswissenschaften an der Universität Heidelberg. Direktor: Prof. Dr. C. Brinkmann

Zur Soziologie des Rassenbewußtseins

Von

J. Heim-Lebrecht, Stralsund

Einleitung

Das Streben nach einer strengen Aufrechterhaltung der Trennung der beiden großen Forschungsgebiete — des natur- und des geisteswissenschaftlichen — hat in den letzten Jahrzehnten immer mehr dem Gedanken fruchtbarer Zusammenarbeit und gegenseitiger Ergänzung Platz gemacht. Die Erkenntnis, daß Natur- und Geisteswissenschaften auf mehr als einem Gebiet Berührungspunkte aufweisen, und daß natürliche und geistige Prozesse in wechselseitiger Abhängigkeit voneinander verlaufen, ist wohl von kaum einem anderen Zweig der Wissenschaft so nachdrücklich gefördert worden, wie von der Vererbungslehre und der darauf fußenden Rassenforschung, deren Studienobjekt, der Mensch, als psychophysische Einheit ja auch ein geradezu ideales Bindeglied zwischen Natur- und Geisteswissenschaft darbietet.

Die Berücksichtigung und Verwertung rassenkundlicher Forschungsergebnisse muß naturgemäß vor allem für diejenigen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gewinnbringend werden, die den Menschen in irgendeiner Form als Objekt ihrer Studien einbeziehen und die bislang, wenigstens zum Teil, an einer gewissen Einseitigkeit — Vernachlässigung, wenn nicht bewußter Leugnung der rassischen Bedingtheit des Menschen — krankten. In besonders hohem Maße verspricht die Zusammenarbeit zwischen Soziologie und Rassenforschung fruchtbar zu werden: wie einerseits die gesellschaftlichen Bildungen auf dem Fundament der Rasse aufgebaut, von ihrem Schicksal abhängig sind[1]) und daher die Erforschung der gesellschaftlichen Erscheinungen ohne Berücksichtigung der rassischen Gebundenheit der sie tragenden Menschen notwendigerweise zu mindestens einseitigen, wenn nicht unbrauchbaren, Ergebnissen führen muß, so hat andererseits auch die Gesellschaft durch ihren Einfluß auf die Auslese Einfluß auf die Rasse selbst[2]), und es würde auch für den Rassenforscher nur ein höchst unzulängliches Bild des Menschen ergeben, wollte er ihn als isoliertes Wesen, herausgerissen aus seiner sozialen Umwelt, losgelöst von allen sozialen Beziehungen und Bindungen, betrachten.

Jene Phase der Entwicklung, in der die Rassenkunde ihre einzige Aufgabe in der bloßen Feststellung und Messung äußerer Merkmale sah, scheint heute wohl endgültig überwunden zu sein. So fordert z. B. v. Eickstedt[3]), daß die Anthropologie (und damit naturgemäß auch die Rassenkunde als Teilgebiet der Anthropologie) „ihr Studienobjekt, den Menschen ... in unmittelbare Beziehungen zu Raum und Zeit ... bringen" müsse,

[1]) Vgl. Ploetz, A.: Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und die davon abgeleiteten Disziplinen. Arch. Rass. Biol. I, 2—26, 1904.

[2]) Vgl. hierzu besonders Ploetz, A.: Sozialanthropologie in „Die Kultur der Gegenwart" III, 5 (Anthropologie). Berlin und Leipzig 1923.

[3]) „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit". S. 40, Stuttgart 1933.

und fährt dann bezeichnenderweise fort: „Dabei kann sie ... besonders der Soziologie und Wirtschaftskunde nicht entraten, denn durch seine Wirtschaftsweise wird der Mensch an den Boden gebunden und durch die durch die Wirtschaft mitbedingten soziologischen Verhältnisse ist überhaupt erst das entscheidende biologische Moment in der Formung der Rassen und der Umschichtung der Völker gegeben."

Über diese mehr allgemeinen Beziehungen zwischen Rassenforschung und Gesellschaftslehre hinaus läßt sich zeigen, daß gewisse einzelne „Rassenprobleme" für die Soziologie eine ganz unmittelbare Bedeutung erhalten können. So hat es sich die vorliegende Untersuchung zur Aufgabe gestellt zu zeigen, wie aus einem ursprünglich rein rassenkundlichen Problem — dem der Existenz sichtbarer Verschiedenheiten zwischen einzelnen Menschengruppen — in hohem Grade soziologische Probleme erwachsen können; wenn nämlich beim Kontakt ethnisch heterogener Gruppen die Wahrnehmung äußerer Verschiedenheiten ein Gefühl des Andersseins entstehen läßt, und die wahrnehmbaren Unterschiede dann als Basis und Rechtfertigung der entstehenden Sozialordnung dienen — die Rasse somit automatisch den sozialen Status — und daraus wiederum folgend auch ganz charakteristische Verhaltungsweisen — der Individuen und Gruppen bestimmt.

Der Erörterung dieses ganzen Fragenkomplexes soll der erste Teil vorliegender Arbeit dienen, während im zweiten Teil eine konkrete zwei-rassische Situation — die des heutigen Nordamerika — unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden soll.

Ich möchte nicht verfehlen, an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. Brinkmann, Heidelberg, dem ich auch die Anregung zu dieser Untersuchung verdanke, für seine weitgehende liebenswürdige Unterstützung und eine Fülle wertvoller Ratschläge aufrichtig zu danken.

Erster Teil

Geschichte und Erfahrung zeigen uns immer und überall — wenn auch in verschiedensten Kulturstufen und sozialen Gestaltungen angepaßten Formen — die Erscheinung, daß in den zwischenmenschlichen Beziehungen nirgendwo ein gleichmäßiges sittliches Verhalten gegenüber allen Menschen existiert. Nach Vierkandt[4]) stuft sich der Inhalt der typischen Sozialmoral dreifach ab, je nachdem ihr Objekt ein Mitglied der Gruppe oder ein bloßes sonstiges Sozialwesen oder endlich eine „Sache" ist. Die „Gruppenmoral" verlangt, daß jedes Mitglied der Gruppe als gleichwertig gegenüber jedem anderen — nur dem „Führer" werden gewisse Vorrechte zugestanden — zu behandeln ist; die „Gesellschaftsmoral" schwächt diese Verpflichtung zu einer bloßen Achtung vor den Ansprüchen der anderen ab, die hier jedoch schon von vornherein als ungleich nach ihrem Wert und ihren Rechten erscheinen können[5]), während die „Sachmoral" (streng genommen das Gegenteil einer „Moral") ihrem Objekt gegenüber überhaupt keine moralischen Verpflichtungen empfindet, sondern völlige Willkür erlaubt. Daß der vollkommen fremde Mensch nicht als Person, sondern als Sache empfunden, bewertet und behandelt wird, ist ursprünglich,

[4]) „Gesellschaftslehre", S. 395 ff., Stuttgart 1928.

[5]) Diese Auffassung ist typisch für das Macht- und Herrschaftsverhältnis, in dem dem Dualismus von Ober- und Unterschicht ein Dualismus der Werte und des Wertbewußtseins entspricht. Siehe S. 131 ff.

wenn nicht ausnahmslos, so doch überwiegend der Fall. Diese Haltung entspringt „... aus einer bestimmten Art von Naturzustand, nämlich einem Zustand des Kampfes aller gegen alle. Das ist gewiß nicht der einzige, wohl aber ein wesentlicher Zustand, in dem sich der Mensch seiner Umwelt gegenüber befindet"[6]), und aus einer Situation heraus, in der in den meisten Fällen das Vertraute Sicherheit, das Unbekannte aber Gefahr bedeutet, muß sich notwendigerweise die Gleichstellung von „fremd" und „feind" entwickeln: Jeder Mensch, der nicht Mitglied der vertrauten Gruppe ist, wird als spezifisch verschiedenes Wesen[7]) aufgefaßt, als Teil der feindlichen Außenwelt, der nach Möglichkeit unschädlich gemacht werden muß, gegen den es zum mindesten auf der Hut zu sein gilt[8]).

Die Bedeutung irgendwelcher äußerer, für die Mitglieder der Gruppe charakteristischer Merkmale ist in dieser Situation offensichtlich: sie dienen als rasch erkennbare Zeichen der Gruppenzugehörigkeit[9]) und bestimmen somit automatisch das Verhalten gegenüber dem irgendwie gezeichneten Individuum. Die Wichtigkeit rassischer Unterschiede für diesen Zusammenhang wird allein schon daraus ersichtlich, daß beim Fehlen genügend stark ausgeprägter natürlicher Merkmale sie durch künstliche ersetzt werden: eine skarifizierte Haut, ein auf besondere Weise bemalter Körper, auffallender Ohren- oder Lippenschmuck, eine bestimmte Kleidung und ähnliches dienen, besonders in Zeiten des Krieges oder sonstiger Gefahr für die Gruppe, noch anderen als rein ornamentalen Zwecken: eben denen der raschen Unterscheidung von Freund und Feind.

Eine darüber hinausgehende Bedeutung rassischer Merkmale liegt darin, daß sie, im Gegensatz zu den künstlich erzeugten Unterschieden, bei denen stets die Möglichkeit etwaiger Aufhebung besteht — das gilt in begrenztem Maße auch für die sprachlichen Verschiedenheiten — infolge ihrer Unabänderlichkeit keinen Übergang von Feind zu Freund, von Fremd zu Vertraut zulassen oder ihn doch zum mindesten ganz erheblich erschweren; siehe S. 129 ff.

Daß es schon bei diesen gelegentlichen Berührungen verschieden ausgestatteter Gemeinschaften zu einem Bewußtwerden des Andersseins kommt, darf wohl als psychologisch notwendig angesehen werden; denn es ist eine überall zu machende Erfahrung, „daß das Neue und Ungewohnte selbst im stumpfesten Bewußtsein von besonderer Intensität ist und damit die Möglichkeit des Bewußtwerdens des Unterschiedes vom Gewohnten erhöht, das Gewohnte also selbst in eine höhere Sphäre des Bewußthabens rückt."[10]) Für

[6]) Vierkandt: a. a. O. S. 400.

[7]) Hierher gehört auch die in primitiven Verhältnissen häufige Erscheinung — die im übrigen teilweise sogar bis weit in die Hochkulturen hineinreicht (Chinesen!) — daß nur die Mitglieder der eigenen, enger oder weiter gefaßten Gruppe als „Menschen" betrachtet werden: alles andere sind Teufel, Dämonen, Tiere oder Wilde — keine Menschen. Die Literatur liefert hierfür eine Fülle von Beispielen.

[8]) Diese für Primitive vielfach bezeugte Haltung gegenüber Fremden findet sich jedoch nicht nur bei ihnen: wenn auch durch Milderung der Sitten in ihren Äußerungen verändert, behauptet sie sich bis in alle Verfeinerungen unserer Kultur. Allerdings läßt sich mit steigender Kultur auch eine allmähliche Ausdehnung des Zusammengehörigkeitsgefühls auf immer weitere Kreise verfolgen.

[9]) In diesem Zusammenhang sei auch an die Bedeutung sprachlicher Verschiedenheiten erinnert, die, wie Unterschiede der äußeren Erscheinung dem Auge, dem Ohr zum leicht erkennbaren Symbol der Gruppenzugehörigkeit werden.

[10]) Beck: Das Individuum bei den Australiern. S. 55. Leipzig 1924.

die Besinnung auf die Art und den Wert der eigenen Gruppe ist somit ihre Abhebung von anderen höchst förderlich, denn durch die Berührung mit Individuen oder Gruppen, an denen eine andere als die eigene Eigenart erfaßt wird, werden die eigenen Merkmale mit einem neuen Akzent versehen und typischerweise — wenn nicht besondere Umstände, etwa Unterwerfung oder hoffnungslose Unterdrückung, diese Entwicklung verhindern — wird dieser Akzent gleichzeitig ein Wertakzent sein, d. h. das bloße „A n d e r s" wird bewußtheitlich zu einem „B e s s e r" und, in bezug auf die Eigenarten der anderen Gruppe, zu einem „M i n d e r w e r t i g".

Es ist klar, daß dies nicht auf objektiver Kritik zu beruhen braucht, vielmehr wird hier ein gewisses natürliches Selbstgefühl, ein Wille zur Geltung und zum Werte, der typischerweise — wenn auch in mehr oder minder ausgeprägter Form — jeder Gruppe, sofern sie nicht in ihrem Lebensdrang gehemmt ist, eignet, die überwiegende Rolle spielen.

Zu ihrer vollen soziologischen Bedeutung gelangt diese psychologische Tatsache jedoch erst beim Bestehen d a u e r n d e r Beziehungen, wie sie sich uns z. B. im Falle der Eroberung und Unterwerfung der einen Gruppe durch eine andere darbieten.

Die rücksichtslose Ausrottung der Besiegten verbietet auf dieser Stufe die ökonomische Klugheit, die im Gegenteil eine — in gewissen Grenzen — schonende Behandlung der Unterlegenen verlangt; aber andererseits erfordert das in jeder derartigen Situation mit psychologischer Gesetzmäßigkeit sich entwickelnde Bewußtsein der Überlegenheit der Herrenschicht gegenüber der als „minderwertig" betrachteten unterworfenen Gruppe die Beschränkung engerer, persönlicher Beziehungen auf ein Mindestmaß.

Ein interessantes Gegenbeispiel berichtet v. W i e s e[11]). Nach diesem Autor nahmen — und nehmen z. T. noch heute — die Wedda, die einst von den Singhalesen unterworfenen Ureinwohner eine höchst geachtete Stellung ein. Sie stehen an oberster Stelle der Kastenordnung und die ältesten und vornehmsten, überaus traditionsstolzen Familien der Singhalesen rühmen sich einer direkten Abstammung von den Wedda. Sie verheiraten sich auch anstandslos mit ihnen, während umgekehrt die Wedda — auch hier ein Gegensatz zu dem sonst üblichen Verhalten, siehe S. 133 — die Kinder aus solchen Verbindungen mit Geringschätzung betrachten, da ihr Blut nicht rein sei. — Die Gründe für dieses auf beiden Seiten von der Regel abweichende Verhalten sind nach v. W i e s e ungeklärt.

Als Mittel zur Sicherung der ökonomischen Vorteile bei gleichzeitiger möglichster Begrenzung der Nachteile, die sich aus dem Zusammenleben auf einem Gebiet ergeben können, dient die sich nach dem Aufhören der offenen Feindseligkeiten herausbildende politische und soziale Ordnung, die — dem Dualismus von Eroberern und Unterworfenen entsprechend — in jedem Falle die Form eines Über- und Unterordnungsverhältnisses annehmen wird, auf deren e n d g ü l t i g e Ausgestaltung aber wiederum das Vorhandensein mehr oder minder stark ausgeprägter rassischer Unterschiede zwischen Siegern und Besiegten einen wesentlichen Einfluß ausübt.

Sind die beiden in Kontakt stehenden Rassen nicht allzu verschieden voneinander, wird sich das Gefühl der Fremdheit und das Bewußtsein der Überlegenheit weniger um rassische, als um mehr in die Augen springende sonstige

[11]) Die Rodias auf Ceylon. Arch. Rass. Biol. XI. 33—43. 1914/1915.

Unterschiede, etwa um sprachliche und religiöse Verschiedenheiten, kristallisieren. Derartige Unterschiede sind aber im Verlauf der Zeit überbrückbar — die Religion z. B. kann gewechselt, die andere Sprache angenommen werden —, zumal die Unterworfenen typischerweise wenig Wert darauf legen, ihre eigenen Überlieferungen zu pflegen, vielmehr im Gegenteil danach streben werden, sich in jeder Weise an die Herrenschicht anzugleichen; während diese wiederum derartigen Bemühungen keinen nennenswerten Widerstand entgegensetzen wird. Und so kann und wird es in den meisten Fällen mit der Zeit zu einer Abschwächung der trennenden Momente kommen und damit zu einem allmählichen Verwischen — natürlich sprechen dabei auch noch andere Faktoren mit[12]) — der ursprünglich schroffen, durch die Tatsache der Eroberung und Unterwerfung gegebenen Trennungslinie zwischen Ober- und Unterschicht.

Eine wesentliche Hilfe in dieser Richtung auf gegenseitige Annäherung hin bietet in dieser Situation das Auftauchen von Individuen gemischter Abstammung. Die „Mischlinge", in denen sich die Züge der ursprünglichen Rassen mischen und verwischen, dienen hier als nicht zu unterschätzendes Bindeglied zwischen den getrennten Gruppen[13]); einmal selbstverständlich rein menschlich, zum andern aber auch, weil durch sie der Austausch von Kulturgütern wesentlich begünstigt und erleichtert wird. Und in dem Maße wiederum, in dem auf kulturellem Gebiet die trennenden Momente entfallen, nimmt auch die Möglichkeit zu immer weitergehender physischer Angleichung zu: so bedeutet z. B. Gleichheit der Religion den Fortfall eines sehr wesentlichen Ehehindernisses. Hinzu kommt ferner, daß sich mit fortschreitender kultureller Annäherung, an der ja niemals alle Gruppenmitglieder gleichmäßig teilhaben werden, notwendigerweise eine gewisse Schichtung innerhalb der unterworfenen Rasse — die sich ursprünglich in den Augen der Eroberer als homogene minderwertige Masse darstellte — herausbildet. Und mit zunehmender Differenzierung — eine hervorragende Rolle werden hier typischerweise wieder die Mischlinge spielen — wird die soziale Trennung immer mehr durchbrochen und damit auch die Möglichkeit zur Eheschließung — die ja hier mehr aus sozialen als aus (bewußt) rassischen Rücksichten anfangs abgelehnt wurde[14]) — zwischen den beiden Gruppen erhöht.

In zahllosen Fällen waren so die regierenden Klassen eines Staates von anderer Herkunft als die Masse ihres Volkes, jedoch wenn die unterscheidenden Merkmale nicht ausgeprägt genug waren — d. h. die Stellung der Individuen in der Gesellschaft nicht automatisch durch die Tatsache bestimmt wurde, daß sie durch ihr Äußeres jederzeit als zur Gruppe der Herren bzw. der Unter-

---

[12]) Es sei hier z. B. auch an die häufige Heranziehung der Unterworfenen zum Kriegsdienst — etwa zum Zweck der Verstärkung der Verteidigung gegen einen gemeinsamen äußeren Feind — erinnert, womit stets die Möglichkeit der Auszeichnung und damit auch die des Aufstiegs aus der Unterschicht gegeben ist.

[13]) Die Problematik, die sich beim Auftreten von Mischlingen ergibt, die als sichtbares Zeichen ihrer Herkunft ein von beiden Elternrassen deutlich unterscheidbares Äußeres an sich tragen, soll später erörtert werden. Siehe S. 134 ff.

[14]) Aus dem vorher Gesagten ergibt sich jedoch von selbst, daß soziale Rücksichten hier weitgehend rassische in sich schließen, da ja mit Berufs- und Standestypen — wenn auch nicht in jedem Fall, so doch zu einem sehr großen Teil — Rassentypen aufs engste zusammenhängen und so z. B. die teilweise rigorosen Ebenbürtigkeitsgrundsätze besonders der obersten Schichten gleichzeitig, wenn auch wohl meist halb unbewußt, dem Zweck der Erhaltung (relativer) Rassenreinheit dienten.

worfenen gehörig erkennbar waren, vielmehr eine Wertung nach individuellen Verdiensten statthaben konnte — kam es allmählich zu einer weitgehenden Verschmelzung von Eroberern und Eroberten[15]) und damit naturgemäß auch zu einer erheblichen Verschiebung des ursprünglichen Verhältnisses, derart, daß sich die späteren sozialen Trennungslinien durchaus nicht mehr wie am Anfang mit den rassischen deckten[16]).

Im Falle der Existenz starker rassischer Unterschiede jedoch liegt die Situation erheblich komplizierter: zu all den Problemen, die sich allein schon aus dem Tatbestand der Eroberung und Unterwerfung ergeben, meist noch verschärft durch den des Vorhandenseins kultureller Unterschiede, tritt hier als zusätzliche Schwierigkeit die Tatsache unabänderlicher äußerer Merkmale, die Sieger und Besiegte ein für allemal voneinander scheiden. Hautfarbe und andere körperliche Eigentümlichkeiten werden in dieser Situation symbolisch[17]), das Individuum wird automatisch nach seiner „rassischen Uniform" (Park und Reuter) klassifiziert, und — eine verhängnisvolle und soziologisch höchst bedeutsame Tatsache — da die Betrachtung rassischer Unterschiede von jeher eine wertende war, so werden hier die Merkmale der Unterworfenen ohne Rücksicht auf individuelle Züge zum unentrinnbaren Kennzeichen der Minderwertigkeit, der zur Knechtschaft bestimmten Wesen niederer Art, die der Herrengruppe ebenso zum Symbol höherwertigen Menschentums.

Es ist eine psychologisch bekannte Tatsache, daß die Auffassung jedes Individuums von sich selbst, die Gestaltung seines Selbstgefühls — und damit im Zusammenhang naturgemäß auch die seines Verhaltens — in hohem Maße durch die Einstellung der sozialen Umwelt zu seiner Person beeinflußt wird und diese wiederum weitgehend von dem Prestige der Gruppe abhängt, mit der der Einzelne identifiziert wird. In der geschilderten Situation nun, in der sich kein Individuum der Bindung an seine Gruppe je entziehen kann, sind die Rückwirkungen der positiven oder negativen Wertung der Gruppe als solche auf die Entwicklung der Persönlichkeit jedes einzelnen Gruppenmitgliedes besonders deutlich: wie auf der einen Seite jeder, auch der geringste, Angehörige der Herrenrasse am Prestige seiner Gruppe teilhat und damit in seinem Selbstgefühl gestärkt wird und an Sicherheit gewinnt, so leidet auf der anderen Seite jeder, auch der an sich wertvollste, Vertreter der unterworfenen Rasse unter der Verachtung,

---

[15]) Auf diese Weise kann dann das entstehen, was wir als „Völker" oder „Nationen" zu bezeichnen pflegen, denn diese setzen sich fast durchweg aus mehreren ethnischen Bestandteilen zusammen. Vgl. v. Eickstedt, a. a. O. S. 22—23.

[16]) Trotzdem ist die ursprünglich rassische Grundlage der sozialen Ordnung in den meisten Fällen auch hier noch unverkennbar — selbst bei so weitgehender Durcheinanderschiebung rassischer Typen, wie sie etwa im modernen Abendland vorliegt. So zeigen z. B. die Untersuchungen von Ammon, Röse, Ploetz, v. Eickstedt u. a., daß die oberen Schichten der europäischen Völker — v. Eickstedt betont besonders, daß das gerade auch für die südeuropäischen Staaten gelte — noch heute wesentlich stärker nordisch bestimmt sind als die unteren Schichten. Zu erklären ist diese — wenn auch nur sehr relative — Erhaltung der ständischen Gliederung in ihrer ursprünglichen rassischen Bedingtheit wohl einerseits aus den strengen, erst in neuerer Zeit abgeschwächten Ebenbürtigkeitsgrundsätzen der alten Herrenschichten mit ihrer darin enthaltenen Berücksichtigung rassischer Gegebenheiten (siehe oben Anm. [14]), während andererseits auch die hohe Schätzung, die die alte Herrenrasse in der öffentlichen Meinung genoß — und bemerkenswerterweise noch immer genießt (vgl. hierzu besonders Günther: Adel und Rasse; München 1926) — dem Aufstieg der anderen Typen in die Oberschicht Hindernisse in den Weg legte.

[17]) Und nicht nur in dieser Situation: das Gleiche gilt wohl für alle Fälle, in denen physisch deutlich unterscheidbare Fremde innerhalb einer andersrassigen Gemeinschaft auftreten; vgl. z. B. Park, R. E., über Japaner in Amerika („Racial Assimilation in Secondary Groups"; Am. J. Soc. XIX, Chicago 1913/14).

die seine Gruppe als solche trifft und wird entsprechend in der Entwicklung seines Selbstgefühls gehemmt; siehe auch Anm. [22]) und besonders Teil II.

Die sich aus einer derartigen Situation heraus entwickelnde soziale Ordnung wird typischerweise dazu neigen, die extremsten und starrsten Formen möglicher Über- und Unterordnungsverhältnisse anzunehmen — die der Sklaverei[18]) und des Kastenwesens. So schreibt Thurnwald[19]): „Die Herrschaft gestaltet sich um so despotischer, je größer die Verschiedenheit der in den politischen Herrschaftsbereich einbezogenen ethnischen Bestandteile ist. Die Neigung zur Kastenbildung ist um so größer und nachhaltiger ... je größer die Verschiedenheit der durch die Herrschaft zusammengehaltenen ethnischen Gruppen ist." Und ähnlich Gumplowicz[20]) in bezug auf Kastenbildung: „Wo man Kasten findet, da ist erstens eine Unterjochung zu vermuten und zweitens eine Rassenverschiedenheit anzunehmen."

Gumplowicz hat hier wohl vornehmlich die Verhältnisse in Indien im Auge, die ja auch tatsächlich eine ausgezeichnete Illustration zu dem Gesagten, vor allem auch zu Thurnwalds Worten, bieten, denn der denkbar größte Gegensatz, der im wesentlichen an dem Unterschied der Hautfarbe bewußt wurde — Varna heißt Kaste, Varna aber heißt auch Farbe! — trennte hier Eroberer und Unterworfene und öffnete eine anscheinend unübersteigbare Kluft zwischen den weißen Arya und den dunkelhäutigen Dasyu; vgl. auch S. 132 ff.

Eine wesentliche Rolle bei der Herausbildung dieser Sozialordnungen mag die psychologisch überall zu machende Erfahrung spielen, daß der Mensch von stark abweichendem Typus weniger „menschlich" erscheint[21]) und folglich ihm gegenüber auch ein weniger „menschliches" Verhalten angebracht ist.

[18]) Die Existenz der Sklaverei zwischen einander näherstehenden Rassen soll damit natürlich nicht bestritten, es soll hier nur betont werden, daß etwaige Abneigung gegen dieses System menschlicher Ausbeutung anscheinend leichter überwunden wird und daß Teilnahme, Mitgefühl und verwandte Empfindungen weniger leicht und weniger häufig erregt werden, wenn die Angehörigen der versklavten Gruppe sich körperlich wesentlich von der Herrenschicht unterscheiden — so wurde die Sklaverei in Afrika von der öffentlichen Meinung Europas noch lange geduldet, nachdem die weiße Sklaverei in Europa längst geächtet war — ferner, daß auch der Charakter der Sklaverei durch Rassenunterschiede wesentlich beeinflußt wird. So schreibt Vierkandt (a. a. O. S. 280): „... die Sklaverei ... (hat) im allgemeinen einen patriarchalischen Charakter. Nur wo ihr Menschenmaterial einer anderen Rasse angehört, kann die Existenz eines reinen Gewaltverhältnisses in Frage kommen ..." (vgl. auch Anm. [21]).

[19]) „Zur Kritik der Gesellschaftsbiologie". Arch. f. Sozialwiss. u. Sozialpol. LII, Tübingen 1924.

[20]) „Der Rassenkampf". S. 394, Innsbruck 1928.

[21]) Vgl. Anm. [7]) für diese Anschauung gegenüber Fremden schlechthin. Das für den augenblicklichen Zusammenhang typischste Beispiel liefert wohl die europäische Meinung über die Neger, die (nach v. Eickstedt, a. a. O. S. 524 ff.) wesentlich dadurch beeinflußt wurde, daß die erste afrikanische Rasse, mit der die Europäer in größerem Ausmaß in Berührung kamen, der sudanide Typus, der „negerhafteste" war, dessen Prognathie, fliehendes Kinn, flaches, breitnasiges Untergesicht und sehr großer Mund auf Europäer leicht einen affenartigen Eindruck machen kann. Und so kam es dazu, daß man bis in die neueste Zeit hinein im Zweifel war, ob die Neger überhaupt als Menschen betrachtet zu werden verdienten. Noch im 18. Jahrhundert sagte kein geringerer als der Philosoph Montesquieu (De l'Esprit des Lois, XV, 5, Paris 1748) von den Negern: „On ne peut se mettre dans l'esprit que Dieu qui est un Etre très sage ait mis une âme surtout une âme bonne dans un corps tout noir ... il est impossible que nous supposions que ces gens-là soient des hommes." — Wieweit bei der Entstehung derart unbarmherziger Urteile noch andere physische Eigentümlichkeiten der fremden Rassen (Körpergeruch?) außer dem bloßen Äußeren mit-

So erklärt sich wohl auch zum Teil das stellenweise wirklich unmenschliche Verhalten mancher Europäer gegenüber den fremden Rassen ihrer Kolonien — das traurigste Beispiel hierfür wird wohl das Wüten der allerchristlichsten Nation der Spanier unter den Eingeborenen Südamerikas bleiben, denen gegenüber die Conquistadoren auch im Zweifel waren, ob sie als „Menschen" zu betrachten seien, bis sie durch eine päpstliche Bulle hierüber in bejahendem Sinne aufgeklärt wurden —: hier scheint eben die ursprüngliche Verhaltungsweise gegenüber dem Fremden — siehe S. 125 ff. — wieder durchzubrechen.

Die Rechtfertigung dieser extrem exklusiven Sozialordnungen ist bei großer rassischer Verschiedenheit der beteiligten Gruppen überhaupt verhältnismäßig einfach: offensichtliche Ungleichheit hat eine starke rechtfertigende Macht: die schroffe Scheidung in Herren und Unterworfene scheint dann naturgegeben, die Vorsehung selbst bestimmte die einen zu Herren über die anderen[22]), die ja als minderwertige Rasse der wahren Vernunft entbehren und somit der Beherrschung durch die tüchtigere Rasse bedürfen —: der starken natürlichen Ungleichheit muß also im eigensten Interesse gerade der Beherrschten ebenso weitgehende soziale Ungleichheit entsprechen.

Die Kluft zwischen Herren und Unterworfenen scheint hier unüberbrückbar zu sein: selbst wenn sich im Verlauf der Zeit einige der anfangs trennenden Momente abschwächen, so ändert das doch nichts Wesentliches an dem ursprünglichen Verhältnis der beiden Gruppen[23]): die Unterschiede der Rasse, um die sich hier von Anfang an in der Hauptsache das Bewußtsein des Anders- und Besserseins der Herrenschicht kristallisierte, bleiben, und an ihnen — am faßbaren Erscheinungsbild — kann sich das Gefühl der Überlegenheit immer aufs neue entzünden, findet das Bewußtsein, von den Unterworfenen auf ewig blutsmäßig geschieden zu sein, immer aufs neue Nahrung. Der Pflege und Reinhaltung des Blutes, der Rasse, dient darum hier auch das hauptsächlichste Streben: „Ist doch das Blut der Sieger und Herren das bessere, von der Vorsehung ... zum Herrschen bestimmt, an ihm hängen die Rechte der Klasse, die Vorzugsstellung in Gesellschaft und Staat ..."[24]).

spielen mögen — an kulturelle Momente, etwa den Mangel an Verständigungsmöglichkeit, wird hierbei selbstverständlich auch immer zu denken sein — läßt sich im Einzelnen schwer abgrenzen.

[22]) Häufig genug findet sich diese Auffassung nicht nur bei den Angehörigen der Herrenschicht, sondern ebenso auch bei denen der untergeordneten Gruppe. Nach Vierkandt (a. a. O. S. 252 ff.) beruht überhaupt jedes rein ausgeprägte Machtverhältnis auf Gegenseitigkeit: einem Willen, sich zur Geltung zu bringen, auch auf Kosten der anderen, begegnet auf seiten der Benachteiligten die Überzeugung, daß der überlegene Teil zu einer solchen Haltung berechtigt ist und einer inneren Bereitschaft, hinter der anderen Teilgruppe zurückzustehen. Dem Machtwillen auf der einen Seite entspricht also im Zusammenspiel des gesellschaftlichen Lebens eine Haltung der Fügsamkeit und der Gehorsamsbereitschaft auf der anderen Seite. „mit dem Herrscherinstinkt der Überlegenen korrespondiert ein Subordinationsinstinkt der Untergeordneten" (Alverdes: Tiersoziologie; S. 135, Leipzig 1925). Vgl. auch Teil II.

[23]) Zum mindesten kaum in der Richtung auf eine gegenseitige Verständigung: so wird im Gegenteil z. B. durch eine etwaige kulturelle Annäherung an die herrschende Klasse — die durch die strenge rassische Gebundenheit der Individuen hier allerdings auch in hohem Grade erschwert ist — eher neuer Konfliktstoff entstehen. — Für die modernen kolonialen Verhältnisse mögen hier nur die Schwierigkeiten erwähnt werden, die sich z. B. aus der Verbreitung des Christentums unter den Kolonialvölkern ergeben. Vgl. auch Teil II.

[24]) Kern, F.: „Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten". S. 260, München 1927.

Der Einmischung fremden, minderwertigen, „unreinen" Blutes soll naturgemäß vor allem durch strenges Verbot sexueller Beziehungen — illegitimer, besonders aber legitimer Art[25]) — zwischen Angehörigen der beiden Rassen vorgebeugt werden. Als wirksames Mittel zu ihrer Verhinderung oder zum mindesten Erschwerung scheint sich die Bildung fester, in sich geschlossener Kasten darzubieten, eine namentlich in älterer Zeit gebräuchliche Form sozialer Gruppierung als Schutzwehr nach unten.

Die aus dem Streben nach Reinhaltung der Rasse heraus strengstdurchgeführte kastenmäßige Abschließung findet sich wohl bei den nordischen Eroberern Indiens, die in Fortbildung des vorarischen Gesellschaftssystems die ständischen Unterschiede bis zu der Vorstellung verschärften, daß die Angehörigen der verschiedenen Kasten einander völlig fremde, kaum unter einen gemeinsamen Artbegriff zu fassende Wesen seien, zwischen denen es keinerlei Gemeinschaft geben könne und dürfe. Jeder Versuch, die durch Rasse und Kaste gegebenen Grenzen zu überschreiten — und damit die Reinheit der Rasse zu verletzen und die von der Rasse abhängige soziale Stellung zu gefährden — verdient darum härteste Bestrafung. So fordern die Sanskritsutras[26]) die Tötung des Nichtariers, der sich mit einer Arierin einläßt, während die Brahmanin, die Beziehungen mit einem Nichtarier pflegte, den Hunden vorgeworfen und ein Brahmane im entsprechenden Fall wenigstens geächtet werden soll. Bezeichnend für dieses Streben nach Reinhaltung der Rasse ist auch die Stellung, die das Gesetz zum Ehebruch einerseits und zur Polygamie andererseits einnimmt[27]): Ehebruch, wenn auch nur geplant oder versucht, wird mit den härtesten Strafen belegt, dagegen die Polygamie den Gliedern der Oberkasten gestattet, mit der Einschränkung, daß die e r s t e Frau der gleichen Kaste entstammen muß und erst die Nebenfrauen niedereren Kasten angehören dürfen. Der Grund hierfür ist offensichtlich: im Ehebruch erzeugte Kinder würden in der Kaste der Eltern bleiben und deren Rechte erben, während sie doch von einem Eindringling aus niederer Kaste stammen könnten; dagegen verfallen die Nachkommen eines Angehörigen der Oberkasten mit einer Nebenfrau aus niedererer Kaste eo ipso den Mischkasten, in denen ohnehin nichts zu verderben ist.

In einer Bestimmung wie der letztgenannten liegt jedoch schon der Keim zu einer allmählichen rassischen Zersetzung der Arier verborgen: die weitgehende sexuelle Freiheit des arischen Mannes führte zunächst zwar nur zu einer Vermehrung arischen Blutes in nicht-arischen Schichten, mit der Zeit dadurch aber notwendigerweise auch zu einer Schwächung der rein erhaltenen Linien.

So war es z. B. bei den Nambutiri-Brahmanen in Südindien üblich, daß nur der älteste Sohn eine Brahmanin heiratete, während die übrigen bequeme Verbindungen mit Drawida-Mädchen eingingen — infolgedessen blieben viele Nambutiri-Mädchen ehe- und kinderlos[28]).

[25]) Die Gefahren gerade auch der illegitimen Mischung scheint man erst in neuerer Zeit voll erkannt zu haben. Vgl. die deutsche und — allerdings nur mit großen Einschränkungen, siehe Teil II — auch die amerikanische Rassengesetzgebung.

[26]) Nach K e r n , F.: a. a. O. S. 263.

[27]) Nach S c h e m a n n , L.: „Die Rasse in den Geisteswissenschaften" II, S. 21, München 1930.

[28]) Nach K e r n , F.: a. a. O. S. 266.



Im Falle der arischen Inder war diese Entwicklung um so verhängnisvoller, weil in ihrer Situation ja die Möglichkeit einer zahlenmäßigen Erhaltung durch gleichwertige Nachschübe vollkommen ausgeschlossen war und so die Mischlingsgruppen, die zu „förmlichen volkreichen Kasten"[29]) angewachsen waren, schon allein durch ihre erdrückende Zahl eine Macht darstellten, deren Ansprüchen trotz allen Widerstrebens mit der Zeit doch immer weitgehender Rechnung getragen werden mußte.

Nach dem Gesetzbuch des Manu, in dem das indische Kastenwesen seinen literarischen Niederschlag und seine geschichtliche Fixierung gefunden hat, erlischt der Makel der Geburt bei den Nachkommen eines Brahmanen mit einer nichtarischen Frau spätestens in der 7. Generation —, praktisch aber wurde den Ansprüchen der Mischlinge auf gleiche — oder annähernd gleiche — Rechte, wie sie dem besserberechtigten Elternteil zukamen, wohl schon erheblich früher nachgegeben. Zum mindesten schwächte sich der anfangs strikt durchgeführte Brauch, daß Kinder aus unebenbürtigen Verbindungen der „ärgeren Hand" zu folgen haben, allmählich dahingehend ab, daß die Nachkommen eines Brahmanen mit einer Frau aus niedererer Kaste zwar nicht Brahmanen, aber doch wesentlich besser gestellt waren als der geringere Elternteil. Die natürliche Folge dieser Konzessionen war einmal, daß solche ungleiche Verbindungen, da sie ja zumeist eine Verbesserung in sozialer Hinsicht bedeuteten, für die geringere Bevölkerung sehr begehrenswert erschienen und sie darum den Wünschen der Angehörigen höherer Kasten noch bereitwilliger entgegenkamen[30]), zum andern, daß sich mit der Zeit die Schranken zwischen den Mischlingen und den reinrassigen Nachkommen von Angehörigen der Oberschicht immer rascher und weitgehender verwischten.

Je höher die gesellschaftliche Stellung war, die eine Kaste einnahm, desto länger schien sie an den ursprünglichen Rassenschranken festgehalten zu haben: so finden sich heute noch mit relativer Häufigkeit nordische Merkmale in den höchsten Kasten[31]), die aus den alten arischen Kasten der Krieger und Priester hervorgegangen sind, während der ursprünglich auch noch geschlossene Stand der Gemeinfreien, das eigentliche arische „Volk", die Waishya, restlos in der eingeborenen Bevölkerung aufgegangen zu sein scheinen.

Kern[32]) vermutet, daß die Waishya schon bei der Landnahme weniger rassenrein und einheitlich gewesen seien als die Oberschicht, eine Vermutung, die in der Tat sehr nahe liegt, wenn wir uns vor Augen halten, daß die arischen Einwanderer außer der

[29]) Kern, F.: a. a. O. S. 265.

[30]) Über die speziell indischen Verhältnisse hinaus scheint es eine allgemeine Erscheinung zu sein — zahlreiche individuelle Ausnahmen selbstverständlich zugegeben — daß die Frauen der untergeordneten Rassen (dasselbe gilt, oder galt wenigstens, für das Verhältnis der einzelnen Gesellschaftsklassen innerhalb einer Rasse) es als große Ehre werten, von Männern der überlegenen Rasse beachtet zu werden und dann überaus stolz auf ihre hellerhäutigen Mischlingskinder sind — eine Erscheinung, die nach Schemann (a. a. O. I, S. 340, München 1928) als Ausdruck eines „allgemeinen Rasseninstinkts des Emporsteigenwollens" zu betrachten ist. — Über den im Verhalten der farbigen Rassen gegenüber den Weißen sich in dieser Hinsicht neuestens anbahnenden Wandel siehe Teil II.

[31]) Vgl. z. B. Fischer, E.: „Spezielle Anthropologie" in „Die Kultur der Gegenwart" III, 5 „Anthropologie", S. 203—204, Leipzig und Berlin 1923 und Kern: a. a. O. S. 98.

[32]) a. a. O. S. 266.



nordischen ja noch die übrigen europäischen Rassen in sich enthielten[33]) und wir dürfen dann — nach Analogie — wohl annehmen, daß nur die führenden Schichten noch von relativ reiner nordischer Rasse waren. Und diese nordisch bedingte Oberschicht besaß eben anscheinend — bis in die neueste Zeit hinein läßt sich das an überwiegend nordisch bestimmten Völkern und Schichten verfolgen; vgl. auch Teil II — einen größeren Stolz und ein stärker ausgeprägtes Bewußtsein ihrer Eigenart als die anderen — weniger nordischen — Schichten.

Im Ganzen zeigt das heutige Rassenbild Indiens wohl noch Reste rein nicht-arischer Rassen — in Waldgebieten niederster Kultur, wohin Arier nicht vorgedrungen sind — aber so gut wie keine reinblütigen Arier mehr in den Gebieten alter Hochkultur.

Ist dieser fast restlose Untergang in einer von der Herrenrasse so verschiedenen Bevölkerung[34]) wohl ziemlich einzig dastehend — und aus der Eigenart der Situation, in der sich die Arier Indiens befanden, zu erklären[35]) — so ist ihr Rassenschicksal in einem Punkt doch typisch: es zeigt die Unmöglichkeit eines vollständigen Rassenschutzes innerhalb gemischter Bevölkerungen. Überall wird früher oder später die anfänglich absolute rassische Abschließung durchbrochen, und zwar nimmt die Entwicklung typischerweise etwa folgenden Lauf: die Frauen der Oberschicht werden zwar meist streng vor Vermischung bewahrt, dagegen sehen die Männer eben gerade ein Zeichen ihrer sozialen Anerkennung als Herren darin, in der Auswahl ihrer Geschlechtspartnerinnen unbeschränkt zu sein[36]), sodaß nach Ablauf einer gewissen Zeit in immer wachsender Zahl Individuen gemischter Abstammung erscheinen.

Ein Faktor, der für die Entstehung einer größeren Mischlingsbevölkerung in kolonialen Verhältnissen in weitestem Maße berücksichtigt werden muß, ist der Mangel an Frauen der eigenen Rasse[37]).

Während jedoch die Mischlinge zwischen einander nicht allzu fernstehenden Rassen wesentlich zum Ausgleich der ursprünglich schroffen Gegensätze beitragen können[38]), wird hier eher das Gegenteil eintreten: durch das Auftreten einer deutlich als solche erkennbaren Mischlingsschicht wird das nun als bedroht empfundene alte Rassenideal umso deutlicher ins Bewußtsein dringen und sich zu seiner Erhaltung umso strengere Schutzmaßregeln schaffen[39]). Diese Reaktion wird umso zwangsläufiger eintreten, als die Mischlinge typischerweise die ihnen von der Herrenschicht zugewiesene soziale Stellung — im allgemeinen nicht wesentlich unterschieden von der des schlechterberech-

---

[33]) Vgl. Fischer, E.: a. a. O.

[34]) Bei einander näherstehenden Rassen ist diese Entwicklung — Verschmelzung zu einem einzigen, neuen, charakteristischen Rassengemisch, in dem sich die Züge der ursprünglichen Rassen mischen und verschwinden — durchaus das Typische. Vgl. auch S. 127 ff.

[35]) Für die spätere Zeit darf hier auch der Einfluß des Buddhismus nicht außer acht gelassen werden.

[36]) Vgl. etwa Thurnwald, R.: a. a. O. S. 473.

[37]) Vgl. z. B. Rodenwaldt, E.: „Die Indo-Europäer Niederländisch-Ostindiens". Arch. Rass. Biol. XXIV. 104—120, 1930.

[38]) Siehe S. 128.

[39]) Vgl. z. B. Kern, F. (a. a. O. S. 264) über die oben — S. 132 — erwähnten Bestimmungen der Sanskritsutras.

tigten Elternteils — verschmähen und mit dem Anspruch auf soziale Anerkennung für sich selbst, darüber hinaus aber auch für die Rasse, mit der sie so zwangsweise identifiziert werden, auftreten. Die anfangs unter Umständen relativ gleichgültige bloße Ablehnung der fremden Rasse kann sich so in dem Maße, in dem ihre Existenz als Bedrohung und potentielle Gefahr empfunden wird, zu größter Intoleranz und Feindseligkeit, ja zu fanatischem Haß steigern[40]): solange die von keiner Seite in Frage gestellte Grundlage ihrer Beziehungen die absoluter Überlegenheit und Unterordnung war, konnte das Zusammenleben der beiden Rassen relativ harmonisch und reibungslos verlaufen; dem Anspruch der niederen Rasse auf soziale Anerkennung — typischerweise von der Mischlingsschicht ausgehend, wird dieser Anspruch mit der Zeit von immer weiteren Kreisen aufgenommen — aber nachzugeben, kampflos nachzugeben, ist untragbar für die Herrenschicht[41]) und wird so zum Anlaß endloser Reibungen und Konflikte.

Hierbei mag u. a. auch die psychologisch bekannte Tatsache mitsprechen, daß nach dem Gesetz der Gewohnheit der Mensch jede Veränderung einer Situation, die eine Revision der einmal darin traditionell gewordenen Verhaltungsweisen, d. h. einen gewissen Grad von neuer Anpassung erfordert, an sich schon als höchst unlustvoll empfindet und so lange wie nur irgend möglich zu negieren sucht. Daher ist auch das gegenwärtige und bis zu einem gewissen Grade auch das künftige Prestige einer Gruppe so weitgehend von ihrer sozialen Stellung in der bekannten Vergangenheit bestimmt: denn wenn erst einmal eine bestimmte Anschauung über das „richtige" Über- und Unterordnungsverhältnis verschiedener Gruppen in einer Gesellschaft traditionell geworden ist, ist es sehr schwierig — und gegebenenfalls nicht ohne ernste Konflikte möglich — irgendeine Veränderung daran vorzunehmen; vgl. auch Teil II.

Eine neue Färbung des Problems kann dann entstehen, wenn das Bewußtwerden der eigenen Situation und das Gefühl der Ächtung, des Zurückgestoßen- und Ausgebeutetwerdens auf seiten der unterdrückten Rasse ebenfalls zur Entwicklung einer rassenmäßig bedingten Solidarität führt — und die aus dem Bewußtsein gemeinsam erlittenen Unrechts erwachsene Solidarität gibt der aus dem Gefühl gemeinsamer Bedrohung entstandenen an Intensität nichts nach!

---

[40]) Die natürliche Folge dieser nach außen gewandten Haltung ist nach innen hin die Entstehung eines ausgeprägten Zusammengehörigkeitsgefühls der Angehörigen gleicher Rasse, d. h. wohl besser das Bewußtwerden einer solchen Solidarität: denn vorhanden, wenn auch in geringer Stärke, ist dieses Gefühl wohl dauernd: jedoch dringt es dann besonders deutlich ins Bewußtsein und nimmt an Intensität zu, wenn die Angelegenheiten der rassischen Gruppe sich besonders in den Vordergrund drängen, was naturgemäß bei Konflikten und Gefahr für die Gruppe der Fall sein wird. (Vgl. hierzu die allgemeinen Ausführungen Vierkandts — a. a. O. S. 229 ff. — über den Typus der abstrakten Gruppengemeinschaft.) Im Falle deutlich charakterisierter rassischer Gruppen ist die Verstärkung der inneren Einheit bei irgendwelcher Bedrohung eine umso unvermeidlichere Reaktion, als die wahrnehmbare Tatsache der physischen Ähnlichkeit der Mitglieder der einen Gruppe, im Gegensatz zu denen der anderen, schon von vornherein ein sichtbares und unmittelbares Band zwischen Menschen gleicher Rasse darstellt.

[41]) Nicht alle Rassen verhalten sich hier gleichmäßig scharf ablehnend — siehe auch Teil II — jedoch ist tatsächliche soziale Gleichheit zwischen verschiedenen rassischen Gruppen in einer Bevölkerung nirgendwo zu finden: das „Rassenbewußtsein", wenn auch in mehr oder minder ausgeprägter Form, ist eine immer gegenwärtige und wirkende Kraft, wo immer zwei verschiedene Rassen miteinander in Berührung kommen. „it is not less real and probably not less permanent than the physical marks of race", wie Reuter (The American Race Problem, New York 1927) feststellt.



— und sie dem Rassenstolz der überlegenen Schicht ihrerseits eine gleicherweise rassenbewußte Haltung[42]) entgegensetzt.

In einer ungemein zugespitzten Form findet sich diese ganze letztgeschilderte Situation im heutigen Nordamerika, dessen Rassenproblematik im zweiten Teil dieser Arbeit gesondert untersucht werden wird.

[42]) Nach dem früher Gesagten ergibt sich von selbst, daß Unterdrückung, Mißachtung und Ausbeutung einer Rasse durchaus nicht automatisch zur Entwicklung eines Rassenbewußtseins auf seiten der Betroffenen führen muß: diese Haltung stellt vielmehr nur eine Form möglicher Reaktionsweisen dar, eine Form allerdings, die in der Neuzeit — aus Gründen, die im einzelnen zu erörtern hier zu weit führen würde; siehe auch Teil II — eine bemerkenswerte Tendenz zur Zunahme beobachten läßt.

Seelische Verwandtschaft

Von

Generalarzt a. D. Dr. *F. Buttersack*, Göttingen

1. Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Das ist eine uralte Vorstellung. Sie erstreckt sich von der mosaischen Schöpfungsgeschichte bis zum heutigen psychophysischen Parallelismus, welcher jenen Dualismus notdürftig zu überbrücken sucht.

Aber wie wäre es, wenn man die Trennung Leib und Seele nicht in den Objekten, sondern im Beschauer suchte?

Jeder fühlt sich als Einheit, und es fällt ihm nicht entfernt ein, seinen Leib und seine Seele als verschiedene Dinge zu betrachten, wie ja die Primitiven die Organe der getöteten Tiere und Feinde aufessen, um deren Eigenschaften auf sich zu übertragen. Wohl aber hält er diese Erscheinungsformen auseinander bei seinen Mitmenschen, die sich doch gerade so wie er als Einheit fühlen. Ein ähnlicher Gedanke mag Charl. Bonnet (1720—1793) vorgeschwebt haben bei dem Satz: l'esprit semble plus fait pour regarder hors de lui qu'au dedans de lui. (Der menschliche Geist betrachtet lieber die Dinge außerhalb seiner, als die in sich selbst [1].) Offenbar spielen dabei kirchliche und philosophische Lehren aus früheren Zeiten, anatomisch-physikalische aus den letzten 3 Jahrhunderten eine spaltende Rolle, welche in krankhaften Zuständen sogar auf die Persönlichkeit übergreift und als Depersonalisation in die klinische Erscheinung tritt.

2. Geht man dem letzten Grund der dualistischen Vorstellung nach, so umfaßt der Leib die sichtbaren, die Seele die unsichtbaren Eigenschaften des Menschen. Unter sichtbaren sind dabei alle die Eigenschaften zu verstehen, welche in den Bereich unserer Aufnahmeorgane fallen. Was wir tasten und sehen können, erklären wir unbedenklich für einen Körper. Weniger sichere Kunde übermitteln uns Gehör und Geruch; da schieben sich allerlei Schlüsse aus der Erfahrung ein.

Aber für seelische Qualitäten fehlen uns unmittelbare Aufnahmeorgane. Drum trennt man diese als Dinge besonderer Art von jenen ab und hat damit den Dualismus herbeigeführt, den wir für unsere Person ablehnen.

Jener Professor der Anatomie hatte recht mit dem bekannten Ausspruch: Ich habe den ganzen Körper durchforscht, — eine Seele habe ich nicht gefunden. Allein ein grober Verstoß gegen die einfachste Logik ist es, daraus den Schluß zu ziehen: Also gibt es keine Seele. Und doch beherrschte dieser Trugschluß die meisten Gemüter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und er grassiert auch heute noch bei geistigen Nachzüglern. Noch von W. Wundt (2) (1832—1920) wird eine Analyse des Seelenlebens mit Hilfe exakter (physiologischer) Methoden als Aufgabe der Psychologie gefordert. Aber er selbst spricht das Verdikt über dieses Verfahren: „Dabei glänzt die Psychologie durch ihre Abwesenheit." — Unsere physiologischen Untersuchungen sind gewiß sehr hübsch; nur gleichen sie dem Versuch, elektrische Strahlen mit einem Schmetterlingsnetz zu fangen.

Besäßen wir Augen, Ohren, Röntgenschirme, Wilson-Kammern u. dgl. für seelische Energien, würden wir diese ebenso in das Bild der Persönlichkeit einfügen wie die Sichtbarkeiten, und der Dualismus wäre beseitigt, ohne die gezwungenen Überbrückungsversuche seitens der Philosophen, Psycho-Physiologen, Theologen usw.

In der φύσις des Hippokrates mag das der Fall gewesen sein. Wir mühen uns vergeblich ab, dieses Wort zu übersetzen, weil uns die große Vorstellung abhanden gekommen ist: Alles ist göttlich, und menschlich alles.

3. An den Gewitterentladungen unterscheiden wir Blitz und Donner, nicht weil diese an sich verschieden wären, sondern weil wir den gleichen Vorgang mit verschiedenen Apparaten verschieden aufnehmen.

Die verschiedenen sog. Nach- oder Spätwirkungen, vornehmlich im Bereich des Lebendigen gehören hierher, z. B. die Röntgenschäden, die Malaria, die „latenten" Erkrankungen der serösen Häute usw. Der Reiz bzw. die Reizketten hatten den Organismus in allen seinen Teilen getroffen; aber die Reaktionen der einzelnen Teile traten erst nacheinander in unser Bemerken, wurden nach verschieden langen Zeiten „manifest". Zur Verständigung sind diese Manifestationen-Symptome unentbehrlich. Indessen, je feiner man sie auflöst, um so weiter entfernt man sich von der Grundstörung. Die allergische Reaktion z. B. kann sich, ähnlich wie die Zuckerkrankheit oder Gicht, so ziemlich an allen Organen bemerklich machen: an Haut, Augen, Nasen-Bronchial-Schleimhaut, am Magen-Darm-Traktus, Nerven- und Kreislaufsystem, an den Gelenken (3). Wer sich da auf ein einzelnes Organ versteift, für das er gerade Spezialist ist, kommt therapeutisch nicht weiter. Der feinste Histolog ist eben noch lange kein feiner Diagnostiker, ja, die Erfahrung lehrt, daß die genialen Diagnostiker nicht sowohl aus sichtbaren Lokalsymptomen schöpfen, als aus anderen unsichtbaren Eindrücken, aus qualitates occultae der Kranken.

4. Den Erscheinungen der Krankheiten vergleichbar sind die einzelnen Menschen: sie drängen sich mit den unseren Aufnahmeorganen adäquaten Eigenschaften in unser Gesichtsfeld und verdecken damit gewissermaßen das Leben einer höheren Lebenseinheit, von welcher sie nur Teilstrahlen darstellen.

Das gleiche gilt für die verschiedenen Ausschnitte der Geschichte. Wir halten die Kultur-, Kirchen-, Kunst- und politische Geschichte, die Geschichte des Rechts, der Technik, Medizin usw. scharf auseinander. Aber das sind genau genommen nur Sammelsuria von Einzelerscheinungen, in welchen die unsichtbare, geräuschlose Idee des Geschehens zum Vorschein kommt. Das meiste und

vielleicht Wichtigste bleibt gar vielen unbekannt, weil ihnen die Antennen für die Geschichte, d. h. für den Gang des Geschehens fehlen. Auf solche allzu exakte Einzelheitenforscher paßt manchmal der Wielandsche Vers: „Die Herren dieser Art blend't oft zu vieles Licht; sie seh'n den Wald vor Bäumen nicht."

Die Spemannschen Organisatoren rücken mit experimenteller Gewalt im Gebiet der Entwicklungsgeschichte solche metaphysischen Faktoren wenigstens in den Bereich unseres indirekten Sehens.

Das tun auch die Forschungen über Katalyse, als deren bedeutendster Vertreter Alw. Mittasch (4) gelten kann.

5. Unsere Eindrücke und unsere Erkenntnisse sind nichts als Reaktionsketten auf Reize, welche unsere Gesamtpersönlichkeit als einen Widerstand getroffen und ihn verändert haben bzw. in sein Gefüge eingegangen, absorbiert worden sind. Energien, die das nicht tun, bleiben wirkungslos, wie die Sonnenstrahlen, welche an der Erde vorbeieilen, ohne auf Wolken- oder Gasschichten, auf den Mond oder andere Planeten zu stoßen, oder wie die harten kosmischen Strahlen und wohl noch viele andere, welche glatt durch uns hindurchschwingen. Der Volksmund sagt bezeichnend: man predigt tauben Ohren, oder: Ermahnungen prallen wirkungslos ab.

Dabei dürfen wir die vielen Reaktionsketten nicht vergessen, welche sich unterhalb unseres Bemerkens abspielen und doch — wie eine Untermalung — die Gesamtpersönlichkeit und von hier aus die einzelnen sichtbaren Funktionen beeinflussen. Verfolgt man diese unbemerkten Reaktionen immer tiefer, dann geht schließlich unsere Gesamtpersönlichkeit in das ewig bewegte All über. Denn ob bewußt oder unbewußt: wir sind doch an das Kraftfeld des Universums angeschlossen.

6. Wenn nach den Vorstellungen der germanischen Ahnen die Dahingegangenen ein geheimnisvolles Leben in den heiligen Bergen und Wäldern weiterführen, ist es schwer, die Ähnlichkeit der Ideen der Vergangenheit und der sich ankündigenden Zukunft zu verkennen. An der Verschiedenheit der Einkleidung eines Gedankens stoßen sich nur kleine Geister.

Muhameds Sendung galt der ganzen Welt, den Menschen und den Geistern. Und die verschiedenen Fahrten in die Hölle oder in den Hades konnten nur erdacht werden von einem Glauben an unsichtbares Weiterleben (5).

7. Der Schein trügt. Wenn mit dem letzten Atemzug unser individuelles bewußtes Dasein erlischt, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß nun auch das unbewußte Leben erloschen sei. Stellt doch das bewußte Leben nur eine besonders beleuchtete Phase des unbewußten dar, etwa wie der schäumende Kamm einer Welle im Meer. Die Sturm-und-Drang-Periode in unserem eigenen Dasein, die Perioden gesteigerten Schaffens bei genialen Köpfen mögen als Sonderwellen des irdischen Daseins aufgefaßt werden.

Fast möchte man den Vergleich weiterführen. Die schäumenden Wellen sind das Erzeugnis lebhafter Luftbewegung. In der gleichen Weise treten individuell hochaufspritzende, hervorragende Persönlichkeiten in Zeiten geistiger Stürme auf. Konstantes geistiges Klima und Sümpfe liefern keine namhaften Wellen.

Immerhin veranschaulicht dieser Vergleich, wie tief wir mit unserem psychophysischen System in dem Ozean des allgemeinen Lebens verankert sind, und

wir werden ohne die Furcht vor dem Tod, welche sonderbare Philosophen und gewinnsüchtige Priester der Menschheit eingeimpft haben, ins Unbewußte zurückkehren, aus dem wir aufgetaucht sind.

So, nur so kann der Wunsch des poesievollen G. Herwegh in Erfüllung gehen:

Ich möchte hingehen wie das Abendrot
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod —
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten.

8. Die Quellen der Licht-, Gehör-, Geruchsenergien glauben wir mehr oder minder genau zu kennen. Drum haben sie nichts Mysteriöses an sich, wenigstens nicht für den Durchschnittsmenschen. Der Weise freilich weiß, daß gerade in den Alltäglichkeiten die größten Geheimnisse stecken.

Die Reaktionen auf unsichtbare Energiequellen sind geheimnisvolle Wirkungen; und so verknüpfen sich die unsichtbaren Energien mit dem unsichtbaren Aufnahmeorgan zu einem mysteriösen Gewebe, zu einem arcanum, welches die Herzen der Bürger mit Furcht, den Wagemut der Forscher mit immer neuen Aufklärungsversuchen erfüllt.

Die Entdeckungsreisen als Ausdruck des Triebs in unbekannte Gegenden mögen als Analoga dienen. Dieser Trieb ist dem Menschen angeboren; daher die vielen Völkerwanderungen auf allen Kontinenten (6). Aus ihm ist der „Sündenfall“ erwachsen; denn Fortschritt- und Erkenntnistrieb ist zu allen Zeiten unbequem empfunden worden.

Nachdem die Oberfläche der Erde so ziemlich erforscht ist, wendet er sich dem Erdinnern und der Lufthülle zu. Der Gedanke an Reisen nach dem Mond oder Mars taucht bereits — wenn auch vorerst nur als phantastisches Wunschgebilde — am Horizont auf. Warum sollen wir nicht auch Reisen in das unbekannte Gebiet zwischen den unbekannten Sendern und unbekannten Empfängern unternehmen? Die Lehre von den Tonempfindungen hat die Differenztöne nachgewiesen, d.h. Töne, deren Schwingungszahl der Differenz zweier anderer Töne entspricht. Auf diese Weise können wir zwei Schwingungen, die an sich nicht zu hören sind, wenigstens in ihren Wirkungen in unseren Wahrnehmungsbereich locken. So ganz aussichtslos sind also derlei Bemühungen um hyperphysische Vorgänge keineswegs.

Der Gedanke liegt verführerisch nahe, dem Prinzip der Differenzwirkung auch in der übrigen Welt der Erscheinungen nachzuspüren. Vielleicht werden damit manche Dinge, an denen sich die Forschung abmüht — z.B. das Nord- und das Zodiakallicht — dem Verständnis zugänglicher. So vorschriftsmäßig, wie in den Lehrbüchern der Physik und Logik geht es in der wirklichen Natur nicht zu.

Auch im Bereich der psychischen Erscheinungen muß man mit Summations-, Differenz- oder sonstigen Kombinationswirkungen rechnen, welche scheinbar aus dem Nichts, in Wahrheit aus unsichtbaren Quellen auftauchen.

Man wird an diese Stelle in einem Brief von Charles Lyell an Henry Roscoe vom 17. Januar 1864 gemahnt: von keiner Mineralquelle könne man sagen, welche Bestandteile uns die Spektralanalyse noch zu verraten vermöchte, wenn sie von einem Forscher wie Bunsen angewendet würde (7). Aber auch diesem großen Gelehrten und pünktlichen Untersucher entging das Arsen in

der arsenreichsten Quelle von Dürkheim, weil er gar nicht daran dachte: und wie lange blieben Lanthan, Krypton und andere Elemente auch den eifrigsten Chemikern verborgen — und sie waren doch da!

9. Die Kernphysik ist auf Grund ihrer Beobachtungen der Materialisation von Strahlen bzw. Zerstrahlung von Materie zu der Erkenntnis gekommen, daß Materie und Strahlung nur verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben Sache sind (8).

Die Analogie mit der Sublimierung von Quecksilber durch Erhitzen und seinem Niederschlag durch Kälte liegt auf der Hand.

In ähnlicher Weise erblicken wir Biologen in den sicht- und den unsichtbaren Reaktionen der lebendigen Substanz nur verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben Sache und gelangen dann, wie jene, zu einer allumfassenden Einheitlichkeit der Natur. Dieser Gedanke klingt auch aus dem tiefempfundenen Satz von Jac. Burckhardt heraus:

Im Grunde sind wir überall in der Fremde, und die wahre Heimat ist aus wirklich Irdischem und aus Geistigem und Fernem wundersam gemischt.

Nur wir selbst sind es, die durch die Unzulänglichkeit unserer Sinne diese Einheitlichkeit zerstückeln und diese Zerstückelung als das Feinste vom Feinen preisen. Wir reißen das, was wir sehen können, als Körper, das, was wir nicht leugnen, aber nicht exakt erklären können, als Seele heraus und betrachten alles übrige als *τὸ μὴ ὄν*, als das *κενόν* des Demokrit. d. h als nicht vorhanden.

So ließ auch Balzac den Louis-Lambert vorwurfsvoll ausrufen: la science est une, et vous l'avez partagée!

10. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Teile als Körper in den engen Ausschnitt unseres Bemerkens fallen oder draußen bleiben.

Für uns Menschen kommt den sichtbaren Wellenlängen unseres Spektrums (0,0004 bis 0,0008 mm) praktisch eine große Bedeutung zu. In Wirklichkeit stellen sie nur einen minimalen Teil der unendlichen Wellenlängenskala von 100 km bis zu 0,001 °A dar (°A = 1 Hundertmillionstel Zentimeter, oder 1 Zehnmillionstel Millimeter). Jeder würde es für lächerlich halten, wollte man die übrige Skala für nicht vorhanden, für eine quantité négligeable halten, deswegen, weil sie nicht in unser Gesichtsfeld fällt. Dann verschwinden die Unterschiede zwischen wahrnehmbaren und nichtwahrnehmbaren Energien, und wir erkennen ihre gleichmäßige Zugehörigkeit zu der allumfassenden Einheitlichkeit der Natur. Ob Leib, ob Seele — tritt an Bedeutung zurück. Denn beide sind aus den gleichen Energien gewebt; und ihre, so viel erörterten Wechselbeziehungen erklären sich mühelos, weil sie ja beide an sich das gleiche sind und nur unseren Sinnesorganen sich verschieden darbieten.

11. Unter dem Einfluß des genialen F. X. Bichat (1771—1802) stellen wir uns die lebendigen Substanzen als Gewebe vor; und die moderne Physik hat diese Vorstellung in ihren Strahlenbündeln bzw. Wellenpaketen aufgenommen.

Man kann darin eine Nachwirkung der Lehre des Hippokrates (460 bis 356 v. Chr.) von der Krasis, von der Mischung der Elementarqualitäten erblicken. Hippokrates war groß genug, deren Zahl als unbestimmbar anzugeben. Seine weniger bedeutenden Nachfolger griffen die bekannten vier Säfte: Blut, Schleim, gelbe, schwarze Galle heraus und unterschlugen *τά ἄλλα μύρια παντυίας δυναμίας ἔχοντα πλῆθος*, d. h. die 10 000 ..... sonstigen Qualitäten, Energien (9).

Es ist schwer abzuschätzen, wie sehr sie damit die Entwicklung der Medizin vom normalen Weg abgedrängt haben. Aber die bisherige Naturforschung handelte ähnlich, wenn sie aus den μυρία, zahllosen elektromagnetischen Strahlen nur die des sichtbaren Spektrums als wissenschaftsgerecht zuließ.

Hätte sie sich nicht von dem mathematisch-physikalischen Genie Galileis, sondern von Kepler aus weiter entwickelt, dann wäre auch den psychischen Beziehungen innerhalb des Gesamtlebens Bürgerrecht verliehen worden. Aber so blieben diese tabu, und die Psychologen beschränkten ihre Forschungen auf die Leistungen des Gehirns unter Ausschluß der unbewußten Leistungen und Beziehungen des Gesamtkörpers.

Die dreibändigen Grundzüge der physiologischen Psychologie von W. Wundt stellen wohl den Höhepunkt dieser Forschungsrichtung dar.

12. Indessen noch verhängnisvoller war es, daß man über den Mischungen des Hippokrates und den Geweben des Bichat den Mischer bzw. den Weber, den κεραστής bzw. den tisseur vergaß bzw. ihn nicht ins wissenschaftliche Blickfeld hereinließ.

Man kann das begreifen; denn er ist keine physische, in eine lingua mathematica einzufangende Größe, sondern ein psychischer Faktor, der nichts zu suchen hat im Spektralbereich der Wissenschaft, so wenig als die politischen Überlegungen des Staatsmannes in den Einzelhandlungen des Regimentskommandeurs oder weltwirtschaftliche Erwägungen in den Preisen des Kleinhandels.

Aber man wird zugeben: nach dem Kausalgesetz muß alles, mithin auch die kunstvolle Anordnung der Gewebe eine Ursache haben. Und so wenig als der Uhrmacher in der Uhr, Zeppelin in seinen Luftschiffen, W. Siemens in den tausend Dynamomaschinen zu finden ist, so wenig steckt die Physis des Hippokrates, der Archaeus des Paracelsus im Organismus. Diese Bezeichnungen — und die Menschen haben ihrer noch viele gestammelt — wollen nur einen psychischen Faktor, aliquid absconditum Joh. de Gorters (1689 bis 1762) andeuten, welcher aus dem unendlichen Gebiet der Psyche, d. h. der unseren heutigen Forschungsmethoden unzugänglichen Abschnitten der Wellenskala heraus wirkt, und zwar synthetisch, künstlerisch, im offenen Gegensatz zu unserem analytischen Idol.

Am 1. Februar 1796 hat Schiller an W. v. Humboldt geschrieben: „Der Realist kann gegen den Idealisten schlechterdings niemals gerecht sein; denn er kann ihn niemals begreifen" (11). So wird es immer den Menschen innerhalb des Spektralbereichs mit denen außerhalb des Spektralbereiches ergehen, und wenn in dieser Studie die hyperphysische, supramundane Idee als Webemeisterin, als Klotho in den Gesichtskreis gerückt wird, kann sie einer 75- oder gar 90prozentigen Ablehnung sicher sein. Denn die Analytiker sind zu allen Zeiten zahlenmäßig stärker gewesen als die Synthetiker. Aber über die Jahrtausende hinweg bilden diese eine lebendige Einheit, wenn die Analytiker sich längst in Staub und Asche aufgelöst haben.

13. Wer der Meinung ist, daß sich die Dinge „von selbst" entwickeln, mag unbehelligt dabei bleiben. Das Studium der Technik ist ebenso verdienstvoll und förderlich, wie das Studium einer Schlacht. Nur wird man auch aus den feinsten Einzelheiten einer Schlacht niemals die strategische Idee der Obersten Heeresleitung erfahren, nicht einmal erraten. Immer aber wird sie in jedem

einzelnen Musketier tätig sein, wenngleich ohne ihm zum Bewußtsein zu kommen.

Der Vergleich ist grob, veranschaulicht aber doch wohl bis zu einem gewissen Grade, wie eine Idee wirkt.

So wenig als der einzelne Kämpfer weiß, woher die Idee kommt, die sein Marschziel und sein Handeln dirigiert, so wenig wissen wir Menschen das von uns selbst. Schließlich wissen auch unsere Nieren, Leber, Lungen genau, daß und wie sie funktionieren müssen, aber nicht wozu?

Wie die Physiker den Begriff des elektromagnetischen Kraftfeldes geschaffen haben, welches alles durchdringt, was in seinen Bereich kommt, so können wir auch mit einem psychischen Kraftfeld rechnen. Keines von diesen beiden können wir sehen; aber ihre Wirkungen sind unverkennbar.

Die Dinge im elektrischen Kraftfeld scheinen selbsttätige, selbstherrliche Träger von Eigenschaften zu sein. Tatsächlich sind diese Eigenschaften nur Influenz- oder Induktionserscheinungen einer unsichtbaren Macht. So waren auch die klimatischen Verhältnisse der Westküste Norwegens erst verständlich nach den Beobachtungen von L. v. Buch, und der brennende Dornbusch verlor sein Geheimnis mit der Entdeckung der Spitzenentladung. Nehmen wir die Differenzschwingungen (s. Ziffer 8) hinzu, dann ergeben sich noch wesentlich mehr als die 10 000... Faktoren des Hippokrates.

Demgemäß sagt auch der große Geschichtsphilosoph wider Willen, Ranke: Man hält oft die europäischen Staaten und Reiche für selbständiger, in sich gesonderter, als sie sind. Aber sie gehören der großen, auf gemeinsamen Grundlagen erwachsenen Völkergemeinschaft des Abendlandes an, aus der sich das besondere Dasein eines jeden erhoben hat, ohne sich doch je von ihr loszureißen (12).

Und wenn wir mit kühler Objektivität uns selbst betrachten, so erscheinen wir uns keineswegs als die Herren kleinerer oder größerer Bezirke, sondern weit mehr als die Sklaven von 10 000 ... Einflüssen, insbesondere des diapsychischen Kraftfeldes unserer zeitlichen und räumlichen Umgebung. Diese Kraftfelder verschlingen sich außerhalb und innerhalb unseres Ichs. Aber nicht wir sind die Weber unserer psychophysischen Persönlichkeit, sondern eine höhere Instanz. Sie verleiht uns die psychischen Eigenschaften, um — bewußt oder unbewußt — ihre Weisungen entgegenzunehmen, und die physischen Organe, um diese Weisungen auszuführen.

Das verhält sich in jeder Lebenseinheit so, in der Libelle wie im Elefanten, im Einzelmenschen wie in der größeren Lebenseinheit des Volkes und Staates.

Aber die höhere Idee hat andere Hilfsmittel und andere Pläne als wir Staubgeborenen. Für sie ist das Individuum ohne allzugroßen Selbstwert; sie schneidet den Faden seines Daseins ab, wenn der Mohr seine Schuldigkeit getan hat, und lächelt über unsere Bemühungen, das Dasein zu verlängern.

Sie lächelt auch über die Versuche, Eiweiß und lebendige Substanz in der Retorte herzustellen, und sie schaut verwundert auf die Bemühungen überheblicher Politiker, welche nach ihrem Dafürhalten staatliche Lebenseinheiten aus heterogenen Elementen schaffen wollen. Solch ein amüsanter Staatengründer war in unseren Tagen Clémenceau. Aus früheren Zeiten blicken ungleich größere Geister, wie Alexander, die römischen und hohenstaufischen Kaiser, Dschingis-Chan, Napoleon warnend zu uns herüber.

Wie Prometheus dafür büßen mußte, daß er Menschen formte und das Feuer aus dem Himmel stahl, so wird es jedem ergehen, der mit seinem kleinen Menschenwitz in das Reich der ewigen Ideen hineinzupfuschen sich erkühnt. Gewiß sind auch solche Erscheinungen als Organe den Ideen dienstbar und dem Gang der Geschichte dienlich. Aber ihnen selbst ergeht es zu leicht, wie in dem Uhlandschen Gedicht von der Rache, dem Knecht, der selbst wär' ein Ritter gern.

14. Bei dieser Auffassung fügt sich der Vererbungslehre ein neuer Gesichtspunkt ein. Denn wenn dermalen mit den Genen mehr oder weniger krampfhaft ein substantieller Faden festgehalten wurde, so rücken die unsichtbaren Energien und der Webemeister der Persönlichkeit andere Verbindungen zwischen den Menschen der Gegenwart, Vorzeit und Zukunft in das geistige Gesichtsfeld. Und die Frage erscheint berechtigt, ob nicht diesen anderen, psychischen Verbindungen eine ebenso große, wenn nicht größere Bedeutung zukommt.

Herder hat einen Ausspruch von Friedrich d. Gr. überliefert: „Jeder Mann von Ehre, jeder honette Mann ist meines Stammes; sonst erkenne ich keinen dafür" (auch nicht unter den eigenen Vorfahren) (13). Das drückt die hier vertretene Auffassung kurz und bündig aus. Es ist wahr, wir hängen durch Ei- und Samenzelle mit den Vorfahren zusammen. Aber das Wesentliche sind sie nicht, so wenig als die körperliche Erscheinung an der Persönlichkeit. Diese ist vielmehr aus 10 000... unsichtbaren Energien gewebt, durch welche sie mit der höheren Lebenseinheit ihrer Familie, ihres Volkes zusammenhängt.

Mathematisch veranlagte Gemüter haben ausgerechnet, mit wie vielen Hunderten, Tausenden, Millionen von Ahnen Verbindungsfäden bestehen. Es sind ihrer so viele, daß sie schließlich homöopathisch dünn werden oder sich in nichts auflösen. Wer daraus Schlüsse fürs praktische Leben ziehen will, mag es tun. Theorien haben noch immer den Blick für die Tatsachen getrübt.

Wesentlich weiter kommen wir, wenn wir neben den im Grunde doch mysteriösen Gebilden der Ei- und Samenzellen mit den psychischen Energien rechnen, welche — wer möchte es bestreiten? — die verschiedenen Generationen und Jahrhunderte beherrschen. Die großen Historiker L. v. Ranke und Th. Lindner haben das immer wieder betont.

Nicht die kleinen Lebenseinheiten von Vater und Mutter erzeugen die Kinder, sondern die höheren Lebenseinheiten von Sippe und Volk; jene sind nur die technischen Organe der Zeugung. Drum sind, wie schon das arabische Sprüchwort sagt, die Kinder ihrer Zeit ähnlicher als ihren Vätern (14). Die unbestreitbare äußere Ähnlichkeit zwischen Nachkommen und Vorfahren ergibt sich unschwer aus der Gleichheit der lebendigen Substanz, welche wir in den verschiedenen Generationen getrennt erblicken. Es verhält sich da ähnlich wie bei den Metallschmelzen: die daraus hergestellten Gegenstände bestehen alle aus der gleichen Substanz. Ist diese verunreinigt, so sind es auch ihre Produkte.

Indessen, der Zeitgeist formt aus dieser lebendigen, ewig bewegten Substanz, aus dem Gewoge der von alters herflutenden seelischen Eigenschaften die Menschen als Organe zur Befriedigung der jeweiligen Bedürfnisse.

Die so viel erörterten erblichen Krankheiten sind nur ein Mittel, um Unzweckmäßigkeiten aus dem Volkskörper auszuscheiden, während die Zweckmäßigkeiten sich in unabsehbaren Kombinationen verbinden.

Niemand wird die Bedeutung des körperlichen, sichtbaren oder standesamtlich registrierten Stammbaums leugnen. Allein in dem psychischen Fluidum, in den Seelenschwingungen hängen wir nicht bloß mit den Zeitgenossen und Eltern und Großeltern zusammen, sondern auch mit der langen Kette der Vorfahren. Diese Kette kommt uns, die wir mit Kalenderjahren rechnen, endlos vor; sie schrumpft aber zusammen, sobald wir Generationen, Kultur- und Ideenepochen oder noch andere historische Maßstäbe anlegen. In dem Moment, in welchem man sie aus gehöriger Entfernung betrachtet, rücken die einzelnen Zeitabschnitte in ihren körperlichen Vertretern, welche wir: große Männer nennen, näher aneinander, ja, wenn wir unsere eigene Verkörperung für einen Augenblick aufgeben, erscheinen sie uns wieder als Menschen von Fleisch und Blut, mit denen wir Gedanken austauschen können.

Freilich ist das nicht mit allen in der gleichen Weise möglich, sondern nur mit den psychisch-Gleichgewebten, mit den *ἰσόψυχοι*. Die Gewebe der Persönlichkeiten sind eben nicht alle gleich, sondern gründlich verschieden nach dessin (Idee) und Material. Es gibt feinsinnige und grobschlächtige, vielseitige und engstirnige. Also: die Zusammengehörigkeit, die Verwandtschaft liegt nicht in den Chromosomen oder Genen, sondern in dem Weber, und deren gibt es viele!

Zum Ausdruck kommt diese Art von geistiger Verwandtschaft in der Sympathie, in der Resonanz auf diese oder jene Persönlichkeit, gleichgültig, ob sie lebt oder von der irdischen Schaubühne abgetreten ist. Denn spurlos und ganz ohne Einfluß ist kein Webemuster vorübergegangen (15).

Nicht unser „Geist", esprit als Funktion des schnell zerfallenden Gehirns ist die Hauptsache, sondern der Charakter, die *κρᾶσις*, die Konstitution als Willensäußerung einer höheren Idee, die sich immer neu verkörpert und ihre Geschöpfe straffer verknüpft als die mysteriösen Gene. Es ist wahr: die Menschen schaffen sich selbst ihre Helden und Gottheiten; aber es ist ebenso wahr, daß die Gottheiten ihre Menschen schaffen. Die Gottheiten sehen nicht auf den einzelnen, sondern auf die höhere Lebenseinheit des Volkes, der Völker, der Menschheit und verwenden zu diesen Geweben höchst verschiedene Fäden. Welchem Faden der einzelne angehört, ist entscheidend, nicht aus welcher temporären Masche er kommt. Die Ahnentafel in allen Ehren! Aber der Wert einer Persönlichkeit bemißt sich nach ihrer Resonanz auf große Erscheinungen, auf Heraklit, Aristides, Leonidas, Hannibal, G. Bruno, Kepler, Leibniz, Friedrich d. Gr. usw. In den Resonanzen erbt sich die Idee weiter und verknüpft ihre Verkörperungen zu einer lebendigen Einheit.

Schrifttum

1. Bonnet, Charles: Essai analyt. sur les facultés de l'âme. 1760, Préface VII. — 2. Wundt, W.: Grundzüge d. physiol. Psychol. 6. Aufl., 1911, III, 738. — 3. Adelsberger, L.: D. Med. Wochenschr. 1936, Nr. 18. — 4. Mittasch, Alw.: Katalyse und Katalysatoren in Chemie und Biologie. 1936. — 5. Oberhummer, E.: Weltreligionen. in: K. Haushofer, raumüberwindende Mächte. 1934, 126. — 6. Haushofer, K.: Staat. Raum und Selbstbestimmung, sowie: Kulturkreise und Kulturkreisüberschneidungen: ebenda. — 7. Ostwald, W.: Große Männer, VIII. Bd. Sir Henry Roscoe 1919, 124/25. — 8. Debye-Ramm, P.: Grundlagen der Strahlungsphysik, in: Woltereck, Die Welt der Strahlen 1937, 66. — Dazu die Versuche von Schüler, Schmidt u. a. in Potsdam über Hyperfein-Strukturen mit Hilfe des magnet. Moments des Atom-Kerns. Umschau. 1937, Heft 13, 302. — 9. Hippokrates: Über die alte Arzneikunst, Kap. 4. Littré I.

604. — Bier, A.: Hippokrat. Studien in: Quellen und Studien z. Gesch. d. Naturwiss. und Med. III, Heft 2, 1932, 52. — 10. de Gorter, Joh.: Exercitat. med. IV, 1735. Praefatio. — 11. Briefwechsel, herausgegeben von Leitzmann 1900, 55. — 12. v. Ranke, L.: Englische Geschichte. W. W. XIX, 147. — 13. Herder, Briefe z. Beförd. d. Humanität. Sämtliche Werke von Suphan XVII, Bd. 8, Brief, 37. — 14. Alis: 100 Sprüche, arab. und pers., paraphrasiert von Reschiddeddin Watwat, deutsch von H. L. Fleischer 1837, 3. Spruch. — 15. Henle, Jac.: Handb. d. rat. Pathol. I, 1846, 41.

Aus dem Staatl. Hygiene-Institut in Ljubljana
(Dir.: Dr. I. Pirc)

Zur Rassenkunde der Jugoslawen

Von

B. Škerlj, Ljubljana

Mit 10 Tabellen, 10 Abbildungen und 2 Karten

Inhalt:

1. Das Material

Der Grundstock des Materials wurde anläßlich eines Sokolturnfestes in Ljubljana 1933 gesammelt. Damals wurden an die 530 Männer gemessen, von denen hier 511 bearbeitet wurden. Gleichzeitig wurden auch über 300 Frauen untersucht; hinzu kommen aber noch zwei weitere kleinere Turnerinnen-Serien, so daß unseren Ausführungen Messungen an 360 Frauen zugrunde liegen. Das Gesamtmaterial umfaßt demnach 871 Turner und Turnerinnen aus dem ganzen Staat; es ist gewiß nicht erdrückend groß, aber einheitlich und nach den großen Weißbachschen Serien von vor etwa 30—40 Jahren das größte aus Jugoslawien, welches einheitlich anthropometrisch untersucht und bearbeitet wurde. Außerdem bringt es die bisher größte Frauenserie aus Jugoslawien.

Zur Aufstellung der Rassenkarten mußten noch Schriften und Untersuchungen anderer Autoren zur Hilfe kommen, immerhin bildete aber das zur Rede stehende Material den Grundstock, mit Ausnahme des Ostens. Doch darüber später.

83,7% der Männer standen im Alter von 19—26 Jahren, 45,8% waren 19 bis 21 Jahre alt. Bei den Frauen waren 90,0% im Alter von 18—24 Jahren, 67,0% aber 19—22 Jahre alt. Schon hier ist ein Geschlechtsunterschied zu verzeichnen, insofern die Frauen einen einheitlicheren Altersaufbau aufweisen als die Männer. Trotz der durchschnittlichen Jugend handelt es sich um erwachsene Menschen, denn nach Untersuchungen an Mittelschulen erreichen die Knaben ihre endgültige Körperhöhe mit 20—21 Jahren, die Mädchen mit etwa 16 Jahren (Škerlj, B.: Višina srednješolske mladine v Ljubljani. Soc.-med. pregl., Beograd 1937). Wohl können aber die Breitenmaße noch etwas zunehmen.

Wieweit unser Turnermaterial zur Beurteilung der allgemeinen Rassenverhältnisse Jugoslawiens taugt, ist natürlich eine nicht unberechtigte Frage.

Nun ist aber der Sokolverband im ganzen Lande so verbreitet, daß größere Fehlschlüsse, die eine evtl. anzunehmende rassische Siebung verursachen könnte, nicht wahrscheinlich sind. Es ist zwar richtig, daß Bauern zu wenig vertreten sind, aber Bauern k i n d e r sind doch noch die meisten, denn die jugoslawische Stadtbevölkerung ist größtenteils noch ganz jung. Die Berufsstatistik des Gesamtmaterials zeigt folgende Verhältnisse: Bei den Männern überwiegen Angehörige des Gewerbestandes (meist Gesellen) mit 32,08%, ihnen folgen Mittelschüler und Studenten mit 26,40%, dann Beamte (16,45%), Angehörige des Kaufmannstandes (meist Verkäufer und Gesellen) mit 12,53%. Lehrer (3,52%) und 9,02% gehörten anderen Berufen an (Berufsmilitär ist mit nicht ganz 2% schlecht vertreten). Bei den Frauen nehmen die Lehrerinnen mit 24,93% den ersten Platz ein; ihnen folgen Beamtinnen (21,82%), dann Mittelschülerinnen und Studentinnen (15,27%), jetzt erst folgen „Gewerbetreibende" (darunter viele Näherinnen!) mit 14,03% und Verkäuferinnen (und Kontoristinnen) mit bloß 3,74%. Eine große Gruppe bilden hier aber die „Beruflosen", allermeist Mädchen, die daheim auf den Bräutigam warten und sich der Hauswirtschaft widmen oder widmen wollen (15,27%) — man nennt sie serbisch „domačice".

Unter den vermessenen Frauen waren bloß 13, d. i. 3,61%, verheiratet, die zusammen 13 Kinder hatten. Aber diese stammen bloß von 6 Frauen; drei von ihnen gebaren je dreimal, eine zweimal und zwei einmal.

Wenn wir den Osten östlich der Morava-Vardar-Linie vorderhand unberücksichtigt lassen, weil von dort nur 10 Beobachtungen stammen, so waren 34,6% aller Beobachteten aus der nördlichen Tiefebene (hauptsächlich Pannonien), 34,5% aus dem Alpengebiet, 16,6% aus dem dinarischen Zentralgebiet und 14,3% aus dem Kroatischen Küstenland und aus Dalmatien. Über diese geographische Einteilung Jugoslawiens wird später noch die Rede sein.

Auf Grund dieses Materials soll nun versucht werden, ein Rassenbild Jugoslawiens zu entwerfen. Außerdem ist aber auch die Möglichkeit geboten, die einzelnen Rassen genauer zu beschreiben, was sowohl bei den anerkannten als auch bei den neu aufgestellten Typen der Mühe wert erscheint, zumal wir über die K ö r p e r verhältnisse der einzelnen Rassen doch noch nicht alles wissen. Ein gewisser Mangel ist es, daß Gesichtsmaße nicht mitgeteilt werden können, aber es war technisch unmöglich, die Untersuchung, die in drei Tagen durchgeführt werden mußte, noch damit zu belasten, zumal da nur drei Mitarbeiter zur Messung ausgebildet waren. Nachdem aber die Gesichtsmerkmale der meisten Rassen sowieso meist bekannt sind und ich sie zur R a s s e n diagnose[1]) nicht als unbedingt wichtig erachte (siehe meine Rass. Gliederung d. Menschheit *[48]*), so wird sich der Leser hier mit einer summarischen Gesichts b e s c h r e i b u n g begnügen müssen. Außerdem hatte die Untersuchung an T u r n e r n auch ihre besonderen praktischen Zwecke, zu denen die Kenntnis der K ö r p e r verhältnisse wichtiger war. Selbst diese konnte ja leider nicht in vollem Ausmaße vorgenommen werden[2]).

[1]) Ich gebe auch W e i d e n r e i c h *(53)* recht, wenn er das Gesicht mehr als konstitutionstypisch betrachtet. Es gibt bei allen Rassen Lepto- und Euryprosopie, bei den Dinariern ganz deutlich (L e b z e l t e r *[17]*, Š k e r l j *[42]*, W e n i n g e r *[57]* u. a.).

[2]) Über die Wichtigkeit der Körpermaße für die Rassendiagnose bei einem bereinigten, einheitlichen Material (hier Turner) kann übrigens auch nach v. E i c k s t e d t *(9)* kein Zweifel herrschen.

2. Theoretisches

Bei den Lesern der folgenden Ausführungen muß ich meine Prinzipien der rassischen Gliederung der Menschheit *(48)* als bekannt voraussetzen. Was mich bei der Bearbeitung dieses Materials besonders interessierte, war nicht nur die Rassenanalyse als solche, sondern auch das Problem der verchiedenen geschlechtlichen Ausprägung der einzelnen Merkmale und des Rassentyps. So wollen wir uns denn zunächst mit einigen theoretischen Erörterungen auseinandersetzen, ehe wir die Rassenfragen in Angriff nehmen.

Jüngst erst hat Saller *(35)* über das Problem der geschlechtlich verschiedenen Ausprägung der Rassenmerkmale eine interessante Arbeit veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß „das Geschlecht" dem Rassentyp übergeordnet ist. Das glaube auch ich bestätigen zu dürfen. Der theoretische „Mensch" erscheint uns zunächst als Mann oder Weib, nie als Mensch schlechthin[2a]). Nach diesem Geschlechtstyp scheint mir der Konstitutionstyp an Wichtigkeit zu folgen und dann kommt erst der Rassetyp. Nun scheint es aber so, daß zwischen dem „typischen" Mann und dem leptosomen Konstitutions-, oder mit Jankowsky *(16)* vielleicht besser Körperbautypus einerseits, und dem „typischen" Weibe und dem eurysomen Körperbautypus andererseits eine engere Verbindung besteht[3]). Und wieder ist „das Geschlecht" entscheidend! Weiters scheint aber — rein morphologisch — auch zwischen „dem Geschlecht" und einigen Rassetypen ein engerer Zusammenhang zu bestehen. Besonders auffällig trat mir das vor Augen, als anläßlich einer Konferenz der vortragende Kollege für typische Dinarier, Savide usw. mit einer einzigen Ausnahme nur Bilder von Männern zeigte, als typische Alpine und Baltide ausnahmlos nur Frauen[4]). Es war mir klar, daß das wohl in der Natur der Dinge begründet sein muß. Und dann war auch die Verbindung vom Rassetyp zum Körperbautyp und schließlich zum Geschlechtstyp nicht mehr schwer. Daß diese Verbindungen und — andererseits — generellen Unterschiede zwischen den geschlechtlichen Ausprägungen bisher zu wenig beachtet wurden, liegt einesteils gewiß daran, daß — namentlich in Europa — seit jeher zu wenig und zu kleine Frauenserien beobachtet und beschrieben wurden. Wir sind hier in der Lage, über eine verhältnismäßig große Frauenserie zu berichten, die aus derselben Population und gleichzeitig beobachtet wurde wie die Männer. Das Ergebnis der Untersuchung über die

---

[2a]) Vgl. auch: Alverdes, F.: Organisation, Anpassung und Ganzheit. Z. Rassenk. VI, 1, Stuttgart 1937.

[3]) Vgl. in dieser Beziehung auch die interessanten Ausführungen Jaensch', W. *(15)*, welcher (S. 76/77) sagt: „Die weibliche Konstitution besitzt nun im gleichen Sinne die geschlechtsgebundene Wesensart, stets etwas mehr als der Mann von körperlich-seelischer Integration und pyknisch-kindlichen [gesperrt von S.] Formen festzuhalten." Das gleiche gilt nach Jaensch von den geschlechtlichen Unterschieden der seelischen Konstitution, etwa in dieser Parallelsetzung:

Weib — pyknisch — zyklothym (integriert),
Mann — leptosom — schizothym (desintegriert).

[4]) Mollison *(31)* sagt: „Die Eigentümlichkeiten der dinarischen Rasse treten beim weiblichen Geschlecht viel weniger scharf in Erscheinung als beim männlichen, umgekehrt als bei der alpinen und namentlich der mediterranen Rasse, deren Merkmale gerade im weiblichen Geschlecht besonders deutlich sind." — Zusatz b. d. Korr.: Ähnliche Beobachtungen machte jüngst auch Făcăoaru (Compoziția rasială a Mărginenilor [Sibiu], Bull. Eug. Biopol. VIII, 6—7, Cluj 1937).

Abhängigkeit des Rassetyps vom Geschlecht läßt sich auch zahlenmäßig ausdrücken, wenn man z. B. zehn Merkmale auf ihre mehr männliche oder mehr weibliche Ausprägung untersucht. Hierbei sei angenommen:

Tabelle 1

Merkmal	mehr männlich	mehr weiblich
1. Körperhöhe	höher	kleiner
2. Rohrer-Index	kleiner	größer
3. Rel. Spannweite	größer	kleiner
4. Rel. Schulterbreite	"	"
5. Rel. Beckenbreite	kleiner	größer
6. Rumpfbreitenindex	"	"
7. Rel. Symph.-Höhe	höher	niederer
8. Kopflänge	größer	kleiner
9. Kopfbreite	"	"
10. Kopfindex (L.-B.)	niederer	höher

Die Bemerkung „größer“ oder „kleiner“ usw. bezieht sich auf den Mittelwert, der aus den Mittelwerten aller 9 in Rechnung gestellten Rassen ermittelt wurde. Durchsieht man nun diese Merkmale nach den Rassen, so findet man folgende Verteilung bei Männern und Frauen:

	bei den Männern	bei den Frauen
Dinaride (d)	4:5, für w	3:7, für w
Savide (s)	5:4, für m	3:6, für w
Noride (no)	4:5, für w	6:4, für m
Atlantide (a)	7:3, für m	6:3, für m
Nordide (n)	6:2, für m	7:3, für m
Mediterranide (m)	7:3, für m	6:4, für m
Alparmenide (aa)	5:5, indiff.	1:9, für w
Baltide (b)	3:6, für w	4:6, für w
Pannonide (p)	3:6, für w	4:6, für w

(Die auf 10 fehlenden Reste entfallen auf die „geschlechtlich indifferenten" Mittelwerte.)

Aus obiger Zusammenstellung ist ersichtlich, daß bei den Männern der Dinariden, Noriden, Baltiden und Pannoniden die weibliche Ausprägung der in Betracht gezogenen Merkmale überwiegt, bei den Frauen der Noriden, Atlantiden, Nordiden und Mediterraniden die männliche. Zieht man jedoch diese Verhältniszahlen für beide Geschlechter zusammen, so sieht man, bei welchen Rassen das weibliche, bei welchen das männliche „Element“ überwiegt:

Tabelle 2

Rassen	m	0	w	„Männlichkeits-index"
d	7	1	12	0,58
s	8	2	10	0,80
no	10	1	9	1,11
a	13	1	6	2,17
n	13	2	5	2,60
m	13	0	7	1,86
aa	6	0	14	0,43
b	7	1	12	0,58
p	7	1	12	0,58

Der „Männlichkeits-Index“ gibt das Verhältnis m/w an. Wir sehen da, daß die Alparmeniden weitaus „die weiblichsten“ sind, worauf die Baltiden, Pannoniden und Dinariden folgen. Auch bei den Saviden überwiegt noch das weib-

liche Element. Überwiegend männlich sind die Noriden, Mediterraniden, Atlantiden und Nordiden. Als äußerste Gegensätze können die Alparmeniden (0,43) und die Nordiden (2,60) gelten[5]). Damit hätten wir aber auch schon beide Gegenpole der Konstitutionstypologie, nämlich die Alparmeniden = Eurysome und die Nordiden = Leptosome. Reiht man nun alle Rassen nach dem „Männlichkeits-Index" ein, so sieht man, daß die Alparmeniden, Baltiden, Pannoniden und Dinariden eine vorwiegend eurysome Gruppe darstellen, die Mediterraniden, Atlantiden und Nordiden eine vorwiegend leptosome, während die Saviden und Noriden eine Mittelstellung einnehmen. So wäre hier eine engere Verbindung der Beeinflussung des menschlichen Erscheinungsbildes durch Geschlecht, Konstitution und Rasse gegeben. Ob dadurch eine Gleichsetzung von Konstitution und Rasse, wie sie etwa Mydlarski[6]) annimmt, besser berechtigt erscheint, bleibe dahingestellt.

Interessant, weil unerwartet, ist die Stellung der Dinarier unter den weiblich und eurysom betonten Rassen. Diese Stellung ist bedingt durch die kurzen Arme und durch das verhältnismäßig breite Becken, auch bei den Männern, eine Tatsache, auf die ich schon in einer älteren Arbeit *(42)* über die dinarische Rasse hinweisen konnte. Beides sind nun aber in dieser Ausprägung wirklich mehr weibliche Merkmale. Eine „männlichere" Stellung erhalten die Dinarier, wenn man die Nasenrückenform mit in Rechnung stellt. Nimmt man nämlich die konvexe Nase als männlich, die gerade als indifferent und die konkave als weiblich an, so werden die Dinarier jedenfalls aus der Gruppe der Alparmeniden und Baltiden herausgehoben und den „männlicheren" Rassen nähergestellt. Die Indexverteilung ist dann diese:

Alparmenide	0,37	eurysome, „weibliche" Rassengruppe
Baltide	0,50	
Pannonide	0,58	
Dinaride	0,75	
Savide	1,00	indifferente Rasse
Noride	1,33	leptosome, „männliche" Rassengruppe
Mediterranide	1,86	
Atlantide	2,50	
Nordide	3,00	

Viel ändert sich dadurch nicht, bloß die Reihenfolge innerhalb der Eurysomen oder „Weiblichen" ist klarer geworden.

Rassenkundlich wichtig ist auch die nunmehr ziemlich klare Zusammengehörigkeit von je drei Rassen zu drei Rassengruppen: da ist zunächst die „alparmenide" Rassengruppe (mit der alparmeniden, baltiden und pannoniden Rasse), dann die „dinaride" Rassengruppe (mit der dinariden, saviden und noriden Rasse) und die „mittelländische" mit der mediterraniden, atlantiden und nordiden Rasse.

---

[5]) Tirala *(51)* weist der nordischen Rasse einen stark männlichen Zug zu, der auch bei den nordischen Frauen häufig zum Ausdruck komme. Als Gegensatz führt er dazu die Mediterranen an. Was für die letzteren nach der exakteren Unterbauung zwar nicht eintrifft, stimmt jedenfalls für die ersteren. Vgl. auch Mollison, Anm. 4!

[6]) Siehe im Schrifttum Nr. 33 und *34!* So sagt Mydlarski an einer Stelle: „Gestützt auf diese Grundlagen können wir getrost die Rassentypen mit den s. g. konstitutionellen Typen identifizieren, sie stellen nämlich ein geschlossenes Ganzes, sowohl in morphologischer als auch in funktioneller Hinsicht dar und müssen folglich verschieden auf die Umgebung reagieren." (Nr. *34*, S. 214/215).

Wollte man schon bestehende Namen für diese drei großen Gruppen verwenden, so wäre mit Biasutti und Lebzelter *(20)* die „mittelländische" Gruppe der eurafrikanischen gleichzusetzen, die „alparmenide" der eurasischen und die „dinaride" der dinotaurischen. Die Stellung der Dinarier ist ganz klar und ich kann daher Maleš, der sie zu einer eurafrikanischen Gruppe, neben die Nordiden und Mediterraniden stellt *(24)*, nicht zustimmen. Sie sind auch nicht eindeutig leptosom, wie es aus so vielen Bildern hervorzugehen scheint.

Eine weitere theoretisch interessante Frage, die ich schon bei Gelegenheit *(47)* anschnitt, ist die stark verschiedene phänotypisch-rassische Verteilung der beiden Geschlechter unserer Bevölkerung. Die Frauen gehören häufiger zu den hellen Rassen. Ist nun die helle Komplexion, ähnlich wie die hellere Haut. überhaupt unter dem Einfluß „des Geschlechts"? Ist es als „mehr weiblich" anzusehen, wenn jemand blaue Augen und blonde Haare hat? Aus unserem Material könnte man diesen Eindruck gewinnen. Die Lösung dieser Frage ist aber noch nicht spruchreif und auch eine physiologische oder chemische Begründung ist m. M. n. noch nicht zu ersehen. Aber im Zusammenhang mit den obigen Ausführungen über Geschlecht, Konstitution und Rasse, wäre es nicht ausgeschlossen daran zu denken, daß die „Verschiedenrassigkeit" beider Geschlechter einer Population in letzter Linie eben auf Geschlechtsunterschiede zurückzuführen ist.

Welches Geschlecht ist nun entscheidender für den „Typus", für die typische Ausprägung von Merkmalen? Sicher doch jenes mit der kleineren Variabilität der Merkmale. Darüber könnte uns der Variationskoeffizient Auskunft geben. wenn es sich um gleich große Serien handeln würde. Beim Vergleich unserer beiden Serien ist aber der Variationskoeffizient nur für die Beckenbreite und die Kopflänge bei den Frauen kleiner. Wenn man aber die Variationskurven der einzelnen Merkmale studiert, so kommen noch die Beinhöhe, die Schulterbreite, die Kopfbreite als bei der Frau offenbar weniger variabel hinzu. Das ist allerdings noch nicht überzeugend, daß die Frau „den Typus" besser repräsentiert als der Mann. Empirisch ließe sich die Sache mittels genau gleich großer Serien feststellen, welche Merkmale bei welchem Geschlecht variabler sind, theoretisch ist das Problem (die Standardisierung des Variationskoeffizienten) noch nicht gelöst[7]). Stratz *(40)* u. a. Autoren führen einige überzeugende Argumente an, daß die Frau „den Typus" präsentiert, während der Mann individuell von ihm abweicht.

3. Die vier Hauptmerkmale

Zur Rassendefinition wurden gemäß meinen Ausführungen *(48)* folgende vier Merkmale als „rassedefinierend" angenommen: die Körperhöhe, die Kopfform, die Augen- und die Haarfarbe.

Die Körperhöhe von 527 Männern aus ganz Jugoslawien ist 168,76 ± 0,24 cm ($\sigma = 5{,}47 \pm 0{,}17$ cm, $v = 3{,}24 \pm 0{,}10$). Sie gehören somit zu den übermittelgroßen Europäern[8]). Die Körperhöhe von 314 Frauen (das ist jene Serie,

[7]) Nach freundlicher brieflicher Mitteilung von H. Dr. F. Mikič, Zagreb.

[8]) Vergleiche für diese vier Merkmale können in Martins Lehrbuch (l. c.) I. Teil (für den Kopfindex II. Teil) nachgelesen werden.

die anläßlich des erwähnten Festes untersucht wurde) ist 158,95 ± 0,31 cm (σ = 5,44 ± 0,22 cm; v = 3,42 ± 0,14); auch die Frauen sind als groß zu bezeichnen.

Der Längen-Breiten-Index des Kopfes ist bei den Männern 83,98 ± 0,16 (σ = 3,73 ± 0,11; v = 4,14 ± 0,14), bei den Frauen aber größer, nämlich 84,38 ± 0,22 (σ = 3,84 ± 0,15; v = 4,55 ± 0,18). Beide Serien sind also ausgesprochen brachykephal, die Frauen haben erwartungsgemäß eine rundere Kopfform.

Den Mittelwert der Augenfarbe und Haarfarbe einer durchmischten Population zu bestimmen, hätte wenig Sinn. Wir werden daher die Komplexionen ziffernmäßig bei den einzelnen Rassen feststellen und hier nur erwähnen, daß etwas über die Hälfte der Augen dunkel sind, die Haare jedoch überwiegend. Bei den Männern hatten 50,89% dunkle Augen (von 3—6 nach der alten Martinschen Tabelle), 29,62% graue Augen (von 7—12) und 20,34% blaue (von 13—16). Die Frauen haben weniger braune und blaue Augen, aber mehr graue; 48,8% der Frauen haben dunkle Augen, 32,6% graue und 18,5% blaue.

Bei den Männern überwiegen die dunklen Haare (Farbe Nr. 4—7 und 27, nach der alten Fischerschen Tabelle) mit 78,4%; 12,9% haben dunkelblonde Haare (Nr. 8), 8,4% blonde (Nr. 9—10, 15, 24—26) und 0,4% rote (Nr. 3). Die Frauen haben viel weniger dunkle Haare (61,0%) als die Männer, aber mehr dunkelblonde (21,4%), blonde (16,6%) und rote (1,0%).

Mit Hilfe dieser vier Merkmale lassen sich die folgenden Rassen beschreiben und gleichzeitig auch die Ausprägung dieser Merkmale bei den einzelnen Rassen ersehen (Tab. 5).

Tabelle 5[9])

Rassen	Geschl.	n	Körperhöhe	Kopfform (Index)	Augenfarbe	Haarfarbe
Dinaride	♂	115	172,2	85,56	4,63	4,67
	♀	90	161,9	85,89	5,39	5,16
Alparmenide	♂	93	163,7	85,04	4,60	4,94
	♀	59	153,6	86,24	4,73	5,46
Savide	♂	83	171,6	85,99	10,95	4,80
	♀	53	161,2	86,57	11,30	5,09
Pannonide	♂	61	164,6	84,54	10,28	4,89
	♀	19	152,8	85,05	10,64	4,79
Atlantide	♂	45	173,3	78,78	7,13	5,02
	♀	28	162,3	79,57	7,21	5,11
Nordide	♂	38	172,7	84,95	12,37	14,24
	♀	49	162,3	85,12	11,61	17,37
Baltide	♂	32	164,2	84,84	11,81	12,00
	♀	34	152,9	84,88	10,82	14,97
Noride	♂	16	172,6	77,69	13,44	17,06
	♀	23	161,3	79,26	12,09	11,74
Mediterranide	♂	24	163,7	78,00	4,58	4,67
	♀	4	155,4	79,48	4,50	5,50
Vistulide	♂	4	164,1	79,6	12,00	12,50
	♀	1	154,8	73,8	8	10

[9]) Wir sehen hier von der Reproduktion der andern statistischen Charakteristiken aus Platzersparungsrücksichten ab. Das Material kann aber jederzeit zur Einsicht vorgelegt werden.

Was zunächst die Geschlechtsunterschiede betrifft, so sehen wir bei der Körperhöhe den normalen Unterschied von etwa 5—7%. Den größten Unterschied finden wir bei den Pannoniden und Baltiden, den kleinsten bei den Mediterraniden, Vistuliden und Noriden. Mit der absoluten Höhe der einzelnen Rassen scheint dieser Unterschied nicht zusammenzuhängen.

Durchgehends haben die Frauen einen höheren Kopfindex, d.h. eine rundere Kopfform (die Vistuliden sind mit einem Fall untypisch); die größten Unterschiede finden wir bei den Mediterraniden (kleine Serie), Nordiden und Alparmeniden. Die kleinsten Unterschiede haben die Noriden und Baltiden.

Die Augenfarbe ist bei den Frauen meist heller als bei den Männern. Bei den Noriden, Baltiden und Nordiden ist das Verhältnis jedoch umgekehrt — also bei den Rassen mit heller Komplexion (Vistulide sind zu wenig vertreten und weibliche Mediterranide ebenso).

Die Haarfarbe ist ebenso meist bei den Frauen heller, eine Ausnahme machen die Pannoniden, Baltiden und Noriden[10]).

Man kann nun versuchen, mittels der gegebenen Mittelwerte Gruppen zu bilden. Nach der Körperhöhe kommen folgende Rassen in zwei Gruppen zusammen: in einer hochgewachsenen die Atlantiden, Noriden, Nordiden, Dinariden und Saviden, in einer niedrigeren die Pannoniden, Baltiden, Alparmeniden, Mediterraniden und die Vistuliden. Nach der Kopfform aber die Dinariden, Saviden, Noriden, Alparmeniden, Baltiden und Pannoniden in einer brachykephalen, die Atlantiden, Nordiden, Vistuliden und Mediterraniden in einer dolichoiden. Kombiniert man nun diese beiden Gruppen weiter, so erhält man vier Rassengruppen:

1. Dinaride, Savide, Noride;
2. Alparmenide, Pannonide, Baltide;
3. Atlantide, Nordide;
4. Mediterranide, Vistulide.

Nach den Komplexionen bestehen aber noch weitere Bindungen zwischen den Dinariden, Alparmeniden, Atlantiden und Mediterraniden; den Saviden und Pannoniden; den Noriden, Baltiden, Nordiden und Vistuliden. Nachdem aber — im Sinne der Grundlagen meines Rassensystems *(48)* — zur Gruppierung von Rassen wieder weniger gleiche Merkmale notwendig sind als zur Definition einer einzelnen Rasse, so wollen wir die Komplexionen als die vergänglicheren Merkmale zurückstellen und bei der Gruppierung der Rassen besonders die Höhe und Kopfform berücksichtigen. Damit erscheint die obige Gruppierung berechtigt. Rein morphologisch ist vielleicht auch die nähere Verwandtschaft der 3. und 4. Gruppe zu rechtfertigen — das wäre die schon erwähnte „eurafrikanische" Gruppe. Die 1. Gruppe ist die „dinotaurische", die 2. die „eurasische". Aber auch diese Einteilung verlangt noch weiterer Unterbauungen und Nachforschungen, sie hat bisher mehr hypothetischen Wert, trotz der Übereinstimmung mit der Gruppierung, die im 2. Kapitel gegeben wurde.

Zur Ausbildung der vier Merkmale bei den einzelnen Rassen ist folgendes zu sagen: Die höchstgewachsene Rasse sind offenbar die Atlantiden, die genetisch vielleicht mit den Nordiden und Mediterraniden verwandt sind. Falls es

[10]) Siehe die Erklärung auf S. 12!

sich bei ihnen um eine alte, fixierte Form von Auskreuzung der Nordiden und Mediterraniden handeln sollte, könnte man an ein Luxurieren des komplexen Merkmals „Körperhöhe" denken. — Ihnen folgen die Noriden — die vielleicht eine genetische Beziehung zu den Baltiden und Nordiden haben. Nach diesen beiden Rassen folgen die fast gleich hohen Dinariden (bei denen die Frauen größer sind) und Nordiden (bei denen die Männer größer sind). Dann folgen die Saviden, Alparmeniden, Pannoniden und Baltiden und, als — im Durchschnitt beider Geschlechter — kleinste, die Mediterraniden.

Nach der Kopfform sind die Saviden die brachykephalsten, ihnen folgen die Dinarier und Alparmeniden, dann die Noriden, Baltiden und Pannoniden; unter den dolichokephalen Rassen sind die Atlantiden die rundköpfigsten, dann folgen die Mediterraniden und schließlich die Nordiden. Die Frauen sind — wie erwähnt — durchwegs rundköpfiger, der Geschlechtsunterschied in diesem Sinne ist bei den Nordiden am größten. Daß die Nordiden dolichokephaler sind als die Atlantiden und Mediterraniden, überrascht in Hinsicht auf andere Serien[11]). So fand z. B. Czekanowski *(2)* nach dem von Gryglaszewska bearbeiteten Walliser Schädelmaterial bei den Nordischen einen durchschnittlichen Schädelindex (!) von 81,6, bei den Mediterraniden aber einen von 78,2. Für die Dinarier erhielt er 86,9 (also auch mehr als wir). Es scheint, daß das ganze Walliser Material viel rundschädliger ist, als das jugoslawische, denn normalerweise ist der Index am Schädel etwa um zwei Einheiten niederer als am Kopf. Hier hätte aber das Schädelmaterial durchgehends höhere Werte als das lebende. Schon dieser eine Vergleich zwingt zur Annahme, daß die Rassen geographisch verschieden ausgebildet sind, soweit das eben die genetisch festgelegte Reaktionsbreite gestattet, daß sie aber trotzdem die typischen Unterschiede unter sich bewahren. Wenn wir hier also von den Rassenmerkmalen berichten und sagen, für diese Rasse ist das Merkmal in dieser Ausprägung typisch, so müssen wir hinzusetzen: in Jugoslawien, vielleicht auf dem Balkan, vielleicht aber auch auf kleineren Territorien. Dann kommen wir zu der gautypischen Ausprägung der Rassenmerkmale und somit der Rassen (vgl. v. Eickstedt *(8)*). Das eben Gesagte kann auch für das „umgekehrte" Verhältnis der Kopfindizes der Nordiden und Mediterraniden Geltung haben. Allerdings darf man aber auch die besondere Auffassung der Lemberger Schule, die die nordische Rasse nicht ganz im landläufigen Sinne anerkennt (Schwidetzky *(37, 38, 39)*), nicht übersehen. Ob die Mediterranen im allgemeinen einen längeren Schädel haben als die Nordischen, halte ich für eine offene Frage. Unser Material spricht nicht dafür.

Die durchschnittlich dunkelsten Augen haben die Mediterranen; ihnen folgen die Alparmeniden, die Dinariden, die Atlantiden, die Pannoniden, die Saviden und Baltiden, die Noriden und schließlich die Nordiden. Eine klare Gruppe von Braunäugigen bilden die ersten drei genannten Rassen. Würden wir zu den Atlantiden nur die „reinen" gezählt haben, so wären auch diese dabei; so sind aber einige wenige helläugige Menschen mitgezählt worden, wodurch die durchschnittliche Augenfarbe auf 7,13 bzw. 7,21 stieg. Durch-

[11]) Nach den Angaben v. Eickstedts, Montandons, Michalskis u. a. Weiteres siehe auch im 5. Kapitel!

schnittlich wirklich blaue Augen haben eigentlich nur die nordischen Männer; alle übrigen haben ziemlich helle graue Augen.

Nach den Haaren sind die Saviden und Pannoniden die dunkelsten, dann folgen die Dinariden, die Mediterraniden, die Atlantiden und die Alparmeniden; blonde Haare haben die Baltiden, die Nordiden und Noriden. Allerdings ist hier aber zu bedenken, daß die höheren Durchschnittszahlen durch die wieder dunkleren Nuancen 25 und 26 hervorgerufen sind, die am häufigsten auftreten. So dürften in Wirklichkeit in unseren beiden Serien die Baltiden (wenigstens die Männer) die hellsten Haare haben und ihnen die nordischen Frauen folgen. Die nordischen Männer haben trotz ihrer höheren Durchschnittsnummer sicher eine dunklere Haarfarbe als die nordischen Frauen. Umgekehrt ist dieses Geschlechtsverhältnis jedoch bei den Noriden und Baltiden, wo die Frauen die dunkleren Haare haben.

Über die geographische Verteilung dieser vier als Hauptrassenmerkmale angenommenen Eigenschaften in Jugoslawien geben die schönen Karten Ćwirko-Godyckis *(5)* die beste Auskunft.

4. Zuordnung und Ausprägung weiterer Merkmale

Außer den vier eben behandelten Merkmalen, die m. M. n. zur Rassenbestimmung genügen[12]), wurde noch eine Reihe anderer Merkmale festgestellt, die zur Rassendiagnose so gut wie nie herangezogen werden. Daß wir im Gesicht rassendiagnostische Merkmale finden (z. B. Augen, Nase, Mund, Gesichtsverhältnisse usw.), ist ja bekannt, aber die verschiedenen Körpermaße werden sehr selten auf Rasseverschiedenheit untersucht[13]). Es soll hier nun untersucht werden, wie diese Merkmale bei den einzelnen, nach den obigen Grundsätzen bestimmten Rassen, ausgebildet sind.

Bestimmt wurden: Gewicht, Körperhöhe (daraus der Rohrersche Index), Spannweite, Höhe des rechten Iliospinale, Symphysionhöhe (daraus Beinhöhe), Schulterbreite, Beckenkammbreite (daraus Rumpfbreitenindex), Kopflänge, Kopfbreite (daraus L.-B.-Index); Relativmaße zur Körperhöhe: Spannweite, Symphysionhöhe, Schulterbreite, Beckenbreite; Augenfarbe, Haarfarbe (daraus Komplexion); Kraushaarigkeit, Epheliden, Tigroiden (letztere wurden aus Spezialinteresse zweier Mitarbeiter durch ein „e“ und durch ein „t“ mitverzeichnet). Bei den Frauen wurde auch das Menarchealter aufgenommen.

Nachdem die Rassen nach den vier Hauptmerkmalen bestimmt waren, war es nicht schwer die Mittelwerte, bzw. die prozentuelle Verteilung der übrigen Merkmale festzustellen. Wir werden uns in der Besprechung der Tabelle 4 mit den Vistuliden nicht näher beschäftigen, da die Anzahl doch nicht typische und vergleichbare Werte ergeben kann, und außerdem sind die Proportionen dieser Rasse auch in der Literatur nicht näher beschrieben, so daß eine Kontrolle der Beschreibung unmöglich ist.

Das Gewicht. Als absolutes Maß hat es vielleicht wenig Bedeutung, denn die größeren Menschen sind durchschnittlich auch schwerer. Das gilt auch in Hinsicht auf den Geschlechtsunterschied. Ein Beispiel: Durchschnittshöhe der

[12]) Vgl. darüber meine Begründungen in der „Rass. Gliederung der Menschheit“ *(48)*.

[13]) U. a. hat sich z. B. Günther *(12)* darum versucht; so betont er z. B. die Kurzarmigkeit der Dinarier.

Tabelle 4

Rassen	Anzahl	Gewicht (kg)	Körperhöhe (cm)	Rohrer-Index	Beinhöhe (cm)	Schulterbreite (cm)	Beckenbreite (cm)	Spannweitenindex	Rel. Symphys.-Höhe	Rel. Schulterbreite	Rel. Beckenbreite	Kopflänge (cm)	Kopfbreite (cm)	Kopfindex (L. B.)	Augenfarbe (Martin)	Haarfarbe (Fischer)	Tigroiden (%)	Epheliden (%)	Locken (%)	Menarche (Jahre)
										Männer										
Dinaride	115	67,2	172,2	1,31	92,8	39,2	29,2	103,8	51,5	22,8	17,0	18,4	15,8	85,6	4,63	4,67	12,2	13,9	30,4	
Alparmenide	93	60,4	163,7	1,37	88,1	38,2	27,8	104,5	51,6	23,3	17,0	18,3	15,6	85,0	4,60	4,94	5,4	17,2	25,0	
Savide	83	67,3	171,6	1,32	92,7	39,1	29,1	104,3	51,6	22,7	16,9	18,4	15,9	86,0	10,95	4,80	12,5	21,7	20,5	
Pannonide	61	61,8	164,6	1,37	88,8	38,0	28,2	104,6	51,6	23,0	17,0	18,5	15,6	84,5	10,28	4,89	—	19,7	16,4	
Atlantide	45	67,4	173,3	1,29	93,8	39,2	28,7	103,7	51,8	22,6	16,4	19,2	15,0	78,8	7,13	5,02	13.3	20,0	26,7	
Noride	38	67,2	172,7	1,29	93,6	39,3	29,2	103,5	51,9	22,8	16,9	18,5	15,7	84,9	12,37	14,24	2,6	26,3	26,3	
Baltide	32	61.9	164,2	1,40	88,2	38,3	28,4	105,1	51,5	23,3	17,2	18,5	15,7	84,8	11,81	12,00	3,1	15,6	15,6	
Mediterranide	24	60,0	163,7	1,36	88,1	38,2	27,5	104,4	51,7	23,4	16,8	19,1	14,9	78,0	4,58	4,67	8,3	12,5	20,8	
Nordide	16	69,4	172,6	1,34	92.7	39,9	28,9	104,2	51,1	23,0	16,7	19,6	15,1	77,7	13,44	17,06	—	25,0	6,2	
Vistulide	4	62,5	164,1	1,37	87,8	37,8	27,1	103,6	51,3	23,0	16,5	18,8	15,0	79,6	12,00	12,50	—	50,0	25,0	
										Frauen										
Dinaride	90	58,2	161,9	1,37	86,7	34,8	29,3	102,0	51,2	21,5	18,1	17,7	15,2	85,9	5,4	5,2	2,6	19,2	11,5	13,9
Alparmenide	59	51,6	153,6	1,43	81,6	33,6	27,9	101,3	50,8	21,8	18,1	17,4	15,1	86,2	4,73	5,46	11,3	20,7	15,1	14,3
Savide	53	57,4	161,2	1,37	86,5	34,9	29,0	101,9	51,1	21,6	18,0	17,5	15,2	86,6	11,3	5,09	4,0	14,0	10,0	13,6
Pannonide	19	52,6	152,8	1,46	82,0	33,9	27,8	102,6	51,2	22,3	18,1	17,7	14,9	85,0	10,64	4,79	11,8	23,6	5,9	14,3
Atlantide	28	57,4	162,3	1,36	86,8	35,1	28,7	101,7	51,3	21,6	17,7	18,2	14,5	79,6	7,21	5,11	3,7	7,3	29,6	14,4
Noride	49	58,3	162,3	1,35	87,4	35,3	28,9	101,7	51,1	21,7	17,5	17.9	15,1	85,1	11,61	17,37	—	19,5	7,3	14,0
Baltide	34	50,8	152,9	1,42	82,0	33,8	27,8	102,5	50,9	22,2	18,2	17,6	14,9	84,9	10,82	14,97	6,1	36,4	24,2	14,3
Mediterranide	4	55,8	155,4	1,48	84,0	35,6	28,7	103,6	52,0	22,8	18,4	18,2	14,4	79,5	4,5	5,5	—	25,0	—	13,8
Nordide	23	55,6	161,3	1,32	87,3	34,9	28,8	102,4	51,6	21,8	17,9	18,3	14,7	79,3	12,09	11,74	14,3	14,3	4,8	14,3
Vistulide	1	52,5	154,8	1,41	82,4	34,5	28,0	104,9	51,2	22,3	18,1	18,7	13,8	73,8	8	10	—	—	—	14

mediterraniden Männer 163,7 cm, Gewicht 60,0 kg; Durchschnittshöhe der noriden Frauen 162,3 cm, Gewicht 58,3 kg; der Rohrer-Index ist bei den ersteren 1,36, bei den letzteren 1,35, der Unterschied also verschwindend.

Das durchschnittliche Gewicht der Männer beträgt 60.0 (Mediterranide) bis 69.4 kg (Nordide), der Frauen aber 50,8 (Baltide) bis 58,3 kg (Noride). Es kommt zwischen den Geschlechtern also zu keiner Überschneidung.

Die Körperhöhe wurde bereits besprochen; hier seien nur die Variationsgrenzen der Mittelwerte beigefügt: bei den Männern finden wir mit 163.7 cm (Alparmenide und Mediterranide) die kleinsten, mit 173,3 cm (Atlantide) die größten. Bei den Frauen sind die Pannoniden mit 152,8 cm die kleinsten, die Atlantiden und Noriden mit 162,3 cm die größten. Zu Überschneidungen der beiden Geschlechter kommt es auch hier nicht.

Bei Michalski *(28)* und Lebzelter *(19)* finden wir zwei interessante Vergleichsmöglichkeiten für Männerserien, denn beide Autoren untersuchten Jugoslawen. Für die Nordiden (bei uns 172,6 cm) finden wir bei Michalski 171,2; um noch zwei neuere Angaben anzuführen, seien die Zahlen v. Eickstedts und Montandons genannt: nach Montandon *(32)* sind die Nordiden 173 cm hoch, nach v. Eickstedt *(8)* 172,4—173,5. Diese beiden Angaben stimmen mit unserem Mittelwert besser überein als die Michalskische, die zu nieder erscheint und vielleicht auf Differenzen in der Diagnose beruht. Die Atlantiden (173,3 cm) haben bei Michalski 171,2,

bei Lebzelter 173,2 — auch hier ist der Mittelwert Michalskis nicht unbedeutend niederer. Die Mediterraniden (163,7 cm) haben bei Michalski fast ebensoviel (163,0 cm), nach Lebzelter sind sie aber bedeutend kleiner (160,1 cm). v. Eickstedt gibt Höhen von 162—166 cm an, Montandon 163 cm — hier fällt also die Lebzeltersche Angabe aus den übrigen heraus. Für die Dinariden (172,2 cm) finden wir bei Michalski 174,9, bei Lebzelter 175,0 cm, also weit höhere Werte. Maleš *(21)* gibt für 100 Dinarier (aus der Crna gora) 178,3 cm an und Valšík *(52)* 176,1 cm — auch bei dieser Serie handelt es sich vorwiegend um Dinarier[14]). Bei Montandon finden wir die Angabe 168—172 cm. Nach den Untersuchungen Maleš' und Valšíks dürften die Dinarier in ihrem Kerngebiet höher sein als wir sie fanden. Es kann sich dort auch um einen besonders hohen Gautypus handeln. Immerhin ist der Schluß berechtigt, daß sie den Nordiden an Höhe nicht nachstehen, sondern sie sogar übertreffen. Das gilt auch von den Noriden (172,7 cm), für die Michalski eine Höhe von 172,1 cm angibt und Lebzelter eine von 171,7 cm. Die geringen Unterschiede zwischen den drei Serien (von verschiedenen Autoren!) weisen doch auf einen klar umschriebenen Rassentyp hin, der sich von den Dinariern offenbar nicht nur durch die helle Komplexion unterscheidet[14a]). Die Alparmeniden (163,7 cm) haben bei Michalski als Lapponide 161,8 cm, bei Montandon etwa 163 cm und bei v. Eickstedt 161—166 cm. Die Armeniden (nach polnischer Auffassung) hätten 168,6 cm und die Alpiden (nach derselben Auffassung) 164,8 cm Höhe. Unser Mittelwert fällt sicher nicht aus den üblich angegebenen Grenzen heraus. Für die Baltiden (164,2 cm) finden wir bei v. Eickstedt die Angaben 165—166 cm, bei Montandon 165 cm. Jedenfalls sind sie auch bei diesen beiden Autoren höher als die Alparmeniden (bzw. die Alpiden) und Mediterraniden[15]).

Der Körperfüllenindex (Rohrer). Der Zusammenhang dieses Index' mit der Körperhöhe ist genügend bekannt, ebenso wohl auch, daß der Geschlechtsunterschied von Serienmittelwerten nur scheinbar ist, denn Frauen und Männer derselben Höhenklasse haben auch einen etwa gleichen Index, die Frauen sogar häufig einen kleineren *(45, 47)*. Bei den Männern finden wir eine Spannung von 1,29 (Atlantide, Noride) bis 1,40 (Baltide), bei den Frauen eine von 1,32 (Nordide) bis 1,48 (Mediterranide). Ganz deutlich treten bei beiden Geschlechtern die „kleinen" und die „hohen" Rassen in Gruppen zusammen, indem sich die „hohen" um niederere Werte gruppieren, die „kleineren" aber um höhere. Es kommt auch zu deutlichen Überschneidungen der Geschlechter:

	Männer	Frauen
1,29	Atlantide, Noride	
1,31	Dinaride	
1,32	Savide	Nordide
1,34	Nordide	
1,35		Noride
1,36	Mediterranide	Atlantide
1,37	Pannonide, Alparmenide	Dinaride, Savide
1,40	Baltide	
1,42		Baltide
1,43		Alparmenide
1,46		Pannonide
1,48		Mediterranide

Die Gruppierung ist bei beiden Geschlechtern vollkommen parallel, die

[14]) Valšík *(52)* fand bei den Frauen eine Durchschnittshöhe von 163,6 cm, wir 161,9 cm.

[14a]) Anm. b. d. Korr.: Vgl. in dieser Hinsicht auch die posthume Arbeit Lebzelters *(60)*!

[15]) Ich möchte diese Arbeit, die ja neues Material zur Rassenkunde beibringen soll, nicht mit weiteren Vergleichen überbürden und behalte mir eine eingehendere Bearbeitung der Literatur für eine evtl. spätere Veröffentlichung über die physischen Merkmale der europäischen Rassen vor.

Grenzzahl ist bei den Männern 1,35, bei den Frauen 1,40. Die Werte der Frauen der höhergewachsenen Rassen fallen mit denen der kleingewachsenen Männer zusammen. Auffallend ist bei den Männern der verhältnismäßig hohe Index der Nordiden, bei den Frauen der hohe der Mediterraniden (aber: kleine Serie!). Interessant ist weiter, daß bei den Nordiden die Frauen auch relativ leichter sind als die Männer. Die Geschlechtsunterschiede innerhalb der einzelnen Rassen sind überhaupt ziemlich groß.

Absolute Beinhöhe. Die Serienspannung erstreckt sich bei den Männern von 88,1 cm (Mediterranide, Alparmenide) bis 93,8 cm (Atlantide), bei den Frauen von 81,6 (Alparmenide) bis 87,4 cm (Noride). Zu Überschneidungen kommt es nicht. Der Zusammenhang dieses Maßes mit der Körperhöhe ist bekannt und übrigens auch aus der Tabelle 4 ersichtlich. Immerhin ist die versuchsweise Gruppierung in einer Korrelationstabelle nicht uninteressant: bei den Männern und bei den Frauen sind unter den Hochgewachsenen die Dinariden und Nordiden in derselben Gruppe und ebenso die Atlantiden und Noriden. Bei beiden Geschlechtern sind die Saviden etwas abseitsstehend, bei den Frauen auch die Mediterraniden (aber — kleine Zahl); näher beieinander stehen die Baltiden und Pannoniden. Die Alparmeniden sind auch nahe dieser Gruppe. Die langbeinigsten Rassen unter den Männern sind jedenfalls die Atlantiden und Noriden; unter den Frauen kommen diesen die Dinarierinnen und Nordischen gleich. Aus der relativen Symphysionhöhe werden wir später weitere Schlüsse ziehen können.

Die absolute Schulterbreite. Bei den Männern beträgt sie durchschnittlich 38,0 (Pannonide) bis 39,9 cm (Nordide), bei den Frauen 33,6 (Alparmenide) bis 35,6 (Mediterranide). Zu Überschneidungen kommt es nicht. Die vier mediterraniden Frauen sind ausnehmend breitschultrig. Ihnen folgen erst die hochgewachsenen Noriden (35,3) und Atlantiden (35,1), während die nordischen Frauen schmäler sind (34,9) und somit in diesem (absoluten) Merkmal zu den Männern einen großen Geschlechtsunterschied aufweisen. Die Gruppenbildung in einer Korrelationstabelle ist der Körperhöhe entsprechend, bloß die mediterranen Frauen machen eine auffallende Ausnahme. Bei den Männern sind die Dinariden, Atlantiden und Noriden in demselben „Fach" der Korrelationstabelle, bei den Frauen die Dinariden, Saviden und Nordiden und die Atlantiden und Noriden. Im gleichen „Fach" sind bei den Geschlechtern auch die Pannoniden und Baltiden.

Die absolute Beckenkammbreite beträgt bei den Männern 27,5 (Mediterranide) bis 29,2 cm (Dinaride, Noride), bei den Frauen 27,8 (Pannonide, Baltide) bis 29,3 (Dinaride). Daß es bei diesem Maß zu Überschneidungen kommen muß, liegt in der Natur des Merkmals. Breitbeckig sind in beiden Geschlechtern die Dinariden. Im allgemeinen ist aber auch hier ein Zusammenhang mit der Körperhöhe ersichtlich. Bei den Frauen ist das absolute Maß besonders wichtig, deshalb wollen wir die Korrelationen nur von ihnen besprechen. Absolut schmale Becken haben die Pannoniden und Baltiden, denen die Alparmeniden folgen. Gleich breite Becken haben die Mediterraniden (große relative Breite!), Nordiden und Atlantiden. Die Angehörigen der letzteren Rassen müssen aber relativ zur Höhe schmalbeckig erscheinen. Ihnen folgen die Saviden und Noriden, während die Dinarierinnen mit dem absolut breitesten Becken die Serie abschließen. Bei der Besprechung der Relativmaße

wird noch mehr zu sagen sein, obwohl gerade bei der Beckenbreite das absolute Maß das wichtigste ist.

Zu den relativen Körpermaßen übergehend, besprechen wir zunächst die relative Spannweite. Bei den Männern beträgt sie 103,5 (Noride) bis 105,1 (Baltide), bei den Frauen 101,3 (Alparmenide) bis 103,6 (Mediterranide). Ein gewisser Zusammenhang mit der Körperhöhe dürfte vorliegen. Die mediterranen Frauen, die „ganz männliche" Verhältnisse, d. h. lange Arme, bzw. wenigstens breite Schultern (siehe diese!) aufweisen, reichen mit diesem Maß in die Männerreihe. Eine Korrelationstabelle zeigt zunächst im allgemeinen eine negative Korrelation zur Körperhöhe (mit Ausnahme der alparmeniden Frauen, die auffallend kurze Arme haben). Weiters kommen bei beiden Geschlechtern die Atlantiden und Noriden in dasselbe „Fach", bei den Frauen aber außerdem die Dinariden und Saviden und die Pannoniden und Baltiden: bei den Männern die Dinariden und Nordiden. Auf Grund alles dessen möchte ich auch der Armlänge an und für sich keine zu große rassendiagnostische Bedeutung zulegen. Sie scheint als absolutes Maß ziemlich konstant zu sein und ist dann bei hohem Wuchs eben relativ kleiner, bei niederem Wuchs größer. Die Dinariden unseres Materials haben nicht kürzere Arme als die Nordiden und Saviden und die kleingewachsenen Rassen, wohl aber kürzere als die höheren Atlantiden und Noriden. Ich betone das mit dem Hinweis auf die Behauptung Günthers, die Dinarier hätten verhältnismäßig kurze Arme.

Die relative Symphysionhöhe ist ein sehr konstanter Wert mit ausnehmend kleiner Schwankung zwischen den einzelnen Rassen. Bei den Männern beträgt sie 51,1 (Nordide) bis 51,9 (Noride — beide hochgewachsene Rassen), bei den Frauen 50,8 (Alparmenide) bis 52,0 (Mediterranide — beide kleingewachsene Rassen). Ein klarer Zusammenhang mit der Körperhöhe ist demnach nicht vorhanden. Es kommt auch zu starken Überschneidungen der Geschlechter. Eine relativ hohe Symphyse haben bei den Männern außer den Noriden die Atlantiden, Mediterraniden, Pannoniden, Alparmeniden und Saviden, bei den Frauen aber neben den Mediterraniden die Nordiden, Atlantiden, Pannoniden und Dinariden. Auch dieses Maß hat offenbar keinen rassendiagnostischen Wert.

Die relative Schulterbreite zeigt unerwartet kleine Geschlechtsunterschiede, denn die Spannweite der Rassen-Mittelwerte reicht bei den Männern von 22,6 (Atlantide) bis 23,4 (Mediterranide), bei den Frauen von 21,3 (Dinaride) bis 22,8 (Mediterranide). Die Mediterraniden sind somit die breitschultrigste Rasse, ihnen folgen bei den Männern die Baltiden und Alparmeniden, dann die Pannoniden und Nordiden. Relativ schmale Schultern haben also alle hochgewachsenen Rassen mit Ausnahme der Nordiden. Bei den Frauen ist es übrigens ähnlich, und so kommen wir zum Schluß, daß die Schulterbreite ein wenig variables absolutes Maß ist, das dann im Verhältnis zur höheren Körpergröße kleiner und zur niedrigeren größer erscheinen muß. Wir werden also im allgemeinen sagen dürfen, daß die hochgewachsenen Rassen relativ schmalschultriger sind als die kleingewachsenen.

Die relative Beckenbreite steht natürlich unter dem starken Einfluß des Geschlechts; zu Überschneidungen kommt es da nicht, denn sie ist durchwegs bei den Frauen größer als bei den Männern. Die Variationsbreite reicht bei den Männern von 16,4 (Atlantide) bis 17,2 (Baltide), bei den Frauen von

17,5 (Noride) bis 18,4 (Mediterranide). Schmalbeckig (also richtig „männlich") sind bei den Männern neben den Atlantiden die Nordiden und die Mediterraniden. Und richtig „weiblich" breitbeckig sind unter den Frauen neben den Mediterraniden die Baltiden, die Pannoniden, Alparmeniden und Dinariden — hier also wohl mit Ausnahme der letzteren die kleingewachsenen Rassen. Hierzu wäre aber zu sagen, daß die baltiden, pannoniden und alparmeniden Frauen nur ein scheinbar breites Becken haben und daß von den kleingewachsenen nur die mediterraniden Frauen ein wirklich „gut-breites" Becken haben dürften.

Es wäre interessant, über die Gebärfähigkeit und Geburtenzahl der einzelnen europäischen Rassen etwas mehr zu wissen. Immerhin ist die Geburtenzahl in den vorwiegend mediterranen (Spanien, Italien, Griechenland, teilweise Bulgarien) und dinarischen Gebieten (Jugoslawien, Albanien, teilweise Bulgarien, Griechenland und auch Rumänien, Slowakei, Karpathorußland, südöstliches Polen) sehr hoch, während sie in den vorwiegend nordischen und atlantiden Gebieten (gilt teilweise auch für Südserbien)[16] geringer ist. Allerdings ist sie im vorwiegend baltiden Polen auch hoch. Es kann hier auch nicht gemeint sein, daß die Beckenbreite der Frauen der ausschlaggebendste oder gar der einzige Faktor der Geburtenzahl sein soll. Anders wäre es natürlich mit der Beurteilung der Gebär f ä h i g k e i t, die vom Becken wohl nicht unabhängig ist. Von d e m Gesichtspunkt aus dürften die Völker, die vorwiegend von breitbeckigen Rassen getragen werden, eben bessere Populationsaussichten haben. Man sieht übrigens in Jugoslawien selbst, wie das dinarische Gebiet geburtenstark ist (siehe auch die Karte im 5. Kapitel), während die rassisch gemischteren Randgebiete nicht so gebärtüchtig sind. Die „dinarischen" Gebiete sind allerdings auch sozial sehr rückständig, womit wieder betont sein soll, daß ich nicht die Beckenbreite allein für entscheidend halte; aber die Parallelen sind doch interessant. Aufschlußreich ist in dieser Hinsicht die Karte des biologischen Typus von M i k i č *(29, 30)*, es würde aber zu weit führen, wollten wir hier Jugoslawien von diesen Gesichtspunkten aus analysieren.

Wir kommen nun zu den Kopfmaßen. Die K o p f l ä n g e variiert bei den Männern von 18,34 (Alparmenide) bis 19,56 (Nordide), bei den Frauen von 17,44 (Alparmenide) bis 18,35 (Nordide). Wir sehen bei beiden Geschlechtern dieselben Rassen an den Endpunkten der Variationskurven. Bei den Frauen ist die Variabilität kleiner als bei den Männern. Die nordiden Frauen erreichen die alparmeniden Männer in der absoluten Kopflänge. Die Reihenfolge der Rassen bei beiden Geschlechtern ist diese[17]):

bei den Männern		bei den Frauen	
Alparmenide	18,34 cm	Alparmenide	17,44 cm
Savide	18,43 „	Savide	17,55 „
Dinaride	18,45 „	Baltide	17,62 „
Pannonide	18,49 „	Pannonide	17,68 „
Noride, Baltide	18,53 „	Dinaride	17,75 „
Mediterranide	19,08 „	Noride	17,90 „
Atlantide	19,20 „	Mediterranide	18,18 „
Nordide	19,56 „	Atlantide	18,25 „
		Nordide	18,35 „

Ein Zusammenhang mit der Höhe ist — wie erwartet — nicht zu sehen. Bei Frauen und Männern sind nur die ersten zwei und die letzten drei Glieder der Serien gleich. Besonders interessant ist vielleicht die Reihenfolge: Mediterranide — Atlantide — Nordide. Nach C z e k a n o w s k i *(2, 3)* sind die

[16]) Vgl. M i k i č *29!*

[17]) Vergleichszahlen siehe bei M a r t i n, C z e k a n o w s k i, M i c h a l s k i (l. c.) u. a.!

Atlantiden, die er Nordwest-Typus nennt, ein Mischprodukt der Mediterraniden und Nordiden — hier finden wir sie wirklich zwischen beiden, sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen. Der rassendiagnostische Wert der Kopflänge erweist sich auch an diesem Material.

Die Kopfbreite variiert bei den Männern von 14,92 (Mediterranide) bis 15,87 cm (Savide), bei den Frauen von 14,43 (Mediterranide) bis 15,20 cm (Dinaride), wobei zu bemerken wäre, daß die Saviden auch bei den Frauen mit 15,19 cm beinahe den Dinariden gleichkommen. Die Reihenfolge der Rassen ist diese:

bei den Männern		bei den Frauen	
Mediterranide	14,92 cm	Mediterranide	14,43 cm
Atlantide	15,04 „	Atlantide	14,50 „
Nordide	15,12 „	Nordide	14,70 „
Alparmenide	15,58 „	Baltide	14,94 „
Pannonide	15,64 „	Pannonide	14,95 „
Noride	15,68 „	Alparmenide	15,07 „
Baltide	15,72 „	Noride	15,10 „
Dinaride	15,77 „	Savide	15,19 „
Savide	15,87 „	Dinaride	15,20 „

Es kommt hier zu ausdrücklichen Überschneidungen der beiden Variationsreihen. Unterhalb der Variationsbreite der Männer finden wir nur die Durchschnittsmaße der mediterraniden, atlantiden und nordiden Frauen, oberhalb der Variationsbreite der Frauen aber die Männer von den Alparmeniden bis zu den Saviden, also alle Kurzkopfrassen. Klar tritt aber in beiden Geschlechtern wieder die Gruppe Mediterranide — Atlantide — Nordide hervor, und zwar in derselben Reihenfolge wie bei der Kopflänge. Die Gruppierung der breitköpfigeren Rassen zeigt dagegen nur eine beiläufige Parallelität der obersten Endglieder der Serie.

Der Kopfindex als einfacher Ausdruck der Kopfform wurde teilweise schon besprochen, immerhin müssen wir ihn aber auch hier analysieren. Die Mittelwerte variieren bei den Männern von 77,69 (Nordide) bis 85,99 (Savide), bei den Frauen von 79,26 (Nordide) bis 86,60 (Savide); bei beiden Geschlechtern stehen dieselben Rassen an den Endpunkten der Serien. Auch hier ist die Spannweite der Variation bei den Frauen geringer als bei den Männern. Die Reihenfolge der Rassen bei beiden Geschlechtern ist diese:

Tabelle 5

	bei den Männern					bei den Frauen	
	Škerlj	*Montandon*	*v. Eickstedt*	*Michalski*	*Lebzelter*		*Škerlj*
Nordide	77,69	76—79	78	81!	—	Nordide	79,26
Mediterranide	78,00	72—75	77,5	77	78	Mediterranide	79,48
Atlantide	78,78	—	—	79	80	Atlantide	79,57
Pannonide	84,54	—	—	—	—	Baltide	84,88
Baltide	84,84	82—83	82	—	—	Pannonide	85,05
Noride	84,95	—	—	87!	89!	Noride	85,12
Alparmenide	85,04	82—87	85	89!	—	Dinaride	85,89
Dinaride	85,56	85—87	89!	86,5	90!	Alparmenide	86,24
Savide	85,99	—	—	—	—	Savide	86,57

Wieder finden wir bei beiden Geschlechtern die drei dolichokephalen Rassen in derselben Reihenfolge, aber nicht mehr mit den Atlantiden zwischen den Nordiden und Mediterraniden. Den längsten Kopf haben nach unserem Material in beiden Geschlechtern die Nordiden, dann erst folgen die Medi-

terraniden und schließlich die Atlantiden. Ob die Czekanowskische Annahme von der Stellung der Atlantiden und von der viel brachykephaleren Kopfform der Nordiden der Wirklichkeit näherkommt oder entspricht, halte ich für eine offene Frage. Ich glaube sogar, daß die Parallelität der Erscheinungen bei beiden Geschlechtern und die festgestellten Tatsachen, nicht für Czekanowskis Annahme sprechen. Ebenso glaube ich, auf Grund der Parallelität annehmen zu dürfen, daß die Saviden wirklich die brachykephalste Rasse sind. Die Reihenfolge ist übrigens auch bei den anderen Brachykephalrassen immer höchstens nur um eine Stelle verwechselt.

Ohne ältere Serien heranzuziehen, ist ein Vergleich mit vier nach dem Jahre 1933 veröffentlichten Arbeiten nicht uninteressant. Es handelt sich allerdings nur um Männerserien, die verglichen werden können. Montandon und v. Eickstedt *(32, 8)* geben Mittelwerte aus vorherrschend so und so rassisch bestimmten Populationen an, Michalski *(28)* und Lebzelter *(19)* aber errechnete Rassenmittelwerte aus zwei Originalserien aus Jugoslawien. Davon ist die Michalskische eine Schädelserie — aber man kann die angegebenen Indizes leicht auf die Verhältnisse bei Lebenden korrigieren. Bei keinem der genannten Autoren finden wir Angaben für alle von uns vertretenen Rassen, bei Lebzelter fehlen auch die Mittelwerte der in Jugoslawien zu selten auftretenden Rassen. Trotzdem sind eben Lebzelters und Michalskis Serien für unsere Ausführungen besonders wichtig, da sie eben aus Jugoslawien stammen.

Für die Nordiden (77,7) finden wir bei Michalski sogar 81 — wobei aber zweifelhaft bleibt, ob sich seine Diagnose mit unserer deckt, d. h. in bezug auf den Kopfindex kann sie sich nicht decken (vgl. den Standpunkt Schwidetzkys, zit. auf S. 153). Montandon gibt 76—79 an und aus den Angaben v. Eickstedts läßt sich etwa 78 ersehen. Die Michalskische Zahl fällt also ganz aus diesen Angaben heraus und die Czekanowskischen *(2, 3)* ebenfalls. — Die Atlantiden (78,8) haben bei Michalski 79,0, bei Lebzelter etwa 80,2. Sie sind also jedenfalls subdolichokephal. — Für die Mediterraniden (78,0) gibt Michalski 77,2 an, Lebzelter aber 78,0; Lebzelters Zahl stimmt also mit unserem Mittelwert vollkommen überein. Bei v. Eickstedt finden wir die Angabe 76,3—78,8, bei Montandon noch viel niederere Angaben (72—75). — Die Alparmeniden (85,0) haben bei Michalski etwa 89,2, bei v. Eickstedt die entsprechenden Serien etwa 84—86, bei Montandon 82—87. Auch hier fällt der Mittelwert Michalskis aus der Reihe der andern Angaben heraus, was wahrscheinlich wieder der verschiedenen Diagnostizierungsmethode zuzuschreiben ist. — Für unsere Baltiden (84,8) finden wir bei Michalski und Lebzelter keine vergleichbaren Angaben, bei v. Eickstedt etwa 81—83, bei Montandon 82—83 — aber als Mittelwerte vorwiegend baltid bestimmter Serien. — Die Dinariden (85,6) haben bei Michalski 86,5, bei Lebzelter sogar 89,6; auch Maleš *(21, 22, 23)* gibt 88,6 an. Montandon hat 85—87. Jedenfalls scheint unser Wert einer der niedersten zu sein; allerdings wurden wohl bei allen andern Autoren auch unsere Saviden (86,0) hinzugezählt. — Für die Noriden (85,0) finden wir bei Michalski (γ-Typ) 87,0, bei Lebzelter sogar 88,8. Auch hier ist unsere Angabe im Verhältnis zu den andern zu nieder.

Die Variationsbreiten des Kopfindex der einzelnen Rassen kann man auch graphisch — für beide Geschlechter getrennt — gut darstellen (Abb. 1). Die Grenze von 81 ist natürlich künstlich. Aber die Variationsbreiten innerhalb der dolichokephalen und brachykephalen Gruppe sind sonst doch vergleichsfähig. Vor allem ist es interessant, daß die Frauen mit Ausnahme der Nordiden und Mediterraniden eine größere Variationsspannung haben als die Männer.

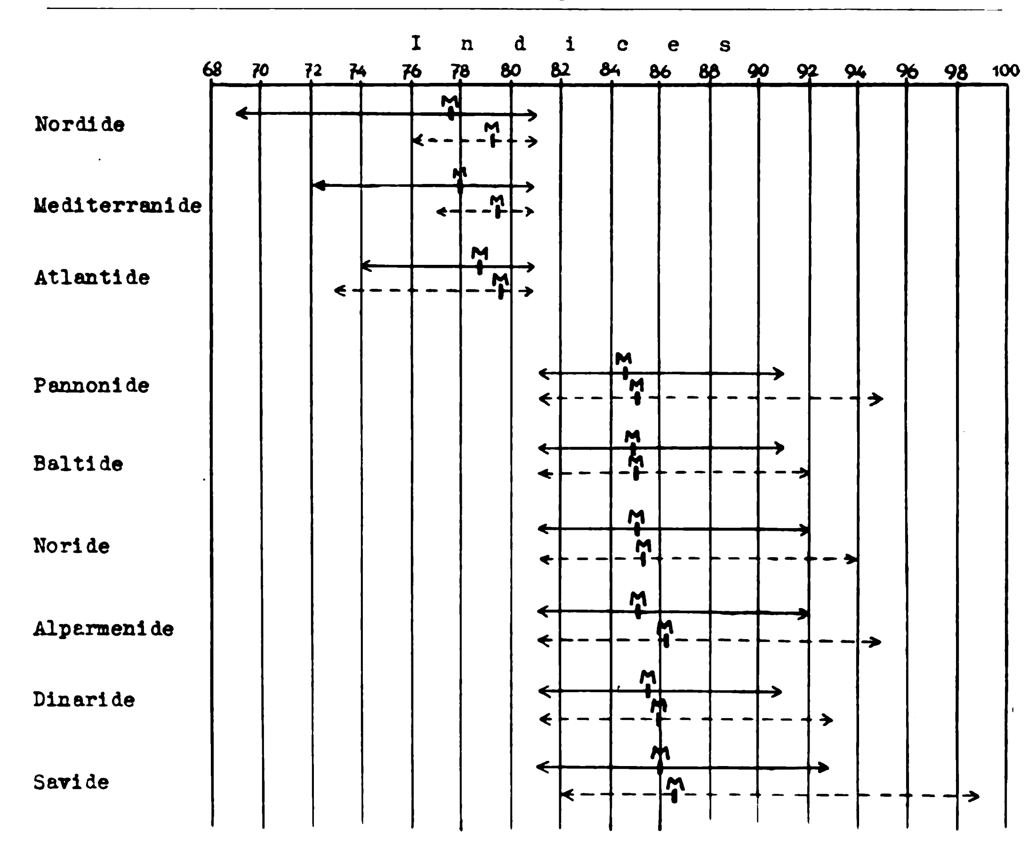


Abb. 1. Die Variationsbreite des L-B-Index

Bei allen Rassen haben sie auch einen höheren Index, also einen etwas runderen Kopf. Am wenigsten variabel scheinen die Indizes der Atlantiden und Mediterraniden zu sein, am meisten die der Saviden, besonders bei den Frauen. Daß dem Kopfindex ein rassendiagnostischer Wert zukommt, zeigen auch diese Untersuchungen.

Die Augenfarbe ist in Mittelwerten etwas schwer auszudrücken, d.h. ein Mittelwert kann nicht ganz das richtige Bild geben: andererseits ist ein einfacher übersichtlicher Vergleich nur auf diesem Wege möglich. Die dunkelsten Augen haben unter den Männern die Mediterraniden (4,58), die hellsten die Nordiden (13,44); unter den Frauen die dunkelsten ebenfalls die Mediterraniden (4,50) und die hellsten gleichfalls die Nordiden (12,09). Bei den Noriden, Baltiden, Mediterraniden und Nordiden haben die Frauen etwas dunklere Augen als die Männer. Die prozentuelle Verteilung der Augenfarben bei den einzelnen Rassen zeigt Tabelle 6.

Für die dunkeläugigen Rassen ist die Farbe Nr. 4 die häufigste. Bei den helläugigen ist die häufigste Farbe bei den Saviden Nr. 10, bei den Pannoniden Nr. 7, bei den Baltiden Nr. 10, bei den Noriden (Männer) Nr. 14, bzw. (Frauen) Nr. 8, und bei den Nordiden Nr. 15 — wieder in beiden Geschlechtern. Der häufigste Farbwert entspricht somit nicht vollkommen dem Mittelwert. Noch besser kommt das zum Ausdruck bei der

Tabelle 6

Rasse	Geschl.	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
d . . .	♂	—	14,8	**35,6**	21,7	27,8	—	—	—		—	—	—	—	—	—
	♀	1,1	10,0	**43,8**	23,6	21,4	—	—	—	—	—	—	—	—		—
aa . . .	♂	—	9,7	**43,0**	24,7	22,6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	♀	1,7	11,9	**30,5**	27,1	25,4	3,4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
a . . .	♂	—	6,7	**24,4**	15,6	20,0	2,2	4,4	—	8,9	2,2	—	2,2	—	8,9	**4,4**
	♀	—	14,3	**25,0**	7,1	10,7	3,6	3,6	—	17,9	—	3,6	—	10,7	3,6	—
m . . .	♂	—	12,5	**37,5**	29,2	20,8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	♀	—	25,0	25,0	25,0	25,0	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
s . . .	♂	—	—	—	—	—	9,6	16,9	2,4	**26,5**	1,2	12,0	7,2	12,0	7,2	4,8
	♀	—	—	—	—	—	15,1	13,2	1,9	**17,0**	—	11,3	13,2	5,7	**17,0**	5,7
p . . .	♂	—	—	—	—	—	**19,7**	18,0	4,9	18,0	1,6	16,4	4,9	3,3	13,1	—
	♀	—	—	—	—	—	**26,3**	10,5	—	10,5	5,3	21,1	5,3	5,3	15,8	—
b . . .	♂	—	—	—	—	6,2	—	12,5	—	**21,9**	—	9,4	9,4	18,7	**21,9**	—
	♀		—	—		—	8,8	17,7	—	**29,4**	2,9	17,7	5,9	2,9	11,8	2,9
no . . .	♂	—	—	—	—	—	10,5	7,9	—	7,9	5,3	5,3	13,2	**29,0**	13,2	7,9
	♀	—	—	—	—		8,2	**24,5**	—	8,2	4,1	6,1	12,3	10,2	18,4	8,2
n . . .	♂	—	—	—	—	—	—	6,2	—	18,8	—	—	6,2	12,5	**50,0**	6,2
	♀	—	—	—	—	—	13,0	13,0	—	13,0	—	8,7	4,3	4,3	**34,8**	8,7

Haarfarbe. Ein errechneter Mittelwert gibt hier aber noch weniger ein reelles Bild, denn die Farben sind in der Skala nicht ganz regelmäßig von den hellen zu den dunklen eingeordnet. Der Mittelwert ist hier also reiner Vergleichswert, der aber nur bis zu einer gewissen Höhe eine hellere Farbe angibt als ein niederer. Den niedersten Mittelwert (und somit die dunkelsten Haare) haben unter den Männern die Mediterraniden und Dinariden (4,67), den höchsten (aber nicht die hellsten Haare) die Nordiden (17,06), während die Noriden und Baltiden hellere Haare haben, wie auch aus der Tabelle 7 ersichtlich ist. Bei den Frauen haben den niedersten Wert die Pannoniden (4,79), den höchsten (17,37) die Noriden; aber hellere Haare haben die Nordiden und Baltiden.

Tabelle 7a

Rasse	Geschl.	27	4	5	6	7	8
d	♂	10,4	**47,0**	20,8	14,8	0,9	6,1
	♀	1,1	**39,8**	23,9	22,7	2,3	10,2
aa	♂	4,3	**42,4**	25,0	18,5	2,2	7,6
	♀	1,7	**33,9**	17,0	17,0	8,5	22,0
s	♂	7,2	33,7	**37,4**	15,7	6,0	—
	♀	—	20,8	**56,6**	15,1	7,5	—
p	♂	6,6	**32,8**	**32,8**	21,3	6,6	—
	♀	15,8	15,8	**52,7**	5,3	10,5	—
a	♂	8,9	**37,8**	17,8	17,8	13,3	4,4
	♀	3,6	**39,3**	21,4	21,4	7,1	3,6
m	♂	12,5	**45,8**	16,7	16,7	4,2	4,2
	♀	—	50,0	—	—	50,0	—

Die Frauen haben etwas hellere Farben. Die dunkelsten sind somit gewiß die Mediterraniden und Dinariden. Man kann das in einem Farbindex ausdrücken, der Frauen und Männer berücksichtigt; der Index ist

$$\frac{\text{Farbnr. } 27 + 4}{\text{Farbnr. } 5 + 6 + 7};$$

je höher er ist, desto dunkler ist die Haarfarbe. Die Reihenfolge der Rassen ist nun diese: Mediterranide (1,18), Dinaride (0,97), Atlantide (0,81), Alparmenide (0,70), Pannonide (0,55), Savide (0,45). D.h. auch, daß nur bei den

Mediterraniden die ganz dunklen überwiegen (Farbnr. 4 und die fast blauschwarze Farbe Nr. 27). Die durchschnittlich hellsten braunen Haare haben die helläugigen Pannoniden und Saviden.

Tabelle 7b

Rasse	Geschl.	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16—23	24	25	26
no . . .	♂	—	—	—	55,2	—	10,5	—	—	—	—	—	—	2,6	7,9	23,7
	♀	—	—	—	40,8	2,0	4,1	—	—	—	—	—	—	6,1	18,4	26,5
b	♂	—	—	—	62,5	—	12,5	—	—	—	—	3,1	—	3,1	3,1	15,6
	♀	—	—	—	47,0	5,9	8,8	—	—	—	—	—	—	2,9	11,8	20,6
n	♂	—	—	—	37,5	6,3	6,3	—	—	—	—	—	—	—	12,5	37,5
	♀	4,3	—	—	69,5	4,3	—	—	—	—	—	—	—	—	8,7	13,0

Bei den Noriden und Baltiden sind die Frauen heller als die Männer, bei den Nordiden ist es umgekehrt. Ein Farbenindex stellt hier die dunkelblonde Farbe Nr. 8 (bei den nordischen Frauen auch Nr. 5) allen andern gegenüber und ergibt diese Reihenfolge: die dunkelsten Haare haben die Nordiden (1,26), dann folgen die Baltiden mit 1,21 und schließlich die hellsten Noriden (0,92). Es läßt sich aber mittels dieses Index die obige Feststellung nachweisen, daß nicht die Nordiden sondern die Noriden die hellsten Haare haben.

Die Tigroiden ergeben bei den Geschlechtern keine Parallelität. Auch mit der Augenfarbe scheinen sie in keinem näheren Zusammenhang zu stehen. Sie haben offenbar auch keinen rassendiagnostischen Wert.

Die Epheliden zeigen unter den Geschlechtern gleichfalls keine Parallelität im Auftreten, kommen aber bei den Frauen (20%) durchschnittlich etwas häufiger vor als bei den Männern (19%). Bei einem früher bearbeiteten jüngeren Material hatten die Mädchen zu 18,3%, die Knaben zu 12,8% Epheliden. Der Geschlechtsunterschied war also in derselben Richtung noch deutlicher (Škerlj *[44]*). Bei einzelnen Rassen ist der Geschlechtsunterschied auch im hier bearbeiteten Material groß (Tab. 8):

Tabelle 8

Rassen	d	s	a	m	aa	p	b	no	n
Männer . . .	13,9	21,7	20,0	12,5	17,2	19,7	15,6	26,3	25,0
Frauen	19,2	14,0	7,0	25,0	20,7	23,6	36,4	19,5	14,3
Durchschnitt	16,6	17,9	13,5	18,8	19,0	16,7	26,0	22,9	19,7

Die Verteilung nach der Tabelle 8 weist darauf hin, daß im allgemeinen bei den hellhaarigen Rassen die Epheliden häufiger auftreten als bei den dunkelhaarigen. Die Parallelität ist aber nicht vollkommen! Die meisten Epheliden finden wir mit 26,0% als Durchschnitt für beide Geschlechter bei den Baltiden, dann folgen die Noriden und Nordiden, dann die Alparmeniden, Mediterraniden, Saviden, Pannoniden, Dinariden und mit nur 13,5% die Atlantiden. Die Rassenunterschiede sind nicht unbeträchtlich und es scheint, daß die Epheliden als akzessorisches Rassenmerkmal bisher zu wenig beachtet wurden.

Der Prozentsatz der Epheliden in unserem Material ist offenbar, wie man aus Conitzers Arbeit über die Rothaarigkeit *(1)* entnehmen könnte, sehr hoch. Aber die Beobachtung, daß man bei den Blonden mehr Sommersprossen findet als bei den

Braunen, bestätigen auch die Ergebnisse aus diesem und aus einem früheren Material (Škerlj *[44]*). Der Unterschied im Prozentsatz dürfte auf verschiedener Bestimmungsmethode beruhen.

Auch die Locken zeigen kein paralleles Auftreten bei beiden Geschlechtern (Tab. 9):

Tabelle 9

Rassen	d	s	a	m	aa	p	b	no	n
Männer	30,4	20,5	26,7	20,8	25,0	16,4	15,6	26,3	6,2
Frauen	11,5	10,0	29,6	—	15,1	5,9	24,2	7,3	4,8
Durchschnitt	21,0	15,3	28,2	10,4	20,1	11,2	19,9	16,8	5,5

Locken treten bei Männern (mit etwa 21%) viel häufiger auf als bei Frauen (etwa 12%). Nach den Rassen kommen sie aber am häufigsten bei den Atlantiden, Dinariden und Alparmeniden vor, dann folgen die Baltiden und Noriden, dann die Saviden, Pannoniden, Mediterraniden und — mit nur 5,5% — die Nordiden. Nach den Locken stehen also die Atlantiden weit ab von den Mediterraniden und Nordiden, welch letztere ganz auffallend selten Locken haben. Aus der ganzen Verteilung ist aber ersichtlich, daß sich die Locken mit anderen Rassenmerkmalen nicht eingehender binden. Es scheint, daß sie — innerhalb der weißen Subspezies — keinen größeren klassifikatorischen Wert haben.

Die Menarche zeigt einige, wenn auch statistisch nicht signifikante Rassenunterschiede. Mit der Körperhöhe hat sie nichts gemein *(50)*, mit den Komplexionen wenig. Immerhin wollen wir uns die Verteilung genauer ansehen. Die Variationsbreite reicht von 13,6 (Savide) bis 14,4 Jahren (Atlantide). Die hellhaarigen Rassen sind um ein geringes später reif als die dunkelhaarigen; die kleingewachsenen eher etwas später als die hochgewachsenen — beides ist aus der Tabelle 4 ersichtlich. Die Unterschiede sind aber nirgends signifikant. Prüfen wir noch die Unterschiede nach den drei großen Rassengruppen, so finden wir bei den Eurafrikanerinnen einen Durchschnitt von 14,3, desgleichen bei den Eurasiatinnen, aber bloß 13,9 bei den Dinotaurierinnen. Auch aus dieser Verteilung ist jedoch klar, daß ein engerer Zusammenhang zwischen Menarche einerseits und Körperhöhe und Komplexion andererseits nicht bestehen kann; das gilt ebenso von der Kopfform. Der Unterschied zwischen der dinotaurischen und den beiden andern Gruppen beträgt immerhin beinahe 5 Monate, genau 0,39 Jahr (± 0,153), ist aber trotzdem bei dieser Größe der Serien[18]) kaum an der Grenze der Signifikanz ($D/m_D = 2{,}48$).

Mit der Menarche sind wir zum Abschluß der Untersuchung der einzelnen aufgenommenen Merkmale gekommen und können nun zum Versuch einer synthetischen Beschreibung der einzelnen Rassen nach den physischen Merkmalen schreiten.

3. Versuch einer körperlichen Rassenbeschreibung

Vorausgeschickt sei zunächst die Rassendefinition, die sich aus unseren Prämissen *(48)* ergibt:

„Eine anthropologische Rasse ist eine Gruppe von Men-

[18]) Dinotaurische Serie 183 Individuen, die beiden andern 161.




Abb. 2. Dinaride Rasse

Zentralgebiet

(Aus: Škerlj, B., Die dinarische Rasse. Ciba Zeitschr. V/50, Basel 1937)

schen, die sich durch vier[19]) exakt bestimmbare erbliche Merkmale (Eigenschaften) innerhalb der ihr übergeordneten Art oder Unterart von einer andern auf dieselbe Weise definierten Gruppe unterscheidet."

Die nun folgende Beschreibung gründet sich vor allem auf das hier bearbeitete Material und wird nur von einigen bekannten beschreibenden Merkmalen vervollkommnet. Im allgemeinen gibt sie aber doch ein gutes Bild der Ausprägung der einzelnen Rassen, wenigstens in Jugoslawien.

a) Die dinotaurische Gruppe

Die dinarische Rasse (H. s. dinaricus *Lapouge* 1899) wird seit langem als eine der höchstgewachsenen europäischen Gruppen beschrieben. Sie gehört zweifellos zu ihnen, obwohl in unserem Material die nordische, atlantide und norische Rasse noch etwas höher sind. Die Unterschiede sind jedoch klein. Das Gewicht ist im Verhältnis zur Körperhöhe nicht groß. Der dinarische Kopf ist durchschnittlich sicher hyperbrachykephal. Als beschreibendes Merkmal kommt die auffallend steile Hinterhauptslinie hinzu, im Gesicht ferner die gerade oder hakige, aber meist schmale und hohe Nase und ein massiger Unterkiefer. Die Extremitäten sind nicht übermäßig lang. Der Rumpf ist breit, sowohl im Schulter- als auch im Beckengürtel. Bei den Frauen ist das Becken sehr breit (absolut und relativ), die Schultern aber verhältnismäßig schmal. Die Augen- und Haarfarbe ist dunkelbraun und gehört zu den dunkelsten in Europa. Epheliden kommen selten vor, Locken dagegen häufig. Der Gesamteindruck des dinarischen Körpers ist wuchtig. Die Körperausbildung ist (siehe oben) dem Geschlechtstypus nach ziemlich indifferent, während im Gesicht männliche Merkmale überwiegen.

[19]) Es könnten evtl. auch fünf sein; jedenfalls eine bestimmte, aber begründete Anzahl.




Abb. 3. Savide Rasse
Alpengebiet
(Aus: Škerlj, B., Die dinarische Rasse. Ciba Zeitschr. V/50, Basel 1937)

Die savide Rasse (H. s. savicus *Škerlj*). — Diese Rasse (Lebzelters Typ IX *[17]*) benannte ich ursprünglich als „nordjugoslawisch oder voralpisch-pannonisch" *(41)*. Dann beschrieb ich sie aber kurz unter dem definitiven Namen *(46)*. Sie ist der dinariden in groben Zügen ähnlich, namentlich im Gesicht; vielleicht tritt die hackige Nase seltener auf. Die Gesamthöhe ist etwas kleiner, der Kopf noch kürzer — wohl der brachykephalste in Europa. Die Extremitäten sind im Verhältnis zum Rumpf etwas länger als bei den Dinariden, der Rumpf selbst etwas schmäler, sowohl in der Schulter- als auch in der Beckenbreite. Bei den Frauen ist die Schulterbreite im Verhältnis zur Beckenbreite etwas größer als bei den Dinarierinnen. Die Augenfarbe ist meist grau, bei den Frauen häufiger blau als bei den Männern, die Haarfarbe jedenfalls heller als bei den Dinariern, also ein helleres Braun. Epheliden treten etwas häufiger auf als bei den Dinariern, Locken seltener. In bezug auf den Geschlechstypus sind sie ausgesprochen indifferent.

Die norische Rasse (H. s. noricus *Škerlj)* wurde 1929 beschrieben von Lebzelter *(18)*, später auch von Maleš unter dem Namen „helle dinarische Rasse" *(23)*. Die Gesamthöhe übertrifft die der Dinarier und der Nordiden und steht nur etwas unterhalb derjenigen der Atlantiden. Das Gewicht ist verhältnismäßig gering. Im Gesicht überwiegen dinarische Züge, der Kopf aber ist etwas ovaler, an der Grenze der Hyperbrachykephalie. Das Hinterhaupt ist hier und da etwas runder als bei den Dinariern. Die Beine sind lang, die Arme im Verhältnis zur Körperhöhe etwas weniger. Der Gesamteindruck ist schlanker als beim Dinarier, dies gilt besonders auch hinsichtlich der — bei beiden Geschlechtern — geringeren Beckenbreite, während die Schulterbreite der der Dinarier etwa gleichkommt, ja sie bei den Frauen sogar übertrifft. Augen und Haare sind hell, die Augen grau (bei den Frauen) bis blau (bei den Männern), die Haare blond bis aschblond, es kommen aber auch rote Haare vor. Epheliden treten häufig auf, häufiger als bei den Nordiden.




Abb. 4. Noride Rasse
Alpengebiet
(Aus: Škerlj, B., Die dinarische Rasse. Ciba Zeitschr. V/50, Basel 1937)

Locken etwa so häufig wie bei den Saviden, also weniger als bei den Dinariern. Nach dem Geschlechtstypus ist die norische Rasse die „männlichste" unter den drei dinotaurischen Rassen. (Vgl. auch Lebzelter */60/!*)

Unter den eben beschriebenen drei Rassen der dinotaurischen Gruppe scheint ein gewisser genetischer Zusammenhang zu bestehen; wenigstens zwischen Dinariden und Saviden. Ob die Noriden nicht auch anders zu erklären wären, z. B. als ein erblich fixiertes Kreuzungsergebnis zwischen der nordischen und baltiden Rasse — halte ich für eine offene Frage, mache aber auf die Ansicht Haddons (zit. nach v. Eickstedt */8/*) aufmerksam, der den entsprechenden Rassentyp im spätneolithischen Schlesien und Dänemark erkennen will. Lebzelter hält die Noriden für die helle Parallelrasse der Dinariden, nicht aber einfach für helle Dinarier, wie Maleš. An ein Kreuzungsprodukt zwischen den Nordiden und Dinariden (beide Rassen als in allen rassendiagnostisch wichtigen Merkmalen homozygot angenommen) ist aber nicht zu denken (vgl. auch v. Eickstedt */8/*). Jedenfalls steht heute jede dieser drei Rassen als selbständiger Rassentyp klar für sich da.

b) Die eurasische Rassengruppe

Die alparmenide Rasse. — Den Namen habe ich von Montandon übernommen. Diese Rasse, die mindestens zwei Unterrassen beinhaltet, wurde als alpine Rasse sehr verschieden umgrenzt. Viele angelsächsische (Ripley, Hrdlička, Haddon u. a.) und französische Autoren (Boule u. a.) finden in ihr die eigentlichen Alpiden (H. s. alpinus *Lapouge* 1899 */8/*) neben den Baltiden (Osteuropiden) und Dinariden u. a.[20]). Wir meinen mit dieser Rasse

[20]) Unter den Alpinen Ripleys, Boules, Hrdličkas, Haddons, Beans u. a. fallen ja auch die Dinariden. Ebenso unterstellt auch Montandon die Dinariden als Subrasse dieser Rasse, womit wir aber nicht übereinstimmen können.





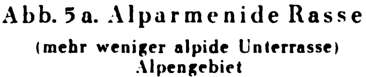


Abb. 5a. Alparmenide Rasse
(mehr weniger alpide Unterrasse)
Alpengebiet

Abb. 5b. Alparmenide Rasse
(mehr weniger armenide Unterrasse)
Tiefebene

die Alpiden und die Armeniden, deren gemeinsame Merkmale im folgenden beschrieben werden sollen. Die unterschiedlichen Merkmale befinden sich besonders in der morphologischen Gestaltung des Gesichts, vielleicht auch in der etwas kleineren Gesamthöhe der Armeniden (vorderasiatische Rasse). An der Verwandtschaft dieser mit den Dinariden zweifle ich neuerdings trotz einiger physiognomischer Ähnlichkeiten, namentlich aus historischen Gründen */42/*, die die dinarische Rasse in ihrem heutigen Hauptgebiet autochthon erscheinen lassen[21]). Die Körperhöhe der Alparmeniden ist klein; etwa so wie die der Mediterraniden. Der Kopf ist rund, hyperbrachykephal; die Nase bei den Alpiden kurz, gerade oder konkav, bei den Armeniden lang, gerade oder hakig. Die Extremitäten sind bei den Männern ziemlich lang, bei den Frauen kurz. Der Rumpf ist breit, sowohl im Schulter- als auch im Beckengürtel; die absolute Beckenbreite der Frauen ist aber nicht sehr groß. Die Augen- und Haarfarbe ist braun, und zwar etwa so dunkel, wie die der Dinariden. Epheliden treten häufig auf, unter den dunkelpigmentierten Rassen am häufigsten; ebenso Locken. Nach dem Geschlechtstypus überwiegen die weiblichen Merkmale, so daß die Alparmeniden, wie wir oben (siehe Kap. 2) sahen, als Prototyp der weiblich beeinflußten Rassen gelten können. Gleichzeitig sind sie typisch eurysom.

Die pannonide Rasse (zuerst beschrieben von Škerlj 1936, [48], H. s. pannonicus *Škerlj)* ist etwa ebenso kleingewachsen wie die Alparmeniden und Baltiden, die Männer sind etwas größer, die Frauen etwas kleiner als die der Alparmeniden. Das Gewicht entspricht dem der Alparmeniden, die Frauen sind etwas schwerer. Die Beine sind etwas länger als bei den Alparmeniden, die Arme gleichfalls, namentlich bei den Frauen. Schulter- und

[21]) Mit liebenswürdiger Erlaubnis von Koll. Schwidetzky darf ich hier auch von einem etwa 4000 Jahre alten Dinarierschädel berichten, den sie in Sarajevo vorfand. Die Darstellung der Fundgeschichte ist allerdings noch abzuwarten.




Abb. 6. Baltide (osteuropide) Rasse
Alpengebiet

Beckenbreite entsprechen etwa der der Alparmeniden. Der Kopf ist beinahe hyperbrachykephal; die Nase ist meist gerade. Die Augenfarbe ist graugrün (häufigster Wert Nr. 7), jedenfalls dunkler als die Augenfarbe der Saviden. Die Haare sind heller als die der Alparmeniden, etwa so wie die Haare der Saviden. Epheliden treten selten auf, Locken gleichfalls. Nach dem Geschlechtstypus überwiegt die weibliche Ausbildung der Merkmale, jedoch nicht so stark wie bei den Alparmeniden und Baltiden.

Die baltide Rasse (H. s. slavonicus *Fischer* 1829, R. orientale europ. [Deniker 1889], Osteuropide [v. Eickstedt], ostbaltisch [Nordenstreng]). — Diese Rasse, obwohl von vielen Autoren seit langem richtig erkannt und von ebenso vielen lange verkannt, führte schon die verschiedensten Namen (v. Eickstedt *[10]*). Der hier angenommene Name stammt von Bunak *(48)* und wurde als der international praktischste gewählt, nachdem der Denikersche für die sog. Orientaliden (zu Unrecht!) beschlagnahmt wurde. Die Baltiden stehen in ihrer körperlichen Erscheinung den Pannoniden am nächsten. Die Körperhöhe ist nur um ein geringes höher, das Gewicht bei den Männern verhältnismäßig größer, bei den Frauen kleiner als bei den Pannoniden. (Unter den Männern haben sie den größten Rohrer-Index.) Die Beine sind etwa gleich lang wie die der Pannoniden und Alparmeniden, die Arme eher etwas länger. Die Schultern sind relativ breit zu nennen, das Becken ist bei beiden Geschlechtern das relativ breiteste von allen Rassen. Der Rumpf hat also eine ziemlich rechteckige Form. Der Kopf ist fast hyperbrachykephal, schließt sich in seiner Formung im allgemeinen den beiden andern Rassen dieser Gruppe an. Das Gesicht ist — wie bei der ganzen Gruppe — rundoval, die Nase gerade oder konkav, das Vor- und Hochstehen der Backenknochen ist durchaus kein allgemeines Merkmal, wie es von einigen Autoren angegeben wird. Bei den Frauen kann man recht anmutige und sogar schöne Gesichter finden. Die Augenfarbe ist grau bis blau:




Abb. 7. Dinarier mit mediterranidem Einschlag
(auch nach dem Stammbaum). Alpengebiet

letztere scheint bei Frauen häufiger aufzutreten. Die Haarfarbe ist meist dunkel- bis aschblond, kann aber auch hellblond bis rot sein. Epheliden treten bei dieser Rasse am häufigsten auf, besonders häufig bei den Frauen. Auch Lockung wurde nicht selten verzeichnet, und zwar wiederum häufiger bei den Frauen als bei den Männern (was im Gegensatz zum Durchschnitt steht). In der Erscheinung der Baltiden überwiegt „das Weibliche", sie sind neben den Alparmeniden „die weiblichste" Rasse.

Auch diese drei Rassen bilden nach den meisten Merkmalen eine Gruppe, die möglicherweise in genetischer Verbindung ist. Sie zeigt vielleicht — in dem Sinne, wie ich schon an anderer Stelle hinwies *(48)* — direkt eine Stufenreihe der Depigmentierung von der braunen alparmeniden Rasse über die blauäugig-braunhaarige pannonide zur ganz depigmentierten baltiden. Allerdings ist heute jede dieser Rassen als eine genetisch fixierte Einheit anzusehen.

c) Die eurafrikanische Rassengruppe

Die meisten Rassenformen zeigt die eurafrikanische Rassengruppe, darunter sind drei Rassen nummerisch stark vertreten, während zwei zahlenmäßig klein sind; trotzdem kommt aber auch ihnen der Klassifikationswert einer „Rasse" zu, wenn wir nach unseren Klassifikationsprinzipien *(48)* folgerichtig vorgehen.

Die mediterrane (mittelländische) Rasse (deren richtiger Name eigentlich „pelagide" Rasse wäre [H. s. europaeus pelagius (meridionalis) Fischer ex Bory 1829, vgl. v. Eickstedt] *[10]*) ist von den meisten Autoren seit langem klar erkannt und anerkannt und stellt einen sehr scharf umrissenen Typ dar. Die Körperhöhe ist bekanntlich — unter den „weißen" Rassen — klein. In unserem Materiale kommt die durchschnittliche Körperhöhe derjenigen der alparmeniden Männer gleich. Bei allen Merkmalen, die hier für Frauen angeführt werden, muß in Rechnung gestellt werden, daß sie nur von vier mediterranen Frauen stammen. Das Gewicht der mediterraniden

Männer ist unter den kleingewachsenen Rassen das geringste, das der Frauen das größte. Die Beinhöhe, besonders der Frauen, ist verhältnismäßig hoch, bei beiden Geschlechtern die höchste unter den kleingewachsenen Rassen. Auch die Arme sind lang, die Frauen haben unter allen die größte Spannweite. Bei beiden Geschlechtern ist die Schulterbreite die relativ breiteste, die Beckenbreite bei den Männern klein, bei den Frauen verhältnismäßig groß und auch absolut entsprechend breit. Die Geschlechtsunterschiede sind im Rumpf gut ausgedrückt. Der Kopf ist länglich, bei den Frauen viel runder als bei den Männern. Die Augenfarbe ist die dunkelste, die Haarfarbe durchschnittlich etwas heller als die der Dinariden oder ihr gleich. Epheliden kommen nicht besonders häufig vor, Locken häufiger. Nach der geschlechtlichen Ausprägung überwiegt der männliche Typus, wenn auch nicht so stark wie bei den Atlantiden und Nordiden. Im übrigen ist der mediterrane Typus schon so ausführlich beschrieben, daß wir hier nichts hinzufügen müssen.

Die atlantide (eig. atlanto-mediterranide) Rasse (H. s. atlanticus *Fischer* 1830), von Deniker litoral oder atlanto-mediterranid genannt, später aber bis auf Czekanowski, dessen nord-westlicher Typus ihr ungefähr entspricht, vernachlässigt, ist — grob ausgedrückt — ein hochgewachsener mediterraner Typus, den wir überall entlang der atlantischen und nordmittelländischen Küste finden; besonders aufgefallen ist er mir in Norwegen und in Dalmatien. Die Atlantiden sind — wenigstens in unserem Material — bei beiden Geschlechtern die höchstgewachsenen (bei den Frauen kommen ihnen die Noriden gleich), haben doch die Männer eine durchschnittliche Höhe von 173,3 cm, die Frauen eine von 162,3. Das Gewicht ist verhältnismäßig klein, wenn auch es absolut bei den Männern nur von den nordischen, bei den Frauen nur von den dinarischen übertroffen wird. Die Beinhöhe ist namentlich bei den Männern groß, bei den Frauen verhältnismäßig kleiner. Die Spannweite ist der großen Höhe entsprechend relativ klein, was aber noch nicht auf absolut kurze Arme hinweist. Die relative Schulterbreite ist bei den Männern klein, bei den Frauen für eine hochgewachsene Frau normal. Das Becken ist bei den Männern das relativ schmalste, bei den Frauen mit Ausnahme der Noriden ebenfalls, aber die absolute Breite ist entsprechend (28,7 cm). Im ganzen macht der Rumpf und der ganze Wuchs dieser Rasse den Eindruck einer schlanken Erscheinung. Zu diesem Bilde passen auch der längliche Kopf und das lange Gesicht mit der scharfen, meist geraden, oft auch hakigen, aber immer schmalen Nase. Auge und Haare sind braun. — Bei einem Untertyp dieser Rasse finden wir auch graue und blaue Augen. Ob und wie dieser Typ vielleicht mit den Crô-Magnoniden in Beziehung steht, ist eine offene, aber begründete Frage: jedenfalls finden wir nach Wölfel beide Typen auch auf den Kanarischen Inseln. In einer mündlichen Aussprache äußerte Wölfel auch die durch seine vielen Reisen begründete Erfahrung, daß die Atlantiden und Crô-Magnoniden fast überall zusammen auftreten, und auch Typen mit blauen Augen und dunklen Haaren finden sich immer dabei. Einen engeren Zusammenhang der Crô-Magnoniden mit den Atlantiden (atlantischer Schlag der nordischen Rasse) vertritt auch Scheidt *(36)*, welcher übrigens die wichtige Rolle der Atlantiden in Nordeuropa hervorhebt. — Epheliden treten ausnahmsweise bei den Frauen seltener auf, bei den Männern aber ziemlich häufig. Locken kommen bei beiden Geschlechtern




Abb. 8. Atlantide Rasse
Küstengebiet. (Foto: Perzanowski, CIWF, Warschau)

häufig vor. Nach der geschlechtlichen Ausbildung überwiegt der männliche Typus stark, was auch für die Gesichtsausbildung gilt.

Die nordische Rasse (H. s. europaeus *Linné* 1758), seit Linné allgemein anerkannt, ist hochgewachsen, wenngleich nicht die höchste — es übertreffen sie die Atlantiden und Noriden, bei den Frauen auch die Dinariden; im Kerngebiet der Dinarier wohl auch die dinarischen Männer. Das Gewicht ist bei den Männern absolut und relativ groß, bei den Frauen unseres Materials ausgesprochen klein. Die Beinhöhe ist bei den Männern für hochgewachsene Rassen normal, bei den Frauen aber groß. Die Spannweite ist bei beiden Geschlechtern unter den hochgewachsenen Rassen die größte. Auch die Schultern sind unter den hochgewachsenen Rassen die breitesten (bei beiden Geschlechtern), nicht so das Becken, welches aber absolut normal breit ist. Der Rumpf macht bei beiden Geschlechtern nach seiner Breitenentwicklung einen mehr männlichen Eindruck. Der Kopf ist — bei großem Geschlechtsunterschied — dolichoid. Zur Gesichtsmorphologie haben wir nichts hinzuzufügen. Die Augenfarbe ist hellgrau bis hellblau, der häufigste Wert bei beiden Geschlechtern Farbe Nr. 15. Die Haare sind bei unserem Material häufiger dunkel- als hellblond. Epheliden treten unter den hell-pigmentierten Rassen bei den Nordiden am seltensten auf, immerhin bei etwa 20%. Locken sind bei beiden Geschlechtern ganz selten anzutreffen, unter allen hier beschriebenen Rassen am seltensten. Die äußere Körperform der nordischen Rasse ist ausgesprochen männlich beeinflußt und Tirala *(51)* schreibt auch von männlichen seelischen Zügen bei der nordischen Frau.

Ein anderer Typ der nordischen Rasse ist die sog. Dalrasse oder die fälische Rasse. Sie ist in ihrer ganzen Entwicklung bekanntlich grober, breiter, in der Gesamterscheinung ungeschlachter. Seit Wölfels epochemachenden Aufdeckungen über die Besiedlung der Kanarischen Inseln *(58, 59)* ist sie wohl als mit der steinzeitlichen Crô-Magnon-Rasse identisch aufzufassen. Nach unserer Rassensystematik ist sie von der nordichen Rasse eigentlich nicht zu unterscheiden. Aber nach der ganzen Geschichte der Crô-Magnon-Rasse wäre es vielleicht richtig, diese als die Grundrasse aufzufassen und den schlan-





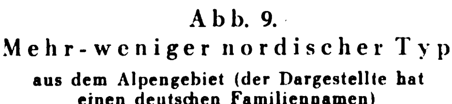


Abb. 9.
Mehr-weniger nordischer Typ
aus dem Alpengebiet (der Dargestellte hat einen deutschen Familiennamen)

Abb. 10.
Vistulide Rasse
Alpengebiet

keren nordischen Typus als eine jüngere Unterrasse. Auch hier muß wieder auf die Stellungnahme Scheidts *(36)* zu diesen Problemen hingewiesen werden, der dem „klassischen" nordischen Typ eine sekundäre Stellung zuweisen mußte. Ich möchte hier bloß auf die begründete Möglichkeit einer solchen Auffassung aufmerksam machen, überlasse es aber Berufeneren, vor allem wohl meinem Freunde Wölfel, sich darüber gelegentlich klarer und entscheidender zu äußern.

Die vistulide Rasse (Weichselrasse [Deniker], H. s. vistulensis *Škerlj,* ein Sekundärtyp der Baltiden, nicht mit Lebzelters Weichselrasse zu verwechseln, die der baltischen entspricht *[17])* ist ausgesprochen kleinwüchsig, ziemlich schwer, mit breiten Schultern und schmalem Becken, entsprechend hohen Beinen und nicht übermäßiger, ja vielleicht sogar kleiner Spannweite. Kopf und Gesicht sind länglich, die Augen grau, die Haare blond. Epheliden dürften häufiger auftreten, Locken selten. Im allgemeinen sind es der äußeren Erscheinung nach wohl kleine Nordide.

Die skandide Rasse (aufgestellt 1936 */48/,* H. s. scandinavicus *Škerlj)* ist hochgewachsen, der nordischen ähnlich; die Kopfform ist dolichoid, das Gesicht länglich-oval, die Nase gerade, die Augenfarbe ist braun, das Haar blond. Eine nähere exakte Beschreibung kann ich dzt. angesichts des kleinen Materials noch nicht geben. Jedenfalls kommt dieser Rassentypus auch in Jugoslawien vor, wenngleich selten.

Eine nähere Verwandtschaft der Rassen der eurafrikanischen Gruppe ist anzunehmen. Als historisch ältester Typ kommt vor allem die Crô-Magnon-Rasse in Betracht, aus der sich dann einerseits die Mediterraniden, andererseits die Atlantiden und die depigmentierten Nordformen entwickelt haben dürften. Aber die logische Ausführung unserer Prämissen muß jede der hier beschriebenen Typen als vollwertige, selbständige Rasse anerkennen. Es han-

delt sich dabei nicht so sehr um die Frage der Existenz dieser Formen — denn die ist wohl bewiesen, als um die Bewertung im System. Wir halten sie für Rassen, nachdem wir a. a. O. klargelegt haben, welche Merkmale wir für eine Rasse als bezeichnend ansehen. Besonders sei die Wichtigkeit der Atlantiden oder der atlanto-mediterranen Hauptrasse Denikers betont, die dieser weitsichtige Russe schon 1889 klar erkannt hat. Sie wird heute leider noch von den meisten Anthropologen entweder gar nicht beachtet oder aber als ein bloßes Mischprodukt der Nordiden und Mediterraniden erklärt. Auch diese Auffassung läßt sich m. E. nicht aufrecht erhalten, und zwar nicht so sehr aus genetischen, als aus historischen Gründen, die oben angedeutet wurden. Die Atlanto-Mediterraniden sind m. M. n. auch die alten Seefahrer par excellence gewesen und haben auch einen Großteil der Vikinger ausgemacht. Daher finden wir sie auch in so großer Zahl noch in Dalmatien. Eine Spezialbeschreibung der geschichtlichen und kulturellen Bedeutung der Atlantiden könnte die hier angedeuteten Probleme wohl einer Lösung näherbringen.

6. Landschaft und Rassen in Jugoslawien

Wir wiesen oben schon darauf hin, daß die Rassen in ihrer Ausbildung, in ihrer äußeren Erscheinung, wie sie hier gegeben wurde, lokal, d. h. geographisch gebunden sind oder wenigstens sein können. Das ist so zu verstehen, daß z. B. in Jugoslawien die nordische Rasse vielleicht durchschnittlich dunklere Haare hat als in Skandinavien, oder daß die dinarische Rasse in Jugoslawien vielleicht größer ist als in Deutschland usw. Aber die Rassen sind trotzdem gut zu erkennen, weil die Typen eben unter sich verschieden sind, in jedem Lande Europas. Wie stark die Geographie eines Landes als auslesender, wenn nicht sogar vielleicht als bildender Faktor in Betracht kommt, beweist eben das Rassenbild Jugoslawiens (Škerlj */49/*).

Der nordwestliche Teil, den die Slowenen bewohnen, ist größtenteils reines Alpengebiet, mit Ausnahme der Mur-Drau-Ebene, die schon in der Pannonischen Tiefebene ihre natürliche Fortsetzung findet. Diese große nördliche Ebene reicht von der nördlichen Staatsgrenze etwa bis zur Save und bis zu den bosnischen Vorgebirgen; im Osten findet sie ihren Abschluß, wo die Staatsgrenze die Donau östlich Beograds berührt. Südlich der Save kommen wir ins dinarische, gebirgige Zentralgebiet, welches im Westen einen dünnen Anschluß an das Alpengebiet findet, im Osten aber von den Tälern der Morava und des Vardar begrenzt ist. Nach Südwesten zu begrenzt es der letzte hohe Gebirgskamm gegen die Adria, so daß wir im Kroatischen Küstenland einen dünnen Ufersaum haben, der in Nord-Dalmatien breiter wird und sich dann wieder stark verschmälert, bis um Dubrovnik und in der Boka Kotorska die Hochgebirge steil aus dem Meere aufsteigen — hier kommen auch die Dinariden zum Meere. Das Küstengebiet bildet eine weitere geographische Zone, die sich im Vardartal (im weiteren Sinne) fortzusetzen scheint; das Vardartal steht ja mit dem Ägäischen Meer in breiter Verbindung. Östlich von der Morava-Vardar-Linie bis zur Grenze ist wieder ein besonderes geographisches Gebiet, hügelig und sogar gebirgig, aber schon gegen das Schwarze Meer offener. Außerdem treten in diesem Gebiet, aus Bulgarien herüberkommend, schon stärkere mediterranide und atlantide Elemente auf. Das kommt besonders im Caribroder und Piroter Bezirk gut zum Vorschein.

Wie sehr sich die Tierwelt Jugoslawiens den markanten geographischen Verhältnissen anschmiegt, geht aus der zoogeographischen Karte H a d ž i s *(14)* hervor, die besonders deutlich das Tiefebenen-Gebiet, das Gebirgsgebiet (Alpen und unser Zentral- und Ost-Gebiet) und das Küstengebiet hervortreten läßt. Ähnlich sehen wir auch eine recht verschiedene Verteilung der für Jugoslawien typischen und besonders der akzessorischen Rassen in den einzelnen Gebieten, die wir angeführt haben.

Die für Jugoslawien typischen Rassen sind die dinarische, alparmenide und savide — sie besetzen bei den Männern etwa 55%, bei den Frauen etwa 50% des Gesamtmaterials. Eine zweite Gruppe sind die akzessorischen Rassen, von denen vier (die pannonide, noride, atlantide und baltide) immerhin zusammen noch über 30% des Gesamtmaterials ausmachen. Die dritte Gruppe mit den Nordiden, Mediterraniden, Vistuliden und Skandiden beträgt insgesamt nur noch etwa 8%, während der Rest (beinahe 10% der Frauen und etwa 4% der Männer rassisch nicht definiert werden konnte, sondern den Typen Anonymae (A_1—A_4 *[48]*) angehörte. Die Tabelle 10 gibt nun ein ausführliches Bild über die rassische Gliederung vier oben erwähnter geographischer Gebiete — aus dem Ostgebiet haben wir viel zu wenig eigenes Material. Die rassische Gliederung zeigt starke Geschlechtsunterschiede — meistenteils finden wir die hellpigmentierten Rassen bei den Frauen zahlreicher vertreten. Als für ein Gebiet besonders typisch wurden jene Rassen gekennzeichnet, die in dem betreffenden Gebiet häufiger vorkommen als im Staatsdurchschnitt.

Tabelle 10

Rassen	Geschl.	Alpengebiet	Tiefebene	Zentralgebiet	Küstengebiet	Staat
Dinaride	♂	20,4	22,2	**33,7**	16,7	22,7
	♀	19,8	26,3	**44,2**	15,6	25,0
Alparmenide	♂	14,1	**20,3**	**20,8**	13,6	17,9
	♀	13,5	**24,5**	**21,1**	11,1	16,8
Savide	♂	**16,9**	17,5	14,3	16,7	16,6
	♀	**19,0**	10,5	11,5	13,3	15,0
Pannonide	♂	12,0	**15,1**	6,5	**6,1**	11,4
	♀	4,0	**8,8**	5,8	6,7	5,7
Noride	♂	**12,7**	7,7	5,2	1,5	7,5
	♀	**15,9**	12,3	3,8	11,1	12,1
Atlantide	♂	8,4	4,2	11,7	**21,2**	8,9
	♀	7,1	3,5	3,8	**24,4**	8,6
Baltide	♂	**7,7**	**7,1**	1,6	3,0	6,3
	♀	**11,9**	**10,5**	1,9	2,2	8,2
Nordide	♂	**5,6**	1,4	—	**7,6**	3,2
	♀	**8,7**	1,7	1,9	4,4	5,3
Mediterranide	♂	0,7	4,7	5,2	**12,1**	4,7
	♀	—	1,7	1,9	**6,7**	1,8
Vistulide	♂	—	—	—	2,2	0,4
	♀	1,4	0,5	—	1,5	1,3
Skandide	♂	—	—	—	—	—
	♀	—	—	3,8	2,2	1,1

Keine der für das Staatsgebiet typischen drei Rassen finden wir im Küstengebiet als typisch, denn da übernimmt die führende Rolle die atlantide Rasse, während diese Rolle sonst überall der dinariden zufällt. Besonders typisch sind für das Alpengebiet die Saviden, für das Tiefland die Alparmeniden und für

das Zentralgebiet diese und vor allem die Dinariden. Das rassisch reinste Gebiet ist das Zentralgebiet, während wir in den andern — auch im östlichen — besonders viel akzessorische Rassen antreffen. So sind für das Alpengebiet charakteristisch — neben den Saviden — die Noriden, Baltiden und Nordiden — allerdings alle auf dinarider Grundlage. Für das Tiefland sind neben den Alparmeniden die Pannoniden, Noriden und Baltiden charakteristisch — doch auch hier bilden die Dinariden eine sogar den Alparmeniden überlegene Grundlage. Im Zentralgebiet tritt — neben den Dinariden und Alparmeniden — nur noch die mediterrane Rasse überdurchschnittlich hervor (bei den Männern auch die atlantide). Im Küstengebiet schließlich tritt neben den Atlantiden die mediterrane und vistulide Rasse charakteristisch hervor; aber auch diese beiden Rassen werden von den für den ganzen Staat typischen drei Rassen numerisch überflügelt.

So sehen wir also, daß die Jugoslawen — es handelt sich hier nur um Slowenen, Kroaten und Serben — rassisch sehr einheitlich sind; die rassische Grundlage ist dinarisch-alparmenid-savid (unter relativem Überwiegen der Dinarier) und wird nur im territorial kleinen Küstengebiet von den Atlantiden überdeckt.

Mit Hilfe dieses Materials und der aufschlußreichen Karten Ćwirko-Godyckis *(5)*, die dieser verdienstvolle polnische Autor auf Grund aller ihm damals zugänglichen Literatur zusammenstellte, kann man heute eine Rassenkarte Jugoslawiens entwerfen, die zwar in Einzelheiten wohl noch abgeändert werden wird, die aber doch schon sicher ein beiläufiges Bild der Rassenverhältnisse Jugoslawiens geben kann. Zu diesem Entwurf wurden auch die Karten Czekanowskis *(4)* und Michalskis *(28)* zu Rate gezogen, sowie die umfangreichen Arbeiten Weisbachs, soweit sie Körperhöhe und Kopfindex betreffen; aber auch die Komplexionen konnten nach den Weisbachschen Aufzeichnungen berücksichtigt werden, wie eben die Karten Ćwirko-Godyckis beweisen.

Zunächst müssen noch die Hundertsätze für das Ostgebiet wenigstens beiläufig abgeschätzt werden, was vor allem auf Grund der polnischen Arbeiten geschehen kann. Da finden wir, daß die Atlantiden wahrscheinlich mindestens ebenso stark vertreten sind wie die Dinariden, sagen wir zu etwa 20%; die Saviden können auf rund 17% geschätzt werden, die Alparmeniden auf 14 bis 16%; unter den akzessorischen Rassen nehmen die Mediterraniden mit vielleicht 8—10% wohl den ersten Platz ein — sie scheinen besonders im Piroter und Caribroder Bezirk gehäuft vorzukommen; dann schätzen wir die Pannoniden auf etwa 7%, die Noriden auf 5—6%, die Baltiden auf 4—5% und die Nordiden auf 1—2%. Für das übrige Staatsgebiet möchte ich die in der Tabelle 10 angeführten Zahlen für die Schätzung als grundlegend gelten lassen, denn ein Vergleich mit den Karten Ćwirko-Godyckis widerspricht ihnen nicht und verlangt nur lokale Korrekturen, die in den beiden Karten (Abb. 11, 12) vorgenommen wurden. Auch Michalskis Karte Dalmatiens wurde in diesem Sinne berücksichtigt. Außerdem wurden noch die Ergebnisse der Forschungen Maleš', besonders über die Noriden, in Rechnung gestellt.

Auf diese Weise sind zwei Karten entstanden, die im „Geogr. vestnik" das erste Mal veröffentlicht wurden. Die erste zeigt die für Jugoslawien typischen Rassen („Hauptrassen") und die Atlantiden, die zweite die in Jugo-

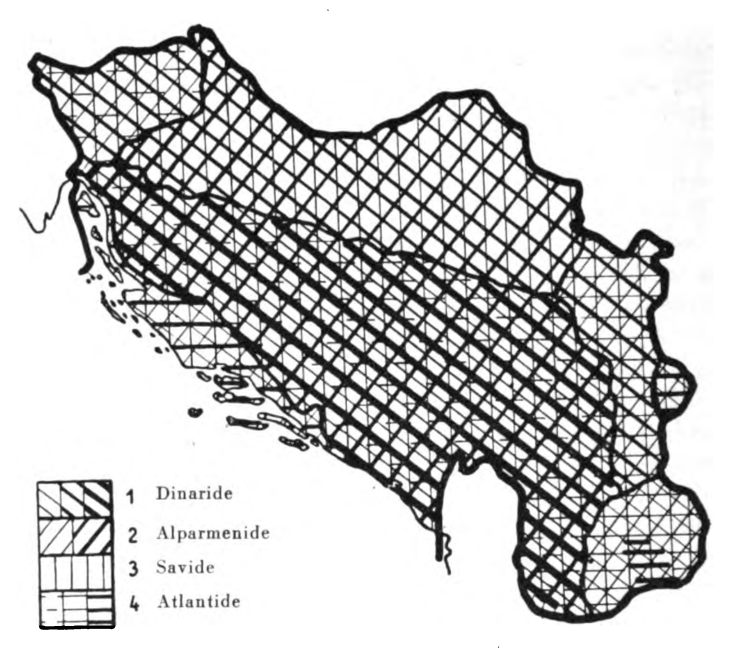


Abb. 11. Die „Hauptrassen“ Jugoslawiens

slawien akzessorischen Rassen („Nebenrassen“). Besonders einheitlich tritt hierbei das Zentralgebiet mit der dinarisch-alparmeniden Grundbevölkerung hervor. Es ist das rassenreinste Gebiet, mit wenig akzessorischen Rassenbestandteilen. Die Randgebiete sind viel gemischter, am gemischtesten wohl das Alpengebiet, welches sich beinahe mit dem slowenisch-sprachigen Gebiet deckt. Es ist ein altes Durchzugsgebiet der verschiedensten Rassen und Völker. Sehr gemischt ist auch das Vardargebiet — ein Großteil Südserbiens —, welches ebenfalls ein altes Durchzugsgebiet darstellt (vgl. auch Czekanowski *[4]*). Etwas weniger gemischt ist das Ostgebiet und teilweise die Pannonische Ebene, der neben den Alparmeniden die Pannoniden und Baltiden ihren besonderen Stempel aufdrücken. Rassisch gemischt ist schließlich auch das Küstengebiet, welches vom Meer her nicht schwerer zu besiedeln war als von dem hochgebirgigen, klüftigen Hinterland.

Auffallend stark sind im Küstengebiet die Nordiden vertreten, beinahe so stark wie im Alpengebiet. Auch unter den Slowenen finden wir die meisten Nordiden unter den jetzt unter Italien lebenden „Küstenländern“ (Škerlj *[47]*).

Die Dinariden kommen nur mit dem Hochgebirge zum Meere, d. i. in Süd-Dalmatien (etwa von Dubrovnik an bis zur jugoslawisch-albanischen Grenze), von wo sie auch schon S. Razzi 1595 (Maleš *[25]*) als auffallend große und starke Menschen beschrieb. Wenngleich sowohl Razzi als auch Fortis, welcher sie 1774 noch genauer beschrieb (Maleš l. c.), nicht von Dinariern sprechen (der Name stammt erst von Deniker 1897), so passen ihre Beschreibungen doch nur auf die Dinarier in diesen Gegenden. Die enge Bindung der Dinarier an die Gebirge ist überhaupt typisch — auch in andern Teilen

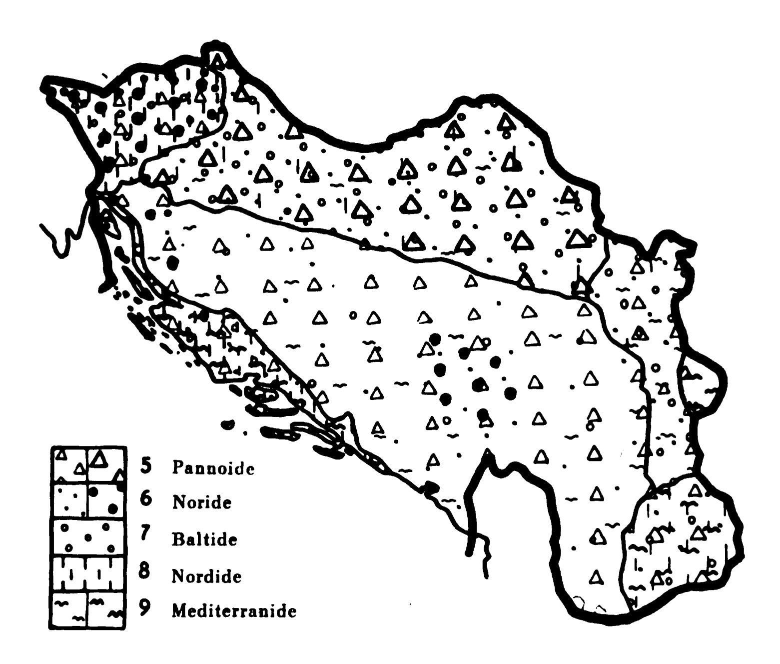


Abb. 12. Die „akzessorischen" Rassen Jugoslawiens

Europas. Sie dringen allerdings in Jugoslawien langsam in die infolge des Geburtenschwundes „leerer" werdenden Gebiete der Pannonischen Ebene ein, denn die am reinsten dinarisch-rassischen Gebiete haben den größten Geburtenüberschuß (vgl. Mikič l.c.). So ist also anzunehmen, daß die Dinariden in Jugoslawien in Zukunft immer deutlicher in Erscheinung treten werden, wodurch das Rassenbild noch einheitlicher werden wird.

Die Tabelle 10 sowie auch die Karten zeigen, daß man in Jugoslawien einen Zusammenhang zwischen Rassen und Landschaft sehr gut feststellen kann. Dieser Zusammenhang ist sowohl in den natürlichen Anpassungsvorgängen als auch in den Verkehrsmöglichkeiten, die von der geographischen Landschaft bestimmt sind, begründet. Daher das verhältnismäßig rassisch so reine Kerngebiet der Dinariden in den Dinarischen Alpen, wo die Dinarier wohl als autochthon zu betrachten sind. Sie waren jedenfalls schon vor den Slawen da. Darauf weisen die Illyrer hin, außerdem die Schädelserie von Glasinac und andere altbosnische Schädel (Weisbach *[54, 55, 56]*), die beweisen, wie schnell die dolichokranen mediterranen (oder atlantiden) Einwanderer „brachykephalisiert" wurden, weiters auch die slawische Besiedlung des Balkans. Denn die Slawen kamen wohl noch stark nordisch in das heutige Gebiet Jugoslawiens. Ich möchte hier auf diese Dinge, die ja schon häufig diskutiert wurden, nicht näher eingehen, aber der Auffassung Lebzelters *(19)*, eines der besten Kenner der Rassenverhältnisse Jugoslawiens, kann ich nicht beistimmen, wenn er meint, die Dinariden seien erst mit den Slawen in ihr heutiges Gebiet gekommen, denn wir haben doch schon vorslawische Beweise für die Existenz des dinarischen Typus in Jugoslawien.

7. Zusammenfassung

Aus der vorliegenden Arbeit möchte ich folgende Ergebnisse als besonders wichtig hervorheben:

1. Es besteht offenbar ein enger Zusammenhang zwischen den Geschlechts-, Konstitutions- und Rassentypen, und zwar so, daß der rassische Phänotyp dem Geschlechts- und dem Konstitutionstyp untergeordnet ist. Es ergibt sich eine „Dreier-Gruppierung“ von:

männlich	—	leptosom	—	eurafrikanisch
indifferent	—	indifferent	—	dinotaurisch
weiblich	—	eurysom	—	eurasiatisch.

2. Zur Rassendiagnose genügen vier exakt bestimmbare erbliche Merkmale, zur Rassengruppierung zwei, und zwar Kopfform und Körperhöhe. Die Körperhöhe ist ein sehr wichtiges Rassenmerkmal.

3. Durch Zuordnung weiterer Merkmale bekommen wir eine brauchbare Beschreibung der physischen Beschaffenheit der einzelnen Rassen. (Ich möchte betonen, daß auch seelische Eigenschaften zugeordnet werden sollten, um das Bild vollständiger zu gestalten.)

4. Neu und ausführlicher beschrieben werden die Saviden, Pannoniden, Vistuliden und Skandiden.

5. Die Atlantiden sind ein äußerst wichtiger europäischer Rassetyp, der weiterhin nicht mehr vernachlässigt werden sollte. Das gleiche gilt von den Baltiden.

6. In Jugoslawien kommen alle europäischen Rassen vor.

7. Jugoslawien ist durch die Dinariden, Alparmeniden und Saviden rassisch sehr einheitlich bestimmt. Den Grundton geben, mit Ausnahme des Küstengebietes, wo die Atlantiden überwiegen, die Dinariden, welche im Gebiet der Dinarischen Alpen als autochthon angesehen werden müssen.

8. Schrifttum

1. Conitzer, H.: Die Rothaarigkeit. Z. f. Morph. A. XXIX, 1, Stuttgart 1931. — 2. Czekanowski, J.: Das Typenfrequenzgesetz. A. Anz. V, 4, Stuttgart 1928. — 3. Ders.: Człowiek w czasie i przestrzeni. Warszawa 1934. — 4. Ders.: Zur Rassenkunde der Serbokroaten. Slaw. Rundsch., Prag 1934. — 5. Ćwirko-Godycki, M.: Słowianie południowi. Poznań 1931. — 6. Deniker, J.: Essai d'une classification des races humaines. Bull. (Mem.) Soc. A. Paris, XII, 1889. Zit. nach Matiegka 27. — 7. Ders.: Les races et les peuples de la terre. Paris 1900/26. — 8. v. Eickstedt, E.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Stuttgart 1934. — 9. Ders.: Anlage und Durchführung von rassenkundlichen Gauuntersuchungen. Z. Rassenk. II, 1, Stuttgart 1935. — 10. Ders.: Geschichte der anthropologischen Namengebung und Klassifikation. Z. Rassenk. V, 3 und VI, 1—2, Stuttgart 1937. — 10a. Făcăoaru, I.: Compoziţia rasială la romani, săcui şi unguri. Bul. Eug. Biopol. VIII, 4—5, Cluj 1937. — 11. Fischer, E. und Wölfel, D. J.: War der Eiszeitmensch blond? Berl. Illustr. Ztg. XL, 51, Berlin 1931. — 12. Günther, H. F. K.: Rassenkunde des deutschen Volkes. München 1923. — 13. Haddon, A. C.: The races of man and their distribution. (2. Ed.) Cambridge 1924. Zit. nach v. Eickstedt 8. — 14. Hadži, J.: Carta Jugoslaviae zoogeographica. Beograd 1931. — 15. Jaensch, W. und Mitarbeiter: Leibesübungen und Körperkonstitution. Berlin 1935. — 16. Jankowsky, W.: Konstitution, Körperbau und Rasse in ihrer gegenseitigen Beziehung und Abgrenzung. Anat. Anz. LXX, 20, 24, Jena 1930. — 17. Lebzelter, V.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Balkanhalbinsel. I. Zur physischen Anthropologie der Südslawen. MAGW.[22]) LIII, Wien

[22]) MAGW. = Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien.

1923. — 18. Ders.: Anthropologische Untersuchungen an Tiroler Kaiserjägern. MAGW. LIX, Wien 1929. — 19. Ders.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Balkanhalbinsel. II. MAGW. LXIII, Wien 1933. — 20. Ders.: Art und Rasse beim Menschen. MAGW. LXVII, Wien 1937. — 21. Maleš, B.: Příspěvek k výzkumu tělesných vlastností černohorských a sousedních kmenů. A. (Prag) IX, Praha 1931. — 22. Ders.: Antropološka ispitivanja. Bibl. Centr. Hig. Zav., Beograd 1932. — 23. Ders.: O dinarcima svetle kompleksije. Glasnik Centr. Hig. Zav., Beograd 1934. — 24. Ders.: O ljudskim rasama. Bibl. Kolarčevog Nar. Univ. Knj. 23, Beograd 1936. — 25. Ders.: Nekoliko napomena o dinarskoj rasi. Soc.-Med. Pregl., VIII, Beograd 1936. — 26. Martin, R.: Lehrbuch der Anthropologie, 2. Aufl., Jena 1928. — 27. Matiegka, J.: Všeobecná nauka o plemenech. Praha 1929. — 28. Michalski, I.: Die Jugoslawen der dalmatinischen Küste. Prace Antrop. 1, Warszawa 1936. — 29. Mikič, F.: Karte der Indexe des biologischen Typus in Jugoslawien. Beograd 1936. — 30. Ders.: Über den Index des biologischen Typus in jugoslawischen Bezirken. Bevölkerungsfragen. Ber. d. Intern. Kongr. f. Bevölkerungswissensch., München 1936. — 31. Mollison, Th.: Dinarische Gesichter. Verh. Ges. Phys. A. S. 130—136, Stuttgart 1936. — 32. Montandon, G.: La race, les races. Paris 1933. — 33. Mydlarski, J.: Z zagadnień konstytucionalizmu. Bibl. Eugeniczna. Polsk. Tow. Eugen., Warszawa 1930. — 34. Ders.: Charakterystyka antropologiczna uczestników międzynarodowych zawodów narciarskich w Zakopanem 1929 r. Przegl. Sportowo-Lekarski II, 2—3, Warszawa 1931. — 35. Saller, K.: Zur Biologie der Rassen. Kong. Akad. Wet. Verh. (Tweede Sectie), DJ. XXXVI, 1, P. 1—18, Amsterdam 1937. — 36. Scheidt, W.: Die rassischen Verhältnisse in Nordeuropa nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung. Stuttgart 1930. (Ref. von Kranz, H., in der Z. d. Ges. Erdk., Berlin 1931.) — 37. Schwidetzky, I.: Rassenfragen zwischen dem Deutschen Reich und Polen. Volk und Reich 12, Berlin 1934. — 38. Dies.: Rassenforschung in Polen. Z. Rassenk. I, 1—3, Stuttgart 1935. — 39. Dies.: Zur Frage der Differentialdiagnose zwischen nordischen und mediterranen Schädeln. Z. Rassenk. I, 1, Stuttgart 1935. — 40. Stratz, C. H.: Die Rassenschönheit des Weibes. Stuttgart 1902. — 41. Škerlj, B.: Příspěvek k anthropologii Jihoslovanů. A. (Prag.) V, 1—2, Praha 1927. — 42. Ders.: Kako naj razumemo dinarsko raso? Geog. Vestn. IV, Ljubljana 1928. — 43. Ders.: Beiträge zur Anthropologie der Slowenen. I. Farbenkomplexionen an 416 Schulkindern der achtklassigen Volksschule in Ljubljana-Moste. Z. f. Morph. A. XXVIII, 3, Stuttgart 1930. — 44. Ders.: Beiträge zur Anthropologie der Slowenen. Farbenkomplexionen von 1147 Mädchen und Frauen. A. Anz. VIII, 1—2, Stuttgart 1931. — 45. Ders.: Antropološka preiskava tekmovalcev. Soko V, 7—9, Ljubljana 1934. — 46. Ders.: Rasni tipi Slovencev. Księga ref. sek. III.—II. międzynar. zjazd slawistów. Warszawa 1934. — 47. Ders.: Beiträge zur Anthropologie der Slowenen. Körpermerkmale von 153 Turnerinnen und 189 Turnern. Prirodosl. Razprave II, 5, Ljubljana 1935. — 48. Ders.: Die rassische Gliederung der Menschheit. Z. Rassenk. IV, 3, Stuttgart 1936. — 49. Ders.: Rasna slika Jugoslavije. Geog. Vestn. XII—XIII, Ljubljana 1937. — 50. Ders.: Zum Problem: Menarche — Rasse — Umwelt. Die Med. Welt, Berlin 1937. (Dort weitere Vergleiche und Literatur!) — 51. Tirala, L. G.: Sport und Rasse. Frankfurt a. M. 1936. — 52. Valšík, J.: Czarnogórcy z okolicy Durmitoru. Przegl. Antrop. VIII, 1—2, Poznań 1934. — 53. Weidenreich, F.: Rasse und Körperbau. Berlin 1927. — 54. Weisbach, A.: Prähistorische Schädel von Glasinac. Wissensch. Mitt. aus Bosnien und der Herzegowina V, Sarajevo 1897. — 55. Ders.: Altbosnische Schädel. MAGW. XXVII, Wien 1897. — 56. Ders. und Glück, L.: Crania Bosniaca. Glasnik Zemaljskog Muzeja XIII, 2—3, Sarajevo 1901. — 57. Weninger, J.: Rassenkundliche Untersuchungen an Albanern. (Ein Beitrag zum Problem der dinarischen Rasse.) Wien 1934. — 58. Wölfel, D. J.: Bericht über eine Studienreise in die Archive Roms und Spaniens zur Aufhellung der Vor- und Frühgeschichte der Kanarischen Inseln. Anthropos XXV, St. Gabriel-Mödling (Wien) 1930. — 59. Ders.: Historische Anthropologie in ihrer Anwendung auf die Kanarischen Inseln. Z. f. Morph. A. XXXIV, Stuttgart 1934. (Weitere Literatur!) — Nachtrag: 60. Lebzelter, V.: Eine rassenkundliche Übersichtsaufnahme des Burgenlandes. MAGW. LXVII, 5—6, Wien 1937. — Peters, H. B.: Die wissenschaftlichen Namen der menschlichen Körperformgruppen. Z. Rassenk. VI/2, Stuttgart 1937.

Abgeschlossen am 10. Juli 1937.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Konstitution und Rasse im Andengebiet

Die im Titel genannten Begriffe gehören zu denen, die sich überschneiden, ohne sich jemals ganz zu decken. Auch wenn sämtliche Individuen eines Rassensplitters, eines Gautypus demselben Konstitutionstyp angehören, fällt dieser doch innerhalb des betreffenden größeren Körperformkreises, der daneben auch immer noch Raum für andere Abwandlungen bietet. Konstitution ist der allgemeinere, der ubiquidäre Begriff.

Aber bei wohldeterminierten Rassen fällt ein fremder konstitutioneller Einschlag von auch weitgehend zurückgekreuztem Mischlingsblut dem Rassenangehörigen selbst instinktmäßig und dem Eingeweihten unschwer an Änderungen im Somatischen und Psychischen auf. Gesetzt, man trifft in einer Quechuá-Gemeinschaft einen Spaßvogel, Musikus, Hanswurst, springlebendig, immer munter, von den Mädchen bestaunt, den Burschen ein Greuel, zeigt er vielleicht dünne Waden, gestikuliert er mit schmalen langen Händen und Fingern, so lohnt sich ein Blick auf das Haupthaar. Ist dieses lockig, sind die Augenspalten etwas weit, liegt die Körperhöhe an der oberen Grenze des andiden Maßes, wird man meist erfolgreich nach weiteren sudaniformen Merkmalen fahnden (Nasenbreite usw.). Der Fremdrasseneinschlag verrät sich hier auch noch in großer Abschwächung. Die beiden aufeinander treffenden Rassen sind eben fundamental verschieden; die Manifestitationsschwelle im andiden Grund ist für die Einkreuzung eines grazil-leptosomen Elementes niedrig.

Die Bestimmung des typenändernden Einflusses ist schwieriger, wenn mehrere, unter sich wieder recht verschiedene Rassenelemente in unbekannten Mengenverhältnissen zur Mischung gelangen und in einem andoiden Grund aufscheinen. Tercerón + Quechuá oder Cuarterón + Quechuá oder Zambo + Quechuá sind in Peru alltägliche Mischungen; aber auch Nachkommen einer andiden Mutter und eines Vaters, der der Verbindung eines Chinesen mit einer Mulattin entstammt, kommen im Hochland heute schon nicht so selten vor. Man könnte den Versuch wagen, in der körperlichen und gemütlichen Konstitution sowie im rassischen Erscheinungsbild die einzelnen Komponenten aufzuspüren, eine reizvolle, sicher oft unlösbare Aufgabe, die u. a. vollkommene Beherrschung des Quechuá erfordert.

In den frischen, grünen Hochtälern des Tacaná, an der Grenze zwischen Mexiko und Guatemala wohnen die Tacanecos, wegen der Einförmigkeit ihrer körperlichen Erscheinung und ihrer seelischen Anlagen zur Betrachtung geeignet. Sie sind samt und sonders leptosome, hagere asthenische Gestalten mit schmalem Gesicht, Winkelprofil und kantiger Adler- oder Hakennase. Jeder Einheimische erkennt einen Tacaneco auf den ersten Blick, und dabei ist diese Gegend reich an mannigfachen Typen. Von den athletischen, gutmütigen, jähzornigen, scheuen, tapferen Chamulas im Norden und Nordosten, von den weich-schönen Nachbarn in Guatemala, von den Margoiden des Küstenvorlandes und, natürlich, von den Ladinos unterscheiden sie sich durch prägnante Besonderheiten körperlicher und psychischer Art, die meines Erachtens in ihrer Konstitution begründet sind. Noch vor 30 Jahren schickten die Kaffeeplantagen des Soconusco-Distriktes ihre Werber nach dem Tacanágebiet um Arbeiter für die Ernte. Sie tun dies schon lange nicht mehr, denn einmal können bei den Tacanecos die üblichen Lohnbetrügereien nicht ausgeführt werden, und dann werden sie bald frech und aufsässig. Nun werden die Erntearbeiten von Chamulas besorgt; diese ertragen jede Anstrengung spielend und lassen sich geduldig das Fell über die Ohren ziehen. Nur selten, nach Branntweingenuß oder in Weiberhändeln, kommt es bei Chamulas zu explosiven Entladungen, zu Zweikämpfen, die mit dem Machete ausgefochten werden und manchmal beiden Gegnern das Leben kosten. Dieser

Ausgang ruft nie irgendwelches Aufsehen hervor. Ganz anders die Tacanaleute: Ihnen bedeutet das Leben viel, man kämpft mit scharfen, erfindungsreichen Hohnreden zum eigenen Vergnügen und dem der Zuhörer, die jede infame Wendung begeistert beklatschen. Geschickte Schmuggler, Vieh- und Pferdediebe, findet man Tacanecos auch vereinzelt in der Fremde seßhaft geworden, wo sie in den Rancherien der „Herren" gewöhnlich die ihnen sehr zusagende, sonst wenig ansprechende Rolle eines Spitzels und subalternen Aufsehers spielen. Trotz des vorzüglichen Klimas erkranken und sterben sie häufig an Lungentuberkulose, die außer bei ihnen in dieser Gegend kaum, und dann nur bei Mestizen vorkommt. Über ihre Nachbarn fühlen sich die Tacanecos erhaben; ein gewisser unbegründeter völkischer Hochmut verbindet sie vor allem in der Fremde. Sie lernen lange nicht so gut auf der Marimba, dem zentralamerikanischen Holzklavier, zu spielen wie die margoiden Küstenleute oder die Ladinos; Tacanecos singen nicht gerne und nicht viel, ihre Stimmen sind dazu ungeeignet, ihr Gehör ist mäßig. (Man denke an den peruanischen Yaraví). An Raschheit der Auffassung, Urteils- und Kombinationsgabe sind sie allen Nachbarn überlegen und den syrolibanesischen Wanderhändlern durchaus gewachsen. Mit Leichtigkeit lernen sie andere Maya-Dialekte, z. B. Chamula, aber auch Nahua, Spanisch, Englisch und sogar Deutsch. Sie stehen an Mut und Würde den mexikanischen Nachbarn weitaus nach, ihnen fehlt das gewinnende Wesen der Guatemalteken der anderen Seite. Bei ihnen ereignen sich Geburtsstörungen in Form primärer Wehenschwäche, die von den eingeborenen Zauberern in barbarischer Weise u. a. durch Aufhängen der Gebärenden mittels eines um den Leib gewickelten Lassos am Deckenbalken des Ranchos und Räuchern gewisser Zauberkräuter auf einer Pfanne zwischen den gespreizten Schenkeln der Gebärenden bekämpft werden. Dergleichen Prozeduren sind fast nie wirksam und ein dankbares Feld für das Eingreifen eines „Facultativo". Partielle Retention der Plazenta kommt gleichfalls bei den asthenischen Frauen nicht so selten vor. Die Nachgeburt des Neugeborenen wird, allenfalls in Stafetten, nach dem Heimatsort der Mutter gebracht; darüber soll eine Fichte gepflanzt werden. Malaria und besonders die Amöbenruhr halten die Tacanecos sehr schlecht aus. Dieser asthenischen Konstitution mit allen ihren Anfälligkeiten entspricht ein schizothymer Charakter. Hysteriforme Zustände sind häufig. *L. Czech, Graz.*

Das Rassenproblem bei Ernest Renan. (Ein Beitrag zu dem Thema „Latinität und Germanentum")

Renan hat kurz nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände von Gobineaus „Essai sur l'Inégalité des Races humaines" am 1. Februar 1854 in der Revue des Deux Mondes die Abhandlung „La Poésie des Races celtiques" veröffentlicht, wo er sein Bekenntnis zum Rassenproblem — noch fragend und unsicher — in dem berühmten Satz zum Ausdruck bringt: „Wenn die hervorragende Größe der Rassen in der Reinheit ihres Blutes und der Unverletztheit ihres Charakters liegt, kommt keine den noch bestehenden Resten der keltischen an Adel gleich. Nie hat sich eine menschliche Familie mehr von der Umgebung abgesondert, um die Reinheit ihres Blutes vor Mischung mit anderen Elementen zu schützen" (p. 475).

Vor 1848 findet sich bei Renan noch keine Spur von einer arischen Rassenphilosophie. Noch in seinen „Gedanken von 1848" (Untertitel seines erst 1890 gedruckten Buches „L'Avenir de la Science") erklärt er das Christentum aus dem Semitismus und stellt Arier und Juden auf die gleiche Stufe. Erst kurz nach 1850 wird der Einfluß der Theorien seiner deutschen Meister Lassen, Ewald und Movers spürbar. Im Jahre 1855 erscheint seine „Histoire générale et système comparé des langues sémitiques", wo er zum erstenmal das Problem der vergleichenden Ethnologie streift. Und am 26. Juni 1856 schreibt Renan in einem Huldigungsbrief an den Grafen Gobineau: „Sie sind sicherlich dazu bestimmt, zu den originalsten Geistern unserer Epoche zu gehören" (zit. nach Schemann, Gob. Rassenw., p. 57). In der Vorrede, die er den „Etudes d'histoire religieuse" von 1857 voranstellt, ist Renan dann mehr und mehr geneigt, dem arischen Element im christlichen Gedankengut vor dem semitischen den Vorzug zu geben. Und 1859 prägt Renan das viel zitierte Wort: „Le fait de la ‚race' est dans l'histoire de l'humanité un fait décisif" (Nouvelles Considérations..., p. 445). Die Entwicklung seiner Geistesrichtung zum endgültigen Germanismus ist in dem Augenblick vollkommen, als er sich gegen Salvadors „Paris, Rome, Jérusalem, ou la Question religieuse

au XIXe siècle“ (1860) ausspricht: „A ce moment, Renan est devenu pleinement aryaniste en religion“, sagt Seillière (L'Impérialisme germanique, 1. Teil, p. 845). Am 15. Oktober desselben Jahres erklärt Renan in der Studie „De l'Avenir religieux des sociétés modernes“ (erstmalig in der Revue des Deux Mondes erschienen) das Christentum nicht mehr als die Fortsetzung des Semitismus, sondern als die natürliche und konsequente Gegenbewegung gegen die jüdische Tradition.

Bis 1870 hat Renan den germanischen Rassenbegriff vertreten. Der Demokrat von 1848, der an die „schöpferische Spontaneität“ und an die „natürliche Güte“ des einfachen Volkes geglaubt hatte, dessen humanitärer Optimismus und Rousseauismus jedoch durch die Ereignisse von 1848 erschüttert wurden, geht in das Lager der großen aristokratischen Rassentheoretiker des 19. Jahrhunderts über.

Renan aber treibt nicht Rassenforschung um ihrer selbst willen, er wendet sie vielmehr auf die religiöse Exegese, auf die Problematik der Staatsformen und auf die Interpretation der großen französischen Revolution an. Die drei Themen hängen für ihn organisch zusammen: die Katholizität Frankreichs führt über den monarchisch-theokratischen Zentralismus des französischen Königtums unmittelbar zu dem staatlichen Despotismus von 1789.

1. Renans religiöser Wahlspruch lautet daher: Los von der alles vereinheitlichenden, alles Leben starr verhärtenden römischen Kirche; der Geist des wahren Christentums kann nur durch seine radikale Befreiung von der jüdischen Tradition bewahrt und seine endgültige Hinordnung auf das religiöse Ideal der nordischen Völker neu belebt werden; Sokrates und Platon sind die Vorläufer der arisch-christlichen Lehre, wie Schleiermacher und die Katholische Schule von München bewiesen haben; und Bunsen hat recht, wenn er das Christentum von Juda lösen will, um den Genius der europäischen Rasse rein zu erhalten. „Bleiben wir Germanen und Kelten“, ruft Renan dem „Semiten“ Salvador entgegen. (Questions contemporaines, p. 352.) Infolge seiner mehr jüdischen als christlichen Bestrebungen beurteile Salvador das Christentum falsch, meint Renan. Dieser begreife das freie Christentum, so wie es von den germanischen Völkern verstanden und gelebt werde, nicht und bemerke gar nicht, wie die Welt von den nordischen und angelsächsischen Völkern überflutet werde.

2. Auch politisch bekennt sich Renan zu dem Lebensstil der nordischen Völker. Die moderne Welt kann in seinen Augen nur bestehen, wenn sie dem Zentralismus entsagt und ihn durch die gelöste Vielfältigkeit der germanisch-angelsächsischen Regierungsweise ersetzt. Wenn das moderne Europa von einer einzigen Rasse beherrscht werde, dem orbis romanus ähnlich, sei der Verfall unvermeidlich, weil es außerhalb dieses Kreises kein belebendes Element mehr gebe. Das Heil der neuen Welt hänge im Gegenteil von den Prinzipien der Verschiedenheit und der Vitalität ab. Die Gliederung Europas in viele festgefügte und selbständige Nationalstaaten habe die Schöpferkraft des Einzelnen wieder freigemacht. Die germanische Feudalität (hier spricht Renan ganz im Anschluß an die zweite Vorlesung Guizots über die Geschichte der europäischen Zivilisation) sei die Wiege der Freiheit und damit der modernen europäischen Kultur überhaupt. Die größte Revolution der Weltgeschichte sei von den Germanen gemacht worden, als diese den Rahmen des römischen Reiches sprengten und das Individuum über den Staat stellten. Eine unbeträchtliche Minderheit von tapferen Abenteurern habe genügt, das gewaltige Imperium zu zerschlagen. Frankreich habe indessen das unnatürlichste Phänomen des christlichen Europa verwirklicht, als es einen „orientalischen Despoten“ zum König (Ludwig XIV.) machte.

3. Was schließlich die französische Revolution betrifft, so hat sie nach Renan einen neuen Despotismus begründet, den der staatlichen Gewalt und der Massendemokratie. Sie habe politisch sein wollen und statt dessen einen Apparat von verwaltungstechnischen Formeln geschaffen. Am 1. April 1858 veröffentlichte Renan in der Revue des Deux Mondes einen Artikel über Victor Cousin, wo er — die geschichtliche Bedeutung der französischen Revolution auf ein „fait gaulois“ einschränkend — der nationalen Eitelkeit des Franzosen zuschreibt, das staatliche Gemeinschaftsleben immer nach einem abstrakt-vernünftigen, für jedes Volk in gleicher Weise gültigen Schema ordnen zu wollen und nie nach den „geheiligten Rechten“ der geschichtlichen Gewordenheit zu fragen, die Renan — ganz im Sinne der Boulainvilliers und Montesquieu — in der vorwiegend germanischen Tradition Frankreichs erkennen zu können glaubte. Die Menschen seien ursprünglich zwar alle gleich, die Gewalt aber differenziere sie; der



Zustand der Gleichheit sei zwar der ideale Zustand der Menschheit, aber er sei utopisch; der zweite entspreche den konkreten Gegebenheiten der Klassen und Rassen. Frankreich, das klassische Land der Logik und der guten Sitte, habe die Freiheit mit Füßen getreten, während die wahre Freiheit von den weniger gebildeten und gesitteten englischen Baronen begründet worden sei. Bis 1789 habe der französische Adel, der bis zum Ausbruch der Revolution die aus der mittelalterlichen, germanisch-fränkischen Feudalität hervorgegangene bevorrechtigte Klasse der Nation gewesen sei, die Welt und insbesondere Frankreich vor den Übergriffen der römisch-imperialen Staatsraison geschützt; die französische Revolution aber habe diesen Adel vertrieben und damit das letzte Bollwerk der europäischen Freiheit vernichtet. Die Revolution sei eine letzte Auseinandersetzung zwischen der galloromanischen und germanischen Rasse, die sich in einem grandiosen Klassenkampf entladen habe, gewesen.

Eines der interessantesten Probleme in der Geistigkeit Renans ist die Frage nach seiner Abhängigkeit von den Rassentheorien des Grafen Gobineau (cf. Seillière, Le Comte de Gobineau..., p. 847 f. und Schemann, Gob. Rassenw., p. 42 ff.). Renan selbst hat sich in keinem der beiden Werke, die das Phänomen der Rasse zu ihrem eigentlichen Gegenstand haben, weder in der „Histoire générale et système comparé des langues sémitiques" noch in dem „Essai sur l'origine du langage" dazu geäußert. Ja, er geht sogar so weit, den Untertitel des 1856 erschienenen Buches von A. F. Pott über die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte: „unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen v. Gobineau gleichnamigem Werke" einfach zu unterschlagen, wenn er gezwungen ist, diese Schrift zu zitieren. Gobineau hat sich in der zweiten Vorrede zu seinem „Essai" und in einem Briefe an seinen Freund Tocqueville vom 4. März 1859 über die unehrliche Art, mit welcher „Schriftsteller, welche heutzutage einen großen Ruf besitzen, ohne es zu gestehen, dessen Grundwahrheiten (Gobineaus „Essai" ist gemeint), und sogar ganze Abschnitte daraus, incognito in ihre Werke hineingebracht hätten", beklagt (zit. nach Schemann, Gob. Rassenw., p. 45). Diese Stelle ist von jeher auf Taine und besonders auf Renan gedeutet worden (cf. J. Boisjoslin, Les peuples de la France..., p. 26). Boisjoslin und Seillière glauben, daß Renan sich besonders in der „Histoire générale et système comparé des langues sémitiques" den Rassentheorien Gobineaus angeschlossen habe; Ludwig Schemann dagegen glaubt an Hand von Vergleichsstellen nachweisen zu können, daß der „Essai sur l'origine du langage" ganz im Geiste des Gobineauschen Rassenwerks geschrieben sei: aus dem „Essai sur l'Inégalité" komme besonders das 15. Kapitel des ersten Buches in Betracht; der Satz „La hiérarchie des langues correspond rigoureusement à la hiérarchie des races" kehre bei Renan in folgender Form wieder „C'est en effet dans la diversité des races qu'il faut chercher les causes les plus efficaces de la diversité des idiomes" (zit. nach Schemann, Gob. Rassenw., p. 47).

Wesentlich scheint die Abhängigkeit Renans von Gobineau — wenn wir hier nur an den Satz erinnern, den wir zu Beginn zitierten: „Le fait de la ‚race' est dans l'histoire de l'humanité un fait décisif" — nachgewiesen zu sein. Andererseits aber stellen wir fest, daß Renan sich nie mit solcher Ausschließlichkeit wie Gobineau zum Rassenphänomen bekannt hat. Wir sagten schon, daß Renan Rassenforschung nie um ihrer selbst willen treibe, sondern „Rasse" immer in den Prozeß historischen Werdens hineinstelle. Und wenn er — wie wir schon andeuteten — sagt, der ideale Zustand der Menschheit sei derjenige der Gleichheit, die nur durch die Gewalt aufgehoben werde, so erkennen wir hier den großen Abstand des vorwiegend historischen Rassenbegriffs Renans, der in Boulainvilliers seinen Ursprung hat, von dem rein ethnologischen Rassenbegriff Gobineaus. Aus der Tatsache der Eroberung Galliens durch einen germanischen Volksstamm — einem machtpolitischen Kriterium also — wollte Boulainvilliers den Adel dieses Volksstammes ableiten und beweisen, daß die Adelsschicht des zeitgenössischen Frankreich der unmittelbare Repräsentant der fränkischen „Erobererrasse" sei. Gobineau dagegen leitet den Adel der Germanen von der Qualität ihrer Rasse ab. Zwischen beiden steht Renan.

Im Zusammenhang mit dem Problem der Dekadenz der Menschheit fordert Renan, man solle den Begriff „Dekadenz" aus der Geschichtsphilosophie streichen. Wenn einzelne Rassen auch untergehen sollten, so habe die Menschheit als solche andere lebendige Kräfte, die diesen Verlust wieder aufheben könnten. Der Rassenfaktor, der im Anfang eine wesentliche Rolle gespielt habe, verliere immer mehr an Bedeutung. In Frankreich sei

dieser Prozeß so weit fortgeschritten, daß man hier gar nicht mehr von einer „Rasse" sprechen könne. Vom Standpunkt der Ursprünglichkeit des Charakters und eines gewissen Adels sei das zwar ein Verfall. Jedes Volk müsse einen bestimmten Anteil an adligem Leben haben, wenn die Menschheit nicht in den Zustand wertloser Gleichheit fallen wolle. Er, Renan, erträume aber dennoch — wenn man die gänzlich minderwertigen Rassen einmal beiseite lasse, die durch ihre Mischung mit höheren Rassen das Menschengeschlecht vergiften würden — eine homogene Menschheit der Zukunft, in der jede Erinnerung an ursprüngliche Verschiedenheiten ausgelöscht sei. Die Kultur dieses Stadiums der Menschheit werde derjenigen der aristokratischen Epochen an Adel und Distinktion zwar unterlegen sein. Darüber aber, ob sie absolut minderwertiger sein werde, zögere er ein Urteil zu fällen. In der Einleitung zur zweiten Auflage seiner „Histoire générale et système comparé des langues sémitiques" von 1858 sagt Renan, daß man bei der Beurteilung einer Sprache neben dem Rassenfaktor noch eine Menge anderer Faktoren beachten müsse. Nach 1870 verschärfte sich unter dem Eindruck der deutsch-französischen Spannungen Renans Anschauung, daß das Leben der Völker nicht so sehr von Rasseneinflüssen, als vielmehr von geistigen Prinzipien abhängig sei. Es gebe keine Rassen, meint er jetzt, es gebe nur Nationen.

Renan rückt dann in einem Vortrag, den er am 11. März 1882 an der Sorbonne hielt, endgültig von seinen früheren Rassenanschauungen ab. Mit dem Satz: „Autant le principe des nations est juste et légitime, autant celui du droit primordial des races est étroit et plein de danger pour le véritable progres" zieht Renan den Schlußstrich unter seine Vergangenheit und kehrt zu seinem geistigen Ausgangspunkt zurück — bereichert zwar durch eine gänzlich neue Einsicht in das biologische Leben der Völker, die er dem großen Rassentheoretiker des 19. Jahrhunderts, dem Grafen Gobineau, verdankt. Wir zitierten am Eingang dieses Kapitels einen Satz, der den keltischen Rassenstolz Renans klar formulierte; dieser Stolz hat sein Leben geprägt. Die Geistigkeit eines Renan ist eine der wichtigsten Stufen in der Entwicklung der „keltischen Seele und des französischen Geistes durch die Jahrhunderte hindurch" (Titel eines Buches von Edouard Schuré). Der keltische Geist hat mit seinen größten Interpreten Chateaubriand und Lamennais den viel zu engen Klassizismus der lateinischen Schule immer durch die Tiefe des religiösen Lebens und die einseitig intellektuelle Lebenshaltung des lateinischen Menschen durch das organische und intuitive Erfassen der Natur erweitert.

Benutzte Literatur:

1. Renan: „L'Ecole libérale: ses principes et ses tendances." Revue des Deux Mondes. Aug. 1858. — „De la Philosophie de l'Histoire contemporaine." Revue des Deux Mondes, Juli 1859. — „Nouvelles Considérations sur le caractère général des peuples sémitiques. et en particulier sur leur tendance au monothéisme." Journal Asiatique (XIII), 1859. — „Essais de Morale et de Critique." Paris, Calmann-Lévy 1859. — „Questions contemporaines." Paris, M. Lévy 1868. — „La Réforme intellectuelle et morale." Paris, Calmann-Lévy 1871. — „Discours et Conférences." Ibid. 1887. — „L'Avenir de la Science. Pensées de 1848." Ibid. 1896.

2. Über Renan: a) Ernest Seillière, Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique. Paris, Plon 1903 (1. Bd. der Reihe „Philosophie de l'Impérialisme"). — b) Ernest Seillière. L'Impérialisme germaniste dans l'œuvre de Renan. 1. Avant la crise de 1870, 2. Après la guerre franco-allemande. Revue des Deux Mondes, Okt. und Nov. 1906. — c) Ludwig Schemann, Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'Inégalité des races humaines. Stuttgart, 1911. — d) Jacques Boisjoslin, Les peuples de la France. Ethnographie nationale. Paris, Didier 1878.

Werner Eicke, Mailand.

Der Kopfindex

Die Eigenschaften des Kopfindex bestimmen seine Brauchbarkeit als anthropologisches Merkmal.

Johannsen (1907) hat in einer ausführlichen Veröffentlichung hervorgehoben, daß es eine Beziehung gibt zwischen Kopflänge und Index. Wenn man ein Material einordnet in Gruppen nach der Länge, so zeigt sich, daß mit zunehmender Kopflänge das Mittelmaß des Index niedriger wird.

Pearson und seine Mitarbeiter (1890—1924) haben die Korrelationen zwischen

Körperteilen studiert. Pearson hat dabei (1890) auf einen eigentümlichen Befund hinsichtlich der Korrelation von Indizes hingewiesen; man findet dabei „spurious", d.h. also unechte, Korrelation. Spurious correlation erscheint, wenn Größen, welche zusammengesetzt sind, und eine selbe Komponente enthalten, verglichen werden. Dies ist der Fall bei Indizes, z. B. für die Korrelation von LB und LD, LB und BD, LD und BD; auch für die Korrelation von L und LB; nicht für die von L und BD. Pearson spricht (1924) von „covered" correlation.

Diese unechte, falsche Korrelation hat nichts zu tun mit organischer Korrelation, und sie wird daher von Pearson definiert als „die Korrelation, welche zwischen Indizes gefunden wird, wenn die absoluten Werte der Organe willkürlich gewählt sind".

Man hat also eine Möglichkeit, die unechte Korrelation zu berechnen. Wenn man die fundene, d. h. die Brutto-Korrelation um die unechte Korrelation vermindert, behält man die organische Korrelation übrig.

Ich gebe hier ein Beispiel dieser Berechnung[1]):

Ich habe in erster Linie die rohe Brutto-Korrelation von L und LB von meinem Kopfindex-Material niederländischer Familien berechnet. In folgender Weise habe ich danach die unechte Korrelation für dieses Material berechnet. Ich habe in einer willkürlichen Folge die Kopflängen der erwachsenen Männer meines Materiales niedergeschrieben und daneben in umgekehrter Folge die Kopfbreiten; es kam also für jeden Fall neben einer Kopflänge eine Kopfbreite zu stehen, welche nicht zu dieser Kopflänge gehörte. Von diesen „spurious" (Weldon) Köpfen wurden nun die LB-Indizes berechnet und danach die Korrelation zwischen L und LB. Auf diese Weise fanden wir den Wert der unechten Korrelation (Tab. 2). Dieselbe Berechnung machten wir für das erwachsene weibliche Material. Aus der Tabelle 2 ersieht man, daß die spurious Korrelation negativ ist und groß, größer als die rohe, die Brutto-Korrelation. Die organische Korrelation ist also positiv.

Es ist klar, daß Johannsen bei seiner Untersuchung der Beziehung zwischen Kopflänge und LB-Index sich mit derselben Frage beschäftigte wie Pearson, als er die spurious correlation untersuchte. Den Befund, daß mit sinkender Kopflänge der Mittelwert des Kopfindex größer wird, erhält man ohne weiteres aus der Korrelationstabelle (vgl. Frets 1922, S. 512). Johannsen erwähnt nicht die Untersuchungen Pearson's und seiner Mitarbeiter, Pearson erwähnt nicht die Arbeit Johannsen's.

Früher (1922, 1934) habe ich für menschliches und für Bohnenmaterial die negative Korrelation gefunden für L und LB, auch für L und B innerhalb einer Gruppe von gleich großen Fällen (gleich groß im Sinne derselben Kapazität oder desselben Gewichtes). Ich deutete damals diesen Befund als Beispiel von „compensational growth".

Jetzt habe ich gelernt, die unechte Korrelation in Rechnung zu bringen: die Brutto-Korrelation muß vermindert werden, um die unechte Korrelation, um die organische Korrelation aufzufinden. In dieser Weise vorgehend, findet man also beim menschlichen Materiale des Kopfes eine positive Korrelation zwischen Kopflänge und Kopfindex. Es ist dies der Ausdruck einer gewissen Anpassung.

Wir finden die unechte Korrelation zwischen L und LB beim männlichen Material ungefähr gleich groß wie bei dem weiblichen (Tab. 2); dies muß man auch erwarten: es handelt sich um die Korrelation zwischen Gruppen von ungefähr denselben Zahlen.

Die Brutto-Korrelation ist für die beiden Geschlechter etwas verschieden, die organische Korrelation ist also auch verschieden. Es wird zu untersuchen sein, ob sich hier auch Rassen-Verschiedenheiten feststellen lassen.

Es geht aus dem Ausgeführten hervor, daß Mittelwerte von Indizes verschiedener Bevölkerungen nicht ohne weiteres miteinander verglichen werden können. Es ist nötig, auch die absoluten Längenmaße zu berücksichtigen. Man kann eine Korrektion einführen, worauf schon von Johannsen hingewiesen wurde.

Man findet meistens, daß in einer Bevölkerung der Mittelwert des Index beim Manne etwas niedriger ist als beim Weibe. Wenn man die absoluten Maße in Rechnung stellt, ändert sich dieser Unterschied (Frets 1922).

---

[1]) Siehe auch Frets: Mitt. K. Akad. d. Wiss. Amsterdam 1937, Sitz. 24. April.

Tabelle 1
Rangordnung von LB-Indizes nach Kopflänge-Klassen
Maße von 1309 Männern und 1799 Frauen

Kopflänge	N.	Männer		N.	Frauen	
		M ± m	σ ± m		M ± m	σ ± m
16,5	—	—	—	9	87	—
17	2	83.5	—	35	84,1 ± 0,55	3,35 ± 0,2
17,5	8	82,25	—	198	83,1 ± 0,18	2,49 ± 0,13
18	58	82,9 ± 0,36	2,75 ± 0,25	542	81,4 ± 0,1	2,5 ± 0,05
18,5	153	81,6 ± 0,23	2,8 ± 0,16	582	80,3 ± 0,1	2,37 ± 0,07
19	375	80,5 ± 0,14	2,65 ± 0,1	320	79,1 ± 0,13	2,34 ± 0,09
19,5	375	79,25 ± 0,13	2,48 ± 0,09	94	78,1 ± 0,2	1,99 ± 0,14
20	219	78,4 ± 0,17	2,55 ± 0,12	16	77,85 ± 0,5	2,15 ± 0,4
20,5	97	77,2 ± 0,27	2,6 ± 0,19	3	76	—
21	19	75,6	—	—	—	—
21,5	1	73,5	—	—	—	—
22	1	67	—	—	—	—
	1309	L_m = 19,34 ± 0,02 Ind.$_m$ = 79,73 ± 0,08	σ = 0.68 ± 0,015 σ = 2,95 ± 0,06	1799	L_m = 18,36 ± 0,015 Ind.$_m$ = 0,7 ± 0,07	σ = 0,58 ± 0,01 σ = 2,72 ± 0,05

Tabelle 2
Rangordnung wie in Tabelle 1 für „spurious", Köpfe, welche aus demselben Material wie von Tabelle 1 zusammengestellt sind

Kopflänge	N.	Männer		N.	Frauen	
		M ± m	σ ± m		M ± m	σ ± m
16,5	—	—	—	9	89,6	—
17	2	89,5	—	35	86,4 ± 0,65	3,9 ± 0,45
17,5	8	87,6	—	198	84,73 ± 0,2	2,7 ± 0,14
18	56	85,5 ± 0,35	2,73 ± 0,25	542	82,18 ± 0,12	2,7 ± 0,08
18,5	156	83,4 ± 0,25	3,03 ± 0,17	581	80 ± 0,11	2,62 ± 0,08
19	371	81 ± 0,16	2,97 ± 0,11	320	78 ± 0,15	2,72 ± 0,11
19,5	377	79 ± 0,16	3,03 ± 0,11	94	76,65 ± 0,12	2,38 ± 0,08
20	219	77,22 ± 0,18	2,69 ± 0,13	16	74,78 ± 0,3	2,3 ± 0,2
20,5	98	76,05 ± 0,29	2,85 ± 0,2	3	71,5 ± —	—
21	19	72.7	—	—	—	—
21,5	2	71,25	—	—	—	—
22	1	72	—	—	—	—
	1309	L_m = 19,35 ± 0,02 Ind.$_m$ = 79,82 ± 0,11	σ = 0,68 ± 0,013 σ = 4,05 ± 0,08	1798	L_m = 18,36 ± 0,015 Ind.$_m$ = 80,78 ± 0,09	σ = 0,6 ± 0,01 σ = 3,61 ± 0,06

Tabelle 3
Korrelation

Korrelation	Männer		Frauen	
	N.	r ± m	N.	r ± m
Brutto Korrelation von L und LB	1309	—0,51 ± 0,02	1799	—0,583 ± 0,015
„Spurious" „ „ „ „ „	—	—0,7 ± 0,014	—	—0,69 ± 0,012
Organische „ „ „ „ „	—	+ 0,19	—	+ 0,107
Körperlänge und Kopflänge (nach Material Tochers)	787	+ 0,23 ± 0,03	—	—

Zum Schluß mache ich noch eine Bemerkung über die Korrelation zwischen Körperlänge und Kopfindex. Man findet eine negative Korrelation. Auch hier ist diese negative Korrelation eine Brutto-Korrelation, in welcher unechte Korrelation versteckt ist. Es besteht eine positive Korrelation zwischen Kopflänge und Körperlänge (Tab. 3, die Kopflänge ist z. T. ein Teil der Körperachse). Bei der Korrelation von Kopfindex und Körperlänge haben die zwei verglichenen Größen eine gemeinsame Komponente. Es ist hier also auch spurious oder covered correlation vorhanden.

Literatur

1. Boas, F.: The Cephalic Index. American Anthropologist. Vol. 1, p. 448, 1899. — 2. Frets, G. P.: The Index Cephalicus. Genetica Vol. 4, pag. 481, 1922. (Also published in "The Cephalic index and its Heredity". Mart. Nijhoff. The Hague 1925.) — 3. Frets, G. P. und Wanrooy, G.: Die Erblichkeit der Bohnenform usw. Genetica Bd. 16, S. 45, 1934. — 4. Frets, G. P.: Pure Lines in Beans. Eugenical News, p. 33, 1935. — 5. Johannsen, W.: Über Dolichocephalie und Brachycephalie. Arch. Rass. Biol. 4. Jahrg., S. 171, 1907. — 6. Johannsen, W.: Elemente der exakten Erblichkeitslehre. 3. Aufl., 1926. — 7. Pearson, K.: On a Form of Spurious Correlation which may arise when Indices are used in the Measurement of Organs. Proc. Roy. Soc. Vol. 60, p. 489, 1897. — 8. Pearson, K. and Davin, A. G.: On the biometric constants of the Human Skull. Biometrika, Vol. 16, p. 328, 1924. — 9. Schuster, E.: First Results from the Oxford Anthropometric Laboratory. Biom. Vol. 8, p. 80, 1911. — 10. Tocher, J. F.: Measurements of Scottish Soldiers. The Henderson Trust Reports II. 1908. — 11. Tschepourkowsky, E.: Contributions to the Study of Interracial correlation. Biom. Vol. 4, p. 286, 1905. — 12. Weldon, W. F. R.: Note (to the publication of Prof. Pearson on spurious Correlation). Proc. Roy. Soc. Vol. 60, p. 498, 1897.

Dr. G. P. Frets, Psychiatr. Anstalt Maasoord, Rotterdam.

Ein Moorleichenfund aus den Ostalpen

Im Jahre 1921 wurde im Edlbachmoor (volkstümlich Rotmoos) knapp südlich von Windischgarsten an der Pyhrnpaßstraße in Oberösterreich eine weibliche Moorleiche entdeckt, über die bisher kein Bericht im Fachschrifttum erschienen ist. Die Leiche selbst wurde zwar gerichtsärztlich untersucht, konnte aber wegen der Nachkriegsnot nicht einer wissenschaftlichen Behandlung und Konservierung zugeführt werden. Nachfolgend sei das Wesentlichste über den Fund festgehalten: Die Rassenmerkmale lassen sich aus den Angaben des Gerichtsarztes Dr. Hermann Janzus sowie einigen Hinweisen des Bürgermeisteramtes und der Auswertung einer vom Ortsphotographen hergestellten Aufnahme (vgl. Abb.) ziemlich weitgehend beschreiben. Die über 24 Jahre alte Person hatte eine Körperhöhe von rund 160 cm, war rundköpfig mit breitem, niederem Gesicht, vortretenden Backenknochen und kräftigem Unterkiefer, hatte bedeutende Beckenbreite und stark entwickelte Muskulatur. Die Augen waren graublau, die Haare dünn, glatt, reichlich und aschblond von Farbe. Daß es sich um eine osteuropide Angehörige der Alpenslaven handelt, ergibt sich ferner aus der Tracht und aus chronologischen Erwägungen: Das Ärmelhemd (von dem leider wie auch von der Leiche selbst und von ihren anderen Kleidungsstücken nichts aufbewahrt worden ist) war nach übereinstimmenden Berichten der an der Auffindung beteiligten Moorbauern aus grober, lockerer Wolle hergestellt. Dieses Hemd samt einem strickähnlichen Gürtel wäre an sich kein geeignetes Mittel zur Zeitbestimmung, da solche Trachtenbestandteile in den Ostalpen bis über die Hallstattzeit zurückreichen. Anders ist es mit den hohen anliegenden Filzstiefeln (vgl. Abb.) mit Ledersohle und Nähten aus gegerbten Tiersehnen, die typisch-slawisches Kulturgut darstellen, da die Alpenvölker der Bronze-, Hallstatt- und La-Tène-Zeit nur niedere Bundschuhe mit Riemchenteilungen trugen und die eindringenden Bajuvaren des 7. bis 8. Jahrhunderts nach Beginn der Zeitrechnung die kennzeichnenden germanischen Bundschuhe sowie Holzschuhformen mitbrachten, die sich in der Obersteiermark bis ins 19. Jahrhundert erhielten (Karl Mautner, Viktor Geramb, Steirisches Trachtenbuch, Graz 1932)! Da die Alpenslawen um 800 nach Beginn der Zeitrechnung bereits von bairischen Ansiedlern überlagert waren und die Tötungsart (durch zwei Herzstiche) sowie die beigabenlose Bestattung auf germanische Bräuche hindeutet, dürfte es sich um eine getötete (vielleicht geopferte) Sklavin handeln. Merkwürdig war der Obduktionsbefund des Magen- und Darminhaltes, der eine Verlegung des ganzen Darmtraktes und des halben Magens mit Zwetschgenkernen ergab. Die Zwetschge (Pflaume) ist erst nach Beginn der Zeitrechnung in den Ostalpen eingewandert — dies also ein weiterer Beleg für die zeitliche Einengung des Fundes. Der Verfasser des vorliegenden Berichtes unternahm ferner eine Pollenanalyse des Edlbachmoores. Sie ergab jüngeren Sphagnetumtorf bis zu etwa 75 cm Tiefe (in der Abb. deutlich als Schicht mit sehr vielen Holzteilen, verkohlten Wurzeln von Krüppelkiefern u. a. erkennbar). Diese Grenzschichte reicht



Moorleiche vom Rotmoos bei Windisch-Garsten

Die Leiche bei der Bloßlegung im Jahre 1921 während des Abbaues des Torflagers (in zwei Stufen: 1. Stufe = jüngerer Sphagnetumtorf, 2. Stufe, etwa bis zur Unterlagerung der Leiche = Übergangsstufe zum älteren Torf). Anm.: Bei Betrachtung der rechten Bildseite (durch Drehung des Bildes) ist die Gestalt besonders deutlich vom Untergrund abgehoben

(nach Beobachtungen an vielen anderen Mooren) etwa bis ins beginnende 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Die Leiche durchsank in dem halbverlandeten Moor die älteren Schichten bis zu einem Horizont, der zufolge seiner Reliktfaune bereits den Ausläufern der bronzezeitlichen Wärmezeit näherkommt (etwa eisenzeitlich). Für die völkischen Verhältnisse kennzeichnend ist der Name „Windisch"-Garsten, der uns bis heute dartut, daß Wenden dortselbst zahlreicher saßen. Mit dem Fund in noch engeren Zusammenhang steht der Volksname „Rotmoos" für das Edlbachmoor, ferner die bäuerliche Überlieferung, daß im Rotmoos (der Ausdruck „Rot-" deutet ja bekanntlich auf Gerichtsbräuche) Verbrecher versenkt wurden. Es ist also wohl der germanische Einfluß um die Moorleiche als erwiesen anzusehen. Für den Anthropologen bedeutet die Leiche den unmittelbaren Nachweis der osteuropiden (ostbaltischen, baltiden) Zugehörigkeit der Alpenslawen.

Hans Hochholzer, Wien.

Eine erbliche Sonderbildung der Augenbrauen. (Mit 2 Abbildungen)

Unter den Einzelmerkmalen des menschlichen Gesichts haben die Brauen noch keine eingehende Sonderbearbeitung von erbkundlicher Seite erfahren. Daß für ihre Ausbildung — für Verlauf und Behaarungsdichte, Wirbel- und Räzelbildung — die Erbanlage entscheidend ist, bewiesen aber bereits einige Einzelbeobachtungen. Meirowsky fand Räzelbildung bei 7 eineiigen Zwillingen 7mal konkordant. Nach B. Richter waren unter 16 Kindern aus 8 Ehen, in denen ein Elternteil Räzelbildung zeigte, bei 9 gleichfalls eine mehr oder minder starke Verwachsung der Augenbrauen zu beobachten. Doch trat das Merkmal auch bei 10,8% der Kinder auf, deren Eltern es nicht besaßen. Danach „kann man Erblichkeit des Merkmals annehmen; über den Erbgang allerdings läßt sich nichts Genaues sagen". Dieselbe Verf. untersuchte das Verhalten der Behaarungsstärke in 75 Familien mit 153 Kindern. Ihre Zahlen lassen auch hier Erblichkeit vermuten, wenn auch infolge des Fehlens mehrerer Elternkombinationen sichere Schlüsse nicht gezogen werden konnten. Einen Wirbel der linken Braue stellte H. Virchow bei 4 Geschwistern und 4 Kindern eines der Geschwister fest. was nach Fischer für einen einfach domi-



Abb. 1. Eine Sonderbildung der Augenbrauen

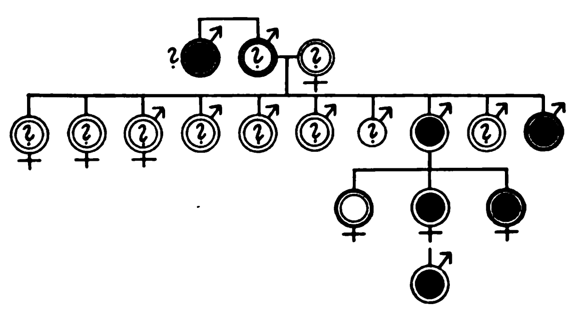


Abb. 2. Vererbung der Sonderbildung in der Familie B.
Dünne Umrandung = hellhaarig, dicke Umrandung = dunkelhaarig

nanten Faktor spricht. Daß schließlich auch für die Stellung der Brauen die Erbanlage entscheidend ist, zeigt eine Durchsicht der in der Literatur vorhandenen Zwillingsbilder. Eine Konkordanzstatistik liegt jedoch noch nicht vor.

Als ein weiterer kasuistischer Beitrag zur Erblichkeit der Augenbrauen sei im folgenden eine Sonderbildung beschrieben, die bei einer Breslauer Familie beobachtet wurde. Sie besteht darin, daß der Oberrand der Braue nicht glatt verläuft, sondern ihm etwa zwischen dem zweiten und dritten lateralen Drittel eine unregelmäßig umrandete Spitze aufsitzt, die nach oben außen gerichtet ist. Auch der Haarstrich verläuft hier nach oben außen (Abb. 1). Das Merkmal läßt sich in der Familie B. mit Sicherheit durch drei, wahrscheinlich aber sogar durch vier Generationen verfolgen (Abb. 2). Unter den lebenden Mitgliedern ist es am auffälligsten bei der jüngsten der drei Schwestern der dritten Generation, da es hier mit sehr dichter Behaarung und ausgesprochen dunkler Haarfarbe (V der Tafel von Fischer-Saller) verbunden auftritt. Bei der zweiten Schwester, die dunkelblond ist, erscheint die Spitze etwas stärker lateralwärts verschoben und ist, wie die Braue überhaupt, dünner behaart. Das gleiche gilt für ihren 2jährigen Sohn, bei dem zudem die Haare noch so hell sind, daß sie sich kaum von der Farbe der Haut abheben. Die dritte, älteste Schwester, die kräftige dunkle Brauen wie die jüngste besitzt, zeigt die Sonderbildung nicht.

Bei dem Vater der drei Schwestern, Georg B., sind die Brauenhaare vollständig ausgefallen, doch sagen die Familienmitglieder übereinstimmend aus, daß auch bei ihm die gleiche Spitze vorhanden gewesen war wie bei zwei seiner Töchter. Wieviel seiner neun Geschwister sie besaßen, läßt sich dagegen mit Sicherheit nicht mehr feststellen. Georg B. erinnert sich nur, daß sein jüngster Bruder eine ähnliche Brauenform aufwies. Dieser war aber — wiederum nach Erinnerung von Georg B. — der einzige Dunkelhaarige der Geschwisterreihe. Es ist also sehr wohl möglich, daß das Merkmal auch bei einem Teil der übrigen Geschwister vorhanden war, aber infolge der hellen Farbe der Brauen nicht auffiel.

Wenig Erinnerung hatte Georg B. auch an seine Eltern, von denen der Vater wahrscheinlich dunkel, die Mutter hellhaarig war. Ob bei einem von ihnen das Merkmal auftrat, läßt sich nicht mehr feststellen. Dagegen liegt von einem Bruder des Vaters ein Lichtbild vor, nach dem sich das Vorhandensein des Merkmals mit Wahrscheinlichkeit, wenn auch nicht mit Sicherheit annehmen läßt. Die Anlage dürfte also von seiten des Vaters weitergegeben worden sein. Läßt man den letzteren Fall als sicher gelten, so waren also von 6 Merkmalsträgern 4 männlich — 2 weiblich, 3 blond — 3 dunkelhaarig.

Das Auftreten in mehreren aufeinanderfolgenden Generationen ohne Bindung an das Geschlecht läßt darauf schließen, daß die beschriebene Sonderbildung auf einer einfach dominanten Anlage beruht.

Schrifttum

Fischer, E.: Versuch einer Genanalyse des Menschen. Z. ind. Abst. LIV, 127—234. 1930. — Landauer, W.: Die Vererbung von Haar- und Hautmerkmalen, ausschließlich Färbung und Zeichnung. Z. ind. Abst. XLII, 113—226, 1929; L, 356—415, 1929. — Meirowsky, E.: Zwillingsbiologische Untersuchungen mit besonderer Berücksichtigung der Frage der Ätiologie der Muttermäler. Z. Ethn. XVIII, 270—296, 1926. — Richter, B.: Burkhards und Kaulstoß, zwei oberhessische Dörfer. Eine rassenkundliche Untersuchung. 86 S., Jena 1936. — Virchow, H.: Stellung der Haare im Brauenkopf. Z. Ethn. XLIV, 402—404, 1912. *I. Schwidetzky, Breslau.*

Rassenreinheit und Einwanderung

Zweifellos ist die gesetzliche Regelung der Einwanderung bzw. ihre teilweise oder gänzliche Hemmung eines der wirksamsten Mittel, die biologische Reinheit eines Volkes zu bewahren und es vor unliebsamen Einkreuzungen zu schützen. Aber solche Regelungen können selbstverständlich nur auf Länder mit hoher Einwandererzahl Bezug haben. Mit Ausnahme einiger englischer und französischer Kolonien, welche eine weitaus größere Auswanderung als Einwanderung aufzuweisen haben, gehören sämtliche 21 Republiken der westlichen Hemisphäre zu jenen Ländern, die durch mehr oder weniger strenge Einwanderungsgesetze den Strom der fremden Bevölkerungsmassen einzudämmen suchen. Die heute allgemein verbreitete Arbeitslosigkeit hat natürlich dazu beigetragen, daß selbst solche Nationen, welche sich früher der Einwanderung gegenüber ziemlich gleichgültig zeigten, in den letzten Jahren Schranken errichteten. Die Politik einer sogenannten „libre entrada", gleichbedeutend mit freier Einwanderung, besteht fast überhaupt nicht mehr.

Bedenken wir aber den riesigen Einfluß, den der Sklavenhandel vor der Emanzipation der panamerikanischen Länder auf die Rassenmischung ausgeübt hat, so müssen wir uns fragen, ob die neuzeitlichen Maßnahmen nicht oft zu spät kommen. Das Übel ist schon angerichtet — die Folgen sind unabsehbar. Negerblut ist längst mit dem der Weißen gemischt und Chinesen und Japaner haben sich zu den Mulatten gesellt. Die meisten panamerikanischen Republiken deuten jedoch schon in ihrer Staatsverfassung an — obwohl nur in ganz allgemeinen Zügen — welcher Gattung von Einwanderern der Zutritt ins Land erlaubt ist, und je straffer die Staatsgewalt ist, desto straffer sind die Einwanderungsgesetze.

Brasilien erwähnt in seiner Staatsverfassung z. B., daß Einwanderung solchen Einschränkungen unterworfen sein müsse, welche zur Erreichung einer ethnischen Reinheit und körperlichen sowie geistigen Vollkommenheit notwendig seien. Ebenso wird hervorgehoben, daß die Gemeinden eine eugenische Ausbildung des Volkes fördern und Familien mit großer Kinderzahl Hilfen zukommen lassen sollen.

Paraguay befürwortet in seiner Staatsverfassung die Einwanderung von Europäern und Amerikanern und dabei insbesondere solcher Personen, welche zur Förderung der Wissenschaften und Künste beitragen können.

In Argentinien wurde noch vor einigen Jahren die Einwanderung gesetzlich und in recht liberaler Weise gefördert, und es herrschte sozusagen „freier und schrankenloser Eintritt" für jedermann. Aber neuere Gesetze verordnen auch hier eine sorgfältige Auslese. Die besonders strengen Republiken beschränken also jetzt die Anzahl der zugelassenen Einwanderer, und fast alle ziehen gewisse Rassen bzw. Nationen vor, um andre nur unter gewissen Bedingungen anzunehmen, und andre wieder gänzlich zu verbannen. Alle Republiken sind sich gleichzeitig darüber klar, daß geistig minderwertige und physisch unbrauchbare Individuen grundsätzlich abzuweisen sind. Ferner werden manche Berufe bevorzugt, wie z. B. Landwirtschaft und einige Industrien, welche den Eingeborenen nicht übermäßige Konkurrenz machen.

Bolivien bevorzugt, was Völker anbelangt, Deutsche und lateinische Nationen, schränkt aber die Einwanderung von Russen, Polen und insbesondere Juden ein. Absolut ausgeschlossen sind Araber, Mongolen und Neger. In Brasilien werden Japaner geduldet, aber nicht bevorzugt. Zigeuner sind ausgeschlossen. Landwirte werden

ermutigt, sich im Lande ständig niederzulassen, und es werden ihnen Grundstücke, Geld und andere Erleichterungen zur Verfügung gestellt. Chile und Colombien schließen kein Volk gänzlich aus, aber in Colombien ist die Einwanderung von Bulgaren, Juden, Chinesen, Libanesen, Polen, Russen, Griechen, Litauern, Rumänen, Syriern, Türken und Jugoslaven auf 10 Individuen für das laufende Jahr begrenzt. In Costa Rica hingegen werden Araber, Türken, Armenier, Zigeuner, Chinesen und Syrier ferngehalten. In Cuba zieht man Amerikaner und Spanier anderen Nationalitäten vor.

Ecuador löst sein Einwanderungsproblem, indem es Europäern und weißen Amerikanern den Zutritt erlaubt, aber Chinesen ausschaltet. Chinesen, welche schon seit Jahren angesiedelt sind und sich auf einige Zeit entfernen wollen, müssen eine besondere Erlaubnis erhalten und dürfen nur den Seehafen Guayaquil benützen. Ihre Rückkehr muß auf demselben Wege erfolgen. In Guayaquil ist ein eigenes Registeramt vorhanden, welches sich nur mit der Abreise und Ankunft der Chinesen befaßt, damit kein Unbefugter dieser Rasse einzuwandern versuche. Individuen der erlaubten Nationen, welche sich durch besondere Intelligenz auszeichnen, oder sich auf dem Gebiete der Wissenschaften oder Künste einen Namen gemacht haben, werden allen anderen vorgezogen.

Eine in Guatemala und El Salvador ganz kürzlich erlassene Vorschrift untersagt den Einwanderern aus den nachstehenden Ländern die Errichtung von selbständigen Geschäftsunternehmen: Türkei, Syrien, Lybien, Arabien, Griechenland, Palästina, Armenien, Ägypten, Afghanistan, Indien, Bulgarien, Rußland und Nordafrika. Neger dürfen wohl das Land besuchen, aber nicht länger als 6 Monate verbleiben, und sie sind zudem verpflichtet, 200 Pesos Kaution zu erlegen. Mongolen und Zigeuner sind ausgeschlossen. Chinesen bedürfen einer besonderen Erlaubnis und müssen 50 Quetzales erlegen. Auch in Honduras werden Neger, Chinesen und Zigeuner ferngehalten.

Mexiko ist liberal und verordnet bisher keinerlei Einschränkungen. Nicaragua zieht Deutsche, Amerikaner, Mittelamerikaner und Cubaner vor, während Chinesen, Araber, Syrier, Armenier, Neger und Zigeuner im allgemeinen ausgeschaltet sind, es sei denn, sie besitzen eine besondere Erlaubnis und erlegen 1000 Dollar Kautionsgeld.

Panama verfügt über ähnliche Gesetze: Europäer und Amerikaner sind bevorzugt, Chinesen, Syrier, Hindu und Neger werden nicht zugelassen. Auch Paraguay untersagt Mongolen und Negern die Einwanderung. Es befürwortet aber die Ansiedlung von Personen, welche zur Förderung von Wissenschaft und Kunst beitragen können. Peru schaltet keine Rasse und kein Volk aus, zieht aber Europäer und Amerikaner vor und duldet Türken. Auch Venezuela ist ganz liberal: es schränkt weder die Zahl noch gewisse Rassen oder Völker ein.

Die Einwanderungsgesetze in U.S.A. richten sich nach einer 1924 verordneten Quote. Eingeborene von Canada, Neufundland, der Kanalzone, der panamerikanischen Republiken, sowie der Jungfrau-Inseln fallen nicht unter die Einwanderungsquote. Nicht zugelassen werden Japaner, Hindu, Chinesen — jedoch sind afrikanische Neger immer willkommen!

Bei den Kolonien verhält sich die Sache anders. Die Einwanderung spielt hier eine unbedeutende Rolle. Daher beschäftigt sich das Gesetz damit, die Auswanderung zu regeln, um zu verhindern, daß nützliche Bürger in die Fremde ziehen. Natürlich werden auch hier, wie überall, Geistesschwache und Krüppel zurückgewiesen.

Hilda von Hellmer-Wullen, Huntington, Long Island.

II. Neues Schrifttum

Die Gliederung des Schrifttums erfolgt nach den methodischen Gesichtspunkten der ganzheitlichen Forschung am Menschen: den 1. biologischen Abläufen, 2. morphologischen Körperbildungen und 3. psychologischen Verhaltensweisen, sowie der Einfügung der lebendigen Gesamtform in die 4. historischen Zeitfolgen und 5. den geographischen Raum. Das Schrifttum umfaßt damit alles, was Formenvielfalt und Formenwechsel von Menschengruppen betrifft, und nur dies.

Bücher sind mit einem * versehen.

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Allgemeine und theoretische Biologie

***Friederichs, K.:** *Ökologie als Wissenschaft von der Natur oder biologische Raumforschung.* Bios Bd. 7, 108 S. J. A. Barth, Leipzig 1937. (RM. 7.— bzw. 8.—.)

Die Schrift bringt nicht eine Übersicht über die Ergebnisse moderner ökologischer Forschung, sondern rein theoretische Auseinandersetzungen über das Wesen der Ökologie. Leben und Umwelt bilden ein Beziehungsgefüge, das nur mit ganzheitlichen Methoden untersucht werden kann. Die größten Aufgaben der Ökologie sieht der Verf. in praktischen Fragen: dem Studium von Entwaldung, Be- und Entwässerung, Landgewinnung, Schädlingsbekämpfung usw. B. Rensch, Münster.

***Goodwin, M. E. and Morgan, O. I.:** *Practical Science of Living Things.* IV: *Biology and Mankind.* 156 S., The Gregg Publ. Co., London 1937.

Schülern und Laien will das Buch eine Vorstellung von den vielfältigen Beziehungen des Menschen zu seiner lebendigen Umwelt vermitteln, so, wie dies auf einer höheren Ebene Martinis „Wege der Seuchen" (Z. Rassenk. VI, 259, 1937) tun. Auch eine Vorstellung von der zeitlichen Stellung des Menschen soll erreicht werden. Die tabellarische Übersicht über die Entwicklungsstufen der Menschheit läßt die Hominiden im Tertiär beginnen (was nach den neuesten Veröffentlichungen v. Koenigswalds in den Bereich der Möglichkeit gerückt ist) und weist dem umstrittenen Piltdown-Fund einen Platz zwischen Pithecanthropus und Homo heidelbergensis an. Lebensbeschreibungen hervorragender Biologen beschließen das unterhaltsame Buch. H. Grimm, Breslau.

***Meinecke, G.:** *Naturgesetze des Immateriellen. Überlegungen zur Überwindung der mechanistischen Naturauffassung.* Geleitwort von H. Driesch. 96 S. K. Euker. Marburg 1937.

Verf. weist sich als eigenwilliger Denker aus, der nicht eine der überkommenen wissenschaftlichen Auffassungen ungeprüft hinnimmt. Er führt dem Leser eine Fülle biologischer und psychologischer Probleme vor, um stets die Unhaltbarkeit einer mechanistischen Deutung zu erweisen. F. Alverdes, Marburg.

***Robson, G. G. and Richards, D. W.:** *The Variation of Animals in Nature.* 425 S. Longmans, Green & Co., London 1936. (sh. 21.)

Die Kenntnis und kritische Durcharbeitung eines außerordentlich großen Materials von Beobachtungen und Experimenten über die Veränderlichkeit von Merkmalen und Gruppen in der Tierwelt hat die Verff. zu einer zusammenfassenden Arbeit geführt, die für alle Biologen als solche von größtem Wert ist. Aber sie ist weder textlich noch in ihrer logisch oft sehr weit vorgetriebenen Kritik leicht zu verstehen, und das vorsichtige Abwägen des Für und Wider mündet oft in scheinbare Unsicherheit aus. Ein großer Vorzug ist dagegen die klare Gliederung des Stoffes, die Nachschlagen und Durcharbeitung einzelner Problemkomplexe erleichtert: Ursachen der Variation, klassifikatorische Einheiten, Verteilung, Isolierung, Korrelation, Auslese, Anpassung. Jedes dieser Kapitel ist derart untergeteilt, daß auch die weiteren Problemzusammenhänge und die betreffenden Autoren rasch aufzufinden sind. ein bibliographisch genau durchgeführtes Autorenverzeichnis mit ausgiebiger Heranziehung nichtenglischer Arbeiten ist beigefügt. Die Reichhaltigkeit des Stoffes verbietet eine Erörterung einzelner Fragen und Bedenken an dieser Stelle. Es liegt auf der Hand, daß der Anthropologe mit großem Vorteil zu diesem Buch greifen wird, wenn es sich um die Erörterung der biologischen Grundprobleme der allgemeinen Menschenkunde handelt. v. E.

***Mavor, J. W.:** *General Biology.* 729 S. The Macmillan Co., New York 1936. (17 s. net.)

***McKerrow, J. C.:** *Evolution without Natural Selection.* 63 S. Longmans, Green & Co., London 1937. (1 s.)

Meise, W.: *Sperlingsmischgebiete und Artentstehung durch Kreuzung.* Forsch. Fortschr. XIII, 286—287, 1937.
***Oelse, E.** und **Schmith, O.:** *Transzendentale Grundlage der Biologie.* 36 S. J. A. Barth, Leipzig 1937. (RM. 1.80.)
***River, W.:** *Le problème de la vie.* 114 S. J. Vrin, Paris 1937. (Broch. fr. 12.—.)
***Smuts, J. S.:** *Holism and Evolution.* 3. Ed., 358 pp. Macmillan & Co., London 1936. (12/6.)
***Spemann, H.:** *Experimentelle Beiträge zu einer Theorie der Entwicklung.* 296 S. J. Springer, Leipzig 1936. (RM. 29.60.)
Staffe, A.: *Zwerghaustiere und Pygmäenbastarde im südwestkameruner Urwald und Bemerkungen zur Pygmäenfrage.* Forsch. Fortschr. XII, 251—253, 1936.
Stolte, H. A.: *Cellularbiologie und Ganzheitsbiologie, Biostatik und Biodynamik.* Z. ges. Naturwiss. III, 113—128. 1937.
Taschdjian, E.: *The norm and its conception in biology with special reference to Eugenics.* Scientia LXII, 207—216, 1937.

Physiologie

***Bedil, S. Toktay:** *Vergleichende Blutdruckmessungen an Menschen und landwirtschaftlichen Nutztieren verschiedener Arten (in normalen und pathologischen Fällen) nach der Methode von Pachon.* Yüksek Ziraat Enstitüsü, Heft 26, Ankara 1936.

Die Blutdruckmessungen wurden mit Hilfe des Pachonschen Oscillomètre sphygmographique vorgenommen und ergaben ähnliche Befunde bei Mensch und Tier. Die erste Periode steilen Blutdruckanstiegs reicht beim Pferd und Rind bis zum fünften Jahr, beim Hund bis zum zweiten Jahr und beim Schaf bis zum ersten. Die mittlere Periode hat konstanten Druck und reicht beim Pferd bis zum zehnten, beim Hund bis zum achten und beim Schaf bis zum dritten Jahr. Der dritte Lebensabschnitt zeigt einen Anstieg aller Blutdruckwerte. Die Arbeit enthält zahlreiche Kurven und Tabellen und ist in Türkisch und in Deutsch geschrieben. W. Brandt.

Crooks, K. B. M.: *Further observations on color blindness among negroes with genealogic and geographic notes.* Hum. Biol. VIII, 451—457, 1936.

Mit dem eigenen Material (2019 ♂, 722 ♀ amerikanischer Neger) werden in der Literatur verstreute Angaben über verschiedene Rassen bzw. rassenkennzeichnende Populationen verglichen. „There are distinct and definit racial differences in the incidence of color blindness." I. Schwidetzky, Breslau.

***Grober, J.:** *Die Akklimatisation.* Eine Untersuchung über ihre Bedingungen, ihre Fehlschläge und erfolgreiche Führung. 156 S. Fischer, Jena 1936. (Brosch. RM. 6.50, geb. RM. 8.—.)

Aus den Erfahrungen einer langen Praxis wird hier das Problem der Akklimatisation in seiner Bedeutung für Geschichte und Entwicklung der Menschheit in Vergangenheit und Zukunft in seinem ganzen Umfang dargestellt. Das Buch ist nicht nur für Ärzte, sondern auch für Kaufleute, Soldaten und Staatsmänner geschrieben. Die Erfahrungen des Weltkrieges sind weitgehend verarbeitet, ebenso wie die Erfahrungen von Generationen von Tropenärzten. Das Buch vermittelt wesentliche Einblicke und überzeugt, daß die Fragen der Akklimatisation zu den brennendsten Problemen der Gegenwart gehören.
G. Heberer, Tübingen.

***N. N.:** *Alters-Forschung. Untersuchungen und Berichte über Lebensdauer, Altern und Tod.* Heft 2 u. 3, 1936/37.

Die seit 1935 erscheinenden schmalen Bändchen wollen eine Lücke in Forschung und Wissen zu schließen beginnen: Während der Entwicklung der Organismen beim Menschen, dem Kindes- und Jugendalter mit seinen besonderen Fragen und praktischen Folgerungen (Kinderheilkunde) ein unübersehbares Schrifttum gewidmet ist, ist über die Stadien des Abbaues viel weniger gearbeitet worden. Der Hauptwert der bisherigen Hefte liegt in der klar gegliederten Bibliographie, die auch vielerlei anthropologisch Belangvolles bringt. Man kann dem Unternehmen ein Wachsen des Interessenten- und Mitarbeiterkreises und damit auch des Umfanges wünschen. I. Schwidetzky, Breslau.

Warren, C. B.: *The medical and physiological aspects of the Mount Everest expeditions.* Geogr. J. XC, 126—147, 1937.

Bemerkenswerte Beobachtungen an 10 Mitgliedern der zweiten englischen Himalajaexpedition 1936: Zunahme der Lungenkapazität während der Expedition, Zunahme der Pulsfrequenz, der Zahl der roten Blutkörperchen und des Hämoglobingehaltes mit der Höhe, wohl zur Erhöhung der Sauerstoffaufnahme; damit in Zusammenhang offenbar eine Verminderung des Säuregehalts im Magen und als Folge Appetitlosigkeit und Gewichtsabnahme. Die Akklimatisation hält zum Teil wochenlang auch nach der Rückkehr zur Meereshöhe an. I. Schwidetzky, Breslau.

***v. Buddenbrock, W.:** *Grundriß der vergleichenden Physiologie.* 2. Aufl. I. Physiologie der Sinnesorgane und des Nervensystems. 367 S. Bornträger, Berlin 1937. (Geb. RM. 42.—.)

Castaldi, L.: *Der Einfluß der Nebennierenrinde auf das Wachstum.* Münch. Med. Wschr. LXXXIV, 361—363, 1937.

Elsdon-Dew, R.: *The effect of mixture of race on serological constitution.* S.afric. J. med. Sci. I, 184—190, 1936.

***Frolov, Y. P.:** *Pavlov and his School: the Theory of Conditioned Reflexes.* 291 S. Kegan. Paul & Co., London 1937. (12 s. 6 d.)

Gänsslen, M.: *Regionäre Verschiedenheiten des normalen weißen Blutbildes.* D. M. W. LXIII, 505—507, 1937.

Geyer, H.: *Schlafen und Wachen bei Zwillingen.* Forsch. Fortschr. XIII, 290—291, 1937.

Gilmour, J. R. and **Martin, W. J.:** *The weight of the parathyroid glands.* J. Pathol. Bacteriol. XLIV, 431—462, 1937.

Erbkunde

***Gaefke, H.:** *Über Mehrlinge auf Grund eines selbst beobachteten Falles von Vierlingen.* 53 S. Carl Nieft, Bleicherode im Harz 1936. (RM. 2.80.)

Außer den selbst beobachteten Vierlingen bringt die Arbeit eine ausführliche Zusammenstellung von Mehrlingsbefunden aus der Weltliteratur der letzten Jahrhunderte mit interessanten Einzelheiten ohne wesentlich neue Gesichtspunkte.

M. Werner, Frankfurt a. M.

Koßwig, C und L.: *Beziehungen zwischen Genetik und Chromosomenstruktur bei Drosophila* (Sammelreferat). Der Züchter VIII, 124—136, 1936.

Koßwig, C. und L.: *Beziehungen zwischen Genetik und Chromosomenstruktur* (Sammelreferat). Der Züchter IX, 199—218, 1937.

Die beiden Sammelreferate machen klar und übersichtlich mit den wesentlichsten Fortschritten der Zytogenetik bekannt, wie sie vor allem seit Entdeckung der Riesenchromosomen in den Speicheldrüsen der Dipterenlarven zu verzeichnen gewesen sind.

G. Heberer, Tübingen.

***N. N.:** *Die Diagnose der Erbkrankheiten.* 115 S. Thieme, Leipzig 1936. (Kart. RM. 4.—.)

Es handelt sich um die Sammlung der durchweg vortrefflichen Aufsätze über die Diagnose der im Erbgesundheitsgesetz genannten Erbkrankheiten, die in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift erschienen sind. Die neurologischen Erbübel, die unter die schweren körperlichen Mißbildungen gehören, sind leider nicht eigens behandelt.

J. Lange, Breslau.

Oguma, K. und **Makino, S.:** *A new list of the chromosome number in Vertebrata (March 1937).* J. Fac. of Sci. Hokkeido Imp. Univers. Ser. IV, Zool. 5, 291—356, 1937.

Zusammenstellung der bisher bekannt gewordenen Chromosomenzahlen aus allen Wirbeltiergruppen, einschließlich des Menschen, mit einem vollständigen Schriftenverzeichnis. G. Heberer, Tübingen.

***Reinöhl, F.:** *Vererbung der geistigen Begabung.* 280 S., 79 Abb. J. F. Lehmann, München 1937. (RM. 6.00 bzw. 7.20.)

Das Buch gibt eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse der Erbforschung, soweit sie in den Bereich des Seelischen vordringt. Nach einer allgemein-biologischen und methodologischen Überschau werden intellektuelle Begabung sowie Charakter- und Temperamentsvererbung verfolgt. Die Darstellung ist schlicht, leicht faßlich, das Material sorgsam und mit dem Streben nach Vollständigkeit zusammengetragen. Das Werk kann als zuverlässige Stoffzusammenstellung gute Dienste leisten, wenn auch der Verf. rein als Biologe an die Aufgabe herangeht und deshalb die psychologische Seite des Problems in ihrer Verwickeltheit zu kurz kommt. B. Petermann, Hamburg.

***Shapiro, L.:** *The Heritage of the Bounty.* The Story of Pitcairn through Six Generations. 329 S. Simon & Schuster, New York 1936. ($ 3.—.)

Wertvolle Untersuchung einer zeitlich wie geographisch klar abgegrenzten Rassen- und Kulturmischung auf dem engen Raum einer Südsee-Insel. Das Beispiel lieferten 1790 die fünf meuternden englischen Matrosen vom Expeditionsschiff „Bounty", die sich mit Tahitifrauen auf der unbewohnten Insel Pitcairn niederließen. H. Damm, Leipzig.

***Walker, Ch. E.:** *Evolution and Heredity. Theories and Problems.* 222 S. A. & C. Black Ltd., London 1936. (s. 6.—.)

Ein nett und klar geschriebenes Buch, das in ruhiger und verständlicher Sprache die verschiedensten Fragen der Erbbiologie erörtert. Dabei wird auf die historischen Originalarbeiten zurückgegriffen und gezeigt, daß schon viele Forscher in der Frühzeit des Mendelismus sahen, daß dieser nur wenige und meist kleine Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen, nicht aber die Erblichkeit der großen und entscheidenden Züge des Körperbaus erklärt. So findet anschließend die matrilineare Vererbung eine ausgiebige Darstellung, allerdings nur unter Verwendung eines Teils der vorliegenden Arbeiten. Da merkwürdigerweise die nichtmendelistische Vererbung in der Anthropologie eine sehr geringe Beachtung bisher gefunden hat und diese in wachsendem Maße hierin zurückzubleiben beginnt, sei das Buch den Anthropologen besonders empfohlen. v. E.

2. *Morphologische Anthropologie*

(Abstammungslehre — Anatomie und Rassenmorphologie — Konstitution und Wachstum)

Abstammungskunde

***Anthony, R.:** Théorie de la dentition jugale mammalienne. I. La molaire des Mammifères, son caractère et son type morphologique archaique.* Act. sci. et industr. 311. Exposé d'Anatomie comparée. 70 S. Hermann & Cie., Paris 1935. (fr. 15.—.)

Anthony berichtet über seine neue Theorie der phylogenetischen Entwicklung der mehrhöckerigen Zähne, insbesondere also der Molaren. Bereits bei den ältesten Reptilien der Sekundärzeit gibt es haplodonte bzw. triconodonte und multituberkuläre Zahnformen. Verf. leitet die Säugetiere von Formen mit multituberkulären Zähnen ab, wie sie noch bei den heutigen Multituberkulaten vorhanden sind. Die trituberkulären Zahnformen sollen durch Rückbildung aus solchen mehrhöckerigen Zähnen hervorgegangen sein. Als Ursache für die Ausbildung verschiedener Zahnformen nimmt Anthony funktionelle Anpassung (Neo-Lamarckismus) an, indem durch die verschiedenen Kieferbewegungen, je nachdem dieselben vertikal oder horizontal erfolgen, die Richtung der Höckerreihen und der Täler bestimmt wird. — Dieser neuen, mit großer Sicherheit vorgetragenen Theorie, die eine völlige Ablehnung der bisher allgemein angenommenen Cope-Osbornschen Trituberkulärtheorie mit einem dreihöckerigen Zahn als Ausgangsform bedeutet, ist von verschiedensten Seiten aus (auch vom Ref.) mit guten Gründen widersprochen worden, worauf einzugehen hier zu weit führen würde. F. W. Adloff, Königsberg.

***Anthony, R. et Friaut, M.:** Théorie de la dentition jugale mammalienne. II. L'évolution de la molaire chez les Mammifères placentaires à partir du début des temps tertiaires.* Act. sci. et industr. 372. Exposés d'Anatomie comparée. 81 S. Hermann & Cie., Paris 1936. (fr. 20.—.)

In diesem zweiten Heft wird eine Ableitung der Zahnformen der verschiedenen Säugetierordnungen von dem von Anthony aufgestellten Grundtypus $\frac{(III/2)}{II/2}$ durchzuführen versucht. Es wird gezeigt, wie unter dem Einfluß der durch die jeweilige Ernährungsweise bestimmten Funktion durch Rückbildung von Höckern insbesondere der mittleren (intermediären) Reihe der Oberkiefermolaren und durch andere Modifikationen die mannigfaltigen Zahnformen entstanden. Es wird auch darauf hingewiesen, daß die Komplikation der Zähne in Beziehung steht zur Größe des Tieres, indem größere Tiere kompliziertere Zähne besitzen sollen wie kleinere, eine Behauptung, die übrigens auch bereits bestritten wird. F. W. Adloff, Königsberg.

v. Koenigswald, G. H. R.: *Ein Unterkieferfragment des Pithecanthropus aus den Trinilschichten Mitteljavas.* Proc. Kon. Ak. Wet. Amsterdam XL, 883—893, 1937.

Die „Kieferform des Heidelbergerfundes mit dem Gebiß des Sinanthropus" vereinigt ein von einem eingeborenen Sammler aus mittelpleistozäner Schicht bei Sangiran aufgelesenes Unterkieferbruchstück mit dem rechten $P_2M_1M_2M_3$. Mit ausführlicher Beschreibung, Abbildung in drei Ansichten (nat. Größe), Maßangaben und Vergleich mit anderen fossilen Hominiden begründet der Verf. den Entschluß, es dem Pithecanthropus zuzuweisen. Anhangsweise wird die Auffindung eines neuen Pithecanthropusschädeldaches mit guterhaltener Schläfen- und Kiefergelenkgegend gemeldet. Unter Hinweis auf den Fund von Modjokerto wird die Möglichkeit erörtert, daß Pithecanthropus im Mittelpleistozän bereits ein Relikt darstellt und einem Entwicklungsstadium entspricht, das Verf. als jungpliozän ansehen möchte! (Vgl. Ref. Z. Rassenk. VII, 99—100.)

H. Grimm, Breslau.

Weinert, H.: *Die Bedeutung der bisherigen Sinanthropus-Funde von Chou-Kou-Tien bei Peking.* Der Biologe VI, 209—216, 1937.

In dem Bericht über die neuen Funde nimmt Verf. u. a. Stellung zu der Auffassung von Weidenreich, daß das Auftreten eines Torus mandibularis den Sinanthropus als Vorläufer der Mongoliden erwiese. Nach Weinert tritt dieses Merkmal auch bei anderen Rassen auf, und ist Sinanthropus eher als Vorfahr der Ainus anzusprechen.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Alsberg, P.:** Das Menschheitsrätsel. Versuch einer biologischen Lösung.* 212 S. Sensen-Verlag. Wien-Leipzig 1937.

Broom, R.: *Der neue südafrikanische fossile Menschenaffe.* Umschau XLI, 36—37, 41, 1937.

Sieber, H.: *Zur Phylogenese des menschlichen Kiefergelenkes nebst Bemerkungen über den Schädelfund von Piltdown.* Z. Stomatol. XXXV, 269—275, 1937.

Weidenreich, F.: *Bericht über die neuen Schädelfunde von Sinanthropus pekinensis.* Anthrop. Anz. XIV, 65—70, 1937.

Weidenreich, F.: *The new discovery of three skulls of Sinanthropus pekinensis.* Nature CXXXIX, 269—272, 1937.

Weidenreich, F.: *The relation of Sinanthropus pekinensis to Pithecanthropus, Javanthropus and Rhodesian man.* J. R. Anthrop. Inst. LXVII, 51—65, 1937.

Konstitution und Wachstum

Bandlow, G.: *Schulleistung und Beruf ehemaliger Abiturienten und psychophysische Konstitution.* Z. Vererb. Konst. XXI, 95—150, 1937.

Bei 428 Abiturienten der Jahre 1870—1914 wird an Hand von Fragebogen und Lichtbild die psychophysische Konstitution nach Kretschmer bestimmt und mit der Gesamtschulleistung in Beziehung gesetzt. Die Schizothymen zeigen im Durchschnitt erheblich bessere Leistungen als die Zyklothymen, was auf das Vorkriegsschulsystem mit seinen besonderen Anforderungen an abstrakte und analytische Begabung zurückgeführt wird. Unter den Medizinern, beschreibenden Naturwissenschaftern und Theologen überwiegen die Zyklothymen, unter den exakten Naturwissenschaftern und Juristen die Schizothymen, während bei den Philologen beide Gruppen gleichmäßig vertreten sind. Die Ergebnisse der interessanten Arbeit werden mit den bisherigen Beobachtungen und Versuchen an den Konstitutionstypen verglichen und aus ihnen gedeutet, wobei sich ein recht geschlossenes Bild ergibt. I. Schwidetzky, Breslau.

Stevenson, P. H., Sung, S. M., Pai, T. and Lyman, R. S.: *Chinese constitutional differentiation and Kretschmerian typology.* Hum. Biol. IX, 451—482, 1937.

Bei 100 Patienten dreier Peipinger Krankenstationen vorwiegend nordchinesischer Herkunft wurden die Kretschmerschen Diagnosen der Körperbautypen und Temperamente durchgeführt. Das auffälligste Ergebnis ist, daß sich zwar die Mehrheit der Patienten (90%), als ausgesprochen leptosom erwies, trotzdem aber die zyklothymen Temperamente überwogen (61%). Auch in Einzelheiten scheint den Verff. das Kretschmersche System nicht ohne weiteres auf Ostasien übertragbar zu sein: So traten eine Reihe psychologischer Attribute, wie „praktisch", „höflich", „ruhig" so oft auf, daß sie keinen Unterschiedswert mehr besaßen und von den Verff. als rassetypisch angesehen werden. 13 der insgesamt 112 untersuchten Charakterzüge zeigten umgekehrte Beziehungen zu zyklothym und schizothym wie in Europa. Die Ergebnisse sind um so auffälliger, als sich das Kretschmersche System für Japan als durchaus übertragbar erwiesen hat (vgl. Z. Rassenk. IV, 87—88, 1937). I. Schwidetzky, Breslau.

***Zeller, W.:** *Entwicklungsdiagnose im Jugendalter.* 92 S. J. A. Barth, Leipzig 1938. (RM. 6.75.)

Jugendärztliche Praxis führt den Verf. zur Festlegung und Beschreibung bestimmter Phasen des Gestaltwandels männlicher und weiblicher Jugendlicher zwischen 6 und 18 Jahren. Damit schuf er ein Hilfsmittel, das über die bisherigen Methoden zur Kennzeichnung der Entwicklung (z. B. Vergleich mit „Normalzahlen" für Körperhöhe und -gewicht) in ähnlicher Weise hinauszuführen imstande ist, wie die Rassendiagnose über die Anthropometrie. Wie die Rassendiagnose, so läßt auch Zellers Entwicklungsdiagnose die metrischen Hilfsmittel nicht fallen, im Gegenteil betont Verf. den Wert einwandfreier Meßtechnik. Beispiele von Früh- und Spätentwicklung sind abgebildet, während die breite Zone des Normalen oberhalb des Beginns der Geschlechtsreife ohne Bildbeispiel bleibt. Wenn die Anthropologie den Aufruf des Verf. zum Ausbau der Methode aufgreift, so liegt ihre Aufgabe wohl vor allem in der rassischen Differenzierung der Vorgänge innerhalb eben dieses Bereiches. H. Grimm, Breslau.

Bashkirov, P.: *The body proportions in different constitutional types.* Proc. Morph. Lab. For the Year 1934. 117. (Russisch 103—117.) 1937.

Bauer, J.: *Konstitutionspathologie einst und jetzt.* Wien. med. Wschr. LXXXVII, 401—404. 1937.

Bunak, V.: *An essay on the typology of body proportions and on standardization of the anthropometric dimensions.* Proc. Morph. Lab. For The Year 1934, 101—102. (Russisch 7—101.) 1937.

Dunham, E. C., Aberle, S. D., Farquhar, L. and **D'Amico, M.:** *Physical status of two hundred and nineteen Pueblo Indian children.* Amer. J. Diseases Children. LIII. 739—749, 1937.

Frey, H.: *Variationen und Konstitution.* Arch. J. Klaus XII, 11—25, 1937.

Jaensch, W. und **Hoffmann, A.:** *Rasse, Konstitution und Höchstleistung bei den Siegern des 11. Olympia.* Münch. med. Wschr. LXXXIV, 16—22, 1937.

Prosek, V. J.: *The influence of the economic depression on the physical development of children.* Anthrop. Prag XIV, 70—72, 1936.

v. Schwerin, O.: *Rasse und Körperbau bei 100 Schizophrenen aus Baden.* Allg. Z. Psychiatr. CV, 121—129, 1937.

3. *Psychologische Anthropologie*

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Alverdes, F.:** *Acht Jahre tierpsychologischer Forschung im Marburger Zoologischen Institut.* Sitzungsber. Ges. Beförder. ges. Naturwiss. Marburg, Bd. 72, H. 1, 68 S., 1937. (RM. 4.—.)

Es ist das Ziel der Marburger Schule, das tierische Verhalten zwar analytisch, aber stets mit Beziehung auf den Gesamtorganismus, also ganzheitlich zu untersuchen. Verf. ist der Meinung, daß die Lebensäußerungen zu komplex seien, um in einzelne Kausalketten zerlegt zu werden. Zudem setzt sich jeder intakte Organismus auf Grund autonomer Entscheidungen aktiv mit der Außenwelt auseinander. Rein physiologische Deutungen des Verhaltens lehnt der Verf. auch für niedere Tiere ab.

B. Rensch, Münster.

Cehak, G.: *Über das psychomotorische Tempo und die Rhythmik, eine rassenpsychologische Untersuchung.* Arch. Rassenphysiol. IX, 56—91, 160—177, 1937.

Die sehr gründliche und fleißige Arbeit untersucht an 1546 Personen das psychomotorische Tempo (optimales und maximales Tempo, gemessen an Taster- und Stechapparat) in seinen Unterschieden nach Alter, Geschlecht, Stand, anthropologischen Merkmalen, Rasse u. a.: geringe Altersunterschiede; Frauen haben ein schnelleres Tempo als Männer. Geistesarbeiter ein langsameres Optimal-, aber ein schnelleres Maximaltempo als Handarbeiter. Es ergaben sich keine gesicherten Beziehungen zu einzelnen anthropologischen Merkmalen, wohl aber mit bestimmten Merkmalskombinationen, die annähernd den Rassen entsprechen: die Nordischen haben ein langsameres Tempo als die „Dunkelostischen", „Hellostische" und Dinarier stehen dazwischen. Rassische Unterschiede ergaben sich auch hinsichtlich des rhythmischen Gefühls. I. Schwidetzky, Breslau.

***Klages, L.:** *Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck.* V. Aufl., 361 S., 62 Abb. J. A. Barth, Leipzig 1936. (RM. 9.60 bzw. 11.60.)

Die bahnbrechenden Bemühungen Klages' um das Ausdrucksproblem, die bekanntlich eines der entscheidenden Zentralgebiete seiner Arbeit sind, finden hier ihre abschliessende, neu durchgeformte Darstellung, die an die Stelle der früheren Schrift „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft" treten soll. Während jene ursprüngliche Fassung im wesentlichen von der besonderen Sphäre ausschließlich des handschriftlichen Ausdrucksgeschehens her entwickelt war, wird hier die Frage in ihrer ganzen Breite in Angriff genommen. Das Buch führt, anhebend mit einer Analyse des Bewegungslebens nach der Ausdruckseite und mit einer Besinnung über Zustandsausdruck und Wesensausdruck, über die Fragen, die das Ausdrucksproblem in den Zusammenhang des Wahrnehmungsgeschehens eingliedern, zu einem ersten Höhepunkt der Betrachtung in der Entwicklung des Klagesschen Grundprinzips des Ausdruckslebens. Anwendungen zu diesem Prinzip in der Analyse bestimmter Gemütsbewegungen, sowie ein Exkurs über die Geschichte der Ausdruckskunde leiten zu den weiteren Kernkapiteln über Ausdruck und Persönlichkeit, über das Darstellungsprinzip im Ausdrucksleben und über die Lehre vom persönlichen Leitbild hin. Der Abschluß wird in der Lehre vom Formniveau der Ausdrucksbewegungen und von dem Wesen der Gestaltungskraft gegeben. — Das Buch wird nicht nur wegen seines Ertrages für die vertiefte Klärung der Ausdrucksfragen weithin beachtet werden, sondern zugleich auch als besonders glücklicher Zugang zu der Klagesschen Gedankenwelt im ganzen. B. Petermann, Hamburg.

***Müller-Freienfels, R.:** *Psychologie der Wissenschaft.* 254 S. J. A. Barth, Leipzig 1936. (RM. 8.40.)

Nach einer Einleitung über Wissen und Wissenschaft als psychologische Erscheinung werden die „Subjekte der Wissenschaft", d. h. die verschiedenen Forschertypen — auch in historischer Betrachtung —, sodann die Denkkategorien der Wissenschaft als Gesamterscheinung und der Einzelwissenschaften, ferner die Psychologie der Forschung und Wissensdarstellung und — von besonderer grundsätzlicher Bedeutung — die „Psychologie der Wahrheit" behandelt. Die in dem ganzen Buch anklingende Einordnung der Wissenschaft in die Gesamtkultur wird zum Schluß noch einmal zusammenfassend betrachtet, insbesondere auch ihre Lage im heutigen Deutschland, wobei die unlösbare Verflochtenheit mit Leben, Kultur, Volk und Zeit heraustritt. So ist es auch für den Forscher am Menschen von Genuß und Nutzen, an Hand dieses ungemein reifen, klaren und inhaltsreichen Buches seine Stellung zur Wissenschaft zu durchdenken.

E. Bohrer, Breslau.

***Ombredané, A.:** *Le problème des aptitudes à l'age scolaire.* 57 S.

***Ombredané, Suarès, et Canivet:** *Les inadaptés scolaires.* 84 S. Beide bei Hermann & Cie. Paris 1936. (Je Fr. 12.—.)

Beiträge zu Testpsychologie. Der erste gibt die wissenschaftliche Grundlegung der Art, wie hier Testarbeit verstanden werden soll, der zweite die praktische Durchführung an 21 schuluntüchtigen Kindern. In der ersten Arbeit ist die Klarheit bedeutsam, mit der Verf. an die Stelle des z. B. bei B i n e t und T h o r n d i k e als beherrschend aufgewiesenen Sensualismus und Assoziationismus eine ganzheitlich-dynamische Auffassung vom Seelischen zu setzen und so die Grundlagen des Testgedankens in bessere Übereinstimmung mit den Gesamtausrichtungen der modernen Psychologie zu bringen sucht. In der zweiten Arbeit ist wertvoll, daß sie über Teststatistik hinaus jedes einzelne der untersuchten Kinder für sich verfolgt und von da aus funktionell genauer die Grundfaktoren umschreibt, aus denen jeweils das Versagen in der Schule entspringt.
B. P e t e r m a n n, Hamburg.

***N. N.:** *Factors Determining Human Behavior.* Harvard Univers. Press., Cambridge 1937. (2.50.)

***Porteus, S. D.:** *Primitive Intelligence and Environment.* 325 S., The Macmillan Co., New York 1937. (15 s.)

***Richet, Ch.:** *L'intelligence et l'homme: essai de psychologie et de physiologie.* 376 S., F. Alcan, Paris 1936. (Fr. 35.—.)

***Ritchie, A. D.:** *The Natural History of Mind.* 285 S., Tarner Lextures delivered in Trinity College. Longmans, Green and Co., London 1936. ($ 4.50.)

Philosophische Anthropologie

***Bergmann, E.:** *Die natürliche Geistlehre.* System einer deutsch-nordischen Weltsinndeutung. 389 S., Georg Truckenmüller Verlag, Stuttgart 1937. (RM. 7.50 bzw. 9.—.)

Wesen und Entstehung des Geistes wird als Kernstück aller Philosophie und Weltsinndeutung bezeichnet und in Dialogform abgehandelt. Eine Philosophie, die nur die Erkenntnis kritisiert, ist keine Vollphilosophie. Zu erstreben ist eine gesunde und natürliche Philosophie, die unser Denken ordnet, unseren Willen stark macht, unser Gemüt beruhigt und beglückt; jegliche lebensungläubige Philosophie wird abgelehnt. Geist ist nach Verf. das, was wir am menschlichen Wesen als Geist erkennen; in anderer Form existiert Geist nicht.
F. A l v e r d e s, Marburg.

***Krieck, E.:** *Völkisch-politische Anthropologie. II. Das Handeln und die Ordnungen.* 172 S. Armanen-Verlag, Leipzig 1937.

Das völkisch-politische Menschenbild zu dem K r i e c k in dem vor Jahresfrist erschienenen ersten Band die allgemeinen Grundlagen entwickelt hatte, findet hier einen ungleich konkreteren Ausbau, eine innere Ausfüllung im Zusammenhang mit der systematischen Entwicklung einer (völkisch-politischen) Lehre vom „Handeln". — Der Grundansatz dazu liegt in der Gegenüberstellung von „Handeln" im hier umschriebenen ausgeprägten Sinne des Wortes und von „Tun". Tun liegt da vor, wo der Einzelne in schlichtem Hineinwachsen in die Tunsordnungen aus deren ihm so überliefernden Ordnungsnormen heraus lebt, arbeitet, schafft. Handeln liegt da vor, wo aus der Tiefe des letztlich rassisch bestimmten „Lebensauftriebs" heraus in schöpferischer Entscheidung diese Tunsordnungen selbst durch gestalterische Formung geprägt werden, da wo das Gesicht der Gemeinschaft aus schöpferischer Wegweisung der lebendigen Führerpersönlichkeit etwa um- oder neugestaltet wird. — Der Systematik des Tuns und der des Handelns, welche die ersten beiden Teile des Buches füllen, folgt in einem dritten Teil die sich von hier aus ergebende Lehre von der Typenprägung in der Gemeinschaft, in welcher sich eine grundsätzliche Neubestimmung des Verhältnisses von Persönlichkeit und Typus vollzieht. Das Hauptbemühen dabei ist der Krieckschen Lehre von den „Urberufen" gewidmet. — In der weitgespannten klaren Art der Gedankenführung und in dem Tiefgriff seiner Ansätze ist das Buch wirklich das, was es zu sein beansprucht: eine wahrhafte Grundlegung des völkisch-politischen Bildes vom Menschen.
B. P e t e r m a n n, Hamburg.

***Mitscherlich, W.:** *Erkenntnismöglichkeit der Natur- und Geisteswissenschaften.* Geisteswiss. Forsch. Heft 11. 69 S. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart-Berlin 1937. (RM. 3.60.)

Die von den Wissenschaften gelieferten Erkenntnisse besitzen nur Annäherungswert an die Wirklichkeit, sind nicht eins mit ihr. Dabei ist das Entscheidende durch die Stellung des Menschen und nicht durch das Objekt an sich gegeben. Vollinhaltliche Erkenntnis ist nicht möglich. 3 Stufen der denkerischen Verarbeitung werden unterschieden: die 1. bringt Übereinstimmendes hervor und stellt Besonderes heraus, durch die 2. wird die Auswahl dessen bestimmt, was als wesenhaft zu gelten hat, und durch die 3. werden die wissenschaftlichen Begriffe hervorgebracht, in denen die Erkenntnis ihren Ausdruck findet.
F. A l v e r d e s, Marburg.

Pfeil, H.: *Der Mensch im Denken der Zeit.* 200 S. Schöningh, Paderborn 1938. (RM. 2.80 bzw. 3.80.)

Weinschenk, C.: *Das Wirklichkeitsproblem der Erkenntnistheorie und das Verhältnis des Psychischen zum Physischen.* 184 S., O. R. Reisland. Leipzig 1936. (RM. 6.60.)

4. Historische Anthropologie

(Abstammungslehre — Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Vorgeschichte

Beninger, E.: *Germanenfunde des 5. Jahrhunderts von Wien XXI-Leopoldau.* Mannus XXVIII, 252—266, 1936.

Nach Verf. muß um Raabs und in der Mitte Mährens (um Brünn und Olmütz) mit einer germanischen Oberschicht gerechnet werden, die seit der Völkerwanderungszeit sitzen blieb und schließlich nach Unterwerfung durch die Avaren die Sprache der ihnen zugeteilten slawischen Ansiedler annahm. Die Rugier in waldigen Rückzugsgebieten haben sich wohl bis ins 11. Jahrhundert gehalten und sind dann in der bajuvarischen Kolonisation aufgegangen. E. H. Krüger, Breslau.

***Zotz, L.:** *Die schlesischen Höhlen und ihre eiszeitlichen Bewohner.* 38 S. Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau 1937. (RM. 2.—.)

In populärer Form berichtet Verf. von seinen Grabungen in den schlesischen Höhlen, die eine Besiedlung Schlesiens durch die Kultur des Primitivaurignacien mit engen Beziehungen zum benachbarten Böhmen und Mähren belegen. Hinweise auf Bärenkult und — sakrale? — Zähmung des Höhlenbären. E. H. Krüger, Breslau.

Geschichte

***Beloch, K. J.:** *Bevölkerungsgeschichte Italiens.* I. Band: Grundlagen, Sizilien und das Königreich Neapel. VIII u. 277 S. W. de Gruyter & Co. 1937. (RM. 14.—.)

Eine streng quellenkritische Bevölkerungsgeschichte seit dem 12. Jahrhundert auf Grund zahlreicher Archivbestände adeliger, städtischer und kirchlicher Volks-, Berufs- und Standeszählungen. Vom Anthropologen können hieraus mittelbar benützt werden die Angaben über Altersaufbau, Geburts- und Sterbelisten, Geschlechterverteilung, Wanderungen, Vorortewachstum, Judenschaft, Galeerenbemannung, Menschenverluste und Geburtenschwankung nach Erdbeben und Epidemien. Wertvoll die sehr genauen Archiv- und Standortsangaben sowie die Anordnung nach historischen Landschaften.

H. Hochholzer, Wien.

***Dunbar, G.:** *Geschichte Indiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.* Übers. von H. Zimmer. 438 S. 16 Kart. R. Oldenbourg, München und Berlin 1937. (RM. 10.50.)

Eine Geschichte vom Blickpunkt des Soldaten und Verwaltungsbeamten aus bietet dem Anthropologen, den vor allem die Dynamik der Rassen und Völker interessiert, naturgemäß weniger eine Schau innerer Zusammenhänge als das Bild aufeinanderfolgender äußerer Geschehnisse. Diese sind mit großer Sachkenntnis meisterhaft geschildert und stellen als entscheidende Wendepunkte das Auftreten der Indoarier, den Einbruch der Mohammedaner und die Europäisierung unter britischer Oberhoheit heraus. Sehr aufschlußreich sind die beigegebenen Karten, die Indiens politische Aufteilung während verschiedener geschichtlicher Zeiten zeigen. Ein besonders reichhaltiges Sachverzeichnis und eine gute Literaturzusammenstellung erhöhen den Wert des Buches.

D. Costa.

***Koppers, W:** *Die Indogermanen- und Germanenfrage. Neue Wege zu ihrer Lösung.* Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik. IV, 787 S. Anton Pustet, Salzburg-Leipzig 1936/37.

Nachdem die Hirt-Festschrift aus einem großen Kreis von Wissenschaften alles zusammentrug, was für die Nordheimat der Indogermanen spricht, werden hier neue Belege für die Ostheimat beizubringen versucht, die freilich nicht (wie Vertreter der Nordthese gelegentlich glauben) in Zentral- oder Ostasien gesucht wird, sondern südlich des Ural. Es werden auch die zahlreichen Tatsachen, die für die Nordheimat sprechen, nicht verkannt, die Westostausbreitung aber als eine jüngere Stufe angesehen, der eine Ostwestbewegung voranging. — Das Hauptgewicht liegt dabei in den religionsgeschichtlichen Beiträgen (vgl. Ref. Koppers, Z. Rassenk. V, 203, 1937). In zweiter Linie ist die Sprachwissenschaft vertreten; hier untersucht Nehring vor allem die lexikalischen und sachlichen Beziehungen zu anderen Sprachen und Völkern, während Brandenstein mit seiner Methode der chronologischen Ordnung der „Bedeutungsfelder" die innerindogermanische Entwicklung zu erschließen sucht und von verschiedenen Seiten her zu einer Unterscheidung frühgermanischer Hirtennomaden und spätindogermanischer Pflugbauern — die den Schnurkeramikern gleichgesetzt werden — kommt. Am schwersten hat es zweifellos die Vorgeschichte, gegen die Nordhypothese aufzukommen. So wurde Pittioni auch nicht durch urgeschichtliche, sondern durch sprachliche Belege (Brandenstein) von dem Vorhandensein eines vorschnurkeramischen Indogermanentums überzeugt, das er am ehesten in einem Südflügel der Kammkeramik suchen möchte.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Moret, A.:** *Histoire de l'Orient (Histoire Ancienne, 1ère partie).* Tome I, II, 872 pp. Les Presses Universitaires de France, Paris 1936. (Fr. 90.—.)

Auf den Funden von J. de Morgan, Thurville Petre u. a. fußend, versucht der Verf. die Zusammenhänge der europäischen und orientalischen Vorgeschichte darzustellen und sie für die altorientalische Geschichte nutzbar zu machen, die er folgendermaßen darstellt: Weder Ägypten noch Mesopotamien sind die Wiege der Zivilisation; diese Länder könnten lediglich als begünstigtere Entwicklungsherde der gleichen Weltzivilisation angesehen werden. Der paleolithische Homo Galilensis entspricht dem Homo Neandertalensis in Europa und das Paleolithicum im Orient durchmaß die gleichen Stufen wie im Okzident. Im Orient beschleunigt das günstigere Klima die kulturelle Entwicklung der Negriden, die mit dem „kaukasischen" und mongoliden Typus das jüngere Paleolithicum ausfüllen. Während sich in Europa des Neolithicum durch den Einbruch des mediterranen, alpinen und nordischen Typus nach dem Aussterben der paleolithischen Rasse vollzieht, leben hingegen im Orient Reste der Negriden fort und mischen sich hier mit den neuangekommenen Hamiten und Semiten, die beide den mediterranen Typus darstellen. Die Geschichte des alten Orients ist die Geschichte der Niederlassungen der drei genannten neolithischen Typen im Orient: Von den Anfängen bis um 2000 schaffen die Mediterranen die ägyptische und die Alpinen die elamitische und sumero-akkadische Zivilisation; von 2000 bis um 1200 erfolgt das Gegenspiel der Alpinen (Hettiter) und Mediterranen (Ägypter), dem die nordische Einwanderung von 1200 bis um 600 ein Ende bereitet; von 600 bis 332 organisiert eine zweite nordische Einwanderung (Meder und Perser) den gesamten vorderen Orient zu dem Imperium, das die Beute Alexanders wurde. — Die rassenkundlichen Auffassungen und Schlüsse sind mit größter Vorsicht zu beurteilen. W. Hoenerbach, Breslau.

***Wikén, E.:** *Die Kunde von dem Lande und den Völkern der Apenninhalbinsel bis 300 v. Chr.* Diss. 210 S. Hakan Ohlssons Buchdruckerei, Lund 1937.

Eine äußerst fleißige Arbeit, die nach einer kurzen Darstellung über das primitive griechische Weltbild die geographischen und insbesondere ethnographischen Kenntnisse der Griechen von dem italienischen Raum unter erschöpfender Heranziehung des Quellenmateriales, nach zeitlichen Abschnitten gegliedert, schildert. Daß stellenweise noch modernes Schrifttum nachgetragen werden könnte, ist angesichts der Fülle des behandelten Stoffes ebenso selbstverständlich, wie daß man da und dort anders urteilen möchte. Alles in allem eine für ein wichtiges Kapitel antiker Ethnographie wertvolle und saubere Materialsammlung, bei der man nur eine von der chronologischen Gliederung befreite Zusammenfassung gewünscht hätte. Franz Miltner, Innsbruck.

Agde, H.: *Vorkeltische Germanen in Süddeutschland.* Forsch. Fortschr. XIV, 14—15. 1938.

Barenton, H.: *De l'origine des langues, des religions et des peuples.* Maisonneuve. Paris 1936. (Fr. 80.—.)

***Franke, O.:** *Geschichte des chinesischen Reiches.* 3 Bde. W. de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig 1930—1937. (RM. 30.—, 38.—, 44.—.)

Koller, R.: *Avarenschädel von Traiskirchen.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 196—202. 1937.

***Miltner, F.:** *Germanische Köpfe der Antike.* 140 S., Akademische Verlagsges. Athenaion. Potsdam 1937.

Bevölkerungskunde und Volkskörperforschung

***Heiligenthal, R.:** *Rasse und Wohnung in der großen Agglomeration.* 91 S. K. Winters Univ.-Buchh., Heidelberg 1937.

Bestehen Beziehungen zwischen Rasse und Wohnform? Dem Anthropologen, der Antwort auf diese Frage in Heiligenthals Siedlungsstudie erwartet, zeigen Ausdrücke wie „englische Rasse", „slawische Rasse" usw., daß „Rasse" etwa in der französischen Bedeutung („Volksrasse") gebraucht wird. Verf. stellt die „arischen Rassen" der „Vermassungs"-Tendenz des „Romanismus" gegenüber und schreibt den einzelnen Gruppen verschiedene Widerstandsfähigkeit gegen diese zu, am wenigsten den Süditalienern, am meisten den Bewohnern eines von ihm im Anschluß an Gobineau kartographisch dargestellten „Bereiches der Fülle arischen Wesens". H. Grimm, Breslau.

Koller, S.: *Rassenunterschiede im Jahrgang der Sterblichkeit.* Z. Rassenphysiol. IX. 112—123, 1937.

Nach der U.S.A.-Statistik, die die Todesursachen nach Monaten für Weiße und Neger getrennt gibt, bestehen gesicherte Unterschiede in der Sterblichkeit der beiden Gruppen. Bei allen untersuchten Krankheiten (Herzkrankheiten, Tuberkulose, Diphtherie, Keuchhusten, Nephritis, Bronchitis, Pneumonie) ist die Sterblichkeit der Neger im Sommer, die der Weißen im Winter höher als der Durchschnitt. I. Schwidetzky, Breslau.

Lange, F.: *Die nichteingeborene Bevölkerung in Portugiesisch-Ostafrika.* Kol. Rdsch. XXVIII, 175—200, 1937.

Die vom statistischen Amt der Kolonie Mozambique im Jahre 1935 durchgeführte Zählung ermöglicht eine Studie über die Struktur der nichteingeborenen Bevölkerung („Europäer, Inder, Gelbe, Mischlinge") — eine in der letzten Zeit selten erörterte Frage. Als typisch koloniale Züge stellen sich heraus: fehlende Symmetrie der männlichen und weiblichen Seite der Alterspyramiden, deren Einschnürung um das 15. Lebensjahr herum, endlich der (neuerdings abnehmende) Frauenmangel. Ungenauigkeiten, die die Zählung aufweist, beziehen sich hauptsächlich auf die Mischlingsbevölkerung. Verf. schlägt einen Ausbau künftiger kolonialer Zählungen hinsichtlich der Berufsstatistik (weiter aufgliedern!) und der Altersstufen (trennen in Einwanderer und im Lande Geborene!) vor.
H. Grimm, Breslau.

Râmneanţu, P.: *Evolutia structurii pe vârstă a populaţiei din România.* (Engl. Zus.fass.) Bul. Eug. Biopol. VIII, 54—60. 1937.

Die bevölkerungsbiologische Auswertung der Zählung von 1930 zeigt, daß die ländliche Bevölkerung Rumäniens noch wächst, die städtische dagegen bereits stationär geworden ist. Der Geburtenrückgang setzt aber auch auf dem Lande ein und ist für 1937—1940 verstärkt zu erwarten, da die Kriegsjahrgänge in die heiratsfähigen Altersklassen einrücken.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Seidel, W.:** *Die Verbreitung der Inder in Ost- und Südafrika.* Beih. Mitt. Geogr. Ges. Rostock Nr. 7. 85 S. G. B. Leopolds Univ.-Buchhdlg., Rostock 1937. (RM. 2.75.)

Zusammenstellung der bevorzugten Einwanderungsgebiete und Berufsverteilung. Die Ostafrika vorgelagerten Inseln haben hauptsächlich Kulis, die Städte Ost- und Südafrikas Händler und Kaufleute aufgenommen. Der soziale und politische Einfluß ist gering. Eine starke natürliche Vermehrung tritt durch teils erzwungene, teils selbstgeübte Rückwanderung kaum in Erscheinung. Abgabegebiete Indiens sind vornehmlich Bombay, Madras und Bengalen.
D. Costa.

***Somogyi, Stefano:** *Aspetti demografici dei gruppi confessionali in Ungheria. Con particolare riguardo agli Ebrei.* Publicazioni dell' „Istituto per l'Europa Orientale", Roma, Seconda Serie. XXVIII, 238 S. Rom 1936. (£ 20.—.)

Der auf dem Boden der Milieu-Theorie stehende Verfasser leugnet die rassische Eigenart des jüdischen Volkes und behauptet, die von Staat zu Staat anzutreffenden anthropologischen Verschiedenheiten der Juden seien eine Folge der Milieuanpassung. Den Beweis hierfür sollen die Zahlen der nach der Konfession ausgegliederten ungarischen Bevölkerungsstatistik liefern. Es ist dies indessen ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Wenn der Verfasser den Zusammenhang etwa der geringen Geburtenhäufigkeit der Israeliten mit der städtischen Siedlungsweise, ihrem hohen Anteil an den händlerischen und freien Berufen, ihrem reicheren Wohnen, ihrer durchschnittlich höheren Schulbildung nachweist, so zeigt er hier äußere Anhaltspunkte einer geistigen Haltung auf, die sich allgemein über alle zivilisierten Staaten und Völker verbreitet hat, aus deren Zutreffen für ein einzelnes Volk daher keine Schlüsse im Sinne der Milieu-Theorie gezogen werden dürfen. Es verbleibt eine fleißige Materialsammlung über die Bevölkerungstatsachen der Juden in Ungarn.
W. Winkler, Wien.

***Winkler, W.:** *Der Geburtenrückgang im deutschen Sprachgebiet.* Schriften des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien 8. 32 S. Wien 1936. (Geh. RM. 1.20.)

Österreich wird als trauriges „Schulbeispiel des neueren Geburtenrückganges" zuerst beschrieben. Interessant, daß die Geburtenlage des Deutschen Reiches schon in der Vorkriegszeit etwas günstiger war als diejenige Österreichs. Besonders interessant auch die Darstellung uns weniger geläufiger Verhältnisse in den Sudetenländern, der Schweiz und in Elsaß-Lothringen. Der bekannte Wiener Bevölkerungswissenschaftler äußerst sich auch zur allgemeinen Frage des Geburtenrückganges.
F. Keiter, Hamburg.

Hüfner, A.: *Siedlungsdichte und räumliche Verteilung der deutschen Bevölkerung.* Arch. Bev.Wiss. VI, 257—261, 1936.

Meyer, F.: *Probleme und Methoden der Binnenwanderungsforschung.* Arch. Bev.Wiss. VI, 212—231, 1936.

Paul, J.: *Nachwirkungen der Schwedenherrschaft in der Bevölkerung Pommerns und des Baltikums.* Forsch. Fortschr. XII, 350—352, 1936.

Saenger, K.: *Die Bedeutung des Heeres für den sozialen Aufstieg.* Arch. Rass. Biol. XXX, 30—36, 1936.

Schrijver, F.: *De huwelijksvruchtbaarheid in Nederland;* Erfelijkheid bij de Mens. II, 250—253, 1936.

Valaoras, V.: *A comparative study of the mortality of the population of Greece.* Hum. Biol. VIII, 533—564, 1936.

Wolff, G.: *Eine neue deutsche Sterbetafel.* D. M. W. LXII, 1471, 1936.

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

Beaglehole, E.: *Polynesian Anthropology today.* Amer. Anthrop. XXXIX, 213—221, 1937.

Bemerkenswerte Arbeit, die wertvolle Richtlinien über die weitere anthropologische und völkerkundliche Erforschung Polynesiens gibt. H. Damm, Leipzig.

***Keiter, F.:** *Die rassischen Verhältnisse Niederdeutschlands.* Schriftenreihe: Das niederdeutsche Hamburg 4/5. 24—36. Boysen, Hamburg 1936. (RM. 1.35.)

Im Anschluß an eine Darstellung des Landschaftscharakters und Siedlungsbildes im niederdeutschen Raum durch L. Mecking berichtet der Verf. gemeinverständlich über biologische Voraussetzungen niederdeutschen Lebens. Das rassische Verhältnis der Niederdeutschen zu den Nordeuropäern und zu anderen deutschen Volksgruppen wird — besonders auf Grund der Untersuchungen der anthropologischen Institute Hamburg und Kiel — behandelt und die Schilderung der Körperformgruppen durch „Kulturschöpferbilanzen" und volkskundliche Charakterangaben über Niedersachsen ergänzt. Denn es kommt dem Verf. sehr darauf an, dem Leser eine richtige Vorstellung vom ganzheitlichen Inhalt der Rassenkunde zu vermitteln. H. Grimm, Breslau.

Meyer, W. L.: *Anthropologische und odontologische Untersuchungen auf den kleinen Sunda-Inseln Timor und Rote.* Festschr. Odontol. Ges. Basel 141—195, 1936.

Gemeinsam mit dem Ethnologen Bühler durchgeführte Reisen führten zu Messungen bei einigen Stämmen, von denen jedoch nur die Mittelwerte gegeben werden. Vorwiegend melaneside Atoni im Westen stehen den zahlreicheren Belu palämongolid-melanesider Mischung mit vielen weiteren Einschlägen im Osten gegenüber: ein ausgezeichnetes Gebiet für Bastarduntersuchungen, in dem oft Tal um Tal und Stamm um Stamm andere und kennzeichnende Mischtypen hervorbringt. Merkwürdigerweise zeigt das Innere, besonders das westliche Gebirgsgebiet des Fatu Matabia, auch Kleinwüchsige (♂ : 155 cm) (bei denen es sich vermutlich um zersetzte Kleinwuchs-Melaneside handeln dürfte). Es ist das die erste Mitteilung über solche. Wenige Photos, aber gute Profilzeichnungen. — Der 2. Teil bringt odontologische Beobachtungen von Timor und Rote. Die Karieshäufigkeit schwankt zwischen 10 und 80%. Verf. glaubt dies in erster Linie auf ein Mehr oder Minder an Sonne oder an Vitamin C zurückführen zu können. Zudem erfordert jede Örtlichkeit ihre eigene „gute" Ernährung. v. E.

***Stübel, H.:** *Die Li-Stämme der Insel Hainan.* Ein Beitrag zur Volkskunde Südchinas. 304 S., 260 Abb., 12 Sprachtab., 1 Karte. Klinkhardt & Biermann, Berlin 1937. (RM. 60.—.)

Eine monographisch erschöpfende und erstklassige Schilderung der Li-Stämme, die auch den Menschen selbst nicht ausläßt. Jedem Kapitel ist ein kurzer, das körperliche Aussehen gut charkterisierender Teil eingegliedert, der im Verein mit den beigegebenen Bildern die eindeutige Zugehörigkeit zur palämongoliden Schicht erweist. Infolge des außerordentlichen Mißtrauens war es nur möglich, an 8 Bend-i-Li und 8 Hung-mau-dung-Li einige Kopfmaße und die Körperhöhe abzunehmen, deren Mittelwert, mittlerer Fehler und Standardabweichung veröffentlicht werden. In einem Abschnitt über Volkscharakter werden jeweils gute Beobachtungen über die Verhaltensweisen der verschiedenen Stämme wiedergegeben. Ausgiebig schildert der Verf. Sitten und Gebräuche, sowie das Kulturgut, das ebenfalls durch eindrucksvolles, z. T. farbiges Bildmaterial belegt ist. Ein sehr reichhaltiges Vokabularium der Li- und Miao-Sprachen wird der vergleichenden Sprachforschung wertvolle Dienste leisten. Alles in allem ein Buch, das Anthropologen wie Ethnologen mit gleichem Gewinn zur Hand nehmen. D. Costa.

***Wagner, K.:** *The Craniology of the Oceanic Races.* 193 S. mit 22 Abb. im Text und 31 Taf. Vid.-Akad. Skr. I.M.-N. Kl. 1937. Nr. 2. Oslo 1937.

Der Verf. beschreibt Maori- und Australierschädel des Anatomischen Instituts in Oslo, sowie Maori-, Australier-, Marquesas- und Sandwich-Schädelmaterial des Royal College of Surgeons in London auf Grund der Technik Martins und der englischen Biometrika. Die Messungen werden in nicht weniger als 32 Tabellen niedergelegt. Dementsprechend liegt der Hauptwert der sorgfältigen Untersuchung in der metrischen Analyse. Dabei läßt der Verf. — und das ist eine in die Augen springende Schwäche der Arbeit — charakteristische deutsche Arbeiten der letzten Jahre, insbesondere solche über Negritos und Weddas und deren Stellung zu den Australiern und Melanesiern, unberücksichtigt. Die Tafeln sind gut und charakteristisch. H. W. Müller, Frankfurt a. M.

Chevket, A. K.: *Etude anthropologique de quelques squelettes d'Alacahöyük.* Anthrop. XLVII, 33—39, 1937.

Daniel, G. H.: *Changes in the racial character of the population of the Llandebie District.* J. R. Anthrop. Inst. LXVII, 143—156, 1937.

Ehrhardt, S.: *Skopzen in der Dobrudscha.* Kurzer Bericht über einige Messungen und eine Abformung. Anthrop. Anz. XIV, 71—72, 1937.

Frank, A.: *Zur Kraniologie der Batak.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 203—218, 1937.

Reschke, H.: *Zur Kraniologie der Tschechen.* Eine Schädelserie aus Naki (Mähren). Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 169—180, 1937.

Länderkunde und Anthropogeographie

***Gourou, P.,** *Les paysans du delta Tonkinois, étude de géographie humaine.* Publ. Ecol. Franc. Extr. Orient XXVII, 666 S. Les Editions d'Art et d'Histoire, Paris 1936.

Eine ausgezeichnete und auf eingehender Landeskenntnis begründete kultur- und wirtschaftsgeographische Untersuchung, reich mit Abbildungen und Karten ausgestattet. Für die Rassenkunde ist die Behandlung der Bevölkerungsbewegung im dichtbesiedelten Tongking-Delta wichtig und besonders interessant die S. 196 ff. gestellte Prognose für die zukünftige Bevölkerungsentwicklung. W. Credner, München.

***Guse, F.:** *China. Ereignisse und Zustände.* 77 S. Georg Stilke, Berlin 1937. (Geh. RM. 3.—.)

Die kleine Schrift gibt Beobachtungen und Gedanken eines Arztes, der 6 Jahre in China lebte, über die politische Lage und Entwicklung des Riesenreiches. Verf. sieht die Hauptaufgabe der Führung in der Wiedererweckung des durch die Lehren der Religion und Philosophie verdrängten Wehrwillens des chinesischen Volkes. D. Costa.

***Missénard, A.:** *L'homme et le climat.* Préface du docteur Alexis Carrel. 270 S., Plon, Paris 1937. (Fr. 20.—.)

Das Buch gehört zu der wachsenden Zahl ausländischer Schriften zur menschlichen Umweltkunde, ist jedoch nicht von einem Anthropologen oder Biologen überhaupt, sondern einem Physiker geschrieben. So werden auch vorwiegend von diesem Standpunkt aus die Einflüsse von Hitze und Kälte, Feuchtigkeit, Druck, Strahlung, Elektrizität und Wind behandelt. Das geschieht oft in ansprechender auch nicht zu scharf gegliederter vielfach plaudernder Form. Aber dann werden biologische Schlüsse gezogen. Dabei tritt in krasser Form das Fehlen einer wissenschaftlichen Menschforschung im westlichen Europa heraus. Denn wenn man liest, es gäbe schwarze und gelbe Juden nicht als Folge von Mischung und Proselytenmacherei, sondern einfach der „Umwelt", so mutet das einem auch nur oberflächlich anthropologisch geschulten Leser viel zu, und es steht nicht allein. Tatsache aber ist, daß derartige nur beim Fehlen einfachster Schulung möglichen Auffassungen gelesen und geglaubt werden. Damit öffnet sich eine tiefe geistige Kluft. v. E.

***de Reynold, G.:** *Portugal.* 348 S. Editions Spes, Paris o. J. (1936). (Fr. 18.—.)

Ein mit warmer Begeisterung für Land und Leute geschriebenes Buch. Es umfaßt drei Teile: La terre et les hommes — l'histoire et la civilisation — Salazar et l'état nouveau. Portugal ist Ackerbauland, 85% der Gesamtbevölkerung sind Bauern. Ihnen stehen gleichwichtig, obwohl nicht sehr zahlreich, die Fischer zur Seite, Träger der Hauptindustrie, der Ölsardinen-Ausfuhr. Die Schicht der Intelligenz ist sehr dünn, denn noch immer sind 60% der Gesamtbevölkerung Analphabeten. Die seelischen Verhaltensweisen sind in ihrer regionalen Verschiedenheit und doch volksmäßig-typischen Einheitlichkeit gut beobachtet und geschildert. Der kurze historische Abriß führt zum letzten Kapitel, der heutigen Politik Portugals, die an Ort und Stelle kennenzulernen der Zweck der Reise quer durch das Land war. Das mit poetischem Schwung und doch ernster und gerechter Sachlichkeit verfaßte Buch verdient alle Beachtung. D. Costa.

Ghigi, A.: *Clima, terreno e distribuzione geografica degli animali.* Scientia LXI, 333 bis 343, 1937.

Gillmann, C.: *Die vom Menschen beschleunigte Austrocknung von Erdräumen.* Z. Ges. Erdk. Berlin o. B., H. 3/4, 81—89, 1937.

***Merner, P. G.,** *Das Nomadentum im nordwestlichen Afrika.* Berliner geographische Arbeiten H. 12, 79 S. Engelhorn, Stuttgart 1937.

Oberhummer, E.: *Medizinische Geographie.* Forsch. Fortschr. XII, 436—437, 1936.

Pickles, Th.: *North America, Central America and West Indies.* 276 S. J. M. Dent and Sons. London 1936.

Viertmann, G.: *Das Eiszeitproblem.* Ein neuer Lösungsversuch. Geogr. Anz. XXXVIII, 503—512, 1937.

III. Nachrichten[1])

Australien

— Die Eingeborenen von Australien sandten eine Petition mit 1814 Unterschriften aus allen Teilen des Landes an den König von England mit der Bitte, ihnen eine *Vertretung im australischen Parlament* zu geben und sie vor dem Aussterben zu bewahren. In der Times knüpfte sich daran eine längere Diskussion über die Eingeborenenfrage in Australien.

— Im März 1938 feiern die rund 9500 katholischen Maori die *Hundertjahrfeier der Ankunft der ersten katholischen Missionare in Neuseeland.* An der Stelle, wo der spätere Bischof *Pompallier* an Land ging, wird am 8. März von seinem sechsten Nachfolger ein Denkmal eingeweiht werden. (Z)

— Das *Kulturmorphologische Institut* in Frankfurt a. M. sandte unter Leitung von Dr. *Petri* eine *Expedition nach Nordwestaustralien,* insbesondere um die dort noch lebendige Felsmalerei der Eingeborenen zu studieren. (Z)

Baltische Staaten

— Seit 1934 zeigt das estländische Deutschtum wieder einen *Anstieg der Geburtenzahlen.*

— Das lettische Kabinett hat ein neues Medizinalgesetz beschlossen, in dem auch *Sterilisation Erbkranker* vorgesehen ist.

— In Riga wurde ein *Institut für Anatomie, Physiologie und Hygiene* gegründet.

Canada

— Vom 25. bis 27. März 1937 fand in Toronto die 55. Tagung der *American Association of Anatomists* statt.

— Nach einem Bericht des Ministers of Mines and Resources ist die rückläufige *Bevölkerungsbewegung der kanadischen Indianer* zum Stillstand gekommen. Von 1927 bis 1936 hat ihre Zahl von 104 000 auf 112 000 zugenommen.

Deutschland

— Der Reichsminister der Justiz hat die *Einrichtung eines kriminalbiologischen Dienstes* für den gesamten Bereich der Reichsjustizverwaltung angeordnet. Ziel ist, durch eingehende erbbiologische Persönlichkeitsforschung der Rechtsbrecher eine Trennung zwischen erziehbarem Konfliktkriminellen und unerziehbaren Schwerkriminellen zu ermöglichen. (Z)

— Die Senckenbergische Stiftung in Frankfurt a. M. beschloß die *Gründung eines Instituts für Geschichte der Medizin* an der Universität, zu dessen Leiter Dr. *Artelt* ernannt wurde.

— In Berlin wurden die ersten 200 *Ehrenbücher für die deutsche kinderreiche Familie* in einem Festakt, bei dem u. a. Reichsamtsleiter Dr. *Groß* und Ministerialdirektor Dr. *Gütt* sprachen, überreicht. (Z)

— Nach einer Mitteilung des Statistischen Reichsamts ist trotz des Geburtenzuwachses der letzten Jahre das *Geburtensoll* noch nicht erreicht, sondern noch um 11% unterschritten.

— *Neue Vierteljahrsschrift:* Konstitution und Klinik. Zeitschrift für „Gesundheitsforschung und Konstitutionsmedizin", herausgegeben von Prof. *W. Jaensch* und Prof. *F. Rott*, Berlin. Verlag Joh. Ambr. Barth, Leipzig.

— Dr. med. *K. Metzger* erhielt einen Lehrauftrag für Rassenpflege und Bevölkerungspolitik an der Technischen Hochschule Dresden.

— *Ernannt:* Prof. Dr. *W. Credner*, München, zum Ehrenmitglied der Gesellschaft zur Erforschung Siams in Bangkok und zum Ausländischen Mitglied der Schwedischen Ge-

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.

sellschaft für Anthropologie und Geographie in Stockholm. — Dr. *Hermann Trimborn*, Bonn, zum a. o. Professor für Ethnologie.

— *Gestorben:* Am 4. Sept. 1937 in Breslau im Alter von 73 Jahren der Neuguineaforscher Dr. *Karl Lauterbach.*

Ecuador

— Der Volkswirt Golodetz und der Ingenieur Henriques studierten in Ecuador die *Ansiedlungsmöglichkeiten für Juden.* Außer der ländlichen Siedlung, die bei der geringen Bevölkerungsdichte an vielen Orten möglich ist, scheinen ihnen die Aussichten besonders für kleine Kaufleute und Handwerker, also die Berufstypen der Ostjuden, günstig zu sein (Geogr. J. LXXXIX, 486).

Frankreich

— *R. Verneau* mort à 86 ans, le 6 janvier 1938. De 1909 à 1928 il avait été professeur d'Anthropologie au Muséum national d'Histoire naturelle et directeur du Musée d'Ethnographie du Trocadéro. Quand avait été fondé l'Institut de Paléontologie humaine, il y avait été nommé professeur d'Anthropologie et avait exercé cette fonction jusqu'à sa mort. Un mois avant celle-ci, et malgré son âge, il faisait encore à cet Institut des cours très suivis.

R. Verneau a publié un grand nombre de travaux et de livres. Ses recherches les plus connues sont celles sur les Hommes fossiles de Grimaldi; c'est lui qui a montré que deux des squelettes de ces grottes ont un type „négroïde", et qui a créé pour eux le nom de „race de Grimaldi". C'est aussi lui qui, au cours de ses voyages aux iles Canaries, a signalé le premier la persistance chez les Guanches du type fossile de Cro-Magnon.

— En décembre dernier, le Dr. *Jude* a découvert dans la grotte de Rochereuil (Dordogne), un squelette enterré en posture accroupie et en place dans une couche azilienne. Retiré avec sa gangue de terre, il a été transporté au Laboratoire d'Anthropologie de Toulouse, où il a été dégagé et consolidé. C'est un squelette masculin en bon état, dolichocéphale et de stature moyenne. Ses caractères concordent avec ceux observés sur les autres squelettes mésolithiques de France: on a là les descendants des Hommes du Paléolithique supérieur, et non de nouveaux arrivants. L'existence de Pygmées, supposée par certains anthropologistes et préhistoriens est, en particulier, tout à fait exclue.

— Un *Institut indochinois pour l'etude de l'homme,* destiné à centraliser et diriger les recherches anthropologiques, ethnologiques et préhistoriques effectuées en Indochine, vient d'être créé à Hanoi. En liaison avec lui a été institué à l'Ecole de Médecine, un Laboratoire d'Anthropologie dirigé par le Dr. *P. Huard,* professeur d'Anatomie. — La fondation de l'Institut indochinois est à rapprocher de celle, annoncée dans le dernier numéro de *Zeitschrift für Rassenkunde* (p. 111), d'un *Institut français d'Afrique noire* à Dakar. Un effort est fait pour la création d'un Institut analogue à Madagascar. Ainsi existeront, dans les trois principaux blocs de colonies françaises, un groupe d'établissements de recherches spécialisés pour les étude anthropologiques et ethnologiques.

H. V. Vallois, Toulouse.

Großbritannien

— Das Royal Dental Hospital schenkte dem Britischen Museum den Backenzahn eines Neanderthalers, der 1865 in der Glenista-Höhle bei Gibraltar gefunden worden war.

— Prof. *F. Wood Jones*, bisher Professor für Anatomie an der Universität Melbourne, übernahm den Lehrstuhl für Anatomie an der Universität Manchester.

— *Verliehen:* Dem Ethnologen und Anthropologen *R. R. Marett*, Rektor von Exeter College, Oxford, der Ehrengrad des D. Litt. von der Universität Oxford.

— *Gestorben:* Am 16. Okt. 1937 im Alter von 61 Jahren *William Sealy Gosset*. Er wirkte unter dem Pseudonym „*Student*" an der Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Biometrie, wie sie von *K. Pearson* und seinen Schülern betrieben wird, mit (zahlreiche Beiträge in der „Biometrika").

Indien

— Vom 3.—10. Jan. 1938 fand in Kalkutta aus Anlaß des *Silberjubiläums der Indian Science Congress Association* eine gemeinsame *Tagung mit der British Association for the Advancement of Sciences statt.* Den Vorsitz der anthropologisch-ethnologischen Ab-

teilung hatte Dr. *B. S. Guha* inne. Ethnologische Vorträge überwogen, doch wurden auch mehrere anthropologische Themen behandelt. Von auswärtigen Anthropologen sprachen *H. I. Fleure*-Manchester über Rassenanalyse, *R. A. Fisher*-London über „Statistische Methoden in der physischen Anthropologie", *R. Ruggles-Gates*-London über Blutgruppen und *E. v. Eickstedt*-Breslau über „Die Lage der modernen Anthropologie". — Prof. *v. Eickstedt* brachte eine Resolution ein, die von Prof. *Fleure* unterstützt und der Versammlung angenommen wurde, die die Regierung auffordert, Lehrstühle für Anthropologie in Indien zu errichten.

— Prof. *Frhr. v. Eickstedt* führte eine *Studienreise zu den Kanikar* in den Dschungeln von Travancore (Süd-Indien) aus, um deren Konstitution und die Stilelemente des weddiden Gesichts zu untersuchen.

— Im Britischen Museum in London fand eine *Ausstellung paläolither Werkzeuge von Salsette,* einer Insel nördlich von Bombay, statt, die während der letzten drei Jahre ausgegraben wurden und zum erstenmal die Anwesenheit des paläolithischen Menschen in dieser Gegend belegen.

Italien

— Am 1. Jan. 1938 wurde der *300. Geburtstag des Anatomen und Naturforschers Niccolo Stenone* in Florenz mit einer feierlichen Gedächtnisfeier begangen.

— Nach der *Zählung von 1936* hat Libyen 888 636 Einwohner gegenüber 704 123 im Jahre 1931. Der außerordentliche Aufschwung wird der Verbesserung der hygienischen und wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse zugeschrieben.

— Durch Regierungsverfügung wurde den Weißen in Somalia verboten, öffentliche Veranstaltungen der Eingeborenen zu besuchen.

— Im *Museum für Italienisch-Afrika in Rom fand eine Ausstellung über den Anteil Italiens an der Erforschung Afrikas statt.* Sie zeigte Briefe, ethnographische Gegenstände, Zeichnungen und anthropographische Notizen von Giuseppe Sapeto, Gaetano Casati, Romolo Gessi, Vittorio Bottego und anderen Reisenden.

In zahlreichen italienischen Städten fanden *Kurse zur kolonialen Ausbildung der italienischen Frauen* statt, in denen Ärzte, Anthropologen, Geographen, Volkswirtschaftler und Landwirte Vorträge und praktische Übungen abhielten.

Durch Königliche Verfügung vom 25. Juni 1937 erhielt die Società Romana di Antropologia den *neuen Namen Istituto Italiano di Antropologia.* *L. Cipriani, Florenz.*

Prof. *Lidio Cipriani,* Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Florenz, ist nach Italienisch-Ostafrika aufgebrochen, um im Auftrag der Königl. Akademie und des Zentralamts für koloniale Studien anthropologische Untersuchungen durchzuführen.

Ostafrika

Ein *Kongreß der Indier von Kenya* in Nairobi protestierte gegen den Plan, die Hochländer von Kenya der europäischen Siedlung zu reservieren. Es wurde ferner beschlossen, ein Abordnung nach Indien zu senden, um die öffentliche Meinung gegen diesen Plan in Bewegung zu setzen. (Z)

— Dr. *Kohl-Larsen* ist im Dezember 1937 zu einer neuen *Afrikaexpedition* aufgebrochen, die auf 1½ Jahre berechnet ist und besonders das Gebiet um den Nyarassa-See erfoschen soll.

Österreich

— *Ernannt:* Prof. *O. Menghin* zum Ehrenmitglied der Prehistoric Society of Great Britain und zum Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen.

Polen

— Im Einvernehmen mit der französischen Regierung untersuchte eine polnische Studienkommission unter Leitung von *Major Lepecki,* der auch zwei Juden angehörten, die *Ansiedlungsmöglichkeiten für Polen und polnische Juden auf Madagaskar.* Danach soll die Insel etwa 70 000 Siedler aufnehmen können, deren Ansiedlung aber mit erheblichen Kosten verbunden sein würde. (Z)

— *Ernannt:* Der Professor für prähistorische Archäologie an der Universität Warschau Dr. *W. Antoniewicz* zum Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher in Halle.



Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

B. Adachi, Kyoto; R. Biasutti, Florenz; H. Böker, Jena; F. Burgdörfer, Berlin; V. Christian, Wien; J. Czekanowski, Lemberg; Ch. B. Davenport, Washington; T. F. Dreyer, Bloemfontein; H. von Eggeling, Berlin; H. J. Fleure, Manchester; Hans F. K. Günther, Berlin; G. Heberer, Tübingen; J. Imbelloni, Buenos Aires; Fritz Kern, Bonn; J. P. Kleiweg de Zwaan, Amsterdam; N. Krebs, Berlin; W. Krickeberg, Berlin; J. Kumaris, Athen; P. de Lima, Porto; H. Lundborg, Upsala; F. Sarasin, Basel; B. Škerlj, Ljubljana; E. Speiser, Basel; Griffith Taylor, Toronto; R. Thurnwald, Berlin; H. Vallois, Toulouse; O. Frh. v. Verschuer, Frankfurt/Main; E. Wahle, Heidelberg; H. Weinert, Kiel; J. Weninger, Wien; D. Westermann, Berlin; Ch. Ch. Yöng, Kanton

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 46 Abbildungen und 6 Tabellen



1938

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 17. Mai 1938

JAHRGANG 1938 7. BAND 3. HEFT

Jahrgang 1938, Bd. VII, Heft 3

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

II. Neues Schrifttum

III. Nachrichten

Istituto Nazionale di Biologia del Consiglio Nazionale delle Ricerche — Roma — Direttore: Prof. S. Visco

Grundumsatz und Lebensablauf der Rassen

Von

Prof. *Giuseppe Genna*, Rom

Mit 1 Abbildung

Die Intensität der verschiedenen biochemischen Vorgänge, der aufbauenden wie der abbauenden, die der inneren lebendigen Kraft des Körpers zugrunde liegen, kann man für die Gesamtheit des Körpers zusammenfassend beurteilen, indem man ihr Wärmegleichgewicht bestimmt, d.h. die entsprechende Menge der hervorgebrachten Kalorien.

Das dazu notwendige Verfahren ist heute weitestgehend vereinfacht, indem es lediglich auf der Bestimmung der in der Zeiteinheit verbrauchten Sauerstoffmenge beruht. Das geschieht am besten mit dem Apparat von Benedict-Roth, der neben der fast unmittelbaren Ablesung der Kalorienmenge pro Stunde auch eine Kontrolle über die Regelmäßigkeit der graphisch registrierten Atmungsbewegung gestattet.

Die absolute Intensität des Grundumsatzes, die der Apparat anzeigt, und die korrigiert wird nach Temperatur und Luftdruck der Umgebung, ist natürlich proportional der individuellen Körpermaße. Wenn man die Verschiedenheiten des relativen, d.h. auf die Körpermaße bezogenen Grundumsatzes wissen will, muß man also die hervorgebrachten Kalorien pro Stunde in Beziehung setzen zu der in Quadratmetern ausgedrückten Körperoberfläche. Diese kann man aus dem Gewicht und der Körperhöhe berechnen und für einen guten Index der Körpermasse selbst ansehen. Wenn man das untersuchte Individuum 12 Stunden lang im Zustande völliger Ruhe und Nüchternheit und unter termisch neutralen Bedingungen verbleiben läßt, kann der unter diesen Umständen festgestellte Umsatz als „Grund"-Umsatz betrachtet werden, d.h. als zumindestens vergleichbar mit der elementaren energetischen Aktivität, die notwendig ist, um das Individuum grade am Leben zu erhalten. Ein solcher Grundumsatz läßt sich für jedes Individuum mit hinreichender Sicherheit feststellen, ja kann sogar als eine seiner physiologischen Eigentümlichkeiten betrachtet werden.

Verschiedene anthropologische Einflüsse üben einen Einfluß auf die Intensität des Grundumsatzes aus, wie das Geschlecht, das Alter, der Konstitutionstypus.

So weiß man, daß die Frauen im allgemeinen einen niedrigeren Grundumsatz als die Männer haben, die Erwachsenen einen geringeren als die Jugendlichen, die ausgesprochen Kurzwuchstypen einen geringeren als die ausgesprochen Langwuchstypen, entsprechend den bekannten funktionellen Unter-

schieden der Drüsen mit innerer Sekretion. Aber beeinflußt auch das rein rassische Moment den Grundumsatz? D.h. gibt es auch Unterschiede des Grundumsatzes, die ausschließlich den rassischen Unterschieden entsprechen?

Zu dieser Frage hat sich in den letzten Jahren eine ausgedehnte internationale Literatur gehäuft, vor allem auf die von Benedict (2) gesammelten und ausgewerteten ersten Ergebnisse hin. In der letzten Ausgabe des klassischen Werkes von Du Bois (4) findet sich eine nach Ländern und Rassen geordnete Aufstellung der hauptsächlichsten Ergebnisse, die bis 1936 dazu zusammengetragen wurden.

Es handelt sich dabei um eine Reihe mittlerer prozentualer Abweichungen (positiver und negativer) des Grundumsatzes bei verschiedenen menschlichen Gruppen, gemessen an einer Vergleichsgruppe der weißen Rasse. Der Standard wechselt von dem ursprünglichen bei Aub und Du Bois zu dem von Harris und Benedict bis zu dem neuesten von Boothby, Dunn und Berkson 1936.

Du Bois kommt zu folgendem Schluß: „Wenn man diese Ergebnisse zusammenfaßt, dann erscheint es klar, daß es im Grundumsatz ausgesprochen rassische Differenzen gibt, unabhängig von den Einflüssen des Klimas. Die australischen Eingeborenen zeigen einen niedrigen Grundumsatz, die Chinesen einen mäßig niedrigen, die Japaner einen ebenso hohen wie der Standard der amerikanischen Autoren. Die Eingeborenen gewisser Teile Indiens und Syriens haben ausgesprochen niedrige Werte, vielleicht teilweise in Zusammenhang mit Unterschieden der Ernährung und der Muskeltätigkeit. Die Weißen Mittel- und Südamerikas scheinen keine rassischen Differenzen zu zeigen, oder doch nur eine leichte Erniedrigung, die dem warmen Klima zugeschrieben werden muß. Demgegenüber liegen die Mayaindianer und die Araukaner etwas über dem mittleren Grundumsatz der weißen Nordamerikaner. Eine zufriedenstellende Erklärung der rassischen Differenzen ist nicht gefunden worden. Es besteht kein Grund, im Falle eines erhöhten Grundumsatzes eine besondere Überlegenheit, oder im Falle eines niedrigeren Grundumsatzes eine besondere Unterlegenheit zu vermuten."

Tatsächlich befriedigt es nicht, rassische Unterschiede des Grundumsatzes festzustellen, die keine systematische Entsprechung zwischen Rasse und Grundumsatz zu erkennen erlauben.

Man muß noch bedenken, daß der mittlere prozentuale Unterschied zwischen einer Rasse und dem Vergleichstypus der Mittelwert der einzelnen prozentualen Unterschiede der Individuen verschiedenen Alters der in Frage stehenden Gruppe ist, verglichen mit den Werten desselben Alters des gewählten Vergleichstypus. Nun ist klar, daß die Gewinnung eines solchen einzigen komplexen Mittelwertes nur korrekt sein würde (unter dem Gesichtspunkt der Klarstellung rassischer Differenzen), wenn die Kurve, die die mittleren Unterschiede des Grundumsatzes nach dem Alter in der untersuchten Gruppe darstellt, sich von der des Vergleichstypus durch eine fast gleichförmige prozentuale Zunahme (oder eine fast gleichförmige prozentuale Abnahme) der auf sämtliche Altersstufen bezogenen Grundumsatzwerte unterscheiden würde, wodurch bei Benutzung der logarithmischen Skala die beiden Kurven ungefähr parallel laufen würden. In diesem Falle würde der Mittel-

wert der prozentualen Differenzen der verschiedenen Altersklassen eine wirkliche Bedeutung haben; denn man könnte dann von einer einzigen allgemeinen prozentualen Differenz sprechen, wie hoch auch das Alter sei. Wenn aber die beiden Kurven einen verschiedenen Verlauf zeigen, auch unter Verwendung der logarithmischen Skala, was besagen würde, daß verschiedene prozentuale Unterschiede bei den verschiedenen Altersgruppen bestehen, dann würde ein einziger Mittelwert der prozentualen Differenzen des biologischen Aussagewertes entbehren.

Die Autoren haben sich stets auf einen solchen Mittelwert beschränkt; sie haben also bis jetzt vorausgesetzt, wenn auch unausgesprochenermaßen, daß zwischen den verschiedenen rassischen Gruppen keine von Altersstufe zu Altersstufe verschiedenen prozentualen Unterschiede des Grundumsatzes bestehen, und daß alle Rassenkurven nach dem Alter, auf der logarithmischen Skala abgetragen, einen analogen Verlauf zeigen.

Eine solche Annahme hat sich mir, bei der Untersuchung des Grundumsatzes einer Gruppe von Eingeborenen aus Libyen, als vollständig unhaltbar herausgestellt.

Diese Untersuchung wurde von mir in Tripoli (6) in den Monaten März und April 1937—XV durchgeführt, und zwar auf Veranlassung des Istituto Nazionale di Biologia des Consiglio Nazionale delle Ricerche unter der Leitung von Herrn Prof. Sabato Visco, dem die ganze vorbereitende Organisation zu verdanken ist.

Ich habe die Untersuchung so vorbereitet, daß ich sie unter den denkbar besten experimentellen Bedingungen durchführen konnte, die sich in nichts von denen unserer wissenschaftlichen Laboratorien unterschieden. Das ist möglich geworden u. a. durch die Hilfe der libyschen Regierung, des Oberbürgermeisters von Tripoli und vor allem des Direktors des Ospedale Coloniale, Prof. Ciotola; er hat, überzeugt von der Wichtigkeit der Untersuchung, nicht gezögert, mir ausgedehnte Räumlichkeiten und das anfallende Material zur Verfügung zu stellen. Außerdem habe ich mich der aufopfernden täglichen Mitarbeit von Dr. Bacchelli, Direktor des Bakteriologischen Laboratoriums in Tripoli erfreuen dürfen.

Die untersuchten Eingeborenen stammen alle aus dem beduinischen Dorf von Porta Tagiura und von einer nomadisierenden Beduinengruppe bei Porta Akkara. Sie wurden am Abend vorher in die Ambulanz des Ospedale von Tripoli gebracht, wo sie in einem Zimmer unter Aufsicht schliefen. Am folgenden Morgen wurden sie zuerst in einem anstoßenden Zimmer der Untersuchung des Grundumsatzes mit der Apparatur von Benedict-Roth unterworfen und dann in anderen Zimmern weiteren Untersuchungen anthropophysiologischer (Pulsfrequenz, Blutdruck, Blutgruppen usw.) und anthropomorphologischer Natur (Gewicht, Körperhöhe, Brust- und Extremitätenmaße, Maße zur Bestimmung des Konstitutionstypus nach Viola, Kopfmaße, Pigmentverhältnisse, Photographie).

Unter diesen Umständen ist es gelungen, die Feststellungen über den Grundumsatz unter Bedingungen zu gewinnen, die streng den Vorschriften entsprechen, um tatsächlich den „Grund“-Umsatz zu erhalten. Es ist jedoch bekannt, daß es zahlreiche Gründe gibt, die leicht zur Feststellung eines irrtümlichen Grundumsatzwertes führen, eines zu geringen (geringe Wirksamkeit des

Natronkalks u. a.) oder eines zu hohen (unvollständig ausgeruhte und nicht völlig nüchterne Individuen, schlecht schließende Mundstücke und Nasenklammern usw.).

Unter den Gründen für einen Irrtum nach oben muß man, wie ich festgestellt habe, sein besonderes Augenmerk auf den ungenauen Sitz der Mundstücke und der Nasenklammern richten (wegen der Prognathie, der Vorwölbung der Lippen und der Chamärrhinie), die ja für Europäer konstruiert sind. Ich behaupte, daß die sich daraus ergebende Verbindung mit der Außenluft zu einem zu hohen Wert führt und nicht zu einem zu geringen, wie mehrfach behauptet worden ist.

Von allen möglichen Fehlerquellen führt die weitaus überwiegende Zahl zu einer Abweichung nach oben. Ein Grundumsatzwert, der sich sehr stark vom normalen unterscheidet, ist mit großer Vorsicht zu betrachten, besonders wenn es sich um einen sehr hohen Wert handelt. In solchen Fällen empfiehlt sich eine Kontrolle der Versuchsbedingungen, ehe man die Ergebnisse auswertet.

Ich habe ungefähr 200 männliche Eingeborene verschiedenen Alters untersucht, von 16—50 Jahren. Von jedem von ihnen habe ich die Kalorienmenge pro Stunde und Quadratmeter der Körperoberfläche berechnet. Diese Kalorienzahl geteilt durch die des amerikanischen Vergleichstypus von gleichem Alter (nach der Tabelle von Du Bois, modifiziert von Boothby und Sandiford, 1929) und multipliziert mit 100 ergibt den relativen Intensitätsindex des gesuchten Grundumsatzes, bezogen auf den besagten Vergleichstypus.

Der Mittelwert der Individualindizes von etwa 40 Negern (mit geringer Beimischung arabischen Blutes) hat einen wenig über 100 liegenden Wert ergeben; der von etwa 160 Arabern (Beduinen) einen Wert, der zwischen etwa 101 und 102 schwankt, je nachdem, ob man in die Berechnung eine kleine Gruppe von 8 Individuen mit besonders hohem Grundumsatz mit einschließt oder nicht, die man aber wohl mit Recht beiseite lassen kann.

Darnach ist der Grundumsatz der Neger praktisch dem der Amerikaner gleich, während der der Araber etwas darüber liegt. Diese leichte Differenz der Araber nach oben darf man wohl vernachlässigen, angesichts der Unterschiede, die andere Autoren unter außereuropäischen Bevölkerungen gefunden haben.

Ich habe ferner die Verteilung der Frequenzen der Individualindizes bei den Arabern untersucht; die Neger habe ich nicht berücksichtigt, da ihre Zahl zu klein ist. Vernachlässigt man die Unregelmäßigkeiten der Kurve, die die besagte Verteilung darstellt (von denen sich diese oder jene bei eingehender Prüfung erklären ließe), so scheint die Verteilung im wesentlichen binomial zu sein; d. h. sie folgt der Fehlerkurve, indem die Häufigkeiten allmählich immer stärker abnehmen, je mehr sie sich von den mittleren Klassen entfernen. Im ganzen scheinen also die individuellen Abweichungen des Index vom Mittelwert zufälliger Natur zu sein.

Wenn man aber bedenkt, daß sich die individuellen Indizes auf Individuen von 16—50 Jahren beziehen und daß unter diesem Gesichtspunkte die Gruppe nicht als einheitlich angesehen werden kann, muß man noch feststellen, ob der Mittelwert für die einzelnen Altersklassen jeweils dem Gesamtmittelwert gleich ist.

Diese Frage löst sich biometrisch, wenn man den Korrelationskoeffizienten

zwischen Grundumsatz und Lebensalter bestimmt. Diese Korrelation ergibt sich gleichmäßig zu r = — 0,332 ± 0,048. Darnach kann man sagen, daß den jugendlicheren Altersstufen höhere mittlere Indizes entsprechen und den höheren Altersstufen geringere.

Um diese Erscheinung genauer zu fassen, können wir, durch Berechnung der Regression des Grundumsatzindex auf das Alter, bestimmen, um wieviel — Altersstufe für Altersstufe — der Grundumsatz der Araber prozentual im Mittel von dem der Amerikaner abweicht. Wenn wir ferner die so erhaltenen Indexwerte (geteilt durch 100) mit dem Grundumsatz der Amerikaner gleichen Alters multiplizieren, so erhalten wir eine Tabelle des mittleren Grundumsatzwertes der Araber (in Kalorien pro Stunde und Quadratmeter) nach dem Alter, analog der von Boothby und Sandiford für die Amerikaner:

Alter	Amerikaner	Araber
16	44,7	(47,4)
17	43,7	(46,2)
18	42,9	45,2
19	42,1	44,2
22	41,0	42,7
27	40,3	41,3
32	39,8	40,2
37	39,2	38,9
42	38,3	37,4
47	37,8	(36,3)
52	37,2	(35,1)

In der unten wiedergegebenen Zeichnung sind die beiden Kurven vorgeführt, die den Daten der vorstehenden Tabelle entsprechen. Das Alter ist in Jahren auf der Abszisse abgetragen, der Grundumsatz, in Kalorien pro Stunde und Quadratmeter, auf der Ordinate. Ich habe die logarithmische Skala angewandt, wegen des Vorteils, den sie aus den schon angedeuteten Gründen hat. Auf ihr stellt die Abweichung zwischen den dieselben Altersgruppen bezeichnenden Punkten der beiden Kurven in angemessener Weise die Beziehungen zwischen den beiden ethnischen Gruppen dar; viel eher als die absolute Differenz zwischen diesen Werten.

Die Kurve der Araber hat Ähnlichkeit mit der der Amerikaner, da ja die Werte der Araber aus denen der Amerikaner des entsprechenden Alters gewonnen sind, wie ich bereits sagte. Die Kurve der Araber ist daher keine Gerade, ebensowenig wie die der Amerikaner, auch auf der normalen Skala. Wenn man jedoch auf die direkte Regression des Grundumsatzes der Araber auf das Alter zurückgreift, so erhält man — auf der normalen Skala — eine Gerade. Welche Kurve den Ablauf des Grundumsatzes bei den Arabern als Funktion des Alters am besten ausdrückt, d.h. in engerem Anschluß an die Wirklichkeit als die rohen Daten, das zu diskutieren behalte ich mir für die endgültige Veröffentlichung der Untersuchung vor.

Hier interessiert jedoch die Tatsache, daß die Kurve der Araber weit davon entfernt ist, mit der der Amerikaner parallel zu laufen. Sie hat vielmehr eine etwas stärkere Neigung. Die beiden Kurven kreuzen sich etwas oberhalb von 30 Jahren. In einem gewissen Alter haben also Amerikaner und Araber die gleiche Intensität des Grundumsatzes; dagegen ist sie vorher stärker bei den Arabern, nachher bei den Amerikanern.

Es besteht also eine rassische Differenz hinsichtlich des Ablaufes des Phänomens während der verschiedenen Lebens-

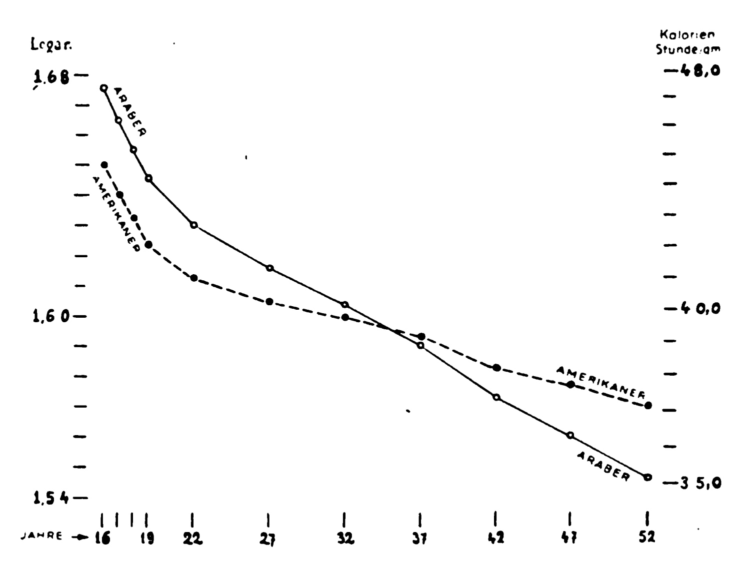


Abb. 1. Der Lebensablauf des Grundumsatzes bei Arabern und Amerikanern

alter. Wirft man die Altersstufen zusammen, so verschwindet sie, weil sich im Mittelwert der höhere Wert der Jungen und der niedrige der Alten fast völlig kompensieren.

Das ist eine Tatsache, die zum erstenmal von mir gelegentlich der Untersuchungen an den Arabern klargestellt worden ist. Die früheren Autoren haben, wie ich bereits sagte, geglaubt, die rassischen Unterschiede des Grundumsatzes richtig ins Auge gefaßt zu haben, wenn sie Gruppenmittelwerte von Individuen gegeneinanderstellten, die aufs Geradewohl aus den Altersklassen zwischen 20 und 40 Jahren herausgegriffen waren. Es ist klar, daß dieses Verfahren zur Entschleierung der Differenz nicht geeignet ist, weil es die Veränderungen nicht berücksichtigt, die im Ablauf der Jahre eintreten. Wenn man es so macht, läuft man Gefahr, den Grundumsatz eines Rassentypus zu überschätzen oder zu unterschätzen, oder evtl. die Unterschiede durch das Alter verschwinden zu lassen, wenn nämlich alle Altersklassen zwischen den Extremen in kongruenter Weise vertreten sind.

Wie dem auch sei, zur Analyse des Phänomens in der angegebenen Art genügt es nicht mehr, ein paar Dutzend Individuen zu untersuchen, sondern man muß viel mehr untersuchen, so wie ich es glücklicherweise in Tripoli habe tun können.

Daß die Kurve des Grundumsatzes nach dem Lebensalter in den verschiedenen menschlichen Gruppen verschieden ist (und so die Anwendung des Mittelwerts der prozentualen Unterschiede als unbrauchbar zur Feststellung der rassischen Differenzen erweist), bedeutet keine Überraschung, sondern war vielmehr zu erwarten, so wenig auch jemand vor mir daran gedacht hat.

Es ist in der Anthropologie heute bekannt, daß die Wachstumskurve der einzelnen anthropometrischen Merkmale im allgemeinen von Rasse zu Rasse verschieden ist, wie man vom größten linearen Maß des Körpers, der Körperhöhe, genau weiß. Es genügt,

dazu an die Untersuchungen von Bean (1) über die Virginier, Indianer, Deutschen, Chinesen, Philippiner und Japaner und von Genna (7) über die Samaritaner zu erinnern.

Millot (8) bemerkt zutreffend: „Jede Rasse hat ihre eigene Kurve, die ihr ebenso eigentümlich ist, wie irgend eines der anatomischen Merkmale, die man zu ihrer Charakterisierung anzuwenden pflegt.“ So konnte Vallois (10) diesen Gedanken kürzlich auf die prähistorische Menschheit im Vergleich zur heutigen ausdehnen, auf Grund des Dentitionszustands und der Schließung der Schädelnähte. Dabei kam er zu dem wichtigen Ergebnis, daß „chez l'homme fossile il y avait, par rapport à l'homme actuel, une accéleration du développement, et c'est là une conclusion d'une portée biologique générale sur laquelle il n'y a pas lieu d'insister içi“.

Dementsprechend hat man auch Grund zu der Annahme, daß die Kurve der Altersreduktion der Körperhöhe und anderer anthropometrischer Merkmale von Rasse zu Rasse verschieden ist, obwohl man in dieser Hinsicht erst über sehr spärliche Angaben verfügt. In diesen Zusammenhang gehören die interessanten Notizen, die Livi (9) in seiner aufschlußreichen Arbeit über die biologischen Faktoren in der sozialen Ordnung gesammelt hat. Er zitiert u. a. die Beobachtungen von Boldrini (3), daß „Erhebungen an Frauen aus Melanesien für das Alter von 17 Jahren eine geringere Körperhöhe ergeben hätten, als sie bei einem Alter von 15½ Jahren angetroffen wurde. Diese mittleren Zahlen geben, da sie aus verschiedenen Gruppen gewonnen wurden, nur einen geringen Hinweis auf ein sehr frühes Altern.“ Er erinnert auch an die genaueren Hinweise, die Hovelacque und Hervé (5) zu diesem Gegenstand gaben: „L'époque où la vieillesse succède à l'âge mûr est, semble-t-il, plus hâtiv aussi dans les races inférieurs.“

Man muß mit Livi als letzte Konsequenz eines vorzeitigen Alterns zugeben, daß in primitiven Lebensverhältnissen die normale Lebensdauer merklich geringer sein muß, wenn man unter normaler Lebensdauer versteht: „das Alter, das der größten Klasse einer Kurve entspricht, die eine Gruppe von gleichzeitig geborenen Individuen darstellt, verteilt nach dem Sterbealter — unter Ausschluß der jüngsten Jahrgänge — (Lexissche Kurve).“ Nach Livi ist nämlich „der statistische Ausdruck, der sich am besten dazu eignet, den biologischen Begriff der Lebenspotenz einer Art, Rasse oder Gruppe auszudrücken, immer noch der der ‚normalen Lebensdauer‘, den Lexis schon im Jahre 1877 vorgeschlagen hat; man kann ihn definieren als dasjenige erwachsene Alter, in dem die größte Zahl gleichzeitig geborener Individuen stirbt, ein Alter, das heutzutage für die zivilisiertesten Bevölkerungen der weißen Rasse zwischen dem 72. und 80. Jahre schwankt.“

In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß man zu ähnlichen Verhältnissen wie bei den heutigen primitiven Bevölkerungen gegenüber den zivilisierten kommt, wenn man die prähistorische Menschheit der gegenwärtigen gegenüberstellt: Vallois (10) sagt: „Tout concorde pour montrer que la durée de la vie chez les Hommes fossiles était notablement plus courte que de nos jours, et cette conclusion est valable pour les Hommes de Néanderthal comme pour ceux du Paléolithique supérieur et du Mésolithique“; und weiter: „à l'époque du Bronze et, à plus forte raison, chez les Egyptiens de la période

romaine, il y avait déjà une notable augmentation de la durée de la vie par rapport aux temps paléolithique et mesolithique."

Nach Vallois endeten die Menschen des Paläolithikums und des Mesolithikums ihr Leben normalerweise mit etwa 50 Jahren, d.h. in Übereinstimmung mit dem beginnenden (Männer) oder vollständigen (Frauen) Verlust der geschlechtlichen Potenz; das entspricht den bei den wildlebenden Säugetieren geltenden Verhältnissen, die im allgemeinen das Erlöschen der Potenz nicht lange überleben. Es war nicht möglich, darüber hinaus (nach dem Gedankengang von Vallois die normale Grenze) ein Leben zu erhalten, dem unzählige Schwierigkeiten entgegentraten. Unter diesen standen jene an erster Stelle, die auf den begrenzten — nur in der Jagd und dem Fischfang liegenden — Möglichkeiten der Nahrungsgewinnung beruhen.

In den folgenden Epochen konnte sich mit der Entwicklung des Ackerbaues, der ein seßhaftes Leben und die Anhäufung von Lebensmittelreserven ermöglichte, eine Verlängerung der Lebensdauer über die normale Mindestgrenze hinaus ergeben, wie es für die Metallzeiten und die frühgeschichtlichen Epochen feststeht. Diese Verlängerung, die Vallois als sekundär ansieht (bezogen auf die für die älteren Epochen normale minimale Lebensdauer), hat dann in neuerer Zeit bei den zivilisierten abendländischen Völkern den höchsten Grad erreicht, infolge der erheblichen Verbesserung, die sich in den allgemeinen Bedingungen des zivilisierten Lebens ergab (eine Verbesserung, von der man meint, daß sie auch die allgemeine Erhöhung der mittleren Körperhöhe hervorgerufen habe, die in den letzten Jahrzehnten festzustellen war).

Da nun diese Unterschiede der Lebensdauer wie auch des Wachstumsrhythmus bei den Menschen in den prähistorischen, frühgeschichtlichen und geschichtlichen Perioden, wie Vallois bei seiner eingehenden Prüfung klargestellt hat, vollständig mit denen übereinstimmen, die man bei den heutigen zivilisierten und primitiven Bevölkerungen annehmen muß, muß man folgern, daß es sich um eine allgemeine Erscheinung handelt, die im gesamten Umkreis der heutigen und früheren Menschheit festzustellen ist. Deswegen kann von nun an nicht mehr die — wenn auch stillschweigende — Annahme gestattet sein, daß im Lebenszyklus der verschiedenen menschlichen Gruppen keine Unterschiede bestehen, oder daß sie vernachlässigt werden dürfen.

Nichts ist natürlicher, als daß in den verschiedenen menschlichen Gruppen, dem unterschiedlichen Lebensablauf entsprechend, ebenso wie es einen verschiedenen Verlauf der Wachstumskurve der meßbaren Merkmale physisch-somatischer Natur gibt, auch die Wachstums- und Rückbildungskurve der meßbaren Merkmale physiologischer Natur einen verschiedenen Verlauf hat. Unter ihnen muß man als zusammenfassenden Index der inneren komplexen Vitalität des gesamten Körpers in erster Linie den Grundumsatz ansehen.

Abschließend sei bemerkt: Die Erfassung des Grundumsatzes unter anthropologischem Gesichtspunkt durch die immerhin zahlreichen bis jetzt gesammelten Daten ist nicht hinreichend. Eine Prüfung oder besser eine Neubearbeitung ist notwendig, die auf einer genügenden Zahl von Beobachtungen beruht und in dem nötigen Maße den Unterschieden im Lebensablauf der verschiedenen menschlichen Gruppen Rechnung trägt.

Schrifttum:

1. Bean, R. B.: Stature in old Virginians. Amer. J. Phys. Anthrop. XV, 355—419, 1930. — 2. Benedict, F. G.: The racial element in human metabolism. Amer. J. Phys. Anthrop. XVI, 463—473, 1932. — 3. Boldrini, M.: Biometria e antropometria. Milano 1934. — 4. Du Bois, E. F.: Basal metabolism in healt and disease. 3. Edt. London 1936. — 5. Hovelacque, A. et Hervé, G.: Précis d'anthropologie. Paris 1887. — 6. Genna, G.: Il metabolismo basale negli indigeni della Libia. Ric. Sci. Ser. II, Anno VIII, II, 1937. — 7. Genna, G.: I Samaritani. Antropologia. Roma 1938. — 8. Lester, P. et Millot, J.: Les races humaines. Paris 1936. — 9. Livi, L.: I fattori biologici dell'ordinamento sociale. Padova 1937. — 10. Vallois, H. V.: La durée de la vie chez l'homme fossile. L'Anthrop. XLVII, 499—532, 1937.

Die Suggestion der Maschine und der eckig-sehnige Konstitutionstypus

Von

Siegfried Behn und *Carl Fervers*

Mit 13 Abbildungen

Im Anschluß an ihre gemeinsamen Forschungen zur Wissenschaft vom Ausdruck haben die Verfasser experimental-physiognomische Aufnahmen in den Ford-Werken zu Köln und im Goetze-Werk zu Burscheid gemacht. Die industrielle Leitung ist ihnen jeweils mit großem Verständnis entgegengekommen und hat ihre Arbeit in jeder Weise erleichtert. Es ist dem psychologischen Versuch nach unserer Ansicht wesentlich, daß er Anlaß zu Erfahrungen und Gedanken gibt, die ohne ihn niemals so aufgeleuchtet wären, mögen sie auch über das engere Experiment hinausführen. Eben bei dieser Gelegenheit ergaben sich uns zwanglos eine Reihe von Einsichten, ohne welche die Deutung unserer Beobachtungen nicht gelingen kann, Einsichten, deren strenger Zusammenhang uns zunächst überrascht hat. Über dem Versuch, unsere Erfahrungen zu deuten, erhellten uns einige quasi-axiomatische Voraussetzungen, die man bescheidenerweise als unentbehrliche Arbeitshypothesen betrachten mag. Wir wollen nicht verbergen, daß wir dazu neigen, sie als tiefere Erfahrungen der Wesenschau zu würdigen, jedoch brauchen wir in diesem Zusammenhang nicht darauf zu bestehen; ist doch eine Sonderuntersuchung niemals der geistige Ort, um letzte theoretische Grundlagen erkenntniskritisch zu klären. Was wir nur streng vermeiden wollen, sind Scheinerklärungen, kraft derer man psychophysische Phänomene, Tatsachen und Funktionen voreilig auseinander ableitet, aufeinander zurückführt. So halten wir es für ausgeschlossen, Mimik, Suggestion, Einfühlung auseinander oder aus Konstitutionseigentümlichkeiten zu erklären.

Man kann und soll den Verlauf suggestiver Wechselbeziehungen beschreiben und erläutern (analysieren); aber man sollte die Suggestion nicht aus anderen psychischen Funktionen herleiten. Denn:

Begegnen sich zwei Lebewesen, so suggerieren sie einander.

Es kann zunächst gleichgültig bleiben, ob bei dieser Wechselwirkung eines von ihnen eine Überlegenheit gewinnt, was meist der Fall sein wird. Wie alle

Urphänomene kann man die Suggestioen nicht eigentlich definieren. Wir glauben das Wesentliche in einem vorrationalen Einfluß aus dem psychischen Kontakt hypobulischer[1]) Triebfelder[2]) zu erblicken. Was gemeint ist, veranschaulicht man sich am einfachsten an äußersten Grenzfällen; das kann man tun, ohne sich auf die soeben gebrauchten Termini festzulegen. Drei Grenzbeispiele sind:

1. Eine Schlange lähmt „bei" bloßer Begegnung einen Vogel so, daß er nicht wegfliegen kann, sondern ihre Beute wird.

2. Eine Häsin veranlaßt ihr Junges sich „trotz" Angst und Fluchttrieb zu ducken, wo Ducken besser als Fliehen ist.

3. Ein Falk und ein Jagdhund faszinieren einander „durch" Anstarren so, daß sich keiner von beiden mehr vom Flecke regen kann, bis der Jäger den kauernden Falken mit einem Tuch zu fangen vermag. (Das haben wir selbst getan.)

Es gibt also suggestive Verstrickung im Kampfe und in der animalischen Liebe. In menschlichen Verhältnissen kann das so sublimiert werden, daß ein Arzt seine „Beute" in Rapport hält, um sie zu heilen und dann ihr „Freiheit" eingibt.

Suggestion ist also die praktisch stärkste Art wechselseitigen Einflusses lebender Organismen aufeinander; denn sie erregt unmittelbar Triebdrang und Leidenschaft. Ebenso uralte Funktion des lebenden psychophysischen Plasma ist die Mimik, ist Ausdruck und Gebärde (gestus).

Begegnen sich zwei Lebewesen, so ahmen sie einander nach.

Es kommt dabei zunächst nicht darauf an, in welchem Grade; genug, daß eine solche wechselseitige Einstimmung aufeinander niemals völlig ausbleibt. Auch diese Funktion hängt nachweislich an phylogenetisch älteren Zentren und bedarf selbst beim Menschen nicht der Großhirnrinde. Nun lehrt immerwiederkehrende Erfahrung, daß sich zwei Lebewesen in dem Grade nachahmen, wie sie sich suggerieren. Das heißt, das im Triebfeld unterlegene Lebewesen ahmt dem dort überlegenen mehr nach als umgekehrt. Überlegenheit der Intelligenz bewirkt keineswegs dasselbe, was nicht ausschließt, daß durch vernünftig sittliche Zustimmung aus der Nachahmung die sublimere Haltung der Nachfolge erwächst. Große kulturgeschichtlich entscheidende Beispiele erhellen diese Wirkung. Sie ist vielleicht am berühmtesten in der Gestalt der imitatio Christi. Man denke an Franz von Assisi und an Thomas a Kempis. Nicht übersehen werden sollte, daß auch der überlegene Suggestor häufig genug mimt, eine Rolle spielt. In hohem Grade läßt sich die Ernsthaltung der echten Vorbildeinwirkung durch eine mimische ersetzen. Auch der edelste Arzt, wenn er nur beschäftigt genug ist, kann nicht bei jeder Behandlung seine innerste Person mit derjenigen Hingabe einsetzen, die der ergebene Patient zu sehen glaubt. Dies zu verlangen wäre verstiegen und überdies noch unnötig, da der „Schein" hier dasselbe leistet wie das Sein.

Wie stark das psychische Kraftfeld der Gebärde ist, das lehrt jedes gute Theater. Und daß die ursprüngliche Medizin heilende Tänze und Gesten

[1]) Im Sinne von Kretschmer.
[2]) Im Sinne von Wolfgang Köhler.

kennt, ist auch nicht unbekannt. Ihre besten Erfolge müssen doch die suggestiven sein. Suggerieren sich also zwei Lebewesen, so ahmen sie sich wechselseitig nach.

Begegnen sich zwei Lebewesen, so fühlen sie sich ineinander ein.

Man sehe nur, wie sich Mensch und Hund begegnen, und wie bald sie schon ferne beginnen, zu erspüren und zu erwittern, welcher von ihnen Angst hat. Mag es also entgegen einseitigen Theorien von der Einfühlung andere Wege geben, auf denen Seele die Seele erkennt, mag der Einfühlung sogar nach Scheler eine unmittelbare Vertrautheit zugrunde liegen — jedenfalls gibt es psychische Funktionen der Gefühlskontakte, die auf Mimik und Suggestion zurückzuführen voreilig wäre, die aber in innigster Verschmelzung mit solchen Akten vorkommen. Und damit erheben wir weitere enge Zusammenhänge zwischen Ausdruck, Suggestion und Einfühlung. Wir dürfen quasi-axiomatisch voraussetzen:

Fühlen sich zwei Lebewesen ineinander ein, so drücken sie das mimisch aus.

Dieser Satz ist auch umkehrbar:

Ahmt ein Lebewesen ein anderes nach, so fühlt es sich dabei ein.

Wir haben bisher nicht ohne Absicht auf die Unterschiede in der Überlegenheit nur beiläufig hingewiesen, um die Wechselwirkung zu betonen, die bei jeder suggestiven Bindung, bei jedem mimischen Kontakt, bei jeder einfühlenden Erspürung obwaltet. Jetzt wird es uns allerdings wichtig, hervorzuheben:

Von zwei einfühlenden, nachahmenden, suggerierenden Lebewesen ist fast immer das eine überlegen, das andere unterlegen.

Wir vermeiden es, statt Überlegenheit etwa Willensstärke zu setzen, denn die von der Menschheit spät erworbene, von denkender Überlegung geleitete „Kraft" des planvollen Entschlusses mag zwar ihre wertvollen Ziele nach langen Fristen erreichen — der unmittelbar wirksame Erfolg, wie die Suggestion ihn setzt, beruht auf viel älteren Fähigkeiten. Allein die Tatsache, daß eine gelungene Vortäuschung von Größe und Stärke (Entenmutter gegen Bussard, Helmbusch des Achilleus) so oft erfolgreich ist, daß der suggestive Appell an leere Wünsche und Traumerwartungen auf kurze Frist hin mehr erreicht als die einleuchtendsten Gründe und die sachlichsten Wahrheiten, muß vor solchen Verwechselungen warnen. Den großen geschichtlichen Erfolg haben meist die Menschen, die Willenskraft mit suggestiver Überlegenheit vereinen. Für uns ist hier wichtiger, daß ein unterlegenes Geschöpf dem überlegenen mehr nachahmt als umgekehrt, und dies im Maße seiner Unterlegenheit. Jedoch bleibt eine Gegenwirkung nie aus. Dafür kennt das unterlegene Geschöpf das überlegene besser als umgekehrt; es fühlt also mehr ein, wie es ja biologisch zweckmäßig ist. Jeder Mann einer Truppe kennt seinen Offizier besser als dieser ihn, wenigstens soweit die unmittelbare Witterung im Spiel ist. Das überlegene Geschöpf suggeriert das unterlegene stärker als umgekehrt; wenigstens im Sinne des derben Erfolges. Soviel an arbeitshypothetischen Voraussetzungen.

Suggestion, Nachahmung und Einfühlung sind nun nicht auf Lebewesen (Organismen) beschränkt. Schon das beweist, daß diese Funktionen biologisch sehr erheblich älter sind, als verständige Überlegung und geplanter Entschluß. Im ursprünglichen Weltbild, in dem wir uns auch mit dem höheren Tier verstehen und in dem wir außerhalb der wissenschaftlichen Besinnung insgesamt leben, im primitiv-physiognomischen Weltbild nämlich, beseelt man auch die unlebendigen Dinge, fühlt sich in sie ein, ahmt sie nach und (zuletzt nicht zuunterst) man wird von ihnen suggeriert. Hunde heulen den Vollmond an. Kinder ahmen Sturm und Gewitter phonetisch nach. Hänschen fühlt sich mit seiner Lokomotive sogar eins. „Spielt nicht Loko'tive, is s' Loko'tive" antwortet er entrüstet dem „Onkel", der ihn nach seinem Spiele befragt und eine Ernstantwort aus der magischen Sphäre bekommt. Es wird sich herausstellen, daß keineswegs nur die „Hänschen" unter die Suggestion der Maschine geraten. Stärkste Formen von einfühlender und nachahmender Unterwerfung unter Suggestionen sehen wir heute in den Kliniken, in Fällen von Tierbesessenheit. Kaum ein Zweifel, daß wir hier Atavismen sehen; denn es ist in primitiven Tanzkulten heilig, totembesessen, dämonenbesessen zu rasen. Indische Tänzerinnen tanzen Pflanzen. Es gibt aber auch eine Windbesessenheit, die Windsbraut. Vielleicht denkt man einen Augenblick auch an Ibsens „Frau vom Meere".

Zwar ist die Maschine ein sehr spätes Produkt klügster Überlegung und nüchtern planvoll wird sie eingesetzt. Jedoch ist sie dafür in ihrem Aufbau als Gebilde wiederum personnah. Sie ist ein ganzes Gefüge, sie arbeitet zweckerfüllend, sie ersetzt sogar bestimmte intellektuelle Leistungen als Rechenmaschine, als Gezeitenmaschine (wenn auch nur „für ein" intelligentes Bewußtsein). Sie ist gegliedert und manchmal sehen ihre Glieder organisch genug aus; siehe die Arme und Finger einer Setzmaschine in der Druckerei. Die schnaufende und dampfende Lokomotive gleicht einem Läufer in Winterluft. Sieht man die Geschichte oder die Wertreihe der religiösen Kulte durch, so bemerkt man, daß Steine, Tränke, Edelkristalle, Sterne, Wetter, Wind, Pflanzen, Tiere, menschengestaltige Naturwesen nicht nur beseelt, sondern sogar Götter gewesen sind. Und gerät der moderne Mensch nur in den nötigen Affekt, so beschimpft und verflucht er noch heute „böse" Tischkanten, „dumme" Uhren, die stehengeblieben sind, „verdammte" Motoren, die nicht laufen „wollen". Im übrigen trägt er die alten Kultdinge als Maskotten, Ringe und Ketten, auf Münzen, Briefmarken und Siegeln überall mit sich herum. Wie lange sich die Wissenschaft mit magischen Kräften schleppt, mag man am Wärmestoff sehen, den erst Lavoisier verbannte.

So wird es denn begreiflich, daß ein Arbeiter unter die Suggestion einer ihm an derben Kräften und an „listigen" Griffen so überlegenen Maschine gerät, daß er sie um so personalistischer ansieht, je länger er sie bedient, daß er sich um so feinfühliger in ihre individuellen Eigentümlichkeiten und „Tücken" einlebt, je intimer er sie kennengelernt hat; denn auch hier gilt der Satz, daß der unterlegene Mensch die überlegenen Maschinen genau kennt und aus dieser Kenntnis heraus beeinflußt, obschon ihm die Maschine im großen gesehen, ihren „Willen" aufzwingt. Das Symbol für die Maschine, die dem Arbeiter den Willen (der Werkleitung, wenn schon mit seiner frei vereinbarten Anfangszustimmung) aufsuggeriert, ist das laufende Band des amerikanischen Tayloris-

mus. Das braucht durchaus nicht im Sinn einer Versklavung gemeint zu sein, so gewiß auch Taylor solche Absichten gehegt haben mag. Schon Ford erklärt, man müsse das Tempo des Bandes dem Rhythmus des Arbeiters anpassen, mag er das auch kühler begründen, als uns lieb ist.

Wie läßt sich nach alledem die suggestive Macht der Maschine erklären, analysieren, nachdem wir versucht haben, ihr Wesen zu verstehen? Eine genaue Erörterung der real-physikalischen Kräfteverteilung zwischen Arbeiter und Maschine hilft uns wenig weiter; denn wir fragen ja nicht, was beide technisch und wirtschaftlich aufwenden und leisten, sondern: Wie erlebt der Arbeiter die Maschine? Und da sahen wir schon, er tut das nicht kritisch-rational, sondern physiognomisch-magisch. Genau wie ein Suggerierter an seinem Suggestor geheimnisvolle „magnetische Kräfte“ wahrnimmt, die nur wenige Suggestoren wissenschaftlich gelten lassen, so erlebt der Arbeiter an der Maschine „faszinierende Einflüsse“. Die personalistisch-physiognomische Betrachtung der Maschine wird nur verstärkt, wenn der Arbeiter wenig eigene physische Kraft aufwenden muß, um die Maschine zu beeinflussen, wenn er nur steuert und auslöst; denn ebenso geht man ja mit lebenden Personen um, die man nur selten mit Brachialgewalt behandelt, die man meist mit Signalen lenkt, nämlich mit ausdrucksvollen Gebärden und Worten. Unter diesen Umständen wird jedenfalls eintreten, was die älteren Theorien der Suggestion für ausschlaggebend ansahen: der Umfang des Bewußtseins verengt sich, die gleichzeitig möglichen Vorstellungen und Gedanken verringern sich. Mangels möglicher Vergleiche wird dabei die Kritik ausgeschaltet, der Suggerierte wird „leichtgläubig“. Man würde Forel nicht einmal widersprechen, wenn man den Ausfall der psychischen „Reize“ für die Senkung des Bewußtseinszustandes (des Niveau mental nach Janet) verantwortlich machen wollte. Wir trauen nun zwar diesem allzumechanistischen Ansatz nicht so recht, vermuten vielmehr, daß Kritik, eine spät erworbene Fähigkeit des Menschen, sowieso in Gegenwart einer überlegenen Person ausfällt, wie auch, daß während der Beeinflussung der Suggestor in einen überwach erregten, der Suggerierte in einen unterwach-somnolenten Bewußtseinszustand gerät. Jedoch sind Einengung des Bewußtseinsfeldes, Ausschaltung der Gedanken, wachsende Bereitwilligkeit in dieser Situation mitgegeben; und die kleinen theoretischen Differenzen zwischen den „Schulen“ braucht man deswegen nicht allzuwichtig zu nehmen. Im physiognomischen Umgebungsfelde wirkt auch eine Maschine „hochwach und erregt“, was ihre Suggestivkraft steigert. Mit dem Suggestor teilt sie die Enge des verlangten Zweckes und die unermüdliche Wiederholung desselben Befehls in einer und derselben Tonart, was ja einschläfert. Wie der Suggestor die unglaubwürdige Eingebung „Sie schlafen“ in die glaubwürdige „Ihre Augen sind müde“ einwickelt, so befiehlt die Maschine spürbar ihr „Hämmere!“ und wickelt darin den unverständlichen Befehl ein „Träume!“.

Im Zeitalter des sog. Intellektualismus hat man vielfach übersehen, daß kein Suggestor durchgreifenden Erfolg haben wird, wenn er selbst ohne leidenschaftliche Anteilnahme arbeitet und wenn er nicht an seine überlegene „Kraft“ in actu glaubt. Nun sind aber in diesem Zusammenhang Leidenschaften nichts anderes als Willenspotentiale, besser Triebfeldpotentiale; und somit läuft die suggestive Beeinflussung schließlich doch wieder auf eine Wechselwirkung personaler Kerne heraus, wenn auch die vom neunzehnten Jahr-

hundert sorgsam gebuchten Symptome zweifellos vorhanden sind. Gefühlsstarker „Glaube" an die eigene magnetische Kraft waltet im Suggestor eben doch während der Einflußnahme vor, mag er sie im hellwachen Zustande kritisch wissenschaftlicher Besinnung und Selbstprüfung noch so streng mit dem nüchternen Blicke kalten Zweifels betrachten. Sonst schwände ihm nämlich der „magische" Erfolg.

Unter diesen Umständen kommen hauptsächlich folgende Wechselverhältnisse zwischen Triebfeldern und Willenskernen vor:

1. Ein überlegener Suggestor beherrscht mit seinen hypobulischen Triebfeldkräften eine unterlegene Person; er tut dies naiv ohne besondere Überlegung.

2. Eine überlegene Persönlichkeit suggeriert überlegt und vorsätzlich eine unterlegene, indem sie ihre eigenen Triebfeldkräfte vom eigenen Willenskern her steuert.

3. Eine unterlegene Person gibt sich diesem Einfluß triebhaft naiv hin.

4. Eine unterlegene Person stimmt der suggestiven Beeinflussung überlegt zu: z. B. in der Sprechstunde des Arztes.

5. Eine unterlegene Person widersetzt sich in ihren überlegten Vorsätzen dem suggestiven Einfluß, ohne die hypobulischen Regungen des eigenen Triebfeldes zu kennen oder zu beherrschen. Alsdann wird dieser schwache Widerstand ganz umsonst sein. Der bloße überlegte Vorsatz, „nicht zu wollen", ist gar keine lebenstüchtige Kraft, und kann bei seiner Inhaltsleere auch nicht lange aufrechterhalten werden. Eine quasilogische Negation in leeren Vorsätzen wird vom unterbewußten Triebfeld sozusagen gar nicht verstanden. Ein immer wiederholtes „Ich will nicht gehorchen", liest das kindhafte „Es" als „Ich gehorche". So kommt es zu den sog. Suggestionen wider Willen.

6. Eine Person, die es vermag, sich mit ihren hypobulischen Triebfeldkräften trotzig zu wehren, ist eben nicht unterlegen und wird infolgedessen auch nicht gegen ihren Tiefenwillen suggeriert werden.

7. Die sog. Autosuggestion beruht darauf, daß eine hochkritische und ihre Triebfeldkräfte wohleinschätzende Persönlichkeit vorsätzlich und überlegt in ihrem Bewußtseinsfelde jene schlichten und einer magischen Lesart fähigen Wortfolgen wiederholt, welche ihren niederen und älteren Schichten „verständlich" sind. Hier spaltet sich ein kritisches Neu-Ich von einem primitiven Ur-Ich fast rollenmäßig ab. Diese gefährliche Kunst der Selbstbeeinflussung kann zur Selbstbemeisterung, aber auch zur Selbstvergewaltigung werden, je nach der tiefsten Wesensart einer Persönlichkeit.

8. Naive und primitive Personen werden von Sachen, denen sie nachahmen oder in die sie sich einfühlen können, in ihrem Triebfeld um so mehr beeinflußt, wie die Sachen einen „Aufforderungscharakter"[1]) für sie haben. Solche physiognomischen Aufforderungscharaktere der Umgebung sind naiven Personen einleuchtender als kritischen. Jedoch können auch kritische Personen sich in solcher Lage autosuggestiv nachhelfen. Ist solche Sachsuggestion stark genug, so zwingt sie sogar die Überlegung in ihren Dienst: kann man doch Menschen verständig lehren (instruieren), wie man mit einer Maschine umgeht, die einen nachher suggeriert, dann überwacht er die Maschine, die ihn bannt. (In so einem Worte wie „überwachen" steckt der ganze Tiefsinn der deutschen

[1]) nach Theodor Lipps.

Sprache. Man muß sich allerdings die Zeit nehmen, solche Worte wirklich zu lesen, statt flüchtig darüber wegzuhuschen, wie es ein verbreitetes Laster des wissenschaftlichen Lesers von heute ist.) Dabei kann der Vorsatz des Hochwillens sich gegen die Maschine wehren oder nicht. Je nachdem bricht die Maschine den Menschen oder sie hilft ihm oder er flieht sie. Nur der Fall, wo die Maschine dem Arbeiter hilft, ohne ihn zu brechen oder in die Flucht zu schlagen, ist sozial erwünscht. Er ist aber viel häufiger als die sentimentale Literatur ohne Werkkenntnis vermeint.

Damit kennen wir die Lage des Arbeiters an der Maschine des laufenden Bandes theoretisch für unsere Zwecke hinreichend genau. Um dem Ansatz einer Suggestion der Sache das letzte mögliche Befremden zu nehmen, sei daran erinnert, daß sie uralt und üblich ist. Nicht nur unterstützt der Suggestor aller Zeiten seiner Eingebungen durch Kristallkugeln, Nadelspitzen, drehende Spiegelchen, die anzustarren er auffordert. Auch der moderne Arzt knüpft an die Überreichung von Medizinfläschchen mehr oder weniger eindringliche Suggestionen; ja er verschreibt Kindern und Greisen schönroten Himbeersaft und Pillulae panis mit überraschend prompter Wirkung. Auch er arbeitet mit Amuletten und Philtren, nur nicht mehr aus derbmagischer Theorie; die magischen Haltungen seiner Patienten beansprucht er dabei meist mehr als er selber glaubt.

Nun ist freilich das laufende Band ein ernsthafteres und manchmal furchtbareres Werkzeug als Himbeersaft und Brotkügelchen. Wir sind heutzutage gemeinhin nicht wenig verwundert, daß der Mensch an manchen „zermürbenden" Maschinen so willig und ohne allzu offensichtlichen Schaden arbeitet. Wer nicht daran gewöhnt ist und als kultivierter Zuschauer eine solche „Maschinenhölle" betritt, wo ununterbrochen eine Flut von überstarken Reizen, Hitze, Getöse auf ihn eindringt, der wundert sich immer wieder über die ruhige Zufriedenheit vieler Arbeiter. Besonders erschwerend dünkt ihn die grausige Eintönigkeit, der unentrinnbare Zwang des laufenden Bandes, das den „Menschen selbst zur Maschine herabwürdigt". Aber nur unter der Suggestion der Maschine bleibt der Arbeiter gerade unbeschädigt. Wirkte er, wie etwa ein Sportsmann, mit planvoller Überlegtheit, so müßten wir rein körperlich eine viel stärkere Ermüdung, ja Erschöpfung sehen und psychisch viel mehr Mißmut und Vergrämung. Physiologisch gäbe das viel stärkere Muskelhypertrophien nach stundenlangen einseitigen Arbeitsvorgängen. Aber diese Leistungen werden eben weitgehend reflektorisch ausgeführt. Genauer gesagt, werden auch zusammengesetzte, mehraktige, verwickelte Arbeitsvorgänge nach einiger Einübung bei fortlaufender Wiederholung gar nicht mehr von den höheren Zentren der Rinde her gesteuert, sondern vielmehr von niederen Zentren des Zwischenhirns und des Hirnstammes. In hohem Grade ermüdbar ist aber nur die Rinde, die vegetativen Zentren bedürfen des Schlafes und der Erholung nicht. Schlägt doch das Herz, atmen doch die Lungen unermüdlich ein ganzes langes Leben hindurch; und so verdaut der Magen, regen sich peristaltisch die Därme sogar kräftiger während des Schlafes. Das nach Kretschmer hypobulisch erregte und von vorsätzlichen Bewegungen nur eben anfangs angeregte Reflexzittern der Neurotiker wird jahrelang von der Muskulatur ertragen. Wollte man das vorsätzlich und überlegt nachahmen, so hielte man solche Bewegungen kaum eine Viertelstunde lang aus und würde schon

in dieser Zeit stark übermüden. Ein Hypnotisierter vermag im kataleptischen Zustande seinen Arm eine halbe Stunde lang unausgesetzt auszustrecken, was der wache Sportsmann schon nach zehn Minuten aufgibt. Dabei hat der Sportsmann am nächsten Tage recht heftige Muskelschmerzen, der Hypnotisierte aber spürt alsdann gar nichts. Eben diese Einsicht lehrt uns vermuten, daß der Arbeiter am laufenden Bande unter Maschinensuggestion steht. Wir wissen, daß der Suggerierte in einem unterwachen (somnolenten) Bewußtseinszustand handelt. Auch der Arbeiter am laufenden Bande hat keineswegs ein taghelles Bewußtsein nötig. Es ist vielmehr eingeengt auf den Arbeitsvorgang, so daß hier besondere Feinheiten „überwach" aufgenommen werden können. Da das übrige Bewußtsein verdämmert und somit zum großen Teile ruht, ist es wohl verständlich, daß der Arbeiter nach seiner achtstündigen Arbeitszeit plötzlich allgemein erwacht und nun, wider oberflächliche Erwartung, frisch und „ausgeruht", andere Fähigkeiten während seiner Freizeit ins Spiel setzt. Man darf hier also mit L. R. Müller sagen, daß noch keineswegs eine völlige „Gehirnmüdigkeit" erreicht ist; war doch die Rinde bei der Berufsarbeit nur zum geringen Teil belastet. Aber auch die „Körpermüdigkeit" ist beim Arbeiter nach so vielen Stunden des Werkens am laufenden Bande noch lange nicht so stark, wie man es wohl vermuten könnte. Denn nur die von der Rinde her gesteuerte Muskeltätigkeit ermüdet ja. Daher sehen wir die Arbeiter in der Freizeit sportstüchtig genug; sie werden auf den Spielplätzen nicht überhetzt. Der Sport beansprucht die Muskeln ganz anders als das laufende Band. Spielt man doch wach.

Wird ein Arbeitsablauf quasi-reflektorisch von niederen Zentren her gesteuert, so wirkt überdies die kleinste Arbeitspause, wie sie am laufenden Bande immer wieder eintritt, bereits erholend. Müßte rein willkürlich, überlegt und vorsätzlich, rindengesteuert gearbeitet werden, so könnten jene kurzen Erholungspausen unmöglich ergiebig wirken. Denn beim rein willkürlichen Arbeiten bleibt in so kurzen Pausen der Muskeltonus dauernd erhöht. Eben diese kraftverzehrende Dauerspannung im Muskel ermüdet z. B. Studenten, die etwa den Arbeiter in der Werkstatt oder den Bauern in der Ernte ablösen, im Anfang um so viel mehr.

Bei dem eingewöhnten, d. h. beim suggerierten Arbeiter dagegen folgt jeder „Systole" des Muskels alsbald eine erholende „Diastole". Somit verläuft bei quasi-reflektorischem Arbeiten sowohl der steuernde nervöse Vorgang, wie auch das Stoffwechselgeschehen gründlich anders als bei der überlegt willkürlichen Arbeit. Bei willkürlicher Arbeit werden die vorhandenen Kraftvorräte fortlaufend ohne nennenswerten Wiederaufbau verzehrt, bei der unwillkürlichen Arbeit aber findet eine entschiedene pulsatorische Regeneration statt.

Daß es sich bei der Arbeit am laufenden Bande nicht nur um wohlverkettete Reflexautomatismen handelt (wie die russische Theorie meint), daß diese von den niederen Hirnzentren gesteuerten Vorgänge gleichwohl in die unzerstörte Einheit der suggerierten Person eingebettet verlaufen, das zeigen unsere Ausdrucksbilder. Deshalb haben wir ja die Arbeiter in den genannten Werken während ihres Schaffens unbeobachtet im Lichtbild aufgenommen. Technisch gehört übrigens allerhand Geduld und Einfühlung dazu, sich an die Arbeitsplätze anzuschleichen, um hundert Aufnahmen zu machen, aus denen man schließlich einige gute auswählt. Am meisten befriedigte uns ein fortlaufender

Film, dessen Gesamtaufführung natürlich überzeugender wirkt, als die vergrößerten Lichtbilder, mit deren Wiedergabe wir uns diesmal begnügen.

Das gesamte Ausdrucksspiel des Arbeiters begleitet den Maschinenvorgang und paßt sich ihm durchgehends an. Gelegentlich preßt sogar ein raschumlaufender Maschinenteil gewissermaßen ein kreisrundes Abbild des Rades einem eigentümlich verzerrten Gesicht auf, was zum glatten Ablauf der Arbeit nach rationaler Erwägung leicht entbehrlich wäre (siehe Abb. 8).

Wer von der Maschine suggeriert wird, ahmt sie auch nach; diese Erfahrung macht man angesichts der Lichtbilder. Und nur derjenige Arbeiter, der sich „willig“ dem Arbeitsvorgang einfügt und ihn „gefühlsmäßig“ nicht ablehnt, kann seine Tätigkeit an der Maschine ohne Übermüdung durchhalten. Wer also von der Maschine schadlos suggeriert werden soll, muß sich in sie einfühlen.

Kritisch wache Typen, die der Maschine feindlich gegenüberstehen, ermüden rasch, werden nervös, neigen bald zu neurotischen Symptomen; sie fliehen in die Krankheit, wobei ihnen die Übermüdung die organischen Grundlagen der Neurose zur Verfügung stellt. Dauern solche Haßverdrängungen, so können die gestauten Affekte schließlich explosiv hervorbrechen: Sabotage! Tiefer gesehen, unterwirft sich der Arbeiter an der Maschine nicht sklavisch dem toten Werkzeug, sondern er ordnet sich dem Geist und der Person des verantwortungsfreudigen Gefolgschaftsführers unter, der dem Arbeiter seine Aufgabe als Dienst am Ganzen zuweist. Nur ein sozial gesinnter Arbeitgeber kann die Gefahr meistern, die seiner Gefolgschaft und schließlich wieder seinem Unternehmen aus dieser Suggestion der Maschine erwächst. Der Suggestor kann den Suggerierten leicht mißbrauchen und ausbeuten, wenn er niedrig genug denkt. Denn die Suggestion der Maschine gewinnt dem Arbeiter Leistungen ab, die er gar nicht hergeben könnte, hätte er sich nicht zuvor freiwillig in gutem Glauben und Vertrauen unter den Willen und die Suggestion der Maschine, d. h. des Arbeitgebers begeben. Die Arbeit an der Maschine ist nicht an sich menschenunwürdig; der böse Wille macht sie erst dazu. Die Aufgabe des Gefolgschaftsführers ist es, Tempo, Rhythmus und Dauer des Maschinenablaufs dem Rhythmus des Menschen anzupassen und nicht etwa umgekehrt.

Man muß es Ford zugestehen, daß er eine solche Umkehrung des Taylorschen Ansatzes erstrebt, womit er freilich seinem Werke schließlich wieder nützt. Aber welcher verständige Unternehmer könnte ihm schaden wollen? Der instinktive Haß manches Arbeiters gegen die Maschine entspringt also eigentlich der Furcht vor Ausnützung in Suggestion. Beim richtigen sozialen Vertrauensverhältnis wird der Arbeiter trotz reichlicher Leistung durch die wohltuende Suggestion der Maschine geschützt, geschont und vor Überarbeitung, Übermüdung und Ausbeutung bewahrt.

Betrachten wir unsere Aufnahmen unter diesen Voraussetzungen näher, so entdecken wir unter den suggestibeln Arbeitern zwei Typen, einen gelassenen und einen lebhaften. Beiden steht ein gesperrter, refraktärer gegenüber.

Kennzeichnen wir erst einmal kurz unsere Bilder.

1. Dieser ruhig-gelassene Pykniker macht beim Schleifen von Kurbelwellen keine überflüssige Bewegung. Der Ausdruck williger Hingebung an die Maschine ist unverkennbar. Das gelöste Lächeln stammt aus den mimischen Tiefen



Abb. 1



Abb. 2

Erklärung der Abbildungen im Text

der alten (niedern) Zentren, die den physiologisch tief verankerten Ausdruck regieren. Widerstandlos Hypnotisierte lächeln so. Wer aber Einfühlung besitzt, muß überdies wahrnehmen, daß dieser Mann nicht nur oberflächlich behaglich gestimmt ist, sondern daß er bis in die Tiefen seines Plasmas zufrieden, am rechten Fleck ist.

2. Entsprechend seiner athletischen Körperbauform geht dieser Arbeiter bei aller selbstsicheren Ruhe doch schon lebhafter und ausgiebiger mit. Hingebung und Konzentration sind erheblich. Die Einengung des Bewußtseinsfeldes ist unverkennbar. Aber die geistige, kluge Anteilnahme und das Verständnis dieses Mannes drücken sich in dem frischeren Mienenspiel viel ablesbarer aus, als in dem vorher betrachteten Falle. Auch hier besteht ersichtlich keinerlei feindselige Spannung zur Maschine. Der Arbeiter ist vielmehr willig und einfühlsam.

3. Dieser Arbeiter an der Schleifmaschine ist gegen den Bohrer von vorhin und erst recht gegen den Wellenschleifer (1) lebhaft und äußerst suggestibel. Vor fast schmerzlicher Konzentration hat er den Mund verpreßt und die Augenbrauen fast skopasisch verzogen. Der „asketische“ Mund verwehrt jeder Ablenkung den Zugang, die Brauen schirmen die Augen ab und lassen dem Licht nur einen schmalen Zugang. Die große Dynamik der mimischen Bewegungen zeigt sich an den ausgeprägten Zügen des Gesichts. Sie entspricht der feinnervigen Dynamik, mit der dieser Arbeiter seine Maschine steuert.

4. Der lebhafte und leicht suggestible Typ braucht nicht immer ein hagerer Astheniker zu sein. Auch dieser leise hypomanische Pykniker zeigt dieselbe erhebliche Ansprechbarkeit und, trotz der Körperbaugegensätze, gewisse mimische Übereinstimmungen. Er verpreßt den Mund und verzieht die Augenbrauen skopasisch. Isolierte man den Kopf, so würde man auf den ersten Blick



Abb. 3



Abb. 4

vielleicht an einen italienischen Tenor denken; und damit hätte man die Gewohnheit, stark zu mimen, erfaßt. Dann aber fiele die Starre von Blick und Haltung auf; und man würde sich der gelegentlich in Hypnose auftretenden Tänzer entsinnen.

5., 6. Die beiden nächsten Lichtbilder zeigen recht instruktiv, wie ein starker Wechsel in der suggestiven Beschäftigung an sehr verschiedenen Maschinen auch den gesamten Ausdruck eines sensibeln Arbeiters in Antlitz und Haltung umstellt und mitnimmt. Ein Arbeiter des gelassen suggestibeln Typus vermißt auf Abb. 6 die Weite eines soeben gebohrten Loches. Beschaulich betrachtet er Werkzeug und Werkstück. Die Hände halten fast zart das Meßinstrument; so traut man ihm kaum die Kraft zu, mit der er im nächsten Augenblick wieder

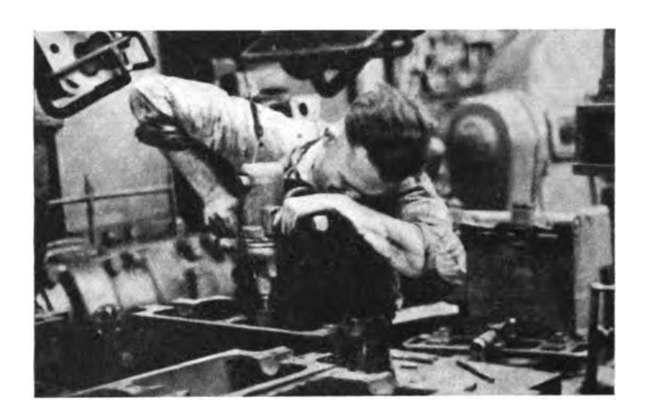




Abb. 5 und 6

die Bohrmaschine bedienen wird. Sobald er aber den Bohrer ergreift und das aufkreischende Werkzeug mit dem nötigen Kraftaufwand in das Metall drückt, verzerrt sich die ganze Haltung. An Stelle der theoretischen Hingegebenheit tritt nun eine aktive. Die Abgewandtheit von der ganzen übrigen Welt wird noch stärker sichtbar, als auf dem Bilde der kontemplativen Versunkenheit. Der Kopf wird stark gesenkt, die Augen werden fast in der linken Hand verborgen. Daß Suggestion die mimischen Funktionen enthemmt, sieht man an diesen Aufnahmen unverkennbar.

7., 8. Daß die mimische Bindung an eine suggestive Maschine, in die man sich steuernd einfühlt, kein Zufall ist, lehrt ein weiterer Doppelausschnitt aus unserem Ford-Film. Wir sehen hier einen der überlebhaften und hochsuggestibeln Arbeiter an der Drehbank. Das nervös empfindliche Gesicht bleibt ruhiggehalten, solange er ohne Kraftaufwand das Werkstück in die Drehbank einfügt. Höchstens bewegt es ein leichter Zug von Freude darüber, daß sich das Halbzeug so widerstandslos einfügen läßt. Nun aber setzt er durch einen Hebel die Drehbank in Gang. Er hat nichts mehr zu tun, als den weiteren Arbeitsablauf zu überwachen. Diesen durchlebt er mimisch mit. Sobald die Maschine anläuft, verzerrt sich ruckartig sein Gesicht. Die Nasolabialfalten runden sich fast zu Kreisen. (Dies kann man auf dem laufenden Film natür-

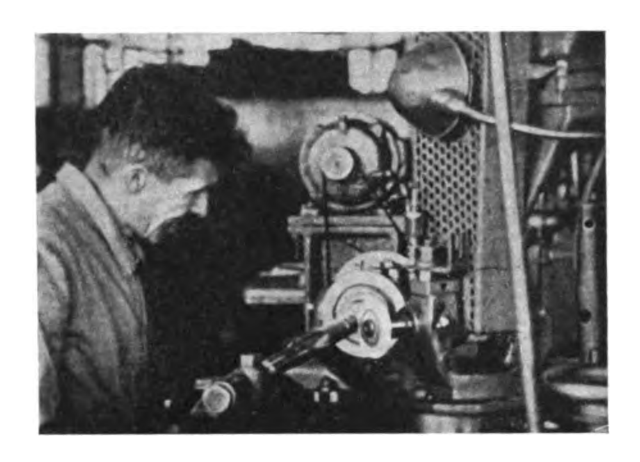




Abb. 7 und 8

lich viel besser sehen, als auf dem Bildausschnitt.) Bißbereit entblößen sich die Zähne, als wollten sie dem Fräsrade einbeißen helfen. Eine raubtierhaft anmutende Mitfreude bewegt den sensibeln Werkmann.

9., 10. Im Gegensatz zu den bisher betrachteten Arbeitern sehen wir auf den beiden nächsten Bildern einen refraktären, der Maschinensuggestion in der bisher beobachteten Art unzugänglichen Mann, der doch nicht in eine Haßspannung zu seiner Maschine, einem gewaltigen Niethammer geraten wird. Das verdankt er seiner gewaltigen Überlegenheit an Körperkraft und Geschicklichkeit bei geistiger Bedürfnislosigkeit, wie man sie bei solchen gutartigen Athleten öfters antrifft. Wir werden noch ermitteln, wieso dies. Ohne Erregung, in sich geschlossen aus der Sicherheit seiner Riesenstärke, faßt dieser Hüne ohne Antipathie den schweren Niethammer und setzt ihn ganz gemach an. Ein Druck auf den elektrischen Schaltknopf und unter mörderischem Lärm und ohrenbetäubendem Gehämmer dröhnt er, gut gesteuert, auf die glühend rote Niete am Chassisrahmen nieder. Doch trotz der sinnverwirrenden mechanischen Unrast ringsum kein Zucken im Gesicht des Mannes, keine bewegte Mimik. Und dennoch ist auch dieser Überlegene nicht völlig ohne Einfühlung





Abb. 9 und 10

in die Maschine, nicht ohne — Autosuggestion. Ist er nicht der Gebieter und die Maschine unterworfene Magd? Auch für ihn bleibt der leere Gegenwille, sich nicht zu etwas nötigen zu lassen, schließlich doch unfruchtbar. Man wird auch Unterworfenen schon einmal hörig. Für alle Arbeiter, die nicht vor Widerwillen in einen anderen Beruf, in die Opposition, in die Krankheit fliehen, weil es für sie kein Einverständnis gibt, entstehen Formen der Einfühlung in die Maschine, gibt sich ein mimisches Verhalten zur sachlichen Umgebung, knüpft sich ein suggestiver Rapport zwischen Mensch und Maschine, auch bei scheinbar Refraktären.

11. Wir hatten bisher einige der von uns abgebildeten Arbeiter zwanglos den Kretschmerschen Typen der Pykniker, Athleten und Astheniker zuordnen können. Dementsprechend sehen wir auch auf der aus den Goetze-Werken stammenden Abb. 11 rechts einen leicht als pyknisch anzusprechenden Arbeiter in gelassen hingenommener Haltung. Aber der Mann links neben ihm. Kann man ihn mit gutem Gewissen unter den drei Kretschmerschen Leittypen unterbringen? Zur Not würde man ihn den Athleten zuordnen, aber nicht mit ganz reinem theoretischen Gewissen. Die beiden Arbeiter auf Abb. 12 u. 13 könnte man den Leptosomen naherücken. Und doch würde man hinzufügen müssen.



Abb. 11



Abb. 12



Abb. 13

es seien wohltrainierte Astheniker. Und so landete man bei solchen nicht restlos erfreulichen und ernstlich aufschlußreichen Mischbegriffen wie Athleto-Asthenisch. Rein durchhalten wird man dies Ordnungssystem nach unserer Vermutung gerade angesichts der Arbeiterschaft nicht. Häufiger als auf die reinen Konstitutionstypen Kretschmers stößt man hier auf einen vierten Körperbautypus. Fettmangel bringt ihn aus der Nähe der Pykniker, straffe Muskulatur aus der Nähe der Astheniker, geringe Fülle der Muskulatur aus der Nähe der Athleten.

Wir würden es kaum wagen, die bescheidene Vermutung von einem vierten Konstitutionstypus auszusprechen, wenn nicht unsere Beobachtungen uns eine Anzahl recht guter Gründe nahelegten und wenn wir uns nicht daran erinnerten, daß sowohl die antike Konstiutionslehre wie auch die neu-

französische Typologie nicht drei, sondern immer wieder vier Grundtypen ansetzt.

Schon Hippokrates sieht mit voller Klarheit, was Weininger entdeckt zu haben glaubte, daß rein männliche und rein weibliche Menschen in physischer und psychischer Wirklichkeit so nicht vorkommen können, daß extrem männliche und extrem weibliche Lebewesen selten sind. Zwischen diese, im Plasma so tief verankerten Leittypen stellte er deshalb vier weitere. An der mythischen Anthropologie des Willens, die hier die Ausdrucksweise bestimmt, wird nur Anstoß nehmen, wer ihrem tiefen Sinn nachzudenken nicht gestimmt ist. Hippokrates setzt an:

1. den geschmeidig gewandten Mann, der vom Vater her männliches (sonnig-feuriges), von der Mutter her weibliches (mondliches) Element erbte (apollinischer Typus);

2. den zarten und beschwingten Mann, der vom Vater mädchenhafte, von der Mutter her knabenhafte Züge nahm (dionysischer Typus);

3. das Weib, die vom Mutterwillen als Mädchen, vom Vaterwillen als Knabe vorerwünscht war (artemidischer Typus);

4. das Weib, die vom Vater als Mädchen, von der Mutter als Knabe erträumt war (Imago des Praxiteles: nymphischer Typus).

Sie stehen zwischen dem Manne, der von beiden Seiten feuriges und dem Weibe, die von beiden Seiten mondlich feuchtes Temperament erbte (zwischen Ares und Aphrodite).

Der empedokleisch-hippokratischen Temperamente sind gleichfalls vier. Sie entstehen aus der Überkreuzung der mythischen Charaktere des himmlisch Sonnigen und Mondlichen, mit dem irdisch Feurigen und Feuchten, also des hellen und des dunklen Temperaments mit dem warmen und dem kalten Temperament.

Zwischen der trockenen Flamme und der meeresfeuchten Kühle steht alsdann die feuchte Feste (Erde und Brot, Ceres) und der warme Hauch (Psyche). Wer mit Klages die Einsicht teilt, daß man an Göttern und an Kindern die elementaren Leittypen am ersten erschaut, verliert auch nicht den Sinn für die so lange vorherrschende Lehre von der auf der Mischung der Körpersäfte (Hormone) beruhenden Einteilung in die vier Temperamente. Für diese mythische Psychophysik wird dann der melancholische Mikrokosmos: erdhaft — dunkelkalt — feuerfest; der phlegmatische: mondlich — undinisch — hellkalt — feuchtflüssig; das sanguinische: luftig — dunkelwarm — feurig-feucht — „seelisch"; das cholerische: sonnig — hellwarm — trockenfeurig.

Nur scheinbar dreigeteilt sind die platonischen „Stände". Das Dasein des damaligen vierten Standes, der Sklaven nämlich, wird von Platon als eine Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Weit weniger als die gegenwärtigen deutschen Richtungen der Typologie, hat die französische Schule von Sigaud, Thooris, MacAuliffe den Überlieferungszusammenhang mit den mythisch-physiognomischen Schulen des Altertums und besonders mit dem anthropologischen Platonismus eingebüßt. Es empfiehlt sich daher, um von soziologischen Verhältnissen der attischen Polis loszukommen, hier ruhig die modernen Ausdrücke zu setzen. So finden wir nach den großen, anatomisch relativ leicht abtrennbaren Körperbausystemen die vier Leittypen des musculaire, digestif, respiratoire, cérébral.

Hier sollte man nun die weitoffene Möglichkeit nicht außer acht lassen, die vorwiegenden (prädominanten) anatomischen Systeme auf den äußeren Körperbau abzubilden. Damit aber käme man zu folgender Vierergruppe:

1. Der type musculaire ist: muskelreich und muskelstraff.
2. Der type digestif ist: muskelreich und muskelschlaff.
3. Der type respiratoire ist: muskelarm und muskelstraff.
4. Der type cérébral ist: muskelarm und muskelschlaff.

(Unterschiede des Trainings zählen hier, wie verständlich nicht mit.) In der nervösen Steuerung ergäben sich auch Prädominanzen, insofern als sich der musculaire auf die Reflexe, der digestif auf die vegetativen Erregungen, der respiratoire auf die Zwischenhirnschaltzellen, der cérébral auf die Rinde am meisten verläßt.

In diesem Augenblick dürfte man deutlich sehen, warum wir mit diesem Rückblick auf die Geschichte der jahrhundertelang einflußreichen Vierergruppen der Anthropologie eingegangen sind. Gerade der muskelarme, aber muskelstraffe und von den Zwischenhirnschaltzellen gesteuerte Typus kommt in vielen deutschen Typologien zu kurz. Eben diesen Typus aber finden wir als den erfolgreichsten am laufenden Bande der modernen und hochrationalisierten Industrie. Es ist der kommende Arbeitertypus, dem erst nach den sozialen Umbrüchen der jüngsten Zeit die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das ist der eckig-sehnige Typus.

Der Milieutheoretiker würde natürlich alsbald sagen, dieser eckig-sehnige, muskelarme, aber muskelstraffe und zwischenhirngesteuerte Typus sei ein Produkt der neuen Umgebung, wäre ohne die moderne Maschine gar nicht entstanden. Zugegeben nun, daß durch spezifisches Training erworbene Eigenschaften ausgebildet werden können, die das Erscheinungsbild einem bestimmten Typus annähern, so hieße das doch eine sonderbare Biologie treiben, wenn man diesen erworbenen Eigenschaften so tiefgreifende Umschichtungen in den wichtigsten Erbmassen zuschreiben wollte.

Ein wohltrainierter Leptosomer sieht einem Athleten ähnlicher, als ein untrainierter. Ein trainierter Schneidertypus gleicht aber deswegen einem Dorfschmied nur wenig. Ein examenpaukender Athlet verliert an Muskeln, ein viellaufender Pykniker an Fett; aber niemand wächst aus seinem angeborenen Körperbautypus heraus. Somit darf man vermuten, daß der geborene eckig-sehnige Mensch mit seinem muskelarmen, aber muskelstraffen und zwischenhirngesteuerten Körper unter der Suggestion der Maschine am meisten und am schadlosesten leisten wird.

Dies unser einstweiliges Ergebnis. Es bleibt uns nur noch übrig, mit wenig Worten den Verdacht zu zerstreuen, als wollten wir mit gewaltsamer Verbiegung die heute angesehenen Typologien über einen Leisten schlagen. Das wäre ebenso kurzsichtig wie unfruchtbar. Wir wollen nicht die Zahl der angebotenen Typologien um eine vermehren, sondern schlagen für weitere Untersuchungen vielmehr eine elastischere Methode vor. Wir meinen, man gewinnt am meisten, wenn man alle Ergebnisse der sorgsam aufgebauten modernen Typologien möglichst schonend hütet, ohne so leicht auch nur eines ihrer Ergebnisse in den Wind zu schlagen. Das wird am besten gelingen, wenn man keiner von ihnen allzufanatisch glaubt. Wer nicht an blinder Vorliebe krankt, wird die Typologien als das nehmen, was sie sind, als konstruierte Ordnungs-

systeme arbeitshypothetischer Valenz, von praktisch noch zu bewährender Zweckmäßigkeitshöhe. Er wird die undefinierten Urcharaktere aus magisch-physiognomischem Weltbilde nicht pressen, bis sie den platonischen Ständen oder den barocken Temperamenten in allem ähnlich geworden sind. Er wird weder Kretschmer noch Jaensch, weder Clauß noch MacAuliffe durch die Frage kränken, ob und inwieweit der athletische Typus mit dem muskulären genau übereinstimme, wieviel pyknische Züge ein fälischer, wieviel leptosome Züge ein seelisch-nordischer Mensch trage, ob alle respirativen Menschen sanguinisch seien, wieviel westische Menschen synästhetisch veranlagt sein mögen, ob der aristotelische Phlegmatiker sich nicht vom hippokratischen übermerklich unterscheide, ob die dunkeln Charaktere cholerischen Temperaments seien, warum der Inselfriese intravertierte Neigungen zeige. Wer Gelegenheit hat, viele Menschen täglich zu sehen, als Arzt, als Berufsberater, wird sehr bald die Erfahrung machen, daß von 2000 Ratsuchenden niemals alle auf einen Viererkreis ohne Zwang verteilt werden können. Dagegen wird ihm auffallen, daß ein Wesenszug von achtmal vier Typenringen jedesmal mit schlagender Deutlichkeit an allen Begegnenden unverkennbar hervortritt. Von diesem Wahrzeichen aus wird er sie einordnen. Die vierfach eingeteilten Ringe der Typenkreise aber wird er gegeneinander beweglich halten. Dann und nur dann wird er im Laufe der Zeit kraft der statistischen Zuordnung schon ermitteln, in welchen Zügen sich die meisten und engsten Korrelationen finden. Was an Göttern des Mythos, was an den Gestalten der bildenden und der dichtenden Kunst längst in reiner und in typischer Klarheit vorleuchtet, das wird ihm in mannigfacher Mischung im Leben begegnen. Wer so gelernt hat, zu sehen, der wird auch ohne falsche endokrine Metaphysik die hormonalen Einflüsse, in Erfüllung der antiken und barocken Humoralphysiologie, ihrem wahren Gewicht nach einschätzen lernen. Dafür aber wird er wohl einen bescheidenen Anhalt mehr gewinnen, wenn er weiter prüft, ob ihm nicht in der modernen Industrie immer wieder jener eckig-sehnige, muskelarme, aber muskelstraffe, zwischenhirngesteuerte Mensch in den Weg kommt, der unter der Suggestion der Maschine mit lebhafter Mimik unermüdlich und einfühlsam wirkend, die außerordentlichen Arbeitsleistungen zeitigt, deren Deutschland so dringend bedarf.

Die Rassentypen bei den Serben und Kroaten

Von

Dr. *Branimir Maleš*, Belgrad, Zentralhygienisches Institut

Mit 9 Abbildungen

Ich möchte nicht in den Fehler gewisser zeitgenössischer Autoren verfallen und mich in theoretische Definitionen der Rasse und der Rasseneinteilung einlassen. Denn, wie v. Eickstedt sagt, die Rassen sind nicht Begriffe, die sich nur theoretisch definieren lassen. Jede einzelne von ihnen lebt ihr eigenes Leben. Sie bestehen tatsächlich in der Natur als biologische Einheiten,

die zwar zusammengesetzt, aber auch harmonisch, sei es in sich selbst, sei es ihrer Umgebung gegenüber, sind. Eine jede von ihnen macht ihre Entwicklung durch, wechselt ihr Ausbreitungsgebiet, ändert sich mithin in der Zeit und im Raume, wandelt sich ab in ihren Formen und Funktionen. Es handelt sich daher um plastische Einheiten voller Leben, die, wie alles Lebende, in fortwährender Wandlung und Bewegung begriffen sind. Man macht es sich deshalb allzu einfach, wenn man auf Grund einiger willkürlich gewählter Charakteristiken eine Klassifikation der Rassen vornimmt und über ihr Verwandtschaftsverhältnis verhandelt. Willkürlich sage ich deshalb, weil wir dabei das, was uns tatsächlich auffällt (die Höhe, die Komplexion, die Schädelform) als hauptsächlich und grundlegend betrachten, während wir andere „nebensächliche" Eigenheiten überhaupt nicht in Erwägung ziehen. Der Mensch ist seiner Natur nach Simplizist und trachtet daher auch das, was ihm noch nicht genügend bekannt ist, zu vereinfachen und jede, auch die komplizierteste Erscheinung auf bekannte Formen zurückzuführen und jeden Wert in Zahlen auszudrücken. Daher fußen viele Klassifikationen, auch einige der neuesten, auf der Komplexion und auf noch zwei oder drei Merkmalen. Als wäre die Rasse das Resultat einiger Charakteristiken, die auf mathematischem Wege eine gewisse Anzahl von Kombinationen und demgemäß auch eine gewisse Anzahl von Rassen ergeben können! Die Rasse ist nicht die Summe einiger erblichen Faktoren, sondern die Rasse ist eine biologisch organisierte erbliche Einheit, die sich in einer großen Anzahl besonderer erblicher Merkmale auswirkt. Aber die Anzahl dieser speziellen Merkmale hängt von der Arbeitsmethode ab, von unserer Determinierungsfähigkeit, von der Fähigkeit, das zu zerlegen, was noch undeterminiert und unzerlegt ist.

Und schließlich möchte ich noch eines wiederholen, was ich schon seit langem behaupte. Von irgendwelchen primären oder sekundären Rassen kann keine Rede sein. Denn jede Rasse hat dem Raume und der Zeit nach denselben Wert. Nur hat eben jede Rassenform ihre eigene Geschichte. Und diese Geschichten können in ihrem Zeitlaufe sowohl parallel als auch divergent, ähnlich und verschieden, beschleunigt und verlangsamt sein. Auch genetisch können wir daher die Rassen nicht in Grundformen der Rassen und in Mischtypen einteilen. Wenn erbliche Form- und Inhaltskomplexe — morphologische und konstitutionelle Komplexe, die sich von Generation zu Generation erneuern — bestehen, so sind sie jedenfalls ihrem biologischen Werte nach äquivalent. Wir können sie als Abarten, Rassen, Rassentypen oder als kombinierte Typen ansehen und benennen; dies alles ist Sache der Auffassung und des Übereinkommens. Aber alle diese Abarten oder Typen oder Rassen haben denselben selbständigen biologischen Wert.

Diese Grundauffassungen werden uns dazu dienen, eine Klassifikation der Rassentypen vorzunehmen, die sich in Jugoslawien bei den Serben und Kroaten vorfinden und die der Hauptsache nach in unseren Gegenden autochthon sind. Ebenso könnten wir von der Klassifikation der europäischen Rassen, von den Europiden, sprechen. Es ist aber angebrachter, uns auf einzelne, mir besser bekannte Typen zu beschränken.

Wie wir alle verwandten Formen in einige große Gruppen, in einige „Großrassen" zusammenfassen — wie sie Montandon nennt —, von denen eine Gruppe die Europiden bilden, ebenso können wir unter den Europiden jene

Formen, die untereinander verwandt und ähnlich sind, in eine Einheit zusammenfassen. Gruppieren wir die bei den Serben und Kroaten auftretenden Einzeltypen, so werden wir vier solcher größeren Gruppen erhalten: die nordische, die dinarische, die mediterrane und die osteuropide Gruppe. Diese vier Rassengruppen umfassen fast alle Lokalformen, die bei uns vorkommen.

Im folgenden seien nun in einigen Hauptzügen die einzelnen Rassengruppen und -typen beschrieben.

Die nordische Rassengruppe. Diese Gruppe ist bei uns wenig vertreten. Ihre Angehörigen sind in unseren nördlichen Gebieten verstreut. Ob sie früher zahlreicher vorhanden waren ist eine andere Frage, die uns hier nicht besonders angeht[1]). Sie interessiert uns nur insofern, als nordische Elemente offenbar bei bestimmten Formen einiger anderer Rassengruppen mitenthalten sind. Aber gerade diese Elemente sind einer von den Beweisen, und zwar ein indirekter Beweis für die Bedeutung der nordischen Rassengruppe in der fernen Vergangenheit des Balkans. Als direkte Beweise sind in erster Linie die osteologischen Überreste der Gräber aus den prähistorischen und protohistorischen Zeiten anzusehen, und sodann die Beschreibungen der somatischen Eigenschaften der Völker, die uns von alten Schriftstellern überliefert wurden.

Wie wir bereits erwähnt haben, können wir die Formen jeder beliebigen Rassengruppe zerlegen in jene, die eine relativ größere Anzahl von gemeinsamen Merkmalen, und in jene, die davon eine relativ geringere Anzahl aufweisen. Die ersten heben wir durch das Suffix -id, die zweiten durch das Suffix -oid hervor. So zerfällt auch die nordische Rasse in Nordide und in Nordoide.

Ich wüßte nicht zu sagen, ob bei uns nordoide Formen vorkommen. Hauptsächlich würden es Formen mit nordischem Habitus, aber mit nur halb heller Komplexion sein, oder Formen heller Komplexion mit Mittelwuchs, oder Formen nordischer Eigenschaften mit dunkler Komplexion. Gibt es solche Formen, so sind sie entweder sehr selten und noch ungenügend untersucht, oder sie sind mir unbekannt.

Neuerdings behauptet aber B. Škerlj, daß auch bei uns ein Rassentyp nordischer Form, aber niedrigen Wuchses vorkommt. Tatsächlich habe ich derartige Menschen hier und da angetroffen, besonders im alten Montenegro (z. B. in Njeguši), aber auch heute bin ich mir nicht im klaren, ob es sich um einen besonderen, festen, erblichen Rassentyp handelt, oder ob die betreffenden Personen Mischprodukte sind. Da ich auf eine geringe Anzahl dieser Leute gestoßen bin, hatte ich keine Gelegenheit, ihre Eltern, Brüder, Schwestern und sonstigen näheren Verwandten zu untersuchen, wie ich es sonst regelmäßig in ähnlichen Fällen zu tun pflege. Diese Leute sind Vistuler oder Vistuliden und Vistuloiden, wie Škerlj sagen würde: nach ihm sind sie Dolichokephale, ungefähr 1659 mm hoch, von heller Komplexion, bzw. kann bei den Vistuloiden die Iris auch verschiedenfarbig und das Haar auch rötlich oder dunkelblond sein. Die wenigen Individuen, die ich gesehen habe, entsprachen entweder den Škerljschen Vistuliden oder den Vistuloiden mit hellen (blauen) Augen und rötlichem Haare.

Die dinarische Rassengruppe. Mit dieser habe ich mich am meisten befaßt und daher kenne ich sie auch am besten. Zu ihr zählen wir zwei dinaride und

[1]) Vgl. über die frühere Dolichokephalie in unserem Lande die Arbeiten von N. Županić, Giuffrida-Ruggeri, Vuletić Vukasović und anderer.

einige dinaroide Typen. *Dinaride* sind der dinarische und der herzegowinische Typ.

Der dinarische Rassentyp (dinarische Rasse, dinarische oder adriatische Rasse). Das ist der klassische Dinarier, wie ihn als erster Deniker ausgesondert und beschrieben hat, Leute, deren physische und psychische Merkmale aber schon vorher Serafino Razzi und Alberto Fortis bemerkt haben.

Fra Serafino Razzi sagt bereits im Jahre 1595, daß die „Dalmatiner" meist eine hohe Gestalt und ein längliches Gesicht haben und daß ihre Hautfarbe weiß und gemäßigt rötlich ist. Der Körper ist entwickelt und geeignet, auch schwere Lasten zu tragen. Neben diesen Körpereigenschaften erwähnt er auch die psychischen: Scharfsinnigkeit, Behendigkeit, klaren Verstand und Ausdauer bei der Arbeit. Ebensolche „Dalmatiner" hat Razzi in Italien in der Umgebung von Chieti vorgefunden.

Fast zwei Jahrhunderte später, im Jahre 1774, hat ein anderer Frater, Alberto Fortis, eben denselben Menschentyp geschildert. Er findet ihn um Duvar und Vrgoratz vor. Und er unterscheidet ihn von einem anderen Typ, von den Bewohnern von Ravni Kotari, vom Sinjsko und Kninsko Polje. Während die Bewohner von Vrgoratz eine dunkle Hautfarbe mit kastanienbraunen Kopf- und Hauthaaren haben, ein längliches Gesicht und eine hohe Gestalt aufweisen, sind die Bewohner von Kotar plump, blond, das Gesicht ist breit und die Nase stumpf. Sie unterscheiden sich auch psychisch. Die Vrgoratzaner sind schroff, selbstbewußt, tapfer und unternehmend, die Kotoraner dagegen sind weich, folgsam und verstehen es, sich dem fremden Willen anzupassen. Der erste Typ entspricht auch seinen morphologischen Merkmalen und seinen seelischen Eigenschaften nach dem Dinarier Denikers und anderer Autoren.

Wir sehen daher, daß der Körperbau des Dinariers ausgesprochen langlinig (leptosomatisch, respiratorisch) ist, gerade so wie der teutonordische Rassentyp. Es besteht keine Neigung zur Bildung von Fettreserven. Ohne Zweifel unterscheidet sich der Dinarier in vieler Hinsicht auch funktionell von einigen anderen Rassentypen, vor allem von den konstitutionell andersgearteten Osteuropiden (Balten, Laponoiden). Pende und seine Schule haben es versucht und versuchen es noch, diese funktionellen und biotypologischen Unterschiede festzustellen. Vor allem weist der dinarische Rassentyp gewisse Eigenheiten im energetischen Metabolismus wie auch in der Tendenz zu gewissen Erkrankungen auf. Die Energieerzeugung des dinarischen Menschen steht niedriger als die Energieproduktion, die uns die Normtafeln auf Grund der laboratorischen und klinischen Untersuchungen angeben. Der Mittelwert einiger zehnfacher Messungen des Grundmetabolismus unmittelbar „rassenreiner" Dinarier, durchwegs Bauern, ergibt, wenn der Metabolismus um 7 Uhr morgens bestimmt wird, 905,98 Kalorien gegen 949,02, die für Städter von digestiver Konstitution und gemischter Rasse festgestellt wurden. Ob dieser Unterschied eine Folge angeborener Rassen- bzw. konstitutioneller Variationen ist, oder ob er durch die ungleiche Ernährung verursacht ist, muß allerdings zunächst dahingestellt bleiben.

Der Dinarier ist hohen Wuchses. Bei Günther finden wir, daß der Mann 174 cm hoch ist, und v. Eickstedt führt folgende Messungen an: 1783 mm (Maleš), 1670 (Lebzelter), 1658 (Biasutti). In jedem Falle übersteigt die Durchschnittshöhe des dinarischen Menschen 170 cm. Bei Untersuchung der

Mannschaft der königlichen Garde habe ich konstatiert, daß die Höhe des klassischen Dinariers durchschnittlich 1769,15 mm beträgt. Dieselbe Höhe habe ich bei den Dinariern in der Stara Crna Gora, in der westlichen Herzegowina, im Stari-Vlah-, Studenica-, Žiča- und im Moravabezirke vorgefunden. Neben dem hohen Wuchs finden wir alle jene Körperproportionen, die im großen und ganzen dem leptosomen Typus entsprechen. Ich erwähne nur das Verhältnis des Oberkörpers zu dem unteren Teile des Körpers. Wenn wir den Abstand vom Boden zum Vertex = 1000 setzen, beträgt die Höhe des Symphysions 521,14, die altitudo sedentis 530,24, und die Höhe des Omphalions 597,11. Ich führe auch die Apertudo maxima der Handspitzen bei ausgestreckten Armen an. Ist die Höhe mit 1000 angenommen, dann ist die Apertudo maxima 1026,6. Die Schultern sind breiter als die Hüften, nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Frauen. Der relative Abstand zwischen den Akromien ist beim dinarischen Rassentyp 232,80, zwischen dem Trochanterion 184,6. Bei den dinarischen Weibern in Žiča beträgt die relative Entfernung zwischen den Akromien 217,3, während die Breite der Hüften im ganzen 175,6 ausmacht (bei den Männern in Žiča: die Breite der Schultern 219,4; die Breite der Hüften 166,1).

Auch das Körpergewicht entspricht der Konstitution, der der Dinarier angehört. Das Durchschnittsgewicht von 356 Personen aus dem Bezirke von Žiča und Studenica (fast alles Dinarier, Messung im Jahre 1926 vorgenommen) ergibt ziemlich niedrige Werte, im Mittel 64,0 kg. Später fand ich bei den „reinen" Dinariern, die ich bei der Durchführung der Messungen in der königlichen Garde (1934—1936) ausgeschieden hatte, einen etwas höheren Wert, d. i. 73,398. Man darf aber nicht vergessen, daß das Soldaten sind, die vorzüglich ernährt werden. In jedem Falle bewegt sich der Gewichtsindex nach Livi zwischen 231 und 237.

Die kephalometrischen Werte würden die folgenden sein (wir führen nur einige an): Glabella-Opisthokranion 186,2; Porion-Vertex 130,1; Trichion-Gnathion 178,8; Trichion-Nasion 63,6; Nasion-Subnasale 54,9; Nasion-Gnathion 115,2; Euryon-Euryon 161; Frontotemporale-Frontotemporale 116,7; Zygion-Zygion 147,3; Diameter bimastoideus 136,5; Diameter biangularis externus 95,4; Diameter biangularis internus 33,6; Rima oris 51,6; Gonion-Gonion 113,9; Alare-Alare 34,4. Demnach ist der Dinarier brachykephal (Index 86,46), an der Grenze der Hyperbrachykephalie; hypereuryprosop (Index 78,2) und leptorrhin (Index 62,6).

Am Schlusse wollen wir noch erwähnen, daß die Durchschnittsfarbe der Iris 11,5 (Skala Martin-Schultz), die Durchschnittsfarbe des Haares 4,7 (Skala E. Fischer) ist. Die Haut ist verhältnismäßig dunkel (nach der Skala von Luschan zwischen 12 und 14). Die Nase ist im größten Teile der Fälle konvex (um 60%), sie kann aber auch gerade sein (40%). Die Basis der Nase ist am häufigsten gerade oder etwas herabfallend.

Von den sonstigen Merkmalen erwähnen wir, daß der Kopf sehr hoch ist: die Stirne ist hoch und demnach ist auch die physiognomische Höhe des Gesichtes groß. Der Abstand des Porions vom Vertex beträgt, wie ich gefunden habe, beim vorwiegend dinarischen Žičaner 122,3, bei den Frauen 118,8, und beim überwiegend dinarischen Montenegriner 127,6, während er beim „reinen" Dinarier der königlichen Garde 130,1 ausmacht. Das Hinterhaupt ist nicht immer gerade „wie mit dem Beile abgehackt", sondern oft nach hinten aus-

gewölbt, mindestens so wie beim fennonordischen Rassentyp. Filipović nimmt mit Recht an, daß die Ausgeglichenheit des Hinterhauptes häufig auf nicht natürliche Weise beeinflußt wurde. Bei den „reinen" Typen sind die Wangenknochen immer sehr stark hervorgehoben, mit markanten Übergängen zum Schläfenbein hin, ferner treten entwickelte obere Augenhöhlenbogen und dichte, breite und borstige Augenbrauen auf. Die Nase ist relativ groß und stark, mit erhobenem Rücken. Der Mund ist groß; die Lippen sind von Mittelgröße oder etwas größer, manchmal ästhetisch geformt. Die Ohren sind länglich, das Ohrläppchen groß, fleischig und von der Wange getrennt. Günther sagt, daß der Haarwuchs am Körper im Vergleich zu den anderen europäischen Rassen sehr stark ist. Tatsächlich ist aber der Dinarier viel weniger haarig als einige mediterrane Typen. Wie Günther richtig angeführt hat, ist das Haar ziemlich lockig, selten straff, aber nicht gar zu dicht. Bart und Schnurrbart sind stark, sie lassen keinen freien Raum übrig, die Haare sind dicht gewachsen und lang. Ebenso sind auch die Augenbrauen dicht. Bei den Frauen ist die Oberlippe oft von dünnen Härchen bedeckt.

Das sind die charakteristischsten Merkmale des dinarischen Rassentyps. Es gibt aber zweifellos noch weitere uns bekannte und unbekannte Eigenheiten, die jenen Eigenschaftskomplex bilden, den wir dinarisch nennen. Daher ist es nicht zutreffend, wenn auch nicht immer unpraktisch, wenn wir den dinarischen Rassentyp (i. e. die dinarische Rasse) ganz einfach durch folgende wenige Merkmale charakterisieren: hoher Wuchs, brachymorpher Schädel, dunkle Farbe der Regenbogenhaut, dunkles Haar. Man müßte dabei voraussetzen, daß diese wenigen Merkmale, diese wenigen charakteristischen Eigenschaften nicht bei anderen Rassentypen auftreten, und dann, daß sie, wenn sie einmal da sind, immer vom gesamten dinarischen Eigenschaftenkomplex, vom dinarischen Habitus und von jenem funktionellen Wesen, der den dinarischen Rassentyp kennzeichnet, begleitet sind.

Beim dinarischen Rassentyp scheint es tatsächlich, daß wir keinen großen Fehler begehen, wenn wir diese vier Merkmale auswählen und uns ihrer bei der Unterscheidung des dinarischen Rassentypes von den anderen Rassentypen bedienen. Denn der Mensch, der hoch, brachykephal, von dunkler Komplexion und „rassenrein" ist, kann keiner anderen Rasse angehören als der dinarischen. Daher ist es ein großes Verdienst von B. Škerlj, daß er uns theoretisch und praktisch den Wert dieser Merkmale nachgewiesen hat. Aber mit dieser Art der Auswahl scheiden wir nicht nur die „rassereinen" dinarischen Formen aus, sondern auch viele andere gekreuzte Mischlinge, die entweder vorwiegend dinarisch sind oder nur zum Teile dinarische Formen aufweisen. Nur zwei oder drei Beispiele: Die armenoiden Formen von hohem Wuchse — und diese Formen bestehen auf jeden Fall, sei es bei uns, sei es im allgemeinen auf dem Balkan — könnten durch eine solche Gruppierung mit dem dinarischen Rassentyp identifiziert werden. Weiterhin gibt es Dinaride bzw. Dinaroide mit gewissen armeniden und armenoiden Merkmalen. Auch sie würden als hohe, brachykephale Menschen von dunkler Komplexion dieser Gruppe zufallen. In Dalmatien, insbesondere in der Crna Gora, aber auch in Makedonien, treffen wir ferner verschiedene Formen von Mischlingen zwischen Vertretern der dinarischen Rassengruppe und der mediterranen Gruppe. Sind diese Mischlinge hoch, dunkel, brachykephal, so fallen sie auf jeden Fall in die Gruppe der Menschen mit

jenen vier Merkmalen. Hohe, dunkle und brachykephale Individuen können auch Mischlinge zwischen den Atlantomediterranen und anderen Mediterranen (hier gäbe es also keine Spur von einem dinarischen Element) oder zwischen den Atlantomediterranen und Orientaliden oder Armeniden oder Indiden sein. Derartige Mischlinge treffen wir auf dem Balkan, wenn auch nur sporadisch und in geringer Zahl, und auch bei den Jugoslawen, aber insbesondere bei den Hebräern, Zigeunern und im Küstenlande an. Einer derartigen Gruppierung und Ausscheidung auf Grund nur einiger Merkmale, können wir uns daher nicht immer mit Sicherheit, nicht einmal im Falle des dinarischen Rassentypus, bedienen. Dieser Methode könnten wir uns einzig und allein nur in vorwiegend dinarischen Gegenden bedienen, in denen es keine mediterranen oder armeniden Beimischungen gäbe. Bei einigen anderen Rassentypen ist eine derartige Ausscheidung auf Grund der Körperhöhe, der Kopfform und der Komplexion noch mehr erschwert und fast unmöglich.

Der herzegowinische Rassentyp (die sawische Rasse oder Unterrasse). Dieser zweite dinarische Rassentyp kommt bei den Jugoslawen ebenso häufig vor wie der erste, der eigentliche dinarische Rassentyp. Er unterscheidet sich vom dinarischen nur durch ein Merkmal, durch die Farbe der Iris, die nicht kastanienfarbig oder kastaniendunkel ist, sondern blau oder graublau, und außerdem noch, wie mir scheint, durch einige physiognomische Merkmale und seelische Eigenheiten. Die Physiognomie ist etwas weicher, klarer; sie gibt nicht jenen schweren und unbrechbaren Ausdruck wieder, den wir beim Dinarier antreffen. Auch die seelischen Merkmale sind gewissermaßen weicher. Aber vorläufig möchte ich noch nicht mit Sicherheit behaupten, daß dieser physiognomische und seelische Unterschied wirklich besteht oder ob dies nicht etwa bloß die Folge eines vorübergehenden Eindruckes auf mich ist. Vielleicht sind das die Merkmale eines regionalen Typus unserer dinarischen (ich meine der geographisch dinarischen) Gegenden.

Nach B. Škerlj, der als erster diesen Typus als Rassentyp in die Literatur eingeführt und ihm auch als erster diesen Namen (nach ihm der sawische Typ, die sawische Rasse) beigelegt hat, unterscheidet sich der herzegowinische Rassentyp durch folgende ererbte Eigenheiten: hohe Gestalt, brachymorpher Schädel, helle Farbe der Regenbogenhaut, dunkles Haar. Lebzelter hat bereits im Jahre 1923 einen Typ helläugiger Menschen von hohem Wuchse (über 1690 mm), jedoch von dunkler Haarfarbe geschildert. Das ist seine neunte Typenkombination. Nach ihm gibt es in den bergigen Gegenden um Užice herum 22—24% blauäugiger Menschen. Graue Augen kommen im Kreise von Mostar vor. Blaue und graue Augen gibt es in der Gegend von Mostar ca. 55%.

Škerlj hat diesen Typ nach dem Flusse Sawe benannt (Typ der Sawiden), und tatsächlich spricht Lebzelter von einer nördlichen Zone der Iris von heller Farbe. In diese Zone gehören neben anderen Provinzen Kärnten, Steiermark, Krain, Kroatien, mithin die Gegenden um die Sawe herum. Aber andrerseits sehen wir, daß sich das Gebiet dieser Dinariden im allgemeinen mit der geographischen dinarischen Region deckt und daß der größere Teil der herzegowinischen Bevölkerung diesem Typus angehört. Da nun aus den herzegowinischen Gegenden zum guten Teil jene metanastasischen Wanderungen und Bewegungen herrühren, durch die die übrigen serbischen Gegenden mit zahlreichen blauäugigen Dinariden, wie z. B. Stari Vlah, Rujno, die Gegenden um den

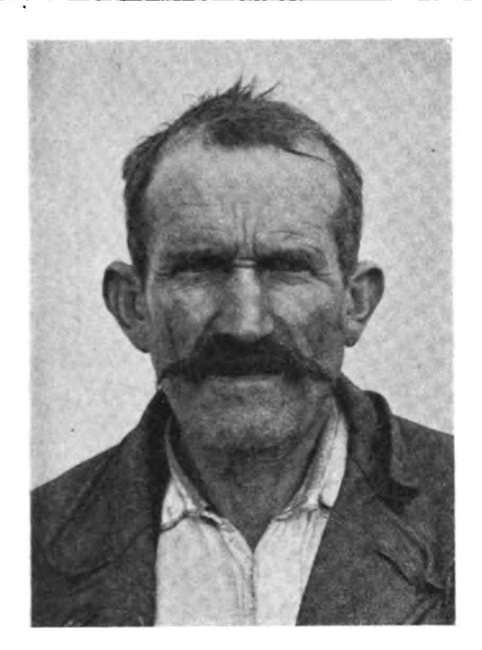


Abb. 1. Herzegowinischer Rassentyp
(Herzegowina) dinarische Rassengruppe



Abb. 2. Herzegowinischer Rassentyp
(Široki Bryeg Herzegowina) dinarische Rassengruppe

unteren Lauf des Ibar usw. bevölkert wurden, würde diesem Typus die Benennung herzegowinischer Rassentyp (oder nach einer anderen Nomenklatur — herzegowinische Rasse oder Unterrasse, Herzegowiden) viel eher entsprechen als die Benennung nach dem Flusse Sawe, nach den Gegenden um diesen Fluß herum, wo jedenfalls dieser Typ nicht gar so zahlreich oder so kompakt ist wie in der Herzegowina und in anderen dinarischen Gebieten. Wir wollen auch noch erwähnen, daß seinerzeit Ivanovski den dinarischen Rassentyp als herzegowinische Rasse benannt hat.

Bei den Jugoslawen finden wir folgende weitere *Dinaroiden:* einen dinarischen Typ heller Komplexion, einen dinarischen Typ von mittlerer Körpergröße und von heller Komplexion, einen dinarischen Typ von Mittelgröße, einen dinarischen von Mittelgröße und von heller Regenbogenhautfarbe. Ob es noch auch andere Dinaroiden gibt, könnte ich vorläufig nicht sagen. Ich führe nur diese an, die nach meiner Überzeugung kein Mischprodukt verschiedener Rassen sind, sondern Typen mit beständigem, im Erbwege übertragenen Komplex von Merkmalen, die von Generation auf Generation übergehen und ausgedehnte Gegenden umfassen. Nur bin ich nicht überzeugt, ob die letzte Form, der helläugige Typ von Mittelwuchs, tatsächlich ein Erb- und Rassentyp ist.

Wir haben gesagt, daß der herzegowinische Rassentyp alle Charakteristiken, sowohl die morphologischen als auch die funktionellen Eigenheiten der klassischen dinarischen Rasse aufweist, nur ist die Regenbogenhaut weniger pigmentiert, von hellerer Farbe. Stellen wir uns jetzt einen anderen Typ vor, der in seiner Differenzierung noch etwas weiter geht, einen Typ, der im Ganzen dem dinarischen Rassentyp entspricht, aber der von heller Komplexion wäre.




Abb. 3. Blonder dinarischer Rassentyp
(Crna Trava, Ostserbien) dinarische Rassengruppe

Von diesem Typus habe ich schon öfter geschrieben, daher werde ich mich jetzt dabei nicht lange aufhalten.

Diesen hat jedenfalls Lebzelter bis ins Kleinste beschrieben und bestimmt. Das ist seine norische Rasse. Er hat ihn nach der römischen Provinz Noricum getauft. Dieser Typ entspricht, vielleicht deckt er sich auch mit ihr, der galatischen Rasse von Guiart. Wir finden ihn also auch außerhalb Jugoslawiens. Ich habe ihn die blonde dinarische Rasse genannt, oder wie wir jetzt sagen würden, den blonden dinarischen Rassentyp. Aus demselben Grunde wie es nicht angebracht ist, den herzegowinischen Typ als sawischen zu bezeichnen, glaube ich, daß auch für diesen Typ die Benennung nach Noricum nicht entspricht. Ihn treffen wir besonders überall dort, wo wir auf die klassische dinarische Rasse stoßen.

Der blonde dinarische Rassentyp hat eine helle Komplexion. Die Haarfarbe ist nicht ganz blond, sondern mehr kastanienblond mit rötlichen Beimengungen (das ist das „rote" Haar, „rusa kosa"), rotblond oder gelbblond. Besonders am Barte und Schnurrbarte sehen wir die rötlichen Töne. Auch die Haut ist stärker rötlich und weniger dunkel als die Haut des dinarischen Rassentypus. Das periphere Kapillarsystem ist reicher, verzweigt, besonders an den Wangen. Die Komplexion erinnert uns an die Teints des fennonordischen Rassentypus.

Es bestehen auch andere Unterschiede zwischen dem klassischen und dem blonden Dinarier. Sie sind auf den ersten Blick nicht so sehr frappant, sind aber tatsächlich sehr charakteristisch und bedeutend. Wir haben gesagt, daß beim Dinarier die Übergänge zwischen dem frontalen und dem temporalen Teile des Kopfes merkbar und die Überaugenbögen entwickelt sind. Beim blonden dinarischen Typ sind diese Eigenheiten noch ausgesprochener: die

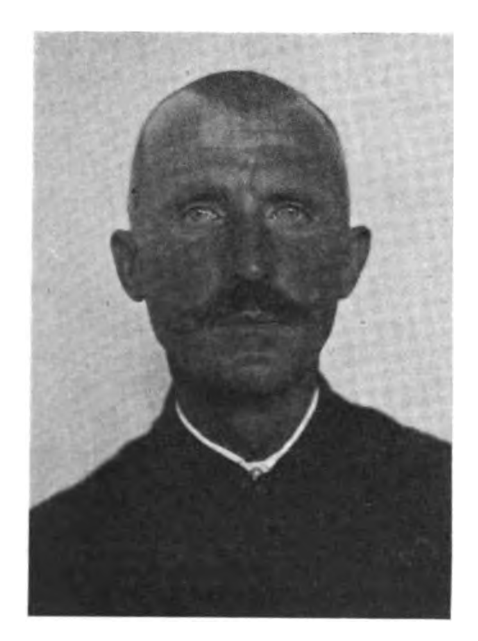




Abb. 4. Blonder dinarischer Rassentyp
(Žiča-Kraljevo, Serbien) dinarische Rassengruppe

Knochen, alle Übergänge, alle Rundungen sind schärfer, gröber. Infolge der entwickelten Stirn, des stärker (aber nicht immer) hervortretenden Hinterkopfes ist der Kopfindex niedriger als beim klassischen Dinarier. (Nach einigen Angaben beträgt der Durchschnittswert 83,16.) Die Behaarung ist etwas stärker entwickelt, fast könnten wir sagen, daß die blonden Dinarier zottig sind. Die Körperproportionen sind dieselben wie beim dinarischen Typ, nur ist der Körper noch stärker verlängert, die Körperhöhe ist um einige Zentimeter größer.

Nebenbei sei erwähnt, daß R. Jeremić im Jahre 1923 gewisse anthropologische Untersuchungen auf dem Gebiete von Tuzla veröffentlicht hat. Auch er findet hellfarbige hohe Gestalten. Das ist die hohe Xantobrachykephalie, wie sie Jeremić nach einer früheren Terminologie nennt.

In vielen Gegenden bei uns, in der geographisch dinarischen Gegend, in der Šumadija, Zeta, besteht ein gewisser konstanter Erbtyp, mithin ein Rassentyp, der sowohl morphologisch als auch physiognomisch dem dinarischen Rassentyp entpricht, nur ist die Körperhöhe niedriger (der Mittelwert einer Reihe von ungefähr 30 Personen ca. 168 cm). Ich meine, daß die Körperproportionen dieses Typus den Proportionen der klassischen dinarischen Rasse entsprechen. Dieser Typ kann in keinem Falle mit der alpinen Rasse identifiziert werden. Die Proportionen des Kopfes und des Gesichtes, die Physiognomie sind eindeutig dinarisch.

Nach genaueren Untersuchungen werden wir die näheren Charakteristiken dieses Typus geben können. Vorläufig möchten wir ihn nicht besonders hervorheben, noch ihm einen besonderen Namen geben. Wir wollen ihn ganz einfach den dinarischen mittelhohen Typ nennen.

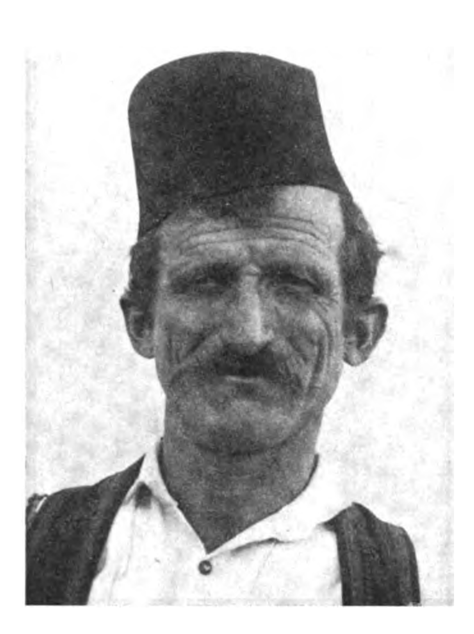


Abb. 5. Erischer Rassentyp
(Rasno, Herzegowina) dinarische Rassengruppe

Es besteht noch ein derartiger dinarischer Typ mittlerer Höhe, nur entspricht seine Komplexion den Pigmenttönen des blonden dinarischen Rassentypes. Die Proportionen, der Habitus, die Morphologie sind vollkommen dinarisch. Die Körperhöhe ist entweder gleich der Höhe des dinarischen Rassentyps mittlerer Höhe oder sie ist um etwas geringer (mittlere Höhe zwischen 165 bis 166 cm). Die charakteristische Physiognomie ist dinarisch, aber mit einer Beigabe von Schlauheit, Spott, Scherz, mit etwas Witzigem und Spöttischem. Ich möchte diesem blonden dinarischen Rassentyp mittlerer Höhe als den erischen[1]) Rassentyp bezeichnen. Wir finden ihn in den dinarischen Gegenden überall dort, wo wir dem blonden dinarischen Typ begegnen.

Schließlich müssen wir noch eine dinaroide Form erwähnen. Wenn wir das Auftreten der oben erwähnten Dinaroiden in der Zeit und im Raume verfolgen, werden wir uns überzeugen, daß das Erbformen sind, also konstante Rassenformen. Ob wir auch diese letzte Form als einen konstanten Erbrassentyp ansehen können, das weiß ich allerdings vorläufig nicht. Stellen wir uns eine Rassenform vor, die in allem dem dinarischen Typ mittlerer Größe entspricht, nur mit heller Regenbogenhautfarbe. Dieser Typ würde, abgesehen von der Körperhöhe, dem herzegowinischen Rassentyp entsprechen. Diesen dinarischen helläugigen Rassentyp mittlerer Höhe habe ich in der Šumadija, in dem alten Montenegro (der Stara Crna Cora) und in der geographisch dinarischen Region vorgefunden, jedoch nur sporadisch und selten, insoweit ich diese Gegenden besucht habe.

Das wären kurz die Dinariden und Dinaroiden, mithin die dinarische Rassengruppe. Und nun gehen wir zu einer anderen Gruppe von Rassenformen über, die für unsere Gegenden ebenso von besonderem Interesse ist, wenn sie auch weniger wichtig und der Zahl ihrer Vertreter nach weniger zahlreich ist. Das ist die **mediterrane Rassengruppe.** Die Angehörigen dieser Gruppe sind zahlreicher im Primorje, mithin gegen den Süden zu, und ebenso gegen die östlichen Grenzen unseres Staates hin.

Auch hier in der mediterranen Rassengruppe haben wir Typen, die schwächer, und Typen, die stärker von einer bestimmten Form abweichen. Wir brauchen nicht zu betonen, daß diese Form keineswegs eine Urform, ein primärer Typ ist, der genetisch älter ist. Auf keinen Fall. Er könnte es nur zufällig sein. Diese tatsächliche oder gedachte, nordische oder dinarische oder mediterrane Ausgangsform dient uns nur dazu, um alle Rassenmerkmale dieser bestimmten

[1]) Nach dem Eragebiet um Užice.




Abb. 6. Mediterraner Rassentyp
Gautyp von Ostserbien (Caribrod)

Gruppe in Typen einzureihen, die mehr oder minder ähnlich (in die auf -id) sind, und in Typen, die von ihnen stärker abstechen (in die auf -oid). Eine derartige Urform bei der nordischen Rassengruppe wäre der teutonordische Rassentyp, bei der dinarischen Rassengruppe der dinarische Rassentyp. Aber tatsächlich brauchten wir weder im einen noch im anderen Falle eine derartige „Urform" anzunehmen. Wenn wir sie annehmen, tun wir dies mehr aus konventionellen Gründen. Ebenso könnten wir bei der dinarischen Rassengruppe den herzegowinischen Rassentyp als einen „primären Typ" oder als eine „Urform" ansehen, und bei der nordischen Gruppe jene zwei anderen Typen — den dalonordischen und den fennonordischen. Denn z. B. erinnern uns der dalonordische und der fennonordische Rassentyp bei der nordischen Rassengruppe an ältere Formen als der teutonordische Typ. Bei der dinarischen Rassengruppe enthält der Dinaroide, der blonde dinarische Typ, unbestreitbar ältere Elemente als der dinarische oder herzegowinische Rassentyp.

In der mediterranen Rassengruppe unterscheiden wir daher Mediterranide und Mediterranoide. *Mediterranide* sind der mediterrane und der atlanto-mediterrane Rassentyp.

Der mediterrane Rassentyp (mediterrane Rasse) ist hinreichend beschrieben und bekannt. Hier ist es nicht notwendig, seine Merkmale aufzuführen. Bräunliche Langköpfe mit einem Wuchse an der Grenze zwischen mittel und niedrig, mit länglichem Gesichte und markanten Zügen begegnet man auch bei uns besonders in den Städten des küstenländischen Dalmatiens, aber noch häufiger in Südserbien und in dem alten Montenegro. Eines allein möchten wir erwähnen, daß die Konstitution dieser Mediterranen nicht ganz ausgesprochen langlinig (respiratorisch) ist, wie sie beim teutonordischen oder




Abb. 7. **Mediterraner brachykephaler Rassentyp**
(Kočane, Südserbien)

beim dinarischen Rassentyp ist. Warum wir dies erwähnen, werden wir später sehen.

Die anderen Mediterraniden, wir könnten sagen, die noch ausgesprocheneren, noch stärker entwickelten Mediterraniden bilden den zweiten Rassentyp — den **atlantomediterranen Rassentyp** (atlanto-mediterrane Rasse, atlantische Rasse). Vom ersten Typ unterscheidet sich diese Form besonders durch eine größere Höhe (die Höhe entspricht der Höhe der dinarischen oder der der nordischen Rasse) und durch eine ausgesprochen langlinige Konstitution. Dieser Form begegnen wir besonders in den dalmatinischen Städten in alten dalmatinischen Familien. Mediterranide finden sich auch bei unseren Muslimanen vor.

Im südlichen und östlichen Serbien gibt es zwei Formen, die sich voneinander nur wenig unterscheiden. Bei der einen sind die Augen dunkel, bei der anderen grau oder grünlichgrau; es bestehen mithin dieselben Unterschiede wie zwischen dem klassischen Dinariden und dem „Sawiden" in zwei Merkmalen, die charakteristisch, konstant, vererblich, daher rassisch sind. Diese Formen möchte ich daher in die mediterrane Rassengruppe als *Mediterranoide* einreihen.

Messungen liegen leider noch nicht vor. Es ist auch schwierig, diese zwei Typen zu beschreiben. Der eine ist ganz braun (schwarzes Haar, Augen dunkelkastanienfarbig), der andere hat schwarzes Haar und schwarze Haare am Körper, doch sind die Augen hellfarbig. Die Behaarung ist stark, am ganzen Körper finden wir Flaumhaare. Bei den Frauen sind die Flaumhaare an den Lippen und am Kinn bemerkbar sowie zwischen den Brüsten. Das Haar wächst tief in die Stirne hinein, es gibt seitlich keine freien Ausbuchtungen wie bei der dinarischen und nordischen Rassengruppe. Diese Verteilung der Haare und der Haarformen erinnert uns an die Orientaliden. An die Orientaliden und

insbesondere an die Armeniden erinnert uns auch die Konstitution, die auf jeden Fall digestiv ist. Die eurosomatischen Formen sind stark hervortretend, aber der Körper ist nicht schlaff sondern muskulös, bei den Frauen sind die Brüste kräftig entwickelt: schon während der Pubertät können sie groß sein, nachher nehmen sie eine hängende Form an. Die Nase ist kleiner, nicht fleischig, aber die Nasenflügel sind breit. Der Mund ist mittelgroß, die Lippen ziemlich geschwungen.

Wir sehen daher, daß sich diese bräunlichen Personen von mittlerem oder fast niederem Wuchse bedeutend von den klassischen Mediterranen unterscheiden. Insbesondere differieren sie durch die Konstitution, die niedrige Stirnhaargrenze, aber auch durch — die brachykephale und mesokephale Form des Schädels. Obzwar ihre Physiognomie ziemlich mediterran und ihr Antlitz ziemlich länglich ist, ist doch ihr Kopf brachymorph. Trotz der Konstitution und der Brachykephalie zähle ich diese zwei Rassentypen zur mediterranen Gruppe, denn sie sind genetisch jedenfalls mit den Mediterranen verbunden und andrerseits wohl auch mit den Orientaliden. An die Orientaliden oder noch besser sowohl an die Orientaliden als auch an die Armeniden knüpfen sie sich in erster Linie durch den Körperhabitus, die Konstitution und die Körperproportionen an, die dem orientalisch-armeniden Körperbau entsprechen, was besonders bei den Frauen ersichtlich ist.

Würden wir uns strikte an die Škerljschen Gruppierungen der typischen Kombinationen halten, müßten wir unsere Mediterranoiden mit den Alpin-Armenoiden (mittlere Körperhöhe, Brachykephalie, dunkle Komplexion) bzw. den zweiten Typ mit der hellen Iris mit den Sawoiden identifizieren.

Finden sich diese zwei Typen nur auf dem Balkan? Ich nehme an, daß diese mediterranen Brachykephalen oder Mesokephalen auch in Italien vorkommen, sowohl im nördlich-mediterranen Gürtel als auch im südlichen, z. B. in Rom. Ich habe ihnen keinen besonderen Namen beigelegt. Das möge der Zukunft überlassen bleiben, wenn man sie einmal genau somatologisch und auf ihre Verbreitung in unserem Lande untersucht haben wird. Ich bin der Ansicht, daß diese bräunlichen Brachykephalen dem Kthela-Typus Trägers entsprechen.

Auch in der **osteuropiden Rassengruppe** unterscheiden wir Rassen auf -id und -oid: Osteuropide und Osteuropoide. Von den *Osteuropiden* führen wir vor allem einen Typ von Mittelwuchs an, der bräunlich und brachykephal ist. In der Klassifikation B. Škerljs wird dieser Typ natürlich nicht erwähnt, denn er müßte mit den Alpenarmenoiden identifiziert werden. Wir finden ihn in vielen Gegenden bei uns, besonders auf dem dalmatinischen Festlande, in der Herzegowina, im pannonischen Tieflande. Wir sagten, daß diese bräunlichen Brachykephalen mittlerer Körpergröße sind. Eben diese drei bzw. vier hervorstechenden Merkmale hat auch der dinarische Rassentyp mittlerer Körperhöhe, aber während dieser von respiratorischer Konstitution ist, haben diese Osteuropiden digestive, eurysomatische Formen. Gesichtsknochen, Physiognomie, bräunlicher Teint, einige mongoloide Charakterzüge (scheinbar mongoloide oder halbmongoloide Augenlider, stark entwickelte Jochbeine u. a.) erinnern an die „Lapponiden". Interessant ist es, daß gerade bei den Frauen dieser Rassentyp besonders schön hervortritt und auch häufiger ist. Männer von osteuropidem Rassentyp gibt es wenige und insofern sie vorhanden sind, sind sie weniger ausgesprochen „rein".



Abb. 8
Osteuropider Rassentyp
(Herzegowina)

In Montenegro stoßen wir oft auf eine regionale Form, die vielleicht der osteuropiden Rassengruppe angehört. Diesen hat als erster Erdeljanović beschrieben. Danach herrscht bei Menschen dieses Schlages der mittlere und etwas hohe Wuchs vor, doch gibt es auch Personen, die hochwüchsig sind. Die Hautfarbe ist helldunkel. Ihr Pigment läßt selten zu, daß auf den Wangen das Rote des Blutes hervortritt. Das Gesicht ist breit, bei vielen fast viereckig, knochig, mit stark hervortretenden Jochbeinen und breiten kräftigen Kiefern. Die Nase ist nicht hoch und besonders an der Nasenwurzel eingedrückt. Der Nasenrücken ist gerade oder ein wenig gebogen. Von der Mitte wird die Nase allmählich breiter und endet mit breiten runden Nasenlöchern. Die Stirne ist hoch und breit, gerade oder leicht geneigt. Auf der Stirne gibt es sehr oft an beiden Seiten je einen Knoten oder eine Erhebung. Der Schädel ist, wie überhaupt das ganze Haupt, im allgemeinen groß und sticht durch seine Rundheit hervor. Dieser Typ ist immer brachykephal. Das Haar ist dunkelschwarz und weich. Die Augen sind groß, dunkel oder „schwarz". Besonders bei Leuten mittleren Wuchses herrschen die rundlichen Formen vor und man bemerkt eine Neigung zum Dickwerden. Überhaupt ist der ganze Körper plump und kräftig. Dieser Typ ist von allen dunklen Typen der häufigste (d. h. bei den Serben von Kuči). Erdeljanović nennt ihn den dunklen rundköpfigen Typ. Wir haben die Schilderung dieses Schlages zitiert, weil er sich fast ganz mit den Eigenheiten unseres osteuropiden Rassentypus deckt. Eine andere Frage ist die, ob diese so geschilderten Montenegriner eine eigene genetische Form, einen eigenen regionalen Typ bilden. Hier werden wir uns damit befassen.

Andere Osteuropide wären die Pannonier bzw. der pannonische Rassentyp (siehe B. Škerlj). Von den vorigen Osteuropiden unterscheidet sich dieser geradeso wie der herzegowinische Rassentyp vom dinarischen, d. h. durch die helle Iris. Von ihm haben wir vorläufig nichts mehr zu sagen. Seinem Namen nach knüpft er an das pannonische Tiefland an. Ich glaube, daß dies richtig ist. In den prečanischen Gegenden kommt er viel häufiger vor als in der Herzegowina.

Der dritte osteuropide Typ sind die Alpiden bzw. wie wir jetzt sagen würden, der alpine Rassentyp (die alpine Rasse). Von den sonstigen Osteuropiden unterscheidet er sich durch grazilere Formen, durch Abwesenheit mongoloider Eigenheiten, durch die aufgestülpte Nase (die aber keineswegs gequetscht und breit ist) und vielleicht auch durch einen etwas niedrigeren Wuchs.




Abb. 9. Pannonischer Rassentyp mit dinarischem Einschlag
(Banat)

Bei den ersten zwei osteuropiden Formen ist ein gewisser Einfluß der Turaniden bemerkbar, wenn nicht in stärkerem Maße, was ich annehme, so doch wenigstens in eben dem Maße, in dem die Dinarier mit den Armeniden und Indiden verbunden sind.

Endlich gehen wir zu den *Osteuropoiden* über, und zwar auf den einzigen Rassentyp dieser Gemeinschaft, auf den baltischen Rassentyp (osteuropide Rasse, baltische Rasse). Die Eigenheiten dieses Typs sind hinreichend bekannt. Wir könnten ihn mit dem dalonordischen Rassentyp in Verbindung bringen. Die helle Komplexion, die weiße und rosige Hautfarbe mit genügend reichem peripherischen Kapillarsystem hat viele Forscher dazu verleitet, die nordische Rasse enge mit der baltischen zu verknüpfen. Aber die osteologischen, myologischen, physiologischen und auch die funktionellen Unterschiede sprechen dafür, daß das zwei vollkommen verschiedene Formen sind. Die helle Komplexion bei den Baltiden, die Neigung zu digestiven Formen bei den Dalonordiden gestatten immerhin, zwischen diesen zwei Rassentypen eine gewisse Verbindung herzustellen.

Wir haben gesehen, wie Fortis vor hundertsechzig und etlichen Jahren die Bewohner von Ravni Kotari beschrieben hat. Ein ungeschlachter Körper, blonde Haarfarbe, blaue Augen, breite Nasenwurzel und stumpfe Nase sind die Charakteristiken des baltischen Rassentyps. Von unseren Forschern hat diesen Typ bei uns Erdeljanović als erster besser und eingehender beschrieben. Ebenso die Serben von Kuči. Wir zitieren ihn: „Ein blonder Typ mit kurzem Kopfe. Unter den blonden Typen ist er der häufigste und mir scheint, daß er stärker vertreten ist als irgendein anderer Typ. Sein Wuchs ist gewöhnlich mittelhoch und seltener ziemlich hoch. Die Haut ist bei ihm weiß, manchmal

blaß oder gelblichweiß. Die Augen sind groß und blau, meistenteils dunkelblau. Das Gesicht ist rundlich und häufig auch breit mit starken, hervortretenden Jochbeinen. Die Nase ist gemäßigt hervortretend, an der Wurzel ziemlich breit und wird nach unten allmählich auch breiter. Nach dem Grade dieser Breite kann sie entweder wie eine etwas verdickte gerade Nase aussehen oder auch aufgestülpt sein mit Nasenlöchern, die ein bißchen nach der Seite gedreht sind. Die Stirne ist hoch, breit und sehr häufig gewölbt. Der Schädel ist kurz oder fast ganz rund. Auch bei diesem Typ, wie beim ersten dunklen, sind runde und fleischige Körperteile vorwiegend. Jene wenigen vollen Personen, die ich in der Gegend von Kuči gesehen habe, gehören gerade diesem blonden Type an oder sie sind Mischlinge, die diesem Typ am nächsten stehen." Es ist schade, daß diese Beschreibungen von Erdeljanović in der anthropologischen Literatur lange unbemerkt geblieben sind. Es würden sich nicht bis zu unseren Tagen so viele falsche Ansichten über die Rassenzugehörigkeit der Montenegriner wie auch der Serben und Kroaten erhalten haben.

Bei den Serben und Kroaten finden wir also eine große Zahl von Einzeltypen vor, in der Hauptsache, nach unserem Dafürhalten, 17 Rassentypen, denen wir noch den armenischen Rassentyp zugesellen könnten (Armeniden) und den Weichseltyp (Vistuliden). Alle diese Rassen haben wir in größere und kleinere Gruppen eingeteilt: wir haben sie in die nordische, dinarische, mediterrane und osteuropäische Rassengruppe eingereiht, und diese wieder in Untergruppen, in Nordide und Nordoide, in Dinaride und Dinaroide, in Mediterranide und Mediterranoide, in Osteuropide und Osteuropoide. Die ersten drei Rassengruppen bilden, wie ich glaube, mit den Armeniden und Indiden eine große Gemeinschaft, die man als „eurindische Gemeinschaft" bezeichnen könnte. Dagegen bildet die osteuropäische Gruppe mit den Turaniden und den anderen Lapponoiden und mongoloiden Elementen eine zweite Gemeinschaft, die eurasische Rassengruppe.

Wenn wir auch bei uns 17 bzw. 19 verschiedene Rassentypen unterscheiden können, fällt die größte Zahl der Serben und Kroaten der dinarischen Rassengruppe zu. Und wie wir am häufigsten auf dinarische Körperformen stoßen, so offenbaren sich überall auch die dinarischen psychischen Eigenheiten, ja, sie sind sogar in die nichtdinarischen Rassenformen eingedrungen und haben die ethnischen Merkmale der Kroaten und Serben geformt.

Schrifttum:

(Hier sind nur die Aufsätze und Werke, welche für diese Arbeit gebraucht wurden, angeführt.)

1. Biasutti, R.: Osservazioni antropologiche su prigionieri di guerra (Croati, Sloveni, Ungheresi e Romani). Arch. Antrop. 1921. — 2. Cwirko-Godycki, M.: Slowiane polndniowi. Poznań 1931. — 3. Czekanowski, J.: Zarys Antropologii Polski. Lwow 1930. — 4. Ders.: Europa. Enciclopedia Italiana 1932. — 5. Ders.: Rassenkunde der Serbokroaten. Slavische Rundschau 1934. — 6. Deniker, J.: La population de la Dalmatie. Bull. Soc. Anthrop. Paris Ser. 3, IX, 1886. — 7. Ders.: Les races et les peuples de la Terre. Paris 1926. — 8. v. Eickstedt, E.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Stuttgart 1934. — 9. Ders.: Ganzheits-Anthropologie. Z. Rassenk. III. 1936. — 10. Erdeljanović, J.: Die Kučen, ein Stamm in Montenegro. Ansiedelungen der serbischen Länder. Serb. Akad. 1907 (serbisch). — 11. Filipović, M.: Schädeldeformierung in Jugoslavien. Bull. Mus. Ethnograph. Beograd 1935 (serbisch). — 12. Fortis, A.: Viaggio in Dalmazia. Venezia 1774. — 13. Giuffrida-Ruggeri, V.: Contributo all'antropologia fisica delle regioni dinariche e danuviane e dell'Asia anteriore. Arch. Antrop. Etnol. 1908. — 14. Ders.: Le basi nazionali etniche in Austria-Ungheria.

Scientia 1918. — 15. Ders.: Un problema antropologico a proposito dei Dalmati. Arch. Antrop. 1918. — 16. Guiart, J.: Contribution à l'étude des races européennes. Congr. Inst. inter. Anthrop., III. Sess. 1927. Amsterdam 1928. — 17. Ders.: La race galate. Rev. Anthrop. 1927. — 18. Günther, H. F. K.: Rassenkunde Europas. München 1929. — 19. Ders.: Rassenkunde des deutschen Volkes. München 1934. — 20. Haberland, A. und Lebzelter, V.: Zur physischen Anthropologie der Albanesen. Arch. Antrop. 1919. — 21. Jeremić, R.: Beiträge zur Anthropologie der Jugoslawen. Glasnik Centr. Hig. Inst. 1926 (serbisch). — 22. Lebzelter, V.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Balkanhalbinsel. I. Mitt. Anthrop. Ges. Wien 1923. — 23. Ders.: id., II. ibid. 1933. — 24. Ders.: Zur Rassengeschichte der Jugoslawen. Vjesnik Hrv. arkeol. drustov, Zagreb 1927. — 25. Maleš, B. e Konstantinović, B.: Contribuzione all'antropometria dei contadini Serbi. Riv. Antrop. 1929. — 26. Maleš, B.: Prispevék k vyzkumn Telesnich volastnosti černohorskych a sonsednich kmenu. Antrop. Prag 1931 (böhmisch). — 27. Ders.: Anthropologische Forschungen. Bibl. Centr. Hig. Inst., Beograd 1932 (serbisch). — 28. Ders.: I Dinaridi di complessione chiara. Riv. Antrop. 1934. — 29. Ders.: Über die menschlichen Rassen. Bibl. Kolaraz Volksuniversität, Beograd 1936 (serbisch). — 30. Ders.: Einige Bemerkungen über Dinarische Rasse. Soc. medic. pregled 1936 (serbisch). — 31. Ders.: Rassentypen der Balkanhalbinsel. Das Buch über Balkan II, 1937 (serbisch). — 32. Montandon, G.: La race, les races. Paris 1933. — 33. Ders.: L'ethnie Française. Paris 1935. — 34. Pende, N.: Bonifica umana. Bologna 1933. — 35. Pullé, F.: Profilo antropologico dell'Italia. Firenze 1898. — 36. Razzi, S.: La storia di Raugia. Lucca 1595. — 37. Sergi, G.: Origine e difusione della stirpe mediterranea. Roma 1895. — 38. Ders.: Europa. Torino 1908. — 39. Ders.: L'Uomo. Torino 1911. — 40. Škerlj, B.: Contribution à l'anthropologie des Jougoslaves. Anthrop. Prag 1927. — 41. Ders.: Wie wir die dinarische Rasse begreifen. Geogr. vestnik, Ljubljana 1928 (slovenisch). — 42. Ders.: Rassenforschung in Jugoslawien. Rassen im Donauraum. Budapest 1935. — 43. Ders.: Die rassische Gliederung der Menschheit. Z. Rassenk. 1936. — 44. Troilo, E.: Gli Slavi nell'Abruzo Chietino. Riv. Antrop. 1900. — 45. Vuletić Vukosović: Première traces d'observations préhistoriques chez les Slaves méridionaux aux XVII et XVIII siècles. L'Anthrop. 1902. — 46. Županić, N.: Die Ethnogenese der Jugoslawen. Rad. Jugoslav. Akad. 1920.

Über Spuren einer früheren weddiden Bevölkerung auf der Insel Roti oder Rote bei Timor

Von

Dr. *Fritz Sarasin*, Basel

Mit 6 Abbildungen

In einer kurzen Arbeit, erschienen im 1. Band dieser Zeitschrift und betitelt „Über die Toála-Frage", habe ich zur Abwehr eines Angriffes den Nachweis zu erbringen versucht, daß die Toála (= Waldmenschen) der Landschaft Lamontjong in Süd-Celebes einen mit buginesischen Elementen. stark vermischten weddiden Stamm darstellen. Daß auf Celebes tatsächlich eine primitive weddide Unterschicht der Bevölkerung vorhanden ist, kann heute als allgemein anerkannt angesehen werden. Von neueren Autoren, die diese Ansicht vertreten, seien erwähnt J. P. Kleiweg De Zwaan, Bijdrage tot de Anthropologie van Celebes, 2 und W. Kaudern's Anthropological Notes from Celebes, 1.

In meiner oben genannten Arbeit habe ich auf S. 130 eine Anzahl der für die Toála charakteristischen Keulenformen abgebildet. Herr Dr. P. V. von Stein-Callenfels, der 30 Jahre nach uns die Toála von Lamontjong besuchte. konnte deren keine mehr auftreiben. In dieser kurzen Spanne Zeit war somit. und zwar sicher unter dem Einfluß der ins Toála-Gebiet einwandernden Bugi-



Abb. 1 u. 2. Schabgeräte aus Schildkrötenknochen
aus Höhlen der Insel Roti



Abb. 3 u. 4. Schabgeräte aus Schneckenschale
aus den Toála-Grotten von Celebes

nesen, dieses Gerät völlig außer Gebrauch gekommen. Es mag diese Erscheinung eine Warnung sein, aus dem Fehlen eines Kulturgutes ohne weiteres den Schluß zu ziehen, daß dieses nie vorhanden gewesen sei. Kulturgüter gehen offenbar mit dem Wechseln der Mode und der Bedürfnisse leicht verloren.

Wie gesagt, muß die Keulenform der Toála von Lamontjong als eine Eigenheit dieses Stammes angesehen werden. Von den übrigen über Celebes zerstreuten Angehörigen der Toála-Schicht ist sie bisher nicht bekannt geworden Sie ist bei diesen auch kaum zu erwarten, denn diese weddiden Volkstrümmer leben durchwegs in Vermischung und Abhängigkeit, nicht selten als Sklaven der höheren Toradja-Stämme und können kulturelle Eigenarten nicht bewahrt haben.

Um so auffallender ist es, daß Herr Dr. A. Bühler von seiner erfolgreichen Forschungsreise von der Insel Roti eine Keule mitgebracht hat, die in so weitgehender Weise mit Toála-Keulen übereinstimmt, daß an einer Verwandtschaft kaum gezweifelt werden kann. Dr. Bühler entdeckte die Keule im Orte Toedameda; es ist das einzige Stück dieser Art, das er finden konnte, offenbar ein Relikt aus früherer Zeit.

Die beiden nebenstehenden Bilder zeigen die Roti-Keule links neben einer Toála-Keule. Die Länge der ersteren beträgt 40 cm, die der zweiten 46. Der



Abb. 5. Keule von Roti

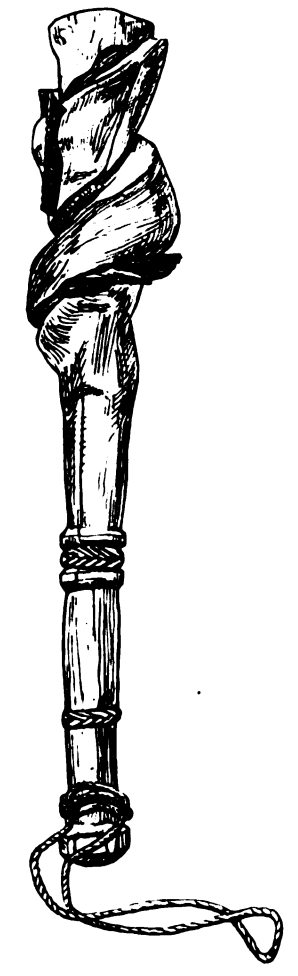


Abb. 6. Keule der Toála

Schlagteil der Roti-Keule ist aus einem dicken, spiralig gedrehten Wurzelstock gearbeitet mit künstlicher Vertiefung der Furchen; oben ist sie quer abgestutzt. In den Schlagteil eingelassen ist ein grober, vierkantiger und umgeknickter Eisenstift. Für einen zweiten verlorengegangenen ist nur noch das Loch vorhanden. Der vom Spiralteil abgesetzte, verdünnte Handgriff endet mit einem verdickten Knoten, an dem die Tragschnur befestigt ist.

Die etwas schlankere Toála-Keule, wie die andere aus einem Wurzelstock gearbeitet und oben quer abgestutzt, zeigt am verdickten und gerundeten Schlagteil künstlich eingeschnittene Spiralfurchen, mit eingelassenen Eisenstücken in den Furchen und auf den Windungen. Übereinstimmend bei beiden Keulen ist ferner der abgesetzte Handgriff mit verdicktem Endknopf und Tragschnur, Rotangbändchen, wie sie die Toála-Keule zeigt, fehlen der andern, mögen aber früher vorhanden gewesen sein, wie eine helle Stelle am Handgriff erweist.

Ich würde nicht so viel Gewicht auf die Verwandtschaft der Roti-Keule mit

denen der Toála legen, wenn nicht auch in der Prähistorie des Inselchen Roti, deren Kenntnis wir den Ausgrabungen Dr. Bühlers verdanken, sich Anklänge an das Toalien der Toála-Höhlen finden würden. Ich habe die prähistorische Roti-Kultur in meiner Arbeit „Beiträge zur Prähistorie der Inseln Timor und Roti" 4, S. 42 ff., beschrieben. Es ergab sich, daß sie merklich primitiver ist als die des nahen Timor, wonach ich sie unbedenklich für die eines Primitivstammes, Weddas oder Negritos, erklärte. Diese Kultur ist, wie beigemengte Topfscherben erwiesen, nicht von hohem Alter, wie auch die Toála-Kultur bis in relativ junge Vergangenheit angedauert hat. Die auffallendste Übereinstimmung mit dem Toalien liegt, abgesehen von der primitiven Natur der Steinartefakte, in den fächerartigen Schabgeräten, hergestellt aus Stücken des knöchernen Bauchpanzers der Schildkröte Chelodina novaeguineae Blgr. Als Handhabe dient das nach oben umgeschlagene vordere oder hintere Ende der Brücke der Pektoral- oder der Abdominalplatten des Bauchpanzers zu den Marginalstücken des Rückenpanzers. Auf der Abbildung in der oberen Reihe, S. 252, sind zwei solcher Schabgeräte dargestellt. Damit vergleiche man die Abbildungen der unteren Reihe, welche Schabgeräte des Toalien wiedergeben, wie ich deren eine sehr große Zahl auf einer Texttafel in der Arbeit über die Steinzeit auf Ceylon, 5, bei S. 74 abgebildet habe. Man erkennt leicht die technische Verwandtschaft dieser Schabgeräte, wenn auch das Material, aus dem sie gearbeitet sind, ein ganz verschiedenes ist. Die Schaber des Toalien sind aus der Schale einer großen Landschnecke, einer Nanina aus der Hemiplectagruppe, gearbeitet, wobei die Kolumella die Handhabe bildet und ein daran belassenes, oft fächerförmig gestaltetes Stück der letzten Schalenwindung als Schaber dient. Die basale Schabkante zeigt deutliche Gebrauchsspuren.

Schabgeräte dieser Art, seien sie aus Knochen oder aus Schneckenschale, sind bisher ausschließlich aus dem Toalien der Toála-Grotten und aus den Höhlenfunden von Roti bekannt geworden und ergeben eine deutliche Verwandtschaft dieser beiden Kulturen. Der Fund einer Toála-Keule auf Roti und die erwähnten Schabgeräte in den beiden prähistorischen Kulturen lassen nach meiner Meinung mit Sicherheit auf die frühere Anwesenheit eines weddiden Elements auf Roti schließen.

Ob in der heutigen Bevölkerung der Insel noch somatische Spuren dieses Elements nachweisbar sind, ist mir unbekannt. Dr. Bühler sagt zwar in seinem Grabungsbericht (4, S. 17), Spuren einer älteren Einwohnerschicht als die indonesische seien auf Roti vorhanden, ohne indessen mitzuteilen, welcher Art dieselben sind.

Schrifttum:

1. Kaudern, W.: Anthropological notes from Celebes, ethnological studies. Göteborg IV, 1937. — 2. Kleiweg De Zwaan J. P.: Bijdrage tot de Anthropologie van Celebes, Tijdschrift van het Kon. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap, 46, 1929. — 3. Sarasin, F.: Über die Toála-Frage. Z. Rassenk. I, 1935. — 4. Ders.: Beiträge zur Prähistorie der Inseln Timor und Roti. Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel 47, 1935/1936. — 5. Sarasin, P. und F.: Die Steinzeit auf Ceylon. Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, 4. Wiesbaden 1908.

Aus dem Institut für Sozial- und Staatswissenschaften an der Universität Heidelberg. Direktor: Prof. Dr. C. Brinkmann

Zur Soziologie des Rassenbewußtseins

Von

J. Heim-Lebrecht, Stralsund

Zweiter Teil

Das Zusammenleben zweier Rassen auf einem Gebiet zieht immer dann — wie im ersten Teil zu zeigen versucht wurde — eine ganze Kette von soziologischen Problemen nach sich, wenn mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse automatisch und unausweichlich auch eine bestimmte — negative oder positive — Wertung verbunden ist und daraus wiederum sich eine bestimmte charakteristische geistige Haltung der betroffenen Individuen und Gruppen ergibt. Die nordamerikanische Situation — genauer gesprochen handelt es sich hier vor allem um die südlichen Staaten[1], in denen heute (1930) noch immer 78% der gesamten, rund 12 Millionen zählenden, Negerbevölkerung der Union zusammengedrängt leben[2]) — war von allem Anfang an, seit der ersten Berührung mit den eingeführten Negersklaven, mit dieser ganzen Problematik belastet; jedoch die Stärke der Spannung und die Äußerungsformen im einzelnen waren zu verschiedenen Zeiten durchaus verschieden: sie wandelten sich mit den veränderten Lebensbedingungen und mit der fortschreitenden Entwicklung der in Rede stehenden Rassen.

Aufgabe dieses zweiten Teils vorliegender Untersuchung soll es nun sein, an der speziell amerikanischen Situation noch einmal aufzuweisen, wie auch hier — bei allen Wandlungen der Äußerungsformen — die eigentliche Quelle aller soziologischen Rassenprobleme doch immer wieder in einer wertenden Betrachtung rassischer Verschiedenheiten, in einem Bewußtsein des Anders-, d. h. des Besser-, bzw. Minderwertigseins[3], zu suchen ist.

Der Charakter der frühesten Beziehungen zwischen Weißen und Negern in Nordamerika wurde entscheidend durch die Tatsache bestimmt, daß die Neger als Sklaven ins Land gebracht worden waren. Dieser Tatbestand schuf von vornherein zwischen den amerikanischen Kolonisten und den Negern eine solch

[1] Zu den eigentlichen „Südstaaten" Alabama, Arkansas, Florida, Georgia, Louisiana, Mississippi, Nord- und Süd-Karolina, Tennessee, Texas und Virginia kommen für unsere Erörterung noch die „Randstaaten" Delaware, Kentucky, Maryland, Missouri und West-Virginia, deren rassische Verhältnisse denen der eigentlichen Südstaaten stark ähneln.

[2] Noch 1910 betrug der Anteil der Neger im Süden an der gesamten farbigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten 89%, jedoch während und nach dem Weltkrieg setzte eine immer zunehmende Nordwanderung der Neger — vor allem in die Großstädte des Nordens — ein, so daß die zugespitzte rassische Problematik, die bis dahin im wesentlichen auf die Südstaaten beschränkt war, sich nun in steigendem Maße auch auf den Norden auszudehnen begann — es sei hier z. B. nur an die bekannten blutigen Rassenzusammenstöße in Chicago (1919) erinnert — denn der Faktor der Zahl spielt für die Gestaltung der Beziehungen in jeder zwei-rassischen Situation eine bedeutsame Rolle.

[3] Vgl. Teil I.

unermeßliche **soziale** Ungleichheit, wie sie der so weitgehenden **natürlichen** Ungleichheit einzig zu entsprechen schien, und damit war für diese beiden so fundamental verschiedenen Rassen — verschieden nicht nur ihrer äußeren Erscheinung nach, sondern ebenso verschieden auch nach ihrem kulturellen Besitz — jene Situation gegeben, die einzig es ihnen ermöglichte, relativ reibungslos neben- und miteinander leben zu können: da jeder der Beteiligten sich über den ihm zukommenden Platz in der Sozialordnung[4]) völlig klar und das Bewußtsein der fundamentalen Ungleichheit auf beiden Seiten so lebendig war, daß das bestehende Über- und Unterordnungsverhältnis niemals und durch nichts in Frage zu stellen war, konnten sich nicht nur erträgliche, sondern gegebenenfalls sogar harmonische und freundschaftliche Beziehungen zwischen Weiß und Schwarz herausbilden. Und die Zeit der Sklaverei in Amerika ist in der Tat durch einen auffallenden Mangel an Reibungen und Konflikten und durch ein z.T. recht persönliches und vertrautes Verhältnis zwischen Negern und Weißen gekennzeichnet. So schreibt z. B. E. B. **Reuter**[5]): „For the most part the relations of the races were friendly ... between the slaves and their masters there was in general a high degree of personal and social understanding and a good deal of intimacy in terms of the accepted status ..."

Die Basis, auf der ein derartiges Zusammenleben einzig möglich war, entfiel in dem Augenblick, als die Sklaverei aufgehoben wurde, und der Neger dem Weißen als formell gleichberechtigt gegenüberstand.

Der tatsächlichen Verwirklichung dieser neuen Ordnung stand jedoch zunächst die im Verlauf von fast zweieinhalb Jahrhunderten traditionell gewordene Haltung beider Rassen, auf der in Wirklichkeit die Institution der Sklaverei ruhte, entgegen: Die Richtung des Denkens und Handelns des **Negers** war mit der Tatsache gegeben, daß er überhaupt keine andere Sozialordnung kannte: in die Sklaverei hineingeboren, nahm er seine untergeordnete Stellung widerspruchslos als Teil der natürlichen Ordnung der Dinge hin[6]), erkannte den Weißen als Herrn und Überlegenen an und erwartete daraufhin von ihm auch Herrentum und Überlegenheit[7]), während er umgekehrt seine eigene Rasse mit den Augen des Herrn sah, d.h. sie als minderwertig betrachtete und von der Vorsehung einzig dazu bestimmt, dem Weißen zu dienen.

Ohne eine derartig unterstützende psychische Einstellung hätten die Neger auch niemals für Jahrhunderte in einer solchen Dienstbarkeit, wie sie die amerikanische Situa-

---

[4]) „A white oligarchy, every member of the race an aristocrat, a black proletariat, every member of the race a server — the line of cleavage as clear and deep as the colours." **Evans**, M.S.: Black and White in South-East-Africa, p. 15, New York 1916.

[5]) The American Race Problem, p. 108, New York 1927.

[6]) Dieser Zug des kampflosen Sichabfindens mit einmal bestehenden Tatsachen scheint zum rassischen Erbgut des Negers zu gehören und macht ihn in Verbindung mit seiner großen Genügsamkeit und der charakteristischen Bereitwilligkeit zur Unterordnung für die Sklaverei anscheinend geeigneter als die Angehörigen irgendeiner anderen rassischen Gruppe — es sei hier nur an das Scheitern der anfänglichen Bemühungen, den **Indianer** zu versklaven, erinnert — und tatsächlich sind die Neger auch so ziemlich von allen Völkern und Rassen, mit denen sie in Berührung kamen, als Sklaven verwandt worden.

[7]) Er erwartete dieses Verhalten nicht nur, er wünschte es sogar: „We colored people always want our white folks to be superior" — diese von R. E. **Park** (Racial Assimilation in Secondary Groups, Am. J. Soc. Vol. 19, Chicago 1913/1914) mitgeteilte Äußerung eines Negers ist für diese Einstellung höchst bezeichnend. Vgl. hierzu auch **Reuter**: The American Race Problem, p. 105, New York 1927.

tion charakterisierte, gehalten werden können; denn keine Sozialordnung, nicht einmal die der Sklaverei, kann auf die Dauer allein auf der Basis von Gewalt und überlegener physischer Kraft bestehen: Die Macht, die den Sklaven eigentlich beherrscht, liegt in ihm selbst, und im Falle der Neger war ihre innerliche Anpassung an ihren niederen Status im allgemeinen — von den relativ seltenen Fällen unangepaßter Individuen abgesehen — eine derart vollkommene, daß sie es ihnen ermöglichte, darin leidlich zufrieden und glücklich leben zu können. Die häufig anzutreffende Schilderung der Negersklaven als verbitterter, haßerfüllter, nur durch Gewalt in ihrer untergeordneten Position zu haltender Rebellen, bereit, sich bei erster Gelegenheit zu empören und das Joch der Sklaverei abzuschütteln, zeugt von einer weitgehenden Verkennung der historischen Situation und einem völligen Unverständnis für die in sozialen Situationen wirksamen Kräfte[8]).

Der Neger war so nicht allein körperlich, sondern gleicherweise im Geistigen ein Sklave, und diese psychische Einstellung änderte sich nicht und konnte sich nicht mit einem Schlage ändern, ebenso wenig wie die des weißen Mannes, dessen Anpassung an das System der Sklaverei nicht weniger vollkommen war als die des Negers: Ebenso wie dieser in eine bestimmte soziale Stellung hineingeboren, übernahm der Weiße naturgemäß, als Teil seines sozialen und rassischen Erbgutes, die Anschauungen seiner Klasse — und damit seiner Rasse — über den ihr gemäßen Platz in der Sozialordnung: Die Existenz von schwarzen Sklaven ebenso wie die einer weißen Aristokratie gehörte zu den als selbstverständlich hingenommenen Tatsachen seines Lebens; die auffallende Ungleichheit im Äußeren der beiden Rassen schien eine natürliche Basis für die soziale Ungleichheit zu liefern, und der Unterschied in der kulturellen Entwicklung, der wiederum den sozialen Trennungslinien parallel lief, verstärkte noch die Tendenz, die bestehende Ordnung als gottgewollt und naturgegeben zu betrachten[9]). Die Befreiung der Sklaven konnte an der überlieferten Anschauung über das Verhältnis der beiden Rassen zunächst nichts ändern: der Weiße betrachtete den freien Neger ebenso wie vorher den Sklaven als hoffnungslos inferiores Wesen, und die Aufrechterhaltung der traditionellen Distanz war für ihn nach wie vor eine absolute Selbstverständlichkeit.

Ihren charakteristischen Niederschlag fand diese unveränderte Haltung der Weißen in den sogenannten „Black Laws“[10]), die von den meisten der Südstaaten unmittelbar nach Beendigung des Bürgerkrieges und der endgültigen Ratifizierung des Gesetzes über die Sklavenbefreiung — der berühmte Aufruf Lincolns vom 22. September 1862 erlangte am 18. Dezember 1865 als „Thirteenth Amendment to the Constitution of the United States“ Gesetzeskraft — erlassen wurden, um die Beziehungen zwischen den Rassen den veränderten Bedingungen gemäß nunmehr aufs neue zu regeln[11]).

[8]) Vgl. hierzu Teil I. Anmerkung [22]).

[9]) Vgl. auch Teil I.

[10]) Mit diesem Namen wurden ursprünglich jene Gesetze der nicht der späteren Konföderation angehörenden Staaten bezeichnet, die bis zum Bürgerkrieg erlassen worden waren, um die rechtliche Lage ihrer freien Negerbevölkerung — die danach interessanterweise auch hier vielfach keineswegs günstig war — zu bestimmen, und diese Bezeichnung wurde dann später, als auch im Süden das Problem des freien Negers seine gesetzliche Regelung fand, auf die entsprechenden Gesetze der Südstaaten übertragen.

[11]) Vgl. für diesen ganzen Abschnitt Stephenson: Race Distinctions in American Law, pp. 35—66, New York und London 1910 und neuestens Krieger: Das Rassenrecht in den Vereinigten Staaten, S. 53/54, Berlin 1936.

Der Grundgedanke all dieser Gesetze war übereinstimmend der, daß „such persons [Neger] should not be entitled to social or political equality with white persons“[12]), darüber hinaus aber bestimmten sie die Stellung des freien Negers in einer Weise, daß sie im Vergleich mit der zur Zeit der Sklaverei kaum wesentliche Verbesserungen aufwies.

Bei Beurteilung dieser Gesetze muß jedoch — abgesehen von den bereits geschilderten Faktoren — auch weitgehend die wirtschaftliche Situation, aus der heraus sie entstanden, berücksichtigt werden: Die Rentabilität der Baumwollplantagen, deren Aufblühen, besonders seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Süden seinen gesamten Wohlstand verdankte, war in dem Augenblick aufs äußerste gefährdet, in dem ihnen durch die Aufhebung der Sklaverei die billige schwarze Arbeitskraft entzogen zu werden drohte. Und für den Süden hing nun einerseits unendlich viel davon ab, ob und in welchem Ausmaß es gelingen würde, den nunmehr freien Neger als Plantagenarbeiter zu erhalten, während er sich andererseits einer etwa 4 Millionen zählenden Negerbevölkerung gegenübersah, die zwar zum großen Teil nicht in der Lage war, sich anders als bisher — d. h. als Arbeiter unter weißen Herren — ihren Lebensunterhalt zu verdienen, die sich aber möglicherweise ohne Anwendung gewisser Zwangsmaßnahmen nicht dazu bereit finden würde, zumal der Krieg die Beziehungen der Rassen auf diesem Gebiet schon weitestgehend zerstört hatte.

Besonders charakteristisch für die Art und Weise, in der der Weiße die Stellung des freien Negers zu bestimmen trachtete, sind die Gesetze von South Carolina, die von vornherein bestimmen, daß jeder farbige Arbeitnehmer[13]) als „Servant“, jeder weiße Arbeitgeber als „Master“ zu bezeichnen sei und die weiter die Pflichten eines solchen farbigen Land- oder Hausarbeiters bis in alle Einzelheiten hinein festlegen: er mußte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang arbeiten, „at all hours of the day and night, and on all days of the week“ bereit sein, den Befehlen seines Herrn oder irgendwelcher Familienangehöriger nachzukommen, er durfte ohne ausdrückliche Genehmigung des Herrn das Haus nicht verlassen oder gar Besuche empfangen und war noch einer ganzen Reihe anderer Beschränkungen unterworfen, die den Gedanken an Sklaverei nahelegen.

Und in der Tat erweckten derartige Gesetze — die meisten der Südstaaten hatten ähnliche Regelungen getroffen, wenn auch nicht in der gleichen Ausführlichkeit wie South Carolina — im Norden die Befürchtung, der Süden würde, wenn man ihn sich selbst überließe, den Neger schließlich aufs neue versklaven, ihn zum mindesten in einer Art Hörigkeit halten. Und um nun die Freiheit der Neger zu sichern und sie vor Einschränkungen seitens der Weißen zu schützen, drängten gewisse Kreise im Norden zu einem radikalen Eingreifen, ohne Rücksicht darauf, daß eine derart gewaltsame und überstürzte Umwälzung des zwischenrassischen Verhältnisses notwendigerweise die ver-

[12]) Aus dem Gesetz von South Carolina (1865). Es darf hier jedoch nicht vergessen werden, daß zu dieser Zeit noch keines jener Bundesgesetze in Kraft war, die später dem Neger gleiche Rechte wie dem Weißen zusprachen, daß also die Südstaaten das Verhältnis der Rassen — über die bloße Anerkennung der Aufhebung der Sklaverei hinaus — so regeln konnten, wie sie es für richtig hielten.

[13]) Und es blieb dem Neger kaum eine andere Wahl, als sich als solcher zu verpflichten, da ihm — durch Gesetz — selbständige Berufe z. T. ganz verschlossen oder nur nach Erlangung einer Lizenz zugänglich waren, deren Gewährung aber wiederum an eine Reihe von Voraussetzungen geknüpft war, die zu erfüllen er nur in den seltensten Fällen in der Lage sein konnte.

hängnisvollsten Folgen für die weiteren Beziehungen der beiden Rassen nach sich ziehen mußte.

Die psychologische Wirkung der sogenannten Rekonstruktions-Periode (1866—1876) ist in dieser Hinsicht von kaum zu überschätzender Bedeutung. Es wird zwar heute allgemein zugegeben, daß die Rekonstruktions-Politik, deren Hauptziel[14]) es war, denen, die gegen die Nordstaaten gekämpft hatten — also der herrschenden weißen Schicht — die politische und soziale Macht zu entziehen, um sie den ehemaligen Sklaven auszuliefern[15]), ein schwerer Fehler war — ein Fehler, der im übrigen vermutlich nie gemacht worden wäre, hätte Lincoln noch gelebt[16]) — aber die Folgen dieses Irrtums, z. T. grotesk, oft auch tragisch, sind bis heute nicht überwunden: ein großer Teil der späteren Schwierigkeiten ist weitgehend das Erbe dieser Zeit der Entfremdung und der Konflikte.

Jene zehn Jahre der Unsicherheit und Unordnung verschärften die rassischen Gegensätze in einer für beide Rassen höchst nachteiligen Weise. Sie zerstörten, vor allem auf seiten der Weißen, die vorher bestehende Sympathie und zogen andererseits in dem Neger künstlich soziale und politische Ambitionen groß, deren Erfüllung für die weiße Herrenschicht Verzicht auf jahrhundertealte Traditionen bedeutet hätte und denen sie niemals kampflos nachzugeben gedachte. Und durch die Gewaltmaßnahmen der Rekonstruktions-Regierungen wurde den Weißen sofort in krassester Form zum Bewußtsein gebracht, daß diese neue Ordnung des Verhältnisses zwischen den Rassen für sie untragbar war: Aus dem Bewußtsein der Überlegenheit der weißen Rasse und der Überzeugung von der Inferiorität der schwarzen folgte konsequenterweise die Anschauung, daß dem Neger irgendwelche soziale Gleichheit zuzugestehen, gleichbedeutend sein müsse mit einer unerträglichen Demütigung der Weißen, ja letzten Endes gleichbedeutend mit dem beginnenden Untergang der weißen Rasse und ihrer Kultur.

Einen Beweis für die Berechtigung dieser Anschauung erbringt die heutige unglückliche rassische und kulturelle Situation Latein-Amerikas, das sich gegenüber den Ansprüchen seiner farbigen Bevölkerungs-Bestandteile weit weniger ablehnend verhielt[17]).

Es war darum für den Weißen der Südstaaten eine Frage der Selbsterhaltung, eine Angelegenheit von vitaler Notwendigkeit — kein Ausdruck bloßen engstirnigen Vorurteils, wie es ihm von seiten Außenstehender häufig vorgeworfen wurde und noch immer wird —, wenn er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln um die Aufrechterhaltung der Distanz zwischen den beiden Rassen kämpfte. Und da durch die unglückliche politische und rechtliche Lage der an sich nächstliegende Weg versperrt war, nämlich das Verhältnis der beiden

[14]) Nach Murphy, E. G.: The Present South, p. 9.

[15]) Viele hohe Stellen in der Regierung wurden so z. B. mit Mulatten und Vollblut-Negern besetzt, die z. T. seit weniger als zwei Jahren aus der Sklaverei befreit waren, während andererseits ehemals unionsfeindlichen Politikern die Bekleidung öffentlicher Ämter verboten war. (§ 3 der 14. Verfassungsergänzung von 1868; diese Bestimmung wurde jedoch dann später — durch Bundesgesetz vom 6. Juni 1898 — wieder aufgehoben.) Nach Krieger: a. a. O. S. 274.

[16]) Über die — wahrscheinlich auf Grund der Verknüpfung seines Namens mit der Sklavenbefreiung oft mißverstandene — Anschauung Lincolns über das Verhältnis der beiden Rassen, die in schärfstem Gegensatz zu der der radikalen Rekonstruktions-Politiker stand, finden sich interessante Angaben bei Krieger: a. a. O. S. 49 ff.

[17]) Vgl. auch Anmerkung [41]).

Rassen aufs neue durch Gesetz in der Weise eindeutig festzulegen, die einzig ein tragbares Zusammenleben ermöglichte, mußten die Weißen zu anderen, oft genug willkürlichen, sogar gesetzwidrigen Mitteln greifen, um das notwendige Ziel zu erreichen, d. h. allen Widerständen zum Trotz einmal die absolute Vorherrschaft ihrer Rasse zu sichern und zum andern die Lage des Negers so zu gestalten, daß sie sich von der zur Zeit der Sklaverei möglichst wenig unterschied — „to keep him in his place", wie der zum Schlagwort gewordene Ausdruck dafür lautet.

Die während der Rekonstruktions-Periode den Südstaaten aufgezwungenen Verfassungen, sowie die 1868 und 1870 abgeänderte Bundesverfassung und die beiden Civil Rights Bills von 1866 und 1875 sicherten dem freien Neger die gleichen politischen und Bürgerrechte[18]) zu, wie sie dem Weißen zukamen, und wollten damit „jede Möglichkeit der rechtlich verankerten Unterdrückung aus Gründen der Rasse und Farbe beseitigen"[19]), jedoch dessenungeachtet fand der Weiße tausend Möglichkeiten, den Schwarzen nach wie vor dem Willen der stärkeren Rasse zu unterwerfen, ihn beständig an die Kluft, die ihn von dem Weißen trennte, zu erinnern und seine Freiheiten und Rechte, wenn nicht aufzuheben, so doch in jeder Weise zu beschränken und einzuengen: „Under the shadow of the statutes and the Constitution the legislatures and courts of the States have built up a mass of race distinctions which the Federal courts and Congress, even if so inclined, are impotent to attack."[20]).

Und diese in gewissem Sinn wiederum legalen „race distinctions" machen naturgemäß nur einen kleinen Teil all jener Diskriminierungen aus — die bloßen „race distinctions" werden in ihrer praktischen Anwendung fast immer zu „race discriminations" für die schwächere Rasse! — die dem Neger im täglichen Leben faktisch auf Schritt und Tritt begegnen — die meisten von ihnen haben keine andere Sanktion als die der öffentlichen Meinung. Jedoch besteht in der neuesten Zeit eine zunehmende Neigung, die tatsächlich vorgenommenen Unterscheidungen nach Rasse und Farbe, soweit nur irgend möglich, auch gesetzlich zu verankern.

Ein besonders typisches Beispiel dieses im Gegensatz zu der erwähnten Emanzipations-Gesetzgebung zur Entstehung kommenden „ungleichen Rassenrechts" (Krieger) liefert hier die Geschichte des Neger-Wahlrechts[21]).

Vor dem Bürgerkrieg hatten die Neger — es kann sich in diesem Zusammenhang selbstverständlich, da ja die Sklaven außerhalb jeder Diskussion standen, nur um die damals bereits freien Neger handeln, die 1860 etwa 11% der gesamten farbigen Bevölkerung der Union ausmachten — im allgemeinen kein Wahlrecht: das ihnen anfangs in einigen Staaten gewährte Stimmrecht wurde später wieder zurückgezogen und 1861 bestand das Negerwahlrecht nur noch in 6 von damals 34 Staaten, von denen wiederum bezeichnenderweise keiner den Südstaaten angehörte.

Um nun den Maßnahmen der Rekonstruktions-Regierungen auf diesem Gebiet von seiten des Bundes eine einwandfreie gesetzliche Grundlage zu geben und darüber hinaus alle Staaten der Union zur Einführung des Negerwahl-

[18]) Die sog. „Civil Rights" sind die Grundrechte hinsichtlich des Lebens, der Freiheit und des Vermögens.

[19]) Aus einer Äußerung des Obersten Bundesgerichts (1879) über den Zweck dieser Gesetzgebung. Nach Krieger: a. a. O. S. 251.

[20]) Stephenson: a. a. O. p. 11. Vgl. hierzu auch Krieger: a. a. O. S. 315.

[21]) Vgl. Stephenson: a. a. O. pp. 281—347 und Krieger: a. a. O. S. 259—307.

rechts zwingen zu können — es ist bezeichnend, daß 1870 noch 14 nicht-südliche Staaten das Wahlrecht auf Weiße beschränkten! —, wurde am 30. März 1870 ein speziell auf das Stimmrecht bezügliches Gesetz erlassen, the 15th Amendment to the Constitution of the United States, in dem es heißt:

„the right of citizens of the United States to vote shall not be denied or abridged by the United States or by any State on account of race, color, or previous condition of servitude ..."

Jedoch ungeachtet dieser eindeutigen Bestimmungen waren die Neger schon bald nach 1876 im Süden aus der Politik praktisch wieder ausgeschaltet.

Ganz abgesehen von dem für die Weißen ohnehin unerträglichen Gedanken politischer Gleichstellung mit den ehemaligen Sklaven: die wenigen Jahre, in denen die eben befreiten und politisch meist gänzlich ahnungslosen Neger uneingeschränkte politische Rechte genossen, hatten die Notwendigkeit irgendwelcher einengender Maßnahmen auf diesem Gebiet in eindeutigster Weise erwiesen; denn während der Rekonstruktionsperiode war der Süden, wenn auch zum geringsten Teil durch die Neger selbst, so doch durch die einzig mit ihren Stimmen zu Macht und Einfluß gelangten politischen Abenteurer aus dem Norden — die sog. „Carpet-Baggers" — in geradezu unvorstellbarer Weise terrorisiert und ausgesaugt worden. Die beispiellose Mißwirtschaft dieser Jahre etwa auf ökonomischem Gebiet geht z. B. daraus hervor, daß die Schulden und Obligationen von 10 Sezessions-Staaten am Ende des Bürgerkriegs 78 140 000 Doll. betrugen, nach Abschluß des „Wiederaufbaus" aber 380 160 000 Doll.[22]).

In den unmittelbar der Rekonstruktions-Periode folgenden unruhigen Jahren suchte man die Neger durch Einschüchterung und mit Gewalt — es sei hier nur an die Aktivität des Kuklux-Clan erinnert — an der Ausübung ihrer politischen Rechte zu hindern, später[23]), als die illegalen Einschüchterungsmethoden allmählich an Wirksamkeit nachzulassen begannen und der Süden zudem einen anderen — ebenso sicheren, jedoch seinem Ansehen weniger abträglichen — Weg zur Erreichung desselben Zieles vor sich sah, griff man zu „legaleren" Mitteln.

So macht beispielsweise der Staat Mississippi die Ausübung des Wahlrechts von der Erfüllung verschiedener Bedingungen abhängig[24]): nur derjenige ist wahlberechtigt, der — abgesehen natürlich von den überall geltenden Forderungen eines bestimmten Wahlalters usw. — für die beiden der Wahl vorausgehenden Jahre alle Steuern bezahlt hat und imstande ist, einen Paragraphen der Verfassung lesen oder zum mindesten sinngemäß interpretieren zu können[25]). Wenn auch nicht dem Wortlaut des Gesetzes nach — die fraglichen Forderungen sollen danach für beide Rassen Geltung haben — so doch in ihrer praktischen Anwendung laufen beide Bestimmungen auf eine weitgehende politische Ausschaltung der Neger hinaus: einmal ist es bekannt, daß sie im all-

[22]) Nach Krieger: a. a. O. S. 60.

[23]) Etwa seit 1890: In diesem Jahr machte Mississippi den Anfang mit der Annahme einer neuen Verfassung und diesem Beispiel folgten dann die meisten der Südstaaten, indem sie zum mindesten an ihren bestehenden Verfassungen bezüglich des Wahlrechts erhebliche Änderungen vornahmen.

[24]) Es muß hier bemerkt werden, daß — abgesehen davon, daß nach der 15. Verfassungsergänzung weder Rasse, noch Farbe, noch ein früheres Dienstbarkeitsverhältnis zum Grund für die Verweigerung des Wahlrechts gemacht werden darf — die Einzelstaaten berechtigt sind, persönliche Wahlrechtsbedingungen aufzustellen, die dann für alle, auch die Bundeswahlen, Gültigkeit haben.

[25]) Außerdem bestehen noch einige andere, weniger wichtige Wahlrechtsbedingungen, deren Erörterung im einzelnen hier zu weit führen würde.

gemeinen recht säumige Steuerzahler und außerdem oft auch zu nachlässig sind, um zwei Jahre hindurch — eine Reihe anderer Staaten verlangen den Nachweis bezahlter Steuern nur für 1 Jahr, dagegen Virginia sogar für 3 Jahre — alle Steuerquittungen aufzubewahren[26]), zum andern ist ihr Bildungsniveau im allgemeinen ein wesentlich niedrigeres als das der weißen Bevölkerung — 1870 waren 80% der Negerbevölkerung Analphabeten, 1920 noch immer 22,9%, während der Prozentsatz der weißen Analphabeten im gleichen Jahr nur 6% betrug — das Ausschlaggebende ist jedoch, daß bei Handhabung der zweiten Bestimmung schließlich jeder Willkür der — ausnahmslos weißen — „Prüfenden" bezüglich der Schwierigkeit des vorzulegenden Verfassungstextes und der an Lesen oder Auslegung zu stellenden Ansprüche Tür und Tor geöffnet ist: „Ihm (dem prüfenden Beamten) allein verbleibt die Entscheidung darüber, ob der Antragsteller die ausgewählte Verfassungsbestimmung lesen, verstehen und interpretieren kann. Er ist der einzige Richter in dieser Prüfung und selbst wenn der Antragsteller dabei alle Bedingungen erfüllt, ist es ihm überlassen, dies festzustellen; er kann die Eintragung ohne weiteres verweigern."[27]).

Die möglicherweise mit den eben erörterten oder ähnlichen Bestimmungen dennoch gegebene, wenn auch geringe, Gefahr politischer Eliminierung auch einer gewissen Anzahl Weißer, versuchen andere Staaten — z. B. Alabama und Georgia — noch weiter zu reduzieren und zwar durch Einführung der berühmten „Großvater-Klausel", die, bei völliger Befreiung von der Erfüllung der sonst geforderten Voraussetzungen, allen denen — und ihren direkten Nachkommen — ein für allemal das Wahlrecht verleiht, die vor 1865 in der Armee oder der Marine der Vereinigten Staaten oder des betreffenden Einzelstaates ehrenvoll gedient oder an einem Krieg teilgenommen haben — eine Vergünstigung, die in der Tat einer beträchtlichen Anzahl Weißer die Ausübung des Wahlrechts noch ermöglicht, deren Voraussetzungen auf Neger jedoch nur in den seltensten Fällen zutreffen dürften.

Die Bedeutung der Großvater-Klausel ist allerdings heute fortschreitend im Abnehmen begriffen, da diejenigen, auf die die Voraussetzungen dieser erleichterten Wahlzulassung zutrafen, ihre Eintragung in das ständige Wahlregister innerhalb eines bestimmten Zeitraumes veranlassen mußten, wenn sie dieser Vergünstigung nicht verlustig gehen wollten, und diese Frist ist heute bereits seit einigen Jahren abgelaufen.

Das Resultat all dieser Maßnahmen ist heute — zum mindesten im Süden, wo als sehr wesentliche Unterstützung der Gesetzgebung überdies noch die Auswirkungen des herrschenden Ein-Parteien-Systems hinzukommen[28]) — nun tatsächlich eine sehr weitgehende politische Ausschaltung des Negers.

Zahlenmaterial zur Illustration dieses Punktes war leider nicht zu erlangen; jedoch

---

[26]) Über eine sehr drastische Methode, diese Steuerforderung als Mittel gegen das Negerwahlrecht zu handhaben, berichtet Stephenson (a. a. O. p. 293) aus dem Staat Delaware, wo sich — in einem allerdings weiter zurückliegenden Fall (1873) — ein weißer Steuereinnehmer weigerte oder es versäumte, die Steuern von Negern einzuziehen.

[27]) Aus der Klageschrift eines Farbigen, zit. bei Krieger, a. a. O. S. 284/285.

[28]) Die allein maßgebende Partei, die Demokraten, nutzen ihr Recht, die Bedingungen für den Erwerb der Parteimitgliedschaft vorzuschreiben, in der Weise aus, daß sie nur Weiße zulassen und schließen damit die Farbigen von vornherein von der Teilnahme an den sog. „Vorwahlen" (primaries) aus — und in diesen Vorwahlen wird im Ein-Parteien-System, da zur offiziellen Wahl nur noch die Siegerkandidaten der Vorwahlen aufgestellt werden, die eigentliche Entscheidung schon getroffen. — Über die politische Situation in den nördlichen Staaten vgl. Krieger: a. a. O. S. 306.



geht das ungefähre Ausmaß der politischen Eliminierung des Negers vielleicht indirekt aus der Tatsache hervor, daß in den Südstaaten die Zahl derjenigen, die tatsächlich das Wahlrecht ausüben, in gar keinem Verhältnis zur Zahl der theoretisch (d. h. dem Wortlaut der Verfassung nach) Wahlberechtigten steht. So wählten beispielsweise bei der Wahlmännerwahl des Jahres 1932 in Mississippi nur 14%, in South Carolina gar nur 13% der Wahlberechtigten — demgegenüber betrug die Wahlbeteiligung z. B. in Utah 84%! — und dieses erstaunliche Mißverhältnis läßt sich sicher zum großen Teil aus der weitgehenden politischen Ausschaltung der zahlenmäßig bedeutenden Negerbevölkerung erklären — oder es müßte eine geradezu abnorme politische Gleichgültigkeit der Südstaaten angenommen werden —: Krieger vermutet, daß von den an sich wahlberechtigten Farbigen nur etwa zwischen 1 und 5% sich tatsächlich an den Wahlen beteiligen.

Ebenso untragbar, wenn nicht noch unmöglicher als die politische Gleichberechtigung war für den Weißen die Vorstellung etwaiger sozialer Gleichstellung des Negers. Und hier wiederum war der Punkt, um den sich der erbittertste Widerstand kristallisierte, das Problem zwischenrassischer Heiraten[29]), d.h. die Frage einer durch die neue Lage etwa erforderten Neuregelung der Beziehungen zwischen den Rassen auch auf diesem Gebiet.

Die Opposition gegenüber physischer Vermischung mit Negern ist natürlich nicht erst das Produkt der Emanzipation oder der Rekonstruktionsperiode[30]), ebensowenig wie das Phänomen selbst: sexuelle Beziehungen zwischen den beiden Rassen begannen, sowie die Neger mit der weißen Bevölkerung in Berührung kamen, und fast gleichzeitig scheint eine allgemeine Mißbilligung dieses Verhaltens eingesetzt zu haben. So ist schon aus dem Jahre 1630 — die ersten Neger waren 1619 in die Kolonie gebracht worden — aus Virginia eine Entscheidung bekannt, nach der ein Weißer dazu verurteilt wurde, „to be soundly whipped before an assembly of Negroes and others, for abusing himself to the dishonor of God and the shame of Christians, by defiling his body in lying with a Negro"[31]), während sich schon 1661 in Maryland die erste exakte Gesetzgebung über das Problem zwischenrassischer Heiraten findet: danach sollten freie weiße Frauen, die Negersklaven heirateten, bis zum Tode des Mannes gezwungen sein, ebenfalls dessen Herrn zu dienen und auch die Kinder sollten als unfrei gelten.

Später wurde diese Bestimmung sinngemäß auch auf freie Negerfrauen ausgedehnt, die Kinder von weißen Männern hatten, und das Gesetz weiter dahingehend ausgebaut, daß jeder freie Weiße, gleichgültig welchen Geschlechts, der sexuelle Beziehungen mit Negern unterhielt, weitere 7 Jahre — die Kinder 31 Jahre — zur Knechtschaft verurteilt sein sollte, während der freie schwarze Partner einer solchen unerwünschten Verbindung seine Freiheit auf Lebenszeit einbüßte.

Das entsprechende Gesetz, das Virginia 1691 erließ, verurteilte den weißen Partner einer solchen Mischehe — gleichgültig, ob der andere Teil frei oder

[29]) Vgl. auch Teil 1. Die Gesetzgebung über rassische Mischheiraten bezeichnet Krieger als „die wichtigste und ganz unverzichtbare Manifestierung jedes Rassenempfindens überhaupt", und es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Versuche, die Rassenmischung einzudämmen, bis heute auch im allgemeinen — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — von der gehässigen Kritik gerade von außenstehender weißer Seite, denen die anderen „race distinctions" so weitgehend unterliegen, verschont geblieben sind.

[30]) Über das in diesem Punkt von ihrer sonstigen radikalen Gleichheitspolitik bemerkenswert abweichende Verhalten sogar der Rekonstruktionsregierungen vgl. Stephenson: a. a. O. pp. 78 ff.

[31]) Nach Reuter: Race Mixture, p. 80, New York 1931.

unfrei war — zu lebenslänglicher Verbannung aus der Kolonie, und im Verlauf des 18. Jahrhunderts fand die Frage zwischenrassischer Heiraten in den meisten der Kolonien und späteren Staaten eine entsprechende gesetzliche Regelung.

Nach der Annahme der 14. Verfassungsergänzung, die dem Neger die gleichen Rechte und Privilegien zusicherte, die bisher einzig dem Weißen zugekommen waren, schien das Weiterbestehen und die Zulässigkeit derartiger Gesetze zunächst stark in Frage gestellt, denn es erhob sich naturgemäß sofort die Frage, ob es nicht dem Neger die ihm durch die Verfassung garantierte Gleichheit in einem wesentlichen Punkt verweigern hieße, wenn das Verbot zwischenrassischer Heiraten nach wie vor bestehen bliebe. Tatsächlich hoben seit dieser Zeit aber nur 5 Staaten — von denen interessanterweise zwei (Michigan und Ohio, wohl wegen der Großstädte Chicago und Cleveland) sich bereits mehrfach wieder um die Einführung eines gesetzlichen Verbotes rassischer Mischheiraten bemüht haben — die bestehenden Regelungen auf, und die dafür zuständigen Gerichte der einzelnen Staaten haben die Frage nach der Verfassungsmäßigkeit dieser Gesetze fast ausnahmslos in durchaus bejahendem Sinne beantwortet — darüber hinaus erklärte z. B. das Oberste Gericht des Staates Virginia (1878) den Erlaß rassischer Mischheiratsverbote sogar geradezu für eine Pflicht des Staates![32]) — und zwar meist aus zwei Gründen, die Reuter[33]) wie folgt zusammenfaßt:

1. „Marriage is a social and domestic institution which comes completely within the power of the state. Marriage is not a legal or a political right and it is only with these rights that the 14th Amendment is concerned.
2. Laws forbidding the miscegenation of races are entirely constitutional because they involve no discrimination. Such marriages were forbidden to both blacks and whites, and both blacks and whites were subject to the same penalty[34]). So long as the penalty enforced against one race is not more severe than that enforced against the other there is no discrimination."

Die Aktivität der Staaten auf dem Gebiet der Gesetzgebung über zwischenrassische Heiraten scheint in neuerer Zeit eher noch zugenommen zu haben, und die heutige Situation (1936) zeigt 30 — 1910 (Stephenson) waren es erst 26, 1931 (Reuter) bereits 29 — von insgesamt 48 Staaten, die die Eheschließung[35]) zwischen Angehörigen verschiedener Rassen verbieten und unter Strafe stellen.

[32]) Vgl. hierzu die ausführlicheren Äußerungen bei Krieger: a. a. O. S. 181.

[33]) Race Mixture, p. 99, New York 1931.

[34]) Die Heiratsgesetze der frühen Kolonialperiode waren in der späteren Zeit fast durchgehend in der Weise abgeändert worden, daß sie gleiche Strafen für weiße und farbige Übertreter vorsahen. Die Höhe des Strafmaßes schwankte in den einzelnen Staaten von einem Monat bis zu 10 Jahren Gefängnishaft („imprisonment") oder Geldstrafen von 50—1000 Doll. oder beidem; die Ehe wurde selbstverständlich überall für nichtig erklärt.

[35]) Louisiana scheint bis jetzt der einzige Staat zu sein, der die im Grunde allein wirksame und wünschenswerte Fassung dieser Art Gesetze aufzuweisen hat, indem er nämlich so weit geht, jede Art sexueller Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Rassen unter Strafe zu stellen, während in den anderen Staaten erst ein dauerndes illegitimes Zusammenleben — „open and notorious cohabitation" — z. B. durch Fortführung einer ungültigen Mischehe, eine strafbare Handlung darstellt, die im allgemeinen mit denselben Strafen belegt wird — nur wenige Staaten, z. B. Alabama und Florida, sehen dafür höhere Strafen vor — wie das gleiche Vergehen zwischen Angehörigen derselben Rasse.

Da durch die z. T. recht weitgehende Durcheinandermischung rassischer Typen Weiße und Neger einander nicht mehr als eindeutig abgegrenzte Gruppen gegenüberstehen, erwies es sich als notwendig zu bestimmen, inwieweit diese Gesetze auch auf Mischlinge Anwendung finden sollten. Der Anteil an Negerblut, der zur Ehe mit Weißen untauglich macht, schwankt nun in den einzelnen Staaten von der Hälfte bis zu einem Sechzehntel, während die Gesetze von Alabama, Arizona, Georgia und Louisiana praktisch für jeden gelten, der irgendwo, gleichgültig wie weit zurückliegend, in seiner Ahnenreihe einen Neger aufzuweisen hat. Das sich in einigen anderen Staaten findende Verbot der Eheschließung zwischen Weißen und „persons of color" dürfte vermutlich denselben Effekt haben, da diese unbestimmte Ausdrucksweise schließlich jede Willkür in der Auslegung erlaubt und in Amerika nun einmal die Tendenz besteht, jeden, der auch nur im geringsten eine gemischte Abstammung vermuten läßt, als „Colored" zu bezeichnen — „he may, in fact, be as white as George Washington"[36]).

Ergänzend sei hier noch erwähnt, daß in einer Reihe von Staaten auch Mongolen (Chinesen und Japaner) und Indianer unter diese Heiratsverbote fallen.

Die Tatsache, daß noch immer eine relativ große Anzahl von Staaten keine derartige Gesetzgebung hat[37]), erlaubt jedoch nun durchaus nicht etwa den Schluß, daß dort Mischehen gebilligt würden oder auch nur Gleichgültigkeit in dieser Beziehung bestünde[38]), vielmehr ist das eher ein Ausdruck der Tatsache, daß die Neger in diesen Gebieten einen so geringen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen, daß die Frage der Mischehen kein Problem darstellt — tatsächlich beträgt der farbige Bevölkerungsanteil in keinem dieser Staaten mehr als 6% —, darüber hinaus aber — und das ist das wesentlichste — daß die Wirksamkeit der öffentlichen Meinung als Kontrollfaktor mindestens ebenso hoch einzuschätzen zu sein scheint, wie die formaler Gesetze. Und es ist tatsächlich eine übereinstimmend bezeugte Tatsache, daß das gesetzliche Verbot allein kaum einen nennenswerten Einfluß auf das Ausmaß der Rassenmischung haben würde, die relative Seltenheit von Mischehen[39]) vielmehr hauptsächlich der Furcht vor allgemeiner Mißbilligung und sozialer Ächtung zuzuschreiben ist[40]). Und diese negative Reaktion der weißen Öffentlichkeit besteht nach wie

[36]) Archer: Through Afro-America, p. 272, London 1910.

[37]) Über die Bemühungen der in Frage kommenden Staaten, die durch diese uneinheitliche Regelung gegebene Möglichkeit der Umgehung ihrer Heiratsverbote auszuschalten, vgl. Stephenson: a. a. O. pp. 92 ff.

[38]) Vgl. hierzu die interessanten Mitteilungen bei Reuter: Race Mixture, p. 102, New York 1931.

[39]) Die — legitime — Rassenmischung, die in den Staaten vor sich geht, die zwischenrassische Heiraten nicht verbieten, wird in ihrem Ausmaß meistens stark überschätzt. So wird beispielsweise Boston oft als die Stadt angeführt, in der Mischehen sehr häufig vorkommen sollen, während z. B. der amtliche Bericht für die Jahre 1900—1907 zeigt, daß die Zahl gemischter Ehen keineswegs sehr groß ist und sogar noch im Abnehmen begriffen zu sein scheint:

1900	35	
1901	31	
1902	29	(Die für dieses Jahr von Senator Money [Miss.] geschätzte Zahl war 2000!)
1903	29	
1904	28	
1905	19	
1906	19	
1907	32	

Nach Stephenson: a. a. O. p. 98.

[40]) Typischerweise findet sich die Mehrzahl dieser verpönten Ehen auch in jenen Kreisen, die dem Urteil der öffentlichen Meinung im allgemeinen am gleichgültigsten gegenüberstehen oder in dieser Beziehung nichts mehr zu verlieren haben. Vgl. hierzu die in dieser Hinsicht außerordentlich aufschlußreichen Untersuchungen von Hoffman: Race Traits and Tendencies, pp. 204—206.

vor in unverminderter Stärke: sie konnte durch keine Veränderung und Verbesserung der Position des Negers irgendwie beeinflußt werden[41]), im Gegenteil läßt sich in der Gegenwart eher noch eine Tendenz zur Verstärkung der Opposition beobachten — die Zunahme gesetzlicher Regelungen, die schließlich im wesentlichen als Niederschlag der öffentlichen Meinung zu werten sind, ist hier wiederum bedeutsam — die für die Zukunft möglicherweise noch eine weitere Abnahme der Rassenmischung erwarten läßt[42]).

Der Widerstand gegen irgendwelche soziale Anerkennung des Negers konnte sich naturgemäß nicht mit seiner Ablehnung als Ehepartner erschöpfen: auf fast allen Gebieten sozialen Lebens machte sich in immer stärkerem Maße eine Tendenz zu möglichster Trennung der Rassen bemerkbar, ein Bemühen, alle Gelegenheiten, die die Rassen miteinander in Berührung bringen könnten, auf ein Minimum zu reduzieren, nach Möglichkeit ganz auszuschalten — nun, da mit der Vernichtung der traditionellen Sozialordnung für den Weißen auch die Voraussetzungen einer weiteren Duldung sozialer Beziehungen zwischen den Rassen zerstört waren.

Besonders bezeichnend für diese durch nichts zu beeinflussende Einstellung des Weißen, für sein tiefeingewurzeltes, unausrottbares Überlegenheitsbewußtsein ist hier die Stellungnahme der Kirche zur Anerkennung des Negers — es handelt sich hierbei im wesentlichen um die verschiedenen protestantischen Religionsgemeinschaften[43]) — die am besten durch die eigenen Worte eines ihrer Würdenträger[44]) gekennzeichnet sei:

„... the race [die Neger] should be taught that race integrity is obedience to God's own creation and appointment and that race intercourse kindly and cordial is not race equality. Indeed, the very expression "race equality" is an anachronism, belonging to the medieval period of reconstruction which has long gone to its account ..."

Diese Anschauung charakterisierte von Anfang an das Verhältnis der Kirche zu den Negerchristen: sie war zu allen Zeiten weit davon entfernt, alle ihre Angehörigen, ungeachtet von Farbe und Rasse irgendwie gleich zu bewerten oder zu behandeln: die Neger waren im allgemeinen mehr geduldete als will-

[41]) Diese unbeeinflußbar ablehnende Haltung widerlegt — zum mindesten für Nordamerika, wie überhaupt für von Völkern mit starker nordischer Rassenkomponente besiedelte Länder — die immer wieder auftauchende Behauptung (vgl. hierzu besonders Zamenhof: International Language, Papers on Inter-Racial Problems, London 1911 und Boas: Kultur und Rasse, Berlin und Leipzig 1922), daß die Antipathie des Weißen gegenüber dem Neger sozial — nicht rassisch — bedingt sei: dieselbe schroffe Ablehnung, wie sie den Neger der untersten sozialen Schicht trifft, begegnet gleicherweise, ohne Rücksicht auf individuelle Verdienste, dem hochgebildeten Farbigen in gehobener Position auf Schritt und Tritt. — Für die in charakteristischer Weise anders gelagerten Verhältnisse in Latein-Amerika vgl. Reuter: The Mulatto in the United States, p. 49, Boston 1918 und de Lacerda: The Metis of Brazil, Papers on Inter-Racial Problems, London 1911.

[42]) Inwieweit eine Abnahme der Rassenmischung auch auf Konto der veränderten Einstellung des Negers zu dieser Frage zu setzen ist, soll später noch erörtert werden; vgl. S. 276.

[43]) Von der römisch-katholischen Kirche dagegen berichtet Archer (a. a. O. p. 74) — allerdings „with all reserve" — daß in ihren Gemeinden, selbst im Süden, völlige Gleichheit zwischen den weißen und farbigen Mitgliedern bestehen solle.

[44]) Aus einer Rede des Bischofs Bratton (Mississippi) auf der jährlichen „Conference for Education in the South", bei der im übrigen die Neger bezeichnenderweise keine Stimme haben, sondern allenfalls von der Galerie den Verhandlungen zuhören dürfen. Nach Archer: a. a. O. p. 43.

kommene Mitglieder der christlichen Gemeinden. Anfangs, als die Zahl der bekehrten Sklaven[45]) noch klein war, gingen sie zwar mit ihren Herren zur Kirche, später durften sie nur noch auf den hintersten Reihen sitzen oder im Hof sich an dem erbauen, was durch Türen und Fenster noch zu ihnen drang. Und als die Negerchristen an Zahl immer mehr zunahmen, so daß die Kirchen im allgemeinen zu klein wurden, begann sich die heute fast restlos durchgeführte Trennung nach Rasse und Farbe — die Spaltung der Kirche in eine „weiße" und eine „schwarze" — bereits anzubahnen.

In den puritanischen Neu-England-Staaten, in denen die religiösen sehr eng mit politischen Organisationen verbunden waren, bestand diese Trennung von Anfang an, da eine etwaige Beteiligung der Neger am politischen Leben selbstverständlich außerhalb jeder Diskussion stand.

Diese an sich naheliegende — und im allgemeinen auch von einsichtigen Negern begrüßte — Entwicklung wurde durch den Bürgerkrieg und die Ereignisse der darauffolgenden Jahre wiederum in einer für die schwächere Rasse höchst verletzenden Weise überstürzt. Du Bois[46]) findet bittere Worte dafür:

> „The result of the war was the complete expulsion of Negroes from white churches ... The Methodist Church South simply set its Negro members bodily out of doors. They did it with some consideration for their feelings ... but they virtually said to all their black members: "You cannot worship God with us ..."[47]) There may be in the South a black man belonging to a white church to-day, but if so, he must be very old and very feeble. This anomaly — this utter denial of the very first principle of the ethics of Jesus Christ — is to-day so deep-seated and unquestionable a principle of southern Christianity that its essential Heathenism is scarcely thought of."

Diese Einstellung des Weißen ist um so bezeichnender für die Stärke und Unausrottbarkeit seines Rassengefühls, als der Süden — wie vor allem Archer[48]) hervorhebt — ein so außerordentlich aufrichtig und tief religiöses Land ist, die offensichtliche Unvereinbarkeit seiner Behandlung der schwarzen Glaubensgenossen mit den Forderungen des Christentums jedoch den Weißen — sofern ihm dieser Widerspruch überhaupt zum Bewußtsein kam[49]) — niemals veranlassen konnte, sein Verhalten gegenüber dem Neger entsprechend zu korrigieren. Die Situation ist vielmehr tatsächlich so, wie sie der eben genannte Autor[50]) halb scherzhaft charakterisiert, wenn er schreibt: „There are many sincere and earnest Christians in the South who will scarce be at ease in heaven unless they enter it, like a Southern railway station, through a gateway marked: "For Whites"."

[45]) Die Bekehrung der Neger änderte bezeichnenderweise nichts an ihrem sozialen Status: Kirche und Gesetzgebung erklärten — nachdem sich anfangs tatsächlich einige Zweifel hierüber erhoben hatten — ausdrücklich „that conversion did not imply manumission". Nach Reuter: The American Race Problem, New York 1927.

[46]) The Negro in the South, p. 174.

[47]) Diese Politik führte in der Folgezeit seitens der Neger zum Aufbau eigener religiöser Organisationen: „A Christianity absolutely divided along the color line arose". (Du Bois: a. a. O.) Vgl. auch S. 277.

[48]) a. a. O. p. 74.

[49]) Um so deutlicher empfindet dafür der Farbige, wie zahlreiche, auch künstlerische Äußerungen erweisen — vgl. z. B. die oben zitierten Worte Du Bois' und vor allem die bitter-höhnischen Gedichte von C. Cullen, dem Sohn eines farbigen Geistlichen — daß hier unvereinbare Gegensätze klaffen; vgl. auch Teil I, Anmerkung [23]).

[50]) a. a. O. p. 75.

Eine Parallele findet diese Einstellung im übrigen in dem Verhalten der ebenfalls als sehr religiös bekannten Buren, die dessenungeachtet in die Verfassung der Südafrikanischen Republik (1858) den charakteristischen Satz aufnahmen: „Das Volk wird keinerlei Gleichheit zwischen Weiß und Schwarz dulden — weder im Staat noch in der Kirche."[51])

Im Prinzip dieselbe Haltung findet sich auch in bezug auf das Schulwesen.

Als im Süden während der Rekonstruktions-Periode gemeinsamer Schulbesuch der Kinder beider Rassen zu erzwingen versucht wurde — vor dem Bürgerkrieg war es in den Südstaaten mit ihrer großen Negerbevölkerung im allgemeinen üblich gewesen, die Negerkinder vom Besuch der (wenigen) vorhandenen Schulen einfach auszuschließen[52]) — hatten die entsprechenden Maßnahmen zunächst die Wirkung, daß die Schulen fast ausschließlich von Negerkindern besucht wurden, während die Weißen — oft unter großen finanziellen Opfern — ihre Kinder im Hause unterrichten ließen. Und nach dem Zusammenbruch des Rekonstruktions-Regimes setzte sich überall, da ein völliger Ausschluß der Negerkinder vom Schulbesuch nicht mehr durchführbar war, wenigstens das System der Trennung der Rassen in den Schulen — z. T. sogar in den privaten — durch.

Nur in etwa 10 nicht-südlichen Staaten besteht heute offiziell das gemischte System: jedoch kommt es auch hier — infolge der strengen Abgrenzung der Wohnbezirke der Weißen gegenüber denen der farbigen Bevölkerung (residential segregation) — praktisch nur in den seltensten Fällen zum Besuch der gleichen Schule durch Kinder beider Rassen.

Es muß hierbei noch erwähnt werden, daß nun durchaus nicht etwa alle Schulen gleichwertig waren oder es heute sind: fast durchgehend sind die für Neger bestimmten den weißen Schulen in jeder Weise erheblich unterlegen — trotz der überall bestehenden Forderung nach Gleichwertigkeit, deren Verwirklichung allein — wenn auch nicht logisch, so doch zum mindesten formal-juristisch[53]) — die Verfassungsmäßigkeit des getrennten Systems — dasselbe gilt für die erzwungene Trennung der Rassen auch auf anderen Gebieten — gewährleisten würde.

Zur Rechtfertigung seiner Ablehnung des gemischten Schulsystems bediente sich der Süden der gleichen Argumentation, wie sie schon vor dem Bürgerkrieg — interessanterweise sogar von einem der Nordstaaten (Massachusetts) — zu einer, mindestens indirekten Befürwortung, des Systems getrennter Schulen verwandt worden war:

„It is urged that this maintenance of separate schools tends to deepen and perpetuate the odious distinction of caste, founded in a deep-rooted prejudice in public opinion. This prejudice, if it exists, is not created by law and probably cannot be changed by law. Whether this distinction and prejudice, existing in the opinion and feelings of the community would not be as effec-

---

[51]) Nach Bruce: The modern Conscience in Relation to the Treatment of Dependent Peoples and Communities, Papers on Inter-Racial Problems, London 1911.

[52]) Es galt geradezu als Verbrechen, wenn ein Schwarzer lesen und schreiben konnte: in South Carolina z. B. wurden freie Neger deswegen mit 50 Peitschenhieben bestraft. Aber auch in den Nordstaaten waren die Farbigen z. T. vom Schulbesuch ausgeschlossen — vgl. Anmerkung [10]) — nur 2% besaßen dort vor dem Bürgerkrieg irgendwelche Schulbildung. (Nach Meuter und Therstappen: Amerika singe auch ich, Dresden 1932.)

[53]) Vgl. hierzu die interessanten Ausführungen Kriegers — a. a. O. S. 315 ff. — über adäquate und identische Gleichheit und die Einschaltung des Ermessens.

tually fostered by compelling colored and white children to associate in the same schools may well be doubted ..."[54])

eine Vermutung, die angesichts der bekannten Einstellung des Weißen natürlich völlig zutreffend ist und die darum ebenso gut zur Rechtfertigung der Trennung der Rassen auf anderen Gebieten — es sei hier nur an den Ausschluß der Neger aus „weißen" Hotels, Theatern und sonstigen Vergnügungsstätten oder an die Beschränkung ihrer Wohnungsfreiheit erinnert — dienen könnte und gedient hat.

So werden auch die im Süden fast durchgehend — die einzige Ausnahme macht hier der Staat Missouri — in Kraft befindlichen sog. „Jim Crow Gesetze"[55]), die die Trennung der Rassen in Verkehrsmitteln — Dampfern, Eisen- und Straßenbahnen und den dazu gehörigen Wartehallen — regeln, von weißer Seite immer wieder mit der Behauptung verteidigt, daß in einer möglichst vollständigen Trennung auf jedem nur denkbaren Gebiet die einzige Möglichkeit liege, unter den gegebenen Bedingungen den Frieden zwischen den beiden Rassen einigermaßen aufrecht zu erhalten und dauernde Zusammenstöße zu vermeiden. Und bei der nun einmal vorhandenen Einstellung würde eine z. B. durch die Beengtheit eines Eisenbahn-Abteils erzwungen enge Berührung mit dem Neger in der Tat zu endlosen Reibereien Anlaß geben — in dieser Situation kommt wiederum dem Faktor der rein physischen Verschiedenheit gesteigerte Bedeutung zu —, die eben nur unter Voraussetzung eines beinah unmöglichen Maßes an Selbstüberwindung und Verleugnung seitens des Weißen vermeidbar wären: „Had it [dieses getrennte System] not been adopted, the South would have been a nation of saints not of men", wie Archer[56]) feststellt; jedoch „in the methods of its enforcement they sometimes show themselves not only human but inhuman". Und mit dieser Feststellung, die im übrigen genau so für alle vorher behandelten Gebiete zutrifft, ist ein sehr wesentlicher Punkt des ganzen Problems berührt: es ist — jetzt einmal vom Standpunkt des Negers aus gesehen — nicht so sehr die Tatsache der Trennung der Rassen an sich, als vielmehr die Art und Weise, in der sie zu erreichen versucht und dem Neger ständig die Kluft, die ihn von dem Weißen trennt, fühlbar gemacht werden soll, die von der schwächeren Rasse als demütigend empfunden werden und bei zunehmendem Bewußtwerden ihrer Situation zu Erbitterung und Haß führen muß und damit die an sich schon schwierige Lage noch weiter kompliziert.

Die Reaktion der Neger auf die von den Weißen ihnen gegenüber eingenommene Haltung war naturgemäß nicht immer die gleiche: sie mußte sich mit der fortschreitenden Entwicklung der Rasse notwendigerweise wandeln.

Wie früher[57]) zu zeigen versucht wurde, stellten die Neger zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei eine an ihren untergeordneten Status in hohem Maße angepaßte Gruppe dar. Ihr ganzes Leben hatten sie — und viele Generationen

[54]) Nach Stephenson: a. a. O. pp. 168 ff. Für eine neuere (1927), ebenfalls höchst charakteristische Rechtfertigung der Rassentrennung im Schulwesen s. Krieger: a. a. O. S. 231.

[55]) Über den mutmaßlichen Ursprung dieser Bezeichnung vgl. Stephenson: a. a. O. p. 208.

[56]) a. a. O. p. 72.

[57]) Vgl. S. 256 ff.

ihrer Rasse vor ihnen — inmitten einer in jeder Weise — sozial, ökonomisch, geistig, kulturell, zahlenmäßig — überlegenen weißen Bevölkerung verbracht, von der sie überdies in höchstem Grade abhängig waren, und es war nur natürlich, daß sie in ihrer Situation, in der ihnen auf Schritt und Tritt einmal ihre (angeborene) Minderwertigkeit, zum andern die (gleicherweise rassisch bedingte) Überlegenheit der Weißen fühlbar gemacht wurde, die Anschauungen der Herren über den verschiedenen Wert der so ungleichen Rassen und das darum einzig angemessene Verhältnis zwischen ihren Angehörigen widerspruchslos hinnahmen, ja als richtig anerkannten: sie schätzten ihren persönlichen Wert und den ihrer Rasse gering ein, betrachteten ihre niedere soziale Position als Folge ihrer Minderwertigkeit und empfanden demzufolge die Haltung der als überlegen anerkannten Weißen ihnen gegenüber als durchaus berechtigt. Diese überlieferte Haltung änderte sich auch durch die Emanzipation und die darauffolgenden Ereignisse zunächst nicht wesentlich: an seinen inferioren Status angepaßt, bewahrte der Neger die Einstellung, die dieser Lage angemessen war: der befreite Sklave empfand die Kluft, die ihn von seinem früheren Herrn trennte, nach wie vor als unübersteigbar, als so unermeßlich, daß ihm nichts ferner lag, als auf seiner formellen Gleichberechtigung zu bestehen oder sich durch die unverändert herrische, überlegene Haltung der Weißen verletzt zu fühlen.

Erst mit der Zeit bahnte sich hierin eine Wandlung an. Ganz allmählich machte die alte Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit, die bedingungslose Unterordnung unter den Willen und die Wünsche der weißen Herren einer unzufriedenen, mißtrauischen und aufrührerischen Haltung, stellenweise bitterem Haß gegenüber der nach wie vor herrschenden Gruppe Platz.

Diese veränderte Art der Reaktion auf die Maßnahmen der Weißen machte sich vor allem dann bemerkbar, als eine neue Generation heranwuchs, die weder den Zwang der Sklaverei, noch auch das gute persönliche Verhältnis zwischen den Rassen während dieser Zeit je gekannt hatte[58]), und der andererseits von Jugend auf — noch dazu gerade von Vertretern der weißen Rasse — die demokratische Doktrin ihrer angeborenen Gleichheit mit den Weißen und ihres unveräußerlichen Rechtes auf alle Privilegien und Vorteile im demokratischen Staat auf gleicher Basis mit ihnen in die Ohren trompetet worden war. Und es war nur natürlich, daß der derart „erzogene" junge Neger sich bei jeder Gelegenheit versucht fühlte, seine Gleichstellung mit dem Weißen zu betonen und auf seinen Rechten zu bestehen und ebenso natürlich, daß er dann durch die Erfahrung erheblich irritiert wurde, daß, durch die Maßnahmen der stärkeren Gruppe, seine Rechte in einem Maße eingeschränkt waren, daß sie in keinem Verhältnis mehr zu denen standen, die er auf Grund seiner formellen Gleichberechtigung mit dem Weißen glaubte beanspruchen zu können.

Diese an sich schon konfliktgeladene Situation mußte sich noch immer weiter zuspitzen, als auch die bemerkenswerte Vorwärtsentwicklung der Neger nicht

[58]) Mit dem Aufhören persönlicher Beziehungen seit Abschaffung der Sklaverei mußte notwendigerweise die Fremdheit zwischen den Rassen zunehmen, und Fremdheit liefert bekanntlich — unter gewissen, hier zutreffenden, Voraussetzungen — einen besonders guten Nährboden für die Entstehung von Feindseligkeit und Haß, zum mindesten steigert sie die Empfänglichkeit für eine Beeinflussung nach dieser Richtung hin in oft verhängnisvollem Maße. Für die in dieser Hinsicht bedeutsame Rolle der Presse vgl. Anmerkung [68]) und Anmerkung [85]).

die erhoffte Anerkennung seitens der Weißen nach sich zog[59]), die von dem nunmehr selbstbewußteren Neger mit verstärktem Nachdruck erhobenen Forderungen vielmehr der alten ablehnenden Haltung begegneten, die ihm keinen Zweifel daran lassen konnte, daß es ihm durch keine individuelle Leistung je möglich sein würde, sich die Anerkennung seiner Rechte zu erkämpfen und sich für seine Person der Ablehnung und der negativen Wertung, der seine Rasse als solche unterlag, zu entziehen. Und diese bittere Erkenntnis, daß die Weißen weniger denn je daran dachten, auf die Behauptung ihrer absoluten Überlegenheit zu verzichten und irgendeinen Farbigen, gehöre er auch der höchsten sozialen Schicht an, als Gleichberechtigten in ihre Welt aufzunehmen, mußte bei den gebildeten und aufgeklärteren Kreisen der Rasse schließlich zu der Einsicht führen, daß angesichts dieses starken Widerstandes die bisherigen verzweifelten Anstrengungen, sich in die Welt der Weißen einzudrängen, weiter aufrechtzuerhalten, gleichbedeutend sei mit einem traurigen Beweis von Abhängigkeit und Schwäche, gleichbedeutend im Grunde mit einem Eingeständnis der eigenen Minderwertigkeit und daß in der gegebenen Situation ein Verzicht auf alle derartigen Bemühungen und ein Sichzurückziehen auf die eigene Rasse die für den gebildeten und selbstbewußten Neger einzig mögliche Haltung sei.

Dieser Entwicklung im Denken der Oberschicht der schwarzen Rasse folgte mit psychologischer Notwendigkeit eine weitere Wandlung: aus dem Bemühen heraus, den Verzicht auf die Aufnahme in die Welt der überlegenen Rasse um keinen Preis als einen erzwungenen erscheinen zu lassen, wurde die vorher heftig bekämpfte Segregations-Politik der Weißen nun von den gebildeten Kreisen der Neger selbst befürwortet[60]).

Es ist bemerkenswert, daß der weitaus größte Teil der Angehörigen dieser Schicht — eine im übrigen nicht nur für die amerikanischen Verhältnisse typische Erscheinung — von Mischlingen gestellt wird[61]), für die naturgemäß die Lösung des Konfliktes zwischen ihren Wünschen und den Forderungen der bestehenden Sozialordnung, die schon von dem reinen Neger größte Opfer erfordert, noch in erhöhtem Maße erschwert ist. In jeder Hinsicht zwischen den Rassen stehend, muß der Mischling das erbarmungs-

---

[59]) Vgl. hierzu auch Anmerkung [41]).
Der bekannteste Verfechter der Anschauung, daß durch wirtschaftliche und Bildungserfolge das Vorurteil gegen den Neger letztlich doch überwunden werden könnte, war auf schwarzer Seite B. T. Washington — vgl. hierzu sein Buch „Vom Sklaven empor", Berlin 1902 — seinen Hoffnungen zum Trotz scheint jedoch eher sogar das Gegenteil einzutreten: das mit der fortschreitenden Entwicklung der schwarzen Rasse neu auftauchende Problem der Konkurrenz — das wiederum zum Anlaß erneuter und verschärfter Repressionsmaßnahmen von weißer Seite wird — kann hier nur gestreift werden.

[60]) „Let us as a race not wait for the Caucasian to force us but let us segregate voluntarily in every particular. The white race has suggested it and now let us follow it up. His proscription and boycotting will help us to get to-gether if we have an ounce of race pride." (Zit. bei Reuter: The Mulatto in the United States, p. 357, Boston 1918.)
Abgesehen von allen anderen Faktoren wiesen auch die wirtschaftlichen Interessen der Oberschicht in dieselbe Richtung: in dem Maße, in dem es gelang, die Neger in ihrer Gesamtheit dazu zu erziehen, sich auf allen Gebieten von den Weißen fernzuhalten und sich ihre eigene unabhängige Welt aufzubauen, wurde gerade für eine gebildete Schicht innerhalb der Rasse Raum und Wirkungsmöglichkeit geschaffen. Vgl. S. 277 ff.

[61]) Vgl. hierzu besonders Reuter: The Mulatto in the United States, Boston 1918.

lose Zurückgestoßenwerden in eine Rasse, die nicht seine „eigene" und der er überdies kulturell und intellektuell weit voraus ist, als unerträgliche Härte und Demütigung empfinden, für die er irgendwie einen Ausgleich finden muß. Und diesen notwendigen Ausgleich kann ihm in seiner unglücklichen Situation schließlich eben auch nur die Annahme des „Evangeliums des Rassenbewußtseins" (Brown) geben: „Freiwilliges" Sichzurückziehen auf die Rasse, mit der ihn das Vorurteil der Weißen stets identifiziert hatte, betonte Verherrlichung eben dieser — im Grunde verachteten — Rasse, deren Führung er übernimmt und deren Interessen er zu seinen eigenen macht. In jeder zwei-rassischen Situation, in der die intolerante Haltung der überlegenen Rasse die Mischlinge diesen harten Weg zu beschreiten zwingt, ist es so typischerweise gerade vorwiegend deren aus Enttäuschung und Bitterkeit geborene, überspitzte und skrupellose Agitation, der die entscheidende Wandlung in der Einstellung der Masse zuzuschreiben ist und die damit wesentlich zu einer Zuspitzung der Situation beitragen[62]).

Einer Beeinflussung nach dieser Richtung des Sich-Zurückziehens auf die eigene Rasse kam von seiten der Masse der Neger eine natürliche Neigung entgegen. Im Durchschnitt sucht und bevorzugt jeder Mensch die Gesellschaft von Angehörigen seiner eigenen Rasse und sozialen Schicht und fühlt sich im allgemeinen am wohlsten unter Seinesgleichen: für die große Mehrheit der Neger war so auch die Trennung der Rassen eine einfache und als natürlich hingenommene Tatsache. Der von der überlegenen Rasse in dieser Hinsicht ausgeübte Druck, die Ablehnung und die Feindseligkeit, die dem Neger erfahrungsgemäß überall außerhalb seiner eigenen rassischen Gruppe begegneten, verstärkten nur diese natürliche Tendenz, sich zu Seinesgleichen zu halten und erhöhten gleichzeitig seine Aufnahmebereitschaft für eine Propaganda, die darauf hinzielte, die natürliche gefühlsmäßige Verbundenheit mit der eigenen Gruppe zu bewußter rassischer Solidarität zu steigern, die schwachen Ansätze zum Aufbau einer eigenen Welt — unabhängig und getrennt von den umgebenden Weißen — zu ermutigen und so die Rasse allmählich zu einer würdigeren Haltung gegenüber der stärkeren Gruppe zu erziehen: Als Reaktion auf die Politik der Weißen und einer dadurch ausgelösten und gleichzeitig in ihrer Wirksamkeit gesteigerten Propaganda entwickelte der Neger zum erstenmal in seiner Geschichte allmählich ein Gefühl für die Verpflichtung gegenüber der eigenen Rasse, die Anfänge eines Rassenbewußtseins — einer Haltung, die mit der Zeit das Denken weiter Kreise der Rasse zu beherrschen begann.

Der vollen Entwicklung einer solchen Solidarität innerhalb der schwarzen Rasse und der tatsächlichen Verwirklichung dieses Strebens nach Unabhängigkeit von den Weißen standen dennoch zunächst noch fast unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten im Wege. Alles, was die Neger an Kulturelementen besaßen, hatten sie von der überlegenen Rasse übernommen, nichts, das aus ihrer eigenen rassischen Individualität herausgewachsen wäre; sie besaßen keines jener geistigen Güter, um die sich bei der Auseinandersetzung verschiedener Gruppen typischerweise das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die Überzeugung von ihrem Wert und ihrer Eigenart zu kristallisieren pflegt: sie sprachen keine eigene Sprache[63]), sie hatten keine bedeutende Lite-

[62]) Vgl. S. 278 ff.
[63]) Der rasche Verlust der Eingeborenen-Sprachen in Amerika wurde durch ihre Spaltung in eine Unzahl voneinander sehr verschiedener Dialekte begünstigt: da der Sklavenhandel die Angehörigen der einzelnen Stämme — zufällig oder absichtlich — fast durchgehend auseinanderriß, hatte der einzelne Neger kaum jemals Gelegenheit, einen anderen Sklaven zu treffen, mit dem er sich in seinem heimischen Dialekt ver-

ratur, keine originale Religion, keine ruhmreiche Tradition, keine Heroen, nichts — ihr einzige in die Augen springende Eigenart war die des äußeren Erscheinungsbildes. Und gerade das wiederum war bislang immer etwas gewesen, das von dem Neger geradezu als Fluch empfunden wurde, etwas, dem es, wenn nur irgend möglich, zu entfliehen galt, da jeder Träger dieser „rassischen Uniform" unentrinnbar mit dem Stigma der Minderwertigkeit gezeichnet schien.

So schreibt Archer[64]: „If wishing could change the Ethiopian's skin there would be never a Negro in America. The black race, out of its poverty, spends thousands of dollars annually on "anti-kink" lotions, vainly supposed to straighten the African wool. The brown belle tones her complexion with pearl powder and many a black mother takes pride in the brown skin of her offspring though it proclaimes their illegitimacy ..." Und die Vermutung ist naheliegend, daß bei diesem Stolz auf hellerhäutige Mischlingskinder, überhaupt bei der Bereitwilligkeit, mit der die Frauen der schwarzen Rasse den Wünschen der weißen Männner — vgl. auch Teil I, Anmerkung[30] — und bezeichnenderweise auch denen der Mulatten entgegenkamen — wobei deren Prestige wiederum in dem Maße zunahm, in dem ihr Äußeres sie von der schwarzen Rasse unterschied — der Gedanke und der Wunsch mitgesprochen haben mögen, sich wenigstens in den Kindern dem weißen Ideal um einen Schritt nähern und die verhaßte rassische Uniform möglicherweise einmal abstreifen zu können[65].

Um diese im Denken der Neger festverwurzelte negative Einstellung zu der eigenen Rasse zunächst einmal zu überwinden, darüber hinaus aber eine tragbare Basis für einen Stolz auf die Zugehörigkeit zu eben dieser Rasse zu schaffen[66], begann von seiten der intellektuellen Führerschicht der Neger unendliche Mühe aufgewendet zu werden.

Für die Bemühungen nach dieser Richtung hin besonders bezeichnend ist die Betonung und der nachdrückliche Hinweis auf die frühe afrikanische Negerkultur, deren Bedeutung verständlicherweise maßlos übertrieben wird[67],

---

ständigen konnte, und so geriet die eigene Sprache rasch in Vergessenheit, und es kam notwendigerweise zur allgemeinen Verbreitung des Englischen unter den Negersklaven. — Im Prinzip dasselbe gilt für den Verlust anderer Elemente des kulturellen und sozialen Erbgutes der — bedeutsamerweise als Individuen — in die amerikanische Situation gebrachten Neger, wobei der raschen Aneignung fremder Kulturelemente wiederum die bekannte Empfänglichkeit der Rasse gegenüber äußeren Einflüssen ihre starke imitative Begabung und die Neigung, Neues und Fremdes bereitswilligst aufzunehmen, entgegenkam.

[64] a. a. O. pp. 223 ff.

[65] Über die in dieser Hinsicht ebenfalls höchst bezeichnende, innerhalb der schwarzen Rasse betriebene Heiratspolitik finden sich interessante Angaben bei Reuter: Race Mixture, pp. 136 ff., New York 1931.

[66] Rassenstolz ist ein wesentlicher Bestandteil jedes Rassenbewußtseins, ein psychologisch besonders notwendiger jedoch im Falle beherrschter rassischer Gruppen, denen dieser „defensive Stolz" (Brown) einen Ausgleich für das Gefühl der Minderwertigkeit schaffen und sie über die Demütigungen ihres untergeordneten Status hinwegtäuschen hilft.

[67] Es ist hier bemerkenswert, daß trotzdem nicht ernsthaft der Versuch gemacht wird, unter konsequenter Ablehnung der weißen, ein Zurückziehen auf diese Eingeborenen-Kultur zu propagieren. Abgesehen von der durch die unendliche Zersplitterung dieser afrikanischen Kulturen gegebenen Schwierigkeit, an der ein solcher Versuch von vornherein scheitern müßte, mag hier einmal die Befürchtung des schwarzen Intellektuellen mitsprechen, sich mit der Propagierung der „primitiven" Kultur seiner Vorfahren lächerlich oder verächtlich zu machen, letztlich entscheidend aber wohl die Einsicht, daß das Heil auch für seine Rasse in der Pflege der Kultur der Weißen, in der Aneignung und Verbreitung ihrer kulturellen Errungenschaften liege — auch (oder gerade!) im Hinblick auf die kommende Auseinandersetzung — vgl. S. 278 ff. — mit eben dieser Kulturrasse.

sind vor allem die Anstrengungen, einen entscheidenden Einfluß und eine ausschlaggebende Beteiligung der Neger am Aufbau anderer Kulturen nachzuweisen. Mit unendlichem Fleiß und bewundernswerter Findigkeit werden irgendwie brauchbar erscheinende Tatsachen zusammengetragen und in der Weise interpretiert, daß der Eindruck entstehen muß, als sei eine beträchtliche Anzahl der historisch bedeutendsten Persönlichkeiten von afrikanischer Abstammung gewesen, als sei überhaupt der größte Teil der Weltkultur negroiden Ursprungs, als verdanke zum mindesten die amerikanische Geschichte und Kultur ihre Bedeutung in überwiegendem Maße den Leistungen ihrer schwarzen Bürger. Und das auf diese Weise entstehende Bild von der historischen und kulturellen Bedeutung der schwarzen Rasse erweckt und befestigt — ungeachtet seiner objektiven Unhaltbarkeit — in der Masse, deren Bedürfnissen und Wünschen eine derartige Betonung des Wertes der eigenen Rasse weitgehend entgegenkommt, den Glauben, daß diese Rasse eine Vergangenheit besitze, auf die sie stolz sein könne, daß die Kultur und die Taten von Negern Dinge von historischer Wichtigkeit seien und verbessert somit die Voraussetzungen für die angestrebte Entwicklung außerordentlich.

Richteten sich die eben geschilderten Bemühungen im wesentlichen auf den Aufbau einer historischen und kulturellen Tradition — in diesem Zusammenhang ist auch die von schwarzer Seite geplante Errichtung eines National-Museums für das Negertum erwähnenswert — so gelten gleich intensive Anstrengungen auch für die Herausstellung der gegenwärtigen Tüchtigkeit der Rasse. Eine gesteigerte Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang der Negerpresse zu: in den — etwa 400—500 — Zeitungen und Zeitschriften der Rasse werden alle Dinge, die nur irgendwie eine Auswertung nach dieser Richtung hin gestatten, in einer zu ihrer tatsächlichen Wichtigkeit in gar keinem Verhältnis stehenden Aufmachung herausgebracht und mit ermüdender Ausführlichkeit von allen Seiten beleuchtet und immer aufs neue diskutiert[68]), mit den irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten innerhalb der Rasse wird in den Spalten der schwarzen Presse ein wahrer Kult getrieben — „such men become Gods in the Pantheon of race conscious Negroes"[69]) —, der jedoch im Grunde wiederum der Verherrlichung der Rasse als solcher gilt: jedes irgendwie bedeutende Individuum wird zum Symbol, zum Prototyp der Rasse, dessen Leistungen nur die großen Möglichkeiten andeuten, die in ihr schlummern[70]). Und der Neger nimmt diese Übertreibungen und Überschwenglichkeiten seiner Presse gläubig und mit nie erlahmender Begeisterung auf, vertieft sich mit größtem Interesse in die Schilderung der großen Taten und

[68]) In bezug auf den Weißen dagegen findet sich in der Negerpresse die Tendenz, durch Verschweigen oder Herabsetzung der Leistungen und Übertreibung und Aufbauschung jedes für die Rasse irgendwie wenig rühmlichen Geschehnisses, den Glauben an die Überlegenheit der weißen Rasse systematisch zu zerstören und — z. B. durch die übliche tendenziöse Berichterstattung über Zusammenstöße zwischen Angehörigen der verschiedenen Rassen — in dem Neger die unbestimmte Antipathie gegen den Weißen zu bewußtem Haß zu steigern. — Über die gleicherweise tendenziöse Art der Berichterstattung der weißen Presse in bezug auf die schwarze Rasse und die notwendigerweise verhängnisvollen Folgen dieser auf beiden Seiten verfolgten Nachrichtenpolitik für die Beziehungen zwischen den Rassen vgl. Gist: The Negro in the Daily Press, Social Forces, Vol. X, Baltimore 1931/1932.

[69]) Brown: Nature of Race Consciousness, Social Forces, Vol. X, Baltimore 1931/1932.

[70]) Als Beispiel dieser Auffassung vgl. etwa das Gedicht von C. Cullen „Black Majesty" (Opportunity VI, 1928) und — für die charakteristische Einstellung des erfolgreichen Negers selbst — Archer: a. a. O. pp. 159/160.

Leistungen von Angehörigen seiner Rasse und fühlt sich in dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer derart hervorragenden Rasse selbst irgendwie gehoben[71]).

Umgekehrt begreift nun aber auch jede Erniedrigung der Rasse als solcher oder eines ihrer Mitglieder eine Erniedrigung jedes ihrer Angehörigen in sich, so daß der Neger, in dem Maße, in dem er sich bewußt mit seiner rassischen Gruppe identifiziert[72]), Beleidigung und Verachtung der Rasse oder irgendeines Rassengenossen als ihm persönlich zugefügte Kränkung und Erniedrigung empfindet. Und in der unglücklichen Situation, in der sich der amerikanische Neger befand, mußte eine derartige Reaktion notwendigerweise zu einer abnorm übersteigerten Empfindlichkeit und einer Haltung beständiger Auflehnung gegenüber allem führen, was nur irgendwie Mißachtung oder Unehrerbietigkeit gegenüber der Rasse oder einem ihrer Angehörigen ausdrückte oder auch nur auszudrücken schien.

Unter diesem Gesichtspunkt muß auch der heute beinahe zur „Bewegung" gewordene Kampf gegen die Verwendung der verschiedenen, mit zunehmendem Rassenbewußtsein in steigendem Maße als beleidigend empfundenen, deskriptiven volkstümlichen Bezeichnungen für Neger[73]) — darkey, coon, nigger u. a. — verstanden werden, sowie die den Unbeteiligten fast lächerlich anmutenden Bemühungen, die Allgemeinheit dazu zu veranlassen, „Negro" mit großem N zu schreiben: der Neger in seiner krankhaften Überempfindlichkeit empfindet es aber zum mindesten als Unhöflichkeit, den Rassennamen, wie es bisher im Englischen allgemein üblich war, im Gegensatz zu anderen Eigennamen klein zu schreiben, während ihm umgekehrt „Neger", groß geschrieben, Achtung und Respekt vor der Rasse und jedem einzelnen zu symbolisieren scheint.

Bei diesem verzweifelten Ringen um Erhöhung des Status seiner Rasse wendet sich der Neger gegebenenfalls auch rücksichtslos gegen seinen eigenen Rassengenossen, der diesen Bemühungen teilnahmslos gegenübersteht oder ihnen gar, wenn auch unbewußt, entgegenarbeitet: so verurteilt er z. B. mit aller Schärfe die Darstellung des Schwarzen — besonders des „low class Negro" — in den Werken gewisser Neger-Dichter[74]), soweit sie der volkstümlichen, wenig schmeichelhaften Vorstellung vom Leben und Wesen des Negers entspricht oder ihr zum mindesten Vorschub leistet; er verurteilt schärfstens jeden Neger, dessen Verhalten etwa danach angetan ist, der leidenschaftlich bekämpften Ansicht von der Minderwertigkeit der schwarzen Rasse neue Nahrung zu

[71]) Vgl. Anmerkung [66]).

[72]) W. O. Brown (Emergence of Race Consciousness, Sociology and Social Research, Vol. XV, Los Angeles 1931/1932) definiert Rassenbewußtsein geradezu „as the tendency of members of a race to identify their interests, status, and destiny with that of their race as such".

[73]) Es ist hier bemerkenswert, daß die Neger die hier und da propagierte indifferente Benennung „Afro-American" zugunsten der traditionellen Rassenbezeichnung ablehnen; vgl. hierzu die von Stephenson (a. a. O. pp. 21 ff.) mitgeteilten Äußerungen prominenter Farbiger zu dieser Frage, die außerordentlich charakteristisch sind für den grundlegenden Wandel in der Einstellung des Negers zur eigenen Rasse, zum mindesten für die Richtung der angestrebten Entwicklung.

[74]) Zur Charakteristik dieser Dichter und ihrer Werke vgl. Reuter: The Mulatto in the United States, pp. 282 ff., Boston 1918. Dieser Literatur steht heute jedoch bereits eine ganz andere Art der Negerdichtung gegenüber, deren Einfluß — wie überhaupt der künstlerischer Äußerungen — im übrigen keineswegs unterschätzt werden darf. Vgl. hierzu Park, R. E.: Racial Assimilation in Secondary Groups, a. a. O.

geben oder die Anschauung zu begünstigen, daß die Rasse von der Vorsehung für ewige Zeiten einzig dazu bestimmt sei, den überlegenen Weißen zu dienen — er verurteilt überhaupt jeden Rassengenossen, dessen Haltung ihm eines rassenbewußten Negers nicht würdig zu sein scheint. Jedoch als Folge einer beharrlichen und geschickten Propaganda entspricht die Geisteshaltung eines ständig zunehmenden Prozentsatzes der schwarzen Rasse in der Tat bereits der des angestrebten Typus des „New Negro" — oder kommt ihr zum mindesten nahe — den Brown[75]) wie folgt charakterisiert:

„... a type of Negro who demands his rights, who refuses to pay obeisance to the "superior" white man, who considers himself the equal of any man and who refuses to accept as a fixed and necessary condition a low-caste position in the social system: he is no beggar, no humble "Uncle Tom", but a self-conscious personality, aware of his worth and dignity ..."

Und es ist selbstverständlich, daß in dem Maße, in dem dieser selbstbewußtere Neger-Typus innerhalb der Rasse Verbreitung findet, die Tendenz abnimmt, sich der Bindung an diese — nunmehr als wertvoll betrachtete — Rasse zu entziehen und sich angesichts der zur Schau getragenen Verachtung der Weißen auf irgendeinem Gebiet in deren Welt einzudrängen: der Neger setzt nunmehr dem Rassenstolz der Weißen seinerseits eine gleicherweise rassenbewußte Haltung entgegen.

In dieser Hinsicht besonders bezeichnend ist der Wandel in der Beurteilung sexueller Beziehungen zwischen Angehörigen der verschiedenen Rassen: während Mischung mit der überlegenen weißen Rasse früher im allgemeinen als außerordentlich erstrebenswert galt und als Gewinn für die eigene Rasse gewertet wurde[76]), macht sich heute mit zunehmendem Gefühl für den Wert und die Verpflichtung gegenüber der eigenen Rasse in steigendem Maße eine Tendenz bemerkbar, es als Verrat an der Rasse zu bezeichnen, daß man durch Vermischung mit einer fremden ihre Eigenart aufgibt, zum mindesten gefährdet, und es als Schande für jeden Angehörigen der Rasse zu brandmarken, daß man sich soweit demütigt, sein Blut mit denen, die einen verachten, zu vermischen. Und diese Strömung innerhalb der öffentlichen Meinung der schwarzen Rasse ist heute immerhin schon so stark, um auch diejenigen, die an sich derartigen Gedankengängen noch fremd oder ablehnend gegenüberstehen, aus Furcht vor allgemeiner Mißbilligung und Verachtung dennoch dazu veranlassen zu können, ihr Verhalten entsprechend zu modifizieren.

Als notwendige Folge dieser ganzen veränderten Einstellung bahnt sich heute bereits auch ein Wandel in der Haltung der Rasse gegenüber Mischlingen an: galt es früher als Vorzug, durch eine hellere Haut seine Verwandtschaft mit der als höherwertig betrachteten Rasse zu verraten, ist es heute umgekehrt für den ehrgeizigen Neger eher von Vorteil, wenn er als reinrassig gilt[77]). Und mit wachsendem Rassenbewußtsein nimmt der Wunsch nach einer schwarzen Führerschicht naturgemäß an Intensität zu, während sich andererseits eine immer ausgeprägtere Opposition gegen die Führung und Vertretung der Rasse durch Mulatten geltend macht — so ist ein Teil des Erfolges der Garvey-Bewegung auch der Tatsache zuzuschreiben, daß Garvey ausdrücklich nur an die schwarze Rasse appellierte, die hellere Mischlingsschicht dagegen ignorierte

[75]) Nature of Race Consciousness, a. a. O.

[76]) Vgl. S. 10.

[77]) Vgl. hierzu Reuter: Race Mixture, p. 174. New York 1931.

und später sogar angriff, so daß der Mulatte sich schließlich in der tragischen Situation desjenigen befindet, der es erleben muß, daß in einer von ihm ins Leben gerufenen und geförderten Bewegung am Ende kein Platz mehr für ihn ist, ja daß sie ihre Spitze an einem bestimmten Punkt der Entwicklung sogar gegen ihn kehrt.

Über die Frage des Verhaltens auf sexuellem Gebiet hinaus läßt sich eine ähnlich veränderte Einstellung gegenüber jeder Art von Beziehungen mit der anderen Rasse beobachten: in seiner gesteigerten Empfindlichkeit sucht der rassenbewußte Neger nach Möglichkeit jeder Berührung mit dem Weißen, die er unter den gegebenen Verhältnissen als demütigend und erniedrigend empfindet, aus dem Wege zu gehen. So besteht eine zunehmende Neigung, sich von Kirchen[78]) und Schulen[79]), die nicht aussschließlich für die schwarze Rasse bestimmt sind, fernzuhalten, selbst wenn sie ihnen unter formell gleichen Bedingungen wie den Weißen offenstehen; so meidet der Neger in steigendem Maße die „weißen" Geschäfte, Banken und sonstigen Institute, in denen er möglicherweise unreeller Bedienung oder unhöflicher Behandlung ausgesetzt wäre und unterstützt die von Rassengenossen geleiteten wirtschaftlichen Betriebe; so zieht er vorzugsweise den schwarzen Arzt und den schwarzen Rechtsanwalt zu Rate und sucht und findet Geselligkeit, Erholung, Unterhaltung oder auch Fortbildung und Unterstützung — materieller und geistiger Art[80]) — ausschließlich in den entsprechenden Organisationen seiner eigenen Rasse. Und es ist selbstverständlich, daß in dem Maße, in dem dieses eigene rassische Leben sich vorwärts entwickelt und an Ausdehnung und Bedeutung gewinnt, auch der Stolz und das Vertrauen auf die Tüchtigkeit der schwarzen Rasse — und damit auch das Selbstvertrauen des einzelnen Negers — in immer weiteren Kreisen zunimmt und damit die Festigung der rassischen Solidarität begünstigt: das ursprünglich als Reaktion auf die erzwungene Isolierung entstandene Rassenbewußtsein findet so schließlich in der freiwilligen Weiterführung und Ausdehnung der Trennung eine seiner charakteristischsten Äußerungsformen: „There has grown up a Negro world in America which has its own economic and social life, its churches, schools, and newspapers ,its literature, public opinion, and ideals ..."[81]), so daß in der heutigen Situation die Rassen neben-

[78]) Die Entwicklung auf religiösem Gebiet, auf dem sich die Trennung schon sehr früh anzubahnen begann — vgl. S. 267 — läßt darüber hinaus besonders deutlich die überall bemerkbare Tendenz beobachten, sich von der bisherigen kulturellen Abhängigkeit von der überlegenen Rasse soweit als möglich freizumachen: da für den Neger in seiner Situation keinerlei Möglichkeit besteht, durch völlige Ablehnung der weißen Kultur seine drückend empfundene Abhängigkeit von der anderen Rasse zu zerstören — vgl. S. 272 ff. — sucht er das übernommene Kulturgut und die fremden Vorbilder, anstatt sie wie bisher nur sklavisch nachzuahmen, wenigstens den Bedürfnissen der eigenen Rasse gemäß umzuformen: so sind der schwarze Gott, der schwarze Christus und die schwarze Madonna heute — und das bemerkenswerterweise nicht nur in den Vereinigten Staaten — bereits gangbare Vorstellungen. — Über die weitere Bedeutung dieser Erscheinung als möglicher Ausgangspunkt einer Entwicklung im ausgesprochen weißen-feindlichen Sinne — eine Gefahr, die unter den gegebenen Verhältnissen im übrigen allgemein mit dem Aufkommen unabhängiger rassischer Organisationen gegeben ist; s. auch S. 278 ff. — vgl. besonders Schultz-Ewerth: Die farbige Gefahr, Z. f. Völkerpsych. u. Soziol. Bd. I. Leipzig 1925.

[79]) Vgl. hierzu Reuter: The Mulatto in the United States, p. 384, Boston 1918.

[80]) Eine besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang der seit 1909 bestehenden „National Association for the Advancement of Colored People" (NAACP.) zu, die sich vor allem um die Unterstützung des Negers in Rechtsfragen bemüht. Vgl. hierzu noch Krieger: a. a. O. S. 334.

[81]) DuBois, W. E. B.: The Negro Race in the United States of America, Papers on Inter-Racial Problems, London 1911.

einander leben, getrennt in allen Angelegenheiten des sozialen und gesellschaftlichen Lebens und mit Ausnahme unpersönlicher geschäftlicher Beziehungen — etwa als Arbeitgeber und Arbeitnehmer — kaum noch miteinander in Berührung kommen.

Diese Neigung zur Trennung von der anderen und zum völligen Sichzurückziehen auf die eigene Rasse macht sich bis in die kleinsten Dinge des Lebens hinein bemerkbar. So berichtet z. B. R. E. Park [82]) von der Gründung einer Gesellschaft für den Vertrieb von Negerpuppen, die darauf hinarbeitete, die weißen Puppen, mit denen die Negerkinder bisher meist gespielt hatten, weitestgehend durch diese schwarzen zu ersetzen. Und der Gründer dieser Gesellschaft — im übrigen der Leiter des größten Neger-Verlages der Vereinigten Staaten — äußerte sich über seinen Plan bezeichnenderweise dahingehend, daß er es für sehr wichtig hielte, daß „as long as the races were to be segregated the dolls which like other forms of art, are patterns and represent ideals should be segregated also". Und dem großen Erfolg, den diese Negerpuppen in allen Kreisen der Rasse hatten, kommt nach Park als Ausdruck der grundlegenden Wandlung im Denken des Negers — „that he has begun to fashion his own ideals and in his own image rather than in that of the white man" — größte symptomatische Bedeutung zu.

Trägt nun dieses auf seiten der Schwarzen zunehmende Rassenbewußtsein einerseits zweifellos zu einer gewissen Entlastung der Situation bei — durch die dadurch immer weiter getriebene Trennung der Rassen werden zum mindesten die Gelegenheiten zur Entstehung von Reibungen zwischen ihren einzelnen Angehörigen erheblich vermindert — so werden andererseits dadurch aber auch gerade besonders günstige Voraussetzungen für eine Verschärfung des Konflikts geschaffen — des Konfliktes zwischen den rassischen Gruppen als solchen: das mit der Entwicklung eines Rassenbewußtseins in der Situation des Negers zwangsläufig verbundene Sich-Zurückziehen auf die eigene rassische Gruppe ist durchaus nicht gleichbedeutend mit einem resignierten Sich-Abfinden mit der untergeordneten Rolle, die der Weiße der schwarzen Rasse ein für allemal zuweisen möchte[83]); kein rassenbewußter Neger kann sich bei dem Gedanken zufrieden geben, daß seine Rasse — es handelt sich jetzt nicht mehr um das Individuum, sondern um die Gruppe — für alle Zeiten in ihrer untergeordneten Position verharren soll; der Glaube an eine bessere Zukunft, die Hoffnung auf eine Zeit, in der auch die schwarze Rasse Achtung und Anerkennung genießen wird, spielt eine wesentliche Rolle im Denken des schwarzen Rassenfanatikers[84]). Und in dem Maße, in dem der Neger die Bindung an seine Rasse zunehmend bewußt bejaht und die Überzeugung von ihrem Wert sich festigt — hier spielt wieder die Trennung der Rassen und die daraus resultierende Entwicklung eines selbständigen rassischen Lebens eine bedeutsame Rolle — steigert sich einmal die Erbitterung angesichts der Diskriminierung und der Ungerechtigkeit, unter der die schwarze Rasse zu leiden hat[85]), und

[82]) Racial Assimilation in Secondary Groups, a. a. O.

[83]) Einen Beweis hierfür liefert z. B. wiederum die Aktivität der NAACP., die — über die Unterstützung des individuellen Negers hinaus — sich mit großer Energie um die Besserung der rechtlichen Lage der schwarzen Rasse im Ganzen bemüht. Vgl. hierzu die interessanten Angaben bei Krieger: a. a. O. S. 333 u. 334 ff.

[84]) Über die psychologische Notwendigkeit eines solchen Zukunftsglaubens für den rassenbewußten Neger vgl. Brown: Nature of Race Consciousness, a. a. O.

[85]) Diese Erbitterung wird wiederum durch die schwarze Presse — vgl. hierzu noch Anmerkung [68]) — systematisch geschürt, die dem Neger beständig all das vor Augen hält, was die herrschende Gruppe seiner Rasse angetan hat und noch immer antut und ihn so immer mehr in den Haß gegen den Weißen hineinsteigert. Als typischen Ausdruck dieser ressentimentbelasteten und haßerfüllten Haltung vgl. etwa das Gedicht

nimmt zum andern die Neigung zu, dieser Rasse um jeden Preis den Platz in der Welt zu erringen, der ihren Verdiensten gebührt: „Die schwarze Rasse wird sich die gegenwärtige Behandlung nur noch so lange gefallen lassen als sie es muß — aber nicht einen Augenblick länger"[86]), und der Neger ist sich dabei völlig darüber klar, daß das erstrebte Ziel niemals auf friedlichem Wege zu erreichen ist, sondern einzig im Kampf :„Begging and pleading will not get for us what other races have had to use force to obtain"[87]) — im Kampf gegen die weiße Rasse. Und es gilt nun, alle Kräfte für diese kommende Auseinandersetzung, bei der der Neger jedoch nicht allein zu stehen hofft, zu sammeln: „The American Negro no longer conceives his destiny as bounded by the limits of the United States. He is seeking alliances and creating loyalties that transcend the boundaries of the American commonwealth"[88]): der Neger sieht seine natürlichen Bundesgenossen in diesem Ringen in allen „unterdrückten" farbigen Rassen, die demselben „Feind" — dem Weißen — gegenüberstehen, und er hält es für seine Aufgabe, mit ihnen in Fühlung zu kommen, um sie in ihrem Ringen um Anerkennung — sei es auch nur ideell durch Bekundung seiner Sympathie und seines Verständnisses für derartige Bestrebungen — zu unterstützen oder um in ihnen überhaupt erst einmal ein Gefühl für die Gemeinsamkeit ihrer Interessen zu wecken[89]). Naturgemäß wendet sich der Neger hierbei zunächst an seine Rassengenossen in Afrika — es ist erwiesen, daß die starke gärende Bewegung unter den Eingeborenen besonders Südafrikas nicht zuletzt der Agitation der nordamerikanischen Neger zuzuschreiben ist[90]) — darüber hinaus aber an die gesamte farbige Welt, um so zu seinem Teil an dem Aufbau einer geschlossenen Front aller unterdrückten farbigen Rassen mitzuarbeiten, auf die er sich bei dem kommenden Kampf gegen die weiße Rasse[91]) — deren Zersplitterung und Uneinigkeit[92]) er sieht und auszunutzen hofft — stützen und die er hinter sich wissen möchte.

„Versklavt" von Claude McKay; zit. bei Nußbaum, A.: Afrika singt. Wien und Leipzig 1929.

[86]) Aus einer Äußerung DuBois' über die Tendenz des „Negro Champion", eines 1925 gegründeten Kampfbundes gegen die weiße Rasse. Nach Rosenberg: Der Mythus des 20. Jahrhunderts, S. 667, München 1934.

[87]) Eine der „Sechs großen Wahrheiten", die Garvey seine Anhänger lehrte. Aus einem Brief eines Garveyaners an die „Nation" (Vol. 73, 1926), zit. bei Brown: Nature of Race Consciousness, a. a. O.

[88]) Park, R. E.: Negro Race Consciousness as Reflected in Race Literature, The American Review, Vol. I, Bloomington 1923.

[89]) Diese Tendenz läßt sich im übrigen bei allen farbigen „erwachenden" Rassen in der entsprechenden Situation beobachten; vgl. hierzu besonders Schultz-Ewerth: a. a. O. S. 339 ff.

[90]) So verdankt z. B. die sog. pan-afrikanische Bewegung, die sich aus der ursprünglich kirchlichen Separationsbewegung, dem Äthiopismus, herausentwickelt hat und deren Ziel die Verdrängung der Weißen und die Rückeroberung ganz Afrikas für die Schwarzen ist, ihren Aufschwung im wesentlichen der nordamerikanischen Garvey-Bewegung, die sich mit ihrer Forderung „Afrika den Afrikanern" an alle Schwarzen der Welt wandte und deren Agitation diesen Gedanken ungeheuer popularisierte. Auch die Führer Pan-Afrikas werden zum großen Teil von den nordamerikanischen Negern gestellt, die sich als „Befreier der Urheimat" fühlen (v. Eickstedt: a. a. O. S. 888).

[91]) Vgl. die bei Rosenberg (a. a. O. S. 667) zitierten Äußerungen DuBois' hierüber.

[92]) Es braucht hier nur an gewisse Ereignisse des Weltkrieges erinnert zu werden, die einen in diesem Ausmaß noch nie dagewesenen Bruch der Solidarität der weißen Rasse darstellen — Ereignisse, die gleichzeitig auch der gefährlichen Bewegung unter den farbigen Rassen einen starken Auftrieb verleihen mußten. Vgl. hierzu besonders v. Eickstedt: a. a. O. S. 887 ff. und Schultz-Ewerth: a. a. O. S. 347 ff.

Mit dieser Entwicklung jedoch ist der Punkt erreicht, wo aus der Frage des Rassenbewußtseins eine Reihe von Problemen herauswachsen, deren Erörterung über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen würde und deren mögliche Lösung überdies erst die Zukunft — und vermutlich eine noch sehr fern liegende Zukunft — mit sich bringen kann.

Schrifttum

Alverdes, Friedrich: Tiersoziologie. Leipzig 1925. — Ammon, Otto: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Jena 1896. — Archer, William: Through Afro-America. London 1910. — Beck, Walter: Das Individuum bei den Australiern. Leipzig 1924. — Boas, Franz: Kultur und Rasse. Berlin und Leipzig 1922. — Brough-Smyth: The Aborigines of Victoria. London. 1878. — Brown, W. O.: Nature of Race Consciousness, Social Forces, Vol. X, Baltimore 1931/1932. — Brown, W. O.: Emergence of Race Consciousness. Sociology and Social Research, Vol. XV, Los Angeles 1930/1931. — Chamberlain, Houston Stewart: Arische Weltanschauung. München 1920. — Chamberlain, Houston Stewart: Rasse und Persönlichkeit. München 1925. — Datta, Bhupendranath: Das indische Kastensystem. Anthropos XXII. 1927. — DuBois, W. E. B.: Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten. A. f. Sozialwiss. u. Sozialpol. XXII, Tübingen 1906. — Ebeling, Adolf: Die Sklaverei von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Paderborn 1889. — v. Eickstedt, Egon: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Stuttgart 1933. — Engel, Franz: National- und Rassentypen des tropischen Amerika. Z. Ethnol. III, Berlin 1871. — Eylman, Erhard: Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien. Berlin 1908. — Eyre, Edward John: Journals of Expeditions of Discovery into Central-Australia. Vol. II, London 1845. — Fischer, Eugen: Begriff, Abgrenzung und Geschichte der Anthropologie. Die Kultur der Gegenwart, III, 5; Anthropologie, Leipzig und Berlin 1923. — Fischer, Eugen: Spezielle Anthropologie: Rassenlehre, a. a. O. — Fischer, Eugen: Das Problem der Rassenkreuzung beim Menschen. Freiburg i. Br. und Leipzig 1914. — Frobenius, Leo: Kulturtypen aus dem West-Sudan. Ergänzungsheft Nr. 166 zu Petermanns Mitteilungen. Gotha 1910. — Gist, Noel P.: The Negro in the Daily Press. Social Forces, Vol. X, Baltimore 1931/1932. — Goetz, Walter: Rasse und Geschichte. Vortrag, Leipzig 1932. — Godard, John George: Racial Supremacy. London 1905. — Graebner, Fritz: Das Weltbild der Primitiven. München 1924. — Grant, Madison: Der Untergang der großen Rasse. München 1925. — Grey, George: Journals of two Expeditions of Discovery in North-West and Western Australia. Vol. I u. II, London 1841. — Gumplovicz, Ludwig: Der Rassenkampf. Innsbruck 1928. — Günther, Hans F. K.: Der nordische Gedanke unter den Deutschen. München 1925. — Günther, Hans F. K.: Adel und Rasse. München 1926. — Haiser, Franz: Die Sklaverei. München 1923. — Hartner, Herwig: Erotik und Rasse. München 1925. — Hertz, Friedrich: Zur Soziologie der Nation und des Nationalbewußtseins. A. f. Sozialwiss. u. Sozialpol. LXV, Tübingen 1931. — Hertz, Friedrich: Die allgemeinen Theorien vom Nationalcharakter. A. a. O. LIV. Tübingen 1925. — His, Wilhelm: Über die natürliche Ungleichheit der Menschen. Rektoratsrede. Berlin 1928. — Katz, David: Tierpsychologie und Soziologie des Menschen. Z. Psychol. LXXXVIII, Leipzig 1921. — Kern, Fritz: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten. München 1927. — Köhn-Behrens, Charlotte: Was ist Rasse? München 1934. — Kretschmer, Ernst: Geniale Menschen. Berlin 1929. — Kretschmer, Ernst: Genie und Rasse. Vortrag, Leipzig 1932. — Krieger, Heinrich: Das Rassenrecht in den Vereinigten Staaten. Berlin 1936. — Krueger, H. K. E.: Bevölkerungs- und Rassenprobleme in Südafrika. Jahrbücher für Nationalökonomik und Statistik CXXIX, Jena 1928. — LeBon, Gustave: Psychologie der Massen. Leipzig o. J. — Leubuscher, Charlotte: Der südafrikanische Eingeborene als Industriearbeiter und als Stadtbewohner. Jena 1931. — McDougall, William: Grundlagen einer Sozialpsychologie. Jena 1928. — Meuter, Hanna u. Therstappen, Paul: Amerika singe auch ich. Dichtungen amerikanischer Neger. Dresden 1932. — Meyer, Eduard: Die Sklaverei im Altertum. Halle 1910. — Miller, H. A.: Races, Nations, and Classes. London 1925. — Müller-Freienfels, Richard: Beiträge zur Rassenpsychologie. Z. angew. Psychol. XXXIX, 1931. — Nußbaum, Anna: Afrika singt. Wien und Leipzig 1929. — Oppenheimer, Franz: Rassen und Völker. System der Soziologie IV, 1, Jena 1929. — Park, Robert E.: Die Stellung von Gruppe und Einzelmensch in der Gesellschaft. Z. f. Völkerpsychol. u. Soziol. II, Leipzig 1926. — Park, Robert E.: Negro Race Consciousness as Reflected in Race Literature. The American Review, Vol. I, Bloomington 1923. — Peters, W.: Rassenpsychologie. Vortrag Leipzig 1932. — v. Peyerl-Peyersfeld, Edgar Günther: Gesellschaft und Rasse.

Graz 1928. — Ploetz, Alfred: Sozialanthropologie. Die Kultur der Gegenwart III, 5; Anthropologie, Berlin und Leipzig 1923. — Reuter, Edward Byron: The Mulatto in the United States. Boston 1918. — Reuter, Edward Byron: The American Race Problem. New York 1927. — Reuter, Edward Byron: Race Mixture. New York 1931. — Rosenberg, Alfred: Der Mythus des 20. Jahrhunderts. München 1934. — Spencer, Baldwin: Native Tribes of the Northern Territory of Australia. London 1914. — Sulzbach, Walter: Vorurteile und Instinkte. Berlin 1923. — Scheidt, Walter: Kulturbiologie. Jena 1930. — Schemann, Ludwig: Die Rasse in den Geisteswissenschaften. I—III, München 1928—1931. — Schultz-Ewerth, E.: Die farbige Gefahr. Z. f. Völkerpsychol. u. Soziol. I, Leipzig 1925. — Stephenson, Gilbert Thomas: Race Distinctions in American Law. New York und London 1910. — Stoddard, Lothrop: The Rising Tide of Color against White World-Supremacy. London 1926. — Stoddard, Lothrop: Der Kulturumsturz. München 1925. — Thurnwald, Richard: Die menschliche Gesellschaft in ihren ethnosoziologischen Grundlagen. I—III, Berlin und Leipzig 1931—1932. — Thurnwald, Richard: Zur Kritik der Gesellschaftsbiologie. A. f. Sozialwiss. u. Sozialpol. LII, Tübingen 1924. — Vierkandt, Alfred: Gesellschaftslehre. Stuttgart 1928. — Vierkandt, Alfred: Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig 1896. — Washington, Booker T.: Vom Sklaven empor. Berlin 1902. — Weidenreich, Franz: Die physischen Grundlagen der Rassenlehre. Vortrag, Leipzig 1932. — Willoughby, William Charles: Race Problems in the New Africa. Oxford 1923.

Zeitschriften und Sammelwerke

The American Journal of Sociology. Chicago 1895 ff.
Archiv für Rassen und Gesellschaftsbiologie. Berlin und München 1904 ff.
Handwörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1931.
Papers on Inter-Racial Problems. London 1911.

Die Abwanderung der Begabten vom Dorf

Eine Untersuchung über die Abwanderung der gut-, mittel- und schlechtbegabten Schulkinder eines Schwarzwalddorfes der Geburtsjahrgänge 1870—1919

Von

G. Künstle

Mit 6 Abbildungen und 6 Tabellen

Die Untersuchungen, die Dr. H. Koch in der Nummer 1 (1936) dieser Zeitschrift über die Abwanderung der Begabten eines mitteldeutschen Dorfes veröffentlicht hat, werden nachfolgend für ein Schwarzwalddorf wiederholt.

Es ist jedoch von großer Wichtigkeit zu wissen, auf welcher wirtschaftlichen Grundlage das behandelte Gemeinwesen ruht. Von ihr hängt nicht nur das Maß der Abwanderung der Schulentlassenen überhaupt, sondern auch der Anteil der abwandernden Gut-, Mittel- und Schlechtbegabten ab. Einen großen Einfluß hat ferner die Geburtenzahl je Familie, die sich im Lauf der untersuchten 30 Jahre in unserm Schwarzwalddorf sowohl bei Groß-, Mittel-, Klein- und Parzellenbauern als auch nach den Schulleistungen der Familienväter merkwürdig verändert hat, und die, falls keine Änderung eintritt, eine Abwanderung in nennenswertem Maß unmöglich machen wird. Der Bevölkerungsverlust wäre für das Dorf nicht mehr zu ertragen.

Welchen Einfluß die Beschäftigung der Bewohner auf die Abwanderung aus-

übt, sei am Beispiel von vier teils landwirtschaftlich, teils gemischt in Industrie und Landwirtschaft tätigen Gemeinden der näheren Umgebung gezeigt, von denen die erste die im folgenden näher untersuchte Schwarzwaldgemeinde ist. Diese ist rein protestantisch und rein landwirtschaftlich tätig. Die zweite treibt bei rein katholischer Bevölkerung ebenfalls ausschließlich Landwirtschaft. Die dritte ist zum Teil, die vierte vorwiegend in der Industrie beschäftigt.

Tabelle 1[1])

	Stand 1852	Geburtenüberschuß 1852—1933	Stand 1933	— Verlust oder + Gewinn am Geburtenüberschuß %	im Gesamten %
Protestantische Landgemeinde . . .	457	328	312	—100	—32
Katholische Landgemeinde	606	212	498	—100	—18
Z. T. industriebeschäftigte Gemeinde .	291	329	481	— 42	+ 65
Vorwiegende Industriegemeinde . . .	1203	1360	2070	— 36	+ 72

Demnach haben die beiden rein landwirtschaftlich tätigen Gemeinden zahlenmäßig nicht nur ihren gesamten Geburtenüberschuß von 1852—1933 verloren, sondern darüber hinaus noch 32% und 18% ihres Bestandes von 1852. Die teils und vorwiegend industriebeschäftigten Gemeinden haben durch Abwanderung wohl 42% und 36% ihres Geburtenüberschusses abgegeben, konnten aber trotzdem wegen der erweiterten Verdienstmöglichkeiten in der Industrie ihren Bevölkerungsstand gegen das Jahr 1852 um 65% und 72% vergrößern.

Es wanderten in der untersuchten Schwarzwaldgemeinde in der Zeit von 1870—1919 sowohl ganze Familien mit Kind und Kegel ab als auch einzelne Schulentlassene. Von 38 in der Zeit seit 1870 abgewanderten Familien hatten 28 kleinbäuerliche Landwirtschaft mit einer Betriebsgröße bis zu 2 ha betrieben, 8 Familien waren Mittelbauern gewesen (2 bis 5 ha) und 2 hatten einen großbäuerlichen Betrieb mit über 5 ha geführt. Die Zahl der abgewanderten Schulentlassenen, in der die mit ihrer Familie Fortgezogenen nicht enthalten sind, betrug 206 von den 423 Kindern, die den von 1860—1919 geschlossenen Ehen entstammen. Von diesen 206 abgewanderten Kindern stammten 10% aus großbäuerlichen, 42% aus mittelbäuerlichen und 48% aus kleinbäuerlichen Familien. Die großbäuerlichen Familien haben von ihrer Gesamtkinderzahl 53%, die mittelbäuerlichen 45% und die kleinbäuerlichen 60% in die Fremde entlassen. Zieht man in Betracht, daß die Durchschnittsschulleistungen der Kinder aus großbäuerlichen Familien 2,7, der aus mittelbäuerlichen Familien 2,6 und der Kinder aus kleinbäuerlichen Familien 2,9 war, so erscheint die Behauptung, daß der Anteil an Gut-, Mittel- und Schlechtbegabten bei den Abwanderern von der Wirtschaftsbasis des Dorfes abhängig ist, durch die Zahl bestätigt: Werden die oben angeführten mit ihrer ganzen Familie abgewanderten Kinder, die zum größten Teil kleinbäuerlichen Verhältnissen entstammen, mit der Zahl der Einzelwanderer vereinigt, so muß das Niveau der Durchschnittsbegabungen der Abwanderer nach unten gedrückt werden.

[1]) Die Zahlen entstammen amtlichen Zählungsergebnissen.

Das Dorf zählt heute bei im ganzen 51 Betrieben 73% mittel- und großbäuerliche Betriebe, ihm gingen von den 1910 bis 1919 Geborenen 13 Kinder mit der Durchschnittsnote 2,5 durch Abwanderung verloren. Die Durchschnittsnote der von den Geburtsjahrgängen 1870—1879 Abwandernden war 2,8. Das Dorf zählte damals bei 73 landwirtschaftlichen Betrieben fast genau 50% Klein- und Parzellenbetriebe und 50% mittel- und großbäuerliche Betriebe.

Eine Fehlerquelle wäre die mögliche verschiedene Beurteilung der Schüler durch den jeweiligen (alleinigen) Lehrer. Um diese nach Möglichkeit zu mindern, sind nur drei Leistungsstufen: „gut" = 2, „mittel" = 3 und „schlecht" = 4 gewählt. Übrigens zeigt ein Vergleich der Schulleistungen von oft drei Generationen, die nacheinander die Schule besuchten, eine überraschend gleichmäßige Beurteilung durch die Lehrer, die oft so weit geht, daß das Schulzeugnis des Enkels völlig mit dem des Großvaters übereinstimmt.

Die Gesamtzahl aller Kinder, die den von 1860 bis 1919 geschlossenen Ehen entstammen ist 423. Von ihnen wanderten 206 fort. Es gingen dem Dorf somit über 48% aller Kinder verloren. Der Verlust ist noch größer, wenn die Kindersterblichkeit, die im Mittel der sechs Jahrzehnte 1860 bis 1920 9,6% betrug, eingerechnet wird. Er ist dann nahezu 60% aller Geborenen. Die Schulakten erfassen aber nicht alle 423 Kinder, auch sind die seit 1920 Geborenen nicht einbezogen. Immerhin bleiben noch 291 Kinder der Geburtsjahrgänge 1871 bis 1919, die an der Schule ihre Schulzeit beendigt haben, deren Leistungen aktenmäßig belegt sind und die ihrem Alter entsprechend schon für eine Abwanderung in Betracht kommen. Von diesen 291 Kindern wanderten 160 ab. Das sind 55%.

Wie waren die Begabungen der Dorfkinder im ganzen und die der Abwandernden im besonderen?

Acht Lehrer waren nacheinander in der Zeit, als die Geburtsjahrgänge 1871 bis 1919 zur Entlassung kamen, an der Schule tätig. Sie beurteilten den

Durchschnitt der Schulleistungen der Knaben mit 2,9, den
Durchschnitt der Schulleistungen der Mädchen mit 2,7.

Die Mädchen schnitten also etwas besser ab als die Knaben. Das mag für eine vergangene Zeit, in der eine schöne Handschrift für die Güte des Schulzeugnisses ausschlaggebend war, nicht überraschen.

Die Leistungen der 291 Kinder verteilen sich folgendermaßen:

103 Kinder hatten die Note 2 (oder 1) = 35%,
157 Kinder hatten die Note 3 = 54%,
31 Kinder hatten die Note 4 (oder 5) = 11%.

Werden Knaben und Mädchen gesondert betrachtet, so ändert sich das Bild:

Tabelle 2

	Gutbegabte		Mittelbegabte		Schlechtbegabte	
	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
Knaben	42	29	85	57	20	14
Mädchen	61	42	72	50	11	8

Hervorzuheben ist der größere Anteil der Mittelbegabten bei den Knaben und der größere der Gutbegabten bei den Mädchen.

Wie waren die Begabungen der Abwandernden? Die folgende Tabelle gibt darüber Aufschluß:

Tabelle 3

Gesamtzahl		Gutbegabte		Mittelbegabte		Schlechtbegabte		
Zahl	Abwand	Zahl	Abwand.	Zahl	Abwand.	Zahl	Abwand.	
147	64	42	16	85	37	20	11	Knaben
144	96	61	40	72	50	11	6	Mädchen
291	160	103	56	157	87	31	17	Zusammen

Bemerkenswert ist die bei Knaben und Mädchen verschieden große Wanderlust. Während nur 44% der Knaben das Weite suchen, ist der Prozentsatz der fortziehenden Mädchen genau 66%. Der größere Teil der Knaben bleibt da, der größere Teil der Mädchen geht in die Fremde.

Auch nach den Begabungen betrachtet zeigt sich bei Knaben und Mädchen ein verschiedenes Bild:

Von den gutbegabten Knaben ziehen nur 38% fort, dagegen verlassen von den gutbegabten Mädchen 66% das Dorf.

Die schlechten Begabungen verlassen das Dorf bei Knaben und Mädchen gleichmäßig: 55% aller Schlechtbegabten sind es.

Übersichtlicher wird das Bild des prozentualen Anteils der abwandernden Begabungen in graphischer Darstellung (Abb. 1):

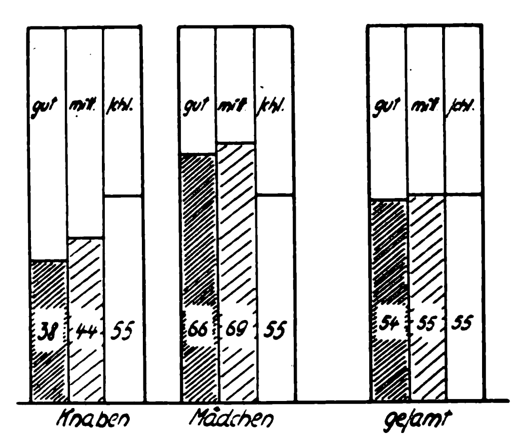


Abb. 1. Abwanderung der 1870—1919 Geborenen nach Begabungen in %

Wiewohl diese Darstellung ein anschauliches Bild des Verlustes des Dorfs an den verschiedenen Begabungen gibt, könnte sie doch über die Zusammensetzung der Abwanderer irreführend unterrichten („55% Schlechtbegabte"!). Die absoluten Zahlen der Abwanderer stellen das Maß der Abwanderergüte richtig. 56 (16 Knaben und 40 Mädchen) Gutbegabte, 87 (37 und 50) Mittel-

begabte und nur 17 (11 und 6) Schlechtbegabte, die das Dorf verließen, geben folgendes Bild der Zusammensetzung der Abwanderer nach Begabungen (Abb. 2):

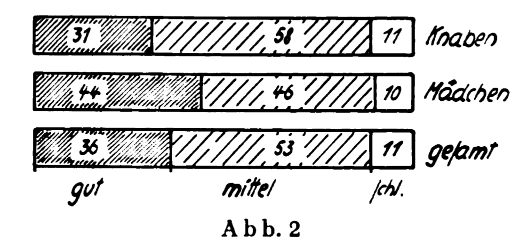


Abb. 2

Unser Dorf schneidet also bei einer Beurteilung des Zustroms von jungen Menschen und Begabungen, den es in seine Umwelt abgeben mußte, nicht schlecht ab. Ihre Durchschnittsschulleistung von 2,8 mag das beweisen. Es ist uns nicht bekannt, wie sich die Schulleistungen der Schulentlassenen städtischer Volksschulen prozentual verteilen, aber es sind uns Stimmen städtischer Gewerbelehrer und Lehrherren bekannt, die sich nicht nur über den Fleiß und die Leistungen ihrer ländlichen Lehrlinge lobend äußern — und die Berufsleistung der Schulentlassenen entspricht in den weitaus meisten Fällen auch der ehemaligen Schulleistung —, sondern diese gerade auch wegen ihrer Leistungen sehr oft städtischen Lehrlingen vorziehen.

Es bleiben dem Dorf erhalten:

Tabelle 4

	Gutbegabte %	Mittelbegabte %	Schlechtbegabte %
Knaben	62	56	45
Mädchen	34	31	45
Zusammen . . .	46	45	45

Es bleibt also trotzdem dem Dorf ein guter Stamm wertvoller Begabungen erhalten und die Zusammensetzung aller dem Dorf verbleibenden Kinder zeigt folgendes Bild (Abb. 3):

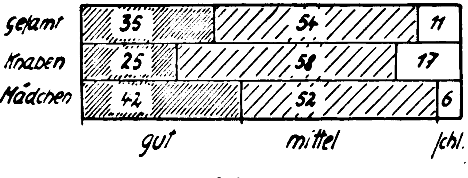


Abb. 3

Die Abwanderung bedeutet so für das Dorf zwar einen zahlenmäßigen Verlust, der durch Zuwanderung nur zu einem kleinen Teil wieder gutgemacht

werden konnte, die Begabungen der Zurückbleibenden aber waren im Durchschnitt nicht schlechter als die der Gesamtzahl der 291 Schüler.

Berechnen wir die Durchschnittsleistungen der Verbleibenden, so ergibt sich

eine Durchschnittsschulleistung von 2,75.

Die Abwanderung war nicht zu allen Zeiten des untersuchten Zeitraums gleichmäßig. Wanderten von den 69 Kindern, die den 1870—1879 geschlossenen Ehen entstammten, noch 41 Kinder ab, so senkt sich die Zahl der Abwanderer auf 13 von 25 Kindern, die aus den 1910 bis 1919 geschlossenen Ehen stammen. Es ist vorauszuberechnen, daß die Abwanderung in den nächsten Jahrzehnten zu einem Tiefstand absinken, ja, daß die Abwanderung schulentlassener Knaben zum Stillstand kommen muß: den 1870 bis 1879 geschlossenen Ehen entsprangen noch durchschnittlich je 4,5 Kinder, die 1910 bis 1919 geschlossenen Ehen haben durchschnittlich noch je 2,3 Kinder.

Die folgende Abb. 4 stellt das Maß der Abwanderung in den vergangenen Jahrzehnten in absoluten Zahlen dar:

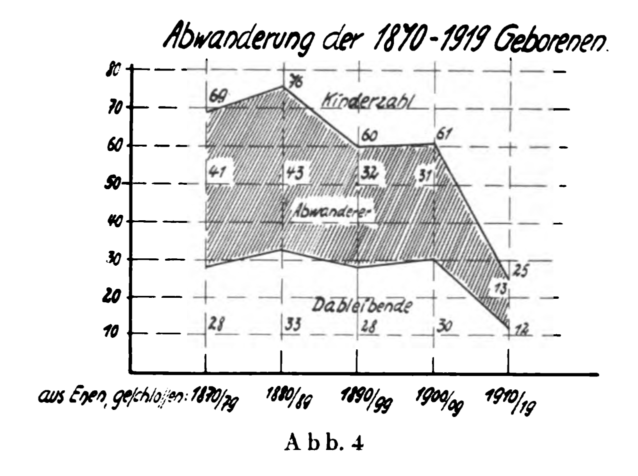


Abb. 4

Wenn bei diesem vorauszusehenden Rückgang der Abwanderung das Dorf seinen Nachwuchs in Zukunft zum größten Teil selbst behalten wird, so erfüllt doch der Grund für diesen Rückgang den Beobachter mit Sorge. Viele der aus unserm Dorf stammenden Männer und Frauen sitzen als wohlgeachtete Bauern und Bäuerinnen, als tüchtige Handwerker und Kaufleute in der näheren und weiteren Umgebung. Ihre Lebensleistung hat die Beurteilung ihrer Schulleistungen durch ihre früheren Lehrer und die Hoffnungen, die sich daran knüpften, nicht Lügen gestraft und nur wenige der Abwanderer — es sind fast durchweg nur Schlechtbegabte — sind unter die Räder gekommen und haben im Leben versagt.

Mit dem Absinken der Abwanderung tüchtiger und begabter Landkinder würde ein Strom bäuerlicher Kraft nahe dem Versiegen kommen, der zwar nur einem kleinen Schwarzwalddorf entspringt und ein winziger Bruchteil des ganzen deutschen Überflusses bäuerlicher Jungkraft ist, der aber doch an den Orten, wo er hingeleitet wurde, seine Pflicht im Leben des Volkskörpers getan hat.

Es wäre noch zu zeigen, welche Begabungen die Umwelt in den einzelnen

Jahrzehnten aufnahm und wie sich die Begabungen der Zurückbleibenden verhielten (Abb. 5).

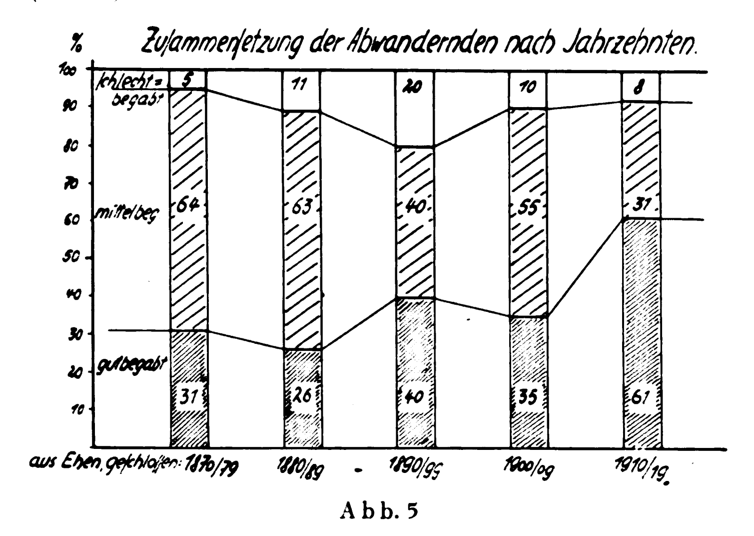


Abb. 5

Die Kurve des zunehmenden Anteils der Gutbegabten und des abnehmenden Teils der Mittel- und Schlechtbegabten hängt vielleicht mit Auf- und Abstieg des gesamten Wirtschaftslebens, mit dem Stand der Lebensbedingungen der Landwirtschaft, wie auch mit der allgemeinen Landflucht zusammen. In den Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs 1870—1913 hatten die Abwandernden noch gute Aussicht auf Fortkommen, auch wenn sie nur mittel- oder gar minderbegabt waren, mit zunehmendem Existenzkampf außerhalb der Heimat verringern sich die Aussichten. Nur der Beste kann sich noch durchsetzen: daher die allmähliche Abnahme der Mittel- und Minderbegabten und die Zunahme des Anteils der Abwanderer mit guter Begabung.

Wer bleibt von den in den verschiedenen Jahrzehnten Geborenen im Dorf? Das zeigt Abb. 6.

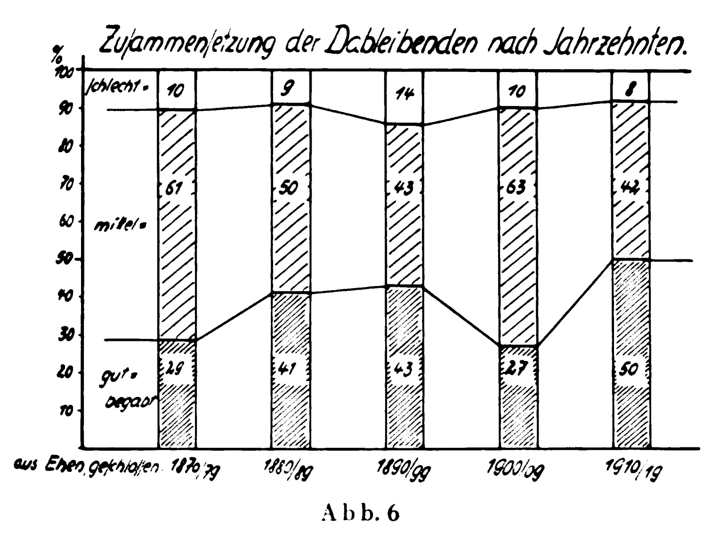


Abb. 6

Zuletzt sei nun noch ein Vergleich der Ergebnisse der Untersuchungen, wie sie Dr. H. Koch für das mitteldeutsche Dorf veröffentlicht hat, mit denen unseres Schwarzwalddorfes gezogen.

Die Schulleistungen der Schulkinder:

Tabelle 5

	Knaben			Mädchen		
	gut %	mittel %	schlecht %	gut %	mittel %	schlecht %
Mitteldeutsches Dorf . . .	30	53	17	26	59	15
Schwarzwalddorf	29	57	14	42	50	8

Wieviel Prozent der verschiedenen Begabungen verließen das Dorf?

Tabelle 6

	Knaben			Mädchen		
	gut %	mittel %	schlecht %	gut %	mittel %	schlecht %
Mitteldeutsches Dorf . . .	17	?	0	36	?	7
Schwarzwalddorf	38	44	55	66	69	45

Dem mitteldeutschen Dorf ging ein großer Teil seiner Gutbegabten verloren, die Schlechtbegabten behielt es. Das Schwarzwalddorf hatte einen noch größeren Verlust an guten Begabungen, es gab aber auch seine Schlechtbegabten zur Hälfte ab.

Für das mitteldeutsche Dorf liegt die Gefahr des Rückgangs der guten Erbmasse auf der Hand, das Schwarzwalddorf zeigt noch keine Abnahme der Schulleistungen. Hier kommt die Gefahr von einer andern Seite: von der Beschränkung der Kinderzahl derjenigen Ehen, deren Ehegatten in der Schule gute Schulleistungen zeigten, und der verhältnismäßig größeren Fruchtbarkeit minderbegabter Ehegatten, und von der ebenfalls festzustellenden Geburtenbeschränkung bei gutgestellten groß- und mittelbäuerlichen Eltern, die im allgemeinen auch selbst besser begabt sind und besser begabte Kinder haben: bei ihnen ist die Fruchtbarkeit der Ehen schon auf 2 und 2,4 Kinder je Ehe im Durchschnitt gesunken.

Die Untersuchung dieser Frage sei einer späteren Darstellung überlassen.

A Comparison of the Boskop with other abnormal Skull-Forms from South Africa

By

T. F. Dreyer, A. J. D. Meiring and *A. C. Hoffman*

With 11 figures

The original Boskop fragment is undated and various opinions have been expressed about its significance. Haughton (1) tentatively compares it to the European Cro-magnon; Keith (2) showed that its profile, in Norma Lateralis, is Bushman-like and derives the modern Bushman from it through the Fish Hoek skull; The Witwatersrand School apparently accepts this theory of Keith and certainly repeatedly uses the term Boskop or Boskopoid in a racial sense. Only at Bloemfontein has extreme scepticism been expressed as to the occurrence of such a race.

This scepticism is based on the following facts: —

I. The oldest skulls from the Matjes River shelter are not of the Boskop type, but very distinctly of a primitive Bushman type.

II. Boskop-like skulls do, however, occur in this Matjes River deposit — but only in the two horizons (M.R.D. and M.R.B. [3]) where there is such a measure of diversity in skull-form that hybridisation is the only explanation for this diversity.

III. If the Boskop type is the one hybridising element of these two horizons, then it is not the oldest type of the site but an immigrant to the area.

IV. The skull forms of the M.R.B. and M.R.D. horizons can not be explained as hybrids between such a Pre-Bushman as M.R.X. (the second oldest adult skull from the site) and a racial type of the original Boskop type. The two are so similar in form, although differing so very largely in size, that the only diversity that could be expected to arise from crossing them would relate to size.

V. If the Pre-Bushman only differs from the Boskop in size, Keith might seem to have been correct; but the essence of Keith's assumption is that the oldest Pre-Bushman had the largest skull — which is certainly not so in the Matjes River deposit. It is open to the protagonists of the Boskop theory to claim that it is not legitimate to build a theory of human successions for the whole of South Africa on the data obtained at one site. Against this we can however appeal to the architecture of the skulls themselves. In Europe, it has been demonstrated that there is a very clear correlation between the slope of the forehead (development of the frontal lobes of the brain) and the antero-posterior extension of the supraorbital shelf; the Florisbad Skull, with supra-orbital shelf moulded on a plan very different to that of the Neanderthal race, still has the relation between slope of forehead and antero-posterior extent of the supra-orbital shelf as in the Neanderthal skull — and the skull which stands closest to the Florisbad skull in this feature is the oldest skull from

Matjes River (M.R.I), whilst closest to the latter is M.R.X. The Boskop skull, as far as can be seen owing to its fragmentary nature, is rather like M.R.X: M.R.I is thus certainly (and M.R.X probably) more primitive than the Boskop skull in this feature — a feature which is accepted as a most important one in Europe. There are therefore no indications whatever which entitle us to assume that the huge Boskop type is earlier than such a medium-sized Pre-Bushman type as M.R.X.

VI. The hybrids of M.R.B. and M.R.D. show a diversity which can be explained if we assume hybridisation between such a form as M.R.X (short and broad with straight forehead) and a race that was long- and narrow-headed, with a slanting forehead. If we assume that such a hybrid was absorbed into the Pre-Bushman stock — backcrossed to one of the parent races — the explanation of the observed diversity is easy. Such a cross would also allow us to explain the occurrence of the Boskop type as a new combination of genes derived from the two parent types.

The above line has been in the mind of the senior author for a long time but he could not "produce" the second hybridising element and felt that a convincing case could not be made out. Lately, however, the National Museum, Bloemfontein, has obtained a large collection of skulls from Kakamas (see Dreyer and Meiring [4]) which, historically and morphologically, represent the result of an absorption of a short-, broad-headed (Bushman) type by a long-, narrow-headed race. Where the Matjes River hybrids have the majority of the skulls more Bushman-like, the Kakamas hybrids have the majority more Hottentotlike.

Charakters of the original Boskop

The observable differences between any two skulls are not all of the same phylogenetic value. Muscles, for example, are very plastic organs — easily influenced in their development by the environment — so that such structures as the digastric fossa and the supramastoid groove (which are merely areas between the attachments of muscles) are of little or no racial importance. Thickness of the cranial vault seems to be a character of ancient South African skulls; but it can certainly not be a criterion as to the age of any particular skull; the female M.R.I (5 + 6) is thin-walled, M.R.X[1]) is just as thick-walled as the Boskop, and thickwalled skulls occur in both the Matjes River and the Kakamas hybrids. Haughton stresses the occurrence of a broad line of depression over the posterior part of the parietal suture; we find that such a depression is likely to occur in skulls that are very broad across the parietals. The temporal bone of the Boskop does not fit onto the skull-cap, the correct placing of it is thus a matter of opinion; we have now a number of more or less similar skulls and, judging by these, we may be allowed to express the opinion that the height of the Boskop fragment has been overestimated — it does not appear to have been a high skull. The only important features of the Boskop skull are thus its form and its size.

The Witwatersrand School has designated a long series of characters as Boskopoid because such features are found in the Boskop skull, or in Boskop-like skulls, whilst they are not characteristic of either the Bushman or the

[1]) Particulars about this skull have not yet been published.

Bantu. Of such characters, some are bound to be of a racial nature and derived from a third South African type — the Hottentot — which it groups together with the Bushmans as the San; in this case Boskopoid is synonymous with Hottentot. But new features, not found in any one of the three types, are bound to have arisen by segregation and recombination resulting from hybridisation, and the use of the term Boskopoid for such features is legitimate as an expression of a new genotype, but certainly not of a race. Boskopoid and Hottentot can therefore not be used as interchangable names for the same race.

Size of Boskopoid skulls

The original Boskop skull is by no means the only abnormally large skull from South Africa. Dart (7) has described an enormously long one from Seal Point; Dreyer (8) has referred to one from the Matjes River Shelter; Drennan (9) has described a huge one of the type which he calls pedomorphic; Broom (10) has described large "Old Upington Hottentots", one of which has a length of 202 mm.; and the expedition of the National Museum, Bloemfontein to Kakamas (v. Dreyer and Meiring [4]) also found three skulls that may be put in this class, being very nearly 200 mm. in length.

The fact that these skulls are larger than can be expected amongst Bantu, Bushman or Hottentot certainly calls for explanation. That, apart from their size, these crania show the utmost diversity of form, indicates their hybrid nature. This, however, again leaves the question open as to whether mere size is not determined by genes derived from an ancient ancestral form. In the absence of a definitely proved form of this nature (the undated Boskop can not be accepted as such proof) we must look around for another explanation. One naturally at once thinks of the well known phenomenon of luxuriance in hybrids — but no details are required to show that this explanation alone can not suffice. An indication for a satisfactory explanation is to be found in the faces of those of the above skulls that have faces, or parts of faces; they all show, to a varying degree, that increase of cranial size and decrease in facial size which Drennan has called pedomorphism. This is a character which even such a ancient Bushman such as M.R.X. (with its medium-sized cranium and its broad but very short face) already possesses and which the modern Bushman skull has as one of its very distinctive features. If we denote length of cranium by S, and the pedomorphic gene by D; then the Hottentot would be SSdd and the Bushman ssDD; hybridisation, with its segregation and recombination would then produce the new genotypes SSDD, SsDd, SSDd and SsDD, all large skulls — larger than either parent form — but of diverse sizes. Segregates like ssDD, ssDd and ssdd must also be expected, and ssdd would be smaller than the smaller parent type. The Matjes River hybrids, as also these from Kakamas, give us such a series of graded sizes — the former with the norm nearer the ssdd extreme, the latter with its norm nearer the SSDD extreme.

The Boskopoid form

The original Boskop has the straight forehead, with the flat dorsal profile, of the Bushman; its parietal breadth is so extreme that the form, as seen in Norma verticalis, is pentagonal.

The straight forehead.

The distribution of the straight Bushman and the sloping Hottentot forehead in the hybrids seems to be a striking confirmation of the view expressed by Dreyer (8) and of the nature of Boskopoids here advanced. Dreyer has claimed that the straight forehead, the flatness of the dorsal profile and the smallness of the face, in relation to the size of the cranium, of the Bushman are not independent characters but all result an increased growth of the cranium in all its parts — except in one part, the length of the base. This racial feature we have denoted by D. If this is correct and the explanation of the Boskopoid given here is also correct, then we would not expect to find a single abnormally large skull with a sloping forehead. The very large ones, SSDD, must be expected to have Bushman-like foreheads: the smaller ones, SSDd (say of a length of 196 to 200 mm.) must be expected to approximate to the Bushman condition. Now of the four Boskopoids particulars about which have been published (the original, Dart's, Drennan's and Dreyer's) all have Bushman foreheads; the same can, as far as I can gather from Dr. Broom's publication, also be said of the very large "Upington Hottentot" of Broom (10): of four skulls of the 196—200 group in my collection [one, K.K.I.[2]) is figured here], the foreheads are not typically Bushman-like but can nevertheless be called straight — they approximate towards the Bushman condition. There is thus that strong correlation between extreme size and character of forehead which our theory predicts.

Norma verticalis form.

The Anthropologists of the Witwatersrand are, apparently, so convinced that the Boskop is an ancient race ancestral to the Bushman, that they consider the large parietal bosses of this skull as a primitive feature. It is certainly of a juvenile type (v. Sergi), but who is there who will be prepared to maintain that the postnatal development of the human skull shows recapitulation? One would like to know at what stage of primitiveness such large parietal bosses became a characteristic feature; it is not found in the Anthropoids or in such primitive Hominids as Pithecanthropus, Sinanthropus, Neanderthal Man or in the Florisbad skull; it is not even found in the two oldest skulls from Matjes River; nor can we expect this area — where the highest brain centre is localised — to be strongly developed in a primitive human form, our expectations being much more fitly realised by a condition such as is shown by the skull M.R.1 in which the greatest breadth is not found in or near this area but much lower down. A primitive form with the parietal centres of the brain so strongly developed as in the Boskop skull is, in the light of the comparative morphology of human skulls, of neurology and of the human succession as seen at Matjes River, so utterly inacceptable that this alone is sufficient to discredit the Boskop skull as ancient.

The merest inspection of a group of skulls such as that from M.R.B., M.R.D. or from Kakamas will show that the breadth of the Frontal region is wholly independent of that for the parietal region: the two behave, in their distribution, as independent Mendelian factors. The ancestral Bushman — such as

[2]) Mentioned in Dreyer and Meiring (4).

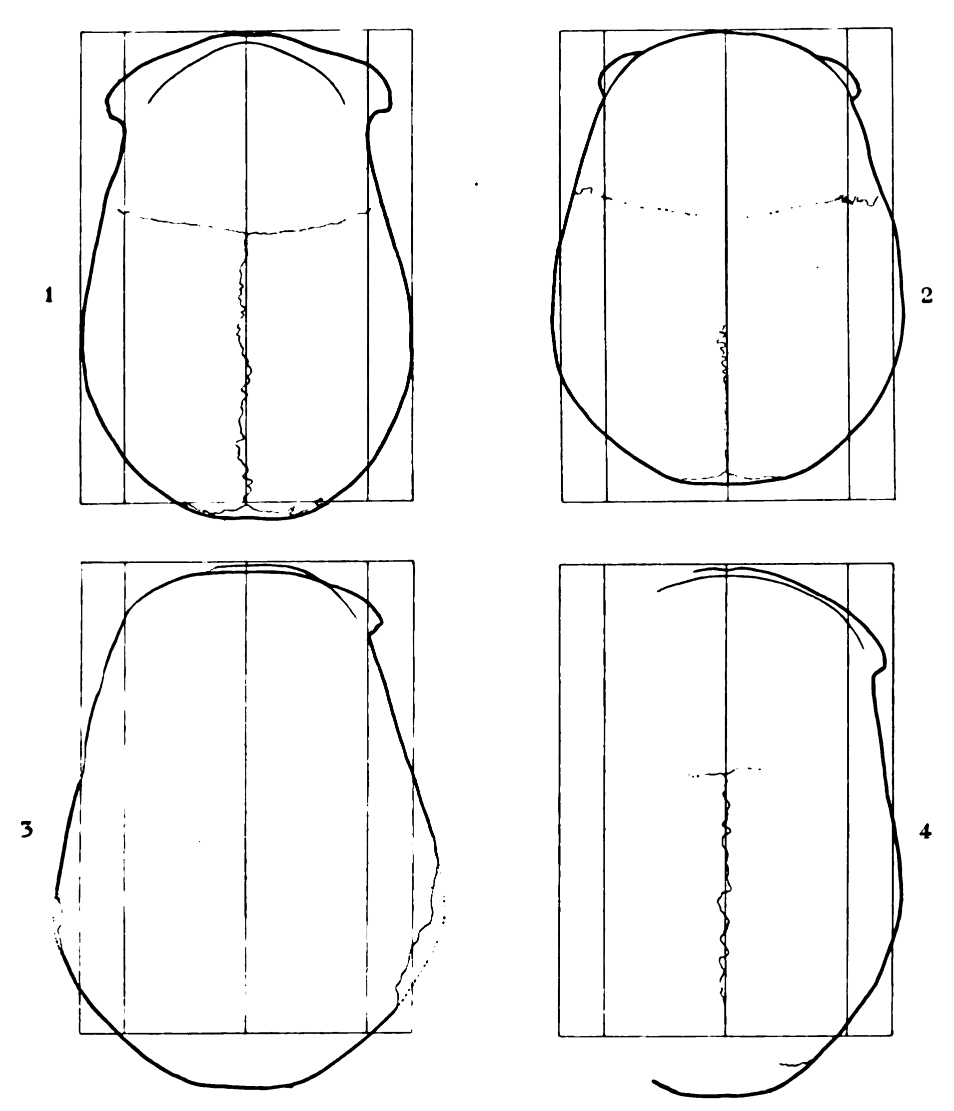


Fig. 1—4. 1. Hottentot: R 4 of Dreyer and Meiring — 4. SSddffpp. — 2. Bushman: M. R. X. second oldest skull from Matjes River. ssDDFFPP. — 3. Original Boskop. SSDDffPP. — 4. Dreyers Boskopoid (Fig. 1, Dreyer — 8). SSDDFFpp or SSDdFFpp

All figures are dioptograph drawings of skulls orientated on glabella-opisthocranium. The boxes over the drawings are all 185 mm long; the outside breadth 130 mm and the breadth of the inner box 95 mm

M.R.X. — is broad in both the frontal (F) and the parietal (P) regions, the outline of the cranium in Norma verticalis being a short oval; the Hottentot (v. Dreyer and Meiring) was narrow in both areas (f f p p) and its cranial outline was a long oval. The hybrid between two such forms (F f P p) must give origin to the following segregates: — the two original forms (F F P P and f f p p) as also the following new genotypes: F F p p, F F P p, F f P P, F f P p, F f p p, f f P p and f f P P.

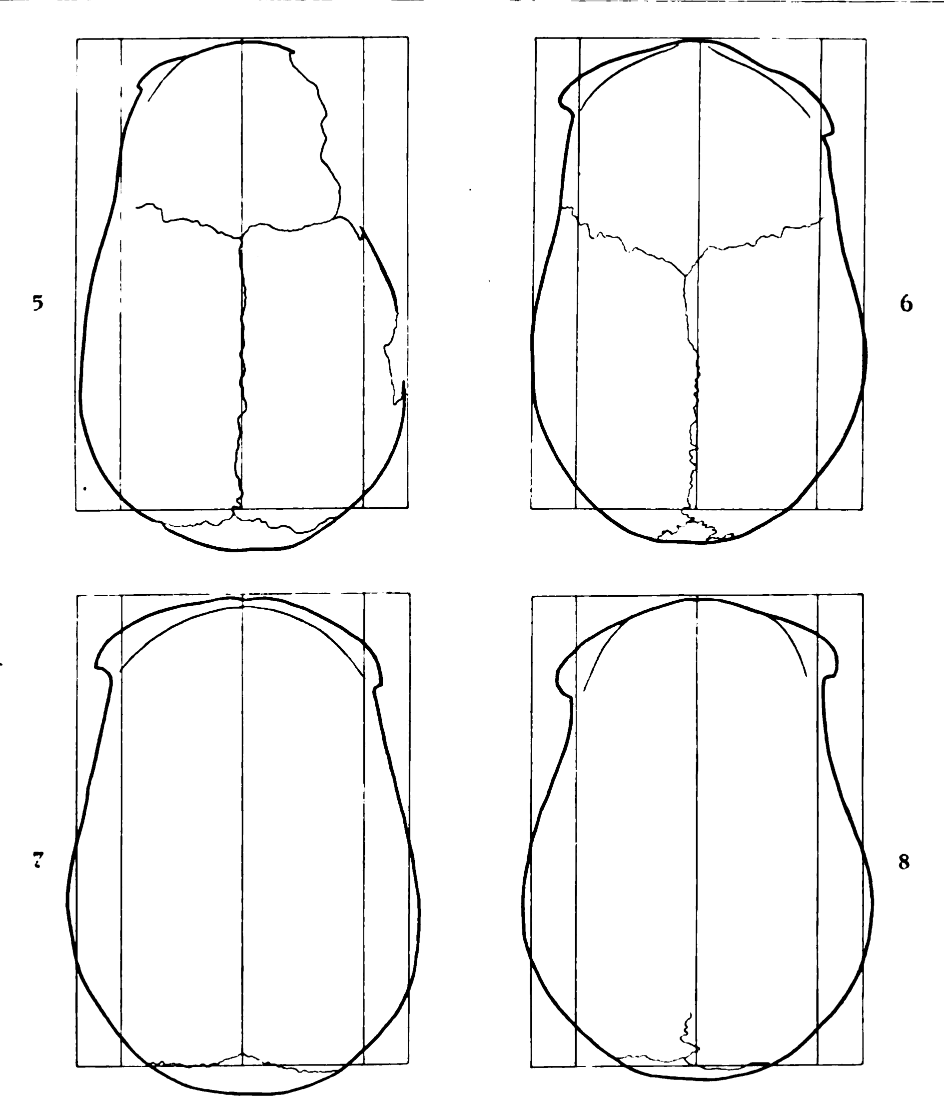


Fig. 5—8. 5. C. 1428 (Kakamas). SSDdffpp. — 6. K. K. I. of Dreyer and Meiring. SSDdFFpp. — 7. C. 1391 (Kakamas). SSddFFPP. — 8. C. 1372 (Kakamas). SsDdffPP

Taking these in conjunction with the three genes already mentioned we would expect to find the following phenotypes: —

1. Huge skulls with SSDD.
   a. broad, Bushman-like, frontal and broad, B.-like parietal; breadth, like length, accentuated by DD.
   (Both Dart's and Drennan's Boskopoid sare apparently of this type.)
   b. Narrow in the frontal and in the parietal region.
   (C. 1428 from Kakamas, 200 mm. long, represents this type.)
   c. Narrow frontal, broad parietal.
   (The original Boskop may be written SSDDffPP.)

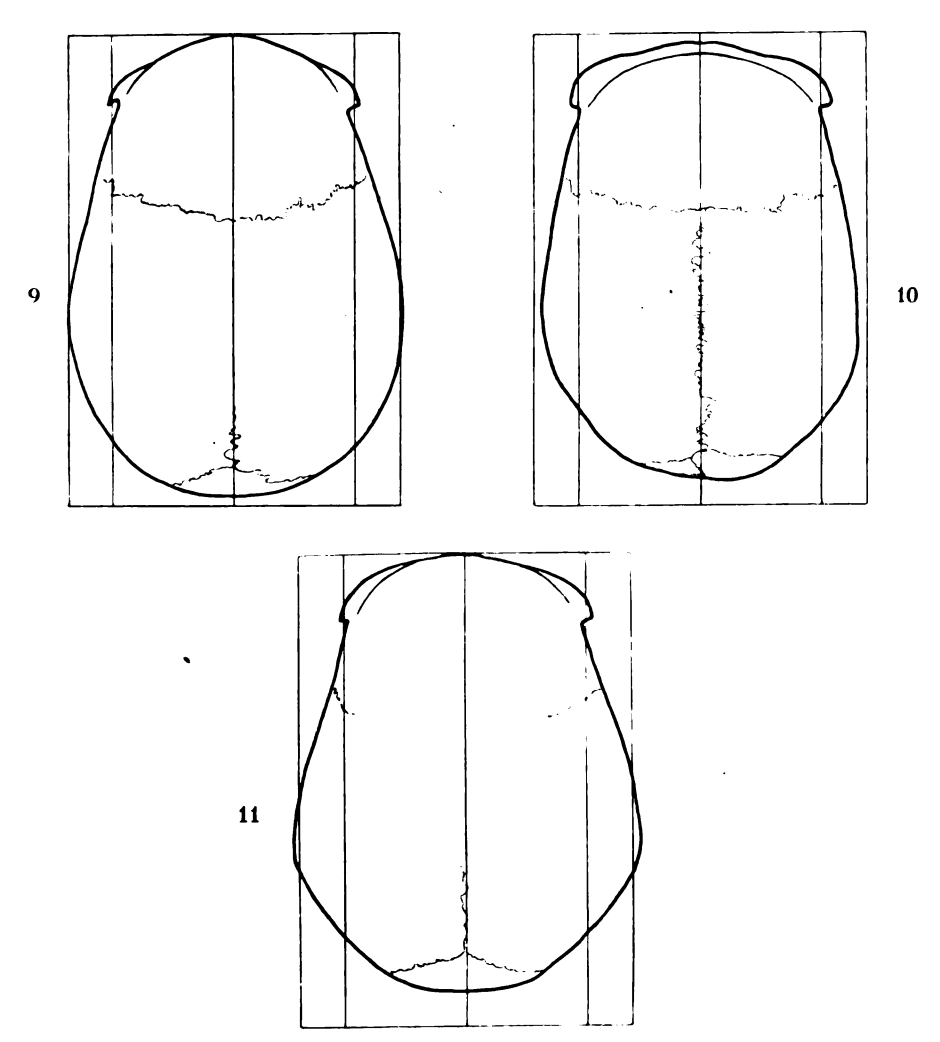


Fig. 9—11. 9. C. 1213 (Koffiefontein). ssDdffpp. — 10. C. 1422 (Kakamas). ssddFFpp. — 11. C. 1376 (one of the M. R. D. group). ssDdffPP

d. Broad frontal with narrow parietal.
(Dreyer's Boskopoid would be SSDDFFpp. and K.K.I. from Kakamas, SSDdFFpp).

II. Large skulls, SSdd, or SsDd.

Here, again, one would expect the four varieties, each of which can, as a matter of fact, be picked out from any one of the three hybrid groups already mentioned except that the M.R.D. group misses type II.d. (combining a broad frontal with a narrow parietal), whilst the M.R.B. group misses type II.b. (frontals and parietals narrow). The Kakamas group includes representatives of all four varieties.

III. Small skulls, approximating to ssdd.

Representatives of each of the four varieties under this heading can be selected from any one of the three hybrid groups.

We have prepared a series of drawings representing outlines of various skulls as seen from above when these skulls are orientated on the line glabella — opisthocranium. An inspection of these can leave no reasonable doubt that the cranium does not just vary more or less as a whole, but that the diversity is produced by parts that vary independently of each other. If this be accepted, and a factor D be likewise accepted (and who will not accept this pedomorphic factor?), then the diversity, of form, the occurrence of abnormally large and the occurrence of abnormally small crania are all easily explained.

References:

1. Haughton, S. H.: Preliminary note on the ancient Human Skulls from the Transvaal. Trans. Roy. Soc. S. Afr. Vol. VI, 1917. — 2. Keith, Sir A.: New discoveries relating to the antiquity of Man. 1931. — 3. Dreyer, T. F.: The Archaeology of the Matjes River Rock Shelter. Trans. Roy. Soc. S. Afr. Vol. XXI, 1933. — 4. Dreyer, T. F., and Meiring, A. J. D.: A preliminary Report on an expedition to collect Old Hottentot Skulls. Soöl. Nav. v/d Nas. Mus. Blmfn. Deel 1, Stuk 7, 1937. — 5. Keith, Sir A.: An account of Human Skulls from Matjes River Cave, C. P. Trans. Soc. S. Afr. Vol. XXI, 1933. — 6. Meiring, A. J. D.: The frontal convolutions on the endocranial cast of the skull M.R.I, from the deepest levels of the Matjes River Cave, C. P. S. Afr. J. Sci. Vol. XXXIII, 1937. — 7. Dart, R.: Boskop remains from the South-East African Coast. Nature. October 27, 1923. — 8. Dreyer, T. F.: The significance of the Bushman skull. Soöl. Nav. v/d Nas. Mus. Blmfn. Deel 1, Stuk 4, 1936. — 9. Drennan, M. R.: Pedomorphism in the pre-Bushman skull. Amer. J. Phys. Anthrop. Vol. XVI, No. 2, 1931. — 10. Broom, R.: A contribution to the craniology of the yellow-skinned Races of South Afr. J. R. Anthrop. Inst. Vol. LIII, 1923.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Heiratsalter und Häufigkeit der Ehescheidung

In letzten Jahren und Jahrzehnten hat in allen Ländern europäischer Kultur die Ehescheidungshäufigkeit sehr stark zugenommen (siehe hierüber „Statistik des Deutschen Reichs" Bd. 423, S. 19 und Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reichs 1936, Intern. Übers. S. 30). Zugleich hat in letzter Zeit der Anteil der Ehen mit sehr jungem Heiratsalter, im Vergleich zur unmittelbaren Vorkriegszeit gleichfalls sehr erheblich zugenommen (siehe für Deutschland: Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reichs 1936, S. 40). Es liegt daher nahe anzunehmen, daß ein „vorzeitiges" Heiratsalter — worunter im europäischen Kulturkreis ein solches zu verstehen ist, bei dem der Mann unter 25 oder die Frau unter 20 Jahre alt sind, oder beide Eheleute das angegebene Alter noch nicht überschritten haben — von nachteiligem Einfluß auf die Dauerhaftigkeit der Ehegemeinschaft ist. In der Tat lassen sich für Sachsen, Preußen und Bayern statistische Nachweise erbringen, denzufolge die „vorzeitig" geschlossenen Ehen sehr viel scheidungsgefährdeter sind, als die in höherem Alter eingegangenen. Ich gebe für Sachsen nach Ida Rost („Die Ehescheidungen der Jahre 1920—1924 von in Sachsen geschlossenen Ehen") eine diesbezügliche (abgekürzte) Tabelle und für Bayern das statistische Material, das mir freundlichst vom Bayrischen Statistischen Amt überlassen worden ist, wieder.

Die Ehescheidungen der Jahre 1920/1924 in Sachsen nach dem Heiratsalter des Mannes (Prozentzahlen)

Heiratsalter des Mannes	Ehescheidungen der Jahre 1922	1923	1924
unter 20 Jahre	0,31	0,43	0,33
über 20 bis 25 Jahre	41,74	41,22	43,44
„ 25 „ 30 „	32,77	32,74	30,19
„ 30 „ 35 „	11,39	10,81	11,66
„ 35 „ 40 „	5,46	5,86	6,22
„ 40 „ 45 „	3,62	3,38	2,85
„ 45 „ 50 „	2,04	2,08	2,28
„ 50 „ 55 „	1,28	1,82	1,50
„ 55 Jahre	2,39	1,66	1,53
	100,00	100,00	100,00

Die Ehescheidungen der Jahre 1920/1924 in Sachsen nach dem Heiratsalter der Frau (Prozentzahlen)

Heiratsalter der Frau	Ehescheidungen der Jahre 1922	1923	1924
unter 20 Jahre	10,87	10,55	9,55
über 20 bis 25 Jahre	49,66	49,42	51,00
„ 25 „ 30 „	23,59	22,12	21,84
„ 30 „ 35 „	7,41	8,47	8,67
„ 35 „ 40 „	3,64	4,45	4,14
„ 40 „ 45 „	2,70	2,11	2,34
„ 45 „ 50 „	1,36	1,60	1,14
„ 50 „ 55 „	0,47	0,83	0,84
„ 55 Jahre	0,30	0,45	0,48
	100,00	100,00	100,00

Aus diesen Zahlenreihen ist ersichtlich, daß in der Hauptsache Männer geschieden werden, die zwischen 20 und 25 Jahren geheiratet haben. Im Jahre 1924 machte diese Zahl 43,44 v. H. der Gesamtzahl aller Scheidungen dieses Jahres aus. Am scheidungsgefährdetsten ist nach I. Rost in Sachsen das Heiratsalter von 23 Jahren. Bei den Frauen findet man gleichfalls in der Altersgruppe 20 bis 25 Jahren den größten Anteil der Scheidungsfälle; er erreichte beispielsweise 1924 51 v. H. aller Scheidungen ds. Js. Das scheidungsgefährdetste Heiratsalter war bei der Frau das 21. und 22.

Die Ehescheidungen der Jahre 1919—1931 in Bayern nach dem Heiratsalter der Männer und der Frauen
(Absolute Zahlen)

Jahre	Ehescheidungen überhaupt	Männer: bis 20 Jahre	21 bis 25	26 bis 30	31 bis 35	36 bis 40	41 bis 45	46 bis 50	51 bis 55	56 bis 60	61 und mehr	unbekannt	Frauen: bis 20 Jahre	21 bis 25	26 bis 30	31 bis 35	36 bis 40	41 bis 45	46 bis 50	51 bis 55	56 bis 60	61 und mehr	unbekannt
1910	920	3	369	325	109	55	25	17	6	3	5	3	159	438	190	74	26	20	6	4	—	—	3
1911	1030	8	457	326	98	64	31	19	15	9	3	—	231	446	194	85	30	27	7	7	3	—	—
1912	972	11	422	306	132	58	24	6	8	2	3	—	238	424	182	61	42	13	9	2	1	—	—
1913	1159	10	509	387	141	55	26	14	9	2	6	—	266	498	230	89	40	21	8	4	2	1	—
1914	1266	13	549	399	159	72	30	26	12	3	3	—	301	541	249	87	39	28	18	3	—	—	—
1915	685	1	290	206	99	32	17	16	7	8	9	—	158	297	121	45	33	13	7	6	2	3	—
1916	738	5	320	211	99	47	25	13	12	3	3	—	185	310	131	49	28	14	12	5	4	—	—
1917	958	3	438	271	134	38	38	22	11	3	—	—	245	405	168	62	37	25	15	—	1	—	—
1918	1153	9	532	367	125	57	29	13	10	8	3	—	308	508	188	72	35	18	17	5	1	1	—
1919	2207	18	1042	695	226	102	62	35	13	9	5	—	552	1001	399	144	68	34	16	7	5	1	—
1920	3627	41	1526	1313	383	186	88	38	23	10	7	12	803	1643	701	249	126	61	21	10	1	—	12
1925	2931	55	1353	799	316	175	110	56	36	23	8	—	572	1303	565	222	127	65	53	11	7	4	2
1930	3348	25	1520	942	420	201	105	65	36	17	15	2	655	1485	692	261	124	73	33	13	6	4	2
1931	3210	37	1492	933	358	151	103	66	27	24	18	1	678	1416	646	229	131	53	36	11	4	4	2

Die Ergebnisse der Tabelle für Bayern stimmen mit den Ermittelungen für Sachsen (und auch für Preußen: siehe Ida Rost, daselbst S. 58) völlig überein: Auch in Bayern ist der Anteil der Männer und Frauen, die ein vorzeitiges Heiratsalter aufzuweisen haben, an der Gesamtzahl der Scheidungsfälle bei weitem der höchste. Im Jahre 1931 z. B. waren in 3210 Scheidungsfällen in 1529, also 47,6 v. H., die Männer unter 25 Jahren alt; von den Frauen — 2094, das sind 65,2 v. H.

Nun könnte man einwenden, daß im Alter von 20—25 Jahren doch wohl die meisten Männer und Frauen sich zu verheiraten pflegen, und daß daher auch die Zahl der Scheidungen mit diesem Heiratsalter relativ größer sein muß als bei Ehen mit höherem Heiratsalter. Dieser Einwand trifft für Männer überhaupt nicht zu, denn sowohl in Sachsen wie in Bayern (und auch in Preußen und im Reich) heiraten die meisten Männer zwischen 25 und 30 Jahren. Bei den Frauen allerdings ist die Heiratshäufigkeit im Alter von 20 bis 25 Jahren am größten. Das scheidungsgefährdetste Heiratsalter liegt aber bei Frauen, wie für Sachsen von Ida Rost nachgewiesen worden ist, nahe bei 20 Jahren.

Die statistischen Berechnungen lassen die Schlußfolgerung zu, daß in Deutschland ein männliches und ein weibliches Heiratsalter unter 25 Jahren als am stärksten scheidungsgefährdet anzusehen ist. Allerdings ist für die Frau ein Heiratsalter von 20 bis 25 Jahren nicht als durchweg „vorzeitig" anzusprechen. Immerhin entfällt auf dieses Heiratsalter der überwiegende Teil aller Scheidungsfälle, während die Scheidungshäufigkeit bei allen höheren Altersgruppen eine sehr viel niedrigere ist. Die eigentliche Ursache der starken Zunahme der Scheidungen während der letzten Jahre und Jahrzehnte in allen Ländern europäischer Kultur ist allerdings mit dem Hinweis auf ein vorzeitiges Heiratsalter als eine Ursache dieser Zunahme noch nicht ergründet. Dazu bedarf es einer genauen geistesgeschichtlichen Analyse der „modernen Zeit". (Siehe Ungern-Sternberg, „Die Ehe und die neuzeitliche Ehezerrüttung" 1937, Verlag G. Stilke, Berlin.)

R. v. Ungern-Sternberg, Berlin.

Faschistisches Rassenrecht

Am 9. Jan. 1937 hat der italienische Ministerrat auf Vorschlag des Kolonialministers ein Rassenschutzgesetz, das erste seiner Art in Italien, mit folgender Begründung angenommen: „Zwingende Notwendigkeiten gebieten den Schutz der Rasse gegen Vermischung. Es ist daher angebracht, Strafen gegen den italienischen Staatsbürger festzusetzen, der geschlechtliche Beziehungen mit Untertanen Italienisch-Ostafrikas unterhält. Dies ist mehr als Mahnung gedacht, weil die faschistische Regierung volles Vertrauen auf das staatsbürgerliche Bewußtsein, die Würde und die politische Reife der Italiener setzt, die in den Gebieten des Imperiums leben." Das Gesetz bezieht sich nur auf den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Weißen und Farbigen, gleichgültig, ob der männliche oder weibliche Teil farbig ist. Derartige Beziehungen werden als ein Vergehen betrachtet und mit Gefängnis von 1 bis zu 5 Jahren bestraft. Der Begriff „Rasse" wird dabei in dem grobschematischen Sinne von „weißer Rasse" und „farbiger Rasse" angewandt. Der Wirkungsbereich des Gesetzes bezieht sich nur auf Abessinien einschließlich der alten Kolonien Erythräa und Somaliland, nicht aber auch auf Libyen. Nach dem Buchstaben dieses Rassenschutzgesetzes sind eheliche Verbindungen zwischen Weißen und Farbigen nicht verboten, und zwar sind hierfür für den italienischen Gesetzgeber folgende Gründe maßgebend gewesen: Einmal sind Ehen zwischen Weißen und Farbigen erfahrungsgemäß sehr selten; sodann aber hindern an dem Erlaß eines rassischen Eheverbots die Bestimmungen des italienischen Konkordats, nach dem Italien als Unterzeichner der Lateranverträge den sakramentalen Charakter der katholischen Eheschließung anerkennt, der nach katholischer Religionsauffassung keinen rassenmäßigen Einschränkungen unterliegt. Selbstverständlich wird in der Praxis der italienische Staat versuchen, diese Lücke des Rassenschutzgesetzes zu schließen und jede Eheschließung (etwa beispielsweise durch Disziplinmaßnahmen für Staatsbeamte und Mitglieder der faschistischen Partei) hier unmöglich zu machen. *B. Steinwallner, Bonn.*

Rassenbildung und Mathematik

Unter den Hypothesen zur Erklärung der Rassenentstehung nimmt heute die Mutations-Auslesetheorie eine beherrschende Stellung ein. Ihr Ausgangspunkt sind die in jedem Fortpflanzungskreis vereinzelt auftretenden kleinen Erbänderungen, die meist als spontan und richtungslos angesehen werden. Erst ihre Bewährung im Kampf ums Dasein soll in die ordnungslosen Erbsprünge eine gewisse Richtung bringen: denn neue Merkmale, die sich in der gegebenen Umwelt als zweckmäßig erweisen, werden ihren Trägern erhöhte Lebensaussichten, d. h. aber auch erhöhte Fortpflanzungssicherheit verleihen und sich dadurch allmählich in der Bevölkerung ausbreiten. So sollen neue Erbgefüge und Formengruppen durch Auslese von der Umwelt „gezüchtet" werden können.

Eine wichtige Rolle spielt dabei offenbar die zur Verfügung stehende Zeit. Treten doch die spontanen Mutationen in so außerordentlich geringen Prozentsätzen auf, daß es zweifellos einer großen Reihe von Generationen bedarf, um die neuen Merkmale durch Auslese in der gesamten Bevölkerung zu verbreiten. Hier hat nun Mittmann eine auch für den Anthropologen recht wichtige Arbeit geleistet, indem er die „Schnelligkeit der relativen Vermehrung vorteilhafter Mutationen" mathematisch untersuchte[1]). Folgende veränderliche Größen gehen in die Rechnung ein. 1. Der Erbgang des Merkmals: Dominante Mutanten setzen sich natürlich schneller durch als rezessive, am schnellsten jedoch halbdominante. 2. Die Mutationsrate (qu), d. h. der prozentuale Anteil der Mutantenträger an der Ausgangsbevölkerung. 3. Der Auslesewert (ε). Mittmann unterscheidet dabei Angriffs- und Verteidigungsvorteil, je nachdem, ob das neue Merkmal einen Lebensspielraum erkämpfen oder verteidigen hilft. Der Angriffsvorteil wirkt langsamer als der Verteidigungsvorteil, um so langsamer, je höher die Fruchtbarkeit ist. 4. Die Fruchtbarkeitsquote (J), d. h. das zahlenmäßige Verhältnis der Tochter- zur Elterngeneration. Je größer die Fruchtbarkeit und damit die Anzahl der auszumerzenden Individuen ist, desto rascher setzt sich die Mutation durch. Dabei wird angenommen, daß der gegebene Lebens-

[1]) Mittmann, O.: Über die Schnelligkeit der relativen Vermehrung vorteilhafter Mutationen. Nachr. Ges. Wiss. Göttingen, math.-physikal. Kl., Nachr. a. d. Biologie II, 107—127, 1936.



raum in jeder Generation die gleiche Anzahl von Individuen ernähren kann. — Errechnet wird die Anzahl der Generationen, die notwendig ist, bis ein bestimmter Bruchteil der Bevölkerung (μ) Merkmalsträger ist. Mittmann legt die Rechenergebnisse in einer Reihe von Tabellen nieder, denen die folgenden Zahlen entnommen sind.

Allerdings sind alle Überlegungen, die sich daran für den Menschen knüpfen können, recht hypothetischer Natur, können wir doch die meisten der in die Rechnung eingehenden Größen gar nicht oder nur sehr ungenau bestimmen. Zwar ist uns für eine Reihe von Rassenmerkmalen der Erbgang mit einer für diesen Zweck hinreichenden Sicherheit bekannt. Aber schon μ, der Prozentsatz der Merkmalsträger in der Endbevölkerung, kann vielfach nur annähernd bestimmt werden; wissen wir doch meist nicht, ob dort, wo ein Merkmal nicht rein auftritt, Rassenmischung oder unvollendete Auslese verantwortlich gemacht werden sollen. Immerhin haben wir eine Reihe von Rassenmerkmalen, die in größeren Bevölkerungsgruppen 100prozentig auftreten, so daß die Theorie in der Lage sein muß, eine vollständige und restlose Ausbreitung eines Merkmals ($\mu = 0{,}999$) zu erklären. Auch J, die Nachkommenzahl, ist verhältnismäßig eng zu begrenzen. Von den von Mittmann berechneten Möglichkeiten kommt nur $J = 2$ und $J = 5$ für den Menschen in Frage, wobei das letztere für die folgenden Überlegungen gewählt sei, da es primitiven Verhältnissen wohl näher kommt. Zehn Geburten pro Ehe — bei Eheschließung sämtlicher Erwachsenen — mag zwar auch hier zu hoch gegriffen sein. Da die Schnelligkeit der Ausbreitung wächst mit der Zunahme der Nachkommenzahl, würden also die mit $J = 5$ errechneten Generationenzahlen eher Mindest- als Höchstwerte darstellen.

Vollkommen unbekannt ist uns beim Menschen natürlich die ursprüngliche Mutationsrate, für die daher mit Mittmann die bei spontanen Mutationen möglichen Quoten zugrunde gelegt werden müssen. Dagegen können wir die für die Rassenbildung zur Verfügung stehende Zeit wenigstens der Größenordnung nach schätzen. Verlegen wir die Entstehung der heutigen Rassen — die im Neolithikum schon fertig vor uns stehen — in das Aurignacien, so können wir mit rund 50 000 Jahren[3], d. h. 2000 Generationen rechnen, wenn die Generationsdauer auf 25 Jahre festgesetzt wird. Aber auch das sind Höchstzahlen: setzen sie doch einmal Panmixie, zum anderen ungestörte, isolierte Entwicklung der betreffenden Gruppe voraus. Völkerverschiebungen und Rassenmischung, für die wir ja auch aus der Vorzeit genügend Belege haben, werden dagegen meist den Auslesevorgang stören und auf eine frühere Stufe zurückwerfen. — Die Hauptunbekannte ist jedoch zweifellos der Auslesewert. Hier zeigen nun die Mittmannschen Tabellen, mit welchen Größenordnungen der Anthropologe bei der Übernahme der Mutationsauslesetheorie zu rechnen hat — und das ist immerhin ein Gewinn.

Nehmen wir nunmehr einige Beispiele, nämlich Merkmale, bei denen die Zweckmäßigkeit und damit der Auslesewert in einer bestimmten Umwelt begreiflich gemacht werden kann, wie dies kürzlich z. B. für das Kraushaar der Negriden, also einem dominanten Merkmal, und die Hellfarbigkeit der Nordeuropiden, die rezessiv ist, geschah[2]). Für dominante Merkmale, um mit diesen zu beginnen, gelten die folgenden Zahlen: Erscheint das Merkmal in der Endbevölkerung zu annähernd 100% — und das ist ja für das negride Kraushaar der Fall —, so sind bei einer Mutationsrate von 0,001 25 420 Generationen zur Ausbreitung nötig, wenn der Auslesewert 0,001 beträgt, 2523 Generationen, wenn er 0,01 und 255, wenn er 0,1 groß ist. Der zweite und dritte Wert ergeben also Generationszahlen, die mindestens ihrer Größenordnung nach im Bereeich des Möglichen liegen. Aber wird man annehmen können, daß die Aussichten eines Individuums, im Daseinskampf der Tropen zu bestehen, für die Träger des Merkmals Kraushaarigkeit gegenüber ihren schlichthaarigen Mitmenschen um 1 oder gar 10% erhöht werden?

Noch schwieriger, Theorie und Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen, wird es bei rezessiven Merkmalen, wie der hellen Hautfarbe der Nordeuropiden. Hier sind bei einem Auslesewert von 0,001 629 300, bei 0,01 62 470, bei 0,1 5805 Generationen notwendig, um das Merkmal annähernd vollständig zu verbreiten. Dabei muß noch die Annahme gemacht werden, daß die helle europide Farbe durch einen einzigen Mutationsschritt entstand — was sicherlich nicht der Fall ist. Bei multipler Allelie, die dem Erbgang von

[2]) Reche, O.: Rassenphysiologische Hinweise auf die Heimat der Menschenrassen. Verh. Ges. Phys. Anthrop. VIII, 5—15, 1937.

[3]) Das ist etwa die Mitte der stark auseinandergehenden Datierungen.

Haut- und Haarfarbe zugrunde liegen dürfte, wird dagegen die zur Ausbreitung des Merkmals notwendige Generationenzahl noch vervielfacht.

In den Fällen nun, wo Theorie und Wirklichkeit nicht zusammenzupassen scheinen, gibt es zwei Möglichkeiten, sie in Übereinstimmung zu bringen: 1. die Erhöhung der Mutationsrate, 2. die zeitliche Zurückverlegung des Merkmalsursprungs. Der zweiten Möglichkeit ist aber eine verhältnismäßig enge Grenze gesetzt. Selbst wenn wir die Entstehung einzelner heutiger Rassenmerkmale in die neanderthalide Schicht zurückverlegen wollen, stehen nur etwa 100 000 Jahre, also 4000 Generationen, für ihre Ausbreitung zur Verfügung. Bei Merkmalen von geringem Auslesewert würde aber auch diese Zeit nicht einmal der Größenordnung nach ausreichen. Bleibt die Erhöhung der Mutationsrate: Bei dominanten Merkmalen von geringem Auslesewert (0,001), müßte diese etwa auf 1%, bei rezessiven aber sogar auf 30% heraufgesetzt werden, um unter sonst gleichen Voraussetzungen die Ausbreitung des Merkmals in der zur Verfügung stehenden Zeit zu ermöglichen. Insbesondere bei der letzten Zahl kommen wir aber zweifellos über die Grenzen der „spontanen" Mutationsfähigkeit hinaus, selbst wenn man in Rechnung stellt, daß sich diese Mutationsrate nicht auf die Ausgangsgeneration zusammenzudrängen braucht, sondern auf die ganze Zeit der Rassenbildung verteilen kann.

So ergibt sich also aus den Mittmannschen Tabellen für die Anthropologie folgendes: Soll die Mutationsauslesetheorie für die Erklärung der menschlichen Rassenbildung ausreichen, so müssen entweder sehr hohe Auslesewerte der Merkmale oder sehr hohe Mutationsraten angenommen werden. Einen so hohen Auslesewert, wie er zur Befriedigung der Theorie notwendig wäre, kann man aber wohl nur sehr wenigen, ja vielleicht gar keinen Rassenmerkmalen zuschreiben. Zu ihnen gesellt sich die Fülle der Merkmale, bei denen eine Zweckbeziehung überhaupt nicht ersichtlich ist: Buschmannohr und Weddabart, Straffhaar, Mongolenfalte, Sakralfleck oder Adlernase, ganz abgesehen von der Mehrzahl der Proportionsverschiedenheiten, wie Kurzköpfigkeit, Langgesichtigkeit usw., bei denen die Zurückführung auf einzelne Genänderungen kaum möglich ist.

Allerdings steht hier noch eine andere Denkmöglichkeit offen. Die experimentelle Genetik hat gezeigt, daß fast mit jeder morphologischen Mutation auch eine Veränderung der Vitalität, der physiologischen Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit verbunden ist[4]. So ist es denkbar, daß die Auslese gar nicht an den äußeren morphologischen Merkmalen als solchen ansetzt, sondern an der physiologischen Seite der betreffenden Mutation, während ihre morphologische Entsprechung nur gewissermaßen passiv mitausgelesen würde[5]. Unter diesem Gesichtspunkt wäre die Anwendung der Auslesetheorie auch auf solche Merkmale möglich, bei denen uns ein direkter Lebensvorteil nicht ersichtlich ist. Freilich müßte hier auf jede weitere kausale Verknüpfung vorläufig verzichtet werden — kennen wir doch beim Menschen jene physiologischen Beziehungen noch in keiner Weise.

Aber auch der andere Weg zur Befriedigung der Theorie — Ansatz hoher Mutationsraten — liegt im Bereich der biologischen Möglichkeit. Einmal ist an den Begriff der gerichteten Mutation zu denken, wie er sich aus den Versuchen von Goldschmidt, Jollos u. a. ergab. Hier wurden durch bestimmte Umweltreize bestimmte Erbänderungen erzielt und durch Verstärkung oder Wiederholung der Reize auch die Ausprägung des Merkmals gesteigert. Diese Deutung liegt vor allem dort nahe, wo sich heute noch ein räumlicher Zusammenhang zwischen Merkmal und bestimmten Umweltfaktoren ergibt, wie dies Rensch[6] für Körperhöhe und Färbung nachwies und auch auf den Menschen bezog. Aber man kann auch an jene Versuche anknüpfen, bei denen durch Veränderung der natürlichen Lebensbedingungen die allgemeine Mutabilität in beträchtlichem Maße heraufgesetzt wurde[7]. Mehrfach hat ja die Menschheit durchgreifende Wandlungen ihres Lebensraumes erfahren — man denke an die eiszeitlichen und nach-

---

[4]) Seiffert, W.: Die Bedeutung der experimentellen Erbbiologie für die Erforschung des Menschen. Z. Rassenk. VI, 1—13, 1937.

[5]) Scheidt möchte bei der „Mitauslese" morphologischer Merkmale eher an eine Koppelung mit psychischen Eigenschaften denken.

[6]) Rensch, B.: Umwelt und Rassenbildung bei warmblütigen Wirbeltieren. Arch. Anthrop. N.F. XXIII, 326—333, 1935.

[7]) Schlösser, L. A.: Ein neuer Weg zur Auslösung von Mutationen. Z. indukt. Abstamm.-Lehre LXXII, 540—554, 1937.

sondern auch die Mutationsfähigkeit gesteigert worden sein könnte. Es wären dies ge- eiszeitlichen Klimaschwankungen —, in denen also nicht nur die Auslese verschärft, wissermaßen „plastische" Perioden, in denen die Rassenbildung in kräftigen Schüben vorwärts getrieben würde — unterbrochen von Zeiten, wo Organismus und Umwelt wieder aufeinander abgestimmt sind und das Erbgefüge nur langsamen Veränderungen unterliegt.

So weisen also die Mittmannschen Tabellen darauf hin, daß die Mutations-Auslese-theorie für den Menschen zusätzlicher Annahmen bedarf. Die verhältnismäßig kurze Zeit, in der sich die menschliche Rassenbildung vollzog, reicht insbesondere für Merkmale von geringer Zweckbeziehung offenbar nicht aus, um durch richtungslose Mutation und Auslese neue geschlossene Formengruppen entstehen zu lassen.

I. Schwidetzky, Breslau.

Sur l'Anthropographie de l'Arc de la Sonde

Depuis Sumatra-Sud jusqu'à Atjeh au Nord il s'est maintenu une population méso-dolichocéphalique Protomalaise de grande taille dans tout le Boukit Barisan et ses pentes, plateaux et prémontagnes ainsi que sur les îles ouest, à l'exception probablement d'une partie de Menangkabaou.

A Sumatra le type protomalais mésocéphalique s'est conservé très homogène. Pour tout l'Arc de la Sonde les relations sont presque partout plus complexes. Dans Java-Ouest les Protomalais mésocéphaliques se sont maintenus dans le sud de Priangan, quoique le Plateau de Bandoung, et les Djampangs probablement déjà aussi, soient habités par des Postmalais.

Les habitants brachycéphaliques et de petite taille de la Vallée de la Tji Rompang, ressemblent aux petits brachycéphales du Gounoung Kidoul, sont vraisemblablement aussi des Protomalais, ainsi que les populations de la chaîne des montagnes au Nord du Plateau de Bandoung.

Les populations des contrées plus isolées de Java-Central, des hauts volcans et des Gounoungs Sèwou calcaires sont des Protomalais. Le Gounoung Slamat, le Gounoung Dièng, le G. Soumbing, le G. Sindoro, le G. Merbabou, la vallée Kedou supérieure, le G. Merapi et le G. Lawou sont peuplés de mésocéphales, aux têtes basses, aux yeux plus clairs et aux cheveux moins lisses.

Les populations de Bawang sur les pentes du Dièng, du Gounoung Oungaran, des G. Sèwou et du G. Mouriah sont aussi des Protomalais, bien que parfois un peu au-dessous de la mésocéphalie. Les petits brachycéphales du G. Mouriah et du G. Kidoul sont probablement aussi des autochtones.

A Java-Oriental aussi les populations mésocéphaliques sont situées dans les contrées isolées des hautes montagnes: du complexe Klout-Kawi-Andjasmoro, du Gounoung Smérou et du G. Tengger et ses pentes S. E. Quoique la population du Gounoung Wilis soit un peu au-dessus de la mésocéphalie, elle doit être encore regardée comme protomalaise, de même que les petits brachycéphales du G. Kidoul.

En conclusion: la population de Java et Madoura comprend des Protomalais mésocéphaliques de moyenne, de grande ou petite taille, aux cheveux plus bouclés et aux yeux brun clair sur les volcans et autres montagnes.

Les petits ou moyens brachycéphales des montagnes calcaires du Sud sont aussi des Protomalais.

Il y a un noyau de Protomalais de l'Ouest à l'Est de l'île de Java, entouré de Postmalais brachycéphaliques de moyenne ou grande taille, aux cheveux lisses et aux yeux brun foncé dans toutes les plaines et sur les plateaux fertiles.

A Bali il y a de grands Protomalais mésocéphaliques dans les montagnes et sur l'île Nousa Penida. Les brachycéphales de moyenne taille (Bali aga) des montagnes calcaires du Nord sont certainement protomalais. Il faut regarder aussi comme protomalais les grands hommes hyperbrachycéphaliques de la dessa Panganan (Bali aga du Sud). Les brachycéphales des plaines du Nord et du Sud sont des allogènes.

A Lombok les relations sont plus compliquées. Les grands mésocéphales des

montagnes calcaires du Sud sont des Protomalais, comme les Bodha's brachycéphaliques de moyenne taille du Nord. Les grands brachycéphales des plaines centrales apparentés aux populations des plaines du Sud et Nord de Bali et des plateaux de Soumbawa-Ouest sont probablement des nouveaux venus.

Soumbawa besar (-Ouest) a été partiellement dévasté par le volcan Tambora et par la suite peuplé de grands brachycéphales, quoique dans quelques parties isolées des montagnes et des vallées distantes se trouvent des hommes protomalais mésocéphaliques.

Dans Soumbawa-Est (Bima) les Protomalais mésocéphaliques se sont mieux conservés dans les montagnes de Dongo (les paiens de-) et Wawo et, moins nombreux, dans les montagnes de Rasanae et Sapé. Les petits brachycéphales des montagnes isolées de Monta, etc., sont probablement aussi autochtones.

A l'ile de Florès commence la transition entre les populations malaises et mélanésiennes, quoiqu'il y ait déjà sous une forme sporadique des cheveux crépus sur Soumbawa-Ouest.

A l'exception de Mangarai Ouest, où la population est sousbrachycéphalique et allogène, Florès est habité par des mésocéphales et dolichocéphales. L'élément dolichocéphalique ne manque pas dans les parties Ouest de l'Arc de la Sonde et il n'est donc pas possible de regarder l'apparition de populations dolychocéphaliques au centre de Florès comme un signe de changement brusque de race protomalaise en mélanésienne, comme les représentants de cette race à l'intérieur de Timor-Nord où la population est exclusivement dolichocéphalique avec des têtes basses et des cheveux crépus. Mais là non plus il n'est pas possible de tracer une limite précise. Les migrations n'ont pas suivi un cours différent particulier à chacune, mais elles se sont recouvertes tour à tour. Tout l'Est de l'arc doit être regardé au point de vue de la race comme un territoire de transition.

La population de la „Tête d'oiseau", à la partie extrême est de Florès est hyperbrachycéphalique. La population de l'île d'Adounara ressemble à celle de Florès central. Celle de l'île d'Alor est de taille moyenne et dolichocéphalique. L'île de Soumba est peuplée de mésocéphales moyens ou grands, une difficulté de plus pour tracer la limite entre Malais et Mélanésiens à travers Florès.

L'île de Savou a une population sousbrachycéphalique et de grande taille, comme les Atoni de Timor de Sud. Celle de Roti est moins grande et dolychocéphalique, ressemblant aux Bélonois de Timor. Timor-Sud est habité par deux éléments fort différents. Les Bélonois ressemblent aux Tengerais et aux Sumatranais de l'Ouést; les Atoni aux Smérounoix brachycéphaliques. Dans Timor-Nord règne la dolichocéphalie presque absolue. C'est la hauteur de la taille qui diffère le plus, infirmant la supposition, que nous avons ici une population homogène. L'intérieur est habité par des hommes de petite taille, dolichocéphaliques et pour une partie avec des têtes fort basses, la côte par des populations grandes et moyennes. Les Malais s'étendent ici jusqu'à Fuiloro dans l'extrême Est.

L'influence des brachycéphales semble avoir disparus complètement dans cette partie orientale de l'Arc de la Sonde. Cela prouve que cet élément est venu de l'Ouest et fait admettre que les populations de l'Arc de la Sonde Oriental sont apparentées aux substrata des populations de l'Ouest.

Ces aperçus permettent la conclusion générale suivante:

Les couches primitives sont constituées, pour l'Arc de la Sonde tout entier, par des populations méso- et dolychocéphaliques aux têtes basses et aux yeux brun clair, de grande ou de petite taille. Elles se sont mieux conservées dans les montagnes et dans quelques autres contrées isolées.

Par la suite sont venu des populations presque entièrement brachycéphaliques, aux têtes hautes, aux yeux foncés et aux cheveux plus lisses qui ont submergé les autochtones, surtout dans l'île de Java et jusqu'à Florès-Ouest.

Le contraste entre les premiers-venus et les allogènes ne peut être mieux exprimé que par la méso-dolichocéphalie des Protomalais et par la brachycéphalie des Postmalais.

D. J. H. Nyèssen, Tananarive (Madagascar).

II. Neues Schrifttum

Die Gliederung des Schrifttums erfolgt nach den methodischen Gesichtspunkten der ganzheitlichen Forschung am Menschen: den 1. biologischen Abläufen, 2. morphologischen Körperbildungen und 3. psychologischen Verhaltensweisen, sowie der Einfügung der lebendigen Gesamtform in die 4. historischen Zeitfolgen und 5. den geographischen Raum. Das Schrifttum umfaßt damit alles, was Formenvielfalt und Formenwechsel von Menschengruppen betrifft, und nur dies.

Bücher sind mit einem * versehen.

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Erbkunde

Essen-Möller, E.: *Die Beweiskraft der Ähnlichkeit im Vaterschaftsnachweis.* Theoretische Grundlagen. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 9—53, 1938.

Geyer, E.: *Die Beweiskraft der Ähnlichkeit im Vaterschaftsnachweis.* Praktische Anwendung. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 54—87, 1938.

Beiden Arbeiten liegt das Bemühen zugrunde, die Ergebnisse eines Vaterschaftsgutachtens in einer genauen Wahrscheinlichkeitszahl auszudrücken. Essen-Möller leitete eine entsprechende Formel theoretisch ab, Geyer probierte sie an Wiener Material praktisch aus. Voraussetzung ist die genaue Kenntnis der Bevölkerung, aus der die untersuchten Parteien stammen (hier liegt eine wesentliche Schwierigkeit des Verfahrens). Ist sie erfüllt, so können auch alle Merkmale, deren Erbgang wir nicht kennen, auf variationsstatistischem Wege für die Begutachtung exakt nutzbar gemacht werden. Die Ergebnisse der neuen Formel, auf das bisherige Wiener Prozeßmaterial angewandt, deckten sich weitgehend mit den früher getroffenen Entscheidungen.

I. Schwidetzky, Breslau.

Kühne, K.: *Die Zwillingswirbelsäule.* (Eine erbgenetische Forschung.) Z. Morph. XXXV, 1—376, 1936.

Dieses ausgezeichnete stoff- und gedankenreiche Werk stellt zugleich eine Unterbauung und Erweiterung der bekannten früheren Arbeiten des Verf. über die Variabilität der Wirbelsäule und deren Vererbung dar. Die Durcharbeitung der Röntgenbefunde an 53 EZ-, 34 ZZ- und 20 PZ-Paaren (und in vielen Fällen der Eltern), die auf 282 Seiten, ergänzt durch die Zeichnungen jeder untersuchten Wirbelsäule und Stammbäume, vorgeführt werden, beweisen die Richtigkeit der Annahme, daß sich alle Menschen in die beiden Variationstypen mit kaudaler bzw. kranialer Tendenz (d. h. mit der Neigung zur entsprechenden Verschiebung der Abschnittsgrenzen, die sich im einzelnen verschieden ausprägen kann, beispielsweise durch Sakralisation des LV oder Auftreten einer Halsrippe u. a.) einreihen lassen, die durch ein einziges stark pleiotropes Allelenpaar mit einfacher Dominanz der kranialen Tendenz bedingt sind. Neue Ergebnisse zeitigte die eingehende Diskussion der mannigfachen Manifestationsschwankungen und des Variationsmusters, das an den erbbedingten Variabilitätstyp gebunden und ebenfalls erbbedingt ist. Der Ausprägungsgrad der Variabilität ist zugleich erb- und umweltbedingt. — Eine grundlegende und über die Grenzen des Themas hinaus bedeutsame Arbeit.

E. H. Krüger, Breslau.

***Lotze, R.:** *Zwillinge.* Einführung in die Zwillingsforschung. 176 S., 101 Abb. Hohenlohesche Buchhandlung Ferd. Rau, Öhringen 1937. (RM. 4,50.)

Das Buch gibt eine ausgezeichnete einführende Übersicht über das Gesamtgebiet der Zwillingsbiologie. Nach einer allgemeinen Besprechung der Befruchtung und Keimesentwicklung gibt der Verf. zunächst eine Darstellung der Mehrlingsentstehung, unter Berücksichtigung der pathologischen Doppelbildungen bei unvollständiger Spaltung (besonders an Tierbeispielen). Die Beziehungen zwischen Erbgut und Umwelt bei menschlichen Zwillingen werden auf breiter Grundlage für Morphologie, Pathologie, Psychologie und Typologie behandelt. Die Auswahl der Beispiele und auch der die Allgemeinverständlichkeit besonders fördernden Abbildungen zeigen größte Sorgfalt.

F. Steiniger, Berlin-Dahlem.

***N. N.:** *Contributions to Human Heredity in Honour auf Maria Anna van Herwerden.* 136 S., 42 Abb., 4 Taf. M. Nijhoff, The Hague 1936. (Gulden 4,—.)

Der Band ist dem Andenken der 1934 verstorbenen verdienstvollen niederländischen Genetikerin M. A. v. Herwerden gewidmet, deren bedeutungsvolles Wirken für Gene-

tik und Eugenik in einer einleitenden Biographie von Tine Tammes dargestellt wird. Von den wissenschaftlichen Beiträgen ist eine Zusammenstellung neuer Ergebnisse der Blutgruppenforschung von R. R. Gates und eine Arbeit von J. Sanders über die Erblichkeit des Kraushaares (unvollkommene Dominanz) für die Rassenkunde von Wichtigkeit. Ferner enthält der Band Beiträge von G. Schreiber (Ärztliche Tauglichkeitsuntersuchung vor der Heirat), P. J. Waardenburg (Erbliche senile Makuladegeneration), G. P. Frets (Erbbelastung der Durchschnittsbevölkerung), K. Bonnevie (Ohrmißbildungen bei Mäusen), H. H. Laughlin (Spiralstruktur der Chromosomen) und H. Reichel (Berechnung der Abhängigkeit von Merkmalen).

F. Steiniger, Berlin-Dahlem.

Graewe, H.: *Zwillinge und ihre Schriften.* Umschau XLII, 332—334, 1938.

Le Gras, A. M.: *„Erfelijkheid" en „de biologische ondergrond van het rassenvraagstuk".* Afkomst en Toekomst III, 271—272, 1937.

Sinnott, E. W.: *The genetic control of developmental relationships.* Amer. Nat. LXXI, 113—119, 1937.

Sirks, M. L.: *Der Mutationsbegriff.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXX, 449—457, 1937.

de Souza da Camara, A.: *Beiträge zur Kenntnis des Spiralbaues der Chromosomen.* Z. indukt. Abstamm.Lehre LXXIV, 202—215, 1938.

v. Verschuer, O.: *Der erste Nachweis von Faktorenaustausch beim Menschen.* Umschau XLII, 210—212, 1938.

Wright, S.: *The distribution of gene frequencies in populations.* Proc. Nat. Acad. Sci. XXIII, 307—320, 1937.

Rassenhygiene

***Decugis, H.:** *Le destin des races blanches.* Préface A. Siegfried. II. Edit, 363 pp., Librairie de France, Paris 1936. (Fr. 42.—.)

Ein großzügiger und umfassender Versuch, der schweren Krise Europas sowohl von wirtschaftlicher als ökonomischer Seite näherzukommen. Behandelt wird der oft katastrophale Wandel in bezug auf die wesentlichsten Wirtschaftsgüter (Getreide, Textilien, Petroleum, Metalle u. a.), dann auf Industrie und Transport im allgemeinen, worauf eine Analyse der politischen Situation — wenn auch keineswegs überall — sowohl in Europa selbst, als besonders in den bisher ganz unter europäischen Einfluß stehenden tropischen Gebieten folgt. Finanzlage und Bevölkerungsfragen leiten zu den eugenischen Grundproblemen und ihrer Verbindung mit der Änderung der sozialen und religiösen Auffassungen über. Ein großes Programm, wie man sieht, das in kurzen Abschnitten und mit guter zahlenmäßiger Belegung durchgeführt wird und ein äußerst eindrucksvolles Bild der ungemein gefährdeten Lage des — im Grunde genommen noch gar nicht so „alten" — Europa entwirft. Es wird auch in aller Offenheit ausgesprochen, daß ein zweiter großer Krieg das endgültige wirtschaftliche und politische Ende Europas bedeuten würde. Und trotzdem — jene unglückselige Mentalität, der man in Frankreich so oft — wenn auch keineswegs überall! — begegnet, die in Deutschland unbedingt einen Feind sehen will, der niedergeworfen werden muß, tritt auch hier und schon im Vorwort heraus. Der Verf. vergißt aber zu sagen, daß diese Haltung, diese Psychose in mitunter einflußreichen Kreisen, die größte unter den akuten Gefahren ist, die den wirtschaftlichen und biologischen Bestand Europas bedrohen. v. E. (Pursat, Franz.-Indochina).

***Ruttke, F.:** *Rasse, Recht und Volk. Beiträge zur rassengesetzlichen Rechtslehre.* 212 S. J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin 1937. (7.50 bzw. 9 RM.)

Das Buch enthält eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen aus den Jahren 1933—1937 über Rasse, Recht und Volk. In allen Arbeiten vertritt Verf. eindeutig und klar die Forderung nach einer rassengesetzlichen Rechtslehre, wobei er unter Recht alles versteht, was für die Erhaltung der Art des deutschen Volkes richtig ist, d. h. der Erhaltung seines Lebens dient. Allen, die sich mit Rassenfragen befassen, wird das Buch reiche Anregungen und Aufschlüsse vermitteln. Br. Steinwallner, Bonn.

***Schwab, J.:** *Rassenpflege im Sprichwort.* Eine volkstümliche Sammlung. 64 S. Fröhlich, Leipzig 1937. (Hlw. RM. 2.—.)

Eine umfangreiche, sinnvoll gegliederte und dementsprechend verdienstvolle Zusammenstellung überzeitlichen, aber heute besonders zeitgerechten deutschen geistigen Volksgutes. F. Keiter, Hamburg.

Heberle, R.: *Wirtschaftliche und gesellschaftliche Ursachen des Geburtenrückganges.* Arch. Bev.-Wiss. u. Bev.-Pol. I, 1—33, 1937.

Mäkelä, V.: *Die Sterilisations- und Kastrationsgesetzgebung Finnlands.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXI, 420—430, 1937.

Röckel, H.: *Grundsätzliches zur Begabtenauslese.* Z. angew. Psychol. Charakterkde. LIV, 1—17, 1938.

2. *Morphologische Anthropologie*

(Abstammungslehre — Anatomie und Rassenmorphologie — Konstitution und Wachstum)

Entwicklungsgeschichte

***Boenig, H.:** *Leitfaden der Entwicklungsgeschichte des Menschen.* 266 S., 316 Abb. G. Thieme, Leipzig 1938 (geh. RM. 10.—, geb. RM. 11.80).

Mit diesem kurzgefaßten Leitfaden kann man, soweit das rein Deskriptive in Betracht kommt, einverstanden sein. Es ist aber bedauerlich, daß die Darstellung nicht die geringste Rücksicht auf vergleichend-entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge nimmt! Auf diese Weise wird die Isolierung des Medizinstudierenden, der, wie der Verf. selbst schreibt, den Ergebnissen der vergleichenden Entwicklungsgeschichte „wenig oder gar kein Interesse entgegenbringt", von den allgemein-biologischen Grundlagen seiner Wissenschaft noch weiter gefördert. Wie will man denn z. B. die Dottersackbildung beim Menschen wirklich verstehen ohne vergleichend-entwicklungsgeschichtliche Kenntnisse? — Das Buch enthält weiterhin eine Anzahl von Angaben, die bei einer evtl. Neuauflage unbedingt verschwinden müssen! Z. B.: „Die einander entsprechenden Chromosomen — sollen sich hintereinanderlegen . . ." (wo wird in der gegenwärtigen Cytogenetik so etwas noch vertreten?), oder: es sei „noch nicht gelungen", die Chromosomenzahl beim Menschen „einwandfrei festzustellen". Oder gar: daß man ein Geschlechtschromosom „beim Menschen weder in Samen- noch in Eizellen einwandfrei nachweisen" könne! Dabei wird heute bereits die Feinstruktur des menschlichen X-Chromosoms erforscht!

G. Heberer, Tübingen.

***Clara, M.:** *Entwicklungsgeschichte des Menschen.* 479 S., 204 Abb. Quelle & Meyer, Leipzig 1938. (RM. 12.— geb.).

Das mit guten schematischen Abbildungen ausgestattete Buch bringt eine sehr klare und leicht verständliche Einführung in das gesamte Gebiet unter Verwertung der neuesten Forschungsergebnisse, angefangen vom „Bau und Schicksal der beiden Stammzellen des neuen Organismus" und „der Entwicklung des befruchteten Eies . . ." bis zur „Ausbildung der einzelnen Organe und Systeme". Dank der weitgehenden Berücksichtigung vergleichend anatomischer und physiologischer Tatsachen gewinnt das Buch einen allgemein biologischen Charakter, weit über eine sachliche trockene Darstellung anatomischer Einzelheiten hinaus. Allen denen, die sich ganz allgemein oder auch von ihrem besonderen Spezialgebiet aus über entwicklungsgeschichtliche Vorgänge unterrichten wollen, kann daher das Buch nur warm empfohlen werden.

M. Werner, Frankfurt a. M.

***Fischel, A.:** *Grundriß der Entwicklung des Menschen.* 2. Aufl. 143 S. J. Springer, Berlin 1937. (RM. 12.50.)

Ein Auszug aus des Verf. „Lehrbuch der Entwicklung des Menschen" faßt die wichtigsten Tatsachen für die Bedürfnisse des Mediziners zusammen und verdeutlicht sie mit zahlreichen (teils farbigen) plastisch wirkenden Abbildungen, klaren Schemata und ausgezeichnet wiedergegebenen Mikrophotos. Auf vergleichende Entwicklungslehre ist bewußt verzichtet. Wenn im Rahmen des Ganzen die Entwicklung des Kopfskeletts auf etwa 2 Seiten, die Entwicklung der Haut und ihrer Anhangsorgane auf reichlich einer Seite dargestellt werden mußte, so liefert das der Anthropologie noch nicht die Basis, auf der sie Erörterungen über Ausprägung von Rassenmerkmalen im Laufe der Ontogenese — etwa im Sinne der Arbeit von R. Hauschild über Unterschiede zwischen europiden und negriden Primordialkranien — unmittelbar anschließen kann. Dort aber, wo anthropologische Interessen sich mit medizinischen decken, weil rassische Differenzierungen nicht bekannt oder nicht zu erwarten sind, vor allem in der Proontogenese und Blastogenese, ermöglicht der „Grundriß" schnelle und widerspruchsfreie Orientierung.

H. Grimm, Breslau.

Hauschild, R.: *Rassenunterschiede zwischen negriden und europiden Primordialkranien des 3. Fötalmonats. Ein Beitrag zur Entstehung der Schädelform.* Z. Morph. XXXVI. 215—280, 1937.

An 3 Primordialkranien von Negerembryonen konnte eine Reihe von Merkmalen festgestellt werden, die von der europäischen Norm abweichen und bereits als Rassenmerkmale anzusehen sind: Sehr langes Planum basale, lange und schmale hintere Schädelgrube, spaltförmiges Foramen jugulare, großer Schädelbasiswinkel u. a. Die Arbeit zeigt damit die Fruchtbarkeit einer anthropologischen Entwicklungsgeschichte, die freilich noch in ihren ersten Anfängen steht. I. Schwidetzky, Breslau.

Becher, H.: *Anatomische Untersuchungen an eineiigen Zwillingsföten.* Verh. Anat. Ges. 43. Vers. Jena 255—267, 1936.

***de Beer, G. R.:** *The Development of the Vertebrate Skull.* 552 S., 143 Taf. Clarendon Press, Oxford 1937. ($ 10.00.)

Groth, W.: *Vergleichend-anatomische Untersuchung zur Frage der Entstehung des Warzenfortsatzes beim Menschen und den Menschenaffen.* Morph. Jb. LXXIX, 547 bis 599, 1937.

***Kromprecher, St.:** *Die Knochenbildung.* 143 S. G. Fischer, Jena 1937. (RM. 7.—; 12.—).

Wirth, A.: *Die Entstehung der Beugefurchen der menschlichen Hohlhand.* Z. Morph. XXXVI, 187—214, 1937.

Morphologie und Anatomie

Czortkower, S.: *Größe und Form des Kieferbogens und des Gaumens bei den verschiedenen europäischen anthropologischen Typen.* Korr.-Bl. f. Zahnärzte LXI, 137—144, 1937.

Verf. fand bei 6 der 10 Czekanowskischen Typen kennzeichnende Kiefer-, Gaumen- und Zahnformen, z. B. lang-ovalen Zahnbogen mit hochgewölbtem Gaumendach und langen schmalen Zähnen bei Nordischen, kurzen parabolischen Zahnbogen, flaches Gaumendach und kurze kräftige Schneidezähne bei Alpinen (Lapponoiden). Da keine Angaben über die Individuenzahl und die Häufigkeit der „kennzeichnenden" Formen bei den einzelnen Typen gemacht werden, kann der Leser die Schlüssigkeit der Befunde nicht beurteilen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Kopsch, Fr.:** *Die Nomina anatomica des Jahres 1895 (B. N. A.) nach der Buchstabenreihe geordnet und gegenübergestellt den Nomina anatomica des Jahres 1935 (I. N. A.).* 103 S., 2. verbesserte Auflage. Georg Thieme, Leipzig 1937. (Kart. RM. 2.50.)

Daß nach so kurzer Zeit von dieser listenmäßigen Zusammenstellung der anatomischen Namen bereits eine Neuauflage erscheint, beweist ihre Notwendigkeit. Einige Druck- und sachliche Fehler sind verbessert worden. G. Heberer, Tübingen.

Ploetz-Radmann, M.: *Die Hautleistenmuster der unteren beiden Fingerglieder der menschlichen Hand.* Z. Morph. XXXVI, 281—310, 1937.

Während bisher fast immer nur die Hautleisten des obersten Fingergliedes beobachtet wurden, werden hier die beiden unteren Glieder bearbeitet. Es wird vor allem eine Systematik der Mustertypen gegeben und ihre Häufigkeit bei 200 Berliner Schülern und Studenten mitgeteilt. Nach Zwillingsuntersuchungen ist die Erblichkeit von Muster und Leistenzahl anzunehmen. I. Schwidetzky, Breslau.

Schultz, A. H.: *Eruption and decay of the permanent teeth in primates.* Amer. J. phys. Anthrop. XIX, 489—581, 1935.

Seit vielen Jahren trägt der Verf. Baustein um Baustein zu einer vergleichenden Morphologie der Primaten zusammen. Diese Arbeit berücksichtigt außer den Anthropoiden noch 6 Genera der Catarrhinen und 5 Genera der Platyrrhinen. Untersuchungen an 2908 Schädeln gestatten eine genaue Festlegung der zeitlichen Abhängigkeiten in der Bildung des Dauergebisses. Darauf fußend können künftige Arbeiten an Primatenmaterial zum erstenmal streng vergleichbare Altersgruppen abgrenzen. — Die Neigung der Museen, möglichst „normale" Schädel mit vollständigem und gut erhaltenem Gebiß zu sammeln, bedingt Irrtümer in der Feststellung der Häufigkeit von Karies, Abszessen usw. Verf. gelangt durch Vergleich mit seiner eigenen Sammlung, die die Jagdbeute ausnahmslos bewahrt, zu einer Abschätzung dieser Fehlerquelle. Gute Abbildungen! Die Schultzschen Tabellen sind für künftige Untersuchungen unentbehrlich!

H. Grimm, Breslau.

***Wunderlich, H.:** *Fußuntersuchungen an Wettkämpfern der 11. Olympischen Spiele und an deutschen Sportsleuten.* 81 S. J. A. Barth, Leipzig 1937. (RM. 8.70.)

Neben interessanten orthopädischen und sportmedizinischen Befunden an 180 untersuchten Olympiakämpfern bringt die Arbeit einen neuen Hinweis auf die primäre Bedeutung der Rasse im Sport: selbst stärkste funktionelle Beanspruchung kann die Unterschenkel- und Fußformen nicht soweit verändern, daß ihre rassische Zuordnung unmöglich würde. Leider wurde die rassische Heterogenität innerhalb der verglichenen Völker kaum beachtet, so daß z. B. die bei den einzelnen nordafrikanischen und asiatischen Vertretungen festgestellte weitgehende Übereinstimmung der Formen noch nicht auf bestimmte rassische Komponenten zurückgeführt werden kann.

W. Klenke, Görlitz.

Bunak, V.: *Macro and microstructure of the upper eyelid during the period of growth.* Proc. Morph. Lab. For the Year 1934, 186, (russisch 173—185), 1937.

Kappers, J. A.: *Brain-bodyweight relation in human ontogenesis and the „indice de valeur cérébrale" of Anthony and Coupin.* Verh. K. Akad. Wetensch. Amsterdam XXXIX, 1019—1028, 1936.

Poll, H.: *Beiträge zu einer anthropologischen Daktylographie.* Biologia Generalis XII, 437—454; XIII, 175—218, 1937.

Rittmeister, J. F.: *Über die Affenfurche (Vierfingerfurche) mit besonderer Berücksichtigung der Mikrodegeneration und des Problems des Mongolismus.* Z. Anat. Entw.-Gesch. CVI, 276—314, 1936.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

Ehrhardt, A. und **Klemm, O.:** *Rasse und Leistung auf Grund von Erfahrungen im Felde der Eignungsuntersuchung.* Z. angew. Psychol. LIII, 1—18, 1937.

An ca. 1500 Personen Auswertung der Eignungsprüfung des Leipziger Arbeitsamtes unter rassenpsychologischen Gesichtspunkten, wobei aber über die Methode der Rassendiagnose kaum etwas gesagt wird. In der Gesamtleistung (12 Versuche) ergab sich folgende Reihenfolge: Fälische und Mediterrane, Nordische, Osteuropide, Alpine, Dinarier. n, f und m zeigten die besten Leistungen bei „gestaltender Arbeit", a und d in den „Leistungen der Arbeitshand", o in „einfacher geistiger Arbeit". Weitere Angaben über das Verhalten bei einzelnen Versuchen und das Verhalten von Rassenmischtypen.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Grindley, G. C.:** *The Intelligence of Animals.* 70 S. Methuen & Co., London 1937. (2 s. 6 d.)

Die kurzen, aber stets zutreffenden Darlegungen umfassen das gesamte Tierreich, beginnend mit den Protozoen und endend bei den Anthropoiden. Es wird erörtert, inwieweit jeweils von Instinkten und triebmäßigen Handlungen und von Verstand, Einsicht und Lernen zu reden sei.

F. Alverdes, Marburg.

***Hellpach, H.:** *Einführung in die Völkerpsychologie.* 178 S. Enke, Stuttgart 1938. (Geh. RM. 8.—; Lwd. RM. 9.—.)

Das Wesentlichste der Ergebnisse und Fragestellungen moderner völkerpsychologischer Besinnung in knapper Fassung darzubieten, ist die Absicht dieses Buches. Dabei wird der Begriff der Völkerpsychologie bewußt über den Bereich der früher allein in ihr berücksichtigten Materialien primitiven Lebens hinaus erweitert und ihr Gegenstand in einer Gesamtbetrachtung der psychologischen Probleme aller völkerwissenschaftlichen Bereiche gesucht. Das Ergebnis ist eine umfassende psychologische Lehre vom Leben volkhaften Daseins, die nacheinander das Volk behandelt als „Naturtatsache", als „geistige Gestalt", als „Willensschöpfung". Die sorgsame, klug abwägende und umfassende Erörterung der vielfältigen damit umschriebenen Probleme gibt ein eindrucksvolles Bild von der Reichweite und der positiven Bedeutung der psychologischen Sichtweise in diesem Fragenbereich. Das Buch kann vor allem auch jedem warm empfohlen werden, der eine wirklich tieferschürfende Einführung in dies so hoch bedeutsame Bereich wissenschaftlicher Forschung sucht. Die Benutzbarkeit wird durch ein ausgezeichnet durchgearbeitetes Sachverzeichnis ganz erheblich erhöht.

B. Petermann, Hamburg.

***Rothacker, E.:** *Die Schichten der Persönlichkeit.* 107 S. J. A. Barth, Leipzig 1938. (Br. RM. 7.20.)

In der losen Form eines erweiterten Vortrages und einer Reihe einzelner Nachträge versucht das Buch, die Tragfähigkeit des psychologischen Schichtenansatzes für den Zusammenschluß vielfältiger bisher verstreuter Forschungsmaterialien zu erweisen. Das Aufbauschema, das der Verfasser entwickelt, ist durch die Stichworte Vitalschicht, Ichfunktion und Personschicht umrissen. Die mannigfaltigen Einzelerwägungen, die sich in diesen Rahmen einfügen, sind in vieler Hinsicht anregend und belehrend. Ein wertvoller Beitrag zur Fortführung der Bemühungen um eine wirklich lebensgerechte Seelenlehre. (Zum Sachlichen vgl. meine Stellungnahme in meinem Buch „Wesensfragen seelischen Seins" 1938, Barth, Leipzig.)

B. Petermann, Hamburg.

***van Scheltema, F. A.:** *Die geistige Wiederholung. Der Weg des Einzelnen und seiner Ahnen.* Mit 32 Kunstdrucktafeln. 294 S. Bibliogr. Institut, Leipzig.

Der bekannte Gelehrte unternimmt den kühnen Versuch, das „biogenetische Gesetz": die Ontogenie, eine verkürzte Wiederholung der Entwicklungsgestalten der Phylogenie, an der geistigen, geschichtlichen, kulturellen Entwicklung als gültig aufzuzeigen. Es soll z. B. entsprechen: der Tierreihe und dem Homo bis zur ersten Geräteverwendung die embryonale und das erste Lebensjahr ausfüllende Einzelentwicklung; der Jungsteinzeit bis ans Mittelalter heran (sog. „A-Epoche der Menschheit") die Kindheit vom 3. Jahre bis an die Pubertät heran; dem Mittelalter das Jugendalter; der Neuzeit die „Reife". Der Gefahr einer willkürlichen Analogienspielerei ist der Verf. nicht erlegen, das muß rühmend hervorgehoben werden; er ist überhaupt flinken Hypothesen gegenüber, die leider in der vorgeschichtlichen Forschung sich allzu breitmachen, von erfreulicher Reserve (so z. B. S. 9 die ausgezeichneten Bemerkungen über religiöse Ausdeutung von Gräberfunden!) Überhaupt gehört er zu den seltenen Autoren von wirklich religiöser Fassungskraft und Einfühlsamkeit. Schade, daß der Ausblick auf die reifen Lebensstufen (die durchaus Entwicklungen, keineswegs bloße „Ausbaue" und „Rückbildungen"

bedeuten) so skizzenhaft knapp gehalten ist. Die Eidesen-Parallele zwischen realistischen Felszeichnungen und Knabeneidese stimmt zeitlich keinesfalls; die typische Einzeleidese fällt ja in die Prä- und Hochpubertät. Muß man auch vielem einzelnen widersprechen, so nimmt das Werk doch verdienstlicherweise ein Phänomen erneut auf, „an dem etwas ist" und das für alle Kulturwissenschaften einschließlich der Universalgeschichte eine größere Tragweite besitzt, als zunftenge Historiographie wiederholt, z. B. einem Lamprecht, hat zugeben wollen. Nur werden solche Entsprechungen, als biologische, schwerlich je einem glatten Schema sich einfügen. W. Hellpach, Heidelberg.

***Simoneit, M. u. a.:** *Leitgedanken zur psychologischen Erforschung der Persönlichkeit.* 67 S. Bernard und Graefe, Berlin 1937. (Br. RM. 3.—.)

Eine Sammelschrift von vier Beiträgen zur methodischen Klärung der heerespsychologischen Verfahren praktisch-menschenkundlicher Begutachtung. Sie gibt nacheinander eine grundsätzliche Standpunktsbestimmung über den Begriff einer psychologischen Symptomenlehre, eine Besinnung über die Bedeutung des Anlagehaften im Gesamtaufbau des Psychischen, eine Gesamtschematik des Bestandes psychologischer Beschreibungsbegriffe zur Vereindeutigung des Sprachgebrauchs und endlich eine zusammenfassende Darstellung der Gesichtspunkte für die Art der Abfassung psychologischer Gutachten im besonderen Hinblick auf die Forderungen der Praxis der Heerespsychologie.

B. Petermann, Hamburg.

Hofstätter, P. R.: *Tatsachen und Probleme einer Psychologie des Lebenslaufs.* Z. angew. Psychol. Charakterkde. LIII, 273—333, 1938.

***Rohracher, H.:** *Kleine Einführung in die Charakterkunde.* 168 S., 3. Aufl., B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1937. (RM. 2.80).

***Schultze, E.:** *Meeresscheue und seetüchtige Völker.* Forsch. Fortschr. XIII, 277—278, 1937.

Wittlich, B.: *Wörterbuch der Charakterkunde.* Nach der Charakterkunde von Ludwig *Klages.* 44 S., J. A. Barth, Leipzig 1937. (RM. 2.—.)

Rassenlehre und Rassenpolitik

***Mangold, E. K. B.:** *Frankreich und der Rassegedanke. Eine politische Kernfrage Europas.* 152 S. J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1937. (RM. 3.60, geb. 4.80.)

Wieder ein Buch, das dem bisher etwas vernachlässigten Problem Frankreich und der Rassegedanke nachgeht. Es bedeutet eine erfreuliche Bereicherung nicht nur für den Rassenforscher, sondern für alle an Frankreichs Geschichte und Wesenheit Interessierte. In 4 großen Kapiteln werden nacheinander die Rassengeschichte der französischen Nation, seine geistespolitische Verfassung, seine Kolonialpolitik und die Gesetze der traditionellen französischen Politik an einer Fülle von Einzelmaterial aufgezeigt; eine reichhaltige Bibliographie beschließt das Ganze. Am interessantesten erscheint das 2. Kapitel, in dem die Auseinandersetzung der großen Franzosen seit Descartes mit dem Rassengedanken wohl erstmalig zusammengestellt, und die Ausgestaltung der französischen National- und Zivilisations-Ideologie bis auf Rom und das Christentum verfolgt wird. Hier hätten die rassischen Deutungsversuche seit den Tagen der Renaissance (Mensch = Produkt von Klima und Bodenbeschaffenheit) an Persönlichkeiten wie Bodin, Bouhours, Maillet und anderen erwähnt werden können, da ihre mit Hilfe antiker Kenntnisse gebildeten Vorstellungen bei Montesquieu und seinen Nachfolgern weiterleben. Grundsätzliche Probleme wie die Bedeutung der Reformation, der Rassenverschiebung und der Aufklärung werden in Mangolds Buch besonnen überprüft, aber die germanische Grundlagen der Aufklärung durch das „Ursprungsland" England zu erhärten, ist ein Irrtum, der auf der alten Theorie der — überschätzten — Bedeutung Englands für diese Frage beruht. Tatsächlich hat sich die Aufklärung aus älteren religiösen Kämpfen seit Reformation und Humanismus in Auseinandersetzung mit der Antike in Frankreich selbst entwickelt. Eher hätte Verf. auf die radikale Dynamik der französischen Aufklärung durch Persönlichkeiten mit nachweisbar germanischer Abstammung, wie Helvétius, Grimm, Holbach hinweisen können. — Ob die Schlußfolgerung, die eine Erneuerung Frankreichs aus der aktiven Entfaltung der guten rassischen Kräfte erwartet, die durch ein geistiges System erstickt sind, verwirklicht werden kann, wird die Zukunft lehren.

F. Neubert, Breslau.

N. N.: *Races et racisme. Bulletin du groupement d'étude et d'information.* I, 1—4. Paris 1937. (1 an: 5 Francs.)

Diese neue Zeitschrift, herausgegeben von einer Vereinigung gleichen Namens (Statuten am Ende des 1. Heftes) setzt sich zum Ziel, die französische Öffentlichkeit laufend über Stand und Entwicklung der Rassenlehre in den verschiedenen Ländern zu unterrichten. Leider geht sie dabei aus von dem Gespenst der Welteroberungspläne der Deutschen, deren Instrument der Rassengedanke sein soll, gegen den die zivilisierte Welt geschützt werden müsse. Dieser vorgefaßten Meinung wird der Versuch einer wissenschaftlichen Begründung nur locker umgehängt (erstes Ziel ist nach den Statuten die wissenschaftliche Erforschung des Rassenbegriffs und der Rassenlehre, zweites aber bereits, „mit

allen gesetzlichen Mitteln gegen die Verbreitung dieser Lehren zu kämpfen", die doch erst erforscht werden sollen!). Die meisten Artikel befassen sich natürlich mit Deutschland. Hier werden vielfach auch die Quellen zitiert, so daß sich ein unvoreingenommener Leser vielleicht selbst eine Meinung bilden könnte, wenn die verantwortlichen Stimmen von den unverantwortlichen getrennt wären (es wird z. B. auch das in Deutschland verbotene Buch von Gauch zitiert). Wenn aber sogar die italienische Kolonialpolitik, die eine reinliche Scheidung zwischen Weißen und Farbigen fordert und die soziale Absonderung der Neger in U.S.A. als Vorurteile angesehen werden („les Français n'ont pas ce préjugé"), so scheint eine Brücke zum Verständnis des Rassengedankens von dieser Zeitschrift aus allerdings unmöglich.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Schrieke, B.:** *Alien Americans. A study of race relations.* 209 S. The Wiking Press, New York 1936. ($ 2.50.)

Der Verfasser, langjähriger Regierungsbeamter, Professor usw. in Holländisch-Ostindien, hat, einer Einladung des Julius-Rosenwald-Fund folgend, ein Jahr lang in den Vereinigten Staaten von Amerika Aufenthalt genommen, um die Negerfrage zu studieren. Das vorliegende Buch ist der Niederschlag dieser Studien. Der Verfasser sieht die Lösung der hauptsächlich den Süden der Vereinigten Staaten betreffenden Negerfrage, die durch den Niedergang der Baumwollkultur in den Vereinigten Staaten in ein kritisches Stadium getreten sei, in der Schaffung eines Weiß und Schwarz gleichberechtigenden, unabhängigen Kleinbauernstandes; andernfalls erwartet er schwere, auf die ganze Welt zurückwirkende Rassenkonflikte. Dieser Hauptteil der Schrift wird eingeleitet durch Abhandlungen über Geschichte und soziales Antlitz der chinesischen, japanischen, mexikanischen und indianischen Frage in den Vereinigten Staaten. Die Grundhaltung des Verfassers, der der Rassenvermischung das Wort redet, wird wohl weder in Amerika, noch sonstwo die Zustimmung der Mehrheit der Leser finden.

W. Winkler, Wien.

***Živković, Lj.:** *Ljudsko društvo i rasna teorija. (Die menschliche Gesellschaft und die Rassentheorie.)* Serbokroat. 231 S., Bibl. Znanstvena knjiga (2), Zagreb 1937. (Geh. Din 20.—, geb. Din 30.—.)

Das Buch will die Entwicklung des Menschen durch die gesellschaftliche Arbeit erklären. Autor sagt, daß die Erklärung der Menschwerdung nicht Aufgabe der Biologie sei, sondern der Soziologie. Die meisten anthropologischen Autoren werden gemeinhin als „Rassisten" verpönt. Gegenüber den Rassenunterschieden werden Klassenunterschiede als Dogma aufgestellt. Objektive Wissenschaft wird demagogisch negiert und lächerlich gemacht. Es gibt nur eine Klassenwissenschaft und so werden die Tatsachen der menschlichen Entwicklungsgeschichte sehr vereinfacht und ganz dogmatisch-marxistisch ausgelegt. Autor ist offenbar Dogmatiker der „zweiten Bibel", des Marxschen „Kapitals". Die objektive Wissenschaft sieht ihre Feinde nicht in „den Bibeln", sondern in den dogmatischen Bibelauslegern, gleich aus welchem weltanschaulichen Lager sie kommen.

B. Škerlj, Ljubljana.

***Champley, H.:** *White Women, Coloured Men.* 319 S., John Long, London 1936. (18 s.)

Cogni, G.: *Das italienische Volk und die Rasse.* Forsch. Fortschr. XIII, 309—310, 1937.

***Frank, W.:** *Deutsche Wissenschaft und Judenfrage.* 51 S. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1937. (Geh. RM. 1.50.)

v. Hellmer-Wullen, H.: *Rassenchaos und Negerproblem in Amerika.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXI, 28—33, 1937.

***Jung, E.:** *Das Judentum in der Rechtswissenschaft.* Bd. 8: *Rechtsquellenlehre und Judentum.* 44 S. Deutscher Rechtsverlag, Berlin o. J. (1937).

Labouret, H.: *Nationalisme, autonomisme ou racisme en Afrique tropicale.* L'Afrique Franç. XLVII, 187—192, 1937.

Labouret, H.: *Le mouvement pan-nègre aux Etats-Unis et ses répercussions en Afrique.* Polit. Etrangère II, 312—321, 1937.

v. Leers, J.: *Das Rassenproblem in der südamerikanischen Literatur.* Dtsch. Med. Wschr. LXIII, 799—801, 1937.

Mangold, E.: *Die Rassenfrage im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts.* Ziel und Weg VII, 221—222, 1937.

Obermüller, Ch.: *Mexiko und das Erwachen der indianischen Rasse.* Nation im Aufbau V, 1—10, 1937.

***Rilk, O.:** *Das Judentum in der Rechtswissenschaft.* Bd. 9: *Judentum und Wettbewerb.* 28 S. Deutscher Rechtsverlag, Berlin o. J. (1937).

Methode

***Mollison, Th.:** *Spezielle Methoden anthropologischer Messung.* Handbuch biol. Arbeitsmeth. VII. Methoden der vergleichenden morphologischen Forschung, Teil 2, 523—682. Berlin-Wien 1938. (RM. 9.—.)

„Es ist nicht beabsichtigt, hier die Vorteile oder Nachteile der verschieden angewendeten Methoden gegeneinander abzuwägen, sondern diejenigen Methoden, die sich bewährt haben, in möglichst knapper und anschaulicher Weise zur Darstellung zu bringen." — Nach einer Beschreibung der wichtigsten Instrumente werden ausführlich zunächst die Messungen am Lebenden, dann die an Schädel und Skelett geschildert. Photographieren, Zeichnen, plastische Nachbildung und statistische Aufarbeitung werden ganz kurz behandelt. Bemerkenswert sind die zahlreichen Abbildungen, die das Abnehmen jedes wichtigeren Maßes veranschaulichen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Schulz, B.:** *Methodik der medizinischen Erbforschung. Unter besonderer Berücksichtigung der Psychiatrie.* 189 S. 16 Abb., 1 Verwandtschaftstafel. G. Thieme, Leipzig 1936. (Geh. RM. 10.50, geb. RM. 12.—.)

Das Buch bringt eine allen Anforderungen gerecht werdende Anleitung, wie eine medizinische Erbforschung methodisch einwandfrei und möglichst zweckmäßig durchgeführt und das gewonnene Beobachtungsgut mit Hilfe der üblichen mathematisch-statistischen Methoden ausgewertet wird. Die zahlreichen Beispiele sind vorwiegend dem Bereich der psychiatrischen Erbforschung entnommen, können aber unschwer auch als Vorbild für andere medizinische Disziplinen Anwendung finden. Daß der Verfasser als praktisch tätiger Erbforscher weitgehend von eigenen persönlichen Erfahrungen ausgeht, erhöht den Gebrauchswert des Buches bei allen Unklarheiten eigener Forschungstätigkeit.
M. Werner, Frankfurt a. M.

***Schultz, B. K.:** *Taschenbuch der rassenkundlichen Meßtechnik.* 102 S. J. F. Lehmann, München 1937. (RM. 8.—, bzw. 6.—.)

Verf. führt im 1. Teil auf kleinstem Raum etwa 50 anthropometrische Geräte — auch viele osteometrische Hilfsmittel, darunter Spezialanordnungen wie Mollisons Mikroperigraph — vor. Jeweils ist angegeben, wo nähere Beschreibung in der Literatur zu finden ist. Die Zitate beziehen sich aber meist auf das Apparatetechnische. Tatsächlich möchte der Benutzer doch mehr wissen, als daß z. B. mit dem Mandibulometer nach Reche „die Bestimmung mehrerer Unterkiefermaße gut möglich" ist! So darf man anregen, daß eine spätere Auflage auch angibt, wo die Definition der zugehörigen Meßpunkte usw. im Martinschen Lehrbuch zu finden ist. Im 2. (somatometrischen) Teil ist das bereits geschehen. Dieser leidet überhaupt weniger unter der Kürze des Textes, weil 33 gute Abbildungen nach lebendem Modell die Abnahme von 55 Maßen illustrieren. Den ausdrücklichen Hinweis, daß Meßtechnik, wenn sie zuverlässig sein soll, von Hand zu Hand weitergegeben werden muß, vermißt man, wenngleich aus dem Vorwort hervorgeht, daß das Buch in Verbindung mit einem Meßkurs gebraucht werden soll. Unter diesen Umständen ist es ein reichhaltiger Berater. H. Grimm, Breslau.

Stołyhwo, E.: *La méthode des coupes de corrélation et son rôle dans l'analyse des populations.* S.A.S. Nr. 4, 1—22, 1937.

Verf. legt hier die zusammen mit K. Stołyhwo ausgearbeitete „Segregationsmethode" oder „Methode der Korrelationsschnitte" in ihrer neuesten Gestalt vor. Sie fußt auf der Voraussetzung, daß die Merkmale, die die Rassenelemente kennzeichnen, eine ausgeprägte Tendenz zu gemeinsamem Auftreten zeigen, die — und zwar in jeder Bevölkerung — aus den Korrelationen erkannt werden kann. Die Frage, welchen Merkmalen in der betreffenden Population besonderer differentialdiagnostischer Wert zukommt, und den Merkmalsstufen für die zunächst ausgesonderten Kombinationstypen (die aber nicht den Lebzelterschen entsprechen) werden die Frequenzkurven zugrundegelegt (wogegen man skeptisch sein muß und wofür mindestens, wie in dem angegebenen Beispiel, eine Individuenzahl von 30 kaum ausreichen dürfte). Verf. gibt selbst an, daß das Verfahren umständlich und zeitraubend ist, daß aber die Exaktheit der Ergebnisse die Mühe rechtfertige. So wird man erst nach dem Erscheinen der angekündigten praktischen Anwendungen auf polnische Bevölkerungen die Methode wirklich beurteilen können.
I. Schwidetzky, Breslau.

Breitinger, E.: *Vergleichbare Verteilungsbilder (Frequenzpolygone).* Anthrop. Anz. XIII, 282—291, 1937.

***Brelot, M.:** *Sur l'influence des erreurs de mesure en statistique et biométrie.* Bull. des Travaux publiés par la Station d'Aquiculture et biométrie. Bull. des Travaux publiés par la Station d'Aquiculture et de pêche de Castiglione. 32 S. 1937.

***Burn, J. H.:** *Biological Standardization. (Oxford Medical Publications.)* 288 S., Oxford University Press. London 1937. (21 s.)

Fisher, R. A.: *Professor Karl Pearson and the method of moments.* Ann. Eug. VII. 303 bis 318. 1937.

Jenss, R. M. and **Bayley, N.:** *A mathematical method for studying the growth of a child.* Hum. Biol. IX, 556—563, 1937.

***Hill, A. B.:** *Principles of Medical Statistics.* 171 S. The Lancet, London 1937. (6s net.)

***Kinsey, A. C.:** *Methods in Biology.* 279 S., J. B. Lippincott Co., Chicago 1937. ($ 2.50.)

4. Historische Anthropologie

(Abstammungslehre — Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Geschichte der Anthropologie und Naturwissenschaften

***v. Eickstedt, Frhr. E.:** *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit.* I. Bd.: *Die Forschung am Menschen.* 2. u. 3. Lfg. (Bogen 9—22). Verlag Enke, Stuttgart 1937—38. (RM. 8.— u. 6.60.)

Der erste Hauptteil der „Forschung am Menschen" („Voraussetzungen und Grundbegriffe", vgl. Ref. Z. Rassenk. VII, 94) schließt mit einer Übersicht über „die heutige Anthropologie". Deren Inhalt wird in der knappsten Fassung als „Formenkunde der Hominiden" bestimmt, wobei (was angesichts mancher Mißverständnisse notwendig erscheint) ausdrücklich betont wird, daß Formenkunde nicht identisch ist mit „Morphologie", sondern selbstverständlich auch z. B. die Frage nach Ursache und Entstehung der Form (Erbbiologie, Abstammungskunde) mit umfaßt, und daß Form als lebendige Form nicht nur ein äußeres Körperbild, sondern auch Funktion und Verhalten besitzt. — Im Rahmen der so abgegrenzten Anthropologie werden dann die heutigen Forschungseinrichtungen und Forscher mit ihren unmittelbaren Vorgängern in den letzten beiden Generationen für alle Kulturländer der Erde geschildert. Zahlreiche führende Köpfe und Institute erscheinen dabei auch im Bild. — Ebenso neu ist die „Geschichte der Forschung am Menschen", die im 2. Hauptabschnitt dieses Gegenwartsbild historisch deutet, und die weit über die bisherigen Ansätze zu einer Geschichte des Faches hinausgreift. Nicht nur zeitlich und räumlich ist der Rahmen weitgespannt: die Forschung und die Forscher am Menschen sind auch hineingestellt in die gesamte geistige Lage ihrer Zeit und ihres Volkes, so daß man fast von einer Kulturgeschichte unter anthropologischen Gesichtspunkten sprechen könnte. Auch für den engeren anthropologischen Kreis ist viel Neues zutage gefördert worden, so die überraschend zahlreichen Ansätze im 16. und 17. Jahrhundert und das Heraustreten einer „großen klassischen Zeit" der Anthropologie, die neben Naturwissenschaftern wie Blumenbach und Soemmering, auch die führenden Geister der Zeit (Kant, Herder, Goethe, Rousseau, Voltaire) als für die Forschung am Menschen bedeutsam erweist. Der geschichtliche Teil ist besonders reich bebildert. I. Schwidetzky, Breslau.

***Haedicke, W.:** *Die Gedanken der Griechen über Familienherkunft und Vererbung.* 162 S., Akademischer Verlag, Halle 1937.

Diese gründliche Arbeit eines Philologen gibt nicht nur eine Darstellung der Wertung der Vererbung bei den Griechen, die vor allem im Adelsgedanken ihren Niederschlag findet, sondern sie enthält auch eine Fülle weiterer Notizen über das Wissen der Griechen von der Biologie des Menschen und ist damit ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Anthropologie überhaupt. Ausführlich wird behandelt die Dichtung von Homer bis Euripides, ferner in einem besonderen Abschnitt Platon, während Aristoteles keine geschlossene Behandlung erfährt und die nachplatonische Philosophie, die keine wesentlich neuen Gedanken mehr hervorbrachte, nur im Ausblick gestreift wird.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Oesterle, F.:** *Die Anthropologie des Paracelsus.* 151 S.

***Müller, G.:** *Die Anthropologie des Carl Gustav Carus.* 162 S.
Beides: Neue Deutsche Forschungen, Abt. Charakterologie, Psychologische und Philosophische Anthropologie Bd. 5 bzw. 150. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1937. (RM. 6.50 und 7.—.)

Von moderner biologisch-psychologischer Warte geschriebene Würdigungen zweier genialer deutscher Naturforscher, sicherlich nicht bloße Wissenschaftshistorie, sondern lebendiges Anliegen. Der eine wird daraus entnehmen, warum die Biologie jenen Weg gehen mußte, den sie über Paracelsus und Carus hinaus tatsächlich gegangen ist: der andere wird bei diesen deutschen Meistern reinere Quellen und Auswege aus dem suchen, was ihm an der neueren Wissenschaftsentwicklung Irrweg zu sein scheint. Wissen soll aber jeder von uns wie er zur idealistisch-vitalistischen älteren deutschen Biologie steht. Angemerkt sei, daß besonders das Bild des Paracelsus schwankt und Oesterle vorwiegend den modernen, andere aber vorwiegend den mittelalterlichen Menschen in ihm darstellen. F. Keiter, Hamburg.

Crow, W. B.: *Periodicity in classification.* Scientia LXIII, 135—143, 1938.

***Jablonski, W.:** *Goethe e le scienze naturali.* 290 S. Gius. Laterza & Figli. Bari 1938. (L. 22.)

v. Klinckowstroem, Graf C.: *Aus den Kindertagen der Urgeschichtsforschung.* Umschau XLI, 12—13, 199—200, 1937.

N. N.: *Giuseppe Sergi.* Riv. Antrop. XXXI, V—XLVII, 1935—1937. (Nachrufe und Bibliographie.)

Tammes, T.: *Die Bedeutung von Dr. Maria Anna van Herweden für die Genetik und Eugenik.* Genetica XVIII, 3—9, 1936.

Geschichte

***Fahrenkrog, R. L.:** *Europas Geschichte als Rassenschicksal. Vom Wesen und Wirken der Rassen im europäischen Schicksalsraum.* 440 S., 33 Abb. Hesse & Becker, Leipzig 1938. (RM. 6.50 Lw.)

Der Sammelband versucht in klaren kulturwissenschaftlichen Gedanken eine Wesensbeurteilung des europäischen Geschichtsablaufs vom Blickpunkt der Rassenforschung und Völkerbiologie, als Baustein zur werdenden neuen Geschichtsauffassung, die im Unterschiede zu überwundenem Schein-Idealismus die ewigen biologischen und geistigen Kräfte der Menschen ins rechte Gleichgewicht setzt. Rassenschichten und Kulturkreise werden sorgfältig ausgesondert. Das Buch ist geschichtlich-geographisch, rassenkundlich und kulturphilosophisch wertvoll. H. Hochholzer, Wien.

***Kötzschke, R. und Ebert, W.:** *Geschichte der ostdeutschen Kolonisation.* 251 S. Bibliographisches Institut A.G., Leipzig 1937. (RM. 5.80.)

Das Buch füllt durch die zusammenfassende und zuverlässige Darstellung eines der wichtigsten Vorgänge der deutschen Bevölkerungsgeschichte eine ausgesprochene Lücke unseres Schrifttums aus. Wenn auch die Neuzeit mit einbezogen ist, so liegt doch das Schwergewicht naturgemäß auf der mittelalterlichen Kolonisation, und hier wiederum auf der eigentlichen Siedlungs- und Wanderungsgeschichte, während die rechts-, wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Voraussetzungen und Folgen nur anklingen. (Nur die Siedlungsformen sind ausführlicher behandelt.) So sind aus dem geschichtlichen Gesamtbild gerade jene Züge herausgehoben, die für die Forschung am Menschen von besonderem Interesse sind. I. Schwidetzky, Breslau.

***N. N.:** *Forschungen zur Judenfrage.* 1. u. 2. Bd. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1937. (Bd. I RM. 12.— bzw. 13.50; Bd. II 13.50 bzw. 15.—.)

In zwei stattlichen Bänden werden hier die Sitzungsberichte und Vorträge der ersten beiden Arbeitstagungen der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland vorgelegt, deren Aufgabe der Leiter Dr. Grau schon früher umriß (vgl. Z. Rassenk. IV, 332, 1936). Es ist einer der deutschen Ansätze zu einer biologischen Ausrichtung nicht nur der Geschichtsdeutung, sondern auch der Geschichtsforschung, für die das Streben nach Synthese zwischen klarer nationaler Haltung und sauberer wissenschaftlicher Arbeit kennzeichnend ist. — Neben den im engeren Sinn biologisch interessierenden Beiträgen (z. B. Kittel: Das Konnubium mit Nichtjuden im antiken Judentum, ferner ein Beitrag von v. Verschuer) stehen eine Reihe historischer und damit auch rassenhistorischer Beiträge (Kuhn: Weltjudentum in der Antike, Bogner: Judenfrage in der griechisch-römischen Welt u. a.) und eine große Anzahl solcher, die durch die kulturgeschichtliche oder psychologische Analyse einzelner Persönlichkeiten, Werke oder Geistesgebiete als Vorarbeiten zu einer Rassen- und Volkspsychologie der Juden angesehen werden können. I. Schwidetzky, Breslau.

***Reischauer, R. K.:** *Early Japanese History (c. 40 B.C.—A.D. 1167).* Part A XIII u. 405 S.; Part B 249 S., 17 Karten und Pläne. Princeton University Press, Princeton, New Jersey 1937. ($ 7.50.)

Der Titel dieses Werkes entspricht nicht ganz dem Inhalt. Er hätte lauten sollen: Glossar oder Wegweiser zu einer japanischen Frühgeschichte (wenn man die Zeit bis 1167 n. Chr. noch als Frühgeschichte gelten lassen will). Der 1. Teil enthält zwar auf 76 Seiten einen kurzen Abriß der Geschichte des angegebenen Zeitraumes, aber alles übrige besteht aus Verzeichnissen von Regierungsnamen, sowie Verfassungs- und Verwaltungs-Systemen, einer ausführlichen Chronik, nach Jahren und Monaten geordnet, aus Karten und Plänen (im 2. Teil), Stammbäumen und genauen Indizes mit den chinesischen Zeichen. Das Ganze ist ein vorzügliches Hilfsmittel für ein genaueres Quellen-Studium der japanischen Geschichte. Hoffentlich wird das Werk fortgesetzt.
O. Franke, Berlin.

***Almagià, R.:** *I primi esploratori dell'America.* 516 S. La Libreria dello Stato (for Ministero degli Affari Esteri), Roma 1937. (L. 250.)

Ammann, H.: *Die Bevölkerung der Westschweiz im ausgehenden Mittelalter.* Festschr. f. Friedrich Welti. 390—447, Aarau 1937.

Aubin, H.: *Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung.* Dtsch. Arch. Landes-Volksforsch. I, 37—70, 1937.

Ciccolini, G.: *Immigrato lombardi in Bal di Sole nei secoli XIV, XV e XVI.* Contributo alla storia delle miniere solandre. Arch. stor. lomb. LXII, 378—432, 1936.

Herrmann, A.: *Triton und die hellfarbigen Libyer.* Rheinisches Museum f. klass. Philologie. S.A. 27 S., 1937.

***Niven, C. R.:** *A Short History of Nigeria.* 262 S. Longmans, Green & Co., London 1937. (3 s 9 d.)

Olbricht, K.: *Wie groß war die Zahl der Germanen?* Altschl. Bl. XII, 127—131, 1937.

***Vasiliev, A. A.:** *The Goths in the Crimea.* 292 S. The Mediaeval Academy of American, Cambridge/Massachusetts 1936. ($ 4.00.)

Wittram, R.: *Historismus und Geschichtsbewußtsein.* Hist. Z. XLVII, 229—240, 1937.

Zechlin, E.: *Die Ankunft der Portugiesen in Indien, China und Japan als Problem der Universalgeschichte.* Hist. Z. CLVII, 491—526, 1938.

Bevölkerungskunde und Volkskörperforschung

***Cleland, W.:** *The population problem in Egypt.* A study of population trends and conditions in Egypt. XII u. 134 S. Science Press Printing Company, Lancaster / Pensylvania 1936. ($ 1.75, 1.50.)

Nach einer den ägyptischen Bevölkerungszahlen des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gewidmeten Einleitung behandelt der Verf., ein Amerikaner, in einer Reihe von Kapiteln den Bevölkerungsstand und die Bevölkerungsentwicklung, Geburtenhäufigkeit und Sterblichkeit in Ägypten im 20. Jahrhundert. Neben diesen bevölkerungsstatistischen Teil stellt er eine Betrachtung der wirtschaftlichen Lebensverhältnisse des ägyptischen Landmannes, der herrschenden Gesundheitsverhältnisse und behandelt schließlich die Frage, ob Ägypten übervölkert sei, in bejahendem Sinne. Als Hilfsmittel dagegen sieht er entweder Vermehrung der Produktivkräfte des Landes oder Einschränkung der Geburten an. Der Ernst, mit dem das ägyptische Bevölkerungsproblem behandelt ist, stellt den Verf. jenseits des Verdachtes, leichtfertig oder aus Grundsatz die Geburtenbeschränkung zu befürworten.

W. Winkler, Wien.

***N. N.:** *The Annals of the American Academy of Political and Social Science CLXXXVIII, November 1936.*

Aufsätze über Bevölkerungsfragen in U.S.A., die einerseits die gegenwärtigen Kenntnisse zusammenfassen, andrerseits auf offene Fragen aufmerksam machen sollen. Die letzteren betreffen weniger die wirtschaftlich-statistische als die biologische Seite der Bevölkerungswissenschaft, die etwa durch den ausgezeichneten Aufsatz von R. Pearl: „Biological factors in fertility" umschrieben wird. Mit Bezug auf die anthropologische Forschung wird gesagt: „the students of population will watch with interest for developments in this field." — Für die vergleichende Volkskörperkunde liefern viele Tabellen und graphische Darstellungen eine Fülle bereits aufbereiteten Materials.

H. Grimm, Breslau.

Ramneanțu, P.: *Problema căsătoriilor mixte în orașele din Transilvania în perioada dela 1920—1937.* Bul. Eug. Biopol. VIII, 317—338 (franz. Résumé S. 338), 1937.

Der Anteil völkischer Mischehen in den siebenbürgischen Städten ist beträchtlich: 30% Rumänen, 17,7% Ungarn und 28.9% Deutsche heiraten Angehörige eines anderen Volkstums. (Bei den Rumänen vorwiegend die Männer, bei den Ungarn vorwiegend die Frauen.) Nur die Juden zeigen mit 7.4% Mischehen einen relativ geschlossenen Heiratskreis.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Szulc, St.** u. a: *Zagadnienia demograficzne Polski. Ruch naturalny ludności w latach 1895—1935* (Problèmes démographiques de la Pologne). 208 S. Statystyka Polski. Ser. A. XLI, Warschau 1936.

Dieser Band gibt die erste eingehende amtliche Darstellung der Bevölkerungsverhältnisse im Gebiet des heutigen Polen. Der Hauptteil (St. Szulc) stellt Bevölkerungsbewegung und Gliederung (Zahl, Geschlecht, Beruf) dar, ein zweiter Teil (Szulc) untersucht die Zuverlässigkeit der statistischen Aufnahmen, ein dritter schließlich (Fogelson) gibt eine Statistik der Mehrlingsgeburten (Häufigkeit, Verhältnis von EZ : ZZ, Geschlechtsverhältnis, Verteilung auf Altersklassen der Eltern, auf Konfessionen, Teilgebiete usw.) mit umfangreichem internationalem Vergleichsmaterial.

I. Schwidetzky, Breslau.

Brandt, H.: *Über Veränderungen des Heiratsalters sowie seine Beziehungen zur Kinderzahl.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXI, 412—420, 1937.

Ciocco, A.: *Variation in the sex ratio at birth in the United States.* Hum. Biol. X, 36—64. 1938.

Csallner, A.: *Die Mischehen in den siebenbürgischen Städten und Märkten.* Auslandsdeutsch. Volksforsch. I, 225—255, 1937; II, 14—36, 1938.

***van Heek, F.:** *Chineesche Immigranten in Nederland.* 113 S. J. Emmering, Amsterdam 1936.

Hennings, C. R.: *Die Japaner in Brasilien.* Auslandsdtsch. XXI, 70—71, 1938.

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

Lebzelter, V.: *Eine rassenkundliche Übersichtsaufnahme des Burgenlandes.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 294—330, 1937.

Zu den letzten von dem fleißigen Erforscher der Anthropologie Südosteuropas vollendeten Arbeiten zählt diese Aufnahme im Burgenland, bei der 4144 Personen, darunter — ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprechend — 3163 Deutsche erfaßt wurden. Viele Tabellen geben, bei Einzelmerkmalen beginnend, über die Komplexion und die Lebzelterschen „Kombinationstypen" aus Längenbreitenindex, Körperhöhe und Komplexion bis zum Gesamteindruck im „physiognomischen Typus" die regionale Verteilung der Rassenmerkmale wieder (13 Häufigkeitskurven, 12 Karten). Der Verf. skizziert, was er unter norischem, pontischem, avaridem usw. Typus versteht und findet im Burgenland 16, unter Berücksichtigung spurenhafter Beimengungen sogar 21 verschiedene Typen! Neu ist die Kennzeichnung, wieweit die Einzelmerkmale die physiognomische Einordnung decken, durch einen „Reinheitskoeffizienten". Wie in früheren Arbeiten lehnt es Lebzelter ab, einen „mittleren" Typus zu konstruieren und beschreibt für die Deutschen 5, für die Kroaten 4 charakteristische „Schläge". H. Grimm, Breslau.

***Löfgren, L.:** *Über die Anthropologie der Bewohner von Uusimaa.* Ann. Acad. Sci. Fennicae. Ser. A, XLVII, 219 S. Suomalainen Tiedeakatemia, Helsinki 1937. (Fmk. 130.—; RM. 7,80.)

Eine der Materialarbeiten aus der großzügig angelegten anthropologischen Untersuchung Finnlands, die von der Finnischen Akademie der Wissenschaften unter Leitung von Prof. Lassila (früher Kajava) seit 1924 durchgeführt wird. — Verf. untersuchte in Südfinnland 394 ♂, 333 ♀ Erwachsene. Die Aufbereitung des Materials entspricht der in früheren Teilarbeiten (vgl. Ref. Näätanen, Z. Rassenk. VI, 267, 1937 und Pesonen, Z. Rassenk. VII, 106, 1938). Es heben sich dieselben Unterschiede zwischen Schweden und Finnen heraus wie in Savo. I. Schwidetzky, Breslau.

***Fischer-Møller, K.:** *Skeletal Remains of the Central Eskimos.* Report of the Fifth Thule Expedition 1921—1924. The Danish Expedition to Arctic North America in Charge of Knud Rasmussen. III, No. 1, 93 S. Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag, Copenhagen 1937.

Veröffentlichung von 32 Schädeln, z. T. mit Skelett, davon 19 gut datierte von Naujan mit früher Thule-Kultur, die besonders eingehend besprochen und mit älteren gut und wohl jüngeren schlecht datierten Funden von Point Barrow verglichen werden. Die jüngeren P. Barrow-Funde und die Naujan-Schädel (2. Hälfte 1. Jahrtausend) ähneln sich sehr stark, von ihnen sind die älteren Schädel von P. Barrow (Anfang 1. Jahrtausend), obwohl der kulturelle Habitus dem der Naujan-Funde stark ähnelt, deutlich verschieden (längere, schmälere, höhere Schädel, relat. breitere Nasen), so daß von einem engeren Zusammenhang kaum die Rede sein kann. Die Beschränktheit des Materials gestattet freilich nicht, weitergehende Schlüsse hinsichtlich der Wanderungsgeschichte der Eskimo zu ziehen. — Individualmaße, Abbildungen (Alveolo-Kondylen-Ebene), Sarasinkurven (von sämtlichen Naujan-Schädeln). E. H. Krüger, Breslau.

Pastor, E.: *Das Rassebild der großen Deutschen.* Wacht im Osten IV, 450—481, 1937.

Verf. hat auf der olympischen Ausstellung „Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit" soweit wie möglich Haar-, Augen- und Haarfarbe bestimmt, wobei er sich der methodischen Schwierigkeiten der Bestimmung bewußt ist, die der Objektivität der Darstellung aber wohl noch nicht voll überschaut. Trotzdem ist die Liste gewiss von Interesse. Die Darstellung hütet sich vor weitgehenden Schlüssen. Verf. war stark beeindruckt von der rassischen Vielfalt der Bilder. I. Schwidetzky, Breslau.

Făcăoaru, J.: *Rassenzusammensetzung der rumänischen Bevölkerung zweier Banater Dörfer.* Bul. Eug. Biopol. VIII, 232 (rumänisch 247—232). 1937.

Frank, A.: *Zur Kraniologie der Battak.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 203—218, 1937.

Herskovits, M. J.: *Physical types of west african Negroes.* Hum. Biol. IX, 483—497, 1937.

Morant, G.: *The craniology of Ireland.* J. R. Anthrop. Inst. LXVI, 43—55, 1936.

Pittard, E.: *Recherches anthropologiques sur le crâne Savoyard (Haute-Savoie et Savoie) avec quelques détails au sujet du prognathisme.* Rev. Anthrop. XLVII, 261—291, 1937.

Reschke, H.: *Zur Kraniologie der Tschechen.* Eine Schädelserie aus Nakl (Mähren). Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 169—180, 1937.

Anthropogeographie und Länderkunde

***Delachaux, Th.** und **Thiébaud, Ch. E.:** *Land und Völker von Angola.* 143 S. V. Attinger, Neuenburg 1935. (Fr. 18.—.)

Kreuz und quer im südlichen Angola, hauptsächlich zwischen Kubango und Kunene bewegte sich die II. schweizerische wissenschaftliche Mission in Angola, von deren Verlauf die Verfasser in Tagebuchform berichten. Der Text bietet dem Anthropologen wenig, um so mehr aber die 80 ausgezeichnet photographierten, meist ganzseitigen Tiefdruckbilder, die überwiegend dem Menschen gewidmet sind (vorwiegend Bantuide).

G. H. Krüger, Breslau.

***Fairgrieve, J. Young, E.:** *Human Geography. The Pacific Lands.* Zahlr. Kartensk. u. Diagr. 226 S. George Philip & Son, London 1936. (2 s 6 d.)

Ein wirtschaftsgeographischer und politischer Rundgang durch die Inselwelt und die Randländer des pazifischen Ozeans. Dabei hat die Behandlung der einzelnen ja grundverschiedenen Länder nichts schematisches, paßt sich vielmehr jeweils ganz ihrem Wesen an. Bei dem geringen Umfang des Bändchens und der Weite der behandelten Räume können naturgemäß nur die allerallgemeinsten Züge von Landschaft, Bevölkerung, Siedlung, Wirtschaft und Politik zur Darstellung kommen, was in geschickter Weise geschieht. Da sich das Buch an einen breiten Leserkreis wendet und diesen in die Grundfragen der politischen Geographie einführen will, enthält es für die wissenschaftliche Rassenkunde naturgemäß auch keine neueren Gesichtspunkte.

W. Credner, München.

***Höpker, W.:** *Rumänien diesseits und jenseits der Karpaten.* 127 S. Knorr & Hirth, München 1936. (RM. 4.80 bzw. 3.90.)

Dieses gescheite und lebendig geschriebene Buch, das stark in der Gedankenwelt Max Hildebert Böhms wurzelt, schildert die Schwierigkeiten, die trotz der staatlichen Einheit einer Volkwerdung der Rumänen entgegenstehen: östlicher und westlicher Kulturkreis, Zentralismus und Regionalismus, verschiedener soziologischer Aufbau in Altreich und Neureich stehen sich gegenüber — Gegensätze, die durch den trennenden Karpatenbogen auch landschaftlich unterstrichen werden. Mancherlei Bemerkungen über Judenfrage, Volkscharakter, Herkunftsmythos u. ä. sind auch von engerem anthropologischem Interesse.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Kollath, W.:** *Island und seine Probleme. Eine hygienische Studie über den Einfluß der Umwelt.*

Sommer, R.: *Thule und die Gemeinschaft der Edda.* Veröffentlichungen a. d. Geb. d. Volksgesundheitsdienstes. XLVIII, H. 2, 159 S. R. Schoetz, Berlin 1937. (RM. 8.60.)

Auf einen knappen, stark unter hygienischen Gesichtspunkten skizzierten Aufriß der Landeskunde läßt Kollath den Bericht seiner Bereisung folgen, in dem immer wieder hygienisch-umweltkundliche Erfahrungen und Erwägungen in den Vordergrund treten. Für den Anthropologen eine dankenswerte Bereicherung der Literatur. Für ihn sind solche Berichte wertvoller als die üblichen Länderkunden. Die vielen Landschaftsbilder sind eine willkommene Ergänzung.

In der voranstehenden Arbeit diskutiert R. Sommer, ausgehend von Ptolemäus, die Identität Islands und Thules und zieht Überlieferungsbeziehungen von Island über Del (Nordengland) nach dem Niederrhein, die von der XX. Legion getragen, Kenntnis von deren römisch-germanischen Kämpfen aus der Zeit der Befreiungskriege am Niederrhein vermittelt haben sollen. Im II. Teil wird das vorhandene Schrifttum über die anthropologische Beschaffenheit der Isländer durch eigene Beobachtungen ergänzt, die aber durch die Terminologie („romanisches Element“, „germanisch-romanische Mischform“ u. a.) stark entwertet werden.

E. H. Krüger, Breslau.

***Maull, O.:** *Das Wesen der Geopolitik.* 57 S. B. G. Teubner, Berlin 1936. (RM. 1.20.)

Der Verf., bekanntlich einer der Mitbegründer der geopolitischen Disziplin, unternimmt hier den Versuch, dem Fernerstehenden das Wesen der Geopolitik klarzumachen, indem er von Beispielen geopolitischer Geschichtsbetrachtung ausgehend sie historisch und gedanklich aus der politischen Geographie herausentwickelt und als ihre Anwendung definiert. Mit einer glücklichen Formulierung stellt er der Pol. Geographie als Kunde von den Raumgegebenheiten eines Staates die Geopolitik gegenüber als die Kunde von den Raumerfordernissen des Staatenlebens und skizziert — zwischen beiden als Koordinaten — ein System der jungen Wissenschaft.

E. H. Krüger, Breslau.

***de Bitetto, C. C.:** *Méditerranée, mer rouge, routes impériales.* 215 S. Grasset, Paris 1937.

***Cathala, J.:** *Portrait de l'Estonie.* 205 S. Plon, Paris 1937.

***Hubbard, G. D.:** *The Geography of Europe.* 876 S. Appleton-Century Co., London-New York 1937. (21 s.)

Obst, E.: *Die Bedrohung der europäischen Kolonisation in Afrika durch Mensch und Natur.* Tropenpflanzer S. A. 36 S., 1937.

***Olschki, L.:** *Storia letteraria delle scoperte geografiche.* 230 S. L. S. Olschki, Florenz 1937.

***Schmidt-Pretoria, W.:** *Südafrika gestern und heute.* 91 S. Wirtschaftlich-soziale Weltfragen, H. 7, 1937. (Geh. RM. 4.—.)

***Thomasset, R.:** *Le Maroc.* 160 S., Nathan, Paris 1937.

Volks- und Völkerkunde

***Firth, R.:** *We, the Tikopia.* A Sociological Study of Kinship in Primitive Polynesia. XXV u. 605 S. 25 Bildtafeln, 2 Kart., 5 Skizzen, 8 Verwandtschaftstaf. George Allen & Unwin, Ltd., London 1936. (30 Sh.)

Das umfangreiche, gründliche und in seinen Ermittlungen sehr zuverlässige Werk ist die erste Monographie über Tikopia, eine polynesische Exklave im Norden der Neuen Hebriden. Das Schwergewicht liegt in der Darstellung der Verwandtschaftsbeziehungen in ihrem Verhältnis zu Landbesitz, Wirtschaft, Initiation, Geschlechtsleben und Heirat. Die Methode ist also funktionell-soziologisch im Sinne von Malinowski, dem Lehrer des Verf., kulturgeschichtliche Überlegungen werden demgemäß ausgeschlossen; jedoch fällt Licht auf die Wirkungen der Zivilisation und der Mission, die in Tikopia sehr schwach sind. Auf S. 12ff. finden sich Angaben über Bevölkerung und Rassenform, u. a. die Mitteilung, daß helle Haut als ein Familienzug gilt, und daß die Leute im Sommer unter Sonnenbrand zu leiden haben. W. E. Mühlmann, Hamburg.

***Harris, R.:** *The Migration of Culture.* Two Essays with Maps. 60 S. Basil Blackwell, Oxford 1936. (5 Sh.)

Verf. glaubt den Beweis erbracht zu haben, daß Zentral- und Südamerika durch Altägypter, ägyptisierte Kelten und Basken besiedelt worden seien. Ausgangspunkt für diese Behauptungen bilden einzelne Land-, Orts- und Flußnamen, die in ihre Wurzeln zerlegt werden: z. B. ist Rio Negro weder spanisch noch portugiesisch und bedeutet keineswegs schwarzer Fluß, sondern Verf. leitet diesen Namen von der ägyptischen Form Nga-Ra ab! Diese Form der Beweisführung spricht wohl für sich selbst.

H. Damm, Leipzig.

***Jaide, W.:** *Das Wesen des Zaubers in den primitiven Kulturen und in den Islandsagas.* 190 S. Verlag Robert Noske, Borna 1937. (RM. 7.50.)

Der Verfasser kennzeichnet in dieser verdienstvollen Arbeit Probleme der Magie mit Hilfe der spezifischen Darstellungsmittel der Psychologie. Auf typologische und kritische Erörterungen folgen Deutungen des primitiven Zaubers. Unter besonderer Berücksichtigung des Substanz- und Zeiterlebens werden die Probleme magischer Erlebnisart in ein Licht gerückt, das insbesondere die Struktur des Zeiterlebens schärfer erfaßbar macht, ohne indessen im Grunde die Problematik zu ändern, was eine noch tiefere Auswertung des Erkenntnisgehaltes älterer Autoren erfordert hätte. Einen Hauptabschnitt bildet die Erörterung des Zaubers in den Islandsagas, wie wir sie in gleicher Eindringlichkeit noch nicht besaßen. Th. Danzel, Hamburg.

***Majumdar, D. N.:** *A Tribe in Transition. A study in culture pattern.* 216 S. Longmans, Green and Co., London-Calcutta 1937.

Der Verf. bekennt sich im Vorwort als Schüler von Sarat Chandra Roy und von Malinowski. Nach deren Anweisungen und bekannter Methode wird der große Mundarier-Stamm der Ho — dessen Name im Titel leider gar nicht auftritt — in einem kennzeichnenden Gebiet völkerkundlich untersucht. Die materielle Kultur tritt dabei gegen die sozialen Erscheinungen zurück. In die Behandlung der letzteren sind einige Stammbäume eingeschlossen, die auch anthropologisches Interesse bieten. Im ganzen eine fleißige und saubere Arbeit. v. E. (Phnom-Penh.)

***Thurnwald, H.:** *Menschen der Südsee.* Charaktere und Schicksale, ermittelt bei einer Forschungsreise in Buin auf Bougainville, Salomo-Archipel. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Richard Thurnwald. VI u. 201 S., 32 Abb. auf Tafeln. Enke, Stuttgart 1937. (Geh. RM. 12.—, geb. RM. 13.60.)

Die Verf.in schlägt zur Schilderung des Lebens einer naturvölkischen Gemeinschaft ein neues Verfahren ein: sie ermittelt und zeichnet Lebensläufe oder doch einzelne Phasen aus solchen, wobei Männer, Frauen, Kinder, Medizinmann, Oberhäuptling, Höriger, Emporkömmling usw. plastisch in Erscheinung treten. Auf diese Weise erfaßt die Autorin die einzelnen Tätigkeitssphären, während die normale ethnographische Technik uns meist ein zu diffuses Kulturbild gibt. Das Buch bietet auch wesentliche psychologische Einblicke. W. E. Mühlmann, Hamburg.

***Ashley-Montagu, M. F.:** *Coming Into Being Among the Australian Aborigines.* A Study of the Procreative Beliefs of the Native Tribes of Australia. 362 S. George Routledge and Sons, London 1937. (21s net.)

Bobich, G.: *Les Morlaques, derniers descendants des populations illyro-romaines en Dalmatie.* La Géogr. LXIX, 65—81, 1938.

III. Nachrichten[1])

Dänemark

— Vom 28.—30. Juli findet in Kopenhagen unmittelbar vor dem Internationalen Anthropologenkongreß eine *Tagung des Komitees für Standardisation der anthropometrischen Technik* (C.S.T.A. unter Leitung von Miss *M. L. Tildesley,* nicht zu verwechseln mit dem von Prof. *Frassetto* geleiteten S.A.S. = Comite International pour la Standardisation Anthropologique Synthetique) statt. Es wurden Sektionen für folgende Gegenstände gebildet: 1. Schädelkapazität (direkte Messung), 2. Aurikularhöhe des Kopfes, 3. Klassifikation der Augenfarbe, 4. Nasenhöhe, Ganzgesichtshöhe, Obergesichtshöhe am Schädel und am Lebenden, 5. Vom Kraniostaten, unabhängige Meßpunkte und Maße, 6. weitere Kopfmaße, 7. Zähne, 8. Humerus, 9. Tibia.

— Für das *Aussterben der Wikinger* in Grönland wird von dem dänischen Botaniker Dr. *I. Iverson* eine neue Erklärung gegeben. Bei Ausgrabungen fand er über einer Schicht völlig abgenagter Zwergweiden eine dicke Schicht von Nachtfalter-Puppenhüllen und schließt daraus, daß bei einem massenhaften Einfall von Faltern — wie er ähnlich auch vor einigen Jahren zu beobachten war — den normannischen Siedlungen durch die völlige Vernichtung des spärlichen Pflanzenwuchses die Lebensgrundlage entzogen worden war.

Deutschland

— Das *neue deutsche Personenstandsgesetz* sieht eine für die Sippen- und Erbforschung wichtige Neuregelung vor. Neben den Geburts-, Heirats- und Sterberegistern wird in Zukunft bei den Standesämtern ein *Familienbuch* geführt, in dem für jede neugegründete Familie zunächst Ort und Tag der Geburt und der Heirat der Ehegatten, später die Geburt der Kinder eingetragen werden. Die Eintragung der Heirat des Kindes unter Angabe der Stelle, wo für dieses das eigene Familienbuch geführt wird, beschließt die Eintragungen im Familienbuch der Eltern.

— Am 2. April 1938 wurde in München eine neue *Schausammlung für Abstammungs- und Rassenkunde des Menschen* im Rahmen der Anthropologischen Staatssammlung (Direktor: Prof. Dr. *Mollison*) eröffnet.

— Am 5. April 1938 wurde im Neandertal bei Düsseldorf, am Eingang zum „eiszeitlichen Wildgehege" das *Neandertal-Museum* durch Professor Dr. *Reinerth*-Berlin, eröffnet. Es ist vor allem der körperlichen Beschaffenheit, Umwelt, Kultur und Verbreitung des Neandertalers gewidmet, enthält zum Vergleich aber auch eine Reihe jungpaläolithischer Funde bzw. deren Nachbildungen.

— An der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher in Halle wurde eine *Abteilung für Psychologie errichtet* und zu ihrem Obmann Prof. Dr. *E. K. Jaensch,* Marburg, ernannt.

— Vom 2.—4. Juli 1938 findet in Bayreuth die *XVI. Tagung der deutschen Gesellschaft für Psychologie* statt, auf der vor allem das Thema „Charakter und Erziehung" behandelt werden soll.

— Die jungpaläolithischen *Skelettfunde aus Oberkassel* (1914), die bisher in der anatomischen Sammlung der Universität Bonn aufbewahrt waren, wurden dem Landesmuseum Bonn übergeben. (Z)

— *Ernannt:* Prof. Dr. *Bernhard Struck*, Leiter der Anthropologischen Abteilung des Museums für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden, zum ordentl. Professor für Anthropologie und Völkerkunde an der Universität Jena. — Prof. Dr. *Eugen Fischer,* Berlin, zum Ehrendoktor der Universität Coimbra. — Prof. Dr. *Hans Böker,* Direktor des Anatomischen Instituts der Universität Jena, zum Ehrenmitglied der Kubanischen Gesellschaft für Biologie und Tropische Medizin und der Kubanischen Gesellschaft für Naturgeschichte, anläßlich einer Forschungsreise durch Westindien. — Prof. Dr. *E. Kretschmer,* Direktor der Universitäts-Nervenklinik in Marburg, zum korrespondierenden Mitglied der Gesellschaft für Neurologie und Psychiatrie in Buenos Aires. — Der a.o. Professor für Psychologie, *Ph. Lersch,* bisher Dresden, zum o. Professor für Psychologie und Pädagogik in Breslau.

— *Verliehen:* Prof. Dr. *H. F. K. Günther,* die Rudolf-Virchow-Plakette der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Dem Professor für Geo-

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten

graphie an der Universität Berlin, Dr. *C. Troll*, die Carus-Medaille der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher in Halle.

— Am 14. April 1938 feierte Generaloberarzt Dr. *Georg Buschan*, Stettin, Verfasser und Herausgeber zahlreicher völkerkundlicher und verschiedener anthropologischer Werke, *seinen 75. Geburtstag.*

— *Gestorben:* Am 28. Dez. 1937 in Hamburg im Alter von 69 Jahren *Georg Thilenius*, em. Professor für Völkerkunde und Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg, Leiter der Hamburger Südsee-Expedition 1908—1910, seit 1904 Herausgeber des Archivs für Anthropologie und seit 1908 Generalsekretär der (1936 aufgelösten) Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. — Am 8. April 1938 in Berlin im Alter von 65 Jahren Prof. Dr. *Lehmann-Nitsche*, 1897—1930 Leiter der anthropologischen Abteilung des Museums in La Plata (Argentinien), Inhaber des dortigen Lehrstuhles für Anthropologie und Begründer der argentinischen Volkskunde (Folklore Argentino, 7 Bde., 1911—1926).

Frankreich

— In einer Grotte in der Nähe der Dronne bei *Grand Brassac* (Périgord) wurde das guterhaltene *Skelett eines jungpaläolithischen Menschen* gefunden. (Z)

— Im Senat fand eine lebhafte Aussprache über den *französischen Geburtenrückgang* statt. Senator Pernot forderte energische Gegenmaßnahmen nach deutschem und italienischem Vorbild.

Hinterindien

— *The Third Congress of Prehistorians of the Far East* was held in Singapore from Jan. 24—29 1938. Official delegates were present from the Straits Settlements and Malay States, Hongkong, The Philippine Islands, Australia, Indo China and the Netherlands East Indies, and most of them read papers on prehistoric researches and discoveries from their own countries. In addition two of the associate members read papers on Chinese subjects. — Most of the papers dealt with cultural prehistory, but two described Palaeo-Anthropological finds. One of these was a report by Dr. *G. H. R. von Koenigswald* on his recent discovery of a skull cap and mandible of *Pithecanthropus erectus* from the Trinil beds in Java. The other was a paper read by Mr. *M. W. F. Tweedie* for Dr. *W. A. Mijsberg* deeling with a lower jaw from a neolithic site in Province Wellesley, near Penang, in the Malay Peninsula. In its detailed anatomy the jaw has so many points in common with those of the existing New Caledonians and Loyalty Islanders that there can be no doubt of its Palae-Melanesian affinities. The importance of this discovery in connection with Professor *von Eickstedts* theories regarding the prehistoric migrations of the Melanesians is obvious. *M. W. F. Tweedie*, Singapore.

— Die *Deutsche Indochina-Expedition unter Leitung von Prof. Frhr. v. Eickstedt* hat in Cochinchina und Siam gearbeitet und in Kambodscha die Porr in den Cardamonbergen aufgesucht, um die Frage ihrer Negrito-Verwandtschaft (vgl. Brengues, J., Siam Soc. 1905) zu klären. Bei den Kulturvölkern wurden vergleichende Untersuchungen vorgenommen.

Indien

— Vom 16. bis 19. April 1938 fand in Bombay der *Zweite altindische Bevölkerungskongreß* zusammen mit einer ersten Tagung für Familienhygiene statt. Die einzelnen Sektionen behandelten Fragen der Wirtschaft, Soziologie und Anthropologie (Vorsitzender: Prof. *Radhakamal Mukherjee*), Ernährung, Bevölkerungsstatistik, Wohlfahrt von Mutter und Kind, Geburtenkontrolle und Sterilisation u. a.

— Eine *neue Zeitschrift „Dravidian Culture"* wurde als englische Vierteljahrsschrift im Verlag der South India Saiba Siddhanta Works Publishing Society in Madras gegründet.

Italien

— Dr. *Salvatore Zonchello* vom Anatomischen Institut der Universität Cagliari untersuchte in Lugh Ferrandi und Mogadiscio 704 Somali beiderlei Geschlechts.

— In Rom wurde eine *Zeitschrift „Medizin und Sport"* („Medicina e Sport") gegründet, die der Biologie, Anthropologie, Konstitutionsforschung und Medizin der italienischen Sportjugend gewidmet sein soll.

— Das Faschistische Kolonialinstitut in Rom schrieb eine *Preisaufgabe über die demographischen und sanitären Verhältnisse bei den Eingeborenen Italienisch-Afrikas* aus.

— *Prof. Franco Savorgnan*, Direktor des Statistischen Zentralinstitutes in Rom, erhielt für seine bevölkerungsstatistischen Arbeiten den *Mussolini-Preis* der Königl. Italienischen Akademie für das Jahr 1938. *L. Cipriani*, Florenz.

— Prof. *Lidio Cipriani*, Direktor des Anthropologischen Institutes der Universität Florenz, ist aus Nord-Eritrea zurückgekehrt, wo er im Auftrag des Zentralamts für koloniale Studien in Florenz, sowie mit Unterstützung der Königl. Italienischen Akademie und des Nationalen Forschungsrates gearbeitet hatte. Er brachte reiches anthropologisches Material von den Stämmen der Habab, Mensa, Maria u. a. mit. Die Expedition entdeckte ferner bedeutende Felsmalereien und paläolithische Werkzeuge.

Portugal

— Eine *portugiesische Gesellschaft für eugenische Studien* wurde in *Coimbra von Prof. Tamagnini*, Direktor des Anthropologischen Institutes der Universität, gegründet. An der Gründungsfeier nahm Prof. *Eugen Fischer*, Berlin, einer der deutschen Vertreter bei der Vierhundertjahrfeier der Universität Coimbra, teil.

In Lissabon wurde eine *Portugiesische Akademie für Geschichte* von dem Minister für Nationale Erziehung, Prof. *Carneiro Pacheco*, gegründet. *J. A. Pires de Lima*, Porto.

Die Reparticão de Antropologia Criminal, Psicologia Expérimental e Identificacão Civil de Porto wurde in *Instituto de Criminologia do Porto* umbenannt. Zum Direktor wurde der Gründer und Geschäftsführer der Repartição, Prof. Dr. *Luiz de Pina*, ernannt. Die Zeitschrift des Instituts heißt nunmehr Boletim dos Institutos de Criminologia (Lisbonne) (früher Arquivo da Repartição . . . .).

Schweden

— Am 7. April 1938 feierte Prof. *Hermann Lundborg*, bis 1935 Leiter des Staatsinstituts für Rassenbiologie in Uppsala, seinen 70. Geburtstag.

— Ab 1. Januar 1938 werden von der Regierung an vermögenslose Brautpaare Ehestandsdarlehen bis zu 1000 Kronen gegeben werden. (Z)

Der Großindustrielle *Axel Wennergren* hat einen Betrag von 30 Millionen Kronen zur Förderung der Sozialwissenschaften, Naturwissenschaften und Medizin gestiftet.

Ungarn

— Auf Einladung ungarischer Ärzte führten deutsche Anthropologen und Ärzte in Budapest eine rassenbiologische Vortragsreihe durch. Es sprachen Prof. *Fischer*, Berlin, Prof. *O. Verschuer*, Frankfurt, Prof. *Loeffler*, Königsberg, Dr. *Abel*, Berlin, Dr. *Geyer*, Wien u. a.

— Eine Gesellschaft zum Schutz kinderreicher Familien wurde in Mako gegründet. Zweigvereine sollen an zahlreichen weiteren Orten eingerichtet werden.

U.S.A.

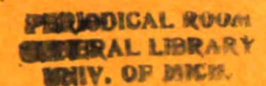
— In den tieferen Alluvialschichten des Sacramentotales wurden von Prof. *A. L. Kroeber* von dem anthropologischen Museum der Universität von Kalifornien (Berkeley) und Dr. *J. D. Lillard* vom Sacramento Junior College *menschliche Skelette von sehr primitivem Typus* gefunden, die mit der heutigen indianischen Bevölkerung nicht unmittelbar in Zusammenhang zu bringen sind. Als Beigaben fanden sich Steinwerkzeuge und Muschelschmuck. Aus der Stratigraphie des Fundortes wird geschlossen, daß sich zwischen dieser Besiedlungsperiode und der frühesten bisher bekannten Besiedlung der pazifischen Küste eine geologische Umwälzung vollzog.

— Dr. *C. P. Armstrong* legte dem Kongreß einen *Vorschlag zu einer Ergänzung des Einwanderungsgesetzes* vor, wonach die Einwanderer Intelligenzprüfungen nach dem Stanford-Binet-Text unterworfen werden sollen. Die Einwanderung soll danach nur gestattet werden, wenn das Intelligenzalter nicht wesentlich unter dem chronologischen Alter liegt.

— Dem Kongreß in Washington wurde ein Antrag vorgelegt, zwei Millionen arbeitslose Neger aus U.S.A. nach der Negerrepublik Liberia umzusiedeln. (Z)

— In Point Barrow (Alaska) wurde eine *Forschungsstelle für physiologische Stoffwechseluntersuchungen* unter arktischen Verhältnissen errichtet.





RASSENKUNDE DER ALTSLAWEN

von

Dr. phil. habil. Ilse Schwidetzky
Assistentin am Anthropologischen Institut der Universität Breslau

Beiheft zu Bd. VII der
Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen
herausgegeben von
PROF. DR. E. FRHR. VON EICKSTEDT

Mit 32 Abbildungen und 14 Tabellen



1 · 9 · 3 · 8

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

RASSENKUNDE DER ALTSLAWEN

von

Dr. phil. habil. Ilse Schwidetzky
Assistentin am Anthropologischen Institut der Universität Breslau

Beiheft zu Bd. VII der
Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen
herausgegeben von
PROF. DR. E. FRHR. VON EICKSTEDT

Mit 32 Abbildungen und 14 Tabellen



1 · 9 · 3 · 8

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

Inhalt

I. Einleitung: Die Altslawenfrage in der Anthropologie

Seitdem durch die Arbeiten von Sophus Müller (1877) die sog. Schläfenringe als kennzeichnend slawisches Schmuckwerk erkannt worden waren, konnte eine Reihe ostdeutscher Gräberfelder von bisher unbestimmter ethnischer Zugehörigkeit mit Sicherheit den Slawen zugeschrieben werden. Dabei stießen die Anthropologen auf eine für sie ungemein überraschende Tatsache: Die untersuchten Gräber enthielten Schädel, die mit ihrem langförmigen Bau gar nicht den slawischen Völkern der Gegenwart entsprachen, sondern demjenigen Typus, den man damals noch als den „germanischen" zu bezeichnen pflegte. Als ursprünglicher Träger des Slawentums aber galt in jener Zeit der dunkle Kurzkopf; trat dieser doch gehäuft unter der lebenden Bevölkerung derjenigen Gebiete auf, die man als Heimat der Slawen ansah, so insbesondere in Galizien, das in den achtziger Jahren durch die Arbeiten von Majer und Kopernicki eines der anthropologisch am besten bekannten Länder Europas war.

Von dieser Auffassung des ursprünglichen und kennzeichnenden slawischen Typus aus mußten die langschädligen Altslawen geradezu als Fremdelement wirken. Sie wurden denn auch vielfach als nur kulturell, aber nicht rassisch slawisierte Abkömmlinge anderer Völker betrachtet. So sah Kopernicki[1]) in den Schädelfunden von Slaboschewo slawisierte Germanen, Lissauer[2]) in denen des Kulmer Landes slawisierte Pruzzen. Die Langköpfe der östlichen Altslawengruppen schließlich deutete Talko-Hryncewicz[3]) als Nachkommen „heller langköpfiger finnischer Stämme", denen von einer Minderheit slawischer Eroberer Kultur und Nationalität aufgezwungen worden waren. Die verschiedensten Völker wurden also zur Deutung einer durchaus einheitlichen Erscheinung in Anspruch genommen, wobei jeder Forscher die seinem Untersuchungsmaterial räumlich am nächsten liegende Möglichkeit wählte.

Aber schon bald erschien daneben eine andere Auffassung, die sich rasch durchsetzen sollte. Neue Funde langköpfiger Altslawen veranlaßten Virchow bereits 1881, wenn auch „mit großem Widerstreben", mit „einer dolichokephalen Abteilung der Slawen" zu rechnen[4]), und eine Reihe weiterer deutscher Forscher schloß sich ihm an[5]). Die russischen Anthropologen (Bogdanow, Anutschin) hatten nie ernsthaft daran gezweifelt, daß die zahlreichen Lang-

[1]) Kopernicki, I.: Czaszki i kości z trzech starożytnych cmentarzisk zdobione kółkami kabłączkowemi (Schädel und Knochen von drei vorgeschichtlichen Friedhöfen mit Hakenringen). Zbiór Wiad. do Antr. Kraj. VII, 3—40, 1883.

[2]) Lissauer, A.: Crania Prussica. 2. Serie. II. Das Gräberfeld am Lorenzberg bei Kaldus im Kulmer Land. Z. Ethn. X, 81—134, 1878.

[3]) Talko-Hryncewicz, J.: Człowiek na ziemiach naszych (Der Mensch in unseren Landen). 152 S. Warschau 1913. — Von allen Slawenforschern beharrte Talko-Hryncewicz am längsten bei der Auffassung, daß der dunkle Kurzkopf der ursprüngliche slawische Typus sei.

[4]) Virchow, R.: Das Gräberfeld von Slaboszewo bei Mogilno. Z. Ethn. XII, (357) bis (374), 1881.

[5]) Z. B. Buschan, G.: Germanen und Slawen. Münster 1890.

köpfe in den vorgeschichtlichen Gräbern ihrer Heimat „Autochthone", also Slawen waren; war es doch in diesem riesigen Gebiet auch schwerer als in Mitteleuropa, ein Fremdvolk zu finden, das all die vielen Gräber und Kurgane mit seinen Überresten gefüllt haben könnte. Einen weiteren Antrieb erhielt die „nordische" Auffassung durch die rassenkundliche Behandlung des größeren Indogermanenproblems. Insbesondere durch Penka wurde es wahrscheinlich gemacht, daß sich indogermanische Sprache und nordische Rasse ursprünglich weitgehend entsprachen. Zwischen 1880 und 1890 entstand ein reiches Schrifttum um dieses Thema, das aber größtenteils noch die Slawen aus der Rassengemeinschaft der Indogermanen ausschloß[6]).

Erst durch Niederle wurden auch sie in dieser Gemeinschaft heimisch gemacht. Sein Buch über den „Ursprung der Slawen" stellt die entscheidende Wendung im Kampf der Meinungen dar[7]). Er trug das ganze, damals bekannte Schädelmaterial zusammen und ergänzte es durch die Nachrichten alter Schriftsteller über das körperliche Erscheinungsbild der Slawen. Als Hauptergebnis stellte er fest, daß Wurzel und Kern der slawischen Völker derselbe langschädlige und hellfarbige Typus sei, der für die benachbarten „arischen" Stämme als kennzeichnend galt. — Die ersten Besprechungen des Buches stellten sich zum Teil noch kritisch und skeptisch ein[8]). In der Folgezeit aber wurde diese Auffassung allmählich selbstverständlich, so daß ihr bereits um 1910 fast alle Slawenforscher zustimmten[9]). Die Entwicklung der Indogermanenfrage hat gewiß ihren Teil dazu beigetragen.

Der Schwerpunkt der Altslawenfrage hat also im Laufe der Forschung eine grundsätzliche Verlagerung erfahren. Ursprünglich wurde von der heutigen (angenommenen) Rassenzusammensetzung der slawischen Völker als festem Punkt ausgegangen, so daß die davon abweichenden altslawischen Schädelfunde einer Deutung bedurften. Heute dagegen erscheint der nordische Charakter der indogermanischen Ur- und Altslawen als das Natürliche und Gegebene, von der aus die Beimengung nichtnordischer Elemente im heutigen Slawentum erklärt werden muß.

Dieser Teil der Frage aber ist bisher merkwürdig im Schatten geblieben. Gewiß rechneten schon Virchow und seine Anhänger, ebenso Niederle und später Schliz, Matiegka u. a. mit einem zweiten Slawentypus, den Niederle bereits Denikers „race orientale" gleichsetzte, Schliz als „finnisch" bezeichnete. Spätere Darstellungen versuchten gelegentlich auch, die ethnische Herkunft der nichtnordischen Elemente zu deuten, wofür ganz überwiegend das Finnentum in Anspruch genommen wird[10]). Aber der Schwerpunkt der Betrachtung liegt doch immer eindeutig auf der nordischen Seite, wie die Slawenfrage meist auch eingebettet in die Indogermanenfrage behandelt wird.

---

[6]) Vgl. Niederle 1896, zit. Anm. 5, S. 48 ff.

[7]) Niederle, L.: O původu Slovanů (Über den Ursprung der Slawen). 147 S. Prag 1896.

[8]) Niederle, L.: Zur Frage über den Ursprung der Slawen. Ein Nachtrag zu meiner Schrift „O původu Slovanů". 15 S. Prag 1899.

[9]) Vgl. die „Diskussion über die Altslawenfrage" im Korr.Bl. Dtsch. Ges. Anthrop. XLIII, 72—97, 1912 (Beiträge von Toldt, Schliz, Virchow, Czekanowski, Matiegka u. a.).

[10]) Wolff, K.: Wer waren die Altslawen? Mannus VII, 135—146, 1912.
Czekanowski, J.: Wstęp do Historji Słowian (Einführung in die Geschichte der Slawen). 326 S. Lemberg 1927.

Diese Sachlage ist zweifellos ursächlich mit der Entwicklung der Rassentypologie Europas verbunden. Denn während sich die nordische Rasse seit langem eines gesicherten, allgemein anerkannten Daseins erfreuen kann, gilt dies viel weniger für die weiteren Elemente, die bei der Entstehung der slawischen Völker eine Rolle spielen. So ist die osteuropide (ostbaltische) Rasse, die besonders im deutschen Schrifttum als Haupttypus der heutigen Slawen, mindestens der Nordslawen, herausgearbeitet wird, im Typensystem gerade slawischer Anthropologen (Bunak, Czekanowski) keineswegs eindeutig wiederzufinden. Und auch dort, wo man mit ihr rechnet, besteht keine einheitliche Meinung über ihren morphologischen Charakter. Während die einen (v. Eickstedt, Günther, Montandon) in den Osteuropiden eine selbständig differenzierte europide Rasse sehen, denken andere an einen mehr oder minder labilen „nordisch-innerasiatischen Mischtypus" (Reche) oder an einen „hellen Schlag" der Alpinen (Kern, B. K. Schultz). Die morphologische Deutung ist aber wichtig, ja ausschlaggebend auch für die Frage der ethnischen Herkunft. Wenn daher im folgenden die Altslawenfrage mehr als bisher von der Seite der nichtnordischen Bestandteile her betrachtet werden soll, so wird die morphologische Beschreibung und Abgrenzung dieser Bestandteile ein wesentlicher Teil der Aufgabe sein.

II. Stammesgliederung und Rassenmerkmale der Altslawen

1. Die Verbreitung der Altslawen um das Jahr 1000

Unter Altslawen versteht man jene Gruppe von Stämmen, die zwischen der Zeit einer slawischen Gemeinschaft in dem verhältnismäßig eng umgrenzten Raum der „Urheimat" und der Herausbildung der heutigen slawischen Völker und Staaten im Hochmittelalter stehen. Die Zeit, aus der fast alle anthropologischen Funde stammen — das 11. und 12. Jahrhundert — ist bereits das Ende dieser Epoche: weite Bereiche Ost-, Südost- und Mitteleuropas sind in Besitz genommen, ja im Westen hat die slawische Ausbreitung bereits ihren Höhepunkt überschritten. Noch heben sich zwar aus der innerslawischen Geschichte erst undeutlich einige Umrisse heraus. Aber die Anfänge der eigenen slawischen Geschichtsschreibung werden ergänzt durch die Nachrichten derjenigen Völker, mit denen die Slawen durch ihre Ausbreitung in engere Berührung kamen und die selbst schon seit langem nicht nur Geschichte machten, sondern auch schrieben. Das sind im Westen die Deutschen, im Süden das Römische Reich, während im Osten und Nordosten die Slawen geschichtslosen Völkern begegnen und dadurch selbst erst verhältnismäßig spät ins Licht der Historie treten. Immerhin hebt sich für die Wende vom 1. zum 2. nachchristlichen Jahrtausend nicht nur das Verbreitungsgebiet, sondern auch die Stammesgliederung der Slawen mit einiger Klarheit heraus[11]).

Eine besondere Fülle von Stämmen und Stammesnamen ist uns für die Westslawen überliefert, die in Ostdeutschland im Anfang des 7. Jahrhunderts in Erscheinung treten. Zahlreiche deutsche Geschichtsschreiber, wie Adam von Bremen, Thietmar von Merseburg, die „Slawenchronik"

[11]) Diels, P.: Slaven. Sprache. In: Eberts Reallexikon der Vorgesch. XII, 273—291, 1928. Niederle, L.: Manuel de l'antiquité slave. 2 Bde. Paris 1923—26.



Abb. 1. Verbreitung und Stammesgliederung der Altslawen
(nach L. Niederle 1925)
Es sind nur diejenigen slawischen Stämme eingetragen, von denen anthropologisches Material vorliegt

des Helmold, aber auch schon Einhart, der Biograph Karls des Großen und der sog. „bayerische Geograph“ (Ende des 9. Jahrhunderts) — der ein reichhaltiges aber unklares Verzeichnis gibt — vermitteln uns ein Bild von der Völkergliederung des östlichen Mitteleuropa nach Abzug der Germanen. Den Nordwesten des Verbreitungsgebietes zwischen Unterlauf der Elbe und Unterlauf der Oder hatten die Obotriten inne, ihnen schlossen sich im Süden die Wilzen an, zu denen auch die Havelanen im Potsdamer Havelland gehörten. Noch weiter südlich, zwischen Saale und Görlitzer Neiße, saßen die Sorben, deren Gebiet wiederum in eine große Zahl von Einzelgauen zerfiel. zwischen Oder, Weichsel und Netze die Pomeranen, die als Vorfahren der Kaschuben damals schon ihre kulturelle Eigenart gegenüber den südlich anschließenden Stämmen bewiesen[12]). Auch aus Schlesien kennen wir eine Reihe von Stämmen, ohne daß sich hier wie bei den Sorben eine übergeordnete Einheit heraushebt. Die Slenzanen (Silensi) in Mittelschlesien

[12]) Engel, C. und La Baume, W.: Kulturen und Völker im Preußenlande. 291 S., Königsberg 1937.
Keyser, E.: Bevölkerungs-Geschichte Deutschlands. 360 S. Leipzig 1938.

um den Silingberg (Zobten) waren es, die durch die slawische Umformung von „Siling" dem ganzen Lande den Namen gaben. Oderabwärts seien die Trebowanen und Boboranen, oderaufwärts die Opolani um Oppeln und die Golensizi um Zinna und Oppa genannt. Ausgedehnte Wälder bildeten vielfach die Stammesgrenzen[13]).

In demjenigen Gebiet, in dem sich dann das polnische Volk herausbildete, unterscheidet die „Nestorchronik" (s. u.) zwei große Stämme: die Polanen und Masowier. Von ihnen bewiesen die Polanen am Mittellauf der Warthe seit der Mitte des 10. Jahrhunderts eine starke Ausdehnungskraft, die eine Reihe kleinerer Stämme angliederte, und schließlich auch die Masowier im Osten, am Mittellauf der Weichsel, in eine neue völkisch-politische Einheit einbezog. Für die heutige Tschechoslowakei schließlich sind wir vor allem durch den böhmischen Chronisten Cosmas und die Gründungsurkunde für das Bistum Prag (Bestätigung 1086) unterrichtet. All die kleinen Stämme im böhmischen Becken, die Lutschanen, Sedlitschanen, Dasanen, Pschowanen, Lemusen usw. einigten seit dem Ende des 9. Jahrundert die im Zentrum um Prag siedelnden Tschechen[14]), die auch die Morawen in Mähren assimilierten, während sich die Slowaken weiter im Osten ihre Selbständigkeit bewahrten. Für sie war ursprünglich im großen und ganzen die Donau die Südgrenze gegen die Slowenen, die aber doch mehrfach überschritten wurde.

Hatte sich die Einwanderung der Slawen in das von den Germanen teilweise entleerte Mitteleuropa auf stille, fast unbemerkte Weise vollzogen, so war doch um die Jahrtausendwende ihrem weiteren Vordringen bereits eine feste Grenze gesetzt[15]). Schon Karl der Große hatte die Ostgrenze seines Reiches politisch und militärisch zusammengefaßt; die Sachsenkaiser bauten in zahlreichen Grenzkämpfen das Markensystem aus und bereiteten durch kirchliche Oberherrschaft und politische Organisation im Grenzland die Siedlungsbewegung vor. Wenn sich so im Westslawentum unter dem politischen und kulturellen Übergewicht des Deutschen Reiches schon mancher Wandel vollzogen hatte, so war doch die Bevölkerung noch fast unberührt von Veränderungen, die von außen kamen. Denn die Ostwanderung des deutschen Volkes als Bauern, Bürger und Mönche gewann erst 1—2 Jahrhunderte später ein für die Bevölkerungsgeschichte wesentliches Ausmaß. So sind es wirklich noch Slawen, die wir mit den Altslawenfunden im östlichen Mitteleuropa und auch in Ostdeutschland fassen.

Für die Stammesgliederung der Ostslawen ist die sog. Nestorchronik die Hauptquelle, die um 1115 in einem Kloster in Kiew niedergeschrieben wurde[16]). Sie auch erst füllt einige Namen mit Inhalt, die bereits bei Constantin Porphyrogennetos (912—959) aufgezählt sind. So saßen zwischen Pripet und Düna die Dregowitschen. Ihre nordöstlichen Nachbarn waren die Kriwitschen „am Oberlauf der Wolga und am Oberlauf der Düna und am Oberlauf des Dnepr,

---

[13]) Czajka, W.: Schlesiens Grenzwälder. Z. Ver. Gesch. Schlesiens LXVIII, 1—33, 1934. Latzke, W.: Schlesiens Südgrenze bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts. Z. Ver. Gesch. Schlesiens LXXI, 57—101, 1937.

[14]) Bretholz, B.: Geschichte Böhmens und Mährens. 4 Bde. Reichenberg 1925.

[15]) Kötzschke, R. und Ebert, W.: Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. 351 S. Leipzig 1937.

[16]) Trautmann, B.: Die Nestorchronik. 302 S. Leipzig 1931.

deren Stadt Smolensk ist". Derjenige Teil des großen Stammes, der an der Polota, einem Zufluß der Düna siedelte, trug einen eigenen Namen, Polotschanen, und auch die Nowgoroder Slawen, die sich im Nordosten anschlossen, mögen eine Kolonie der Kriwitschen gewesen sein[17]). Weiter im Süden nennt die Chronik die Radimitschen an der Soža und die Wiatitschen an der Oka, Nachkommen eines sagenhaften Brüderpaares Radim und Vjatko. Von ihnen waren die Wiatitschen der bedeutendere Stamm, dessen Gebiet sich archäologisch etwas genauer begrenzen läßt, als es die Chronik tut: es reichte im Westen bis zu der Wasserscheide zwischen Oka und Desna, umfaßte die Bezirke von Kaluga, Tula und Moskau, griff aber im Nordosten an der Oka entlang noch weiter über diese hinaus. Die finnischen Stämme der Murom und Mordva waren die unmittelbaren Nachbarn der Wiatitschen und wurden von ihnen langsam aufgesogen und slawisiert.

Nicht näher zu bestimmen ist die Grenze der Wiatitschen gegen die im Südwesten anschließenden Sewerianen, die „Nestor" an Desna, Sejm und Sula ansetzt. Aber zur Zeit des Chronisten war ihr Gebiet im Südwesten durch die immer neuen Einbrüche turko-tartarischer Stämme wohl schon abgebröckelt. Denn sewerianisch waren sicherlich die slawischen Kolonien am Donez, von denen im 6. Jahrhundert Prokop berichtet, und diejenigen am Don, an der Wolga und sogar im Kaukasus, die nach arabischen Berichten des 9. und 10. Jahrhunderts angenommen werden können. Dem gleichen turko-tartarischen Druck ausgesetzt waren die Ulitschen und Tivertsen, die einst am Unterlauf des Dnjepr gesessen haben mögen; um das Jahr 900 hatten sie sich bereits nach Westen an Bug und Dnjestr zurückgezogen, von wo aus sie aber von Petschenegen und Polowzen noch weiter, vielleicht in die Karpathen hinein gedrängt wurden. Die Zersetzung durch die Steppenvölker dürfte auch die Ursache dafür sein, daß von diesen südlichsten Teilen der Ostslawen nur wenig bekannt ist.

Eine Reihe weiterer Stämme füllte schließlich das Kerngebiet südlich des Pripet. In den Sumpfwäldern selbst saßen die Drewljanen, d.h. „Waldbewohner", nach den Bodenfunden das ärmlichste und kulturell am wenigsten entwickelte slawische Teilvolk. Ihnen schlossen sich jenseits des Teterev die Polanen an. Ihr Hauptort war Kiew, der Ausgangspunkt der warägischen Staatenbildung im Süden, von dessen Reichtum und Glanz auch deutsche Geschichtsschreiber der Zeit zu berichten wissen. Den westlichsten Vorposten der Ostslawen bildeten einst die Duleben mit den späteren Teilstämmen der Wolhynier, Lutschanen und Bujanen in Wolhynien und am rechten Ufer des nördlichen Bug.

Das Gesamtgebiet der Ostslawen hatte sich danach besonders weit nach Nordosten ausgedehnt, wo schon vor dem Jahr 1000 Ilmensee, Ladogasee und obere Wolga erreicht wurden. Leisteten doch die finnischen Völker, denen die Slawen hier begegneten, verhältnismäßig geringen Widerstand. Ganz anders im Süden, wo die slawische Front durch die turko-tartarischen Steppenvölker erheblich eingedrückt und zurückgeschoben wurde. Erst allmählich drang hier in den folgenden Jahrhunderten die slawische Siedlung wieder vor, ja politisch wurde die Schwarzmeerküste erst unter Katharina der Großen dem Russischen Reich eingegliedert. Auch im Westen war der ostslawischen Ausbreitung durch

[17]) Niederle, L.: zit. Anm. 11.

die Westslawen früh eine Grenze gesetzt, die sich durch fast ein Jahrtausend ziemlich unverändert erhielt.

Von den Südslawen stammen die frühesten gesicherten Nachrichten. Zur Zeit des Jordanis, des Geschichtsschreibers der Goten (591), saßen sie bereits in geschlossenen Massen von der Donaumündung bis zum Einfluß der Save, und die Walachei wurde damals Sklavinia, das Slawenland, genannt. Die weitere Ausbreitung vollzog sich ganz anders als die der Westslawen, nämlich mit Kriegen und Raubzügen, von denen die Geschichtsschreiber Ostroms genug zu berichten haben. Schon Justinian legte einen Festungsgürtel zur Abwehr der slawischen Einfälle an (527), der aber die immer neuen Vorstöße über die Donau nicht aufzuhalten vermochte. Bereits am Ende des 7. Jahrhunderts kann die Eroberung der Balkanhalbinsel als abgeschlossen gelten. Erst jetzt beginnen sich die einzelnen Dialektgruppen zu Stämmen und Völkern zu entwickeln, die aber noch für Constantin Porphyrogennetos hinter der slawischen Gemeinsamkeit zurücktreten.

Im Westen der Halbinsel sind es drei große Stämme, die sich nunmehr herausheben. Von ihnen haben die Slowenen einst eine sehr viel weitere Verbreitung gehabt. Sie reichten im Norden bis zur Donau und umfaßten damit auch den Nordteil der Ostalpen, in den aber schon seit Karl dem Großen die Deutschen vorzugreifen begannen. Im Südwesten, wo einst ganz Istrien und der größte Teil von Friaul slowenisch waren, verloren sie Boden an die Italiener, und auch die Eroberung Ungarns durch die Magyaren ging zum Teil auf ihre Kosten. Die Grenze im Süden, gegen die Kroaten, verlief an Kulpa und Sawe entlang bis zur Mündung der Bosna und von dort nordwärts, etwa zur Mündung der Drau. Das am dichtesten besiedelte Kerngebiet war wohl auch damals schon die südliche Steiermark, Kärnten und Krain.

Südlich von Kulpa und Save saßen die Kroaten, von deren nördlicher Herkunft vor allem der bei Nestor genannte Reststamm der Chorwati in Ostgalizien zeugt. Im Westen reichte ihr Machtbereich bis ans Meer, im Süden bis zur Cetinja, während die östliche Grenze gegen den engverwandten Stamm der Serben nicht genau bestimmt werden kann. Es war ein großes und kriegerisches Volk[18]), von dessen kultureller Leistungsfähigkeit etwa die Ausgrabungen von Biskupija bei Knin ein eindrucksvolles Bild vermitteln. Etwas später begann die historische Aktivität der Serben, die aber dann die stärkste Ausdehnungskraft bewiesen[19]). Ihr Kerngebiet waren damals die Täler südlich des Oberlaufes der Drina; im Norden verlief ihre Grenze wohl an der Save, im Osten am Ibar entlang. Die Gebirgszüge gliederten sie in eine Reihe von Teilstämmen, die aber bald zu einer Einheit zusammenwuchsen. Sie bezog auch die östlich benachbarten Stämme der Moraven und Timotschanen ein.

Ein besonderes Schicksal erfuhren die Slawen im Osten der Balkanhalbinsel, von denen vielfach nicht einmal die Stammesnamen erhalten sind. Den Namen und politische Organisation erhielten sie von einem Fremdvolk, den Bulgaren, einem jener turko-tartarischen Stämme, die sich seit dem 4. Jahrhundert durch die südrussische Steppe nach Westen drängten[20]). Selbst von

[18]) Šišić, F.: Geschichte der Kroaten. 407 S. Zagreb 1917.

[19]) Jireček, J. C.: Geschichte der Serben. Allg. Staatengesch. I. Abt., XXXVIII. 2 Bde. Gotha 1911—18.

[20]) Jireček, J. C.: Geschichte der Bulgaren. 586 S. Prag 1876.

neuen Steppenvölkern gedrängt, überschritten sie am Ende des 7. Jahrhunderts die Donau und verbanden sich mit den dortigen Slawen, deren Kampf gegen das oströmische Reich sie tatkräftig organisierten. Hier im Süden spielen also die Bulgaren eine ganz ähnliche Rolle, wie im Norden die Waräger. Wie dort handelte es sich um eine vorwiegend friedliche Verbindung, aus der beide Teile ihren Nutzen zogen. Wie dort gaben die Fremden den Namen und die politische Einheit, nahmen selbst aber bald Sprache und Volkstum der Slawen an und lösten sich in deren ungleich größerer Masse auf. Um das Jahr 1000 ist diese Verschmelzung bereits abgeschlossen.

So hebt sich unter den Altslawen der Balkanhalbinsel die Völkergliederung der Gegenwart viel deutlicher heraus als bei den beiden anderen großen slawischen Gruppen. Schon um das Jahr 1000 treten uns hier die vier großen Stämme entgegen, die heute noch, freilich mit mancherlei Grenzveränderungen und Machtverschiebungen, das völkische Bild bestimmen. Die Gesamtverbreitung der Altslawen zeigt aber an einigen Stellen wesentliche Unterschiede zur jetzigen Ausdehnung der slawischen Völker: Sie ist im Westen durch die Einbeziehung Ostdeutschlands damals viel weiter ausgedehnt, hat aber umgekehrt im Osten erst einen Teil des weiten russischen Raumes in Besitz genommen.

2. Übersicht über das anthropologische Material [21])

Wenn im Folgenden zunächst ein Überblick über das vorhandene altslawische Schädelmaterial gewonnen werden soll, so sei als erstes das schlesische genannt, das der Untersuchung als Ausgangspunkt diente[22]). Es stammt fast ausschließlich aus Mittelschlesien, und zwar vorwiegend aus den Kreisen Breslau und Reichenbach, also dem Gau der Slenzanen[23]). Ein Teil desselben ist bereits in einer Arbeit von Ritter behandelt worden, der jedoch seine Fragestellung auf das eigene kleine Material beschränkte.

Altslawische Vergleichsgruppen sind aber in großer Anzahl vorhanden, freilich von recht verschiedenem Wert. Die ältesten Funde (Platikow, Silberberg und Galgenberg bei Wollin, Reitwein u. a.), die vorwiegend in der Zeitschrift für Ethnologie von Virchow, Schumann u. a. beschrieben wurden und die erste Diskussion über die Altslawenfrage anregten, bieten nur geringe Vergleichsmöglichkeiten, zudem es sich oftmals um einzelne Schädel handelt. Die erste größere Fundserie — vom Lorenzberg bei Kaldus im Kulmer Land — veröffentlichte Lissauer in seinen „Crania Prussica“; es folgten im Westen Slaboschewo, Kr. Mogilno, im Gebiet der Polanen (Virchow 1881, Kopernicki 1883), die böhmischen Altslawen (Matiegka 1891), masowische Reihengräber (Rutkowski 1900 ff.), Mecklenburger „Wenden“ (Asmus 1902) und die Slawen aus Leubingen in der Provinz Sachsen (Müller 1906).

---

[21]) Hierzu die Literaturzusammenstellung am Ende der Arbeit.

[22]) Für die Überlassung des Materials danke ich dem Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalspflege (Direktor: Dr. Petersen) in Breslau.

[23]) Das Material stammt von folgenden Fundorten: Sponsberg, Krs. Trebnitz 3 ♂, 1 ♀; Bielwiese, Krs. Wohlau 1 ♂, 3 ♀; Malkwitz, Krs. Breslau 3 ♂, 3 ♀; Kl. Tinz, Krs. Breslau 6 ♂, 3 ♀; Buchwitz, Krs. Breslau 1 ♂, 1 ♀; Zottwitz, Krs. Ohlau 1 ♀; Schwanowitz, Krs. Brieg 1 ♂, 1 ♀; Peterwitz, Krs. Breslau 1 ♀; Breiter Berg bei Striegau, Krs. Schweidnitz 1 ♀; Striegau, Krs. Schweidnitz 3 ♂, 1 ♀; Nimptsch, Krs. Reichenbach 1 ♂, 2 ♀; Rudelsdorf, Krs. Reichenbach 1 ♂, 3 ♀; Dankwitz, Krs. Reichenbach 2 ♂; Jäschwitz, Krs. Breslau 2 ♂; Heidersdorf, Krs. Reichenbach 4 ♂.

Fast 30 Jahre lang erfährt dann dieses Material keine Bereicherung mehr. Erst in jüngster Zeit legte Frankenberger wieder größere Funde von Děvín und Dolný Jatov in der Slowakei vor, aus der bisher nur die kleine Serie von Uh. Skalice (Matiegka 1925) bekannt war, und Hertha Busse (1934) Slawenschädel aus dem Potsdamer Havelland, die aber durch geringe Zahl und schlechten Erhaltungszustand — kein einziges vollständiges Gesichtsskelett — für Vergleiche weniger geeignet sind. Aus nächster Nähe von Slaboschewo, nämlich Kruschwitz im Kreise Strelno, veröffentlichte ferner Stojanowski einige Schädel aus dem 12. Jahrhundert, die mithin auch noch als altslawisch angesehen werden müssen[24]). Ein Teil des älteren Materials konnte ferner von der Verf.in nachuntersucht und ergänzt werden. So wurden die Schädel vom Lorenzberg im Kulmer Land neu bearbeitet und durch jüngere Funde aus Westpreußen, dem Ostteil des ehemaligen Pomeranengebietes erweitert[25]), und ebenso ein Teil des Leubinger Materials mit einigen neueren Funden zusammengefaßt[26]).

Kaum später als im Westen setzte die Arbeit im Osten ein, der der Anthropologenkongreß und die anthropologische Ausstellung in Moskau 1879 einen starken Antrieb gaben. Das zu diesem Zweck unter der Leitung von Bogdanow gesammelte reiche Material (von den Stämmen der Nowgoroder, Sewerianen und Kiewer Polanen[27]), wurde dann vor allem von dem rührigen Talko-Hryncewicz ergänzt (Kriwitschen, Drewljanen und Kiewer Polanen), dem wir auch eine wertvolle Zusammenstellung des russischen und polnischen Altslawenmaterials verdanken. Sowohl Bogdanow und seine Mitarbeiter wie Talko-Hryncewicz folgten beim Messen den Broca'schen Anweisungen, aber doch, wie die unwahrscheinliche Schwankungsbreite einiger Merkmale zeigt, mit mancherlei individuellen Verschiedenheiten[28]), so daß die Vergleichsmöglichkeiten bei einigen Maßen mit großer Vorsicht beurteilt werden müssen. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß sich die Russen zur Zeit an eine Neubearbeitung des ostslawischen Schädelmaterials machen. Eine erste Veröffentlichung (Bunak 1932) behandelt die Kriwitschen, Wiatitschen und Sewerianen. Zur Anthropologie der östlichen Altslawen lieferte ferner Sed-

---

[24]) Sie wurden in den Tabellen und Karten mit den Funden von Slaboschewo zusammengefaßt, obwohl die beiden Gruppen in den Einzelmerkmalen zum Teil recht verschieden sind. Sie sind aber einzeln zu klein, um einigermaßen sichere Schlüsse zu gestatten. Die rassische Stellung von Slaboschewo wurde jedoch durch die Einbeziehung der Kruschwitzer Schädel nicht wesentlich verschoben; Posen hat also auf der Karte, Abb. 24 dieselbe Signatur, gleich ob nur Slaboschewo oder Slaboschewo und Kruschwitz herangezogen wird.

[25]) Ich danke Herrn Prof. La Baume, Direktor des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig für die Erlaubnis, das Material zu bearbeiten. Es setzt sich folgendermaßen zusammen: Lorenzberg 16 ♂, 9 ♀; Kaldus 11 ♂, 4 ♀; Chmielno 9 ♂, 2 ♀; Krissau 2 ♂; Saskoschin 8 ♂, 6 ♀; Praust 2 ♂, 1 ♀ Langenau 2 ♂; Gruczno 12 ♂, 10 ♀. — Zur Frage der Unterschiede zwischen der nördlichen Gruppe (Chmielno, Saskoschin, Praust, Langenau, Krissau) und der südlichen (Gruczno, Kaldus) vgl. Abschn. IV, 4.

[26]) Die Schädel befinden sich in der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle, Direktor: Prof. Dr. W. Schulz. Auch hier habe ich für Erlaubnis zur Bearbeitung zu danken. Die Gruppe „Provinz Sachsen“ in den Tabellen und Karten setzt sich folgendermaßen zusammen: Leubingen, Krs. Eckartsberga 8 ♂, 7 ♀; Treben, Krs. Weißenfels 3 ♂, 3 ♀; Leuna, Krs. Merseburg 1 ♂, 2 ♀; Gorsleben, Mansfelder Seekreis 1 ♀; Ober-Bersdorf 1 ♀.

[27]) Die Mittelwerte wurden nach den Individualmaßen neu berechnet, bei den Nowgorodern unter Fortlassung der wenigen Flachgräberschädel (s. u.).

[28]) Wo eine andere Meßtechnik zugrunde lag, wurden die Maße in Tabelle 1 fortgelassen. Der Meßtechnik nach nicht sichere Maße sind in Klammern gesetzt.

laczek-Komorowski mit seiner Monographie über die Dregowitschen einen neueren Beitrag.

Recht wenig wußten wir dagegen bisher über die Südslawen, und auch heute ist das Material von dieser Gruppe besonders lückenhaft. Bis vor kurzem waren die von Toldt (1912) veröffentlichten Schädel aus der Steiermark und Krain — also slowenischem Gebiet — das einzige, was vorlag[29]). Lebzelter untersuchte dann in Zagreb zwei größere nordkroatische Serien aus dem 11. Jahrhundert (Bjelo Brdo und Svinjarevci), doch ist das Material noch nicht veröffentlicht[30]). Von dem südlichen Teil der Serbokroaten konnte Verf. dagegen nur wenige Schädel in den Museen von Knin und Sarajevo als sicher altslawisch feststellen. Da über sie sonst gar nichts bekannt ist, sei die kleine Serie trotzdem einbezogen[31]). Reichlicher war die Ausbeute für die Bulgaren: In Madara und Preslav, der Hauptstadt des altbulgarischen Reiches im heutigen Nordostbulgarien, waren aus den großen Ausgrabungen der letzten Jahre eine Reihe von Schädeln erhalten, die aus dem 10. und 11. Jahrhundert stammen[32]).

Zeitlich fallen die meisten altslawischen Schädelfunde in das 10. bis 12. Jahrhundert, also in die Zeit nach Abschluß der slawischen Ausbreitung und Übergang von der Brand- zur Körperbestattung. Einige Stücke mögen älter sein — so fanden sich in Gamehl bei Mecklenburg noch Brandgräber neben der Körperbestattung —, andere reichen in das 13. Jahrhundert hinein, z. B. Dolný Jatov. Im Westen handelt es sich fast ausschließlich um Reihengräber oder überhaupt Friedhofsfunde, im Osten vorwiegend um Grabhügel (Kurgane). Von den Polanen und Sewerianen liegt allerdings außerdem Material von Friedhöfen vor. Um jedoch auch für das Ostslawentum die Einheitlichkeit zu wahren, wurden für die Kartierung der Ergebnisse ausschließlich die Kurganfunde herangezogen. Der Vergleich mit den Friedhöfen wird in einem besonderen Abschnitt (IV, 4) durchgeführt werden.

[29]) Toldt beschränkte sich leider ausschließlich auf den Gehirnschädel. Einige der Schädel konnten von der Verf.in in den Sammlungen von Ljubljana/Laibach, Marburg und Pettau nachuntersucht werden, wobei sich das Vorhandensein der vorher biometrisch ausgesonderten Rassenelemente, insbesondere der Osteuropiden, bestätigte.
Das unten genannte Material zur Anthropologie der Südslawen wurde neben anderem auf einer Balkanreise gesammelt, die ich im Frühjahr 1937 mit Unterstützung des Universitätsbundes Breslau ausführte. Ich bin dafür insbesondere Herrn Prof. Dr. Malten zu größtem Dank verpflichtet. Ich fand ferner in den Instituten und Sammlungen ein außerordentlich freundliches Entgegenkommen und vielfache Hilfe. Soweit sie das Slawenmaterial betraf, danke ich dafür besonders den Herren Dr. F. Baš, Marburg (Maribor); Dr. Dannoff, Sofia; Kustos St. Gunjača, Knin; Direktor Dr. Mandić, Sarajevo; Herrn Mikic, Sofia; Priv.-Doz. Dr. Škerlj, Laibach (Ljubljana); Notar Skrabar, Pettau (Ptuj); Direktor Prof. Dr. Županić, Laibach (Ljubljana).

[30]) Leider konnte Verf. auch nicht feststellen, wo sich das Manuskript befindet. Mit freundlicher Erlaubnis des Nachlaßverwalters Dr. Wastl wurde aber kurz vor dem Umbruch das Material selbst zugänglich, so daß noch die Tabellen 1—3 u. 8 b für Nordkroatien ergänzt werden konnten. Auf den Karten und Diagrammen war dagegen eine Einfügung nicht mehr möglich. — Verf. konnte ferner in Zagreb die Schädel besichtigen und eine Reihe somatoskopischer Beobachtungen nehmen, die sodann zu einer Typendiagnose zusammengefaßt wurden.

[31]) Es handelt sich um 3 ♂, 1 ♀ Schädel aus Zenica, Bosnien, und 4 ♂, 5 ♀ aus den Ausgrabungen in der Umgebung von Knin, von denen die Männer hier zusammengefaßt werden.

[32]) Die Serie kann hier, dem Charakter der vorliegenden Arbeit entsprechend, nur als Ganzes berücksichtigt werden. Sie verdient aber eine eingehendere Beschreibung und Analyse, die in einer späteren Arbeit durchgeführt werden soll.

Räumlich umfassen die vorhandenen Funde fast das gesamte Verbreitungsgebiet der Slawen zu Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrtausends, lassen aber die Mitte — Südpolen und die ehemals slawischen Gebiete Ungarns und Rumäniens — frei. Immerhin ist das Material so umfangreich, daß eine Zusammenfassung gerechtfertigt erscheint.

3. Die Einzelmerkmale und ihre räumliche Verteilung

In der folgenden Übersicht über die Ausprägung der anthropologischen Merkmale bei den Altslawen und ihre geographisch-stammesmäßigen Unterschiede sind nur die männlichen Serien berücksichtigt, da diese vollständiger und umfangreicher sind. Bei der Kartierung blieben ferner mehrere in Tab. 1 aufgeführten Gruppen beiseite, so Uh. Skalice (Slowakei), einmal, weil die Serie zu klein ist, dann aber auch, weil sie zeitlich aus den übrigen westslawischen Gruppen herausfällt (9. Jahrhundert!), ferner die Friedhofsfunde der Sewerianen und Polanen, um, wie schon gesagt, für die Ostslawen einheitlich Kurgan-Funde zugrunde legen zu können. Die betreffenden Gruppen werden in einem späteren Abschnitt herangezogen werden.

Größte Schädellänge (Abb. 2).

Bei der größten Länge des Schädels wird der höchste Mittelwert im Westen (Masowien 191,1), der niedrigste im Osten (Drewljanen 177,5) erreicht. Das entspricht auch durchaus der allgemeinen geographischen Verteilung; denn im Osten sind die Schädel durchschnittlich kürzer — der Mittelwert 186 wird nirgends überschritten —, im Westen fast durchweg länger. Hier nimmt nur Děvín mit 180,7 eine Sonderstellung ein, und auch die Mecklenburger Wenden bleiben mit 183,1 deutlich hinter dem Durchschnitt zurück. Die schlesischen Altslawen stehen mit 187,5 an 5. Stelle und damit in der Mitte der westslawischen Variationsbreite. Sie ordnen sich räumlich dem nordpolnisch-mitteldeutschen Gebiet besonders hoher Schädellängen ein. Von den südslawischen Gruppen schließen sich die nördlicheren (Steiermark, Nordkroatien) an die Westslawen an, während sich die beiden südlichen durch recht geringe Länge auszeichnen.

Größte Schädelbreite.

Für die Breite ergibt sich keine so klare räumliche Gliederung wie für die Länge. Im Westen stellt Děvín mit 144,9 wieder einen Extremwert dar, dem erst in gewissem Abstand die böhmisch-mitteldeutschen Gruppen folgen. Ihnen schließt sich im Norden ein Bereich verhältnismäßig geringer Breiten an (Havelland, Pommern, Posen, Masowien), das sich zum Teil mit dem besonders großer Längen deckt. Bei den Ostslawen fallen die beiden südöstlichen Gruppen, Sewerianen und Wiatitschen, durch ihre Schmalschädeligkeit heraus. Bei ihnen verbindet sich also geringe Länge mit geringer Breite. Die südslawischen Serien stehen sich untereinander und dem westslawischen Durchschnitt sehr nahe.

Basion-Bregma-Höhe.

Bei der Schädelhöhe hebt sich ein Gebiet verhältnismäßig hoher Mittelwerte in Ostdeutschland-Böhmen heraus, das sich — nur von den Masowiern unter-

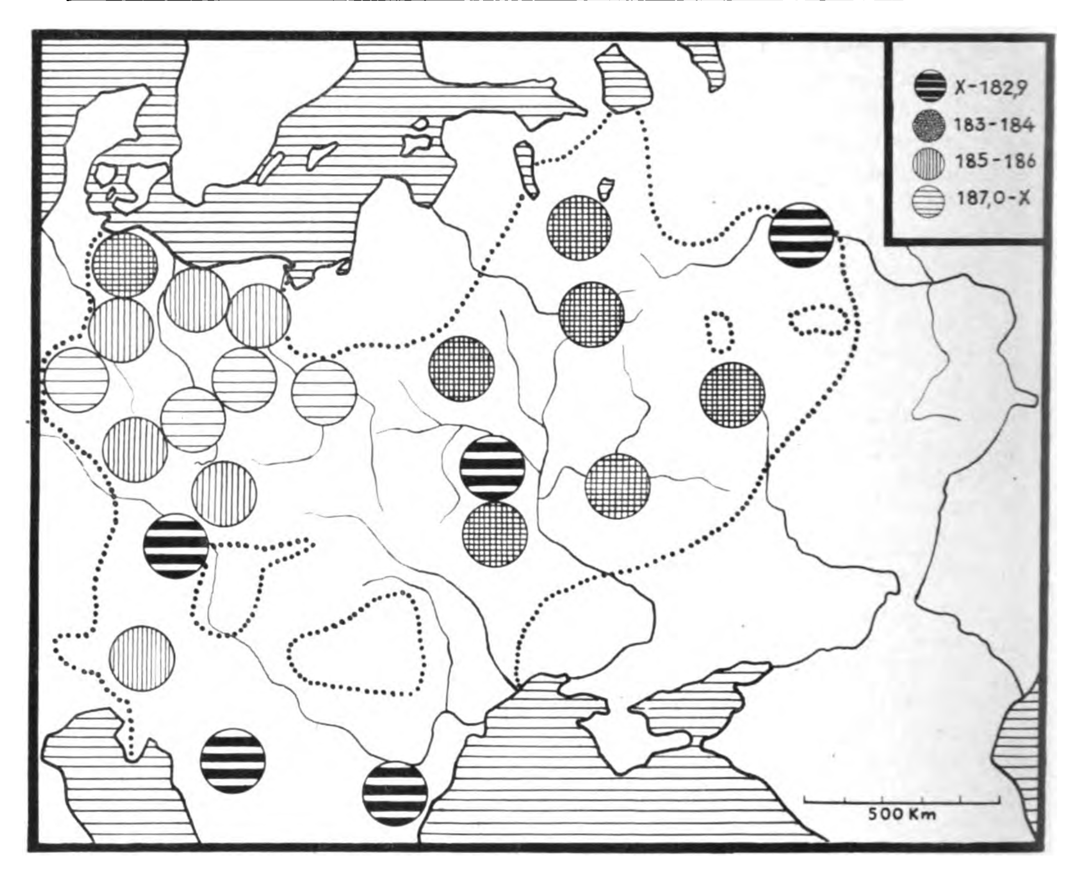


Abb. 2. Die Schädellänge bei den Altslawen

brochen — nach Nordrußland fortzusetzen scheint. Im Westen leiten sodann die beiden slowakischen Gruppen zu den mit Ausnahme der nordkroatischen Serie von Bjelo Brdo ausgesprochen niedrigschädligen Südslawen über, während bei den Ostslawen die beiden westlichen Gruppen der Drewljanen und Polanen durch ihre niedrigen Mittelwerte auffallen. Die südöstlichen Sewerianen und Wiatitschen zeigen mit den mittleren Werten von 135,5 und 135,8 untereinander wieder große Ähnlichkeit.

Längenbreitenindex (Abb. 3).

Beim Längenbreitenindex bewegen sich die Mittelwerte der meisten Gruppen um die Grenze zwischen Meso- und Dolichokranie, wobei 8 in das Bereich der Dolichokranie, 16 in das der Mesokranie fallen. Letztere muß also als besonders kennzeichnend für die Altslawen angesehen werden. Eine Ausnahme bildet Děvín, das mit 80,4 die Grenze der Brachykranie bereits überschritten hat.

In der räumlichen Verteilung heben sich Gebiete besonderer Langschädligkeit im Nordwesten (Provinz Sachsen, Havelland, Pommern, Masowien) und im Südosten (Sewerianen, Wiatitschen) heraus, während umgekehrt der Nordosten (Nowgoroder, Kriwitschen, Kostroma), die östliche Mitte (Drewljanen,

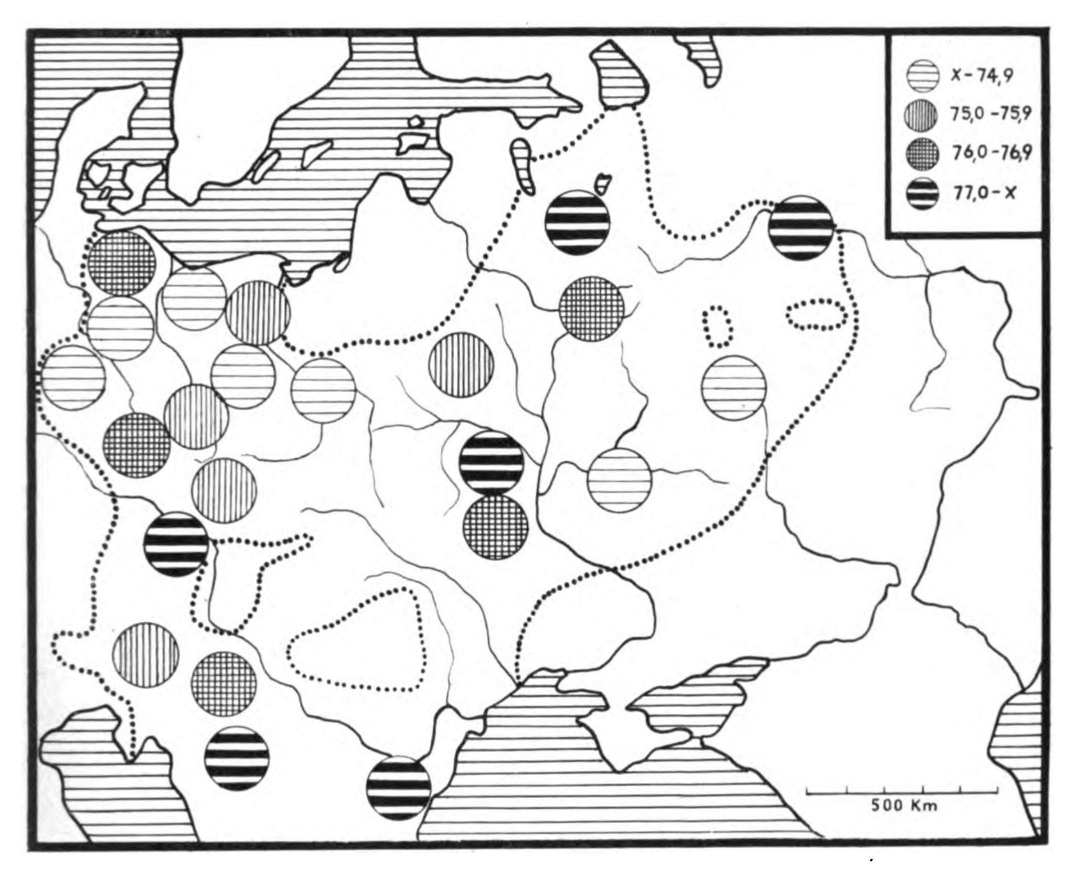


Abb. 3. Der Längenbreitenindex bei den Altslawen

Polanen) und auch der Süden verhältnismäßig kurzschädlig sind. Daß aber die im Durchschnitt mesokranen Gruppen keine innere Einheit darstellen, zeigen die Verteilungszahlen (Tab. 2). Bei einem Teil derselben ist der relativ hohe Mittelwert bedingt durch einen hohen Anteil Mesokraner, während Brachykrane vereinzelt oder gar nicht auftreten. Hierzu gehören am deutlichsten die Drewljanen, die mit einem geringen Anteil Dolichokraner und ohne Brachykrane die geschlossenste Gruppe darstellen, und die Bulgaren, dann aber auch Dregowitschen, Polanen, Wenden, Dolný Jatov, bei denen insgesamt der Indexwert 83 nur bei einem Individuum überschritten wird. Unter den übrigen Serien, die also nicht unwesentliche Prozentsätze echter Kurzschädel aufweisen, sind deutlich zwei regional weit voneinander entfernte Gruppen zu unterscheiden. Die eine, südlich des Karpathen-Sudeten-Bogens, umfaßt Böhmen und die Slowakei (Děvín) — ihr könnte man auch die Nordkroaten zurechnen —[32a]), die andere die nordöstlichsten Serien, nämlich Kriwitschen, Nowgoroder und Kostroma. Von hier aus greifen die Kurzschädel in geringeren Anteilen noch zu den benachbarten Wiatitischen über, während die Sewerianen von ihnen ganz frei sind.

[32a]) Auf der Karte ist der Mittelwert von ♂ + ♀ eingetragen; vgl. Anm. 30, S. 10.

Tab. 1. Mittelwerte der altslawischen Schädel (in Klammern die Anzahl der Individuen)

a) Männer	Bearbeiter	Länge	Breite	Höhe	Lb'Index	Lh'Index	Bh'Index	Kl. Stirn-br.	TEFP-Index	Ober-ges.höhe	Joch-bogenbr.	Ober-ges.index	Nasen-index	Orbi-tal-Ind.
I. Westslawen														
Schlesien	Schwidetzky	187,5 (28)	140,7 (28)	136,6 (23)	75,2 (28)	72,6 (23)	97,6 (23)	98,3 (22)	70,4 (22)	67,4 (21)	132,1 (20)	51,2 (20)	50,9 (18)	75,3 (20)
Böhmen	Matiegka	185,9 (63)	141,8 (63)	138,0 (44)	76,2 (63)	74,2 (44)	97,6 (44)	98,1 (62)	69,2 (62)	67,8 (45)	131,0 (45)	51,8 (40)	49,4 (43)	—
*Slowakei: Uh. Skalice	Matiegka	190,5 (4)	137,5 (4)	136,2 (4)	72,2 (4)	71,3 (4)	99,1 (4)	99,5 (3)	72,5 (3)	73,0 (3)	130,0 (3)	53,3 (3)	43,7 (3)	90,6 (3)
Slowakei: Děvín	Frankenberger	180,7 (71)	144,9 (71)	134,2 (71)	80,4 (71)	74,0 (71)	92,5 (74)	97,7 (70)	67,4 (70)	69,3 (61)	133,5 (59)	52,1 (58)	49,5 (57)	79,9 (62)
Slowakei: Dolný Jatov	Frankenberger	185,1 (44)	140,0 (44)	134,3 (38)	75,5 (44)	72,4 (38)	95,8 (38)	96,3 (43)	68,7 (43)	70,6 (38)	133,1 (33)	53,2 (32)	50,5 (35)	79,6 (39)
Posen	Virchow-Kopernicki-Stojanowski	188,4 (20)	138,6 (20)	136,7 (7)	73,5 (20)	73,8 (7)	98,8 (7)	101,6 (8)	71,7 (8)	68,2 (15)	132,6 (12)	52,1 (12)	51,3 (13)	79,8 (8)
Masowien	Rutkowski	191,1 (9)	139,4 (9)	133,0 (7)	72,9 (9)	70,2 (7)	95,4 (7)	97,0 (8)	70,5 (8)	—	135,3 (3)	—	46,7 (3)	76,3 (3)
Westpreußen	Schwidetzky	186,2 (60)	139,9 (60)	137,3 (43)	75,2 (60)	74,0 (43)	98,0 (43)	96,6 (57)	69,2 (56)	69,7 (35)	132,3 (29)	52,6 (29)	49,4 (34)	76,8 (34)
Pommern	Schumann-Virchow	185,9 (11)	137,9 (11)	—	74,2 (11)	—	—	97,1 (7)	71,1 (7)	—	—	—	46,4 (5)	[83,6] (5)
Mecklenbg. (Wenden)	Asmus	183,1 (26)	140,6 (26)	133,6 (22)	76,6 (26)	72,7 (24)	95,0 (24)	97,6 (26)	69,4 (26)	65,9 (23)	132,2 (26)	50,6 (18)	48,8 (23)	—
Potsdamer Havelland	Busse	186,3 (17)	138,4 (17)	—	74,1 (17)	73,8 (8)	99,7 (8)	96,5 (6)	71,7 (6)	—	—	—	—	82,3 (6)
Provinz Sachsen	Schwidetzky	187,8 (13)	140,3 (13)	134,7 (9)	74,9 (13)	73,0 (9)	96,0 (9)	96,8 (12)	69,1 (12)	71,8 (12)	133,9 (11)	53,4 (11)	49,1 (12)	78,9 (12)
II. Ostslawen														
Dregowitschen	Sedlaczek	184,4 (18)	139,7 (19)	137,7 (12)	75,0 (18)	74,3 (12)	98,3 (12)	96,5 (17)	70,7 (15)	66,4 (10)	128,3 (9)	52,2 (9)	48,6 (9)	81,3 (11)
Kriwitschen	Bunak	183,7 (62)	138,8 (63)	136,7 (55)	76,2 (62)	74,2 (55)	98,2 (55)	98,0 (61)	70,0 (58)	68,9 (51)	133,2 (23)	51,5 (22)	48,9 (49)	78,6 (46)
Nowgoroder	Bogdanow	181,6 (55)	142,6 (54)	136,0 (50)	78,5 (53)	75,2 (49)	95,4 (49)	97,3 (55)	68,2 (53)	66,0 (38)	131,4 (36)	51,5 (33)	51,5 (33)	[80,0] (40)
(Kostroma) [1]	Konstantinow	178,7 (54)	138,1 (51)	132,8 (51)	77,3 (44)	74,3 (61)	96,2 (45)	96,6 (53)	69,9 (51)	68,0 (35)	131,2 (13)	51,8 (12)	49,8 (31)	[81,4] (38)
Wiatitschen	Bunak	183,7 (47)	136,5 (47)	135,5 (36)	74,5 (47)	73,5 (36)	98,6 (36)	96,1 (54)	70,2 (43)	68,0 (27)	128,1 (15)	52,9 (14)	50,4 (31)	82,8 (31)
Sewerianen: Kurgane	Bunak	183,5 (41)	134,4 (40)	135,8 (37)	73,5 (40)	74,0 (36)	100,4 (35)	91,4 (38)	67,6 (35)	66,6 (35)	128,1 (14)	52,3 (13)	50,6 (33)	82,6 (30)
*Sewerianen: Friedhöfe	Bogdanow	182,0 (21)	143,0 (21)	133,5 (17)	79,7 (21)	74,2 (17)	93,3 (17)	—	68,0 (20)	63,0 (13)	137,0 (9)	46,0 (9)	52,7 (15)	[80,1] (16)
Polanen: Kurgane	Talko-Hryncewicz	183,7 (15)	140,0 (15)	132,8 (13)	76,6 (15)	72,8 (13)	94,0 (3)	—	—	—	—	—	51,2 (11)	[81,1] (13)
*Polanen: Friedhöfe	Bogdanow	185,7 (14)	142,8 (14)	136,0 (14)	77,0 (14)	73,3 (14)	95,2 (14)	—	70,1 (14)	66,0 (9)	133,0 (9)	49,3 (9)	51,6 (11)	[78,3] (12)
Drewljanen	Talko-Hryncewicz	177,5 (50)	139,0 (50)	130,1 (8)	78,3 (50)	~ 73 (8)	93,6 (8)	—	—	—	—	—	[44,6] (47)	[80,4] (48)
III. Südslawen														
Steiermark-Krain	Toldt	186,5 (37)	140,5 (37)	133,6 (17)	75,5 (37)	71,3 (17)	95,8 (17)	97,9 (31)	69,8 (31)	—	—	—	—	—
Nordkroatien	Lebzelter	185,7 (43)	140,0 (43)	136,3 (30)	75,2 (43)	73,0 (28)	97,9 (29)	96,9 (40)	68,9 (40)	69,7 (30)	131,0 (27)	53,2 (28)	48,7 (29)	[84,4] (30)
Südkroatien-Bosnien	Schwidetzky	182,7 (7)	141,1 (7)	133,7 (7)	78,8 (7)	73,8 (7)	93,5 (7)	99,1 (7)	69,0 (7)	68,3 (7)	133,6 (5)	50,0 (5)	50,0 (6)	76,8 (7)
Bulgarien	Schwidetzky	181,9 (41)	140,9 (41)	132,7 (34)	77,5 (41)	73,0 (34)	94,4 (34)	96,9 (38)	68,9 (38)	68,1 (34)	129,6 (30)	52,5 (30)	49,4 (34)	77,6 (34)
b) Frauen														
*Schlesien	Schwidetzky	177,7 (18)	135,8 (17)	132,3 (11)	76,6 (17)	74,4 (11)	96,5 (10)	94,1 (16)	69,1 (14)	63,9 (12)	123,7 (9)	51,0 (9)	51,0 (11)	80,7 (12)
*Böhmen	Matiegka	175,6 (41)	140,0 (42)	130,3 (30)	79,8 (42)	73,2 (30)	92,7 (30)	95,4 (41)	68,3 (41)	63,9 (28)	125,0 (28)	51,3 (27)	51,4 (28)	—
*Slowakei: Děvín	Frankenberger	174,8 (39)	138,5 (39)	128,8 (38)	79,3 (39)	74,1 (39)	92,9 (38)	95,4 (39)	69,0 (38)	64,9 (29)	124,7 (29)	52,2 (28)	50,9 (25)	81,0 (28)
*Slowakei: Dolný Jatov	Frankenberger	177,9 (30)	134,7 (28)	129,1 (28)	75,7 (30)	72,7 (28)	96,0 (28)	94,5 (28)	70,5 (28)	65,6 (19)	123,9 (20)	53,3 (19)	50,0 (19)	83,5 (20)
*Westpreußen	Schwidetzky	178,9 (32)	135,7 (32)	130,7 (23)	75,9 (32)	73,8 (23)	97,3 (23)	95,0 (28)	70,4 (28)	65,4 (21)	122,8 (20)	53,1 (19)	50,3 (21)	80,1 (21)
*Provinz Sachsen	Schwidetzky	180,4 (11)	137,9 (13)	128,0 (4)	76,5 (11)	71,4 (4)	93,4 (4)	95,5 (13)	69,3 (13)	66,2 (13)	125,6 (8)	52,7 (7)	51,9 (11)	82,7 (12)
*Mecklenbg. (Wenden)	Asmus	173,9 (23)	133,6 (22)	129,2 (17)	76,9 (22)	72,4 (20)	94,3 (9)	92,5 (22)	68,7 (22)	61,3 (16)	120,0 (17)	51,4 (11)	48,7 (15)	—
*Dregowitschen	Sedlaczek	177,3 (8)	129,3 (11)	133,7 (6)	74,7 (9)	75,5 (6)	99,6 (6)	93,0 (8)	69,6 (8)	60,8 (4)	128,0 (3)	50,7 (2)	48,5 (3)	79,2 (4)
*Nowgoroder	Bogdanow	172,6 (31)	139,9 (32)	131,4 (28)	81,2 (31)	75,4 (28)	93,7 (28)	95,1 (32)	68,0 (32)	62,3 (18)	125,4 (14)	50,8 (12)	51,6 (16)	[82,0] (19)
*Kostroma	Konstantinow	171,9 (13)	135,6 (12)	127,8 (12)	78,9 (10)	74,4 (10)	94,3 (9)	93,6 (15)	69,8 (11)	64,8 (13)	—	—	48,0 (8)	[83,3] (13)
*Sewerianen: Friedhöfe	Bogdanow	172,6 (9)	141,3 (10)	131,5 (6)	82,1 (9)	76,2 (6)	91,0 (6)	95,3 (10)	67,5 (10)	64,3 (6)	126,3 (4)	52,5 (3)	49,4 (7)	[81,8] (8)
*Steiermark	Toldt	180,0 (37)	137,3 (37)	128,8 (13)	76,4 (37)	71,9 (12)	93,7 (13)	95,1 (28)	69,7 (28)			—	—	
*Nordkroatien	Lebzelter	178,0 (41)	135,1 (40)	131,3 (29)	75,9 (40)	73,1 (28)	97,1 (28)	94,6 (36)	70,0 (35)	64,7 (23)	127,2 (19)	51,3 (18)	49,5 (20)	[85,2] (22)
*Bulgaren	Schwidetzky	172,0 (8)	139,5 (8)	126,0 (2)	81,2 (8)	74,2 (2)	94,0 (2)	93,2 (9)	66,3 (8)	67,3 (7)	122,7 (3)	55,2 (3)	48,4 (6)	[80,4] (7)

Tab. 2. Verteilung des Längenbreitenindex

	Dolichokran x—74,9	Mesokran 75,0—79,9	Brachykran 80,0—84,9	Hyperbrachykran 85,0—x
Schlesien	57,1	32,2	7,1	3,6
Böhmen	33,3	46,0	12,7	7,9
Děvín	9,9	39,4	35,2	15,5
Dolný Jatov	47,7	45,4	6,8	—
Steiermark/Krain	40,5	54,0	5,5	—
Posen	60,0	40,0	—	—
Masowien	77,8	22,2	—	—
Westpreußen	45,0	43,3	10,0	1,7
Pommern	54,5	45,5	—	—
Mecklenburger Wenden	36,7	43,4	20,0	—
Havelland	60,0	33,3	6,7	—
Provinz Sachsen	69,2	15,4	7,7	7,7
Dregowitschen	47,4	42,1	5,3	5,3
Kriwitschen	37,1	(35,5)[1]	(9,7)	17,7
Kostroma	28,9	35,5	33,3	2,2
Nowgoroder	7,6	58,5	32,1	1,9
Wiatitschen	44,7	(40,4)	(12,8)	2,1
Sewerianen, Kurgane	52,5	(45,0)	(2,5)	—
Polanen, Kurgane	40,0	46,7	13,3	—
Drewljanen	14,0	86,0	—	—
Nordkroatien	51,2	30,2	18,6	—
Südkroatien—Bosnien	28,6	42,8	—	28,6
Bulgarien	21,9	53,7	24,4	—

[1]) Bei den in Klammern gesetzten Zahlen liegt die Grenze zwischen Meso- und Brachykranie bei 80,9.

Längenhöhenindex.

Beim Längenhöhenindex hebt sich fast der ganze Osten als relativ hochschädelig heraus, was auf die hier gleichfalls gehäufte geringere Länge zurückzuführen ist. Nur die Gruppe Drewljanen-Polanen macht im Osten mit ihrer Niedrigschädligkeit eine Ausnahme. Relativ niedrigschädlig sind auch die Südslawen, während sich innerhalb der Westslawen eine bestimmte geographische Ordnung der verhältnismäßig stark schwankenden Mittelwerte nicht erkennen läßt. Mit einer Ausnahme (Nowgoroder) liegen alle Gruppenmittel im Bereich der Mittelhochschädligkeit (Orthokranie: 70,0—74,9).

Breitenhöhenindex (Abb. 4).

Auch beim Breitenhöhenindex liegen die meisten Mittelwerte innerhalb der Grenzen der Mittelhochschädligkeit (Metriokranie: 92,0—97,9), aber mit einer gewissen Verschiebung zur Hochschädligkeit, der auch die Tatsache entspricht, daß zwar mehrere hochschädlige (akrokrane) Gruppen vorhanden sind, aber keine ausgesprochen niedrigschädlige (tapeinokrane). — Die räumlichen Unterschiede decken sich im wesentlichen mit denen der Basion-Bregma-Höhe. Wieder hebt sich ein ostdeutsch-böhmisches Gebiet als relativ hochschädlig heraus, das sich — von den Masowiern unterbrochen — nach Osten fortsetzt.

Anmerkungen zu Tab. 1: * Nicht kartiert. — [1]) Die Serie von Kostroma ist sicherlich zum Teil nicht slawisch, sondern bereits finnisch. Nach Niederle ist die slawische Kolonisation aber schon um 1000 n. Chr. in die Gegend von Kostroma vorgedrungen. Da die Serie sich auch anthropologisch an die benachbarten Slawenstämme anschließt, wurde sie mit einbezogen. Auf den Karten ist ihre Zwischenstellung dadurch gekennzeichnet, daß sie auf der Grenze des slawischen Verbreitungsgebietes eingetragen ist. — [2]) Nach den Mittelwerten von Länge und Höhe. Bei Talko-Hryncewicz ist der unwahrscheinlich niedrige Wert 68,2 angegeben. — [3]) Aus Mittelwerten von Breite und Höhe. Talko-Hryncewicz gibt den Wert 86,0 an, was offenbar ein Irrtum ist.

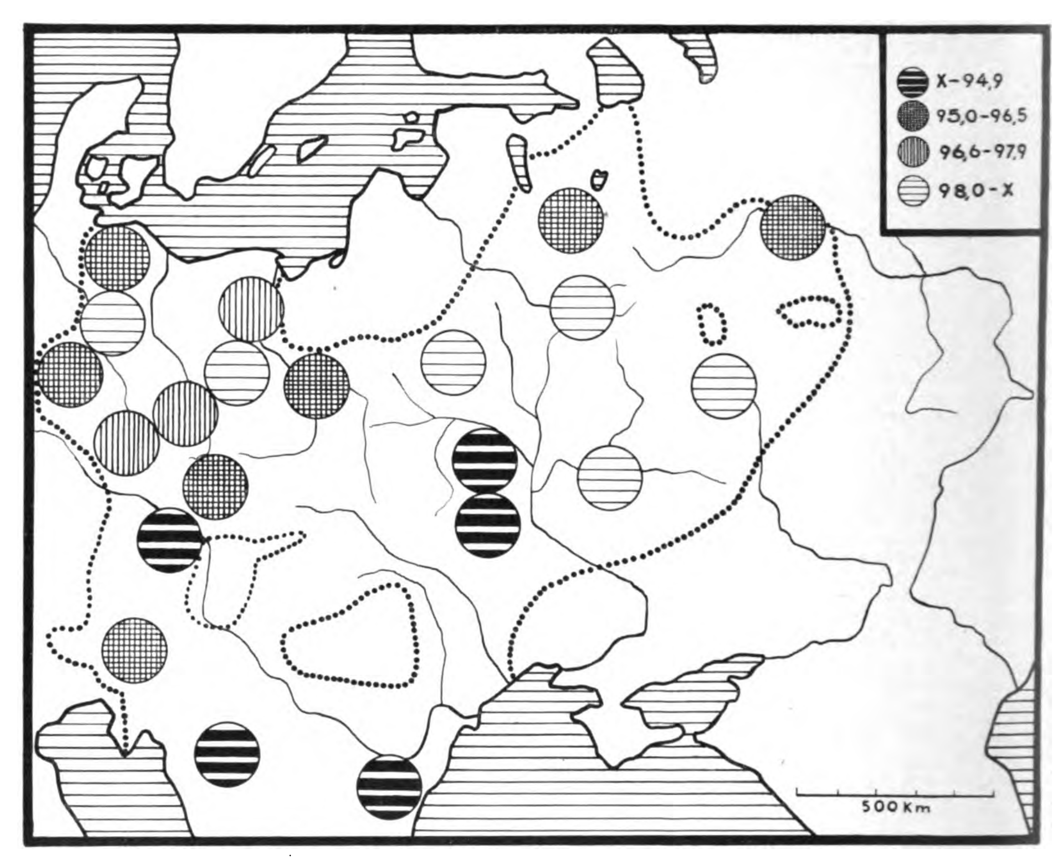


Abb. 4. Der Breitenhöhenindex bei den Altslawen

Drewljanen-Polanen auf der einen Seite, die meisten südslawischen mit den beiden slowakischen Gruppen auf der anderen Seite bilden dagegen wieder die beiden deutlichsten Häufungen relativer Niedrigschädligkeit. Im Osten ist aber gegenüber der Verteilung der absoluten Höhe das Bild insofern etwas anders, als sich jetzt auch die beiden südöstlichen Stämme, die Sewerianen und Wiatitschen, dem hochschädligen Bereich anschließen. Hier spielt, ebenso wie schon bei dem Verhältnis der Länge zum Längenbreitenindex, die absolute Größe eine Rolle. Die beiden nördlichsten Gruppen, Nowgoroder und Kostroma, schließen sich wieder in ihrer gemäßigten Niedrigschädligkeit zusammen, die der der isoliert stehenden Wenden entspricht.

Kleinste Stirnbreite.

Bei der kleinsten Stirnbreite sind die Unterschiede der Gruppenmittel nur gering. Eine gewisse Häufung etwas höherer Werte ist bei den Westslawen festzustellen, die ja auch bei den anderen absoluten Massen des Hirnschädels durchschnittlich eine etwas stärkere Entwicklung zeigen. Ganz vereinzelt stehen die Sewerianen mit dem ungewöhnlich niedrigen Mittel von 91,4, dem erst in weitem Abstand die benachbarten Wiatitschen (96,1) folgen.

Transversaler Frontoparietalindex.

Der transversale Frontoparietalindex zeigt wie üblich eine Koppelung mit dem Längenbreitenindex, die auf der größeren Variabilität der Schädelbreite gegenüber der kleinsten Stirnbreite beruht. Demgemäß stellt Děvín mit 67,4 wieder einen Extremwert dar. Das Maximum liegt mit 71,7 bei den Havelländern, die ja einen recht niedrigen Längenbreitenindex aufwiesen; Schlesien ordnet sich dem oberen Teil des Variationsbereiches ein.

Ähnlich wie beim Längenbreitenindex hebt sich im Nordwesten (Havelland, Schlesien, Masowien, Posen) eine Gruppe heraus, und zwar durch ihre relative Breitstirnigkeit, die sich — wiederum wie beim Längenbreitenindex — nach Osten zu Dregowitschen, Wiatitschen und Kriwitschen fortsetzt. Eine Ausnahme machen hier die Sewerianen, die auf Grund ihrer auffällig geringen Stirnbreite trotz ihres niedrigen Längenbreitenindex auch einen der niedrigsten Werte für den transversalen Frontoparietalindex zeigen. Eine Gruppe relativer Schmalstirnigkeit umsäumt sodann das westslawische Breitstirnigkeitsgebiet im Westen und setzt sich von dort nach Böhmen, der Slowakei und zu den Südslawen fort. Schmalstirnig sind ferner, dem hohen Längenbreitenindex entsprechend, die beiden nordöstlichen Gruppen von Nowgorod und Kostroma.

Obergesichtshöhe.

Für die Gesichtsmaße liegt brauchbares Vergleichsmaterial in viel geringerer Anzahl vor als für den Gehirnschädel. So ergibt bei den Gesichtshöhenmaßen nur die Obergesichtshöhe verwertbare Vergleichsreihen. — Das Minimum stellen dieses Mal die Mecklenburger Wenden mit 65,9, denen die Dregowitschen, Nowgoroder und Sewerianen mit Werten unter 67 folgen. Die drei slowakischen Gruppen zeigen die höchsten Gruppenmittel. — Eine geographische Ordnung läßt sich kaum erkennen, wenn auch mehrfach benachbarte Gruppen ein ganz ähnliches Verhalten zeigen, so Schlesien-Böhmen, die beiden slowakischen und die drei südslawischen Serien. Im ganzen sind höhere Werte im Westen und Süden etwas häufiger als im Osten.

Jochbogenbreite.

Die Jochbogenbreite bestätigt, was sich schon bei mehreren absoluten Maßen angedeutet hat: im Westen häufen sich die höheren Mittelwerte stärker als im Osten. Die beiden slowakischen Serien und die Provinz Sachsen — also zwei räumlich nicht zusammenhängende Gruppen — heben sich dabei innerhalb der Westslawen mit besonders großer Gesichtsbreite heraus. Bei den Ostslawen ist dagegen eine sehr klare Zweigliederung festzustellen: verhältnismäßig hohe Durchschnittswerte, also breite Gesichter, haben die drei nordöstlichen Gruppen (Kriwitschen, Nowgoroder, Kostroma), niedrigere dagegen die westlich und südlich anschließenden Dregowitschen, Wiatitschen und Sewerianen. Von den beiden südslawischen Gruppen, bei denen die Jochbogenbreite durch eine genügende Zahl von Individuen vertreten ist, schließen sich die Bulgaren mit ihrem verhältnismäßig niedrigen Mittelwert den südostslawischen Stämmen an.

Obergesichtsindex (Abb. 5).

Beim Obergesichtsindex wiederholt sich zum großen Teil dieses Bild: bei den Ostslawen heben sich wiederum die drei nordöstlichen Gruppen als be-



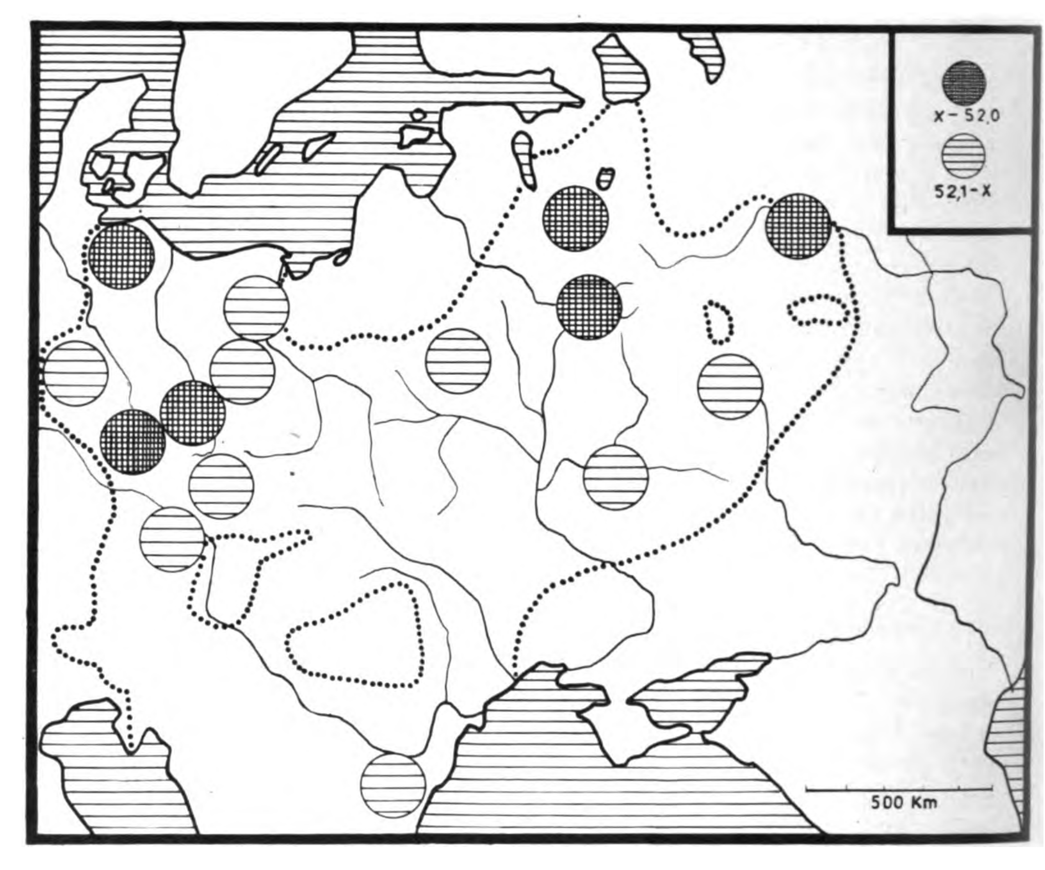


Abb. 5. Der Obergesichtsindex bei den Altslawen

sonders breitgesichtig heraus, während die übrigen und mit ihnen die Bulgaren schmalgesichtiger sind. Im Westen haben die Provinz Sachsen und Dolný Jatov die schmalsten Gesichter, die Wenden und Schlesier die breitesten. Letztere stehen den Böhmen, diese wieder Děvín am nächsten. Der üblichen Einteilung nach fallen alle Gruppenmittel in das Bereich der Mittelbreitgesichtigkeit (Mesenie).

Nasenindex (Abb. 6).

Die bekannte große Variabilität des Nasenindex zeigt sich auch bei den Altslawen; hier schwanken sogar die Mittelwerte der üblichen Einteilung nach von der Breitnasigkeit (Chamärrhinie) bis zur Schmalnasigkeit (Leptorrhinie), wobei allerdings die meisten im Bereich der Mittelbreitnasigkeit (Mesorrhinie 45,0—49,9) liegen. In der geographischen Verteilung fällt auf, daß sich die besonders schmalnasigen Serien zu einem nördlichen Gürtel, der von Mecklenburg bis zur Quelle des Dnjepr reicht, anordnen[33]). Im ganzen sind etwas

[33]) Ihr fügt sich auch Posen ein, wenn nur Slaboschewo berücksichtigt wird, während bei Einbeziehung von Kruschwitz die höchste Indexgruppe (über 50) erreicht wird. Wegen des starken Unterschiedes der beiden Teilserien in diesem Merkmal wurde Posen nicht auf der Karte eingezeichnet.

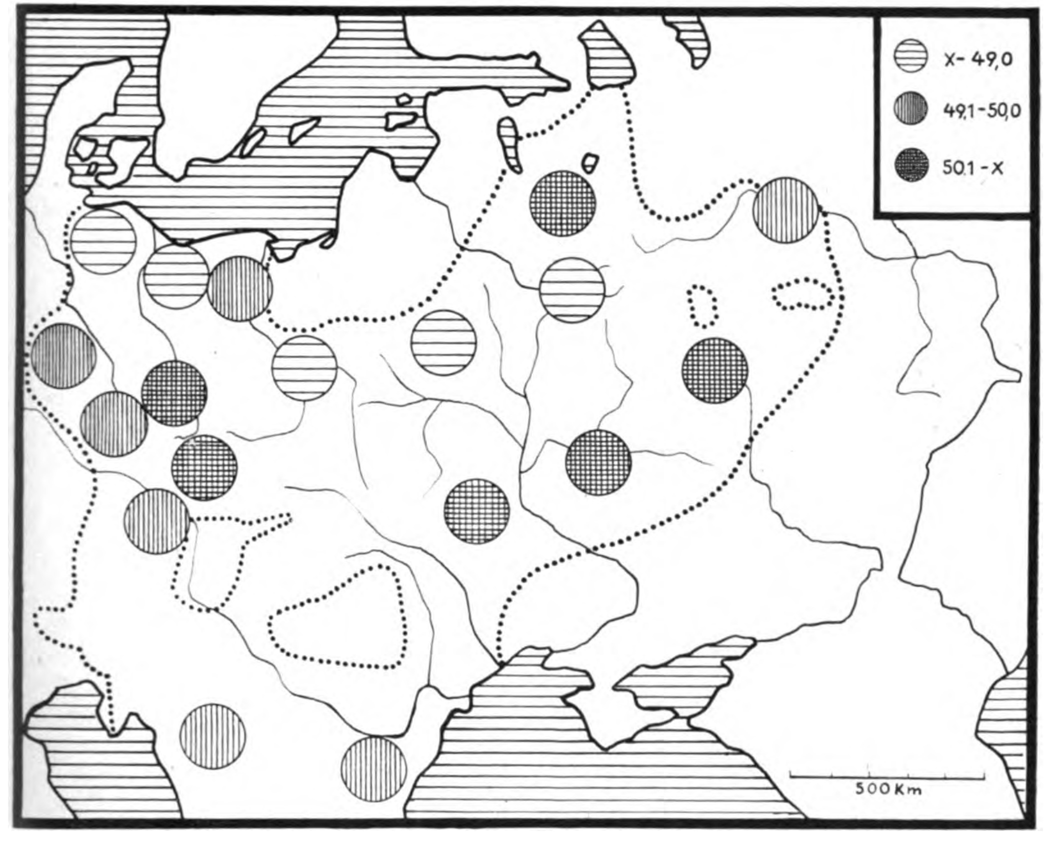


Abb. 6. Der Nasenindex bei den Altslawen

höhere Mittelwerte im Osten häufiger als im Westen und Süden. Nowgoroder und Polanen erreichen die Höchstwerte, doch sind auch die beiden südöstlichen Gruppen der Wiatitschen und Sewerianen verhältnismäßig breitnasig.

Orbitalindex.

Ziemlich gering ist leider das Vergleichsmaterial für den dritten der drei Hauptindizes des Gesichts, weil die wechselnde Methodik in der Abnahme der Orbitalbreite nur wenige Gruppen vergleichbar macht. Bei keinem Maß dürfte auch die persönliche Gleichung so groß sein, so daß auch bei den übrigbleibenden Gruppen die Unterschiede mit Vorsicht zu beurteilen sind. Unter den in neuerer Zeit bearbeiteten Serien, die die Orbitabreite vom Maxillofrontale aus messen, fallen alle Mittelwerte in das Bereich der Mesokonchie; nur die Schlesier mit dem niedrigsten Wert von 75,8 in das der Chamäkonchie. — Unter den vier ostslawischen Gruppen zeichnen sich die Kriwitschen durch einen verhältnismäßig niedrigen Mittelwert aus. Betrachtet man hier ferner die von Talko-Hryncewicz (1910) angeführten Serien, die mindestens untereinander vergleichbar sein dürften, so heben sich Polanen, Drewljanen und Nowgoroder mit verhältnismäßig niedriger Orbita heraus. Unter den Westslawen besitzen die Havelländer die höchste Orbita: ihnen

folgen die beiden slowakischen Gruppen und Sachsen, während die Westpreußen den Schlesiern mit ihrer besonders niedrigen Orbita am nächsten stehen.

Überschauen wir noch einmal alle Einzelmerkmale, so läßt sich ein altslawischer „Durchschnittstypus" nur ganz allgemein beschreiben: im Gehirnschädel verbindet sich eine relativ große Länge mit mäßiger Breite und Höhe; die Indizes fallen damit größtenteils in das Bereich der Mesokranie, Orthokranie und Metriokranie. Das Gesicht weist meist eine ziemlich geringe Höhe bei mäßiger Breite auf, so daß das Obergesicht durchschnittlich vorwiegend mesen (mittelbreitgesichtig) mit einer gewissen Neigung zur Euryenie (Breitgesichtigkeit) ist. Auch die Mittelwerte des Nasenindex bewegen sich vorwiegend in den mittleren Bereichen; die Orbita ist meist mesokonch (mittelhoch) mit einer gewissen Neigung zur Chamäkonchie.

Wichtiger und bemerkenswerter sind aber zweifellos die Gruppen u n t e r s c h i e d e, die sich mehrfach auch zu räumlichen Regelmäßigkeiten zusammenschlossen. Diese hoben aber nur vereinzelt die drei Stammesgruppen der West-, Ost- und Südslawen als ganze voneinander ab. Das galt eigentlich nur für Schädellänge und Jochbogenbreite, die beide bei den Ostslawen fast durchweg geringere Durchschnittswerte erreichten als im Westen und Süden.

Bei den übrigen Merkmalen, für die eine räumliche Zusammenordnung zu erkennen war, zeichnete sich dagegen eine Untergliederung der drei großen Stammesgruppen ab. Diese war am klarsten im Osten: Immer wieder schlossen sich hier dieselben Gruppen zusammen, so Polanen und Drewljanen (Basion-Bregma-Höhe, Längenbreitenindex, Breitenhöhenindex), Sewerianen und Wiatitschen (Breite, Höhe, Längenbreitenindex, Breitenhöhenindex, kleinste Stirnbreite, Jochbogenbreite, Obergesichtsindex, Nasenindex, Orbitalindex), Nowgoroder und Kostroma (Längenbreitenindex, Breitenhöhenindex, transversaler Frontoparietalindex, Jochbogenbreite, Obergesichtsindex). Die Kriwitschen zeigten dagegen deutlich eine Mittelstellung: einmal fügten sie sich den nordöstlichen Serien an (Längenbreitenindex, Jochbogenbreite, Obergesichtsindex, vielleicht Orbitalindex), das andere Mal zeigten sie stärkere Beziehungen zu den westlich benachbarten Dregowitschen (Höhe, Breitenhöhenindex, Nasenindex). Diese wiederum stellten durch ihre teilweise Ähnlichkeit mit den Masowiern (Längenbreitenindex, Nasenindex) eine gewisse Brücke zu den Westslawen dar.

Hier im Westen ist die Gliederung nicht ganz so deutlich. Immerhin hob sich mehrfach eine mittlere Gruppe von Sachsen bis Masowien ab, deren Zusammensetzung aber nicht bei allen Merkmalen die gleiche war. Mehrfach schlossen sich ferner Schlesien und Böhmen enger zusammen (Breite, Breitenhöhenindex, Obergesichtshöhe und -index), während die Wenden ganz im Norden und Děvín ganz im Süden sich mehrmals als isoliert erwiesen (Schädellänge; Breite, Längenbreitenindex und Jochbogenbreite bei Děvín, Obergesichtshöhe und -index bei den Wenden).

Für die Südslawen läßt die geringe Zahl der Gruppen und ihre lückenhafte Merkmalsbesetzung eine solche Untergliederung kaum zu. Immerhin scheint etwa das Verhalten der Schädellänge darauf hinzudeuten, daß sich die beiden

südlichen Gruppen unter sich etwas enger zusammenschließen, während die nördlicheren die Brücke zu den Westslawen schlagen.

Im ganzen ergeben sich also eine ganze Reihe von Unterschieden nach Räumen und Stammesgruppen. Im folgenden soll nun versucht werden, daraus Schlüsse auf die Rassenzusammensetzung der altslawischen Stämme zu ziehen.

III. Die Typenanalyse

Die für einige Merkmale immerhin beträchtliche Schwankungsbreite der Mittel- und Individualwerte läßt bereits vermuten, daß die Unterschiede bedingt sind durch das wechselnde Mischungsverhältnis verschiedener morphologischer Typen. Wie sind diese beschaffen? Und besteht bei allen Altslawen das qualitativ gleiche, nur den Anteilen nach verschiedene Typengemenge? Oder gibt es Unterschiede auch insofern, als bestimmte Elemente nur einem Teil der zahlreichen Gruppen gemeinsam sind?

Ausgangspunkt für die folgende Analyse waren die schlesischen Altslawen, die ja nicht nur der Biometrie, sondern auch dem nach der Gesamtform ordnenden Auge zugänglich waren. Für dieses heben sich nun hier deutlich zwei verschiedene Typen heraus, die schon Ritter sah. Später, nach einem vorläufigen Abschluß der biostatistischen Analyse, wurden sie auch bei anderen altslawischen Gruppen (Provinz Sachsen, Westpreußen, Südslawen) blickmäßig wiedergefunden, so daß an mehreren weit voneinander liegenden Stellen der „lebendige Blick" und die abstrakte zergliedernde Statistik sich ergänzen konnten.

Der erste Typus[34]), nennen wir ihn A, ist von kräftig profiliertem Bau. Die Schädelkapsel ist lang und hoch, in der Aufsicht von schmalem, regelmäßigem Oval, im Profil mit stark und harmonisch gewölbtem Hinterhaupt. Aus dem hohen Gesicht springen die einen spitzen Winkel bildenden Nasalia kräftig hervor. Ausgesprochen hoch und schmal ist auch die Nasenöffnung. Ein gut ausgeprägtes Kinn und eine verhältnismäßig hohe Orbita vervollständigen das physiognomische Bild. Es besteht kein Zweifel, daß wir gute Vertreter der nordischen Rasse vor uns haben.

Der zweite Typus[35]); er sei zunächst B genannt, macht im ganzen einen flacheren, reliefärmeren und primitiveren Eindruck. Die Schädelkapsel ist gleichfalls verhältnismäßig lang, aber niedriger; in der Aufsicht durchaus dolichoid, wenn auch weniger ausgeprägt als Typus A, und infolge großer Breitenausladung der Parietalschuppen im Umriß pentagonid. In der Seitenansicht zeigt sich ein gut gewölbtes Hinterhaupt, das oftmals durch eine Eindrückung in der Lambdagegend abgesetzt erscheint. Das Gesicht ist ausgesprochen niedrig mit derben, etwas vorgeschobenen Jochbeinen, die Nasenöffnung gleichfalls breiter und niedriger. Die Nasenbeine stoßen in stumpfem Winkel zusammen und sind an ihrem distalen Ende „wie aufgebläht". Wesentlich für den physiognomischen Eindruck sind schließlich die niedrigen Augen-

[34]) Beste Vertreter sind in Schlesien unter den Männern Nr. 1234/25 aus Sponsberg und unter den Frauen 292/95 aus Nimptsch und 4/13 aus Buchwitz.

[35]) Als kennzeichnende Vertreter seien aus dem schlesischen Material genannt: unter den Männern Nr. 214/02 aus Klein-Tinz und 3/13 aus Buchwitz, bei den Frauen 1903/30/3 aus Bielwiese, 1303/03/I aus Rudelsdorf und 657/87 aus Klein-Tinz.

Tab. 1. Mittelwerte der altslawischen Schädel (in Klammern die Anzahl der Individuen)

a) Männer	Bearbeiter	Länge	Breite	Höhe	Lb'Index	Lh'Index	Bh'Index	Kl. Stirn-br.	TEFP-Index	Ober-ges.höhe	Joch-bogenbr.	Ober-ges.index	Nasen-index	Orbi-tal-Ind.
I. Westslawen														
Schlesien	Schwidetzky	187,5 (28)	140,7 (28)	136,6 (23)	75,2 (28)	72,6 (23)	97,6 (23)	98,3 (22)	70,4 (22)	67,4 (21)	132,1 (20)	51,2 (20)	50,9 (18)	75,3 (20)
Böhmen	Matiegka	185,9 (63)	141,8 (63)	138,0 (44)	76,2 (63)	74,2 (44)	97,6 (44)	98,1 (62)	69,2 (62)	67,8 (45)	131,0 (45)	51,8 (40)	49,4 (43)	—
*Slowakei: Uh. Skalice	Matiegka	190,5 (4)	137,5 (4)	136,2 (4)	72,2 (4)	71,3 (4)	99,1 (4)	99,5 (3)	72,5 (3)	73,0 (3)	130,0 (3)	53,3 (3)	43,7 (3)	90,6 (3)
Slowakei: Děvín	Frankenberger	180,7 (71)	144,9 (71)	134,2 (71)	80,4 (71)	74,0 (71)	92,5 (74)	97,7 (70)	67,4 (70)	69,3 (61)	133,5 (59)	52,1 (58)	49,5 (57)	79,9 (62)
Slowakei: Dolný Jatov	Frankenberger	185,1 (44)	140,0 (44)	134,3 (38)	75,5 (44)	72,4 (38)	95,8 (38)	96,3 (43)	68,7 (43)	70,6 (38)	133,1 (33)	53,2 (32)	50,5 (35)	79,6 (39)
Posen	Virchow-Kopernicki-Stojanowski	188,4 (20)	138,6 (20)	136,7 (7)	73,5 (20)	73,8 (7)	98,8 (7)	101,6 (8)	71,7 (8)	68,2 (15)	132,6 (12)	52,1 (12)	51,3 (13)	79,8 (8)
Masowien	Rutkowski	191,1 (9)	139,4 (9)	133,0 (7)	72,9 (9)	70,2 (7)	95,4 (7)	97,0 (8)	70,5 (8)	—	135,3 (3)	—	46,7 (3)	76,3 (3)
Westpreußen	Schwidetzky	186,2 (60)	139,9 (60)	137,3 (43)	75,2 (60)	74,0 (43)	98,0 (43)	96,6 (57)	69,2 (56)	69,7 (35)	132,3 (29)	52,6 (29)	49,4 (34)	76,8 (34)
Pommern	Schumann-Virchow	185,9 (11)	137,9 (11)	—	74,2 (11)	—	—	97,1 (7)	71,1 (7)	—	—	—	46,4 (5)	[83,6] (5)
Mecklenbg. (Wenden)	Asmus	183,1 (26)	140,6 (26)	133,6 (22)	76,6 (26)	72,7 (24)	95,0 (24)	97,6 (26)	69,4 (26)	65,9 (23)	132,2 (26)	50,6 (18)	48,8 (23)	—
Potsdamer Havelland	Busse	186,3 (17)	138,4 (17)	—	74,1 (17)	73,8 (8)	99,7 (8)	96,5 (6)	71,7 (6)	—	—	—	—	82,3 (6)
Provinz Sachsen	Schwidetzky	187,8 (13)	140,3 (13)	134,7 (9)	74,9 (13)	73,0 (9)	96,0 (9)	96,8 (12)	69,1 (12)	71,8 (12)	133,9 (11)	53,4 (11)	49,1 (12)	78,9 (12)
II. Ostslawen														
Dregowitschen	Sedlaczek	184,4 (18)	139,7 (19)	137,7 (12)	75,0 (18)	74,3 (12)	98,3 (12)	96,5 (17)	70,7 (15)	66,4 (10)	128,3 (9)	52,2 (9)	48,6 (9)	81,3 (11)
Kriwitschen	Bunak	183,7 (62)	138,8 (63)	136,7 (55)	76,2 (62)	74,2 (55)	98,2 (55)	98,0 (61)	70,0 (58)	68,9 (51)	133,2 (23)	51,5 (22)	48,9 (49)	78,6 (46)
Nowgoroder	Bogdanow	181,6 (55)	142,6 (54)	136,0 (50)	78,5 (53)	75,2 (49)	95,4 (49)	97,3 (55)	68,2 (53)	66,0 (38)	131,4 (36)	51,5 (33)	51,5 (33)	[80,0] (40)
(Kostroma) [1]	Konstantinow	178,7 (54)	138,1 (51)	132,8 (51)	77,3 (44)	74,3 (61)	96,2 (45)	96,6 (53)	69,9 (51)	68,0 (35)	131,2 (13)	51,8 (12)	49,8 (31)	[81,4] (38)
Wiatitschen	Bunak	183,7 (47)	136,5 (47)	135,5 (36)	74,5 (47)	73,5 (36)	98,6 (36)	96,1 (54)	70,2 (43)	68,0 (27)	128,1 (15)	52,9 (14)	50,4 (31)	82,8 (31)
Sewerianen: Kurgane	Bunak	183,5 (41)	134,4 (40)	135,8 (37)	73,5 (40)	74,0 (36)	100,4 (35)	91,4 (38)	67,6 (35)	66,6 (35)	128,1 (14)	52,3 (13)	50,6 (33)	82,6 (30)
*Sewerianen: Friedhöfe	Bogdanow	182,0 (21)	143,0 (21)	133,5 (17)	79,7 (21)	74,2 (17)	93,3 (17)	—	68,0 (20)	63,0 (13)	137,0 (9)	46,0 (9)	52,7 (15)	[80,1] (16)
Polanen: Kurgane	Talko-Hryncewicz	183,7 (15)	140,0 (15)	132,8 (13)	76,6 (15)	72,8 (13)	94,0 (3)	—	—	—	—	—	51,2 (11)	[81,1] (13)
*Polanen: Friedhöfe	Bogdanow	185,7 (14)	142,8 (14)	136,0 (14)	77,0 (14)	73,3 (14)	95,2 (14)	—	70,1 (14)	66,0 (9)	133,0 (9)	49,3 (9)	51,6 (11)	[78,3] (12)
Drewljanen	Talko-Hryncewicz	177,5 (50)	139,0 (50)	130,1 (8)	78,3 (50)	~ 73 (8)	93,6 (8)	—	—	—	—	—	[44,6] (47)	[80,4] (48)
III. Südslawen														
Steiermark-Krain	Toldt	186,5 (37)	140,5 (37)	133,6 (17)	75,5 (37)	71,3 (17)	95,8 (17)	97,9 (31)	69,8 (31)	—	—	—	—	—
Nordkroatien	Lebzelter	185,7 (43)	140,0 (43)	136,3 (30)	75,2 (43)	73,0 (28)	97,9 (29)	96,9 (40)	68,9 (40)	69,7 (30)	131,0 (27)	53,2 (28)	48,7 (29)	[84,4] (30)
Südkroatien-Bosnien	Schwidetzky	182,7 (7)	141,1 (7)	133,7 (7)	78,8 (7)	73,8 (7)	93,5 (7)	99,1 (7)	69,0 (7)	68,3 (7)	133,6 (5)	50,0 (5)	50,0 (6)	76,8 (7)
Bulgarien	Schwidetzky	181,9 (41)	140,9 (41)	132,7 (34)	77,5 (41)	73,0 (34)	94,4 (34)	96,9 (38)	68,9 (38)	68,1 (34)	129,6 (30)	52,5 (30)	49,4 (34)	77,6 (34)
b) Frauen														
*Schlesien	Schwidetzky	177,7 (18)	135,8 (17)	132,3 (11)	76,6 (17)	74,4 (11)	96,5 (10)	94,1 (16)	69,1 (14)	63,9 (12)	123,7 (9)	51,0 (9)	51,0 (11)	80,7 (12)
*Böhmen	Matiegka	175,6 (41)	140,0 (42)	130,3 (30)	79,8 (42)	73,2 (30)	92,7 (30)	95,4 (41)	68,3 (41)	63,9 (28)	125,0 (28)	51,3 (27)	51,4 (28)	—
*Slowakei: Děvín	Frankenberger	174,8 (39)	138,5 (39)	128,8 (38)	79,3 (39)	74,1 (39)	92,9 (38)	95,4 (39)	69,0 (38)	64,9 (29)	124,7 (29)	52,2 (28)	50,9 (25)	81,0 (28)
*Slowakei: Dolný Jatov	Frankenberger	177,9 (30)	134,7 (28)	129,1 (28)	75,7 (30)	72,7 (28)	96,0 (28)	94,5 (28)	70,5 (28)	65,6 (19)	123,9 (20)	53,3 (19)	50,0 (19)	83,5 (20)
*Westpreußen	Schwidetzky	178,9 (32)	135,7 (32)	130,7 (23)	75,9 (32)	73,8 (23)	97,3 (23)	95,0 (28)	70,4 (28)	65,4 (21)	122,8 (20)	53,1 (19)	50,3 (21)	80,1 (21)
*Provinz Sachsen	Schwidetzky	180,4 (11)	137,9 (13)	128,0 (4)	76,5 (11)	71,4 (4)	93,4 (4)	95,5 (13)	69,3 (13)	66,2 (13)	125,6 (8)	52,7 (7)	51,9 (11)	82,7 (12)
*Mecklenbg. (Wenden)	Asmus	173,9 (23)	133,6 (22)	129,2 (17)	76,9 (22)	72,4 (20)	94,3 (9)	92,5 (22)	68,7 (22)	61,3 (16)	120,0 (17)	51,4 (11)	48,7 (15)	—
*Dregowitschen	Sedlaczek	177,3 (8)	129,3 (11)	133,7 (6)	74,7 (9)	75,5 (6)	99,6 (6)	93,0 (8)	69,6 (8)	60,8 (4)	128,0 (3)	50,7 (2)	48,5 (3)	79,2 (4)
*Nowgoroder	Bogdanow	172,6 (31)	139,9 (32)	131,4 (28)	81,2 (31)	75,4 (28)	93,7 (28)	95,1 (32)	68,0 (32)	62,3 (18)	125,4 (14)	50,8 (12)	51,6 (16)	[82,0] (19)
*Kostroma	Konstantinow	171,9 (13)	135,6 (12)	127,8 (12)	78,9 (10)	74,4 (10)	94,3 (9)	93,6 (15)	69,8 (11)	64,8 (13)	—	—	48,0 (8)	[83,3] (13)
*Sewerianen: Friedhöfe	Bogdanow	172,6 (9)	141,3 (10)	131,5 (6)	82,1 (9)	76,2 (6)	91,0 (6)	95,3 (10)	67,5 (10)	64,3 (6)	126,3 (4)	52,5 (3)	49,4 (7)	[81,8] (8)
*Steiermark	Toldt	180,0 (37)	137,3 (37)	128,8 (13)	76,4 (37)	71,9 (12)	93,7 (13)	95,1 (28)	69,7 (28)	—	—	—	—	—
*Nordkroatien	Lebzelter	178,0 (41)	135,1 (40)	131,3 (29)	75,9 (40)	73,1 (28)	97,1 (28)	94,6 (36)	70,0 (35)	64,7 (23)	127,2 (19)	51,3 (18)	49,5 (20)	[85,2] (22)
*Bulgaren	Schwidetzky	172,0 (8)	139,5 (8)	126,0 (2)	81,2 (8)	74,2 (2)	94,0 (2)	93,2 (9)	66,3 (8)	67,3 (7)	122,7 (3)	55,2 (3)	48,4 (6)	[80,4] (7)

Tab. 2. Verteilung des Längenbreitenindex

	Dolichokran x—74,9	Mesokran 75,0—79,9	Brachykran 80,0—84,9	Hyper-brachykran 85,0—x
Schlesien	57,1	32,2	7,1	3,6
Böhmen	33,3	46,0	12,7	7,9
Dĕvín	9,9	39,4	35,2	15,5
Dolný Jatov	47,7	45,4	6,8	—
Steiermark/Krain	40,5	54,0	5,5	—
Posen	60,0	40,0	—	—
Masowien	77,8	22,2	—	—
Westpreußen	45,0	43,3	10,0	1,7
Pommern	54,5	45,5	—	—
Mecklenburger Wenden	36,7	43,4	20,0	—
Havelland	60,0	33,3	6,7	—
Provinz Sachsen	69,2	15,4	7,7	7,7
Dregowitschen	47,4	42,1	5,3	5,3
Kriwitschen	37,1	(35,5)[1]	(9,7)	17,7
Kostroma	28,9	35,5	33,3	2,2
Nowgoroder	7,6	58,5	32,1	1,9
Wiatitschen	44,7	(40,4)	(12,8)	2,1
Sewerianen, Kurgane	52,5	(45,0)	(2,5)	—
Polanen, Kurgane	40,0	46,7	13,3	—
Drewljanen	14,0	86,0	—	—
Nordkroatien	51,2	30,2	18,6	—
Südkroatien—Bosnien	28,6	42,8	—	28,6
Bulgarien	21,9	53,7	24,4	—

[1]) Bei den in Klammern gesetzten Zahlen liegt die Grenze zwischen Meso- und Brachykranie bei 80,9.

Längenhöhenindex.

Beim Längenhöhenindex hebt sich fast der ganze Osten als relativ hochschädelig heraus, was auf die hier gleichfalls gehäufte geringere Länge zurückzuführen ist. Nur die Gruppe Drewljanen-Polanen macht im Osten mit ihrer Niedrigschädligkeit eine Ausnahme. Relativ niedrigschädlig sind auch die Südslawen, während sich innerhalb der Westslawen eine bestimmte geographische Ordnung der verhältnismäßig stark schwankenden Mittelwerte nicht erkennen läßt. Mit einer Ausnahme (Nowgoroder) liegen alle Gruppenmittel im Bereich der Mittelhochschädligkeit (Orthokranie: 70,0—74,9).

Breitenhöhenindex (Abb. 4).

Auch beim Breitenhöhenindex liegen die meisten Mittelwerte innerhalb der Grenzen der Mittelhochschädligkeit (Metriokranie: 92,0—97,9), aber mit einer gewissen Verschiebung zur Hochschädligkeit, der auch die Tatsache entspricht, daß zwar mehrere hochschädlige (akrokrane) Gruppen vorhanden sind, aber keine ausgesprochen niedrigschädlige (tapeinokrane). — Die räumlichen Unterschiede decken sich im wesentlichen mit denen der Basion-Bregma-Höhe. Wieder hebt sich ein ostdeutsch-böhmisches Gebiet als relativ hochschädlig heraus, das sich — von den Masowiern unterbrochen — nach Osten fortsetzt.

Anmerkungen zu Tab. 1: * Nicht kartiert. — [1]) Die Serie von Kostroma ist sicherlich zum Teil nicht slawisch, sondern bereits finnisch. Nach Niederle ist die slawische Kolonisation aber schon um 1000 n. Chr. in die Gegend von Kostroma vorgedrungen. Da die Serie sich auch anthropologisch an die benachbarten Slawenstämme anschließt, wurde sie mit einbezogen. Auf den Karten ist ihre Zwischenstellung dadurch gekennzeichnet, daß sie auf der Grenze des slawischen Verbreitungsgebietes eingetragen ist. — [2]) Nach den Mittelwerten von Länge und Höhe. Bei Talko-Hryncewicz ist der unwahrscheinlich niedrige Wert 68,2 angegeben. — [3]) Aus Mittelwerten von Breite und Höhe. Talko-Hryncewicz gibt den Wert 86,0 an, was offenbar ein Irrtum ist.

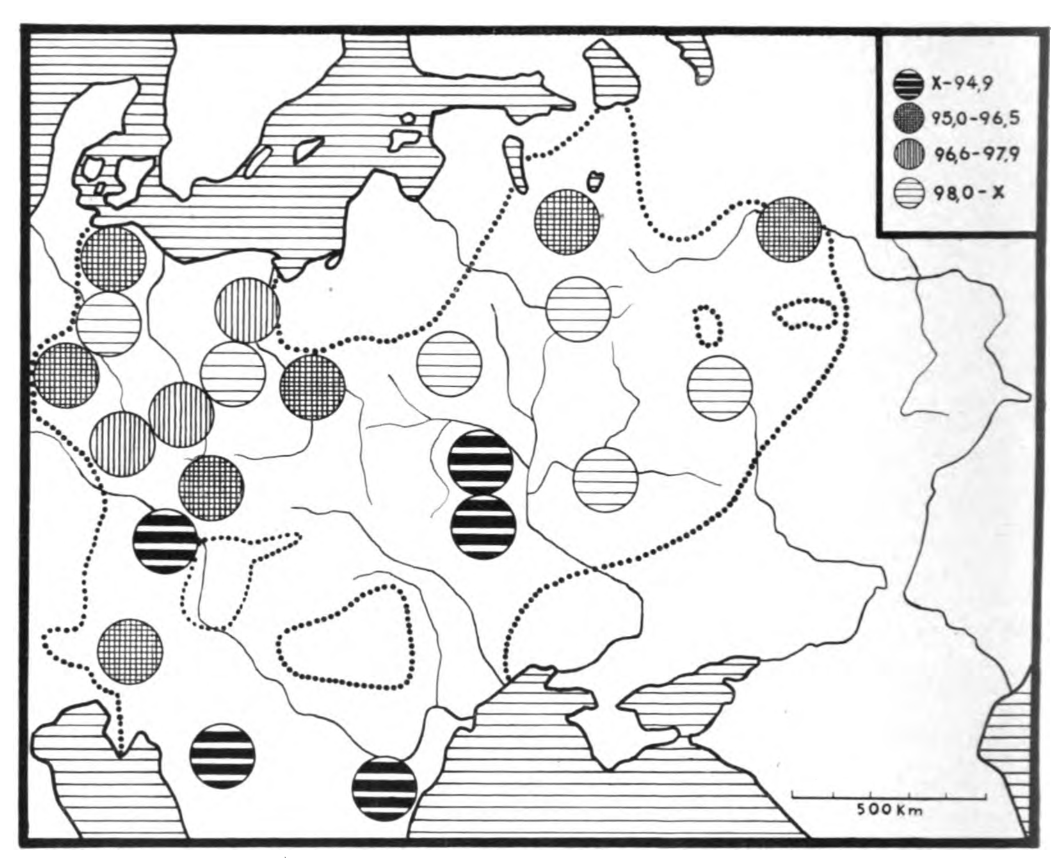


Abb. 4. Der Breitenhöhenindex bei den Altslawen

Drewljanen-Polanen auf der einen Seite, die meisten südslawischen mit den beiden slowakischen Gruppen auf der anderen Seite bilden dagegen wieder die beiden deutlichsten Häufungen relativer Niedrigschädligkeit. Im Osten ist aber gegenüber der Verteilung der absoluten Höhe das Bild insofern etwas anders, als sich jetzt auch die beiden südöstlichen Stämme, die Sewerianen und Wiatitschen, dem hochschädligen Bereich anschließen. Hier spielt, ebenso wie schon bei dem Verhältnis der Länge zum Längenbreitenindex, die absolute Größe eine Rolle. Die beiden nördlichsten Gruppen, Nowgoroder und Kostroma, schließen sich wieder in ihrer gemäßigten Niedrigschädligkeit zusammen, die der der isoliert stehenden Wenden entspricht.

Kleinste Stirnbreite.

Bei der kleinsten Stirnbreite sind die Unterschiede der Gruppenmittel nur gering. Eine gewisse Häufung etwas höherer Werte ist bei den Westslawen festzustellen, die ja auch bei den anderen absoluten Massen des Hirnschädels durchschnittlich eine etwas stärkere Entwicklung zeigen. Ganz vereinzelt stehen die Sewerianen mit dem ungewöhnlich niedrigen Mittel von 91,4, dem erst in weitem Abstand die benachbarten Wiatitschen (96,1) folgen.

Transversaler Frontoparietalindex.

Der transversale Frontoparietalindex zeigt wie üblich eine Koppelung mit dem Längenbreitenindex, die auf der größeren Variabilität der Schädelbreite gegenüber der kleinsten Stirnbreite beruht. Demgemäß stellt Děvín mit 67,4 wieder einen Extremwert dar. Das Maximum liegt mit 71,7 bei den Havelländern, die ja einen recht niedrigen Längenbreitenindex aufwiesen; Schlesien ordnet sich dem oberen Teil des Variationsbereiches ein.

Ähnlich wie beim Längenbreitenindex hebt sich im Nordwesten (Havelland, Schlesien, Masowien, Posen) eine Gruppe heraus, und zwar durch ihre relative Breitstirnigkeit, die sich — wiederum wie beim Längenbreitenindex — nach Osten zu Dregowitschen, Wiatitschen und Kriwitschen fortsetzt. Eine Ausnahme machen hier die Sewerianen, die auf Grund ihrer auffällig geringen Stirnbreite trotz ihres niedrigen Längenbreitenindex auch einen der niedrigsten Werte für den transversalen Frontoparietalindex zeigen. Eine Gruppe relativer Schmalstirnigkeit umsäumt sodann das westslawische Breitstirnigkeitsgebiet im Westen und setzt sich von dort nach Böhmen, der Slowakei und zu den Südslawen fort. Schmalstirnig sind ferner, dem hohen Längenbreitenindex entsprechend, die beiden nordöstlichen Gruppen von Nowgorod und Kostroma.

Obergesichtshöhe.

Für die Gesichtsmaße liegt brauchbares Vergleichsmaterial in viel geringerer Anzahl vor als für den Gehirnschädel. So ergibt bei den Gesichtshöhenmaßen nur die Obergesichtshöhe verwertbare Vergleichsreihen. — Das Minimum stellen dieses Mal die Mecklenburger Wenden mit 65,9, denen die Dregowitschen, Nowgoroder und Sewerianen mit Werten unter 67 folgen. Die drei slowakischen Gruppen zeigen die höchsten Gruppenmittel. — Eine geographische Ordnung läßt sich kaum erkennen, wenn auch mehrfach benachbarte Gruppen ein ganz ähnliches Verhalten zeigen, so Schlesien-Böhmen, die beiden slowakischen und die drei südslawischen Serien. Im ganzen sind höhere Werte im Westen und Süden etwas häufiger als im Osten.

Jochbogenbreite.

Die Jochbogenbreite bestätigt, was sich schon bei mehreren absoluten Maßen angedeutet hat: im Westen häufen sich die höheren Mittelwerte stärker als im Osten. Die beiden slowakischen Serien und die Provinz Sachsen — also zwei räumlich nicht zusammenhängende Gruppen — heben sich dabei innerhalb der Westslawen mit besonders großer Gesichtsbreite heraus. Bei den Ostslawen ist dagegen eine sehr klare Zweigliederung festzustellen: verhältnismäßig hohe Durchschnittswerte, also breite Gesichter, haben die drei nordöstlichen Gruppen (Kriwitschen, Nowgoroder, Kostroma), niedrigere dagegen die westlich und südlich anschließenden Dregowitschen, Wiatitschen und Sewerianen. Von den beiden südslawischen Gruppen, bei denen die Jochbogenbreite durch eine genügende Zahl von Individuen vertreten ist, schließen sich die Bulgaren mit ihrem verhältnismäßig niedrigen Mittelwert den südostslawischen Stämmen an.

Obergesichtsindex (Abb. 5).

Beim Obergesichtsindex wiederholt sich zum großen Teil dieses Bild: bei den Ostslawen heben sich wiederum die drei nordöstlichen Gruppen als be-

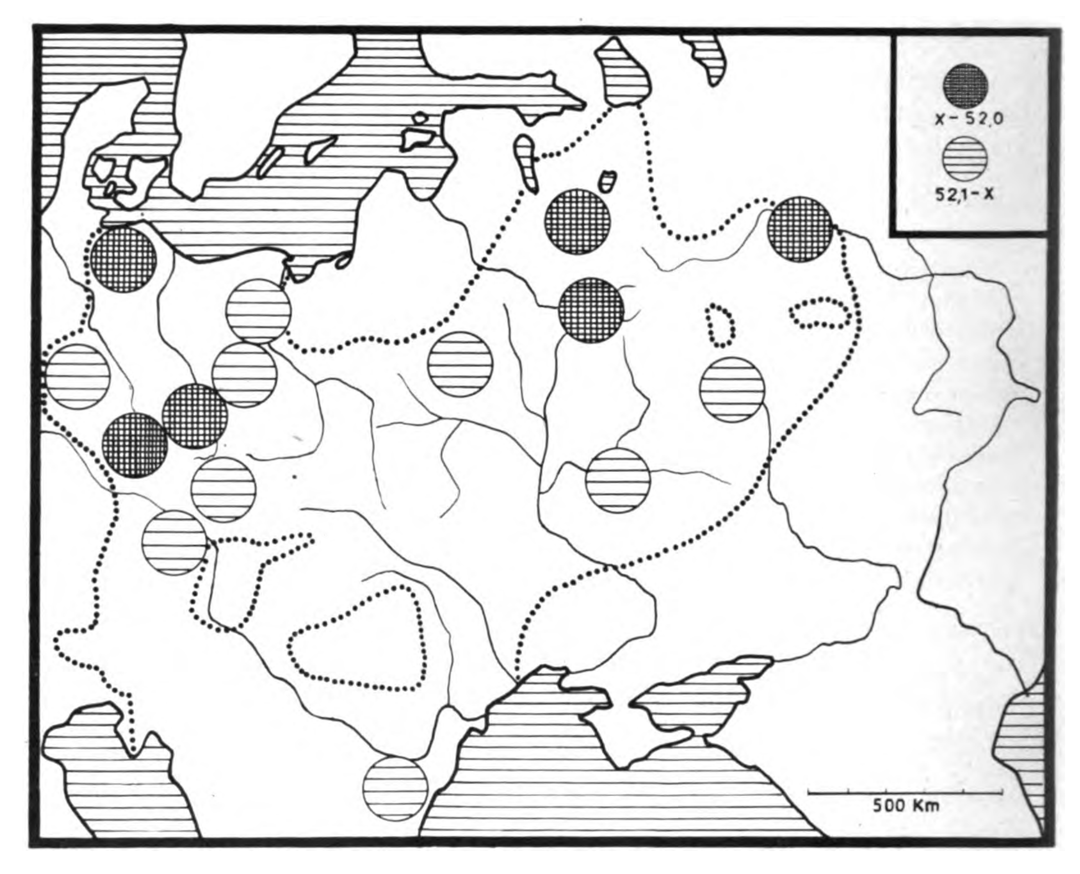


Abb. 5. Der Obergesichtsindex bei den Altslawen

sonders breitgesichtig heraus, während die übrigen und mit ihnen die Bulgaren schmalgesichtiger sind. Im Westen haben die Provinz Sachsen und Dolný Jatov die schmalsten Gesichter, die Wenden und Schlesier die breitesten. Letztere stehen den Böhmen, diese wieder Děvín am nächsten. Der üblichen Einteilung nach fallen alle Gruppenmittel in das Bereich der Mittelbreitgesichtigkeit (Mesenie).

Nasenindex (Abb. 6).

Die bekannte große Variabilität des Nasenindex zeigt sich auch bei den Altslawen; hier schwanken sogar die Mittelwerte der üblichen Einteilung nach von der Breitnasigkeit (Chamärrhinie) bis zur Schmalnasigkeit (Leptorrhinie), wobei allerdings die meisten im Bereich der Mittelbreitnasigkeit (Mesorrhinie 43,0—49,9) liegen. In der geographischen Verteilung fällt auf, daß sich die besonders schmalnasigen Serien zu einem nördlichen Gürtel, der von Mecklenburg bis zur Quelle des Dnjepr reicht, anordnen[33]). Im ganzen sind etwas

[33]) Ihr fügt sich auch Posen ein, wenn nur Slaboschewo berücksichtigt wird, während bei Einbeziehung von Kruschwitz die höchste Indexgruppe (über 50) erreicht wird. Wegen des starken Unterschiedes der beiden Teilserien in diesem Merkmal wurde Posen nicht auf der Karte eingezeichnet.

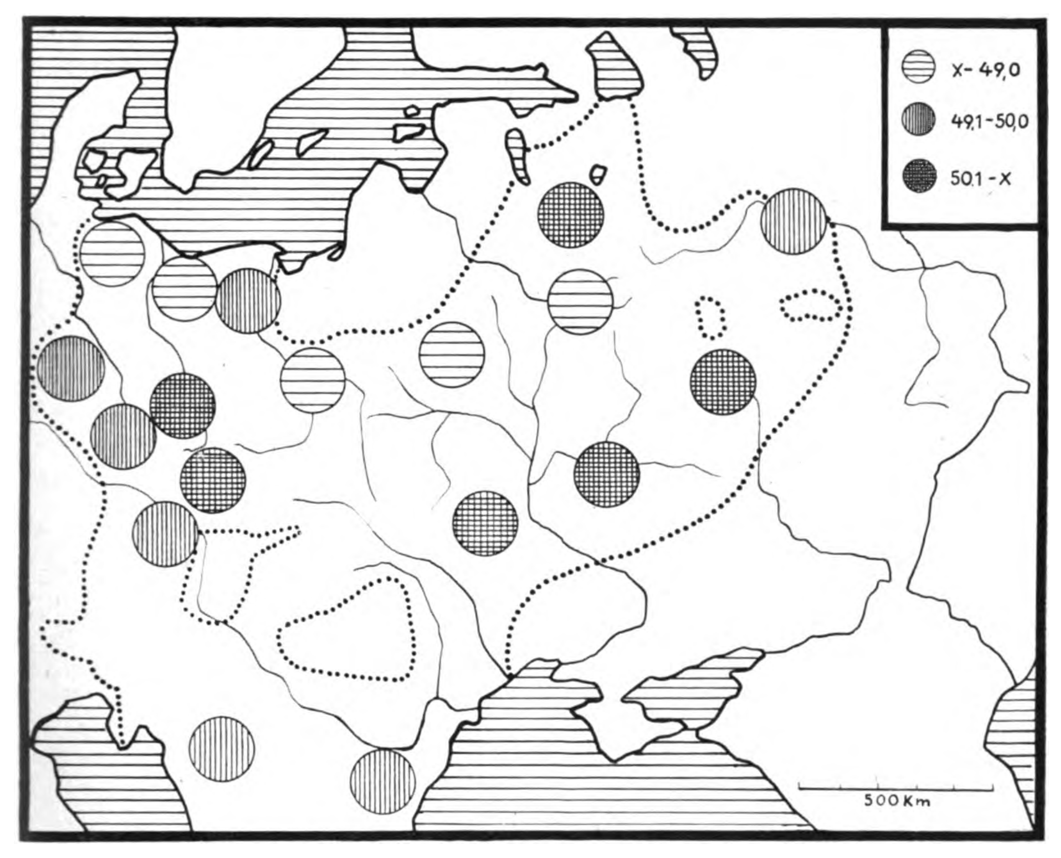


Abb. 6. Der Nasenindex bei den Altslawen

höhere Mittelwerte im Osten häufiger als im Westen und Süden. Nowgoroder und Polanen erreichen die Höchstwerte, doch sind auch die beiden südöstlichen Gruppen der Wiatitschen und Sewerianen verhältnismäßig breitnasig.

Orbitalindex.

Ziemlich gering ist leider das Vergleichsmaterial für den dritten der drei Hauptindizes des Gesichts, weil die wechselnde Methodik in der Abnahme der Orbitalbreite nur wenige Gruppen vergleichbar macht. Bei keinem Maß dürfte auch die persönliche Gleichung so groß sein, so daß auch bei den übrigbleibenden Gruppen die Unterschiede mit Vorsicht zu beurteilen sind. Unter den in neuerer Zeit bearbeiteten Serien, die die Orbitabreite vom Maxillofrontale aus messen, fallen alle Mittelwerte in das Bereich der Mesokonchie; nur die Schlesier mit dem niedrigsten Wert von 75,8 in das der Chamäkonchie. — Unter den vier ostslawischen Gruppen zeichnen sich die Kriwitschen durch einen verhältnismäßig niedrigen Mittelwert aus. Betrachtet man hier ferner die von Talko-Hryncewicz (1910) angeführten Serien, die mindestens untereinander vergleichbar sein dürften, so heben sich Polanen, Drewljanen und Nowgoroder mit verhältnismäßig niedriger Orbita heraus. Unter den Westslawen besitzen die Havelländer die höchste Orbita; ihnen

folgen die beiden slowakischen Gruppen und Sachsen, während die Westpreußen den Schlesiern mit ihrer besonders niedrigen Orbita am nächsten stehen.

Überschauen wir noch einmal alle Einzelmerkmale, so läßt sich ein altslawischer „Durchschnittstypus" nur ganz allgemein beschreiben: im Gehirnschädel verbindet sich eine relativ große Länge mit mäßiger Breite und Höhe; die Indizes fallen damit größtenteils in das Bereich der Mesokranie, Orthokranie und Metriokranie. Das Gesicht weist meist eine ziemlich geringe Höhe bei mäßiger Breite auf, so daß das Obergesicht durchschnittlich vorwiegend mesen (mittelbreitgesichtig) mit einer gewissen Neigung zur Euryenie (Breitgesichtigkeit) ist. Auch die Mittelwerte des Nasenindex bewegen sich vorwiegend in den mittleren Bereichen; die Orbita ist meist mesokonch (mittelhoch) mit einer gewissen Neigung zur Chamäkonchie.

Wichtiger und bemerkenswerter sind aber zweifellos die Gruppen*unterschiede*, die sich mehrfach auch zu räumlichen Regelmäßigkeiten zusammenschlossen. Diese hoben aber nur vereinzelt die drei Stammesgruppen der West-, Ost- und Südslawen als ganze voneinander ab. Das galt eigentlich nur für Schädellänge und Jochbogenbreite, die beide bei den Ostslawen fast durchweg geringere Durchschnittswerte erreichten als im Westen und Süden.

Bei den übrigen Merkmalen, für die eine räumliche Zusammenordnung zu erkennen war, zeichnete sich dagegen eine Untergliederung der drei großen Stammesgruppen ab. Diese war am klarsten im Osten: Immer wieder schlossen sich hier dieselben Gruppen zusammen, so Polanen und Drewljanen (Basion-Bregma-Höhe, Längenbreitenindex, Breitenhöhenindex), Sewerianen und Wiatitschen (Breite, Höhe, Längenbreitenindex, Breitenhöhenindex, kleinste Stirnbreite, Jochbogenbreite, Obergesichtsindex, Nasenindex, Orbitalindex), Nowgoroder und Kostroma (Längenbreitenindex, Breitenhöhenindex, transversaler Frontoparietalindex, Jochbogenbreite, Obergesichtsindex). Die Kriwitschen zeigten dagegen deutlich eine Mittelstellung: einmal fügten sie sich den nordöstlichen Serien an (Längenbreitenindex, Jochbogenbreite, Obergesichtsindex, vielleicht Orbitalindex), das andere Mal zeigten sie stärkere Beziehungen zu den westlich benachbarten Dregowitschen (Höhe, Breitenhöhenindex, Nasenindex). Diese wiederum stellten durch ihre teilweise Ähnlichkeit mit den Masowiern (Längenbreitenindex, Nasenindex) eine gewisse Brücke zu den Westslawen dar.

Hier im Westen ist die Gliederung nicht ganz so deutlich. Immerhin hob sich mehrfach eine mittlere Gruppe von Sachsen bis Masowien ab, deren Zusammensetzung aber nicht bei allen Merkmalen die gleiche war. Mehrfach schlossen sich ferner Schlesien und Böhmen enger zusammen (Breite, Breitenhöhenindex, Obergesichtshöhe und -index), während die Wenden ganz im Norden und Děvín ganz im Süden sich mehrmals als isoliert erwiesen (Schädellänge; Breite. Längenbreitenindex und Jochbogenbreite bei Děvín, Obergesichtshöhe und -index bei den Wenden).

Für die Südslawen läßt die geringe Zahl der Gruppen und ihre lückenhafte Merkmalsbesetzung eine solche Untergliederung kaum zu. Immerhin scheint etwa das Verhalten der Schädellänge darauf hinzudeuten, daß sich die beiden

südlichen Gruppen unter sich etwas enger zusammenschließen, während die nördlicheren die Brücke zu den Westslawen schlagen.

Im ganzen ergeben sich also eine ganze Reihe von Unterschieden nach Räumen und Stammesgruppen. Im folgenden soll nun versucht werden, daraus Schlüsse auf die Rassenzusammensetzung der altslawischen Stämme zu ziehen.

III. Die Typenanalyse

Die für einige Merkmale immerhin beträchtliche Schwankungsbreite der Mittel- und Individualwerte läßt bereits vermuten, daß die Unterschiede bedingt sind durch das wechselnde Mischungsverhältnis verschiedener morphologischer Typen. Wie sind diese beschaffen? Und besteht bei allen Altslawen das qualitativ gleiche, nur den Anteilen nach verschiedene Typengemenge? Oder gibt es Unterschiede auch insofern, als bestimmte Elemente nur einem Teil der zahlreichen Gruppen gemeinsam sind?

Ausgangspunkt für die folgende Analyse waren die schlesischen Altslawen, die ja nicht nur der Biometrie, sondern auch dem nach der Gesamtform ordnenden Auge zugänglich waren. Für dieses heben sich nun hier deutlich zwei verschiedene Typen heraus, die schon Ritter sah. Später, nach einem vorläufigen Abschluß der biostatistischen Analyse, wurden sie auch bei anderen altslawischen Gruppen (Provinz Sachsen, Westpreußen, Südslawen) blickmäßig wiedergefunden, so daß an mehreren weit voneinander liegenden Stellen der „lebendige Blick" und die abstrakte zergliedernde Statistik sich ergänzen konnten.

Der erste Typus[34]), nennen wir ihn A, ist von kräftig profiliertem Bau. Die Schädelkapsel ist lang und hoch, in der Aufsicht von schmalem, regelmäßigem Oval, im Profil mit stark und harmonisch gewölbtem Hinterhaupt. Aus dem hohen Gesicht springen die einen spitzen Winkel bildenden Nasalia kräftig hervor. Ausgesprochen hoch und schmal ist auch die Nasenöffnung. Ein gut ausgeprägtes Kinn und eine verhältnismäßig hohe Orbita vervollständigen das physiognomische Bild. Es besteht kein Zweifel, daß wir gute Vertreter der nordischen Rasse vor uns haben.

Der zweite Typus[35]); er sei zunächst B genannt, macht im ganzen einen flacheren, reliefärmeren und primitiveren Eindruck. Die Schädelkapsel ist gleichfalls verhältnismäßig lang, aber niedriger; in der Aufsicht durchaus dolichoid, wenn auch weniger ausgeprägt als Typus A, und infolge großer Breitenausladung der Parietalschuppen im Umriß pentagonid. In der Seitenansicht zeigt sich ein gut gewölbtes Hinterhaupt, das oftmals durch eine Eindrückung in der Lambdagegend abgesetzt erscheint. Das Gesicht ist ausgesprochen niedrig mit derben, etwas vorgeschobenen Jochbeinen, die Nasenöffnung gleichfalls breiter und niedriger. Die Nasenbeine stoßen in stumpfem Winkel zusammen und sind an ihrem distalen Ende „wie aufgebläht". Wesentlich für den physiognomischen Eindruck sind schließlich die niedrigen Augen-

---

[34]) Beste Vertreter sind in Schlesien unter den Männern Nr. 1234/25 aus Sponsberg und unter den Frauen 292/95 aus Nimptsch und 4/13 aus Buchwitz.

[35]) Als kennzeichnende Vertreter seien aus dem schlesischen Material genannt: unter den Männern Nr. 214/02 aus Klein-Tinz und 3/13 aus Buchwitz, bei den Frauen 1903/30/3 aus Bielwiese, 1303/03/1 aus Rudelsdorf und 657/87 aus Klein-Tinz.

7

8

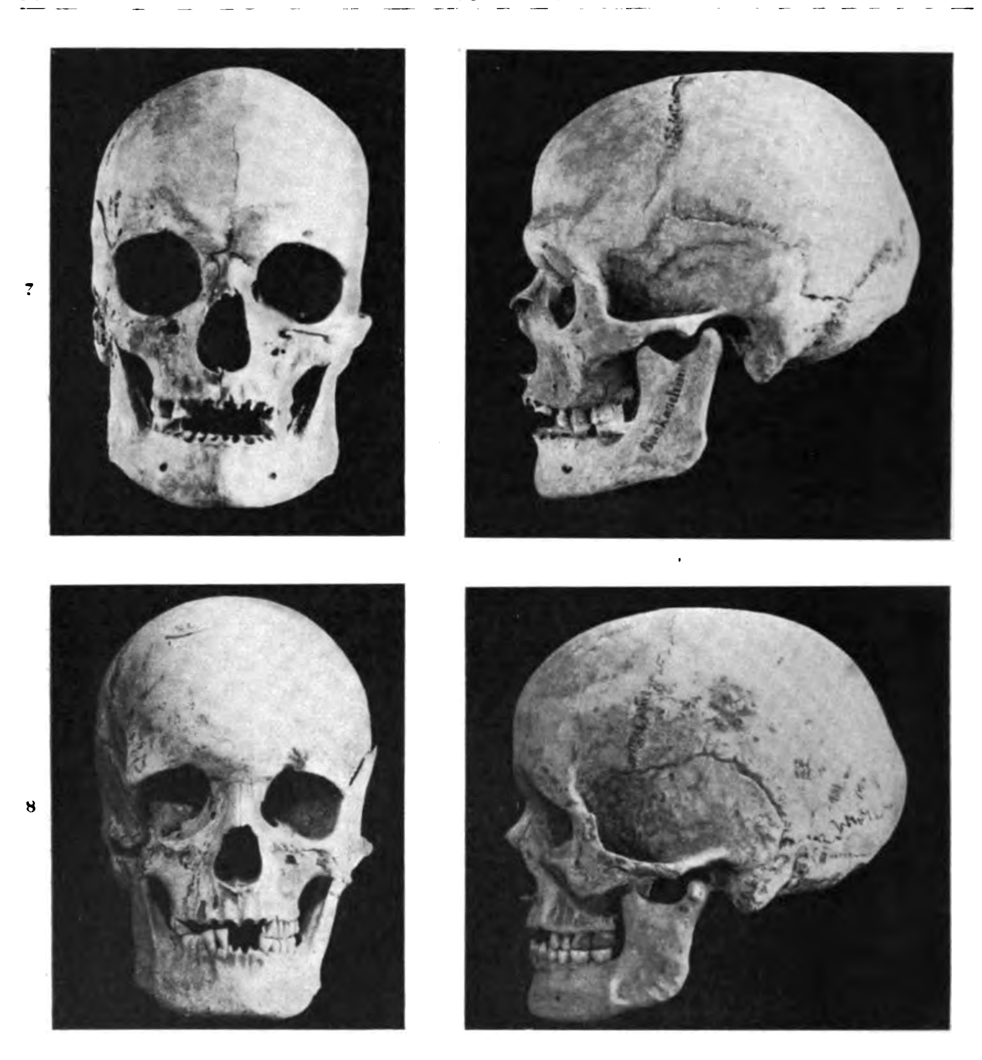


Abb. 7—8. Altslawische Schädel nordischer Rasse

7. ♂ aus Saskoschin (Kr. Danziger Höhe) (Nr. 785)
8. ♀ aus Biskupija bei Knin (Kroatien) (Nr. XL/1)

höhlen, die große Interorbitalbreite und die Neigung zur Prognathie. Pränasalgruben und Stirnnaht scheinen häufig zu sein.

Geht man von der heutigen Rassenzusammensetzung der Westslawen und des vorübergehend slawisch besiedelten Ostdeutschland aus, so muß man diesen Typus mit der osteuropiden (ostbaltischen) Rasse gleichsetzen. Für diese spricht tatsächlich das physiognomische Gesamtbild mit dem niedrigen, etwas flachen Gesicht, den betonten Jochbeinen, der breiten Nase, der leichten Prognathie. Dagegen stimmt der dolichoide Bau nicht ganz zu den üblichen Beschreibungen der Rasse am Lebenden. Andere Merkmale, wie die niedrigen Augenhöhlen und die Flachheit der Schädelkapsel, können nicht mit Sicherheit den Osteuropiden zugeschrieben werden, weil für diese eine eindeutige Schädelbeschreibung überhaupt noch fehlt.

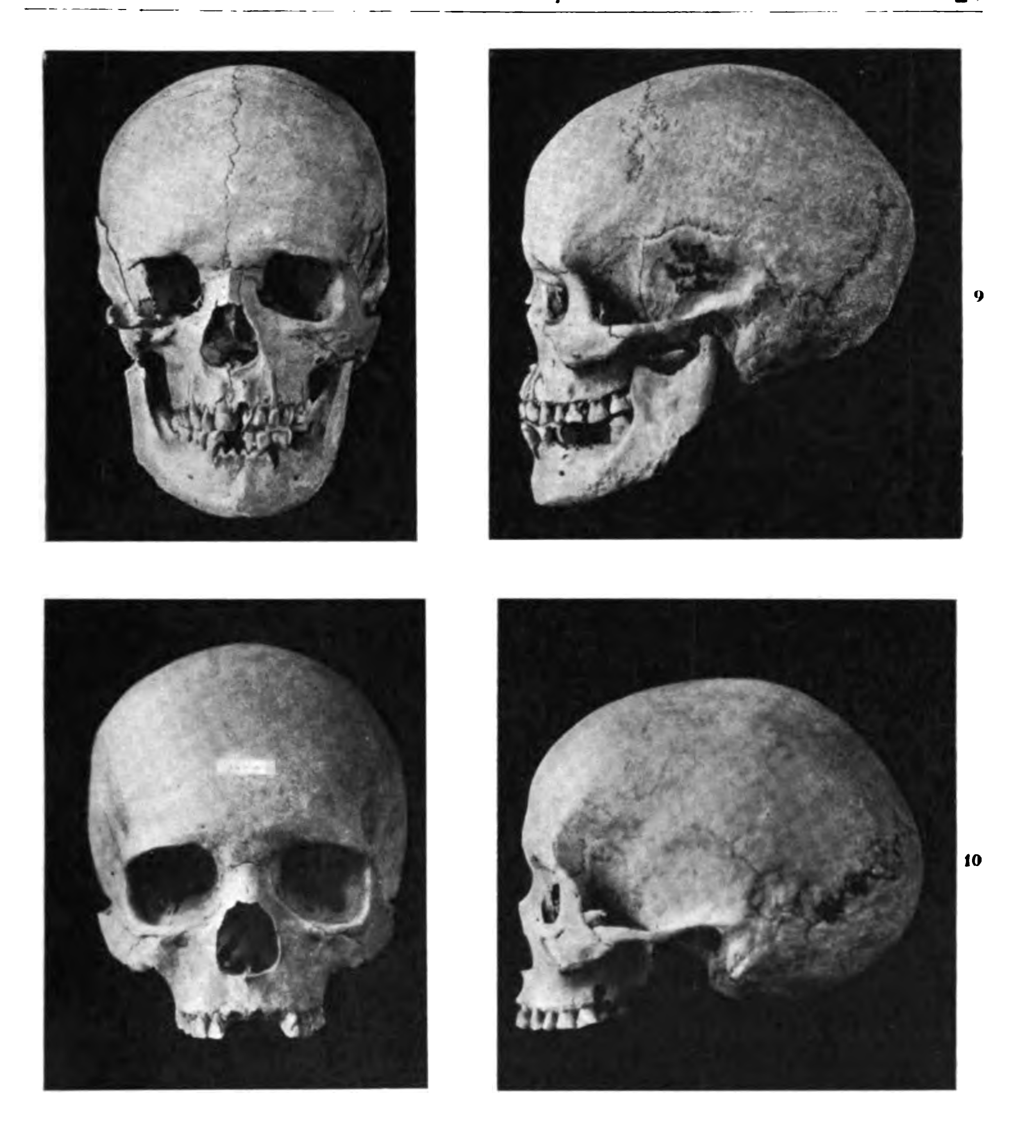


Abb. 9—10. Altslawische Schädel osteuropider Rasse
9. ♂ aus Buchwitz (Kr. Breslau) (Nr. 3/13)
10. ♀ aus Bielwiese (Kr. Wohlau, Schlesien) (Nr. 1903/30/3)

Hier haben also die Fragen einzusetzen: Besitzt dieser zunächst mit dem Auge ausgesonderte Typus biologische Wirklichkeit? Und sind alle an den betreffenden Schädeln beschriebenen Merkmale einer einzigen Rasse zuzuschreiben oder haben wir nur zufällige individuelle Merkmalsverbindungen vor uns?

1. Korrelationen und Hauptbestandteile

Als brauchbare Methode, um aus einem Typengemenge mindestens zwei Elemente auszusondern, kann trotz gelegentlicher Einwände die Korrelations-

11   12

13 

Abb. 11—13. Osteuropide aus weiteren altslawischen Stämmen
11. ♂ (?) aus Zenica (Bosnien) (Nr. 143)
12. ♀ aus Polstrau (Steiermark) (Nr. 77 b)
13. Kind aus Kaldus (Kulmerland) (Nr. 10 842 g)

rechnung gelten[36]). Die schlesische Altslawengruppe ist nun freilich viel zu klein, um hier gesicherte Ergebnisse erwarten zu lassen. Als Kontrolle sollen deshalb auch die übrigen Altslawengruppen, von denen Individualmaße vorliegen, korrelationsstatistisch behandelt werden. Ergeben sich für alle oder den größten Teil der Gruppen bei bestimmten Merkmalspaaren bestimmt gerichtete Korrelationen, so ist mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß diese auf allen Slawengruppen gemeinsame Bestandteile hinweisen. Bei dem geringen Umfang der meisten Gruppen ist allerdings von vornherein zu erwarten, daß

[36]) Voraussetzung ist allerdings, daß es sich nicht um ein vollständiges Typen**gemisch**, sondern um ein **Gemenge** oder einen Zustand zwischen Gemenge und Gemisch handelt. Diesen Zustand dürften aber die meisten Bevölkerungen darstellen. Bei den Altslawen scheint sogar die Annäherung an das Gemenge verhältnismäßig groß zu sein (vgl. Abschn. IV, 4); vgl. **Pfaul**, B.: Biometrie in der Rassenkunde. 62 S. Jena 1938.

Tab. 3. Merkmalskorrelationen bei den Altslawen

		Schlesien	Böhmen	Děvín	Dolný Jatov	Steiermark	Westpreußen	Wenden	Dregowitschen	Kostroma	Kiewer Gräber Polanen	Sewerianen Gräber	Nowgoroder Kurgane	Nordkroatien (Bjelo Brdo)
Längenbreitenindex	—Obergesichtshöhe	−0,48	−0,33	−0,11	−0,19	—	+0,12	−0,05	−0,52	−0,13	−0,35	−0,38	+0,30	−0,34
	—Obergesichtsindex	−0,18	−0,75	−0,21	−0,46	—	−0,19	−0,07	−1,00	−0,15	−0,75	—	+0,12	−0,36
	—Schädelhöhe	−0,34	−0,23	−0,25	−0,02	−0,31	−0,32	−0,15	−0,67	−0,17	−0,65	−0,36	+0,13	+0,11
	—Orbitalindex	−0,48	−0,29	+0,19	−0,75	—	−0,15	+0,30	−0,30	+0,24	−0,64	+0,39	+0,39	+0,15
	—Nasenindex	−0,03	+0,05	−0,18	+0,06	—	+0,17	−0,23	+0,05	−0,03	+0,25	−0,23	−0,07	+0,39
	—Kleinste Stirnbreite	−0,53	+0,43	+0,11	+0,22	+0,01	+0,17	+0,29	−0,28	+0,22	−0,04	+0,23	+0,07	+0,15
	—Stirnindex	−0,45	−0,29	−0,45	−0,06	−0,56	−0,34	—	−0,68	−0,52	−0,31	−0,27	−0,48	−0,34
	—Transvers. Frontop.-Index	−0,75	−0,40	−0,42	−0,33	−0,60	−0,75	−0,47	−0,56	−0,51	−0,94	−0,28	−0,51	−0,49
Breitenhöhenindex	—Schädellänge	+0,41	+0,36	+0,49	+0,12	+0,32	+0,11	−0,10	−0,03	+0,47	+0,79	+0,34	+0,21	−0,35
	—Obergesichtsindex	+0,43	+0,53	+0,24	+0,27	—	+0,08	+0,13	+0,57	−0,15	+0,80	—	+0,25	+0,14
	—Orbitalindex	+0,03	+0,10	−0,14	+0,38	—	+0,15	−0,59	+0,07	−0,26	+0,21	−0,39	−0,07	−0,09
	—Nasenindex	+0,11	−0,03	−0,21	−0,18	—	+0,10	+0,11	—	+0,22	+0,25	−0,13	+0,00	−0,31
	—Stirnbreite	+0,29	−0,48	−0,29	−0,24	+0,29	−0,22	+0,12	+0,61	+0,15	−0,12	+0,19	+0,32	+0,42
	—Stirnindex	+0,09	+0,22	+0,28	−0,33	−0,15	+0,30	—	−0,09	+0,53	+0,13	+0,52	+0,36	−0,07
Längenhöhenindex	—Schädelbreite	+0,02	+0,08	−0,04	−0,05	−0,07	−0,23	−0,36	−0,67	+0,18	+0,15	−0,32	+0,32	+0,12
	—Obergesichtsindex	+0,21	−0,08	−0,01	−0,20	—	−0,14	+0,07	—	−0,18	+0,17	—	+0,29	+0,07
	—Nasenindex	−0,05	+0,18	−0,21	+0,16	—	−0,37	+0,01	—	+0,20	+0,59	+0,32	−0,09	−0,22
	—Orbitalindex	−0,16	−0,21	+0,10	−0,07	—	+0,09	−0,43	—	+0,02	−0,11	−0,45	+0,20	−0,14
	—Stirnindex	0,00	−0,27	−0,33	−0,16	−0,57	−0,15	—	−0,30	−0,13	−0,30	+0,52	−0,26	−0,01
Obergesichtsindex	—Nasenindex	−0,69	−0,59	−0,48	−0,60	—	−0,32	−0,84	—	−0,73	−0,54	—	+0,08	−0,26
	—Orbitalindex	+0,49	+0,64	+0,22	+0,34	—	+0,62	−0,38	+1,00	−0,33	+0,52	−0,23	+0,23	+0,68
	—Transvers. Frontop.-Index	−0,23	+0,15	−0,01	+0,36	—	+0,09	−0,26	—	−0,56	+0,33	—	−0,04	+0,32
	—Stirnbreite	−0,04	−0,25	−0,20	+0,22	—	−0,38	−0,12	—	−0,30	−0,59	−0,19	−0,12	+0,25
	—Stirnindex	−0,15	+0,07	+0,20	−0,19	—	−0,09	—	—	−0,39	−0,17	+0,03	−0,02	+0,07
Nasenindex	—Orbitalindex	−0,48	−0,34	−0,35	−0,18	—	−0,04	−0,38	−0,26	−0,10	−0,84	−0,66	−0,17	−0,45
	—Transvers. Frontop.-Index	+0,79	+0,01	+0,02	+0,08	—	−0,15	+0,27	+0,11	+0,20	−0,04	+0,27	+0,18	−0,02
	—Stirnindex	−0,20	−0,16	+0,08	+0,08	—	+0,12	—	+0,06	−0,38	−0,02	+0,06	+0,30	+0,13

die eine oder andere in diesem oder jenem Merkmal herausfällt, was also noch keineswegs auf eine grundsätzlich andere Zusammensetzung hinzuweisen braucht. — Selbstverständlich können dabei nur metrische Merkmale erfaßt werden und unter ihnen auch nur die wichtigsten, die von allen oder den meisten Autoren angegeben werden. Dagegen ist es möglich, in den Korrelationsindizes mit verschiedener Technik genommene Maße zu vergleichen, was insbesondere für den Orbitalindex wichtig ist.

Betrachten wir nun die Tabelle der Korrelationsindizes, so ergibt sich folgendes Bild: Die Korrelation zwischen Längenbreitenindex und Schädelhöhe ist durchweg negativ mit Ausnahme der Nowgoroder und Nordkroaten. Umgekehrt ist die zwischen Breitenhöhenindex und Schädellänge überwiegend positiv, während Längenhöhenindex und Schädelbreite weniger klare Ergebnisse zeigen. Das gleiche gilt für das Verhältnis von kleinster Stirnbreite und Längenbreitenindex. Es überwiegen zwar die positiven Werte, die aber zum Teil dem Nullwert recht nahestehen. Dagegen wird bei den Stirnindizes das Bild wieder eindeutiger. Sowohl querer Frontoparietalindex wie querer Stirnindex nehmen mit Wachsen des Längenbreitenindex deutlich ab.

Es ist aber noch zu bedenken, wieweit hier natürliche Korrelationen vorliegen, die also in jedem Material erscheinen, wieweit typenkundlich auswertbare. Eine allgemeine Erscheinung ist z. B. die Zunahme des Breitenhöhenindex und die Zunahme des transversalen Frontoparietalindex bei abnehmendem Längenbreitenindex, was auf dem gemeinsamen Faktor der Schädelbreite beruht. Dagegen ist für die Korrelationen zwischen einem Index und einem dritten absoluten Maß nicht unbedingt eine bestimmte Richtung zu erwarten. Es haben also die Korrelationen Längenbreitenindex—Schädelhöhe und Breitenhöhenindex—Schädellänge einen gewissen typenanalytischen Aussagewert. Darüber hinaus besagt die Korrelation Längenbreitenindex—transversaler Frontoparietalindex, daß die höheren Längenbreitenindizes nicht nur auf geringerer Länge, sondern auch auf größerer Breite beruhen. Denn da mit runderen Köpfen eher eine breitere als eine schmalere Stirn Hand in Hand geht, kann die Abnahme des transversalen Frontoparietalindex nur auf einer Zunahme der Breite beruhen. Es ist also der eine Bestandteil im Verhältnis zum Durchschnitt länger, schmaler und höher, der andere kürzer, breiter und niedriger.

Gehen wir zum Gesicht über, so zeigt sich zunächst bei den meisten Gruppen die selbstverständlich zu erwartende negative Korrelation zwischen Obergesichtsindex und Nasenindex; also je breiter das Gesicht, desto breiter die Nase. Nicht ganz so deutlich tritt die positive Korrelation zwischen Obergesichtsindex und Orbitalindex heraus, die aber durch die negative Korrelation Nasenindex—Orbitalindex gestützt wird. Es ordnen sich also hohes Gesicht, schmale Nase und hohe Orbita einerseits, niedriges Gesicht, breitere Nase und niedrige Orbita andrerseits zusammen.

Wie sich Gehirnschädel und Gesichtsschädel zueinander verhalten, ist durch die Korrelationen ebenso eindeutig gegeben. Es besteht nicht nur eine sehr klare negative Korrelation zwischen Längenbreitenindex und Obergesichtsindex — was mindestens zum Teil auf der starken Bindung zwischen Schädelbreite und Jochbogenbreite beruhen könnte — sondern meist auch eine solche zwischen Längenbreitenindex und Obergesichtshöhe. Die Beziehung wird be-

stätigt durch die positiven Korrelationen zwischen Breitenhöhenindex und Obergesichtsindex. Es ordnet sich also das niedrigere Gesicht dem runderen und dem Breitenhöhenindex nach niedrigeren Gehirnschädel zu. Nicht ganz so gleichmäßig tritt die demnach zu erwartende Korrelation zwischen Längenbreitenindex und Orbitalindex auf, und recht schwach ist auch die Koppelung zwischen Längenbreitenindex und Nasenindex, Breitenhöhenindex und Nasenindex sowie Breitenhöhenindex und Orbitalindex.

Im ganzen ergibt sich die Tatsache, daß sowohl zwischen den einzelnen Maßen und Proportionen des Gehirnschädels wie zwischen denen des Gesichtsschädels sehr klare Beziehungen bestehen, die je zwei verschiedene Bautypen heraustreten lassen. Zwischen den Proportionen des Gesichtsschädels und denen des Gehirnschädels sind dagegen die Koppelungen sehr viel schwächer. Immerhin kann durch das Verhalten des Gesichtsindex über die Zuordnung kein Zweifel bestehen.

Es schälen sich also aus den Korrelationen folgende zwei Bestandteile heraus:

A: Gehirnschädel länger, schmaler und höher, dem Längenbreitenindex nach infolgedessen länger, dem Breitenhöhenindex nach höher. Die kleinste Stirnbreite absolut möglicherweise kleiner, im Verhältnis zur größten Stirnbreite und zur größten Schädelbreite aber größer. Obergesicht der absoluten Höhe und dem Höhenbreitenindex nach höher, Nase dem Index nach schmaler, Orbita höher.

B: In allen Merkmalen entgegengesetzt gerichtet: Gehirnschädel kürzer, breiter und niedriger, dem Längenbreitenindex nach runder, dem Breitenhöhenindex nach niedriger. Kleinste Stirnbreite möglicherweise größer, im Verhältnis zur größten Stirnbreite und größten Schädelbreite aber kleiner. Obergesicht der absoluten Höhe und dem Index nach niedriger, Nase breiter, Orbita niedriger.

Die blickmäßige Typenaussonderung wird also durch die Korrelationsrechnung für die metrischen Merkmale durchaus bestätigt. Die Korrelationen ergeben dabei zwei geschlossene „Ketten", d. h. für kein Merkmalspaar zeigen sie durchgehend ein Verhalten, das sich diesem Bilde nicht einfügt und das das Einspringen einer dritten Hauptkomponente vermuten läßt. Dagegen erscheint es nicht ausgeschlossen, daß Störungen bei einzelnen Gruppen nicht nur durch die kleine Zahl, sondern auch durch das stärkere Hervortreten von Nebenbestandteilen in diesem oder jenem Merkmal bedingt sein können. Darüber wird noch zu sprechen sein.

Während die obigen Beschreibungen nur das Verhältnis der beiden Bestandteile A und B zu den Mittelwerten geben, kann man auch versuchen, ein absolutes Bild derselben zu gewinnen. Hierzu ist es zunächst notwendig, diejenigen Individuen herauszusuchen, die in allen oder in einer bestimmten Anzahl von Merkmalen vom Durchschnitt in der Richtung desselben Typus abweichen. Die verschiedenen Mischformen müssen sich dann zwischen die „reinen" Typen einordnen, je nachdem, in wieviel Merkmalen sie sich von ihnen unterscheiden. Es handelt sich hier also um eine Individualbestimmung, für die die v. Eickstedtschen Rassenformeln und ihre Kontrollen verwendet werden können[37]).

[37]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Neue Wege der Rassenforschung. Forsch. Fortschr. XII. 60—63. 1936.
Schwidetzky, I.: Methoden zur Kontrolle der v. Eickstedtschen Rassenformeln. Z. Rassenk. II, 32—40. 1935; III, 46—55. 1936.



Nur sollen die Bestandteile A und B noch nicht als „Rassen" bezeichnet werden, sondern ihre neutrale Bezeichnung beibehalten.

Für diese Individualbestimmung wurden folgende Merkmale verwandt: Längenbreitenindex, Breitenhöhenindex, transversaler Frontoparietalindex, Obergesichtsindex, Nasenindex, Orbitalindex; denn sie waren es ja, die in den Korrelationen die stärksten gegenseitigen Beziehungen aufwiesen und sich durch das Verhalten der entsprechenden absoluten Maße auch als typologisch wichtig, also nicht nur als für die allgemeinen Wachstumsbeziehungen kennzeichnend erwiesen. Gehirn- und Gesichtsschädel haben damit den gleichen Anteil an der Formel.

Getrennt behandelt wurden die Schädel mit und die ohne Gesichtsskelett. Bei erhaltenem Gesichtsschädel ergibt sich bei 6 Merkmalen eine 7gliedrige Reihe, je nachdem wieviel Merkmale sich dem Typus A oder dem Typus B nähern[38]). Fällt das eine oder das andere Merkmal aus oder fehlt das Gesichtsskelett vollständig, so wird die Formel mit Zahlen kenntlich gemacht (z. B. A_4B_1, B_3 usw.). Die Abweichung wurde von den Gesamtmittelwerten der Westslawen berechnet. Die Zusammensetzung ist aber dabei natürlich eine etwas wechselnde, da nicht alle Gruppen an allen Gesamtmittelwerten beteiligt sind.

Tab. 4 stellt die Mittelwerte derjenigen Individuen zusammen, die sich in einer gleichen Anzahl von Merkmalen dem einen oder anderen Typus zuordnen. Für die meisten Merkmale — und zwar nicht nur diejenigen, die für die Individualbestimmung benutzt wurden — ergibt sich ein ziemlich regelmäßiges Fallen oder Steigen der Mittel in den Typenreihen. Regellos verhalten sich nur kleinste Stirnbreite und Längenhöhenindex, die ja auch in den Korrelationen keine klaren Beziehungen hatten erkennen lassen. Die kleineren Störungen bei den anderen Maßen sind offenbar auf die geringe Zahl zurückzuführen und gleichen sich im „mittleren prozentualen Abstand" weitgehend aus (Abb. 14).

Es wurden ferner für die Schädel ohne Gesichtsskelett die „reinen Typen" ausgesondert und berechnet. Diesen entsprechen in der 7gliedrigen Reihe jeweils die beiden äußeren Gruppen. Es wurden deshalb noch die Mittelwerte für die Gruppen $A + A\,(B) + A_3$ sowie $B + B\,(A) + B_3$, die die beiden ausgesonderten Bestandteile in etwas weiter gezogenen Grenzen darstellen, berechnet. Sie seien im folgenden als A-Gruppe und B-Gruppe bezeichnet.

Die bisher nur für die metrischen Hauptproportionen gewonnene Beschreibung soll nun noch an Hand des Schlesienmaterials ergänzt werden. Es wurden hierfür für Gehirn- und Gesichtsschädel getrennt diejenigen Individuen herausgesucht, die in den Indizes in Richtung von Gruppe A oder B von den Gesamtmittelwerten der Westslawen abwichen und gleichzeitig im vorherrschenden „Gesamteindruck" die beiden Typen vertraten. Weichen die beiden Typen in verschiedener Richtung vom Gesamtmittel ab, so dürften hierin Hinweise auf weitere Unterscheidungsmerkmale gegeben sein.

Nach Tab. 5 zeigen die Individuen vom Typus B eine deutlich geringere Krümmung der Okzipitalschuppe, also weniger ausladendes Hinterhaupt, und eine stärkere Steilstellung des Stirnbeins; vielleicht, aber weniger deutlich, eine stärkere Stirnwölbung und geringere Scheitelwölbung. In den Gesichtsmaßen zeigt sich besonders die Neigung der Gruppe B zur Prognathie, vor

[38]) Die Symbole für die einzelnen Glieder sind: A, A (B), A̲ B, A B, B̲ A, B (A), B.

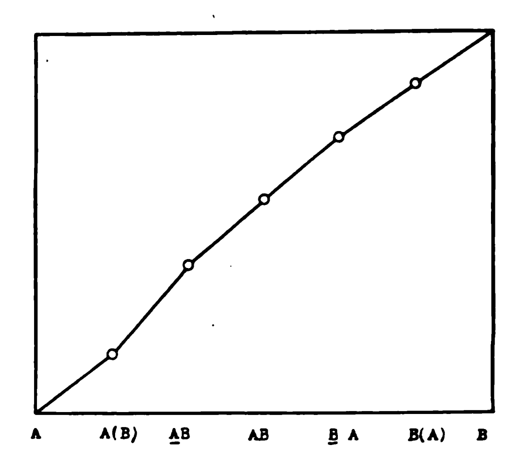


Abb. 14. Mittlerer prozentualer Abstand der Gruppen gleicher Typenformel

Das regelmäßige Ansteigen der Kurve zeigt, daß der Abstand der Mischformen von den Grundtypen gleichmäßig erfaßt wurde

Tab. 4. Mittelwerte der Gruppen gleicher Typenformel

Formel	A	A (B)	$\underline{A}$ B	A B	$\underline{B}$ A	B (A)	B	A_3	B_3	A + A (B) + A_3	B + B (A) + B_3
n	10	22	32	39	28	30	9	13	15	45	54
Länge	190,5	188,3	186,1	185,9	183,6	181,4	183,4	189,2	183,8	189,0	182,3
Breite	135,4	139,4	139,3	141,5	143,0	144,5	145,4	135,0	145,1	137,6	144,8
Höhe	138,9	139,6	136,3	135,6	134,0	134,9	131,2	137,8	132,6	138,0	133,9
Längenbreitenindex	70,9	74,0	74,9	76,3	78,0	79,8	78,8	71,4	78,9	72,8	79,4
Längenhöhenindex	71,9	74,2	73,4	72,7	73,3	74,4	70,2	72,8	71,9	73,3	72,9
Breitenhöhenindex	101,3	100,4	98,0	96,4	93,5	93,1	89,9	102,1	91,4	101,0	92,0
Kl. Stirnbreite	97,3	97,1	97,0	98,2	98,7	97,5	96,6	97,3	96,8	97,2	97,2
TFP-Index	71,9	69,7	69,7	69,4	69,1	67,5	66,3	72,1	66,8	70,7	67,1
Gr. Stirnbreite	116,6	118,0	119,8	118,7	119,9	120,5	122,1	116,2	119,4	117,3	120,5
Querer Stirnindex	83,5	83,2	81,3	82,4	82,4	81,0	80,1	83,9	81,4	83,4	81,0
Obergesichtshöhe	74,5	71,0	70,0	68,8	66,4	66,0	65,1	—	—	72,1	66,1
Jochbogenbreite	129,9	131,1	130,0	133,1	134,5	132,8	134,3	—	—	130,7	133,2
Obergesichtsindex	57,4	54,3	54,0	51,7	49,7	49,7	49,3	—	—	55,0	49,6
Nasenhöhe	53,9	52,7	51,9	51,0	49,8	49,1	50,3	—	—	53,1	49,4
Nasenbreite	24,7	25,1	24,9	25,5	25,9	26,0	26,4	—	—	25,0	26,2
Nasenindex	45,3	47,8	48,1	50,1	51,9	52,8	53,5	—	—	47,0	53,0
Orbitalhöhe	34,4	34,4	33,6	32,7	33,0	32,5	32,4	—	—	34,4	32,5
Orbitalbreite	41,4	42,1	41,7	41,8	42,0	42,5	43,1	—	—	41,9	42,7
Orbitalindex	83,1	81,9	80,5	78,1	78,9	76,2	75,0	—	—	82,3	75,9

allem zur Alveolarprognathie. In dem größeren Jochbeinwinkel und der geringeren sagittalen Neigung der Orbita-Eingangsebene ist die relative „Flachheit" des Gesichtes faßbar, die sich dagegen nicht, wie bei den Mongoliden, auch in einem wesentlich geringeren Wangenprofilwinkel, geringerer vertikaler Neigung der Orbitaebene und geringerer Ausbildung der Fossa canina ausdrückt[39]). Natürlich ist es durchaus möglich, daß sich an größerem Material auch in weiteren Merkmalen sichere Unterschiede ergeben.

[39]) Vgl. hierzu Reicher, M.: Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongolischen Brachykephalen. Z. Morph. XV, 421—562, 1913; XVI, 1—64, 1914.

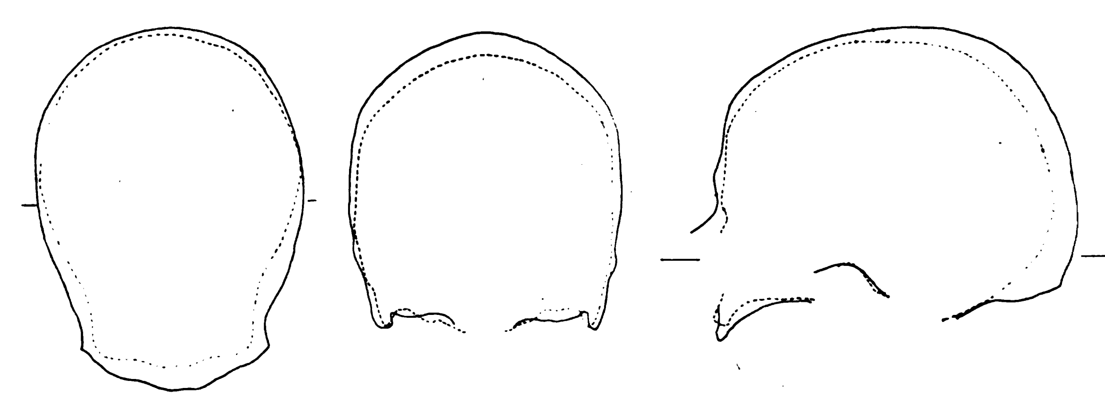


Abb. 15. Horizontal-, Ohrfrontal- und Mediansagittalkurve eines vorwiegend nordischen und eines vorwiegend osteuropiden Schädels

(Nr. 1234/25/II aus Sponsberg und Nr. 1303/03/2 aus Rudelsdorf, beide Schlesien)
Geringere Länge und Höhe, breite Ausladung der Parietalia, steilere Stirn, flachere Nase und Prognathie bei dem osteuropiden Schädel. Beachte auch die geringere Wölbung der Stirn in der Horizontalkurve, in der sich bereits die relative Gesichtsflachheit ausdrückt!

Tab. 5. Weitere Merkmale der Typen A und B (Schlesien)

	Gesamtmittel	Typus A	Typus B
I. Gehirnschädel			
Sag. Frontoparietalindex	100,1	100,2	98,3
Sag. Frontalindex	87,3	88,9	86,6
Sag. Parietalindex	89,7	88,9	90,7
Sag. Occipitalindex	80,2	79,4	88,1
Krümmung der Oberschuppe	94,8	95,6	96,0
Stirnneigungswinkel	50,4	46,7	52,0
Glabella [1]	3,2	3,0	2,9
II. Gesichtsschädel			
Ganzprofilwinkel	87,0	88,5	85,5
Alveolarer Profilwinkel	77,9	84,0	71,8
Wangenprofilwinkel	113,7	115,0	113,0
Jochbeinwinkel [2]	142,3	135,0	146,8
Vertikaler Orbitalwinkel	96,3	95,8	95,4
Horizontaler "	16,1	14,3	12,4
Sagittaler "	22,8	24,8	21,8
Interorbitalindex	22,4	22,4	21,4
Fossa canina [3]	2,1	1,5	2,3

[1]) 6 Stufen nach Martin.
[2]) Winkel Angulare-Nasion-Angulare (Parallelograph).
Das Angulare wurde von v. Eickstedt in die anthropologische Meßtechnik eingeführt und folgendermaßen beschrieben: „Zur Bestimmung dieses Wangenpunktes wird der Schädel bei vertikal gerichteter Ohr-Augen-Ebene auf die Norma occipitalis gelegt und von der horizontalen Unterlage zwei Dreiecke so an das Wangenbein herangeführt, daß der mit 45° von der Unterlage abstehende Schenkel die prominenteste Stelle der Wangenbeine berührt. Es ist dies der höchste und gleichzeitig am meisten nach vorn und am meisten nach der Seite gerichtete Punkt, der charakteristische Eckpunkt des Gesichts, dessen Projektion in Verbindung mit Nachbarpunkten oder dessen Festlegung in einer Horizontalkurve die rasseeigentümliche Bildung der Wangenbein-Kontur dem Studium zugänglich macht." Vgl. v. Eickstedt, E.: Gautypen in Ungarn. Anthropologia Hungarica II, S. A. 8 S. 1925.
[3]) 5 Stufen nach eigener Einteilung; 1 = geringste, 5 = stärkste Ausbildung der Fossa.

Können nun aber diese Durchschnittswerte als Mittelwerte von Rassen gelten, kann A gleich nordisch, B gleich osteuropid gesetzt werden? Zweifellos noch nicht. Einmal wissen wir nicht, wieweit Nebenbestandteile das Bild ver-

schieben. Zum anderen sind Korrelationen und Mittelwerte keine sichere Basis für die absolute Begrenzung von Typen. Kann doch der Mittelwert auf die verschiedensten Weisen zustande gekommen sein, nämlich entweder durch annähernd gleiche Anteile beider Bestandteile, oder aber im wesentlichen durch den einen bei geringeren Einschlägen des anderen. Die Typenbestimmung nach Abweichungen vom Mittelwert zerlegt aber die betreffende Gruppe selbstverständlich immer in zwei annähernd gleich große Teile. Hier muß also eine weitere Methode einsetzen, die die absolute Begrenzung der Typen kontrolliert und gegebenenfalls korrigiert. Dafür wurde die Analyse der Verteilungskurven herangezogen.

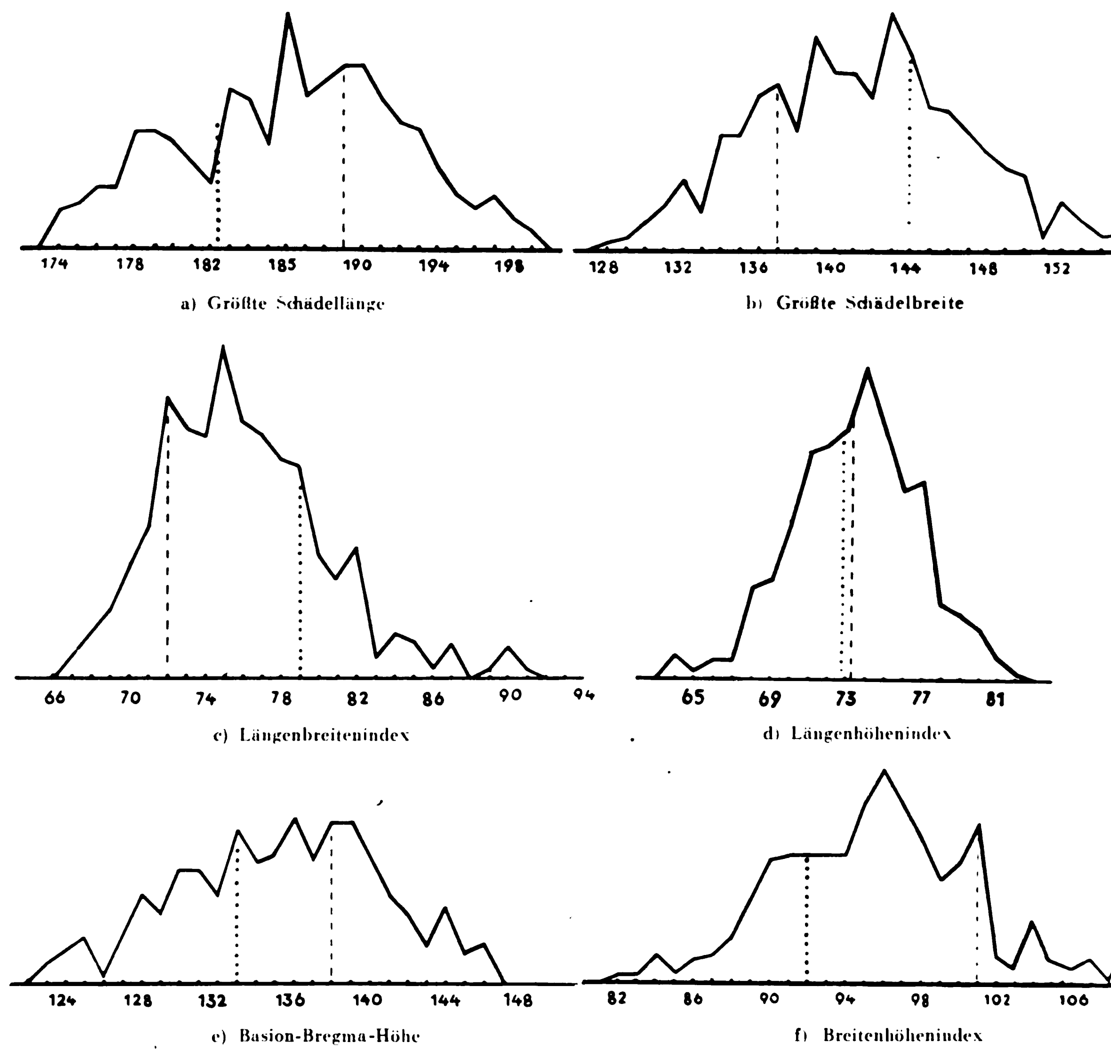
2. Kurvenanalyse und Nebenbestandteile

Den Verteilungskurven liegen wiederum sämtliche Westslawenwerte[40]) zugrunde. Bereits eine erste Übersicht läßt deutlich zwei verschiedene Kurventypen heraustreten: Zweigipflige Kurven zeigen z. B. größte Stirnbreite und Längenhöhenindex. Daneben tritt eine Reihe dreigipfliger Kurven auf, deren höchster Gipfel meist der mittlere ist. Die besten Vertreter sind Orbitalindex und Breitenhöhenindex, weniger deutlich Stirnindex, Obergesichtshöhe und Obergesichtsindex. Aber auch die übrigen vielgipfligen Kurven, nämlich Schädellänge, Schädelbreite, Nasenhöhe und Nasenindex lassen sich auf diesen Typus zurückführen, wenn nur die höchsten Gipfel berücksichtigt werden.

Ein Vergleich mit den Mittelwerten ergibt nun, daß der mittlere Gipfel fast durchweg mit dem Gesamtmittelwert, die beiden Seitengipfel dagegen vielfach mit den Mittelwerten der A- und der B-Gruppe zusammenfallen oder ihnen naheliegen. Am schönsten ist diese Übereinstimmung beim Orbitalindex, gut aber auch beim Längenbreitenindex und Obergesichtsindex; eine geringe Verschiebung tritt bei Schädellänge, Schädelbreite, Nasenhöhe und Nasenindex auf. Bemerkenswert ist, daß auch Längenhöhenindex und kleinste Stirnbreite, die bei den Korrelationen und Mischtypenreihen keine bestimmten Typenbeziehungen hatten erkennen lassen, mehrgipflige Kurven aufweisen. Beim Längenhöhenindex liegen die beiden Gipfel sehr nahe beieinander und heben sich bei einer anderen Klasseneinteilung nur als Kurvenasymmetrie heraus. Es ist also anzunehmen, daß die Unterschiede zwischen Gruppe A und Gruppe B zu gering waren, um durch die Korrelationen herausgeholt werden zu können. Bei der kleinsten Stirnbreite dagegen erheben sich mehrere kleine Gipfel aus einem ziemlich gleichmäßig hohen und durchaus symmetrischen Block, und zwar die Seitengipfel in erheblicher Entfernung voneinander (93 und 99—100). Hier erscheint es recht zweifelhaft, ob die Gipfel rassekennzeichnende Häufungen darstellen.

Das häufige völlige oder annähernde Zusammenfallen der Kurvengipfel mit den Mittelwerten der A- und B-Gruppe läßt bereits vermuten, daß die Korrelationen das zahlenmäßige Verhältnis der beiden rassischen Hauptbestandteile im wesentlichen richtig erfaßten, daß diese also zu annähernd gleichen Teilen im westslawischen Gesamtmaterial enthalten sind. Um zu beurteilen, ob und wieweit dieses Verhältnis zu korrigieren ist, können drei Merkmale der Kurven dienen. 1. Die Verschiebung der Seitengipfel gegenüber den Mittelwerten der

[40]) Auch die Steiermark ist einbezogen.



a) Größte Schädellänge

b) Größte Schädelbreite

c) Längenbreitenindex

d) Längenhöhenindex

e) Basion-Bregma-Höhe

f) Breitenhöhenindex

Abb. 16A. Die Verteilung der metrischen Hauptmerkmale bei den Westslawen

— — — Mittelwert der A-Gruppe, . . . Mittelwert der B-Gruppe

A- bzw. B-Gruppe. Ist der Gipfel in Richtung des Gesamtmittelwertes verschoben, so bedeutet das, daß der betreffende Bestandteil den Gesamtdurchschnitt stärker bestimmte als die Korrelation erkennen ließ, daß er also unterschätzt worden ist; bei Verschiebung des Gipfels nach außen gilt das Umgekehrte. 2. Die Höhe des Gipfels. Je höher er ist, desto größer ist der betreffende Bestandteil anzunehmen. 3. Die Anzahl der Individuen lateral vom Gipfel.

Tab. 6 stellt zusammen, wie die oben geschilderten drei Kriterien sich für die einzelnen Merkmale und bei beiden Gruppen verhalten. Ein Plus-Zeichen bedeutet, daß der Anteil der betreffenden Typengruppe gegenüber dem Ergebnis der Korrelationsrechnung erhöht werden muß, also mehr als die Hälfte beträgt, ein Minuszeichen das Umgekehrte. Das Gleichheitszeichen gibt an, daß Seiten-

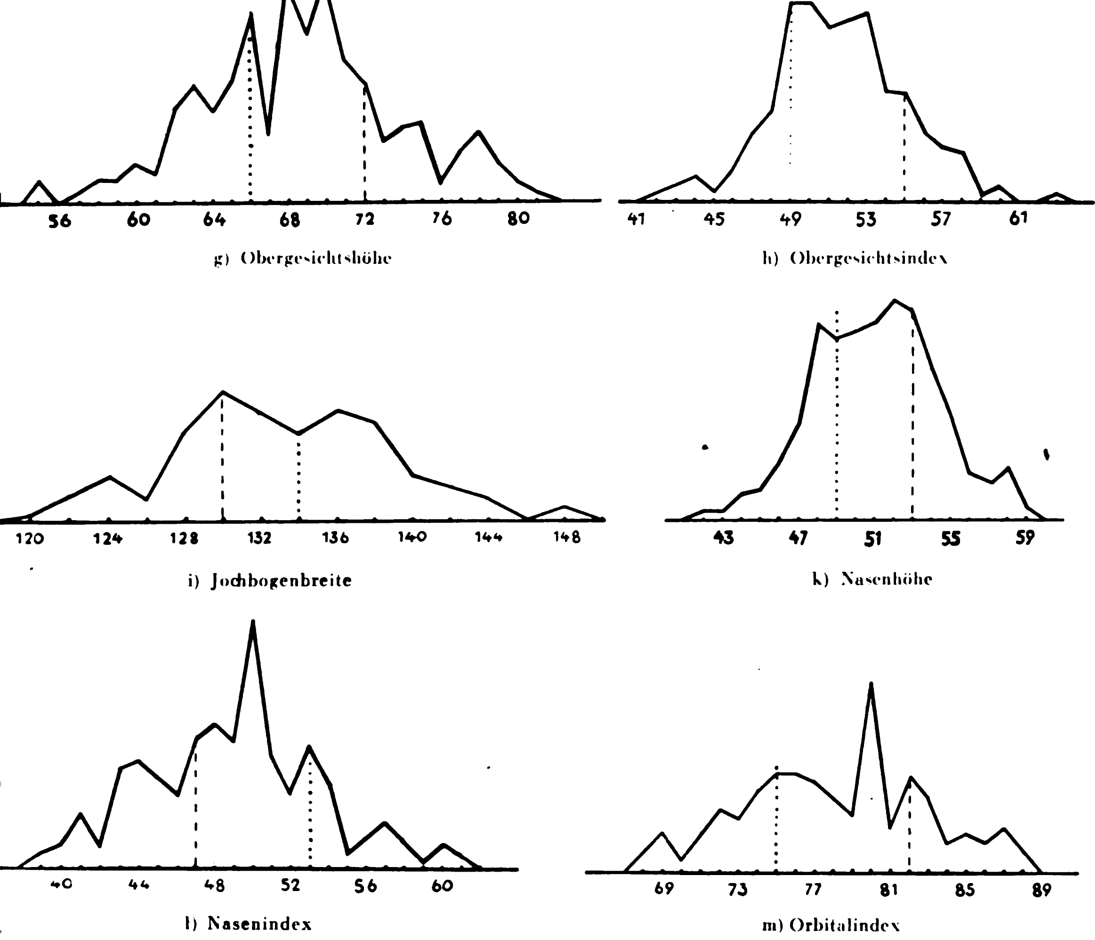


Abb. 16B. Die Verteilung der metrischen Hauptmerkmale bei den Westslawen

— — — Mittelwert der A-Gruppe, . . . Mittelwert der B-Gruppe

gipfel und Mittelwert der A- oder B-Gruppe zusammenfielen, bzw. daß beide Gipfel gleich hoch oder gleich weit vom Kurvenende entfernt waren. Es zeigt sich, daß die Zeichenverteilung für beide Bestandteile annähernd die gleiche ist: die Gleichheitszeichen sind in der überwiegenden Mehrheit, Plus- und Minuszeichen heben sich gegenseitig auf. Für die A- und B-Gruppe sind also auch nach der Kurvenanalyse annähernd gleiche Anteile anzunehmen.

Die Kurven vermögen aber unter Umständen auch Hinweise auf das Einspringen weiterer morphologischer Typen zu geben. Betrachtet man sie unter diesem Gesichtspunkt, so schließt der vorwiegend symmetrische Bau das Vorhandensein einer dritten Hauptkomponente wohl aus. Dagegen ist mit geringen Einschlägen eines brachykranen Typus, insbesondere in Böhmen und Děvín, entsprechend aber auch bei den nordöstlichen Gruppen (Kriwitschen, Nowgo-

Tab. 6. Verschiebung des Anteils von A und B durch die Kurvenanalyse gegenüber den Korrelationen

Merkmal	A			B		
	Gipfel: M	Gipfelhöhe [1]	Indiv. lat. v. Gipfel	Gipfel: M	Gipfelhöhe	Indiv. lat. v. Gipfel
Länge	=	-	-	+	=	=
Breite	=	—	—	+	+	+
Höhe	=	=	=		=	
Längenbreitenindex	=	?	?	?	?	?
Breitenhöhenindex	=	+	—		—	+
Transvers. Frontop.-Index	=	?	?	?	?	?
Obergesichtshöhe	(−)	=	—	=	+	+
Jochbogenbreite	-	+	=	—	—	
Obergesichtsindex	=	—	=	=	+	
Nasenhöhe	—		+	—	=	—
Nasenindex	—		+		—	—
Orbitalindex	=	=	=	=	=	

A : 20 = 6 + 6 — 4 ?

B : 16 = 8 + 6 — 6 ?

[1]) Bei der Höhe des Gipfels und der Anzahl der Individuen lateral vom Gipfel wurden nur Differenzen von mindestens 3 bzw. 5 Individuen berücksichtigt.

roder, Kostroma) zu rechnen. Berechnet man für die brachy- und hyperbrachykranen Individuen mit dem Indexwert über 83 — hier liegt bei der Verteilungskurve ganz deutlich der Einschnitt — die Mittel der Einzelmerkmale, so ergibt sich folgendes Bild (Tab. 7):

Tab. 7. Mittelwerte der altslawischen Brachykranen

	Längenbreitenindex über 83						Längenbreitenindex über 80 [3])	
	Dĕvín	Böhmen	Kostroma	Nowgoroder	Disentis [1])	Daniser [2])	Kriwitschen	Nowgoroder
N	12–15	3–7	5	4	—	—	17	8–16
Länge	172,0	169,3	171,0	175,0	173,5	175,1	174,7	177,1
Breite	148,1	148,1	145,2	147,5	148,1	149,5	144,5	146,1
Höhe	131,7	128,7	135,6	133,0	131,5	132,1	135,4	136,0
Längenbreitenindex	86,6	87,4	84,7	84,3	85,4	85,3	83,7	82,5
Längenhöhenindex	76,4	75,5	78,5	76,1	75,5	75,6	77,2	76,8
Breitenhöhenindex	88,2	89,3	92,7	90,3	88,5	88,4	93,7	93,0
Transvers. Frontop.-Index	65,9	66,9	—	65,8	66,4	66,9	—	—
Obergesichtsindex	52,6	49,9	48,4	51,4	50,1	50,1	51,0	51,7
Nasenindex	45,5	47,8	47,1	45,5	48,3	48,2	48,7	49,8
Orbitalindex	81,7	--	—	—	(82,3) [4])	81,2	—	—

[1]) Wettstein, E.: Zur Anthropologie und Ethnologie des Kreises Disentis. 182 S. Zürich 1902.
[2]) Reicher, M.: Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongolischen Brachykephalen. Z. Morph. XV, 421–562, 1913; XVI, 1–64, 1914.
[3]) Für den kurzköpfigen Typus bei den Kriwitschen gibt Bunak nur die Mittelwerte für die Individuen mit dem Längenbreitenindex über 80 an. Die Zusammenstellung mit einem ebenso begrenzten Ausschnitt der Nowgoroder soll deshalb zeigen, daß sich die Brachykranen der Kriwitschen an die der beiden nordöstlichen Gruppen anschließen.
[4]) Nach Umrechnung des auf der Lacrimalbreite beruhenden Index auf den der Maxillofrontalbreite.

Danach besitzt der brachykrane Typus sowohl im Norden wie im Süden eine dem Breitenhöhenindex nach niedrige Hirnkapsel und niedriges Gesicht. Auch die Ähnlichkeit der Maße und Indizes mit dem Disentistypus beweist, daß es sich bei ihm ganz vorwiegend um Individuen aus dem alpinen Kreis handelt.

Hier ist auch das „brachykrane Kurganelement“, das Bunak (1932) vor allem bei den Kriwitschen fand, einzuordnen. Nur in Děvín scheint man mit einem bemerkenswerten dinarischen Einschlag rechnen zu müssen, wie die Abbildungen und Kombinationstabellen bei Frankenberger zeigen. Auf diese dürfte dann der verhältnismäßig hohe Obergesichtsindex und niedrige Nasenindex der Brachykranen hinweisen (vgl. auch den folgenden Abschnitt).

Schwieriger, ja unmöglich ist es dagegen, auf biometrischem Wege in der dolichokranen Gruppe mediterrane Einschläge von dem nordischen Grundbestandteil zu trennen. Möglicherweise machen sich diese in den kleinen Nebengipfeln besonders geringer Schädel- und Jochbogenbreite und besonders niedriger Längenbreitenindizes bemerkbar. Wo sich die mediterranen Durchschnittswerte dagegen zwischen Nordische und Osteuropide, also in der Mitte des Kurvenareals einordnen — und das dürfte für die meisten übrigen Merkmale gelten — werden sie natürlich völlig überdeckt. Daß sie unter den Westslawen tatsächlich nur als Nebenbestandteile vorhanden sind, ergibt sich aber aus den verhältnismäßig großen absoluten Ausmaßen und dem vorwiegend kräftigen, ja derben Bau der Dolichokranen[41]).

Als Ergebnis der Kurvenanalyse kann also festgestellt werden, daß tatsächlich im wesentlichen die A-Gruppe dem nordischen, die B-Gruppe dem als osteuropid bezeichneten Bestandteil entspricht. Die in Tab. 4 zusammengestellten Mittelwerte der beiden Gruppen können danach als Durchschnittsmaße von Nordischen und Osteuropiden gelten.

3. Rassenzusammensetzung der einzelnen Altslawengruppen

Nach dieser Aussonderung und absoluten Begrenzung der beiden Hauptbestandteile kann man nun auch ein Bild davon gewinnen, in welchem Verhältnis sich die einzelnen Rassen in den Altslawenstämmen vermengen. Für die Westslawengruppe, die der Kurvenanalyse zugrunde lagen, kann dies einfach durch Zusammenzählen der A- und B-Punkte bei den Einzelindividuen geschehen, analog der Ausrechnung der Rassenformeln an Lebenden[42]). Es ergibt sich dabei, daß sich nicht nur in der Gesamtheit der Westslawen, sondern auch bei mehreren, und zwar gerade den größeren Stammesgruppen, Nordoide und Osteuropoide in annähernd gleichen Anteilen verbinden. Eine Ausnahme nach der einen Seite macht nur Děvín mit einem Überschuß von Osteuropiden. Auf der anderen Seite zeigen die masowischen[43]) und Posener Reihengräber,

---

[41]) Unter allen westslawischen Schädeln, die Verf. in der Hand gehabt hat, befand sich nur ein einziger (männlicher) Dolichokraner (Westpreußen), bei dem auf Grund verhältnismäßig geringer Größe und grazilen Baus die Diagnose „mediterran“ hätte gestellt werden können. Aber die Geschlechtsdiagnose war hier nicht ganz sicher, und unter den Frauen hätte sich der Schädel ohne weiteres in die Variationsbreite der anderen eingeordnet. Zudem können grazilere Einzelindividuen natürlich auch im nordischen Rassenkreis auftreten.

[42]) Es wurden dabei die echten (alpinen) Brachykranen nicht mitgerechnet.

[43]) A. Maciesza kommt bei einer Neubearbeitung von 54 masowischen Reihengräberschädeln zu einem anderen Ergebnis. Er trennt aber nicht nach dem Geschlecht und gibt keine Maße, sondern nur die Typenanalyse mit der Methode der durchschnittlichen Differenzen. Die Ergebnisse sind also weder nachzuprüfen noch zu vergleichen. — Maciesza gibt folgende Analyse: 8 nordisch, 27 präslawisch (= osteuropid),

aber auch die Altslawen aus Sachsen, Pommern und dem Havelland ein Vorwiegen der Nordischen.

Es sei noch erwähnt, daß nicht alle Merkmale gleichen Anteil an der Diagnose A oder B (bzw. n oder o) haben. So neigen bei den schlesischen Altslawen alle Hirnschädelmaße im Vergleich mit den westslawischen Mittelwerten stärker zu n, alle Gesichtsmaße stärker zu o. Die Diagnose „o" wurde hier also relativ häufiger auf Grund der Gesichtsindizes gestellt, als auf Grund der Hirnschädelmaße. Bei Děvín ist es umgekehrt; man kann als Erklärung hierfür an die geringe Individuenzahl denken, eher aber noch an die leichten Verschiebungen, die die einzelnen Gruppen durch verschieden hohen Anteil der Nebentypen erfahren. Sicherlich ist aber auch mit regionalen, typologisch nicht auflösbaren Merkmalsschwankungen zu rechnen, wie sie sich auch bei größeren Untersuchungen am Lebenden ergaben[44]).

Mit der auf den Verteilungskurven fußenden Analyse der Westslawen ist eine Basis auch für die Beurteilung der übrigen Gruppen, die größtenteils nicht individuell bestimmt werden konnten, gegeben. Auch hier sind ja auf Grund der Korrelationen die gleichen Hauptbestandteile anzunehmen. Auf ihr quantitatives Verhältnis muß aber die Abweichung vom westslawischen Mittel in Richtung des nordischen oder osteuropiden Pols Hinweise zu geben vermögen.

Als Maß dieser Abweichung wurde die Mollisonsche Typendifferenz benutzt; d.h. für jedes Merkmal jeder Gruppe wurde die Abweichung vom westslawischen Mittel in Prozent der westslawischen Streuung ausgerechnet und aus den einzelnen prozentualen Merkmalsabweichungen für jede Gruppe ein Mittelwert gebildet. Gegenüber der zuerst eingeschlagenen Methode der einfachen Zählung der in Richtung von nordisch oder osteuropid abweichenden Merkmale hat diese natürlich den Vorzug größerer Genauigkeit, da nicht nur die Richtung, sondern auch der Grad der Abweichung berücksichtigt sind. Im großen und ganzen ergab aber auch die einfache Zählung die gleiche Gruppierung der einzelnen Stämme.

Es wurden insgesamt 11 Merkmale (vgl. Tab. 8a u. b) herangezogen, die aber nicht bei allen Gruppen vollständig zur Verfügung standen. Eine Abweichung in Richtung des nordischen Pols wurde mit einem +Zeichen, in Richtung der Osteuropiden mit einem —Zeichen gekennzeichnet. Bei der Berechnung des Mittelwertes der Abweichungen wurden diese Vorzeichen natürlich berücksichtigt, so daß sich die Unterschiede in beiden Richtungen ganz oder teilweise aufheben konnten. Die graphische Darstellung der Ergebnisse zeigt in Abb. 17 die ausgezogene Kurve. Die gestrichelte Linie stellt ergänzend für die individuell bestimmten Serien die für Nordische und Osteuropide errechneten Prozentsätze dar, und zwar jeweils den Überschuß über 50% (dem annähern-

---

4 subnordisch, 6 mediterran (ibero-insulär), 8 atlantomediterran, 1 lapponoid (= alpin).
Maciesza, A.: Typy antropologiczne ludności wczesno-historycznej Mazowsza Płockiego (Les types anthropologiques de la population du commencement du moyen âge habitante en Masovie de Plock). Wiadomości Archeologiczne XII, 30—38, 1933.
Schwidetzky, I.: Zur Frage der Differentialdiagnose zwischen nordischen und mediterranen Schädeln. Z. Rassenk. I, 316—317, 1935.

[44]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Die rassische Struktur eines deutschen Gaues. Forsch. Fortschr. XII, 129—132, 1936.
Schwidetzky, I.: Rassenkunde des nordöstlichen Oberschlesien (Kreise Kreuzburg, Rosenberg, Guttentag). Manuskript.

den Rassendurchschnitt der Westslawen s. o.). Die beiden Kurven zeigen einen gut übereinstimmenden Verlauf[45]). Dadurch wird bestätigt, daß aus der Abweichung der einzelnen Gruppen von der westslawischen Basis auf das quantitative Verhältnis der beiden Hauptbestandteile geschlossen werden kann.

Tab. 8a. Westslawen: Gesamtmittelwerte und Streuung der Merkmale (♂)

Merkmal	N	M	σ
Größte Länge	399	185,1	7,7
Größte Breite	399	141,3	5,7
Basion-Bregmahöhe	281	135,3	5,6
Längenbreitenindex	399	76,1	4,5
Breitenhöhenindex	294	95,9	5,5
TFP-Index	351	69,0	3,0
Obergesichtshöhe	250	68,4	5,0
Jochbogenbreite	238	132,3	5,7
Obergesichtsindex	220	52,2	3,6
Nasenindex	242	49,7	4,0
Orbitalindex	180	78,9	5,4

Tab. 8b. Mittlere Abweichung der einzelnen altslawischen Gruppen vom Durchschnitt der Westslawen

Gruppe	Anzahl der Merkmale	Abweichung
Havelland	5	+ 55,1
Pommern	5	+ 46,5
Sewerianen	11	+ 27,8
Posen	11	+ 25,5
Dregowitschen	11	+ 24,6
Wiatitschen	11	+ 23,6
Masowien	8	+ 21,7
Prov. Sachsen	11	+ 15,0 [1])
Kriwitschen	11	+ 11,5
Westpreußen	11	+ 11,4
Schlesien	11	+ 11,3
Böhmen	10	+ 9,2
Steiermark	6	+ 6,7
Dolný Jatov	11	+ 1,0
Kostroma	10	— 1,7
Bulgaren	11	— 9,8
Wenden	10	— 10,8
Drewljanen	6	— 19,5 [2])
Polanen	6	— 20,5
Nowgoroder	10	— 29,2
Děvín	11	— 30,9

[1]) Für das Leubinger Material von Müller wird die Abweichung in nordischer Richtung noch größer, nämlich + 25,4.
[2]) Bei Einbeziehung des der Meßtechnik nach zweifelhaften Nasenindex. Ohne Nasenindex wird die Abweichung nach der osteuropiden Seite noch größer, nämlich — 48,7.

Die Darstellung ergibt folgendes: Den westslawischen Gruppen mit deutlichem Überwiegen des nordischen Charakters schließen sich von den Ostslawen die Dregowitschen, Wiatitschen und Sewerianen an. Kriwitschen, Kostroma

[45]) Diese Übereinstimmung ist nach der angewandten Methode natürlich annähernd zu erwarten, da ja auch der individuellen Diagnose die Abweichung vom westslawischen Gesamtmittel zugrunde lag. Unterschiede konnten sich aber daraus ergeben, daß bei der individuellen Bestimmung nur die Richtung, nicht der Grad der Abweichung berücksichtigt wurde.

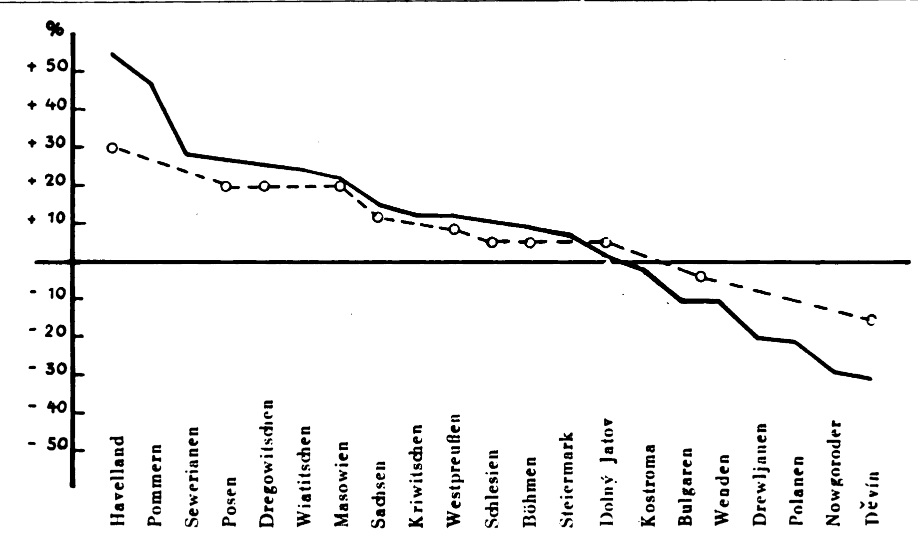


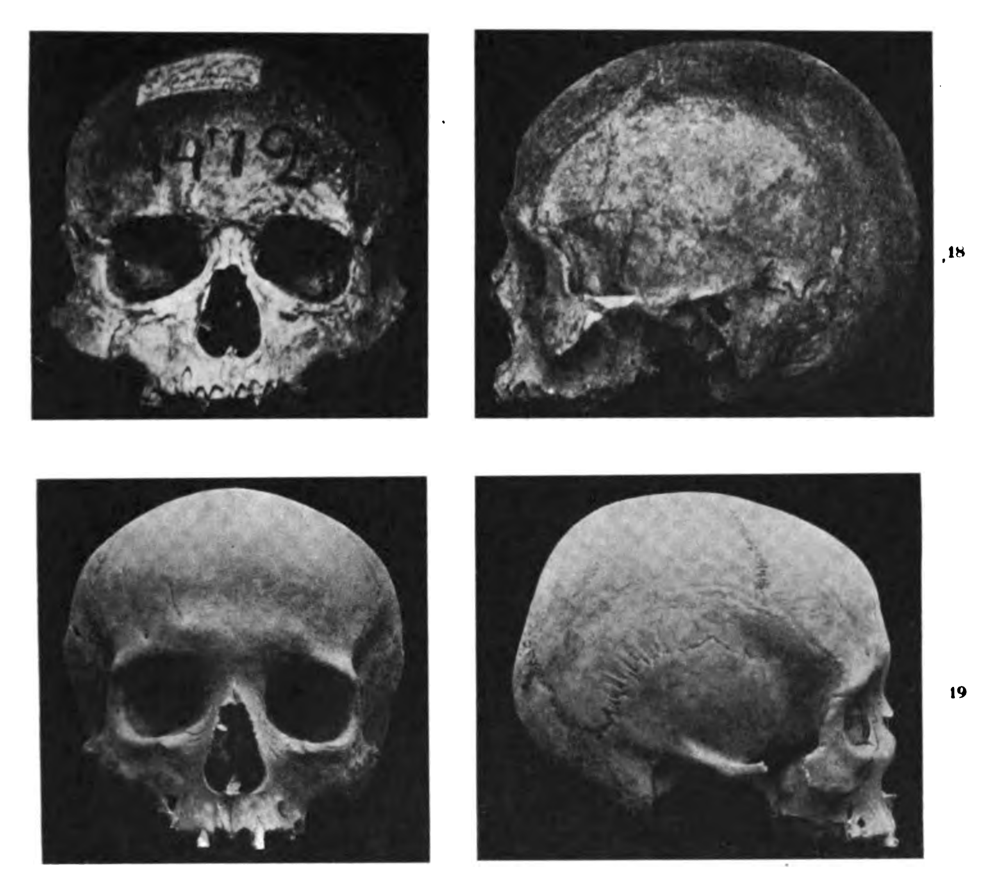
Abb. 17. Mittlere Abweichung der einzelnen Altslawengruppen vom Durchschnitt der Westslawen

+ = Abweichung in Richtung der nordischen Rasse
— = Abweichung in Richtung der osteuropiden Rasse
——— = Abweichung der Merkmalsmittel
- - - - = Abweichung der Rassenzusammensetzung nach der Individualbestimmung

Das parallele Verhalten der beiden Linien zeigt, daß auch bei den nicht individuell bestimmten Serien von den Merkmalsmittelwerten auf die Typenzusammensetzung geschlossen werden kann

sowie die südslawischen Bulgaren und Slowenen (Steiermark) ordnen sich dem mittleren Bereich ein, in dem Nordische und Osteuropide zu etwa gleichem Anteil anzunehmen waren. Eine stärkere Annäherung an den osteuropiden Pol zeigen mit Děvín, das unter den Westslawen vereinzelt stand, die ostslawischen Polanen, Drewljanen und Nowgoroder.

Dieses Bild bedarf aber für die Ost- und Südslawen zweifellos noch gewisser Korrekturen. Zunächst muß im Nordosten, wie die Merkmalsanalyse zeigte, mit Einschlägen echter Kurzköpfe, und zwar aus dem alpinen Kreis, gerechnet werden. Da deren Merkmale vorwiegend in derselben Richtung abweichen wie die Osteuropiden, müssen sie zum größeren Teil in dem nichtnordischen Bestandteil enthalten sein. Die Osteuropiden sind also in diesen Gruppen — und ebenso in Děvín — etwas geringer zu veranschlagen als Tab. 8 vermuten läßt. Trotzdem bleibt der osteuropide Einschlag sicherlich wesentlich stärker als in den südlich-benachbarten Gruppen (Dregowitschen und Wiatitschen), da ja die echten Kurzköpfe (über 83) nur einen verhältnismäßig geringen Prozentsatz ausmachten. Sie bestimmen auch den Grad der Abweichung in osteuropider Richtung kaum stärker als die Osteuropiden selbst. Zwar weicht der Längenbreitenindex und mit ihm die absolute Länge stärker von den Nordischen ab, doch ist der Nasenindex (und auch der Orbitalindex) diesen viel ähnlicher. Immerhin machen sie sich möglicherweise in den Korrelationen bemerkbar. Sie müßten hier, wenn überhaupt, besonders auf die Korrelationen mit dem Orbitalindex einen Einfluß ausüben, da sie sich in diesem am stärksten von den betont chamäkonchen Osteuropiden abheben. In der Tat fallen die Korrelationen Längenbreitenindex—Orbitalindex und Breitenhöhenindex—Orbitalindex bei beiden nordöstlichen Gruppen, bei Kostroma ferner Ober-



18

19

Abb. 18—19. Die niedriggesichtigen Kurzköpfe im Norden und Süden

18. ♂ der Kriwitschen Nr. 1472 (nach V. Bunak 1932)
19. ♀ aus Haidin (Steiermark) (Nr. 6 — Museum Pettau)

gesichtsindex—Orbitalindex aus der vorwiegenden Richtung der übrigen heraus und weisen darauf hin, daß kürzere und niedrigere Schädel eher mit höherer Orbita zusammengehen als umgekehrt (vgl. Abschn. III, 1). — Bei Polanen und Drewljanen ist dagegen mit Einschlägen Alpiner nicht zu rechnen (vgl. Tab. 2). Absolut weisen hier also offenbar die Osteuropiden den größten Anteil auf[46]).

[46]) Der auffallend niedrige Nasenindex bei den Drewljanen ist vermutlich auf andere Meßtechnik zurückzuführen, da auch der Obergesichtsindex einen unmöglichen Durchschnittswert (59!) ergibt. Bei Czekanowski (zit. S. 42) stehen sie in der Reihe der durchschnittlichen Differenzen ganz vereinzelt da. Czekanowski nimmt gleichfalls Unterschiede in der Meßtechnik an, möchte die Gruppe aber am ehesten zu den Mediterranen stellen.

Die wolhynischen Drewljanen von Hamčenko werden nur von 8 zum Teil schlecht erhaltenen Schädeln unbestimmten Geschlechts repräsentiert, so daß sie in Tab. 1 und auf den Karten nicht berücksichtigt wurden. Sie weisen zwar niedrige Längenbreitenindizes auf, die aber nur auf geringer Breite beruhen, ferner recht niedrigen transversalen Frontoparietalindex, queren Stirnindex und Orbitalindex, so daß auch hier wesentliche osteuropide Beimengungen wahrscheinlich sind. Trotzdem bleibt für die Gruppe Polanen-Drewljanen die Rassenanalyse am wenigsten sicher.

Einer näheren Erörterung bedürfen ferner die Kurzköpfe bei den Südslawen. Schon bei der südslowakischen Gruppe (Děvín) deutete sich ja in den Mittelwerten der Brachykranen an, daß sie eine etwas andere Zusammensetzung besaßen als etwa die benachbarten böhmischen. Wenn auch bei der geringen Zahl die Unterschiede nicht gesichert sind, so ist doch bemerkenswert, daß alle auf einen dinarischen Anteil hinweisen: die slowakischen Kurzköpfe sind nämlich größer, dem Längenhöhenindex nach höher, schmalgesichtiger und schmalnasiger. Auch in den Abbildungen findet sich hier ein vorzüglicher Dinarier (D 36)[47], unter den abgebildeten böhmischen Schädeln dagegen nicht.

Dieser dinarische Anteil läßt sich nun auch weiter nach Süden verfolgen. So treten unter den Altslawen der Steiermark zwei Kurzkopftypen[48]) auf: ein kleinerer, niedriggesichtiger und ein größerer hochgesichtiger, bei dem auch die größere Höhe in der Seitenansicht — die durch den Längenhöhenindex gefaßt wird — auffällt. Der letztere — dem Gesamteindruck nach zweifellos dinarisch — fand sich auch in den kleinen Serien von Svinjarevci (Nord-Kroatien), Biskupija b. Knin und Zenica (Bosnien)[49]), der erste — sicherlich alpin — nur noch in der großen Serie von Bjelo Brdo. Unter den Bulgaren ist keiner der beiden Typen mit Sicherheit festzustellen, wie ja hier Hyperbrachykrane überhaupt fehlen (höchster Indexwert bei den Männern 83,7). Trotz der geringen Zahl seien die Maße der beiden Typen gegenübergestellt (Tab. 9): Am größten ist der Unterschied im Längenhöhenindex, während der Breitenhöhenindex die beiden Gruppen nicht trennt. Neben den Unterschieden in Gesichts- und Nasenhöhe läßt sich aber auch der verschiedene Grad der Abflachung des Hinterhaupts, die ja bei den Dinariern besonders groß zu sein pflegt, metrisch fassen.

So haben wir also südlich der Donau, im Westen der Balkanhalbinsel mit dinarischen Einschlägen zu rechnen, die sich damals allerdings unter den Slawen noch ausgesprochen in der Minderheit befanden. Auf eine weitere Verbreitung nach Norden, über die Südslowakei hinaus, gibt das vorhandene Material keine Hinweise; gewiß dürften sie, wenn überhaupt, dort noch seltener vertreten sein.

Für die beiden südöstlichen Gruppen der Ostslawen, Wiatitschen und Sewerianen, nahm B u n a k (1932) starke mediterrane Beziehungen an. Tatsächlich werden diese wahrscheinlich durch die Verbindung verhältnismäßig kleiner absoluter Maße mit außerordentlicher Lang- und Hochförmigkeit des Gehirn-

[47]) Die Indizes sind: Längenbreitenindex 90,5; Längenhöhenindex 80,3; Breitenhöhenindex 88,7; Obergesichtsindex 55,8; Nasenindex 40,7; Orbitalindex 80,2; sie bestätigen also vollauf das morphologische Bild.

[48]) Verf. fand sie unter den in Pettau befindlichen Schädeln von Haidin und Oberpettau. Beide Fundorte sind auch bei T o l d t vertreten, aber Oberpettau nur mit 3 von 7 der von mir vorgefundenen Schädel; von den 4 von T o l d t veröffentlichten Schädeln aus Haidin ist keiner mit den jetzt in Pettau befindlichen 7 Schädeln identisch (einer befindet sich ferner in Marburg). Bei den Schädeln befand sich aber ein — nach freundlicher Mitteilung von Herrn Notar S k r a b a r — von T o l d t beschriebener Zettel folgenden Inhalts: (blaues Kreuz) brachycephaler Schädel, typ. slawische Form, ca. $^1/_4$ — (rotes Kreuz) dolichocephale, schmälere Form, in überwiegender Mehrzahl vorhanden ca. $^3/_5$, wahrscheinlich deutsche Einwanderung — (Bleistiftkreuz) Mittelform, groß, breit u n d lang. — Keiner der oben genannten Brachykranen ist in dem von T o l d t veröffentlichten Material vertreten.

[49]) Für die Serie von Bjelo Brdo verneint L e b z e l t e r das Vorhandensein dinarischer Typen. Ich würde aber eine brachykrane weibliche Calvaria auf Grund der großen Höhe in der Seitenansicht und der Hinterhauptsform doch als dinarisch ansprechen.



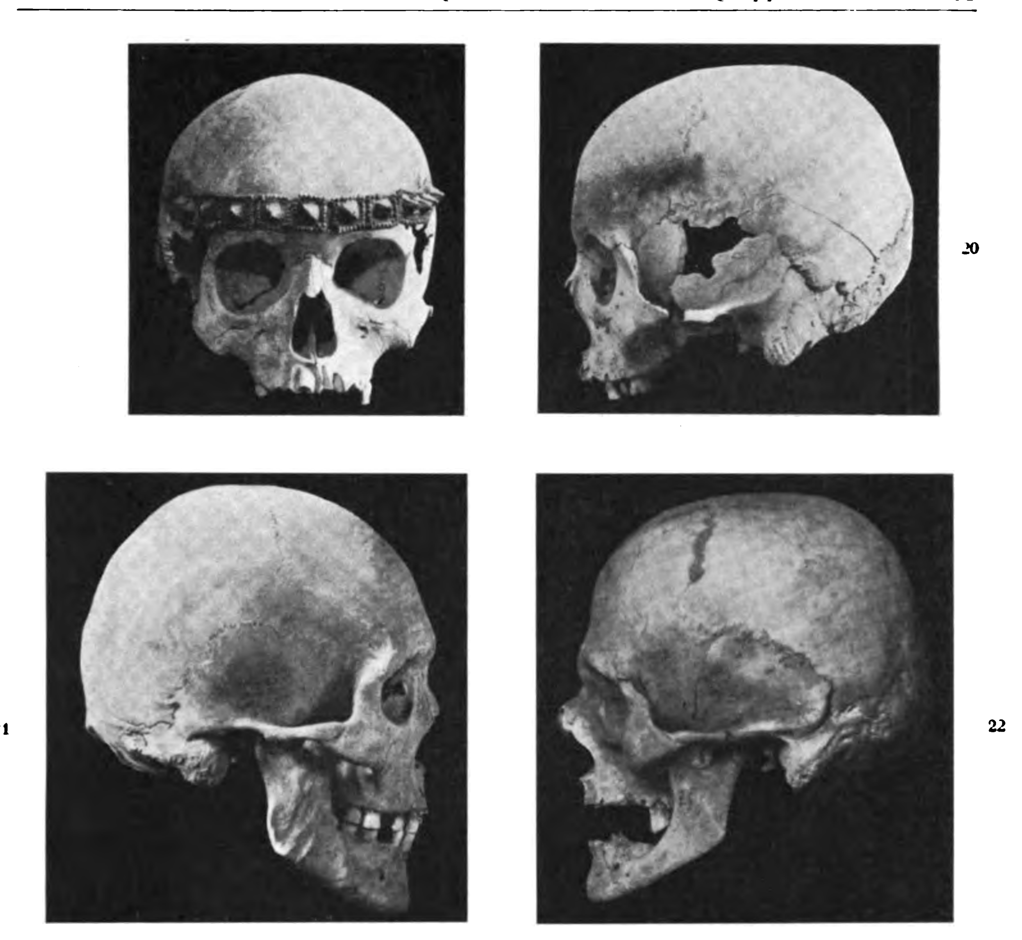


Abb. 20—22. Die dinarischen Kurzköpfe bei den westlichen Südslawen

20. ♀ aus Biskupija bei Knin (Süd-Kroatien) (ohne Nr.). Längenbreitenindex 87,1
21. ♂ aus Svinjarevci (Nordkroatien) (ohne Nr.)
22. ♂ aus Zenica (Bosnien) (Nr. 229)

Tab. 9. Die beiden südslawischen Kurzkopftypen*)

	I	II
N	2	3–5
Längenbreitenindex	84,4	87,2
Längenhöhenindex	70,3	80,3
Breitenhöhenindex	86,4	86,8
Obergesichtsindex	49,6	53 1
Nasenindex	51,7	45,6
Orbitalindex	78,8	83,9
Krümmungsindex der Oberschuppe des Hinterhauptsbeins	92,4	96,4

*) Da wegen der geringen Zahl Männer und Frauen zusammengefaßt wurden, können nur die Indizes verwertet werden.



Abb. 23. Die kleinen Langschädel bei den Südostslawen
Vorwiegend mediterraner Altbulgare aus Madara (Nr. 8). Größte Länge 182, Längenbreitenindex 73,6

schädels. Haarreste aus Kurganen dieses Gebietes wiesen zudem vorwiegend dunkle Farben auf. Auch Czekanowski nahm auf Grund des älteren von Talko-Hryncewicz (1910) zusammengestellten Materials im Süden den Einfluß der „mediterranen Steppenbevölkerung“ an[50]). Hier ist also die umgekehrte Korrektur wie bei den nordöstlichen Gruppen anzubringen. Wo nämlich eine Abweichung in osteuropider Richtung nur auf Grund geringerer absoluter Maße verzeichnet wurde, kann dies ebenso auf die mediterranen Beimengungen zurückgeführt werden. Von den Indizes ist es tatsächlich nur der Nasenindex, der in osteuropider Richtung abweicht. Wir dürften es also bei den Sewerianen und Wiatitschen mit vorwiegend nordisch-mediterranen oder gar mediterran-nordischen Gruppen mit verhältnismäßig geringen osteuropiden Einschlägen zu tun haben[51]).

Mediterrane sind zweifellos aber auch unter den Südslawen vorhanden. So fanden sich unter den Bulgaren neben derben großen Dolichokranen auch jene kleineren, zierlicheren, die unter den Westslawen nirgends mit Sicherheit festzustellen waren. Für 3 männliche Schädel (= 12%), bei denen eben auf Grund des zierlichen Allgemeinbaus die Diagnose „mediterran“ gestellt wurde, ergeben sich folgende Mittelwerte:

Länge	180,6	Obergesichtshöhe	66,4
Breite	136,0	Jochbogenbreite	123,6
Höhe	131,1	Obergesichtsindex	53,7
Längenbreitenindex	75,3	Nasenindex	49,9
Breitenhöhenindex	96,4	Orbitalindex	80,0

Für die Nordkroaten von Bjelo Brdo nennt Lebzelter gleichfalls zwei langschädelige Typen: „einen großen dolichoiden“ und „einen kleinen mediterranen“. Unter den übrigen südslawischen Gruppen konnten Mediterrane

[50]) Czekanowski, J.: Anthropologische Beiträge zum Problem der slawisch-finnischen Beziehungen. Finska Fornminnes-Föreningens Tidskrift XXXV. 4. S.A. 14 S., 1925.

[51]) Die durchweg geringere Schädellänge der Ostslawen (vgl. Abb. 2) ist also auf zwei verschiedene Ursachen zurückzuführen: im Norden auf kurzschädlige Osteuropide und Alpine, im Süden auf kleinschädlige Mediterrane; ein weiterer Beleg dafür, wie vorsichtig man bei der Beurteilung von Einzelmerkmalen sein muß.

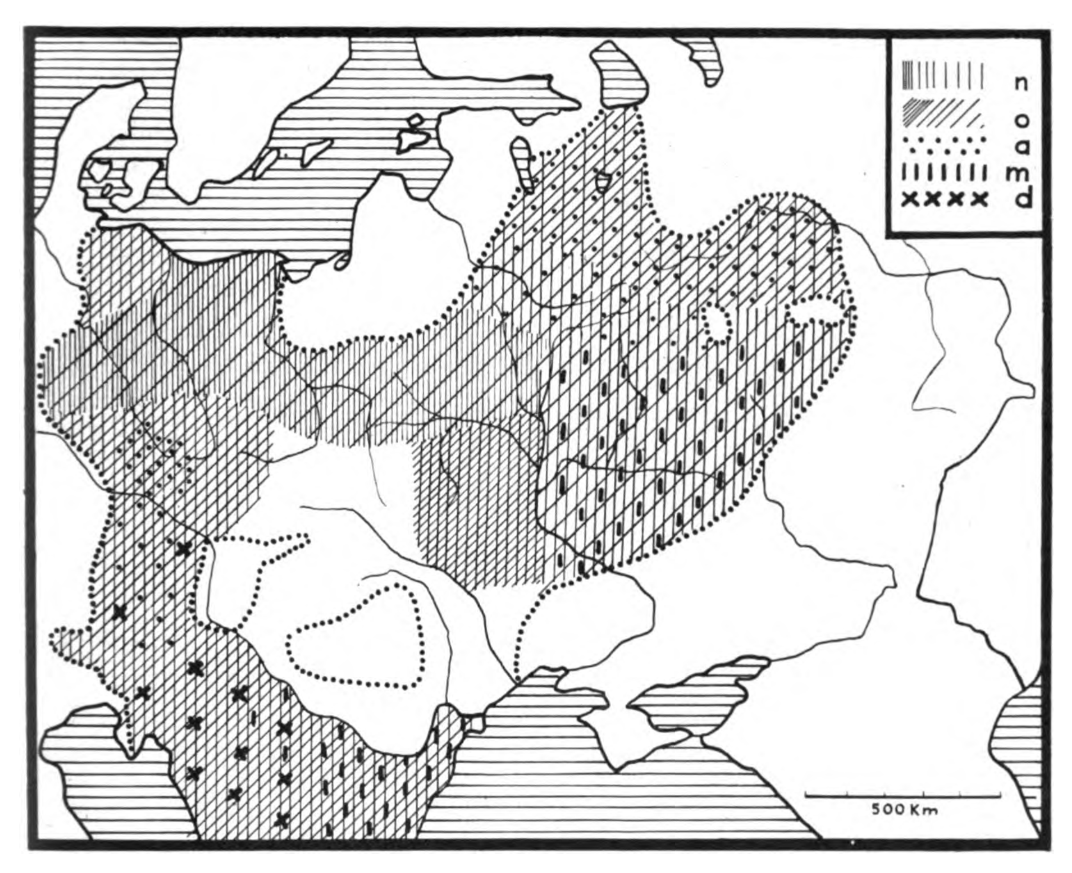


Abb. 24. Die Rassengliederung der Altslawen
n = nordisch, o = osteuropid, a = alpin bzw. lappid, d = dinarisch, m = mediterran

dagegen nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Für die Bulgaren ist aber danach eine ähnliche Korrektur vorzunehmen wie für die Sewerianen und Wiatitschen: Osteuropide sind hier nicht so zahlreich, wie die mittlere Abweichung von den Westslawen vermuten lassen möchte[52]).

Kartiert man nun diese Ergebnisse der Rassenanalyse, so ergibt sich ein eigenartiges, aber klar gegliedertes Bild. In der Mitte des slawischen Verbreitungsgebietes schließen sich die Gruppen mit deutlichem Vorwiegen der Nordischen über die Osteuropiden zu einem geschlossenen Bereich zusammen, der als ziemlich schmaler Gürtel von der Saale bis zum Dnjepr reicht. Die Kriwitschen leiten von ihm zu dem nordöstlichen Gebiet über, wo ein Ansteigen des osteuropiden Anteils und Einschläge von niedriggesichtigen Kurzköpfen festzustellen sind. Ein zweites vorwiegend osteuropides Gebiet hat sein Zentrum in den Drewljanen der Pripetsümpfe und umfaßt auch die südlich von ihm sitzenden Polanen. Eine dritte ziemlich geschlossene Zone umgreift die nordische Mitte im Westen und Süden. Sie ist gekennzeichnet durch annähernd gleiche Anteile von Nordischen und Osteuropiden (Dolný Jatov, Böhmen,

[52]) Das eventuelle Vorhandensein weiterer Typen und die Beziehungen zu den eigentlichen, turko-tartarischen Bulgaren kann hier noch nicht behandelt werden.

Schlesien, die meisten Südslawen). Ihm sind auch die Mecklenburger Wenden zuzurechnen, die allerdings durch den vorwiegend nordischen Mittelstreifen von den übrigen Gruppen getrennt sind. Im nördlichen Teil dieser Zone tritt eine zweite relative Häufung vorwiegend alpiner Kurzköpfe auf (Děvín, Böhmen), in dem stark isolierten Děvín ferner eine erhöhte Häufung von Osteuropiden. Děvín leitet aber auch bereits zu den dinarischen Einschlägen im Westen der Balkanhalbinsel über. Dem Osten der Balkanhalbinsel ist dagegen der mediterrane Anteil gemeinsam mit den südöstlichen Gruppen der Ostslawen, die sich als eine weitere räumliche Einheit im Kartenbild herausheben.

IV. Zur Rassengeschichte der Altslawen

1. Morphologische und historische Beziehungen der Osteuropiden

Als das allen Altslawengruppen Gemeinsame und deshalb auch als das Ursprüngliche muß nach der eben geschilderten Rassengliederung eine nordisch-osteuropide Mischung von wechselnden Anteilen angesehen werden. Denn die Randlage der Mediterranen und der Kurzkopfrassen beweist, daß diese Rasseneinschläge erst nach der Ausbreitung der Slawen durch die Einschmelzung der Vorbevölkerung in die betreffenden Stämme eingedrungen sind. Eine Rassengeschichte der Altslawen hat also in erster Linie nach der Herkunft der beiden Hauptbestandteile zu fragen.

Die ethnischen Beziehungen der nordischen Rasse sind dabei, wie schon in der Einleitung gesagt wurde, ziemlich eindeutig. Als ein Glied der indogermanischen Völkergruppe sind die Urslawen sicherlich vorwiegend nordischer Rasse gewesen. Diese Bindung zwischen indogermanischer Sprache und nordischer Rasse soll hier nicht näher erörtert werden. Die Frage ist nur, ob das indogermanische Urslawentum der einzige Überbringer nordischer Merkmale war, oder ob diese nicht später, wie Wolff[53]) annahm, durch germanische Überschichtung verstärkt wurden, oder aber auch in den eingeschmolzenen Bevölkerungen vorhanden waren. Darüber soll noch gesprochen werden.

Um eine ähnlich klare Antwort für die Osteuropiden geben zu können, ist es dagegen notwendig, zunächst die morphologischen Beziehungen zu den Typen osteuropäischer Anthropologen und zu ost- und mitteleuropäischen Fundserien und Einzelfunden zu untersuchen. Erst dann kann die Frage angegangen werden, auf welchen historischen Wegen Osteuropide in die nordischen Urslawen eingedrungen sind.

Der „zweite finnische Typus" von Bunak

Die erste morphologische Parallele, die sich bei einer Beschäftigung mit Altslawenmaterial geradezu aufdrängt, ist der sogenannte „zweite finnische Typus" von Bunak. Er wird dargestellt durch 19 Schädel aus einem finnischen Grabhügel des 9. Jahrhunderts, die in Maly-Polom im Gouvernement Wjatka von Tarasow ausgegraben und von Debetz[54]) bearbeitet wurden. Die Gesamtheit der männlichen Schädel weist, wie Tab. 13 und Abb. 25 zeigen,

[53]) Wolff, K.: Wer waren die Altslawen? Mannus VII, 135—146, 1915.
[54]) Debetz, G. F.: Čerepa z finskich mogilnikow (Schädel aus finnischen Gräbern). Sbornik Mus. Antrop. i Etnogr. VIII, 239—252, 1929.



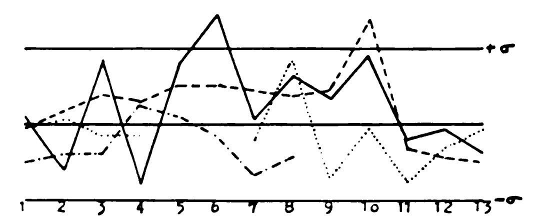


Abb. 25. Abweichung der Finnen von Polom von altslawischen Osteuropiden

1 = Länge, 2 = Breite, 3 = Höhe, 4 = Längenbreitenindex, 5 = Längenhöhenindex, 6 = Breitenhöhenindex, 7 = Kleinste Stirnbreite, 8 = Transv. F. P. Index, 9 = Obergesichtshöhe, 10 = Jochbogenbreite, 11 = Obergesichtsindex, 12 = Nasenindex, 13 = Orbitalindex

in den metrischen Merkmalen eine große Übereinstimmung mit unserer B-Gruppe auf. Einige Schädel nähern sich ihr besonders, andere weichen stärker von ihr ab, und zwar in Richtung des nordischen Typus. Von den verglichenen 13 Mittelwerten fällt aber nur einer aus dem Bereich von σ heraus, und zwar der Breitenhöhenindex, was ebenso wie die wesentlich größere Höhe und andere Abweichungen durch nordische Einschläge erklärt werden kann. So finden sich unter den männlichen Schädeln drei Dolichokrane, drei Akrokrane, vier Eurymetope; nach dem Breitenhöhenindex zerfällt das Material deutlich in zwei Gruppen: drei Schädel mit dem Durchschnitt 102,1, die fünf übrigen mit dem Mittel 93,8. Wir haben es bei den Polomer Finnen des 9. Jahrhunderts also offenbar mit einer vorwiegend osteuropiden Gruppe zu tun, deren kennzeichnende Durchschnittswerte aber durch nordische Einschläge verschoben sind.

Die Identität des Kerns des „zweiten finnischen Typus" mit den altslawischen Osteuropiden wird aber durch die der Debetzschen Arbeit beigegebenen Abbildungen vollends bewiesen: die Derbheit und Frontalität der Wangenbeine bei mäßiger Ausbildung der Fossa canina, die grobe Stirnbildung und Neigung zur alveolaren Prognathie, die niedrigen, trapezförmigen Augenhöhlen, die leichte Firstbildung des Schädels und pentagonide Form der Norma verticalis stimmen vollkommen mit dem osteuropiden Schädeltypus bei den Altslawen überein (Abb. 27).

Bunak (1932) verknüpft diesen Typus denn auch mit der „Race orientale" von Deniker, was Debetz allerdings ablehnt: „Le type des crânes de Polom et d'Ananino n'est pas le type baltique, surtout si l'on attribue à ce dernier une origine letto-slave." Dieser Einwand kann aber weder nach der morphologischen noch nach der historischen Seite als stichhaltig gelten. Was die morphologische Seite betrifft, so fehlte Debetz wohl überhaupt ein klar herausgearbeitetes kraniologisches Vergleichsmaterial, und die Beschreibung der „Race orientale" am Lebenden läßt nicht ohne weiteres auf Einzelheiten des Schädelbaues schließen. Die historische Begründung aber, die allzusehr von der heutigen Verbreitung der Osteuropiden ausgeht, wird widerlegt durch das Auftreten von Osteuropiden im vorslawischen Rußland.

Gerade Debetz nämlich stellt fest, „daß der von ihm beschriebene Schädeltypus unter den Trägern der alten ostfinnischen Kulturen weit verbreitet war". Historisch besonders bemerkenswert ist, daß er ihn unter den Trägern der Kultur von Ananino wiederfindet, die sich im Gebiet der finnisch-ugrischen

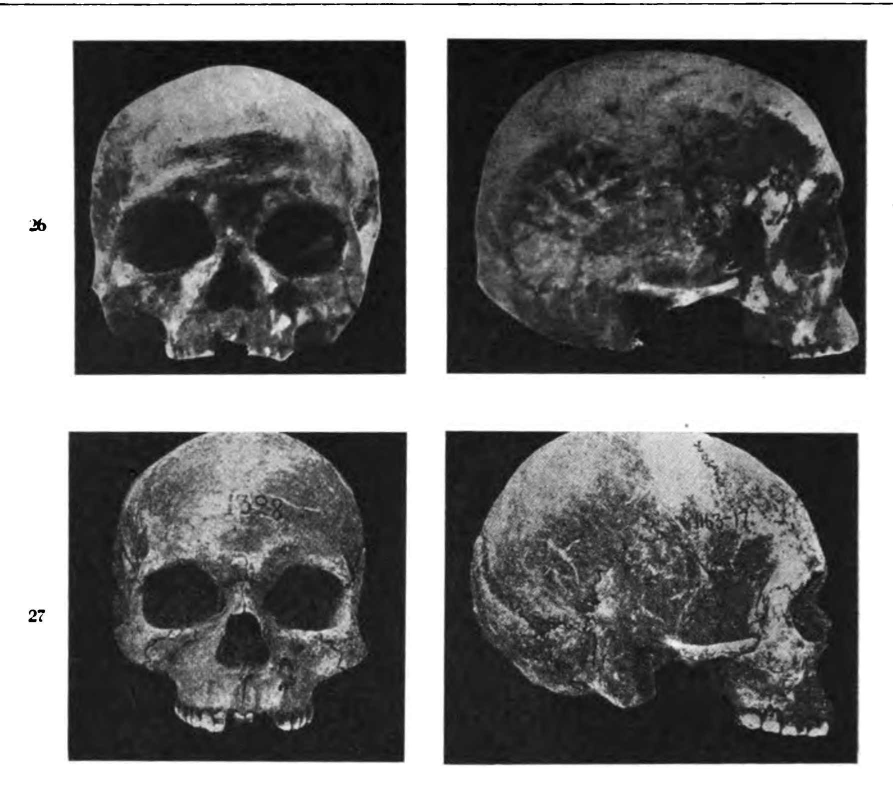


Abb. 26—27. Vorslawische Osteuropide in Osteuropa
26. ♀ aus Wolosowo (Oka). Neolithikum (nach A. P. Bogdanow bei K. Saller 1925)
27. ♂ aus Maly Polom (Gouv. Wjatka). 9. Jahrhundert (nach G. Debetz 1929)

Urheimat unter Anknüpfung an ältere bodenständige Kulturen entwickelt hat[55]). Mit hoher Wahrscheinlichkeit läßt er sich aber noch weiter, bis ins ostrussische und baltische Neolithikum verfolgen. So zeigt insbesondere der Schädel von Wolosowo an der Oka nach einer, allerdings nicht guten Abbildung, vorwiegend osteuropiden Charakter. Saller[56]) zählt ihn zu den „mesokranen Zwischenformen", deren Selbständigkeit er aber bereits in Erwägung zieht. Bemerkenswert ist, daß er gerade Wolosowo in nächster Nähe zu „Wischgorod I" (aus der Nähe von Kiew) stellt, das, wie sich später noch ergeben wird, eine metrische Ähnlichkeit mit den altslawischen Osteuropiden zeigt, wie sie nur wenige Einzelschädel aus der zweifelsfrei vorwiegend osteuropiden Altfinnengruppe erreichen. Beide — Wischgorod I und Wolosowo I — zeigen auch bei Saller ein ganz paralleles Verhalten im Abweichungsdiagramm[57]).

Aber auch im Baltikum sind osteuropide Spuren möglicherweise bis ins Neo-

[55]) Debetz, G.: Les crânes de l'époque dite d'Ananino. Eurasia Septentionalis VI, 96—99, 1931.
Tallgren, A. M.: L'époque dite d'Ananino. Z. Finn. Altertumsges. XXXI, 1919.

[56]) Saller, K.: Die Steinzeitschädel des ehemaligen Rußland. Anthrop. Anz. II, 29—46, 1925.

[57]) Leider war mir Bogdanows Veröffentlichung über den Schädel von Wolosowo nicht erreichbar. So konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob er aus der großen kammkeramischen Station von Wolosowo stammt, was aber sehr wahrscheinlich ist.

lithikum zu verfolgen. Aul[58]) deutete kürzlich die Schädel von Sope und Ardu (Estland) als vorwiegend nordisch mit osteuropiden Einschlägen, wobei aber letztere mehr aus einer gewissen Primitivität als aus eindeutig kennzeichnenden Merkmalen geschlossen wurden. In ihrer Zeitstellung nicht gesichert sind leider die interessanten Schädelfunde vom Rinnehügel am Burtneck-See (Livland)[59]). Zwar zweifelten weder der anthropologische Erstbearbeiter Virchow noch der Nachbearbeiter Saller an ihrem neolithischen Charakter, doch werden die Fundumstände von seiten der Vorgeschichte — und diese ist ja für die Datierung ausschlaggebend — in Zweifel gezogen[60]). Die Gesamtheit der Serie weist jedenfalls eine metrische Übereinstimmung mit den altslawischen Osteuropiden auf, die nicht nur die Ähnlichkeit mit der Finnenserie, sondern auch die mit den ähnlichsten finnischen Einzelschädeln übertrifft (vgl. Tab. 10). Die Beifunde — deren Zugehörigkeit zu den Schädeln aber eben nicht eindeutig ist — sind kammkeramisch.

Tab. 10. Die Schädel vom Rinnehügel (Livland) im Vergleich mit altslawischen Osteuropiden

	Gesamtmittel Rinnehügel (-)	Nr.38 + 0 + VII	Altslawische Osteuropide
Länge	185,7	185,3	182,3
Breite	145,2	144,5	144,8
Höhe	136,0	134,0	133,9
Längenbreitenindex	78,2	77,9	79,4
Längenhöhenindex	73,2	72,3	72,9
Breitenhöhenindex	93,8	92,8	92,0
Obergesichtshöhe	68,6	66,0	66,1
Nasenindex	49,4	51,6	53,0
Orbitalindex	(78,0)	(77,1)	75,9

Im nördlichen Teil des altslawischen Verbreitungsgebietes lassen sich demnach Osteuropide mit Sicherheit in die finnische Frühgeschichte und den Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit (Ananino) feststellen; mit hoher Wahrscheinlichkeit aber noch weiter, in jenen neolithischen Kulturkreis, in dem von seiten der Vorgeschichte allgemein die Wurzeln des finno-ugrischen Volkstums gesehen werden[61]).

Typus I der schlesisch-böhmischen Jungsteinzeit

In ganz andere Kulturzusammenhänge führt eine zweite morphologische Verwandtschaft. Schon Ritter fiel die Ähnlichkeit der von ihm als osteuropid bestimmten Schädel mit dem „Typus I" der schlesischen Bandkeramik[62]) auf, doch bestritt Reche in einer Besprechung der Ritterschen Arbeit die Iden-

[58]) Aul, J.: Etudes anthropologiques des ossements humains néolitiques de Sope et d'Ardu. Opetatud Eesti seltsi Aastaraamat 1933. S.A. 63 S. Dorpat 1933.

[59]) Virchow, R.: Archäologische Reise nach Livland. Z. Ethn. IX, (365)—(437), 1877. — Vgl. S. 396 ff.

[60]) Für verschiedene Auskünfte zu diesem Kapitel danke ich Herrn Prof. Dr. v. Richthofen, Königsberg, und Herrn Direktor Dr. Gandert, Berlin.

[61]) Ailio, J.: Fragen der russischen Steinzeit. Z. Finn. Altertumsges. XXIX, 1922. — Vgl. auch die Artikel Kammkeramik und Finno-Ugrier in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte.

[62]) Reche, O.: Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen. Arch. Anthrop. N. F. VII, 220—237, 1909.

tität der beiden Typen. Ein genauer metrischer und morphologischer Vergleich läßt sie aber doch als gesichert erscheinen.

Reche beschreibt seinen Typus I wie folgt: er ist „meso- (bis brachy-) kephal, brachystenokephal, mesoprosop, mesorrhin bis platyrrhin und scheint ...zur Prognathie zu neigen... Der Typus zeichnet sich außerdem noch dadurch aus, daß die Apertura piriformis nicht nur überhaupt eine beträchtliche Breite hat, sondern auch an der Stelle der ‚oberen Breite' sehr weit ist. Die Nasenbeine und auch die anschließenden Teile des Processus frontalis des Oberkieferknochens wölben sich dort förmlich nach vorn, zeigen eine Form, die sich vielleicht am besten als ‚aufgebläht' bezeichnen läßt. Der obere Teil der Nasalia ist dagegen auffallend schmal und flach... Charakteristisch für den Typus ist ferner, daß die Wangenbeine nach vorn vorspringen; das Gesicht zeigt also das, was man beim Lebenden wohl als ‚vorspringende Backenknochen' bezeichnet... In der Ansicht von oben erscheint der Schädel dieses Typus breit-eiförmig bis birnenförmig mit zum Teil ziemlich entwickelten Parietalhöckern, von hinten gesehen breitfünfeckig mit nach unten konvergierenden Seitenflächen."

Die beschriebenen morphognostischen Merkmale finden sich nun aber ganz übereinstimmend bei dem osteuropiden Altslawentypus: auch hier die „Aufblähung" der Nasenbeine, die Flachheit des oberen Teils der Nasalia, die Frontalität der Wangenbeine, der „breit-eiförmige bis birnenförmige" Umriß der Norma verticalis bei häufiger Betonung der Parietalhöcker und die Neigung zur Prognathie. Der metrische Vergleich bestätigt die Verwandtschaft. Für die männlichen Vertreter fällt er allerdings weniger befriedigend aus (Tab. 13). Hier können nur die Individuen Nr. 5 und Nr. 8 herangezogen werden. Der Vergleich erfaßt ferner nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Merkmalen. Nr. 8 zeigt eine wesentlich bessere Übereinstimmung als Nr. 5. Nur zwei Merkmale fallen bei ihm aus dem Bereich von σ, nämlich der transversale Frontoparietalindex und der Nasenindex, letzterer in Richtung einer stärkeren Platyrrhinie, also Primitivität.

Daß die Abweichungen teils auf die selbstverständliche individuelle und zeitliche Variabilität, teils auf Mischung zurückgeführt werden können, beweist aber ein Vergleich von Frauenschädeln. Als bester weiblicher Vertreter des osteuropiden Typus unter den schlesischen Altslawen kann Bielwiese Nr. 1903/30/3 angesehen werden. Reche zählt vier weibliche Schädel mit mindestens teilweise erhaltenem Gesichtsskelett zu seinem Typus I, nämlich die Nr. 38, 39, 40 und 68. Von ihnen fällt aber Nr. 38 in mehreren Merkmalen vollständig aus der Reihe der anderen heraus, so daß sie wohl als untypisch angesehen werden muß. Von den übrigen drei Frauenschädeln wurden die Durchschnittswerte errechnet und mit den Maßen von Bielwiese zusammengestellt (Tab. 11).

Die Übereinstimmung der Maße ist derart, wie sie bei Individuen, die immerhin durch drei Jahrtausende voneinander getrennt sind, nur erwartet werden kann. Nur zwei Maße unterscheiden sich überhaupt merkbar: der sagittale Frontoparietalindex und der Nasenindex. Die Nase ist bei den drei Bandkeramikerinnen wesentlich schmaler, sogar leptorrhin, was aber als untypisch angesehen werden muß, da Reche für den Typus I Meso- bis Platyrrhinie angibt. So bleibt als Hauptunterschied nur die geringere relative Länge des

Tab. 11. Typus I und altslawische Osteuropide (♀)

	Typus I Nr. 39 + 40 + 68	Osteuropide Bielwiese
Länge	178,3	178,0
Breite	137,0	136,0
Höhe	134,3	132,0
Längenbreitenindex	76,8	76,4
Längenhöhenindex	75,3	74,0
Breitenhöhenindex	98,0	97,0
Transvers. Front. par Index	70,8	68,4
Frontomalarindex	92,1	91,2
Obergesichtsindex	51,0	48,0
Nasenindex	45,5	56,8
Orbitalindex	76,1	75,6
Gaumenindex	86,8	86,3
Sagitt. Front. Par Index	100,1	93,4
Horizontalumfang	501,0	503,0
Sagittalumfang	364,0	367,0

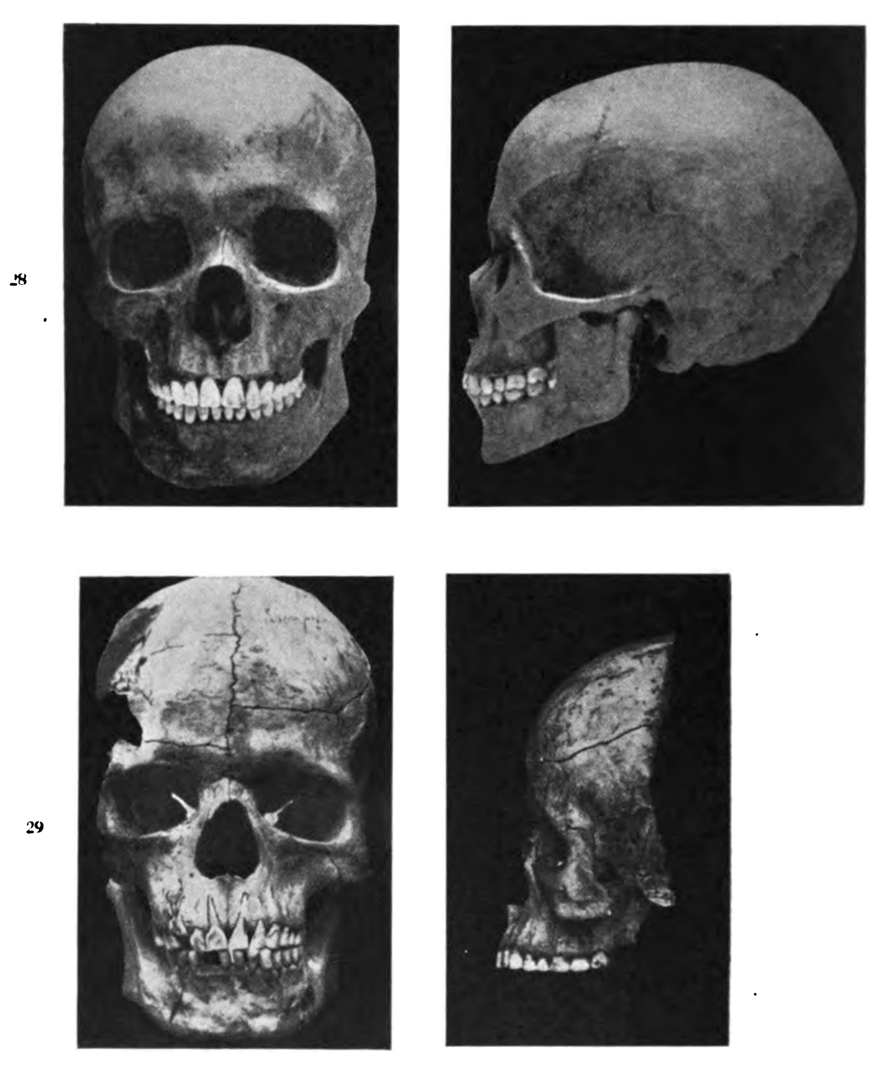
Frontalbogens bei Bielwiese, was auf geringere Stirnhöhe und Stirnwölbung zurückzuführen ist.

Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß Bielwiese in einigen Merkmalen, vor allem durch niedrigen Längenbreitenindex und hohen Breitenhöhenindex, von den Durchschnittswerten der männlichen Osteuropiden abweicht bzw. am Rande ihrer Variabilität liegt. Aber es ist dies, wie wir sahen, ein Kennzeichen des gesamten schlesischen Altslawenmaterials, das sich im Bau des Gehirnschädels weniger, im Bau des Gesichtsschädels dagegen stärker osteuropid zeigte als der westslawische Durchschnitt. Ob dies ein zufälliges Ergebnis der individuellen Variabilität ist, oder ob die schlesischen Osteuropiden der Slawenzeit mit den schlesischen Osteuropiden des Neolithikums noch besonders enge Beziehungen aufweisen, kann auf Grund des geringen Materials allerdings nicht entschieden werden.

Die Identität des neolithischen Typus I mit den Osteuropiden der Altslawenzeit und damit auch mit dem zweiten finnischen Typus von Bunak ist historisch besonders interessant. Die Osteuropiden erscheinen damit in einem anderen Kulturkreis, mit dem Slawen und Finno-Ugrier nicht unmittelbar in Zusammenhang zu bringen sind. Da aber die Rasse doch wohl ursprünglich eine einheitliche ethnische Grundlage und ein geschlossenes Wohngebiet besessen haben muß, können nur Urfinnentum oder Bandkeramik als die primären Träger angesehen werden. Die beiden getrennten Linien müssen also in eine noch ältere Zeit und in ein Urvolk, nach dem noch gesucht werden muß, zusammenfließen. Wir kommen damit aber bereits über die Grenzen des Neolithikums hinaus in die Mittel- und Altsteinzeit.

Für die Begründung dieser Annahme ist es nun besonders wichtig, daß die südliche Linie der Osteuropiden nicht nur durch die schlesischen Bandkeramiker vertreten ist. Wäre dies der Fall, so könnte man wohl an Kulturverschiebung denken und die neolithischen Osteuropiden mit der Kammkeramik, die ja bis nach Schlesien hineinreichte, einwandern lassen. Derselbe Typus tritt nun aber auch im österreichischen Neolithikum (Lengyel-Kultur) auf, und zwar mit dem erst kürzlich veröffentlichten Schädel Langenlois 2 (nur Gesichtsskelett erhalten)[63]. Hier kehren alle Merkmale des Typus I zum Teil in

[63]) Zimmermann, G.: Jungsteinzeitliche Schädel aus Langenlois und deren Beziehungen zur Pfahlbaurasse. Arch. J. Klaus X. 227—256. 1935.



28

29

Abb. 28—29. Vorslawische Osteuropide in Mitteleuropa

28. ♀ aus Groß-Tschernosek (Böhmen). „Typus I" (nach O. Reche 1909)
29. ♀ aus Langenlois (Österreich) (nach G. Zimmermann 1935)

noch primitiverer Form wieder (vgl. Abb. 28): das niedrige Gesicht mit den derben, frontal gerichteten Wangenbeinen, die breite Nase mit der Aufblähung des unteren Teils und der Flachheit der Wurzel (die bei Langenlois zudem besonders stark eingezogen ist), die niedrige Orbita, breite Unterkieferwinkel und Prognathie.

Auch der metrische Vergleich mit Bielwiese Nr. 1903/30/3 zeigt denn eine recht gute Übereinstimmung (Tab. 12). Bielwiese weist wiederum wie auch im Vergleich mit Typus I, eine geringere Wölbung der Stirn auf, während sich Langenlois 2 durch besonders niedrige Orbita und besonders stark ausgeprägte Platyrrhinie auszeichnet.

Tab. 12. Vergleich zwischen Langenlois 2 und Bielwiese 1930/30/3

	Langenlois 2	Bielwiese
Kl. Stirnbreite	99,0 [1]	93,0
Sagitt. Frontalindex	83,6	86,8
Ganzgesichtshöhe	104,0	—
Obergesichtshöhe	59 (?)	60,0
Obergesichtsbreite	103,0	100,0
Mittelgesichtsbreite	94,0	90,0
Jochbogenbreite	(127,0)	125,0
Obergesichtsindex	(46,5)	48,0
Nasenhöhe	42,0	44,0
Nasenbreite	27,0	25,0
Nasenindex	64,3	56,8
Vordere Interorbitalbreite	21,0	21,0
Orbitalindex	67,5	75,6
Gaumenindex	84,0	86,3
Maxillo-Alveolarindex	118,9	115,4

[1]) Metopismus! Er bedingt meist eine verhältnismäßig große Stirnbreite.

Seltsam ist allerdings eine weitere Beziehung, die zuerst von Schiff[64]), später von Schlaginhaufen[65]) und Czekanowski[66]) angenommen wurde: der Zusammenhang des „Typus I" der Bandkeramik mit Funden aus der neolithischen Pfahlbaukultur der Schweiz. Der Bearbeiter des Schädels von Langenlois bestätigt diese Beziehung, ja es ist das Hauptergebnis seiner Untersuchung, „daß der bei Langenlois gefundene Schädel L_2 zu jenem Formenkreis zu rechnen ist, der durch die Frau von Egolswil repräsentiert wird". Osteuropide im Schweizer Neolithikum — das wäre in der Tat überraschend. Aber es ist doch noch zu prüfen, wieweit die Ähnlichkeit einfach auf Primitivmerkmalen, wieweit auf einer speziellen rassischen Prägung beruht. Physiognomisch jedenfalls weicht die Frau von Egolswil nicht unerheblich von den slawischen Osteuropiden ab (vgl. die guten Abbildungen bei Schlaginhaufen).

Der präslawische Typus von Czekanowski

Ein weiterer Typus, der mit den altslawischen Osteuropiden identifiziert werden kann, ist der präslawische, neuerdings meist sublaponoid genannte Typus der Lemberger Schule, der zuerst 1911 von Czekanowski nach Untersuchungen am Lebenden beschrieben wurde[67]). Die kraniologische Unterbauung des Czekanowskischen Typensystems wurde vor allem von Stojanowski[68]) durchgeführt, dessen Arbeit auch die Vergleichsmaße entnommen sind (Tab. 13). Die meist als „Etalon-Schädel" benutzten präslawischen Schädel aus Skała (Gouv. Tarnopol) weichen allerdings insbesondere in den absoluten Maßen stärker von den altslawischen Osteuropiden ab, als der aus anderen

[64]) Schiff, F.: Beiträge zur Kraniologie der Czechen. Arch. Anthrop. N.F. XI, 253 bis 292, 1912.
[65]) Schlaginhaufen, O.: Die anthropologischen Funde aus den Pfahlbauten der Schweiz. Mitt. Antiquar. Ges. Zürich XXIX, 220—241, 1924.
[66]) Czekanowski, J.: Zum Problem der Systematik der kurzköpfigen, schweizerischen neolithischen Pfahlbaubewohner. Arch. Anthrop. N. F. XX, 65—76, 1925.
[67]) Czekanowski, J.: Beiträge zur Anthropologie von Polen. Arch. Anthrop. N. F. X., 187—193, 1911.
[68]) Stojanowski, K.: Typy kraniologiczne Polski (Kraniologische Typen Polens). Kosmos (Lemberg) XLIX, 660—766, 1924.

Gruppen (z. B. der von Loth veröffentlichten Serie von Żbików) ausgesonderten „Typus β“, doch tritt die Ähnlichkeit in den Proportionen auch bei ihnen deutlich hervor.

Der Typus wird ferner gekennzeichnet „durch flache Parietalia, die sich kielartig zusammenschließen, und eine Neigung zur Ausbildung des Torus sagittalis, wodurch der Schädel in der Norma occipitalis eine pentagonoidale, häuschenartige Form erhält. In der Norma frontalis fällt die starke Ausbildung der Augenbrauenwülste auf, die mit einer groben Schädelbildung und einer Neigung zur Ausbildung des Sulcus praenasalis und der alveolaren Prognathie zusammengeht“. Diese Schilderung trifft größtenteils durchaus auch die morphognostischen Merkmale der altslawischen Osteuropiden.

Tab. 13. Vergleich der altslawischen Osteuropiden mit den Typen anderer Autoren (♂)

	Osteuropide Schwidetzky	2. Finn. Typus Debetz	Typus I Reche	Präslawischer Typus [1] Stojanowski	
Länge	182,3	183,0	180,0	173,5	—
Breite	144,8	142,1	—	141,0	—
Höhe	133,9	138,5	—	133,5	—
Längenbreitenindex	79,4	77,7	76,4	81,3	77,1
Längenhöhenindex	72,9	75,8	74,2	77,6	72,2
Breitenhöhenindex	92,0	97,0	97,2	97,0	94,8
Kl. Stirnbreite	97,2	97,6	—	98,0	—
Transvers. Front. par Index	67,1	69,1	70,9	70,2	67,9
Obergesichtshöhe	66,1	67,6	—	64,5	—
Jochbogenbreite	133,2	137,6	—	131,5	—
Obergesichtsindex	49,6	49,1	51,0	48,9	—
Nasenindex	53,0	52,8	55,2	56,6	52,5
Orbitalindex	75,9	74,1	(80,7)	76,5	79,0

[1]) 1. Typus β aus Skala (Nr. 481 und 482); 2. aus Żbików.

Zur historischen Stellung des präslawischen Typus sagt Czekanowski schon 1925, daß er sich in Osteuropa „aufs engste mit der finnischen Unterschicht zu verknüpfen“ scheine, „ein Zusammenhang, der wohl aber infolge der südlichen Affinität der kulturellen Beziehungen (Bandkeramik, Pfahlbaukultur) als sekundär angesehen werden muß“[69]). Für die Fortführung dieser schon oben geschilderten südlichen Linie nach Osten ist nun von besonderem Interesse, daß Czekanowski die neolithischen und bronzezeitlichen Schädel aus der Gegend von Kiew als vorwiegend präslawisch, also osteuropid, bestimmt. Tatsächlich fügen sich vier dieser von Bogdanow[70]) veröffentlichten Schädel erstaunlich gut in das Streuungsbereich der altslawischen Osteuropiden ein — das Herausspringen des Orbitalindex ist wohl auf die andere Meßtechnik zurückzuführen —, während die drei übrigen ebenso deutlich aus ihm herausfallen (vgl. Abb. 30 a und b). Nr. 3 (Wischgorod 1, vgl. S. 46) weist sogar einen Abweichungskoeffizienten auf, der kleiner ist als der der Finnen von Polom und der dem des ähnlichsten der finnischen Schädel sehr nahe kommt. Dabei sei noch erwähnt, daß die den altslawischen Osteuropiden ähnlichen Schädel sich auf alle Fundplätze und beide Zeitstufen verteilen.

[69]) Czekanowski, J.: Anthropologische Beiträge zum Problem der slawisch-finnischen Beziehungen. Finska Forminnesföreningens Tidskr. XXXV, 4, 14 S., 1925.

[70]) Bogdanow, A. P.: Drewnie Kiewljanie po ich čerepam i mogilam (Die alten Bewohner von Kiew nach ihren Schädeln und Grabhügeln). Anthrop. Wistawka III, 305—319, 1879.

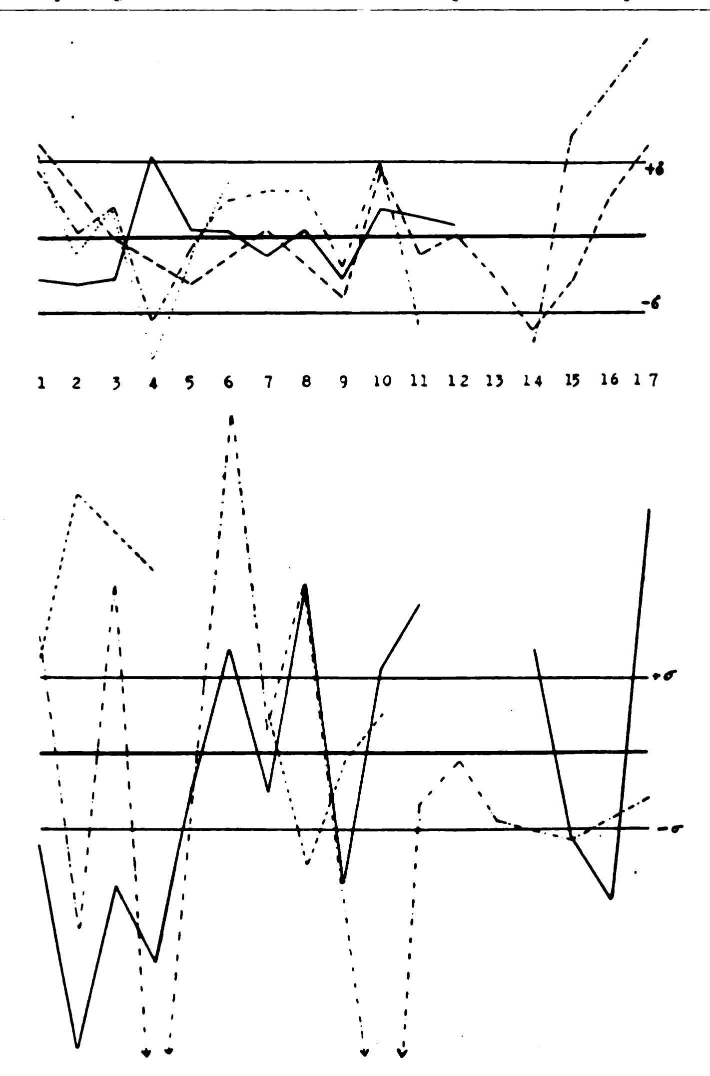


Abb. 30. Vergleich der Kiewer neolithischen und bronzezeitlichen Schädel mit den altslawischen Osteuropiden

30 a. Nr. 3 (—— —), 2 (- - - -), 6 (—. —. —) und 5 (. . . .)
30 b. Nr. 1 (— ——), 4 (—) und 7 (.—.)

1 = Schädellänge, 2 = Schädelbreite, 3 = Höhe, 4 = Längenbreitenindex, 5 = Längenhöhenindex, 6 = Breitenhöhenindex, 7 = Kleinste Stirnbreite, 8 = Transvers. Frontopar. Index, 9 = Größte Stirnbreite, 10 = Querer Stirnindex, 11 = Obergesichtshöhe, 12 = Jochbogenbreite, 13 = Obergesichtsindex, 14 = Nasenhöhe, 15 = Nasenbreite, 16 = Nasenindex, 17 = Orbitalindex

Nach diesen Befunden muß die Frage, ob es sich bei dem osteuropiden Typus um eine junge, etwa nordisch-mongolide Mischform handelt, entschieden verneint werden. Ein Typus, der sich über viele Jahrtausende und ungeheure Räume hinweg so konstant erhält, hat gewiß das Recht, als selbständige Rasse angesehen zu werden. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß es sich, wie v. Eickstedt[71]) dies annimmt, um eine harmonisierte Kontaktform

[71]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 944 S. Stuttgart 1935.

handelt — aber eben um eine harmonisierte, selbständig weiterdifferenzierte, deren Ursprung offenbar ebenso weit zurückliegt wie der der anderen unbestrittenen europäischen Rassen.

Wieweit bei ihrer Entstehung der mongolide Formenkreis mitgewirkt hat, ist eine Frage, die nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit gehört. Es sei hier nur gesagt, daß die mongoliden Anklänge beim Schädel nur in dem geringen Gesichtsrelief in Erscheinung treten, während sich die Proportionen von Gehirn- und Gesichtsschädel an keine der mongoliden Gruppen, auch nicht an die dafür räumlich in erster Linie in Frage kommenden Tungiden, anschließen lassen. Andere Merkmale, wie Prognathie, Breitnasigkeit und Neigung zur Ausbildung von Pränasalgruben, sind als primitiv, aber nicht als mongolid anzusehen. So beweist der Typus auch gegenüber den heutigen mongoliden Formengruppen durchaus seine Selbständigkeit. Daß er ebensowenig als ein „Schlag" der Alpinen angesehen werden kann, geht aus einem metrischen und morphognostischen Vergleich gleichfalls eindeutig hervor. Besondere Aufmerksamkeit dürfte aber auf die Beziehungen zu den Cromagniden zu richten sein, die ja in den Hauptproportionen des Schädels in derselben Richtung von den Nordischen abweichen und auch beim Lebenden oftmals schwierig von den Osteuropiden zu unterscheiden sind. An einen Anteil der Cromagnonform bei der Entstehung des Osteuropiden haben denn auch bereits mehrere Autoren (Paudler, Saller, Zielinskas) gedacht.

2. Slawen und Finnen

Das für die Rassengeschichte der Altslawen wichtigste Ergebnis des vorigen Abschnittes war, daß sich der osteuropide Schädeltypus bis ins Neolithikum verfolgen läßt, und zwar in zwei ganz verschiedenen geographischen und kulturellen Umwelten. In Rußland ist es sowohl die Wald- wie die Steppenzone, die mit sporadischen Funden belegt ist. Damit sind es auch verschiedene Kulturkreise, die an ihnen Anteil haben. Im wesentlichen an die Waldzone gebunden[72]) ist das Urfinnentum, das seine Wurzel im „nordeurasischen Kulturkreis" (Kammkeramik) hat, während die südrussische Steppe dem „bandkeramischen" Donau-Dnjestr-Kulturbereich angehört. In ihn sind die osteuropiden Schädelfunde von Langenlois, Groß-Tschernosek, wahrscheinlich auch von Kiew einzureihen.

Für die Frage, von wo aus die Osteuropiden in das nordische Urslawentum eingedrungen sind, ist es nun aber wichtig, festzustellen, daß offenbar die Beziehungen zum Norden, zur Waldzone und zum Protofinnentum, enger sind. Hier schließt sich an die neolithischen Funde eine, wenn auch noch weitgliedrige Entwicklungsreihe an. In den nordeurasischen Kulturkreis mündet die ostrussische Bronzezeit, deren Abschluß die Kultur von Ananino darstellt, und in diese wieder das frühgeschichtliche Finnentum. In beiden lassen sich Osteuropide mit Sicherheit nachweisen, wenn auch durchaus nicht als einzige Träger. Im Süden und Westen dagegen scheint das frühe Auftreten von Osteuropiden Episode geblieben zu sein. Mindestens zwei Jahrtausende

[72]) Baschmakoff, A.: Les substrats ethniques de la population Russe au temps préhistoriques. Z. Rassenk. IV, 194—199. 1936.
v. Richthofen, B.: Vorgeschichte der Menschheit. „Knaurs Weltgeschichte" S.A. 95 S., o. J.

trennen sie von dem erneuten Einströmen Osteuropider, deren Träger bereits die Slawen sind.

Auch in rezenter Zeit liegt ja der Schwerpunkt der osteuropiden Verbreitung im Norden, in der Waldzone[73]). Es ist gewiß auch kein Zufall, daß die „blonden Brachykephalen" zuerst in Finnland entdeckt wurden[74]), und daß ein in Finnland aufgewachsener und ein finnischer Anthropologe (Nordenstreng und Hildén)[75]) zu den eifrigsten Anwälten ihrer selbständigen Bedeutung gehören. Ja, mehrfach wurde der Typus nach den Finnen benannt, so von Sergi (Homo Arcticus Fennicus 1911), Paudler (Finnische Rasse 1924) und Wiklund (Finnisches Element 1926). Allerdings ist die Bindung zwischen osteuropider Rasse und finnisch-ugrischem Volkstum heute vielfach zerbrochen und verwischt, und zwar gerade durch die Ausbreitung des Slawentums. Aber selbst für den am weitesten verschlagenen Teil der Finno-Ugrier, die Ungarn, betont Bartucz, daß die Osteuropiden den „verbindenden Faden" zwischen diesen und den heutigen Finnen darstellen, der um so deutlicher und greifbarer wird, in je fernere Zeiten man zurückgeht[76]).

So kann es denn schon vom anthropologischen Material aus als wahrscheinlich gelten, daß der Schwerpunkt der osteuropiden Verbreitung im finno-ugrischen Volkstum und daß hier denn auch die Quelle der osteuropiden Durchsetzung der Slawen lag. Die Auffassung, daß der nichtnordische bzw. primitivere Bestandteil der Slawen aus dem Finnentum stammt, ist denn auch schon alt. Sie wurde bereits von Niederle geäußert, der ja auch als einer der ersten den nordischen Charakter der Ur- und Altslawen betonte[77]), wenig später von Ripley[78]), der allerdings noch den dunklen Kurzkopf als den Urtyp des Slawen ansah. Auch Schliz[79]) ist hier zu nennen, da er an den altslawischen Reihengräberschädeln „finnische" Merkmale aussonderte, die unseren Osteuropiden im wesentlichen entsprechen. In neuerer Zeit griff zuerst Czekanowski[80]) den Gedanken der finnischen Durchsetzung des Slawentums auf (vgl. Abschnitt IV, 1), der allerdings durch die Entwicklung seiner Typologie, in der der präslawische Typus nurmehr als Mischtypus auftritt, eine gewisse Wandlung erfahren mußte[81]).

Die Annahme, daß die indogermanisch-nordischen Urslawen eine finnische Unterschicht assimilierten, wird nun aber auch von geschichtswissenschaftlichen Tatsachen gestützt. Die Vorgeschichte allerdings vermag zu dieser Frage

[73]) v. Eickstedt, E. Frhr.: zit. S. 38.
[74]) Virchow, R.: Die physische Anthropologie der Finnen. Z. Ethn. VI, (185)—(189), 1874.
Retzius, G.: Finska Cranier. 200 S., 28 Taf. Stockholm 1828.
[75]) Hildén, K.: Zur Frage von der ostbaltischen Rasse. Acta Geographica 1, Nr. 3, 24 S. Helsingfors 1927.
[76]) Bartucz, L.: Zur Rassengeschichte Ungarns mit besonderer Berücksichtigung der finnisch-ungarischen Verwandtschaft. Verh. IV. Finn.-Ugr. Kulturkongr. 1931, 54—73, Helsingfors 1932.
Ders.: Ein Abriß der Rassengeschichte in Ungarn. Z. Rassenk. I, 225—240, 1935.
[77]) Niederle, L.: 1896, zit. S. 2.
[78]) Ripley, W. Z.: The Races of Europe. 624 + 160 S. London 1900.
[79]) Schliz, A.: Bemerkungen zur Rassenbildung der slawischen Völker. Korr.-Bl. Dtsch. Ges. Anthrop. XLIII, 88—90, 1912.
[80]) Czekanowski, J.: 1925, zit. S. 37.
[81]) Czekanowski, J.: Zur Anthropologie der Ugrofinnen. Mém. Soc. Finn. Ougr. LXVII, 65—71, 1933.
Ders.: Człowiek w czasie i przestrzeni (Der Mensch in Zeit und Raum). 272 S. Warschau 1934. Vgl. auch:

noch kaum etwas beizutragen, weil die Slawen für sie erst sehr spät, eigentlich erst im 9. nachchristlichen Jahrhundert greifbar werden[82]). So kann denn bisher am stofflichen Kulturbesitz und dem prähistorisch erschließbaren Brauchtum nicht eine Verknüpfung mit Elementen des nordeurasischen Kulturkreises versucht werden. Sehr viel glücklicher ist hier die Sprachwissenschaft. Sie ist es ja, die die slawische Urheimat erschloß, die bekanntlich im Einzugsgebiet des Pripet, „im mittleren Rußland, etwa zwischen Kiew und Smolensk" zu suchen ist[83]). Sie liegt damit im ehemaligen Bereich des nordeurasischen Kulturkreises, so daß von der Vorgeschichte her der Annahme einer slawisch-protofinnischen Durchdringung wenigstens nichts im Wege steht.

Darüber hinaus stellte aber die Sprachwissenschaft ein finno-ugrisches Substrat in den slawischen Sprachen fest, das bereits für das Urslawische anzusetzen ist[84]). Hier läßt es sich allerdings nur aus der inneren Sprachform erschließen, während in Nordrußland eine jüngere, bereits westfinnische Schicht auch in den Orts- und Flußnamen zu erkennen ist[85]). Dort läßt sich das Eindringen der Slawen in finnische Gebiete schon historisch greifen. Die Art der Durchdringung ist dabei auch von rassenpsychologischem Interesse: „Überall, wo die Slawen im Laufe ihrer Ausbreitung nach Osten in Beziehungen zu den verschiedenen finnischen Stämmen treten, haben sich diese zurückgezogen oder zeigten eine gewisse Passivität. Wenn sie auch einige Male den Kampf angenommen haben, so geschah das doch in einer unzweifelhaft lässigen Weise und unter dauerndem Gebietsverlust zugunsten der Slawen."[86]) Ähnlich wie diese Auseinandersetzung zwischen Altslawen und Altfinnen muß sich dann wohl auch die zwischen Urslawen und Urfinnen vollzogen haben.

Diese historisch-sprachlichen Befunde entsprechen nun aber durchaus den anthropologischen Tatsachen: ein nordisch-osteuropides Gemenge wurde als das allen Altslawengruppen gemeinsame festgestellt, das denn bereits in urslawischer Zeit entstanden sein muß. Der osteuropide Bestandteil wurde dabei als ursprünglich mit finno-ugrischem Volkstum gekoppelt angesehen, wofür eine Reihe anthropologischer Funde aus Nord- und Mittelrußland angeführt werden konnte. Ferner ließ sich im Nordosten, eben dort, wo sich finnische geographische Namen finden, noch eine jüngere Schichtung erkennen, die sich in einem höheren Anteil Osteuropider und einer gewissen Beimengung von Kurzköpfen aus dem alpinen Kreise bemerkbar machten (vgl. Abb. 31).

Diese Kurzköpfe im Nordosten weisen aber bereits darauf hin, daß das finno-ugrische „Substrat" nicht nur Osteuropide in das Slawentum hineingebracht hat. Im Westfinnentum, von wo sie offensichtlich in die nordöstlichen Slawenstämme eingedrungen sind, dürften sie jedoch auch sekundär sein. Denn es

---

[82]) v. Richthofen, B.: zit. S. 34.
Ders.: Die Urheimat der Slawen in der Vorgeschichtsforschung. II. Congrès Internat. Slawiste Sect. III, S.A. 4 S., 1934.

[83]) Vasmer, M.: Die Urheimat der Slawen. In: Volz, W.: Der ostdeutsche Volksboden, 118—143. Breslau 1926.
Diels, P.: zit. S. 3.

[84]) Pokorny, J.: Substrattheorie und Urheimat der Indogermanen. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVI, 69—91, 1936.

[85]) Vasmer, M.: Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas. II. Die ehemalige Ausbreitung der Westfinnen in den heutigen slawischen Ländern. Sitz.-Ber. Preuß. Akad. Wiss., phil.-hist. Kl., 351—440, 1934.

[86]) Niederle, L.: Manuel de l'Antiquité Slave. 2 Bde., 238 + 360 S. Paris 1923 und 1926. — Vgl. I, 184 ff.

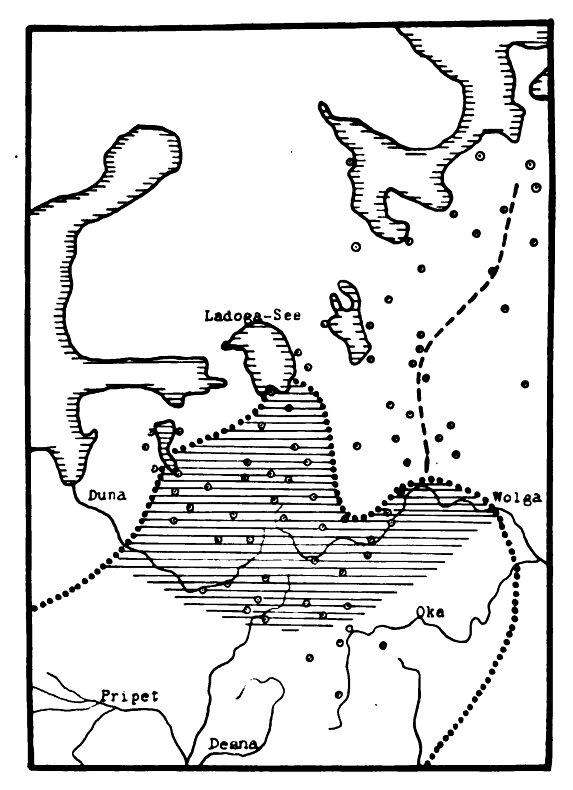


Abb. 31. Sprachliche und anthropologische Spuren finno-ugrischer Völker im altslawischen Siedlungsgebiet

Relative Häufung Osteuropider und niedriggesichtiger Kurzköpfe
Verbreitung westfinnischer Gewässernamen in heute slawischem Gebiet
Ostgrenze lappisch beeinflußter Ortsnamen in Nordrußland

liegt nahe, die niedriggesichtigen Brachykranen mit den Lappen in Verbindung zu bringen, die sich ja historisch und sprachgeschichtlich viel weiter nach Süden und Osten verfolgen lassen, als ihre heutigen Wohnsitze reichen. So läuft die Ostgrenze bisher feststellbarer Lappenspuren in den nordrussischen Ortsnamen vom Oberlauf der nördlichen Düna zum Oberlauf der Wolga[87]) und damit an das Verbreitungsgebiet der nordslawischen Kurzköpfe heran (vgl. Abb. 31). Hier sind also sogar drei Schichten — Lappen, Westfinnen, Slawen — wahrscheinlich, von denen jede ihre besonderen rassischen Beziehungen hat. Die Frage, ob die Lappen seit jeher Finno-Ugrier waren oder nicht, kann dabei unerörtert bleiben.

Aber auch für die erste finno-ugrische Schicht im Slawentum, die bereits von den Urslawen eingeschmolzen wurde, muß mindestens in Erwägung gezogen werden, ob sie nicht noch andere Elemente als Osteuropide mitführte. Wenn man an diese Schicht die logische Forderung stellt, daß ihre Spuren in allen Altslawenstämmen, die aus jenem Urslawentum hervorgingen, feststellbar sein

[87]) Vasmer, M.: Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas. IV. Die ehemalige Ausbreitung der Lappen und Permier in Nordrußland. Sitz.-Ber. Preuß. Akad. Wiss., phil.-hist. Kl. XX, 97 S., 1936.

müssen, so kommen dafür allerdings nur noch Nordische in Frage. Es ist aber in der Tat keineswegs unwahrscheinlich, daß bereits im urfinno-ugrischen „nordeurasischen Kulturkreis" nordische Elemente vorhanden waren. Die Schädelfunde vom Ladogasee, die wahrscheinlich zur kammkeramischen Fundschicht gehörten (ihr neolithischer Charakter ist jedenfalls zweifelsfrei), zeigen u. a. nordische und cromagnide Züge[88]) und aus der schwedischen Wohnplatzkultur und dem baltischen Neolithikum sind gleichfalls betont lange Schädel, zum Teil mit hohem Reliefgesicht bekannt[89]). Die Verwandtschaft zwischen Indogermanen und Ur-Finno-Ugriern, die von der Sprachwissenschaft angenommen wird, könnte die sprachliche Parallele dazu sein[90]). Eine Abgrenzung der indogermanischen Nordischen im Slawentum gegen jenen möglichen nordischen Bestandteil im finno-ugrischen Substrat ist natürlich nicht möglich — auch nicht gegen jene nordischen Bestandteile, die von den Ostslawen mit den frühgeschichtlichen Finnen (vgl. S. 45) aufgenommen wurden. Und gewiß wird man mindestens für die Hauptmasse der slawischen Nordischen unmittelbar indogermanisch-schnurkeramischen Ursprung annehmen dürfen.

Sicherlich nicht finno-ugrischen Ursprungs sind dagegen die Mediterranen des Südostens, wenn sie auch in unmittelbar vorslawischer Zeit bis in die Gegend von Moskau gereicht zu haben scheinen[91]). Aber ihr Schwergewicht liegt doch ebenso ausgesprochen im Süden, wie das der Finno-Ugrier im Norden Rußlands. Daß hier eine Wirkung der turko-tartarischen Steppenvölker vorliegt, ist nach unseren heutigen Auffassungen gleichfalls unwahrscheinlich; die alten Wolgabulgaren sind jedenfalls gewiß nicht als vorwiegend mediterran anzusehen. Am ehesten wird man wohl die rassischen Wurzeln der Mediterranen in der jungsteinzeitlichen Donau-Dnjestr-Kultur zu suchen haben, die ja auch im westlichen, bandkeramischen und später illyrischen Teil eine deutliche mediterrane Durchsetzung aufweist.

3. Slawen und Germanen

Erscheint so die Rassengeschichte der Altslawen in ihren Hauptumrissen als Verschmelzung nordischer Indogermanen mit osteuropiden oder osteuropid

---

[88]) Saller: 1925, zit. S. 46.

[89]) Fürst, C. M.: Neolithischer Schädel von der Insel Ösel. Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte. Arbeiten des Baltischen vorbereitenden Komitees für den XVI. archäologischen Kongreß in Pleskau 1914, 33—44. Berlin 1914.
Grönroos, H.: Die steinzeitlichen Skelettfunde bei Jettböle (Aland); einige Bemerkungen über die ältesten bisher bekannten Bewohner Finnlands. Finska Läkaresällskapets Handlingar LV, 405—407, 1913.
Kossina, G.: Die Indogermanen. 79 S. Leipzig 1921. Vgl. auch Aul: zit. S. 47.

[90]) Paudler und mit ihm Jensen möchten allerdings die sprachliche Verwandtschaft in die Zeit der Entstehung der Osteuropiden verlegen, die sie sich aus einem nordisch-protoindogermanischen und einem mongolid-protouralischen Element entstanden denken.
Hirt, H.: Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. 2 Bde. Straßburg 1905—07.
Jensen, H.: Indogermanisch und Uralisch. In: Arntz, H.: Germanen und Indogermanen. Festschr. Herman Hirt II, 171—181. Heidelberg 1936.
Paudler, F.: Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten. 272 S. Heidelberg 1924.

[91]) Bogdanow, A. P.: Quelle est la race la plus ancienne de la Russie centrale? C. R. Congrès internat. d'Arch. et d'Anthr. préhist. I, 1893.
Lebzelter, V.: Rasse und Volk in Südosteuropa. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LIX, 61—126, 1929.

durchsetzten Finno-Ugriern, so muß sich doch noch die Frage erheben, ob der nordische Bestandteil der Slawen durch germanische Völker verstärkt worden ist. War doch Osteuropa so lange Schauplatz germanischer Geschichte, daß eine auch rassische Beeinflussung mindestens in Erwägung gezogen werden muß.

Wolff[92]) wollte für seine Deutung vor allem die Bastarnen in Anspruch nehmen. Zwar umfaßte das Wohngebiet dieses frühgermanischen Volkes um 400 v. Chr. große Teile von Polen bis etwa zum polnischen Bug[93]). Ihm gehörte aber nicht das Kerngebiet der Urslawen an, das damals, bald nach der Abspaltung der baltischen Völker von einer älteren balto-slawischen Sprachgemeinschaft, noch einen verhältnismäßig engen Raum eingenommen haben muß. Das heutige Polen westlich von Bug und Weichsel kann dieser „Urheimat" nicht angehört haben. Die Bastarnen mögen beim Abzug nach Südrußland zwischen Karpathen und Pripetsümpfen — in Ostgalizien und Podolien, von wo ein Teil ihrer archäologischen Hinterlassenschaft stammt — auf slawische Stämme getroffen sein[94]). Aber da sie dann bald und als zahlreiche Völkerschaft in der südrussischen Steppe erscheinen, kann die Berührung nur flüchtig gewesen sein. In der südrussischen Steppe spielt sich denn auch ihre spätere Geschichte ab als Auseinandersetzung mit Skythen, Sarmaten, Griechen und dann vor allem mit Rom. Ihr Druck ist immer nach Süden, nach den Grenzen des römischen Reiches gerichtet, nicht nach dem unbekannten, kulturell nicht lockenden slawisch-finnischen Norden. So ist ein wesentlicher rassischer Einfluß der Bastarnen auf die Slawen recht unwahrscheinlich.

Etwas anders steht es schon mit den Goten, die den Bastarnen folgten. Ihre Wandersage erzählt, daß sie durch ein großes Sumpfgebiet nach Überschreitung eines Flusses in das fruchtbare Land Oium kamen. Daß das Sumpfgebiet die Rokitnosümpfe sind, wird durch einen im Kowel gefundenen Runenspeer bestätigt[95]). Jetzt, etwa am Ende des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, dürfte das slawische Wohngebiet auch schon eine gewisse Ausweitung nach Südosten erfahren haben, so daß die Goten bei ihrer Niederlassung auch Slawen unterwerfen mußten[96]).

Während sich die Geschichte der Westgoten dann wieder als eine Auseinandersetzung mit dem Römischen Reich, also mit dem Süden vollzog, lag der Schwerpunkt der ostgotischen Herrschaft offenbar im Norden. Er ist in der Tradition der Goten vor allem mit dem Namen Ermenrichs (etwa 370 n. Chr.) verbunden. Dieser unterwirft nicht nur die „Venethi", Slawen, die etwa am oberen Dnjepr zu suchen sind, sondern auch finnisch-ugrische Völker bis zur Oka und Wolga. Nach einer isländischen Sage kämpft er gegen abtrünnige Slawen, die dann also schon früher unterworfen sein müssen, und es ist wahrscheinlich, daß er den Zunamen „Wendenkämpfer" trug. Daß es sich hier aber nicht nur um eine rein militärische Oberhoheit handelte, dafür sprechen die germanischen Lehnwörter im Slawischen, die aus dieser Zeit stammen[97]).

Die ostgotische Oberherrschaft hat allerdings nicht lange, nur bis zum

[92]) Wolff, F. K.: 1915, zit. S. 2.
[93]) Petersen, E.: Der Werdegang der Germanen im deutschen Osten. Altschles. Bl. XIII, 97—111, 1933.
[94]) Schmidt, L.: Die Ostgermanen. 647 S. München 1934. — Vgl. S. 86 ff.
[95]) Schmidt, L.: 1934, zit. Anm. 94. — Vgl. S. 199 ff.
[96]) Vasmer, M.: 1926, zit. S. 56, Anm. 83.
[97]) Vasmer, M.: 1926, zit. S. 56, Anm. 83.

Hunnensturm gedauert. Doch nur ein Teil des großen Volkes überschritt im Jahre 376 die Donau und gestaltete die weitere Geschichte, die in der Eroberung Italiens gipfelte. Der Rest blieb teils unter hunnischer Herrschaft zurück und tritt in den folgenden Jahrzehnten in verschiedenen kriegerischen Gruppen in Erscheinung; teils ist er wohl in den weiten Herrschaftsgebieten zurückgeblieben, wo er slawisiert oder finnisiert worden sein mag. Die Geschichte allerdings berichtet nichts darüber. Setzt sie doch bei den Slawen erst 500 Jahre später ein. Aber bis in die Neuzeit hinein blieben Name, Sprache und Rasse der „Krimgoten" Zeugen dieser gotischen Reste.

Ist von den Goten, insbesondere von den Ostgoten also zweifellos ein stärkerer Einfluß auf die Slawen ausgegangen, so kann doch die rassische Wirkung in einem so ausgedehnten und so rasch unterworfenen Herrschaftsgebiet nicht groß gewesen sein. Ihn irgendwie abzuschätzen fehlt bisher jede Möglichkeit.

Wichtiger für die Bevölkerungsgeschichte als diese vorwiegend machtpolitischen Beziehungen dürfte die nunmehr folgende Ausbreitung der Westslawen gewesen sein. Gewann sie doch Gebiete, die jahrhundertelang von germanischen Völkern bewohnt gewesen waren. Immer mehr aber arbeiten Vorgeschichte, Sprachwissenschaft und Rassenkunde die Erkenntnis heraus, daß Kulturwechsel nur selten auch völligen Bevölkerungswechsel darstellt. So wird in dem neugewonnenen Westslawengebiet die Berührung mit Germanenresten vielfach durch die Sprachwissenschaft belegt[98]). Vereinzelt reichen auch schon germanische Bodenfunde in die Zeit nach Abwanderung der Stämme, also in die Lücke zwischen germanischer und slawischer Zeit[99]). Und schließlich sind auch einige anthropologische Befunde ohne die Annahme des Überdauerns germanischer Bevölkerungsreste schwer deutbar: so die tiefe Ausweitung des nordischen Gebietes am Unterlauf der Weichsel, das sich noch im Mittellauf in einer relativen Häufung nordischer Merkmale verfolgen läßt[100]). Gerade hier sprechen auch die archäologischen Belege für eine lang anhaltende, ununterbrochene, germanische Besiedlung. Ja, hier nehmen sogar polnische Anthropologen der Herkunft nach germanische, und zwar gotische Bevölkerungsreste — wenn auch mit einer anderen Begründung[101]) — an. Sie zahlenmäßig abzuschätzen fehlt aber wiederum bisher jede Möglichkeit.

Als die jüngste germanische Schicht im Slawentum ist schließlich die normannische zu nennen. Sie ist bekanntlich zwei Hauptwege gegangen: einen östlichen, von Ladoga- und Ilmensee, Dnjepr-aufwärts, und einen westlichen, vom Südufer der Ostsee, Oder und Weichsel folgend. Durch die normannischen Staatengründungen gehören diese Wanderungen bereits der Geschichte an. Sie läßt sich aber auch archäologisch und sogar bereits familiengeschichtlich[102])

---

98) Schwarz, E.: Die Frage der slawischen Landnahme in Ostgermanien. Mitt. Österr. Inst. Gesch.-Forschg. XLIII, 187—260, 1929.

99) Petersen, E.: Fragen der germanischen Besiedlung im Raum zwischen Oder und Weichsel in der Völkerwanderungszeit. Mannus XXVIII, 19—65, 1936.

100) Schwidetzky, I.: Die Rassenforschung in Polen. Z. Rassenk. I, 76—83, 136—204, 289—314, 1935.

101) Czekanowski, J.: Ślady antropologiczne Gotów w Polsce (Anthropologische Spuren der Goten in Polen). Prac. poswięcony E. Romerowi. 442—452, 1934.
Schwidetzky, I.: Der Stand der rassenkundlichen Erforschung Ostdeutschlands und Polens. Dtsch. Monatsh. in Polen IV (XIV), 209—222, 1937.

102) v. Heydebrandt und der Lasa, F.: Die Bedeutung des Hausmarken- und Wappenwesens für die schlesische Vorgeschichte und Geschichte. Altschlesien VI, 339 bis 376, 1936.



nachweisen. Als ihre Hauptwirkungsbereiche sind im Westen außer der gesamten Ostseeküste[103]) Posen und Schlesien, im Osten die „Warägerstraße", insbesondere die Zone zwischen Nowgorod und Kiew anzusehen.

Bei den Normannen ist auch bereits der Vorgang der Aufsaugung durch die Slawen, den man sich ähnlich wohl bei älteren germanischen Oberschichten vorstellen muß, historisch zu verfolgen. Bereits in der dritten Generation tragen die warägischen Fürsten slawische Namen. Sie haben dadurch zweifellos den Slawen, insbesondere dem Adel, neues nordisches Blut zugeführt, das freilich in der Gesamtmasse der betreffenden Völker rasch versickern mußte. Niederle[104]) veranschlagt jedenfalls die rassische Wirkung der Warägerzeit gering: „Trotz der führenden Rolle, die die Reußen bei der Gründung und Entwicklung des großen slawischen Reiches im Osten gespielt haben, haben sie auf den physischen Typ der Slawen nur einen schwachen, ja fast gar keinen Einfluß ausgeübt. Sie waren zu wenig zahlreich, und sie verschwanden bald im slawischen Meer."

So läßt sich bei allen Altslawen eine nicht nur politische und kulturelle, sondern auch eine gewisse rassische Beeinflussung durch die Germanen feststellen: am Ende der gemeinslawischen Zeit durch die Ostgoten, später bei den Westslawen einmal durch die Aufnahme germanischer Bevölkerungsreste in Ostdeutschland, Polen und Böhmen, zum anderen durch die Normannen, bei den Ostslawen gleichfalls durch die Normannen. Aber diese Wirkung vermag zur Deutung der Rassengliederung der Altslawen kaum etwas beizutragen. Keineswegs haben wir bei den Slawen im ostdeutschen und westpolnischen Germanengebiet, ebensowenig in der Warägerzone einen durchweg höheren nordischen Anteil. Die Hauptgliederung verläuft vielmehr quer zu diesen Nordsüdlinien (vgl. Abb. 24). So muß also die Hauptmasse der Nordischen im Altslawentum wohl doch auf die indogermanische, urslawische Grundschicht zurückgeführt werden.

4. Zur Frage der Entnordung der slawischen Völker

Noch aber bleibt die Frage, wie die Entwicklung vom Altslawentum zu den heutigen slawischen Völkern verläuft. Besitzen diese doch einen bei weitem nicht so hohen nordischen Anteil, der vielmehr in den verschiedenen Völkern hinter den verschiedensten Rassen — Osteuropide und Alpine, Dinarier und Mediterrane — zurücktritt. Zwei Deutungen sind für diese „Entnordung" möglich. Einmal die Ausmerze nordischer Sippen durch die Fortpflanzungsauslese, der „Geburtensieg der Osteuropiden"; oder aber eine soziale Umschichtung, die die Schranken zwischen Ober- und Unterschicht lockerte und damit erst einen Bevölkerungsteil voll in Erscheinung treten ließ, der vorher von der kulturellen und rassischen Vorherrschaft einer Oberschicht überschattet wurde. Man kann fragen, ob dieser Vorgang bereits innerhalb der Altslawenzeit zu beobachten ist und ob aus der Art der Wandlung sich etwa auf die soziologischen Hintergründe schließen läßt.

Die Beantwortung dieser Frage ist allerdings wesentlich dadurch erschwert, daß die zeitliche Schicht, die wir mit altslawischen Schädelfunden erfassen,

[103]) Petersen, E.: Eine Karte der Wikingerfunde Nord- und Ostdeutschlands. Mannus XXV, 147—155, 1933.
[104]) Niederle, L.: 1923, zit. S. 41. — Vgl. I, S. 207.

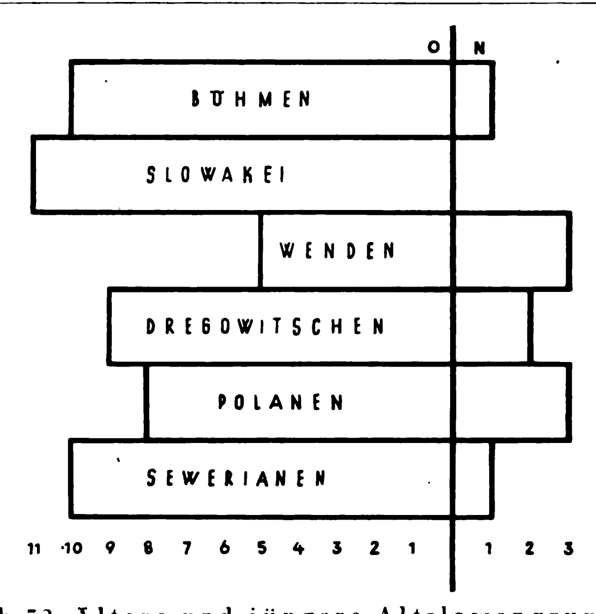


Abb. 32. **Ältere und jüngere Altslawengruppen**
Anzahl der Merkmale, die bei den jüngeren Gruppen im Vergleich mit den älteren in Richtung von Osteuropid oder Nordisch abweichen
Bei allen jüngeren Gruppen Verschiebung der Merkmalsmittel in Richtung der osteuropiden Rasse!

nicht tief ist. Es ist ganz vorwiegend die Mitte des 11. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, also etwa 1½ Jahrhunderte, die Zeit zwischen der eigentlichen Wanderungsperiode und dem Einmünden in die Geschichte, gleichzeitig für die meisten slawischen Stämme die Zeit der Christianisierung. Es ist deswegen nicht möglich, die Stammesgruppen auch in eine zeitliche Reihenfolge zu bringen und daraus den Gang der Entwicklung abzulesen, um so weniger, als die immerhin beachtlichen räumlichen Verschiedenheiten das Bild verändern würden.

Dagegen ist es wohl möglich, hier und da innerhalb der einzelnen Gruppen älteres und jüngeres Material zu scheiden und zu vergleichen. So läßt sich bei den böhmischen Funden an einer Stelle eine zeitliche Aufeinanderfolge feststellen, nämlich zwischen den Schädeln von Žalov und denen von Levý Hradec, wobei erstere allerdings in sekundärer Lagerung, aber in unmittelbarer Nachbarschaft slawischer Geräte gefunden wurden. In der Slowakei ist Děvín älter als Dolný Jatov. Eine dritte kleinere Serie aber reicht noch weiter zurück, in das 9. Jahrhundert (M a t i e g k a 1925). Sie stammt sicherlich aus einer Zeit, in der noch vorwiegend die Brandbestattung üblich war. In Mecklenburg ist das Gräberfeld von Alt-Bartelsdorf älter, das von Gamehl jünger, bei den Dregowitschen die Steinkurgane jünger als die Erdkurgane. Schließlich läßt sich bei den Polanen und Sewerianen an die Kurganperiode eine Friedhofsperiode anschließen, aus der gleichfalls Material vorliegt. Für die Südslawen ist eine zeitliche Stufenfolge innerhalb der eigentlich altslawischen Zeit nicht festzustellen. Es seien hier aber einige spätmittelalterliche Funde aus den Bogumilengräbern Bosniens zum Vergleich herangezogen[105]).

[105]) Die Bogumilen sind eine Sekte, die besonders unter den Bulgaren, aber auch in Teilen des heutigen Jugoslawien, verbreitet war. In Bosnien sind ihre Gräber durch riesige

Tab. 14. Ältere und jüngere Altslawengruppen

		n	Länge	Breite	Höhe	Längen-breitenindex	Breiten-höhenindex	T. F. P.-Index	Ober-gesichtshöhe	Jochbogen-breite	Ober-gesichtsindex	Nasenindex	Orbitalindex
Böhmen:	Žalov	4	189,0	139,0	143,8	73,8	103,4	69,8	70,7	132,0	53,5	47,8	(78,6)
	Levý Hradec .	25	187,0	143,0	139,0	76,7	98,0	69,4	68,7	132,3	52,1	50,1	(84,9)
Slowakei:	Uh. Skalice ..	4	190,5	137,5	136,2	72,2	99,1	72,5	73,0	130,0	56,3	43,7	90,6
	Děvín	71	180,7	144,9	134,2	80,4	92,5	67,4	69,3	133,5	52,1	49,5	79,9
	Dolný Jatov .	38	185,1	140,0	134,3	75,5	95,8	68,7	70,6	133,1	53,2	50,5	79,6
Mecklenburg:	Alt-Bartelsdorf	4	182,8	137,5	131,5	75,4	95,5	68,3	65,5	133,2	54,5	46,5	(89,1)
	Gamehl	5	180,5	139,2	135,3	77,6	99,5	68,4	65,0	129,5	47,8	46,5	(89,0)
Dregowitschen:	Erdkurgane ..	14	186,5	139,3	138,9	74,6	98,8	70,8	67,8	127,0	53,4	49,0	81,6
	Steinkurgane .	4	183,0	140,3	136,5	76,7	95,5	71,8	65,3	129,7	50,6	51,6	83,2
Polanen:	Kurgane....	15	183,7	140,0	132,8	76,6	94,0	75,2	69,0	130,0	53,0	51,2	(81,1)
	Friedhöfe ...	14	185,7	142,8	136,0	77,0	95,0	70,1	66,3	131,6	49,3	51,6	(78,3)
Sewerianen:	Kurgane....	41	183,5	134,4	135,8	73,5	100,4	67,6	66,6	128,1	52,3	50,6	82,6
	Friedhöfe ...	21	182,8	145,6	135,4	80,1	92,4	68,7	63,8	136,2	47,2	53,1	(80,3)
Kroatien-Bosnien:	10.—12. Jahrh.	7	182,7	141,1	133,7	78,8	93,5	69,0	68,3	133,6	50,0	50,0	76,8
	13.—15. Jahrh.	10	182,2	147,2	139,2	81,4	94,6	65,6	70,1	135,4	51,7	49,5	79,0

Zum Teil sind die Vergleichsgruppen allerdings außerordentlich klein, aber aus ihrer Gesamtheit lassen sich doch Schlüsse ziehen. Es zeigt sich nämlich fast durchweg bei den jüngeren Gruppen bzw. im Osten bei den Friedhöfen ein Abweichen der Merkmale in Richtung des osteuropiden Typus. In der Slowakei trägt die älteste Serie von Uh. Skalice in allen Merkmalen eine stärker nordische Prägung, ja es können hier kaum bei irgendeinem Schädel nichtnordische Einschläge vermutet werden. Ganz ähnlich verhalten sich die ältesten Böhmen, aber auch die Sewerianen, Dregowitschen und Polanen. Am wenigsten deutlich tritt die Erscheinung bei den Wenden auf. Eine Ausnahme macht aber bei den Ost- und Westslawen nur das Verhältnis zwischen dem älteren Děvín (11.—12. Jahrhundert) und dem jüngeren Dolný Jatov (12. bis 13. Jahrhundert) in der Slowakei, die allerdings zeitlich unmittelbar nebeneinander liegen. F r a n k e n b e r g e r (1935) deutete dies aus der verschiedenen Verkehrslage: Das entlegene Dolný Jatov sollte besser den altslawischen Charakter bewahrt haben, als das an der großen Verkehrs- und Handelsstraße der Donau gelegene Děvín. Eine Parallele dazu ist die Untergliederung der westpreußischen Altslawen; hier ist die nördliche Gruppe in dem verhältnismäßig verkehrsfernen Gebiet der kaschubischen Schweiz und Danziger Höhe stärker nordisch als die unmittelbar an der Weichsel gelegenen südlichen Fundgruppen von Gruczno und Kaldus.

Völlig anders liegen die Verhältnisse bei den Südslawen. Auch hier sind zwar die jüngeren Schädel etwas kürzer und wesentlich breiter — aber zugleich wesentlich höher. Ebenso werden Gesicht, Nase und Orbita dem absoluten Maß wie dem Index nach höher. Dies erklärt sich widerspruchslos durch die veränderte Rolle des dinarischen Anteils: Aus der Minderheit, die immer nur in

Grabsteine gekennzeichnet. Ob ihre Anhänger die Bevölkerung der Zeit repräsentieren oder eine Siebungsgruppe darstellen, kann natürlich nicht entschieden werden. Der Unterschied der Bogumilen (10 ♂ aus dem Museum Sarajevo) liegt jedenfalls völlig in der Richtung der Entwicklung zur heutigen Bevölkerung, so daß keine N o t w e n d i g k e i t vorliegt, eine wesentliche Siebung anzunehmen.

vereinzelten Stücken festgestellt werden konnte, ist der beherrschende Typus geworden, der sich auch für den Blick in eindrucksvoller Deutlichkeit heraushebt. Die „Entnordung" kommt hier also nicht der osteuropiden, sondern der dinarischen Rasse zugute, während Nordische und Osteuropide ihr Verhältnis zueinander annähernd bewahrt zu haben scheinen. Damit wird bei den westlichen Südslawen seit dem Ausgang des Mittelalters eine Rasse vorherrschend, die weder als urslawisch noch als altslawisch angesehen werden kann. Lebzelter[106]) glaubte allerdings, „daß ... die Herkunft des größten Teils der hochgewachsenen dunklen Kurzköpfe aus dem alten Slawenlande nördlich der Karpathen gesichert ist". Aber er ging von der Voraussetzung aus, daß sich Dinarier in den vorslawischen Balkanländern nicht nachweisen lassen, was sich bei einer Durchsicht der Sammlungen, insbesondere von Sarajevo, nicht bestätigte. Dinarier dürften vielmehr bereits seit dem Neolithikum im heutigen Jugoslawien heimisch sein[107]).

Es kann also der Vorgang der „Entnordung" selbst innerhalb der verhältnismäßig kurzen altslawischen Epoche mit aller Deutlichkeit verfolgt werden. Im Osten und Westen stellt er sich im wesentlichen in einer Zunahme der Osteuropiden dar. Die frühesten Schädel, die wohl in die Zeit unmittelbar nach der Einwanderung und vor die Annahme des Christentums fallen (Žalov und Uh. Skalice), dürften sogar rein nordisch sein. Wenn sich dies an einem größeren Material bestätigen sollte, so würde die eine der beiden oben genannten Deutungsmöglichkeiten eine wesentlich geringere Wahrscheinlichkeit besitzen. Fortpflanzungsauslese kann ja nur an einer ungleichartigen Bevölkerung ansetzen und der „osteuropide Geburtensieg" ist nur dort möglich, wo es Osteuropide gibt. Dagegen ist der soziale Aufstieg einer bisher überschatteten Unterschicht bei diesen Befunden durchaus möglich.

Es liegt bei den Altslawen also dieselbe Problemlage vor wie in dem Verhältnis der nordischen Reihengräberbevölkerung zur heutigen Bevölkerung Süddeutschlands. Auch hier ist es ja schwer vorstellbar, daß aus so nordischen Gruppen wie denen von Giesing allein durch Auslese, durch differenzierte Fortpflanzung, sich eine so stark alpin-dinarisch durchsetzte Bevölkerung entwickelte. Als eine der Ursachen der Auflösung der Schichtung und damit als Ursache der rassenmäßigen Vermengung kann vielleicht bei Germanen wie Slawen die Christianisierung angesehen werden[108]). Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß auch die Substrattheorie der Sprachwissenschaft mit dem „Emporkommen bisher unterdrückter sozialer Schichten"[109]) rechnet. Tatsächlich gibt es bei den Altslawen eine Schicht der Unfreien, in denen Niederle die „unterworfenen Autochthonen" sieht[110]). Damit ist natürlich die zweite Möglichkeit, die geringere Fortpflanzung der stärker nordischen Sippen nicht ausgeschlossen. Für das christliche Mittelalter ist ihr Mitwirken

[106]) Lebzelter, V.: Rasse und Volk in Südosteuropa. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LIX. 61—626, 1929.
Ders.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Balkanhalbinsel II. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXIII, 233—251, 1933.

[107]) Die ausführliche Begründung muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

[108]) Günther, H. F. K.: Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. 180 S., München 1935.

[109]) Pokorny, J.: 1936. zit. S. 56.

[110]) Niederle, L.: zit. S. 3.

sogar mit Sicherheit anzunehmen, dagegen erscheint es zweifelhaft, ob sie in der altslawischen Periode bereits eine wesentliche Rolle gespielt hat.

Diese Ergebnisse lassen es nun möglich erscheinen, daß die räumliche Gliederung des Altslawentums nicht oder nicht nur auf eine bereits im Urslawentum wurzelnde Differenzierung und die Verschiedenartigkeit der eingeschmolzenen Vorbevölkerungen zurückgeht, sondern auch auf das verschiedene soziologische Alter der Fundgruppen. So könnte man daran denken, daß bei den westlichsten Stämmen die alte strenge Schichtung durch die frühere Christianisierung und durch den Druck der politischen Oberherrschaft der Deutschen am raschesten aufgelöst worden war. Die Sonderstellung der besonders verkehrsnahen Stammesgruppen an Donau und Weichsel weist in dieselbe Richtung. Eine ähnliche Wirkung könnte im Osten, bei Nowgorodern und Polanen, der normannische Druck gehabt haben. Es ist immerhin auffällig, daß beide Zentren der warägischen Staatenbildung, das nördliche mit Nowgorod und das südliche mit Kiew, im Bereich betont osteuropider Stämme liegen. Aber eine ganze Reihe von Gruppen (Wollin, Havelland, Sachsen) ordnet sich doch dieser Deutung nicht ein. So wird man am ehesten ein Zusammenwirken geographischer und soziologischer Momente in der eigenartigen Rassengliederung des Altslawentums anzunehmen haben.

V. Zusammenfassung der Ergebnisse

Von den großen Völkergruppen Europas weisen die Slawen heute wohl das bunteste rassische Bild auf, das nicht nur durch verschiedenartige und verschiedenanteilige „Einschläge" gestaltet wird, sondern auch in seinen einzelnen Teilen ganz verschiedene Grundzüge besitzt. Da aber auch für sie einmal nicht nur eine völkische, sondern auch eine gewisse rassische Einheit im Urslawentum bestand, müssen sie im Laufe ihrer Geschichte eine besonders starke Umgestaltung erfahren haben. Durch diese Entwicklung läßt sich nun mit den anthropologischen Funden der sog. Altslawen für die Zeit zwischen 1000 und 1200 ein Querschnitt legen, von dem mancherlei Aufschlüsse zu erwarten sind. Kann man doch versuchen, aus Bau und Gliederung der altslawischen Schicht nicht nur den Stand der Entwicklung zur Gegenwart, sondern auch ältere Vorgänge der Rassengeschichte abzulesen. Von besonderem Interesse ist dabei die Frage, wann und wie die einst sicherlich vorwiegend nordischen Slawen nichtnordische Bestandteile in sich aufnahmen. Diese müssen deshalb zunächst einmal ausgesondert und dann nach ihren geschichtlichen Beziehungen und ursprünglichen völkischen Bindungen gefragt werden.

Schon die Beschreibung der Einzelmerkmale und ihrer räumlichen Verteilung gab mancherlei Hinweise auf Verschiedenheiten der rassischen Zusammensetzung. Nur vereinzelt allerdings hoben sich die drei großen Gruppen der Ost-, West- und Südslawen als Ganzes voneinander ab. Die Gliederung war vielmehr kleinräumiger und griff mehrfach auch über die Hauptstammesgrenzen hinweg: Sie war am deutlichsten im Osten, wo sich die drei nordöstlichen, die beiden südöstlichen und die beiden südwestlichen Gruppen immer wieder als untereinander besonders ähnlich erwiesen. Bei den Westslawen sonderte sich verschiedentlich ein ostdeutsch-polnisches Gebiet ab, während die südlichen Gruppen sich enger zusammenschlossen und gelegentlich auch zu den Südslawen überleiteten.

Der Versuch, diese Verschiedenheiten der Einzelmerkmale zu einem Bild der Rassenzusammensetzung und -gliederung der Altslawen zusammenzufügen, ging von den in der schlesischen Gruppe deutlich erkennbaren beiden Typen aus, von denen der eine als nordisch, der andere als osteuropid angesprochen und beschrieben wurde. Durch Korrelationen erwies sich, daß die beiden Typen als Hauptbestandteile auch der anderen Altslawengruppen angesehen werden müssen. Für die Westslawen konnten ferner — zum Teil mit Hilfe der Verteilungskurven — ihre Anteile abgeschätzt werden, womit gleichzeitig eine Basis für die quantitative Analyse der übrigen Gruppen gegeben war. Schon am Beginn des 2. nachchristlichen Jahrtausends bilden danach die Osteuropiden einen wesentlichen Bestandteil, im Westen etwa die Hälfte, der slawischen Völker. Wenn sie früher vielfach überhaupt für die altslawische Zeit übersehen wurden, so mag das darauf beruhen, daß man das Hauptgewicht auf den Längenbreitenindex legte. Nach ihm erweisen sich die frühgeschichtlichen Osteuropiden aber keineswegs als die Kurzköpfe, die man als zweiten Typus bei den Slawen erwartete — ja gerade der Längenbreitenindex ist am wenigsten geeignet, die beiden rassischen Grundbestandteile zu trennen.

Aber nicht überall ist das Verhältnis der beiden Hauptbestandteile das gleiche. So hob sich ein Gürtel besonderer Häufung nordischer Merkmale im ganzen mittleren Norden von der Saale bis ins nördliche Weißrußland ab. Umgekehrt schienen die Osteuropiden insbesondere im Sumpfland der Polesie und den anschließenden Teilen der Steppenzone, dann aber auch im äußersten Nordosten besonders zahlreich zu sein. Die südlichen Westslawen und alle Südslawen zeigten dagegen annähernd gleiche Anteile der beiden Rassen, wobei das Bild aber durch Nebenbestandteile noch weiter gegliedert wurde.

Denn an mehreren Stellen ließen sich weitere Typen unterscheiden, freilich keine, die wie Nordische und Osteuropide über den ganzen altslawischen Raum verbreitet gewesen wären. Im äußersten Nordosten des ostslawischen und im Süden des westslawischen Gebietes fanden sich kleine, niedere und niedriggesichtige Kurzköpfe, die offenbar dem Umkreis der alpinen Rasse zuzurechnen sind. Schon bei den südlichsten Westslawen, noch deutlicher aber bei den westlichen Südslawen, treten daneben größere, hohe und hochgesichtige, also dinarische Kurzköpfe auf. Bei den südöstlichen Stämmen der Ostslawen schließlich sind nach den absolut kleinen Maßen, in Verbindung mit ausgesprochener Lang- und Hochschädeligkeit, wesentliche mediterrane Einschläge anzunehmen, wie sie sich auch bei den östlichen Balkanslawen, den Bulgaren, nachweisen lassen.

Die Beschränkung dieser Nebentypen auf Rand- und Teilgebiete beweist, daß sie erst nach Ausbreitung der Slawen in die betreffenden Stammesgruppen eingedrungen sind, also rassische Reste der Vorbevölkerungen darstellen. Für die Urslawen vor der Wanderungszeit muß danach ein nordisch-osteuropides Gemenge als kennzeichnend angesehen werden. Dabei kann der nordische Bestandteil als indogermanischen Ursprungs gelten. Germanische Völker haben ihn später allerdings erhöht, doch nicht in einem Ausmaß, das die altslawischen Stammesverschiedenheiten zu klären imstande ist.

Um die ethnische Herkunft der Osteuropiden zu deuten, mußte dagegen erst ein eingehender typologischer Vergleich vorgenommen werden. Sie erwiesen sich dabei identisch mit 1. dem „zweiten finnischen Typus" von Bunak, 2. dem

„Typus I“ von Reche und 3. dem präslawischen Typus von Czekanowski. Aus den den verschiedenen Typen zugeordneten Funden ergab sich, daß bereits im Neolithikum Osteuropide in zwei verschiedenen geographischen und kulturellen Umwelten auftreten: Die bandkeramischen Beziehungen lassen sich über Böhmen und Österreich in die südrussische Steppe verfolgen. Der Schwerpunkt der osteuropiden Verbreitung dürfte aber schon damals im Norden, in der Waldzone, und damit im Bereich finno-ugrischer Kulturen gelegen haben. Hier läßt sich eine durchgehende Folge vom Neolithikum (Kammkeramik) über das Ende der ostrussischen Bronzezeit zum frühgeschichtlichen Finnentum wahrscheinlich machen. In der Waldzone liegt ja auch in der Gegenwart der Schwerpunkt der osteuropiden Verbreitung.

Die Annahme, daß die ursprünglich nordischen Urslawen mit einer finnischen Unterschicht wesentliche Beimengungen osteuropider Rasse aufnahmen, wird nun aber von Ergebnissen der Sprachwissenschaft bestätigt. Rechnet diese doch mit einem finno-ugrischen Substrat in den slawischen Sprachen, das schon aus urslawischer Zeit stammen muß. Darüber hinaus ist auch eine jüngere, bereits westfinnische Schicht, die aus nordrussischen Gewässernamen zu erschließen ist, im Rassenbild der Altslawen zu erkennen, nämlich in der relativen Häufung Osteuropider und Alpinoider bei den nordöstlichen Stämmen, wobei die Kurzköpfe mit einer noch älteren, lappischen Schicht in Verbindung gesetzt werden können.

Daß es sich bei der slawisch-finnougrischen Durchdringung tatsächlich um eine in vorchristlicher Zeit sogar wohl recht strenge Schichtung handelt, läßt sich gleichfalls aus den anthropologischen Befunden wahrscheinlich machen. Wo nämlich das Material eine zeitliche Gliederung erlaubt, erweisen sich die älteren Gruppen durchweg als stärker, ja zum Teil als rein nordisch. Da aber die später auftretenden Osteuropiden auch damals schon vorhanden gewesen sein müssen, liegt die Erklärung am nächsten, daß sie einer sozial und kulturell überschatteten Gruppe angehörten, die sich erst allmählich durch sozialen Aufstieg in den Funden bemerkbar macht. Nur bei den Südslawen kommt die „Entnordung“ nicht den Osteuropiden, sondern den Dinariern zugute. Die stammesmäßigen Verschiedenheiten in dem Verhältnis von Nordischen und Osteuropiden können danach nicht nur in einer bereits im Urslawentum wurzelnden räumlichen Differenzierung, sondern auch in einem verschiedenen soziologischen Alter begründet sein. Wahrscheinlich wirken beide Ursachen zusammen, ohne daß sie sich jeweils bei den einzelnen Gruppen klar voneinander trennen lassen.

So ist in altslawischer Zeit das Rassenbild der slawischen Völker der Gegenwart klar vorgezeichnet. Zwar ist die größere zeitliche Nähe zum indogermanisch-urslawischen Ursprung noch deutlich, nämlich in den hohen Anteilen Nordischer. Aber mit der Verbreitung der Osteuropiden über alle Stämme ist auch bereits der besondere Charakter der Slawen im Kreis der indogermanischen Völker ausgeprägt. Die rassischen Spuren der Vorbevölkerungen in den südlichen und östlichen Randgebieten, die durch diese nordisch-osteuropide Hauptschicht hindurchscheinen, gestalten das Bild schon recht mannigfaltig, und noch innerhalb der altslawischen Zeit ist an mehreren Stellen die weitere Umschichtung zu verfolgen, die zum Rassenaufbau der Gegenwart führt.

Materialarbeiten zur Rassenkunde der Altslawen

Asmus, R.: Die Schädelform der altwendischen Bevölkerung Mecklenburgs. Arch. Anthrop. XXVII, 1—36, 1902. — 31 ♂, 25 ♀, 2 ?.

Biefel, R.: Über schlesische Reihengräber. Schlesiens Vorzeit II, 201—206, 1875. — 2 ♂ aus Kl. Tinz, 1 ♀ aus Schwanowitz.

Bogdanow, A. P.: Drewnie Kiewljane po ich čerepam i mogilam. (Die alten Kiewer nach ihren Schädeln und Gräbern.) Antrop. Wistawka III, 305—319, Moskau 1879. — 14 ♂, 7 ♀.

Ders.: Kurgannie žiteli Siewerjanskoi zemlja, po raskopam w Černigowskoi gub. (Die Kurganbewohner des Gebietes der Sewerianen nach Ausgrabungen im Gouv. Tschernigow.) Antrop. Wistawka III, 350—361, Moskau 1879. 29 ♂, 8 ♀ aus Kurganen, 21 ♂, 10 ♀ aus Flachgräbern.

Ders.: Drewnie Nowgorodzi w ich čerepach. (Die alten Nowgoroder nach ihren Schädeln.) Antrop. Wistawka III, 462—475, Moskau 1879. — 60 ♂, 39 ♀.

Bunak, V.: The craniological types of the East Slavic Kurgans. Anthrop. Prag X, 275 bis 310, 1932. — 41 ♂ Severianen, 47 ♂ Wiatitschen, 63 ♂ Kriwitschen.

Busse, H.: Altslawische Skelettreste im Potsdamer Havelland. Z. Ethn. LXVI, 11—128, 1934. — 17 ♂, 8 ♀, 2 inf.

Červinka, J. L. und Matiegka, J.: Lebky a kostry z mohyl z doby velkomoravské u Uh. Skalice. (Schädel und Knochen aus den Grabhügeln der großmährischen Zeit bei Uh. Skalice.) Anthrop. Prag III, 97—108, 1925. — 4 ♂, 3 ♀.

Frankenberger, Z.: Staroslovenské lebky ze Skaly u Trenčina. (Altslawische Schädel aus Skala bei Trentschin.) Bratislawa IV, 331—336, 1930. — 2 ♂, 2 ♀.

Ders.: Anthropologie Starého Slovenska. (Anthropologie der alten Slowakei.) 107 S., Preßburg 1935. — 5 ♂, 1 ♀ aus Děvinská Nová Ves; 4 ♂, 1 ♀ aus Moravské Sv. Jány: 44 ♂, 30 ♀ aus Dolný Jatov, 71 ♂, 39 ♀ aus Děvín.

Hamčenko, S.: Žitomirskij mogilnik. Žitomir 1888. — 7 ♂, 1 ♀.

Konstantinow-Šipunin, N. P.: K kraniologii drewnjago naselenija Kostromskoi Gubernii. (Zur Kraniologie der ehemaligen Bevölkerung des Gouv. Kostroma.) Trudy Antrop. Otdiela XVIII, 528—533, 1897. — 66 ♂, 19 ♀, 7 inf.

Kopernicki, I.: Czaszki z grobów rzędowych w Trzewie. (Schädel aus Dirschauer Reihengräbern.) Zbiór Wiad. do Antrop. Kraj. III, 102—113, 1879. — 3 ♂, 1 ♀, 1 ?

Ders.: Czaszka ze Słaboszewo pow. Mogilnickim. (Ein Schädel aus Slaboschewo, Kreis Mogilno.) Zbiór Wiad. do Antrop. Kraj. III, 92—101, 1879. — 1 ♂.

Ders.: Czaszki i kości z trzech cmentarzysk zdobione kółkami kabłączkowemi. (Schädel und Knochen von drei Friedhöfen mit Hakenringen.) Zbiór Wiad. do Antrop. Kraj. VII, 3—40, 1883. — 12 ♂, 10 ♀ aus Slaboschewo (einschließlich der von Virchow veröffentlichten), 6 ♂, 7 ♀ aus Żarnówka, 2 ♀ aus Popów bei Węgrów, Podlachien.

Lebzelter, V.: Rasse und Volk in Südosteuropa. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LIX, 61 bis 126, 1929. — Längenbreitenindizes von 95 Individuen aus Bjelo Brdo und 28 aus Svinjarevci (Kroatien), ohne Geschlechtsangabe; 11. Jahrhundert.

Lissauer, A.: Crania Prussica. Zweite Serie. II. Das Gräberfeld am Lorenzberg bei Kaldus im Culmer Land. Z. Ethn. X, 81—134, 1878. — 18 ♂, 12 ♀.

Matiegka, H.: Crania Bohemica. I. Böhmische Schädel aus dem 6.—12. Jahrhundert. 137 S. Prag 1891. — 63 ♂, 42 ♀, 5 inf.

Müller, W.: Die Skelette des Leubinger Grabhügels (geschrieben Jena, Herbst 1879). Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächsisch-thüringischen Länder V, 60—77, 1906. — 16 ♂, 27 ♀, 10 ? 2 Inf.

Niederle, L.: Historical records on the type of the ancient Slavs. Anthrop. (Prag) VII, 62—64, 1929.

Ritter, O.: Zur Anthropologie der Slawenzeit Schlesiens. Ostdtsch. Naturwart IV, 236 bis 249, 1931/32. — 8 ♂, 7 ♀.

Rutkowski, L.: Cmentarzyska z grobami rzędowami w Krasinie, Romantowie i Koziminach. (Friedhöfe mit Reihengräbern aus Kr., Rom. und Koz.) Światowit VII, (3)—(21), 1907. — 4 ♂, 2 ♀.

Ders.: Cmentarzysko rzędowe w Korzybiu. (Ein Reihenfriedhof in Korzybie.) Światowit VII, (22)—(38), 1907. — 5 ♂, 1 ♀.

Ders.: Zestawienie tymczasowych pomiarów dotyczących charakterystyki antropometricznej dawnej ludności powiatów płockiego, sierpskiego i płońskiego z cmentarzysk rzędowych. (Zusammenstellung der bisherigen Maße zur anthropometrischen Charakteristik der ehemaligen Reihengräberbevölkerung der Kreise Plock, Sierpie und Plonsk.) Światowit IX, 104—108, 1911. — Längenbreitenindex von 58, Obergesichtsindex von 25 Schädeln ohne Geschlechtsangabe.



Vgl. dazu Maciecza, A.: Typy antropologiczne ludności wczesnohistorycznej Mazowsza Płockiego. (Les types anthropologiques de la population du commencement du moyen âge habitante en Masovie dans la région de Płock.) Wiadomości Archeologiczne XII, 30—38, 1933.
Ders.: Szkielety i czaszki z cmentarzysk rzędowych powiatów Płońskiego, Płockiego i Sierpskiego. (Skelette und Schädel aus Reihenfriedhöfen der Kreise Plonsk, Plock und Sierpc.) Światowit III, 49—59, 1901. — 31 Schädel, ohne Geschlechtsbestimmung und Individualmaße.
Sedlaczek, L.: Dregowiczanie. (Die Dregowitschen.) Prace Kom. Antrop. i Prehist. II. 55 S., Krakau 1929. — 20 ♂, 10 ♀, 3 ?, 2 Inf.
Vgl. dazu: Jendyk, R.: K antropologii Dregovičů. (Sur l'anthropologie des Dregoviči.) Anthrop. (Prag) X, 223—227, 1932.
Schumann, H.: Slawisches Gräberfeld mit Skeletten und Leichenbrand auf dem Silberberg bei Wollin (Pommern). Z. Ethn. XXIII, (589)—(593), 1891. — 2 ♂, 1 ♀.
Ders.: Slawische Schädel vom Galgenberg und Silberberg bei Wollin (Pommern). Z. Ethn. XXIII, (704)—(708), 1891. — 2 ♂, 2 ♀.
Ders.: Slawische Skelettgräber auf dem Galgenberge von Wollin (Pommern). Z. Ethn. XXVI, (44)—(49), 1894. — 2 ♂, 1 ♀.
Ders.: Über die Beziehungen des Längenbreitenindex zum Längenhöhenindex an altslawischen Gräberschädeln. Z. Ethn. XXVI, (330)—(336), 1894.
Ders.: Ein slawisches Skelett-Gräberfeld mit älteren Urnengräbern von Ramin (Pommern). Z. Ethn. XXX, (93)—(100), 1898. — 3 ♂, 1 ?
Ders.: Slawische Skelettgräber von Boeck (Pommern). Z. Ethn. XXII, 248—251, 1890. — 2 ?
Stojanowski, K.: Typy kraniologiczne Wielkopolski. Slavia Occidentalis XIII, 29 bis 94, 1934. — 8 ♂, 3 ♀, 4 ? aus Kruschwitz, Kr. Strelno, 12. Jahrh.
Talko-Hryncewicz, J.: Przyczynek do poznania świata kurhanowego Ukrainy. (Beitrag zur Kenntnis der Kurganwelt der Ukraine.) Mat. Arch.-Antrop. i Etnogr. IV, 3—32, 1900. — 30 ♂, 1 ♀ Drewljanen, 15 ♂, 5 ♀ Polanen (Kiew).
Ders.: O domniemanych czaszkach Krywiczan. (Über vermutliche Kriwitschen-Schädel.) Mat. Arch.-Antrop. i Etnogr. VII, 3—43, 1904. — 3 ♂, 7 ♀.
Ders.: Opit fizičeskoi charakteristiki drewnich wostečnich Slawan. (Beitrag zur physischen Charakteristik der alten Ostslawen.) Statji po Slawjanowjedjeniju III, 1—134, 1910. — Zusammenfassung des bisherigen in russischer und polnischer Sprache veröffentlichten Materials mit reichem Vergleichsmaterial von rezenten slawischen und nichtslawischen Völkern Osteuropas.
Toldt, K.: Die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslawen — einst und jetzt. Mitt. Anthrop. Ges. Wien XLII, 247—280, 1912. — 33 ♂, 33 ♀. Keine Gesichtsmaße. — In den Tabellen und Karten sind nur die Schädel aus der Steiermark und Krain berücksichtigt.
Virchow, R.: Die Schädelfunde von Platiko an der Oder (Kr. Leubus). Z. Ethn. V, (159)—(160), 1873. — 1 ♂, 3 ♀.
Ders.: Schädel vom Silberberg bei Wollin. Z. Ethn. VI, (210)—(213), 1874. — 3 ♂, 2 ♀.
Ders.: Zwei Skelette vom Silberberg bei Wollin. Z. Ethnol. VIII, (233)—(236), 1876. — 1 ♂, 1 ♀.
Ders.: Das Gräberfeld von Slaboschewo bei Mogilno. Z. Ethn. XIII, (357)—(374), 1881. — 10 ♂, 8 ♀.
Ders.: Schädel von Ulejno, Kazmierz und Pawlowice. Z. Ethn. XIV, (152)—(158), 1882. — Nur 1 ♂, 1 ♀ nach Beigaben sicher slawisch.
Ders.: Gräberschädel von Reitwein an der Oder. Z. Ethn. XXIV, (551)—(553), 1892. — 2 ♂, 2 ♀, 1 ?
Ders.: Schädel mit zwei Schläfenringen aus Nakel. Z. Ethn. XVI, (308)—(310), 1884. — 1 ♀.

Zeitschrift für Rassenkunde

Zeitschrift für Rassenkunde
und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

B. Adachi, Kyoto; R. Biasutti, Florenz; H. Böker, Köln; F. Burgdörfer, Berlin; V. Christian, Wien, J. Czekanowski, Lemberg; Ch. B. Davenport, Washington; T. F. Dreyer, Bloemfontein; H. von Eggeling, Berlin; H. J. Fleure, Manchester; Hans F. K. Günther, Berlin; G. Heberer, Tübingen; J. Imbelloni, Buenos Aires; Fritz Kern, Bonn; J. P. Kleiweg de Zwaan, Amsterdam; N. Krebs, Berlin; W. Krickeberg, Berlin; J. Kumaris, Athen; P. de Lima, Porto; H. Lundborg, Upsala; F. Sarasin, Basel; B. Škerlj, Ljubljana; E. Speiser, Basel; Griffith Taylor, Toronto; R. Thurnwald, Berlin; H. Vallois, Toulouse; O. Frh. v. Verschuer, Frankfurt/Main; E. Wahle, Heidelberg; H. Weinert, Kiel; J. Weninger, Wien; D. Westermann, Berlin; Ch. Ch. Yöng, Kanton

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 143 Abbildungen und 94 Tabellen

JAHRGANG 1938 / 8. BAND



1938

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

INHALTSVERZEICHNIS DES VIII. BANDES

A. Aufsätze

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

II. Neues Schrifttum

III. Nachrichten

* Besprochene Arbeiten

Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 43 Abbildungen und 12 Tabellen



1938

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 12. Juli 1938

JAHRGANG 1938 8. BAND 1. HEFT

INHALTSVERZEICHNIS

Jahrgang 1938, Bd. VIII, Heft 1

A. Aufsätze

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

II. Neues Schrifttum

III. Nachrichten

Zur vor- und frühgeschichtlichen Rassen- und Kulturgeographie der Italiker und Illyrer

Von

Hans Hochholzer, Wien

Mit 6 Abbildungen*)

Daß Vor- und Frühgeschichte, daß selbst deren beider biologische Grundlage, das Rassenwerden, räumlich-kulturgeographisch betrachtet werden kann und soll, bedarf keines besonderen Beweises, wohl aber könnte gegen die folgenden Darlegungen der Einwand erhoben werden, daß weder historische Anthropologie noch Vorgeschichte mangels lückenlosen Fundbesitzes hiezu schon genügend ausgebaut seien. Dieser Einwand entspräche aber einer atomistischen Denkweise. Gerade das Vorhandensein mancher Forschungslücke muß zur Synthese zwingen. Am Anfang der Wissenschaften steht die Hypothese, an ihrem Ende die entschleierte Genese; die Synthese wirkt aber mitten zwischen beiden; daß an ihr noch vieles umgebaut werden wird, gehört zu ihrem undankbaren Schicksal; gerade hierdurch weist sie der weiterschreitenden Forschung den Arbeitsweg[1]). Ferner vermag gewiß die geographische Methode an sich vielleicht manche Einzelheit klären oder gar aufdecken, um deren Sicherung der Anthropologe, Vorgeschichtsforscher und Ethnologe ringt, wie die chorologisch eingestellten Arbeiten von E. v. Eickstedt, O. Menghin, O. Reche, B. v. Richthofen, W. Schmidt und anderen zeigen[2]).

Der Ursprung der italischen und illyrischen Gruppe; ihre Lagerung im jungsteinzeitlichen Kulturkreis. Am Ende des Neolithikums, als von einer wesentlichen Absonderung der Ur-Italokelten und der Vorgänger der Illyrer, die wir Proto-Illyrer nennen wollen, vom Südflügel der Urgermanen noch nicht gesprochen werden kann, bewegt sich längs der Nordhänge des Deutschen Mittelgebirges die Schnurkeramik, erwiesenermaßen kulturlicher Leitbesitz der Nordischen, von West nach Ost. Ihre östlichen Zweige — die „Ostschnurkeramik" O. Menghins[3]) — sind in der Voraunjetitzer Kultur als Bestandteil nachgewiesen; sie wird überlagert von der Aunjetitzer Kultur mit der

*) Erweiterte Bearbeitung eines gleichnamigen Vortrages des Verfassers in der Geogr. Gesellschaft zu Wien im Januar 1938.

[1]) Für frdl. Erteilung benötigter Auskünfte sei an dieser Stelle folgenden Herren verbindlichst gedankt: Gem. Arzt Dr. Herm. Janzus (Windischgarsten O.Oe.). Prof. Emil Kaiser (Plauen i. Vogtl.), Prof. Dr. Dr. h. c. Ernst Kaiser (Akademie zu Erfurt), Reg.-Rat Dr. Fr. Morton (Museum und Botan. Station zu Hallstatt, O.Oe.), Univ.-Prof. Dr. Walter Schmid (Graz — Johanneum), Dr. v. Tompa (Nationalmuseum Budapest).

[2]) Vgl. hiezu die methodischen Arbeiten des Verfassers: Begriffsbildungen und Arbeitsmethoden der Kulturgeographie. Z. d. Ges. Erdk. zu Berlin 1931. — Kulturgeographische Arbeitswege. Geog. Wschr. 1934.

[3]) Menghin, O.: Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931.

so kennzeichnenden Zeitlage vom Jungneolithikum zum Cuprolithikum; ihr Abkömmling und zugleich die nächste Kulturschichte über ihr, die Lausitzer Kultur, ist — wie im einzelnen noch besprochen werden soll — Besitztum der Voll-Illyrer. Der aufgezählten urverwandtschaftlichen Beziehung kann im Sinne der Kulturgeographie nur die Verwandtschaft der Ursprungsräume entsprechen; für das Proto-Illyrertum ist dies ein Gebiet von Oberfranken bis Ostböhmen. Andererseits muß jene Landschaft, die die Ablösung der Ur-Italokelten von den Vorgermanen gesehen hat, aus zahlreichen — ebenfalls später abzuhandelnden — Gründen am Nordrande des Deutschen Mittelgebirges, jedoch mit südwestlicher Abzugsmöglichkeit, gelegen haben. Die Abzweigung der Uritaliker von den Urkelten kann nur knapp nördlich des Südwestdeutschen Beckens erfolgt sein, da von dort aus die Bewegung der Uritaliker gegen den Alpenkörper einsetzen mußte und der sprachliche Zusammenhang zwischen Uritalikern und Urgermanen sicherlich über die Abspaltung der ersteren vom Urkeltentum weiter dauerte. So ergibt sich uns die merkwürdige Tatsache, daß die beiden nachmals weit differenzierten Völkergruppen der Italiker und der Illyrer in ihren Ursitzen benachbart lagen: dem Ur-Italokeltentum entspricht als Wohnlandschaft die Gegend westlich des Thüringer Waldes, das freie Land der Wetterau und der rhein-mainischen Niederung, wobei ein Nordflügel des späteren Keltentums jedoch weiter gegen Niederrhein und Weser vorgeschoben gewesen sein mag. Als ein noch engerer Kernbezirk wäre zwischen die beiden Urwohnsitze der Ur-Italokelten und der Proto-Illyrer ein Landstück einzuschließen, das die Ahnen der beiden genannten Gruppen und des Südzweiges der Vorgermanen beherbergt hätte; hierfür das nördliche Vorland Thüringens zu nennen, ginge jedoch nur vom Blickwinkel statischer Geographie, nicht mehr aber unter Mitberücksichtigung räumlicher Dynamik: Die Abtrennung der Ur-Italokelten von den Vorgermanen setzt O. Reche mit etwa 2500 v. Chr. an; nehmen wir ein tatsächliches Zusammensein der drei Urgruppen für 3000 v. Chr an, so ergibt doch diese Zeitspanne von fünf weiteren Jahrhunderten die Möglichkeit einer beträchtlichen Raumverlagerung der Ur-Urgruppe. Daß sie ein einheitliches Strukturgebilde war, lehrt die rassische Zusammensetzung aller drei Teilgruppen, die sich durch zahlreiche Skelettfunde als zur nordischen Rasse gehörig ausweisen.

Physische Anthropogeographie der Urwohnsitze und der nachmaligen Wandergebiete. Zunächst ist der gesamte Raum zu begrenzen, den beide Völkergruppen späterhin betreten sollten: Da eine Einwanderung der Italiker auf die Halbinsel über die äußersten Westalpen ganz unmöglich ist, nicht nur wegen der Unwegsamkeit, sondern auch aus sprach- und kulturgeographischen Gründen, denn die Kelten gelangen nach Südfrankreich als Vollkelten und das massiliotische Hinterland birgt keine Italikerspuren, so gilt als Westgrenze für unsere Betrachtung eine Linie längs des Mittelrheins, sodann quer durch die Schweiz über die Gotthard-Übergänge zum Langensee, von dort am piemontesischen Alpenabfall zur Riviera. Als Ostgrenze ist ein Landstreifen von Oberschlesien über die mittleren Karpathen zur Donau bei Budapest, dann stromabwärts zur Savemündung und die Morawa-Furche entlang bis nach Albanien anzusehen. Östlich hievon gab es kein völkisch geschlossenes Illyrertum. Der so umgrenzte Raum ist rund 970 000 km² groß. Hiebei muß nun sofort festgehalten werden, daß die Ausstrahlung der

beiden Völkergruppen über den umrissenen Raum fast einundeinhalb Jahrtausende ausfüllte. Für die Wanderrichtung selbst konnte auch aus geographischen Ursachen und Bedingtheiten nur die Urverteilung nutzbaren Bodens grundlegend sein; er war das meist begehrte Gut, denn er barg Ernten, Lebensmöglichkeit, Sippen- und Familienvermehrung; er bot das anthropogeographische Grundgerüst der vorgeschichtlichen Landschaft (vgl. hiezu und zu den folgenden Ausführungen die Abb. 1). Von Natur aus waren die Lößböden freie Wiesengelände, leicht in Äcker umzuwandeln; fast alle anderen Bodenarten kamen, soweit nicht von dichtem Walde bestanden, nur als Weidegründe in Frage, bruchstückweise auch als Äcker minderen Wertes. Zunächst sei eine Bemessung des Bodenvorrates selbst vorgenommen:

Gesamtfläche des Ursprungsgebietes und des nachmaligen Wandergebietes		970 000 km²
Hievon:		
Baumlose Lößböden	80 200 km²	
Lichter Wald, Buschwald, natürliche Parklandschaften, Auwälder	285 400 „	
Sümpfe, Hoch- und Grünmoore, Brüche	2 300 „	
Unbewohnbare Stromauen	3 100 „	
Schotterplatten	45 000 „	
Dichter Wald mit mehr oder minder großen zahlreichen Lichtungen an Flüssen, Windhängen u. dgl.	119 000 „	
Gebirgswälder und Ödland	435 000 „	
	970 000 km²	970 000 km²

(Anm.: Berechnet auf Grund der Abb. 1.)

Von dieser Bodenbedeckung kamen folgende Bruchteile als ursprüngliche, d.h. ohne künstliche Verbesserung verwendbare Ackerböden in Frage:

I. Baumlose Lößböden	höchstens zu	50 %, d. i.	40 100 km²
II. Lichter Wald, Buschwald usw.	„ „	5 %, „ „	14 300 „
III. Schotterplatten	„ „	50 %, „ „	22 500 „
Waldlichtungen im dichten Wald	„ „	5 %, „ „	6 000 „
Kulturinseln im Hochgebirge	„ „	5 %, „ „	21 500 „
			104 400 km²

Ohne Rodung, Entsumpfung, Bodenauflockerung und -verbesserung, Humuspflege, Düngung usw., durchaus Tätigkeiten, die vom Neolithikum bis in das frühe Mittelalter mühselig erlernt werden mußten, stand also nur rund 100 000 km² Ackerland zur Verfügung. Aber auch diese Fläche darf nicht nach dem agrarischen Maß von heute beurteilt werden. Hiezu möge folgende Überlegung dienen: Die vorangesetzten Zahlen I, II, III in der obigen Tabelle sind Gütebezeichnungen nach der Bodenklassifikation von Hermann Stremme[1]); dieser Verfasser teilt den Böden an Tragfähigkeit (für die Gegenwart!) zu:

I	Mindestackernahrung (MAN) zu je	5 ha
II	„ „ „	5—10 „
III	„ „ „	10—15 „

Hiebei ist unter der MAN die zur Ernährung einer Kleinbauernfamilie notwendige Ackerfläche verstanden. Für die Frühbronzezeit müssen diese Ausmaße mangels jeder Bodenverbesserung, entsprechender Düngung, Saatgutauslese usw. m. E. verdoppelt werden, also:

I	MAN =	10 ha
II	„ =	10—20 „
III	„ =	20—30 „

[1]) Stremme, H.: Zur Frage der Tragfähigkeit des deutschen Ackerbodens. Kölnische Volkszeitung 1937, Nr. 121.

Aus diesen Größen läßt sich der damals vorhandene greifbare Bodenvorrat wie folgt errechnen:

Bodengüte I	400 000 MAN
„ II	100 000 „
„ III	200 000 „
Gesamt	700 000 MAN

d. i. Lebensraum für rund 3 Millionen Menschen, dies auf einem Flächenteil Europas, der heute von rund 80 Millionen Menschen bewohnt wird! Die volle Tragfähigkeit ist dem Boden allerdings erst zu Ende der Wanderzeit abverlangt worden; am Beginn der Ausdehnung der Urgruppe ergibt sich die Umrechnung folgendermaßen: Der Ursiedlungsraum von Westthüringen bis in die Lausitz, ein Flächenstück von rund 200 000 qkm, wies an Böden und MAN auf:

Gruppe I	rd. 9 000 km² =	90 000 MAN
„ II	rd. 1 500 „ =	10 000 „
„ III	rd. 8 000 „ =	32 000 „
Zusammen	18 500 km² =	132 000 MAN,

d. i. Lebensraum für 600 000 bis 700 000 Menschen. Eine derart geringe Ahnenzahl entspricht also zuhöchst am Beginn der Kupferzeit den nachmaligen drei Völkergruppen der Kelten, Italiker und Illyrer und einem zugehörigen Teil der Vorgermanen! Daß diese kleine Zahl verbunden mit der Durchgängigkeit der Gebirgsvorlande zu einer gründlichen Rassenvereinheitlichung beitragen mußte, ist klar, um so mehr, als die nordische Rasse bis in das Mesolithikum (8000 v. Chr.) im thüringisch-lausitzischen Raum nachgewiesen erscheint. Umgekehrt kann hieraus gefolgert werden, daß seit mindestens 5000 v. Chr., da die nacheiszeitlichen Klimaschwankungen einem kontinentaleren Witterungsablauf weichen, die Vermehrung der Menschen — von Kampf und Seuchen, wohl auch strengen Wintern und Mißernten abgesehen — eine gleichmäßig ansteigende wird; das Neolithikum als eine Zeit des Bauerntums mußte demnach den Bodenvorrat im Urwohnraum recht stark aufbrauchen — und dies sind die räumlichen Bedingtheiten der Wanderunruhe, die sich bereits in den Bewegungen der keramischen Kreise anzukündigen beginnt. Aus den physisch- und anthropogeographischen Ursachen ergibt sich nun auch ein sehr schicksalsbedeutender Wirtschaftswechsel: In dem Maße, als der Ackerboden knapp wird, beginnt die idg. Viehnutzung, die ein Wirtschaftszweig wie andere Zweige war, an selbständiger Bedeutung zu gewinnen; ihr geopsychischer Niederschlag ist eine andere Geisteshaltung jener Menschen, die vorwiegend von ihr zu leben gezwungen werden. Das soziale und wirtschaftliche Ergebnis ist das spätneolithische Hirtentum, das nicht nur als eine Wirtschaftsweise, sondern als eine strukturierte Organisation aufzufassen ist. Für das Emporkommen seiner Kulturfunktionen waren übrigens die offenen Verkehrsbeziehungen längs der Wanderwege am Karpathennordrande in die große osteuropäische Steppenzone mitbedingend; ein gut Stück ostarischer und wohl auch ural-altaischer Erfahrung ist in ihm aufgegangen.

Nicht zum geringsten begünstigte der Wald das Großwerden der Weidewirtschaft; dies scheint zunächst verwunderlich, läßt sich aus der Zusammensetzung des Waldes aber ohne weiteres erklären. Die Wildnis des „Herzynischen Waldes", wie ihn die alten griechischen Schriftsteller schildern, ist nämlich nicht als ununterbrochene Fläche aufzufassen; wohl gab es im Vorlande des

Riesengebirges, im Böhmer Wald, im Österreichischen Waldviertel, sicherlich auch im Thüringer Wald recht bedeutende Urwaldgebiete; auch im westlichen Teil des Deutschen Mittelgebirges wuchs dichter Wald, aber jede Tiefenlinie, jedes Becken, selbst jeder größere Flußlauf eröffnete einen Streifen lichteren Auwaldes. Die eigentlichen Hochwälder waren weniger wegen ihrer Undurchgänglichkeit, als der Öde, der Menschenleere und des Raubgetiers wegen gefürchtet; dieser Hochgebirgswald bedeckte die Karpathenzone, die Hochalpen und die Dinarischen Gebirge bis zur oberen Baumgrenze; die Fichte war sein beherrschender Baum, während im dichten Mittelgebirgswald, besonders im westherzynischen Lande die Eiche das Bild formte. Seit dem nacheiszeitlichen kalten Steppenklima waren in den (im Mesolithikum zunächst noch gar nicht geschlossenen) Wald nacheinander Birke, Weide, Hasel, Ulme, Linde, Eiche eingewandert; die Hasel entspricht in ihrer zeitlichen Einordnung dem Mesolithikum (Einzugszeit etwa 8000 bis 7000 v. Chr. für die thüringischen Landschaften)[1]. Erst in der Bronzezeit folgte die empfindlichere Buche. Für unsere Darlegungen erscheint wichtig, daß nach der paläoklimatologischen und paläobotanischen Analyse das Innere Böhmens seit der Eiszeit bis in das neolithisch-bronzezeitliche Klimaoptimum von offener Steppe bedeckt blieb; die Hasel drang z. B. in diese Zone nicht ein. Böhmen war also ein Vorposten der südosteuropäisch-pannonischen Steppenlandschaften. Hiemit sind wir jedoch bereits an klimatische Fragen herangelangt.

Das Klima am Ende des Neolithikums und im Beginn der Bronzezeit. Paläobotanisch, pollenanalytisch und alluvialgeologisch erscheint die früheste Bronzezeit als das nacheiszeitliche Klimaoptimum bestimmt. Naturnotwendigerweise geht einem solchen Optimum als dem Kurvengipfel ein ziemlich langer Anstieg voraus; es kann also erweiternd gesagt werden: Der Jungneolithiker stand unter der Herrschaft eines Klimas, das sich langsam und stetig verbesserte — verbesserte allerdings bis zu einem Grad, wo die Zunahme der Jahrestemperatur und die Abnahme der jährlichen Niederschlagsmenge ins Gegenteil umzuschlagen begann, nämlich in Versteppung. Während des „Besserwerdens“ des Klimas war die Besiedlung des Urwohnraumes dicht geworden; der oben dargelegten Bevölkerungszahl von höchstens 700 000 Menschen auf einer Ackerfläche von rund 20 000 qkm oder einer Gesamtsiedlungsfläche von rund 200 000 qkm entsprechen Dichtezahlen pro Quadratkilometer von je 30, bzw. 3 Bewohnern. Es ist nun klar, daß bei den extensiven Wirtschaftsweisen der damaligen Siedler ein Übergang von dem „warm“ gewordenen Klima zu dem „trocken“ werdenden Klima, der noch dazu ziemlich unvermittelt eintrat, irgendwelche Bewegungen auslösen konnte. Diese Unruhe verband sich mit den durch natürlichen Anstieg der Bevölkerungszahl verursachten älteren Wanderungsantrieben (vgl. oben!). In der Natur war hierbei gar nicht eine „sprunghafte“ Klimaänderung vor sich gegangen; das bißchen „Zuviel“ an Klimaverbesserung wirkte sich aber trotz seines kontinuierlichen Werdens „unvermittelt“ auf die Wirtschaftsweisen der Menschen aus: Es kam zu einem „Umschwung“, einer Peripethie sozusagen. Nunmehr müssen aber zu dem anthropologischen und dem klimatischen Wanderungsanstoß psychische Ursachen angereiht werden, die eine erste Wirkung des Menschen auf die Kulturlandschaft hervorbrachten:

Kulturgeographie des gemeinsamen Urwohnraumes. Lange schon war der Mensch des Jungneolithikums nämlich nicht nur Naturwesen, das den Schwankungen und Launen einer klimatischen Umwelt, ihrer Flora und

[1]) Kaiser, Ernst: Landeskunde von Thüringen. Herausgegeben im Auftrage der Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt. Erfurt 1933.





Gez. Dr. H. Hochholzer

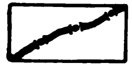
Abb. 1. Die Naturlandschaft des Spätneolithikums und der Bronzezeit

Fauna wehrlos folgen mußte, sondern gerade so kontinuierlich, wie die Natur ihre Änderungen vollzog, so ebenmäßig und zielstrebig waren aus dem impliziten *homo sapiens* in Tatsache *homines sapientes* geworden. Geographisch haben nicht zum mindesten die Kulturbewegungen der steinzeitlichen keramischen Kreise dazu beigetragen, denn sie bedeuteten Austausch, Handel, Anregung, weit darüber hinaus aber wichtigeres: Noch einmal sei darauf hingewiesen,

daß die Wohndichte — wie oben auseinandergesetzt — zweierlei Maß verlangt, dasjenige der schütter bewohnten Gesamtlandschaft und das der dicht bewohnten Siedlungslinien und -streifen. Bei einer langwährenden Wohndichte von 30/1 qkm, wie wir dies für die mitteldeutsche neolithische Bauernbevölkerung errechneten, erwachten jene induktiven gesellschaftlichen Kräfte, die dem Wesen „Mensch" von Natur aus zugeordnet sind — es traten persönliche, sippenhafte, stammesgebundene, gaubetonte, ja wenn man will „urständische" und urvolkliche Zustände zutage, die sich geographisch als ebensolche Strukturen über die Kulturlandschaft zu legen begannen. Dieser keimhaften Anlage von so vielfältigen, und ich möchte sagen — so zukunftsschwangeren Bindungen — entsprach ebenso das Entstehen der ersten Herrschaftssysteme als Rechtssatzungen, Rechtswahrungen, Häuptlingstümern usf. Nichts ist unrichtiger als die Bezeichnung solcher Zustände als „Primitivkultur", wo doch gerade diese Zeiträume in wunderbarer innerer Selbstentfaltung alles das schufen, was einst viel später als Volkstum, als blutgetragene Literatur und Kunst, als Muttersprache, Eigenreligion, Recht und Staatswesen der stolze Besitz jener Großstrukturen werden sollte, die damit untrennbar aufwuchsen: der Nationen. Ich möchte also ausdrücklich darauf verweisen, daß diese vielen gärenden Vorgänge tiefster sozialgeographischer Art es waren, die den Wanderungsmechanismus auszulösen begannen, unterbedingt freilich, aber nicht wesensbedingt durch Klimaänderungen, wie dies

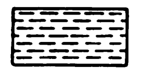
Zeichenerklärung zu nebenstehender Abb. 1


Geschlossene Urwälder und Ödlandschaften der Hoch- und Mittelgebirge


Verbreitung der Lößgebiete (nach R. Gradmann)


Bereich der dichten Eichenmischwälder im westherzynischen Gebiet; Bereich dichten Waldes im Vorlande des Zentralfranzösischen Mittelgebirges


Grenzlinie der Pannonischen Steppen gegen Westen; das weißbleibende Gebiet westlich der Grenzlinie ist zum Großteil lichter Wald, östlich der Grenzlinie baumlose Steppe.


Größte Ausdehnung der letzten eiszeitlichen Vergletscherung in den Alpen; Südgrenze des nordeurop. Inlandeises. Der einwandernde Wald daselbst schließt sich erst im Frühneolithikum.


Urstromtäler, Brüche, Sümpfe


Grünlandmoore im Alpenvorland und SW-Dtsch. Becken (verallgemeinert)


Hochmoore im Alpenvorland und SW-Dtsch. Becken (verallgemeinert)


Frühzeitig begangene Pässe und Sättel

Landbildungen an der Pomündung seit dem Neolithikum bis zur Gegenwart

letztere u. a. Autoren, z. B. F. Birkner meint; denn warum wirkten diese Wanderströme weiter durchs Land, als das Klimaoptimum längst schon vorbei war, nämlich bis in den Beginn der Eisenzeit? Im Gegensatz zu der angeführten Lehrmeinung[1]) wäre also zu formulieren: Während des Jungneolithikums und der Frühbronzezeit ist der Mensch unseres Arbeitsbereiches bereits kulturlich so weit vorgeschritten, daß das Wechselspiel zwischen kulturbedingender Natur und schaffendem Kulturträger voll einsetzt.

Die Geographie der kulturlichen Strukturenbildung sei nun zunächst im einzelnen durchbesprochen: Rassisch einheitlich als alter Zweig der Nordischen, erscheint dennoch in früher Urzeit unser Arbeitsgebiet von einer in weite Ferne zurückführenden Kulturgrenze durchsetzt, die mit dem Merkmal der Kentum- und Satemsprachen kurz benannt ist; ein solcher Lautwandel, wie er die Teilung dieser zwei Ursprachgruppen begleitete, kann nur in allgemeiner und daher auch kulturlicher Abgeschlossenheit entstanden sein. Daß dann später — man weiß noch nicht wann — der Satemzweig derart an ein Kerngebiet der Kentumgruppe herandringt, erscheint vom geographischen Standpunkt auffällig. Es sei auf die obenstehenden Ausführungen über die Entstehung des jungneolithischen Hirtentums als sozialer Struktur hinverwiesen, wo ausdrücklich eine kulturliche Bindung an die Ostarier und sogar an ural-altaischen Kulturbesitz erwähnt wurde. Die Frage wollen wir gelegentlich (vgl. später) noch weiter verfolgen.

In Hinsicht der materiellen Kultur stand die Urgruppe seit dem Mesolithikum im Besitze von Pflanzenwirtschaft, seit dem Neolithikum in Kenntnis vollen Ackerbaues; der Pflug erscheint bis 3500 v. Chr. zurück nachgewiesen, zu dieser Zeit gewiß schon in Verbindung mit dem Rindergespann. Noch vor dem Zerfall in die Untergruppen der (südlichen) Vorgermanen, Ur-Italokelten und Proto-Illyrer mag das nordische Langhaus entstanden sein.

Auch die sozialen Strukturen weisen auf gemeinsame Wurzel: Die nachmaligen Germanen und Kelten besitzen das gleiche Gefolgschaftswesen, dieselbe Götterverehrung in heiligen Hainen. Die sprachlichen Zusammenhänge zwischen Italikern und Germanen eröffnen uns in der Gleichung germ. *sahsa* = Messer (Schwert) und lat. *saxa* = Steine[2]) geradezu einen Blick in die Steinzeit. Solcher (mehr ins philologische Gebiet gehöriger) Beispiele ließen sich Dutzende anführen; es ist denn auch meines Wissens die physische Zusammengehörigkeit der Vorgermanen und der Ur-Italokelten entsprechend den vielen philologischen, religionsgeschichtlichen, sozialen und sonstigen Urgleichungen nicht ernstlich bestritten worden.

Anders ergeht es den Proto-Illyrern (die ich ausdrücklich als Hilfsglied einschalte), den Früh- oder Nordillyrern und den Südillyrern. Noch wird — allerdings von einer Minderheit von Forschern — an einem strengen Nachweis der Nordillyrer gezweifelt. Deswegen sei einiges Geographische zu der Frage geäußert: Zwingend ist wohl die Tatsache, daß die Lausitzer Kultur seit etwa 1400 v. Chr. einem entwickelten Volkstum zuzuordnen ist. Der Raum zwischen den germanisch verbliebenen Nachkommen der (westlicheren) Schnurkeramiker, zwischen dem Land östlich der mittleren Weichsel als dem Ursitz der Slaven und zwischen der donauländischen Bandkeramik (über deren kulturliche und volkliche Stellung noch zu sprechen sein wird) erheischt

[1]) Birkner, F.: Die Ureinwohner Deutschlands, im Handbuch „Deutschland", herausgegeben v. d. Leopoldinischen Dtsch. Akademie zu Halle 1928.
[2]) Much, Rudolf: Deutsche Stammeskunde. S. Göschen 126.

nun auch eine völker- und stammesgeographische Einordnung (vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen die Abb. 2). Die Abkunft der Lausitzer von der Aunjetitzer, und dieser von der Voraunjetitzer Kultur ist typologisch und chronologisch gegeben. Folglich ist — bei dem noch geringen Austausch autochthonen Kulturbesitzes in jenen Tagen — mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß zumindest im Bereiche der östlicheren Teile der Voraunjetitzerkultur und wohl auch in dem böhmischen Teilzweig der Aunjetitzerkultur die Träger zugleich die Ahnen der später voll entwickelten illyrischen Lausitzer Kultur waren; sie erscheinen (vgl. oben) in der vorliegenden Arbeit als Proto-Illyrer bezeichnet. (Das Einfließen donauländischer Kulturbestände und vermutlich auch solcher Menschengruppen in die Lausitzer Kultur und hiemit in das Illyrertum wird erst bei Betrachtung des großen Ausbreitungsraumes besprochen werden.)

Für das Vorhandensein der Nordillyrer erscheinen die sprachgeographischen Nachweise, die von Philologen aufgefunden wurden, auch im Grunde der physisch- und kulturgeographischen Beurteilung zwingend. Insbesondere sei hier auf die Forschungen M. Vasmers[1]) verwiesen; die von ihm aufgestellten Gleichungen für das vorslavische *Netze* zu dem Flußnamen *Natisone* (bei Triest), *Drawa* (Nebenfluß der Netze) zu dem erwiesenermaßen vorslavischen *Drau (Dravus)*, *Drewenz* (poln. *Drweca*, Nebenfluß der unteren Weichsel) zu *Truentus* (Flüßchen bei Picenum in Ostitalien) und *Drama* (Nebenfluß der Oder in Schlesien) zu dem mazedonischen Stadtnamen *Drama* sprechen auch rein geographisch für illyrische Namengeber im Norden, denen sogar eine gewisse Wohndichte, ein gewisses Verkehrsnetz zuzusprechen ist, weil sonst einheitliche Namen für Flüsse (als langgestreckte Erdoberflächengebilde) nicht denkbar wären. Für hohe Wohndichte spricht übrigens auch die Erhaltung der Namen bis auf die Gegenwart; beachtliche illyrische Reste werden als soziale Unterschicht in den nachmaligen Silingern Schlesiens aufgegangen sein, da ansonsten die Namenüberlieferung nicht möglich gewesen wäre. Zum Namenbesitz des Urwohnraums ist ferner die sehr auffallende Gleichung *Tharand* (Ortsname in Sachsen) zu *Tarent* zu zählen[2]). In den „pannonischen" (d. i. illyrischen) *Osi* des Tacitus, die später als *Wisibaurgjôs* in den Goten aufgingen, blieb sogar ein nordillyrischer Stammesname erhalten!

Aber mit solchen unweigerlichen Belegen eines Eigendaseins zeigt uns das Nordillyrertum zugleich an, daß der Vorgang der Unterteilung des Ur-Kulturraumes in die drei Bereiche des (Proto-)Illyrischen und des Ur-Italokeltischen sowie des beharrenden Süd-Vorgermanischen anscheinend frühzeitig vor sich gegangen war. Der Anbruch der Kupferzeit muß die drei Gruppen schon in Ablösung angetroffen haben, die übrigens für die Ur-Italokelten nach O. Reche (a. a. O.) um einiges früher angesetzt wird (gegen 2500 v. Chr.). Mit der Nennung der Kupferzeit treten wir jedoch einem gewichtigen Fragebereich näher, dem Eindringen der Metallkenntnis:

Ungefähr um 2000 v. Chr. kommt in südost-nordwestlichem Weg die Technologie der Metallverwertung ins Land. Zunächst ist es das Kupfer, das als Tauschprodukt aus Ungarn einlangt. Die Zeit zwischen 3000 v. Chr. und 2500 v. Chr. ist die Blüte ungarländischer Kupferverarbeitung; zahlreiche Funde im pannonischen Raum lassen auf große Mengen Kupfergeräte trotz ihrer

[1]) Vasmer, M.: Beiträge zur alten Geographie der Gebiete zwischen Elbe u. Weichsel. Z. f. slav. Philol., V, 1928.
[2]) Vasmer, M.: Nochmals die Nordillyrer. Z. f. slav. Philol., VI, 1929.

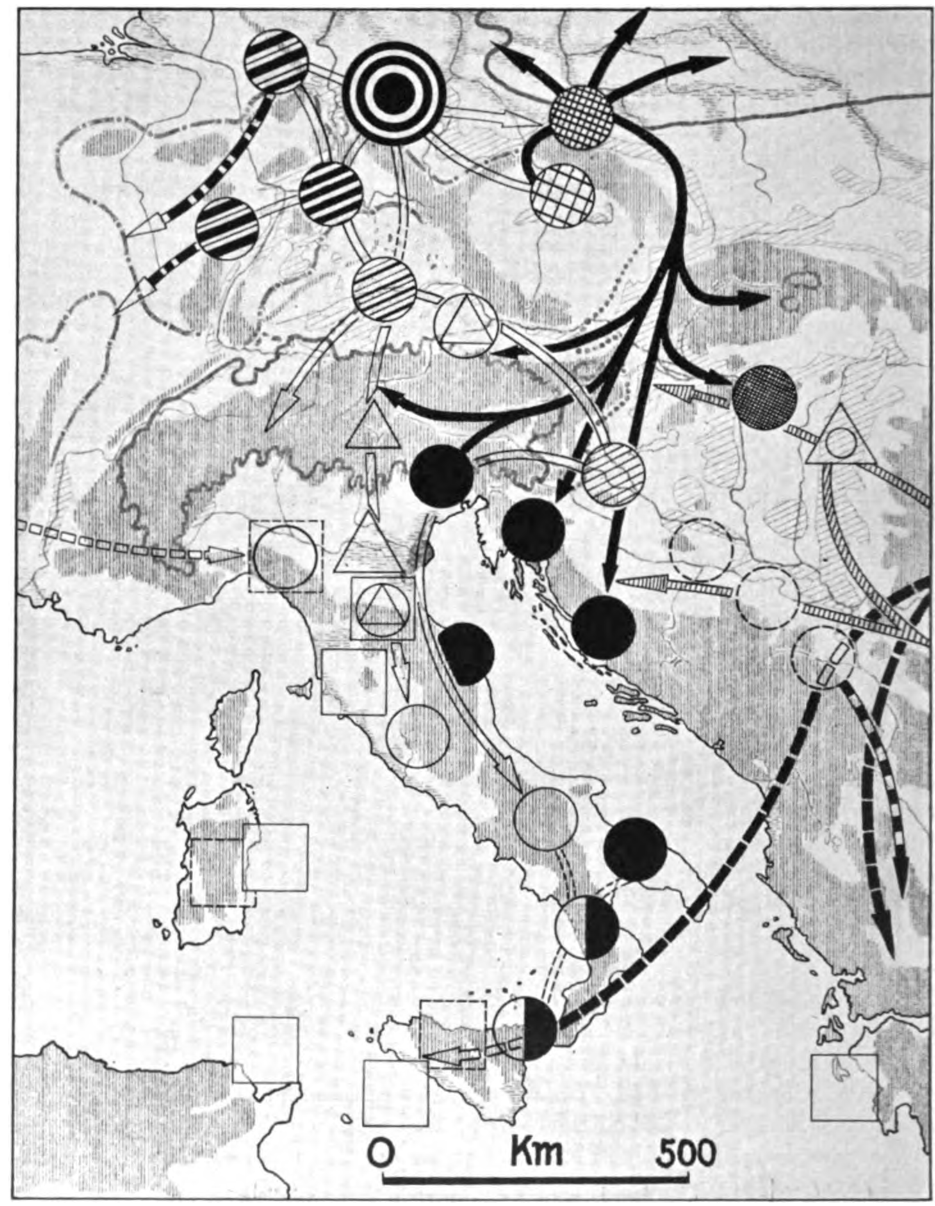


Abb. 2. Vorgeschichtliche Wanderzüge und Überschichtungen im Italischen und Illyrischen Frühkulturbereich

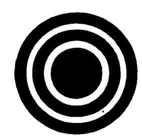
geringeren wirtschaftlichen Bedeutung schließen; was an mechanisch-technologischer Verwendbarkeit dem Kupfer abging, ersetzte es gleichsam als metallurgischer Lehrmeister für die alsbald erfundene Bronzegießerei. Die erzreichen Randgebirge boten genügend Rohstoff, die altbegangenen südöstlichen Handelswege einen lohnenden Absatz in alle Nachbarlande; so ist Ungarn als Aus-

strahlungszentrum der Kupfer- und Früh-Bronzeverarbeitung samt dem entsprechenden „Fernhandel“ anzusehen[1]). Es schob sich gleichsam als die erste große europäische Raststätte zwischen die vorderasiatische Heimat der Metallurgie und ihr Eintreffen bei den West-Indogermanen. Hierfür sprechen außer chronologischen auch zahlreiche sprachgeographische Gründe: sumerisch *urud* = Erz widerspiegelt sich im lat. *aes rude* = rohes Erz; der Ausdruck ist auch auffallenderweise Nord- und Südslaven g e m e i n s a m : altbulg. = ostsloven. *ruda* = Erz, kroat. *rudaca* = Erz, tschech. *rudy* = rauh. Die Urbeziehung zum germanischen Kreis ist gegeben durch die Belege für altsächs. *arut* = Erz, dem ein urgerman. * *arud* entsprochen haben mag; die ahd. Entsprechung ist

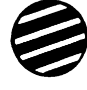
[1]) H i l d e b r a n d , Eugen: Über die Bedeutung des altkupferzeitlichen Bodrogkereszturer Kulturkreises. Wiener Präh. Z., XVI, 1929.

Zeichenerklärung zu nebenstehender Abb. 2

(Zeichenerklärung des landschaftlichen Unterdruckes siehe Abb. 1)



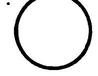
Kerngebiet der westlichen Schnurkeramik, ein Ausstrahlungszentrum der nordischen Rasse, physisch, sozial, kriegstechnisch, wirtschaftlich (Hirtenkultur, Keramik usw.), sprachlich und religionsgeographisch mit allen umliegenden Urvolkstümern in Beziehung



Ur-Italokelten an den Nordeingängen des südwestdeutschen Beckens: von ihnen abzweigend Uritaliker (im Becken selbst) und Südzweig der Urkelten (westlich des Rheins), Nordzweig der Urkelten (gegen Westdeutschland abwandernd)



Kerngebiet der Aunjetitzer Kultur in Nordböhmen: von ihm abzweigend die Lausitzer Kultur und in weiterem Verlauf pannonisches, alpines und südliches Illyrertum

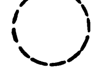


Voll-Italiker im Südwohnsitz

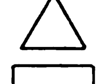


Voll-Illyrer im Südwohnsitz

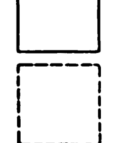
} Von der Schnurkeramik und der Aunjetitzer Kultur weisen Pfeilverbindungen über die Zwischenstufen bis zu den Südsitzen (Erklärung im Text). Bedeutung der Pfeile vgl. Erklärung weiter unten!



Abwandernde Dorer, Makedonier und Thraker (mangels Unkenntnis der genaueren Raumlagerung schematisch dargestellt)

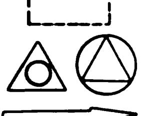


Bandkeramik des Donaukreises: alpide und südosteurop. Kurzkopfmenschen: kurzköpfige Unterschichte der Terramarenkultur

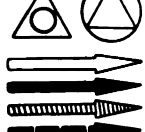


Ostmediterrane Stadtkulturen (Kretisch-minoische Kolonien auf Sizilien, Etrusker in Toskana, vermutliche Verwandte der Etrusker — vielleicht Schardana — auf Sardinien, Karthager auf Sizilien und in Nordafrika, Pelasger auf der Peloponnes

Westmediterrane Rasseträger und Frühkulturträger



Indogermanische Beimischungen in der Bandkeramik: bandkeramische Elemente in der süddeutschen Kultur; analog sind die mehrphasigen Zeichen für die Ligurer im West-Apennin und für die Villanova-Kultur (bei Bologna), die Zeichen für Messapier und Siculer (Süditalien und Sizilien) zu erklären.



Schnurkeramiker, Ur-Italokelten, Italiker
Aunjetitzer und Lausitzer Kultur, Illyrer
Südosteurop. Neolithiker, Bandkeramik, Siebenbürger Kultur
Zugstraße d. bemalten Keramik (nach O. R e c h e)
Ligurer
Dorer und Nordwesthellenen, Mazedoner, Thraker
Kelten

} Die Pfeile zeigen die Abstammung, Verzweigung und Zugrichtung an. Zu beachten die Bedingtheit durch die Naturlandschaft

aruzzi, hieraus durch Umlaut mhd. *erze*, *erz* = nhd. *Erz*[1])[2]). Die zeitliche Reihenfolge des Aufscheinens fügt sich dabei der geographischen Zugrichtung ein; für unseren engeren Arbeitsraum ist wichtig, daß wohl früh die erzreiche Landschaft des Böhm.-sächs. Erzgebirges ein „Bergbaugebiet" der Aunjetitzer Kultur wurde. Die Frühstufe mag Einsammeln losen Verwitterungsschuttes gewesen sein, der also gleichsam zum Eindringen in die Berge verlockte.

Es ist zu erwägen, ob mit dem Kupfer- und Bronzehandel, der zweifelsfrei aus den Donauländern nach Nordwest verlief, nicht auch Bevölkerungselemente des donauländischen Kreises in die (indogermanisch-proto = illyrische) Oberschichte des Aunjetitzer Kreises einzudringen begannen; ihre materielle Kultur erscheint jedenfalls am Aufbau der Mischkeramik der Aunjetitzer Bevölkerung durch die bandkeramischen Bestandteile nachgewiesen. Die entgegengesetzte Bewegung als Beginn der großen Völkermischungen: das Eindringen einer idg.-nordischen Herrenschicht in die uralte Kultur Siebenbürgens (um 2400 v. Chr.) erscheint bei O. Menghin (a. a. O.) ausdrücklich hervorgehoben. Hier wäre der Platz, auf die Theorie Gust. Kossinnas hinzuweisen, nach der Bandkeramisch = Satem-Indogermanisch und Nordkeramisch = Kentum-Indogermanisch wäre. Ein Formelwert ist gewiß dieser Lehrmeinung nicht abzusprechen; andererseits erscheint es aber aus vielen geographischen und anthropologischen Gründen angebracht, die jungsteinzeitliche Bevölkerung Südosteuropas und also auch des bandkeramischen Donaukreises nicht idg. Ursprungs sein zu lassen[3])[4]). Die Rassenbeziehungen der Vorzeit zum Ostmediterranen und sogar zum Vorderasiatischen sind doch zu enge; außerdem gehören sogar die Achäer, die schon vor 2000 v. Chr. durch die pannonischen Gefilde an die Morawa-Furche gelangt sein müssen, zur Kentumgruppe. Es ist aus geographischen Erwägungen vielmehr wahrscheinlich, daß die Satemgruppe in einem gar nicht weit vor dem Ende der Jungsteinzeit liegenden Vorgreifen in breiter Keilform ältere Schichten des Donaukreises überlagerte und ihm hierdurch erst indogermanisches (Satem-)Volksgut vermittelte: es sei noch einmal an die oben erwähnte Anlagerung der Satemsprache der nachmaligen Voll-Illyrer unmittelbar neben das Kentum-Germanische erinnert. Merkwürdig bleibt jedenfalls, daß die schnurkeramische Urheimat keine Sklaven gekannt hat, daß aber bei den Illyrern seit ihrer frühesten Zeit Unterschichten (unterworfene, primitiver lebende, ärmere Menschen) von einem mehrphasigen Deckenbau sprechen. Hiermit sind wir bereits zu den Wanderungen selbst gekommen. Aber zunächst ist die Verfolgung der weiteren Schicksale sowohl der Uritaliker als der Proto-Illyrer zu unterbrechen, denn es erweist sich geographisch notwendig, den Zustand und das Kulturwerden jener Landschaften kurz zu betrachten, die deren neue und endgültige Wohnstätten nach Ablauf eines Jahrtausends werden sollten.

Die voritalischen und vorillyrischen Kulturschichten

---

[1]) Loewe, Richard: Deutsches etymologisches Wörterbuch. S. G. Leipzig 1930.

[2]) Hochholzer, Hans: Geographische Grundlagen des bosnisch-herzegowinischen Kulturbereichs. Geog. Z. 1934.

[3]) Hassinger, Hugo: Die Mährische Pforte und ihre benachbarten Landschaften. Abhandlungen der Geogr. Gesellschaft in Wien. Wien 1914.

[4]) Frh. v. Richthofen, Bolko: Vorgeschichte der Menschheit. In Knaurs Weltgesch., hrsg. von v. Müller, K. A. und Rohden, P. R. Berlin 1935.

Italiens und der Nordwestbalkanhalbinsel. Die Naturlandschaft Italiens wich wesentlich von ihrem klassischen Gewande ab; der wasserundurchlässige Tonboden des Apennin hatte der Halbinsel in der letzten Eiszeit zu einem dichten Nadelwald verholfen. Während in die kalten Steppen Mitteldeutschlands nach der Eiszeit unmittelbar die mediterran-pontische Steppenflora einziehen konnte und der Wald sich erst über dem Rücken der Mittelgebirge schließen mußte, begann umgekehrt auf der Halbinsel langsam die untere Waldgrenze vom Meeresstrande höher zu steigen; noch um 5000 v. Chr. war die Waldbedeckung eine vollständige; in den Tieflandschaften wuchsen Tannenbestände, wo doch heute die Tanne im mittleren Apennin eine untere Verbreitungsgrenze von 900 bis 1000 m besitzt[1]). Die Küstenebenen waren stark versumpft; nach und nach verwandelten sich die höherliegenden Sümpfe in Sauerwiesen, die von lockerem Baumbestand entlang der Flüsse unterbrochen waren[2]). Es ist also im Vergleiche zwischen dem nacheiszeitlichen Mitteldeutschland und Italien eine Art Vertauschung der natürlichen Landschaftsdecke zu bemerken: der Norden offen und sommerwarm, der Süden von feuchtem Urwald überzogen. Dies ist auch der pflanzengeographische Grund für die von Archäologen und Vorgeschichtsforschern erfahrungsgemäß festgestellte auffallende Menschenarmut des steinzeitlichen Italien. Besonders stark versumpft war das Vorland des östlichen Einfallstores, Ost-Venetien. Die niedrigen Karsthochflächen hinter Triest mochten bessere Graskrume als heute getragen haben[3]).

Das feuchte Klima der Nacheiszeit erscheint auch für die Ostgestade der Adria nachgewiesen. Der Urwald der tieferliegenden Kalkklötze sowie der landesinneren Schiefer- und Sandsteinzonen senkte sich bis an die Flußauen, die im Krainischen und in Nordbosnien weithin versumpft waren[4]).

Sowohl im west- als im ostadriatischen Halbinselgroßraum scheint das nacheiszeitliche Klimaoptimum den Wald von unten her durch Lichtung der Flußauen und Übergangssättel aufgelockert zu haben; dies war für den Einbruch der Hirtenkulturen wichtig.

Autochthone Rassen und Kulturen beider Halbinselbereiche. Mangels besserer Kenntnis spricht man heute noch (so auch in Eberts Reallexikon) nur von der „Urbevölkerung Italiens"; in ungenauer Ausdrucksweise wird den Ligurern eine viel zu weite Ausdehnung auf italienischem Boden beigemessen, was schon in der Unsicherheit antiker Schriftsteller begründet liegt. Fest steht, daß jedenfalls in dieser Urbevölkerung — ob sie dies wirklich war, bleibe dahingestellt — das westmediterrane Rassengut bei Ankunft der Italiker schon vorhanden gewesen sein muß. Die Ligurer mit den Trägern der westmediterranen Rasse kurzweg gleichzusetzen, ist nicht angängig, denn sie scheinen einen mehrphasigen Bildungsgang hinter sich gehabt zu haben. Sie beschränken sich auf das westliche Po-Tiefland, wurzelten jedoch augenscheinlich in Südfrankreich. Der Streit um ihre indogerm. oder

[1]) Obermayer, Hugo: Quartärprobleme in Oberitalien und Toscana. „Forschungen und Fortschritte", 121 ff., 1937.

[2]) Goetz, W. Historische Geographie. Leipzig 1904.

[3]) Hochholzer, Hans: Kulturgeographie des Julischen Kulturbereichs. Z. d. Ges. Erdk. zu Berlin, 1931.

[4]) Ders.: Geographische Grundlagen des bosnisch-herzegowinischen Kulturbereichs. Geog. Z. 1934.

vorindogerm. Stellung ist vom anthropologischen Standpunkt folgendermaßen zu beurteilen: Ihre Komplexion dürfte sie in die Reihe der dunklen Rassen gestellt haben, ihr nachmaliges Aufgehen in den Kelten scheint für höheren Wuchs und Schmalgesichtigkeit zu sprechen. Es sei dahingestellt, ob sie nicht in kürzerem oder längerem Wege vom Aurignacmenschen ableitbar wären. Zuschüsse mediterraner und wohl auch alpiner Rasse mögen in ihnen früh vermengt gewesen sein. Was jedoch die Sachlage — anscheinend — verwirrt, ist eine gewisse idg. Einstellung ihrer Sprachbelege. Das Suffix *-sca, -asca, -asco,* das zweifelsfrei ligurisch ist, auch in vielen Ortsnamen ihres ehemaligen Wohngebietes erhalten blieb (vgl. als ein Beispiel aus vielen *Tarascon* in Südfrankreich), wäre eine Entsprechung zu den gleich und ähnlich lautenden lat. und germ. *-sk, -scum,* griech. *-iskos,* slav. *sko* usw. Aber hieraus kann kein zwingender Schluß auf die idg. Sprache oder gar auf die Abkunft aus dem hellhaarigen nördlichen Rassenbereich gezogen werden, denn die Germanen hatten ja nachmals z. B. auch die Ableitungssilbe *-rix* von den Kelten entlehnt (z. B. kelt. *Dumnorix,* german. *Adalrich),* ohne daß man daraus deren keltische Abstammung erschlösse. Die Rassen- und Völkergeographie muß diese Erscheinung vielmehr nachfolgend erklären: Die idg. Anklänge des ligurischen Ortsnamengutes sprechen für alte nordische Beimischung, die zu Beginn der geschichtlichen Zeiträume bereits ausgemerzt war. Andernfalls könnte nur an eine vor-idg. Sprachverwandtschaft zwischen Ligurisch und Idg. gedacht werden, doch ist die Rassenüberschichtung das Wahrscheinlichere. Dies gibt Anlaß, auch anderweitige Beobachtungen zusammenzustellen und eine weit vorgeschichtliche Einwanderung von Indogermanen in die südlichen Lande synthetisch zu erfassen:

Die erste nordische Welle über Mittel- und Südeuropa. Zu unserer Annahme einer idg. Beimischung in den nicht idg. Ligurern seien als ähnliche Beispiele vermerkt: O. Reche nimmt die merkwürdigen Langschädelfunde aus der Kupferzeit Italiens (etwa 2500 v. Chr. — vor Ankunft der ersten Italikerwelle) zum Anlaß, eine vorangegangene Einwanderung Nordischer festzustellen[1]). Die Vermischung schnurkeramischer und alteinheimischer Elemente als Nachweis einer nordischen Oberschichte in der Siebenbürgischen Hochkultur um 2400 v. Chr., die O. Menghin[2]) beschreibt, erwähnten wir bereits (vgl. o.). Einen ähnlichen, sogar rassengeographisch verfolgbaren Vorgang werden wir sogleich an der dinarischen Rasse der adriatischen Ostgestade besprechen müssen. Es schließt sich also ein gewaltiger Bogen vom atlantischen über den mediterranen bis gegen den vorderasiatischen Bereich, in den schon vor den beiden bisher bekannten idg. Wanderungen (um 2000 und 1200 v. Chr.) nordische Einwanderer vorstießen. Als Zeitraum dieser Welle ist aus nachfolgenden Erwägungen die Zeit vor 3000 v. Chr. anzunehmen.

Mit der Betrachtung der dinarischen Rasse begeben wir uns zunächst auf die NW-Landschaften der Balkanhalbinsel. Die dinarischen Merkmale wurden schon seit längerem von den Anthropologen auf eine Luxuration zwischen Nordischen und Lydisch-Kleinasiatischen zurückgeführt. Der Ansicht einiger

---

[1]) Reche, O.: a. a. O.
[2]) Menghin, O.: a. a. O.



Abb. 3. Landschaft des Neumarkter Sattels

Ein Beispiel für die durchgängige Landschaft der Ostalpen. Die Wiesen und lockeren Baumbestände reichten während des Klimaoptimums der Bronzezeit bis an die Sattelregion zwischen dem Murtal und dem Kärntner Becken und wurden durch das Hirtentum der Bewohner ständig offen erhalten. So entstanden weite Wegverbindungen, die sowohl den Hirten als auch wandernden Völkerschaften bekannt waren. Verbrennende Italiker, Alpenillyrer, Kelten, Cimbern und Teutonen, Römer, Wenden benützten die Übergänge. (Blick von Neumarkt gegen N.)
(Aufn. Dr. H. Hochholzer)

Neueren, daß hier nur eine gewöhnliche Vermischung vorliege, schließt sich Verfasser nicht an, denn diese angeblichen Mischungen sind wohl vorhanden, aber nur in den Randzonen rings um den Luxurationsherd, der in Nordmontenegro, Ostbosnien, in der östl. Herzegowina, im Sandschak Novibazar und in Nordalbanien gelegen ist, wie sich der Verfasser durch Augenschein überzeugen konnte[1]). Für diesen Luxurationsvorgang muß nun eine Zeit vor 2500 v. Chr. angenommen werden, also das hierzu notwendige Eindringen der Nordischen vor 3000 v. Chr.

Zur Frage der Luxuration sei folgendes erwogen: O. Reche[2]) bemerkt, daß die verbrennenden Italiker schon auf dem Boden Süddeutschlands eine Vermischung mit Kurzköpfen eingegangen sind und unansehnlicher von Wuchs geworden sein dürften. B. Škerlj[3]) beschreibt den Atlantiden als dunkelkomplementiert, aber großwüchsig. Der Noride V. Lebzelters ist hellpigmentiert, aber kurzköpfig, der Dinarier dunkel, kurzköpfig, aber sehr hochwüchsig! Eine merkwürdige Analogie scheint sich m. E. in diesen Eigenschaften zu der oben aufgezeigten allerersten idg. Welle vor 3000 v. Chr. zu eröffnen. Es handelt sich nämlich meiner Meinung nach durchweg um Luxurationen zwischen dem nordischen und den anderen Rassenerbgütern. Warum kam es nun in weit zurückliegender vorgeschichtlicher Zeit neben offenbar zahlreichen Mischungen, die den Mendelschen Gesetzen gehorchen, zu solchen Bindungen,

[1]) Hochholzer, Hans: Bosnien; a. a. O.
[2]) Reche, O.: a. a. O.
[3]) Škerlj, B.: Die rassische Gliederung der Menschheit. Z. Rassenk. IV, 3, 1936.

die die Erbfestigkeit eigener Rassen besitzen? Die Antwort hierauf kann nur in dem nachfolgend umschriebenen Tatsachengesetz liegen:

Beim ersten Zusammentritt der großen Rassenkreise Europas, die auf uralte Auslese und Ausmerze zurückgehen, lag in den weitdifferenzierten Rassen besondere Bereitschaft zu Luxurationen vor. Die anthropologische Ursache hierfür ist anscheinend in der großen **Austauschfähigkeit einzelner Komplexe** der einseitig hochgezüchteten Rassenerbgüter zu suchen. Geographischer Beweis hierzu:

Da die reinrassige Hochzucht in den Zentren der einzelnen Rassen am weitesten gediehen war, ist es erklärlich, daß weitabgelegene oder unzugängliche Räume (Garonnebecken, Hochalpen, Schwarzwald, Montenegro) zu Luxurationsgebieten wurden, während ringsum im durchgängigeren Land (das seit je von kleineren Mischungen durchsetzt wurde und daher keine absolut-homozygote Bevölkerung aufwies) Rassenmischungen entstanden. Was unser engeres Arbeitsgebiet anlangt, so saßen und sitzen solche Rassenmischlinge rings um den West- und Nordrand der Dinarier; einesteils scheinen ihre Ahnen Ostmediterrane von Kleinwuchs und Langkopfform gewesen zu sein, andernteils dürften dunkle Kurzköpfe nach Kleinasien hinüberweisen. Merkwürdig ist jedenfalls ein Übergreifen dieser Kurzköpfigen nach Oberitalien, wo sie schon vor den Terramarenleuten einlangten. Beide vordinarische Schichten dürften Anteile von Ausläufern der kretischen Hochkultur sowie Besitztum des allgemein-südosteuropäischen Steinzeitkreises vereinigt haben; sie vermittelten m. E. die berühmte liburnische Schiffahrt, die kaum Eigenerfindung der nachmals eintreffenden Illyrer sein konnte; übrigens weist auch der Name der Liburner auf Nichtindogermanen (vgl. später).

Die vorindogermanischen Hochkulturen der tyrrhenischen Küstenländer. Sie sollten die Gegenspieler der einziehenden Italiker und Illyrer, zugleich ihre Lehrmeister werden. Schon einige Jahrhunderte vor Ankunft der Phönizier, mindestens aber seit 1500 v. Chr., saßen am Südrande Siziliens Sendboten des kretisch-minoischen Kulturkreises. Zu dichterer volkhafter Siedlung scheint es aber nicht gekommen zu sein, sondern nur zur Anlage von Handelsfaktoreien; Buntweben und Tuchfärberei mögen durch die Kreter ins Land gebracht worden sein[1]).

Die drei anderen hierher gehörigen Hochkulturträger, nämlich Etrusker, Karthager und Hellenen, gelangen zwar in den tyrrhenischen und adriatischen Raum erst zu einer Zeit, als dort die Italiker schon seßhaft werden und die Illyrer anwandern, ja die Hellenen sind gar nicht mehr Vor-, sondern Vollindogermanen, freilich auf Kretas Schulter kulturlich groß geworden; trotzdem muß aber wegen der hundertfältigen Wechselwirkung das Eigengut dieser drei Zuwanderer gekennzeichnet werden, denn zwischen ihnen und den Hirtenkriegern aus dem Norden erwuchs jener gewaltige Kulturaustausch, der durch Tradition uralter Mittelmeergüter und durch jugendfrisches Blut römischer, späterhin illyrischer Soldaten das Riesenreich der Caesaren schaffen sollte.

Für die Ankunft der Phönizier auf Sizilien kann nach neueren Forschungen ohne weiteres mit einer Zeit um bereits 1200 v. Chr. gerechnet werden[2]). Sie trafen auf der Insel die jungsteinzeitliche Kultur der Sicaner, die längst

---

[1]) Hochholzer, Hans: Vorgeschichtliche Kulturgeographie Siziliens. Anthropos 1935.
[2]) Ders.: Historische Kulturgeographie des Großgriechischen Sizilien. „Klio" 1935.

nicht mehr die „Urbevölkerung" Siziliens vorstellen (vgl. das oben über die Urbevölkerung Italiens Gesagte!), aber erwiesenermaßen Träger des westmediterranen Rassengutes waren. Phönizier und nachmals Karthager haben auf Sizilien nicht als Volksstamm, sondern nur als Handels- und Pflanzungsherren gewohnt. Ihre Kultursendung war vor allem ein weiter Austausch materieller, technologischer (metallurgischer!), städtebaulicher und volkswirtschaftlicher Errungenschaften.

Viel unmittelbarer wirkten auf den frühkulturlichen Italiker die Etrusker. Daß sie kleinasiatischer Abkunft waren, steht im Zusammenhalt ihrer erschließbaren Rasseneigentümlichkeiten und ihres ursprünglichen Kulturbesitzes wohl fest; alle Bildwerke zeigen uns mittelgroße, auffallend breitschulterige Gestalten mit kurzem Hals, stark entwickelter Muskelschicht und Neigung zu Dickleibigkeit. Dies entspricht den breitgebauten, stämmigen und derben Formen der Pelasger und Protogriechen, die noch stark vom kretisch-minoischen und messenisch-pelasgischen Blut durchsetzt waren[1]). Ein Beweis für die Richtigkeit der Annahme der kleinasiatischen Urheimat liegt in der Religionsgeographie: Etrusk. *Velchans* = lat. Vulcanus, unterirdischer Feuergott, hätte sich niemals in Mittelitalien bilden können, sondern verlangt Kenntnis vulkanischer Vorgänge, also Herkunft zumindest über Süditalien; etrusk. *Aplu* = griech. *Apollon* und etrusk. *Uni* = lat. *Juno* zeigen den Zusammenhang mit dem uralten Sonnenmythus und mit der Fruchtbarkeitsreligion der Ostmediterranen und Kleinasiaten. Noch wichtiger erscheinen m. E. die Gleichungen mit den nachmaligen griechischen olympischen Zwölfgöttern. Schon die Zwölfzahl ist als eine ferne Abkunft aus Vorderasien anzusehen (vgl. zwölf Tierkreisbilder u. dgl.). Die Namen selbst stammen zweifelsfrei aus der vorhellenischen Kretersprache, wie etrusk. *Aplu* = griech. *Apollon, Persipnei* = *Persephone, Herkle* = *Herakles,* hierzu der lat. Archaismus *mehercle* = bei Herkules, *Charun* = *Charon*[2]). Aus diesen Erwägungen erhalten auch die altägyptischen Urkunden über die Kämpfe mit den *Turuscha* im Jahr 1220 v. Chr. größeres Gewicht. Die Namengeographie „Turuscha" bis „Etrusker" scheint sich über die Zwischenformen der *Tyrrhener, Týrsener* und *Tuscer* zwanglos zu ergeben. In der Gesellschaft der Eindringlinge, die sowohl Westägypten als Südpalästina überfallen, lesen wir: *Schardana, Schekelescha, Pelesta, Akaiwuscha, Danauna:* Sarden, Philister, Achaier und Danaer sind hieraus unschwer zu erkennen, mit den Schekelescha als Sikulern sollte man aber meiner Meinung nach vorsichtiger sein. Völkische Übereinstimmung mit den Sarden ist ebenso nicht notwendig, vielmehr waren die Seefahrervölker die Namengeber Sardiniens, vielleicht auch Siziliens. Die beiden Namen gingen dann auf die dortigen Vorbewohner (nicht Urbewohner!) über. Ein weiterer geographischer Beweis für die Ostheimat der Etrusker ist uns die alte Städtebaukunst, derer sie sich auf Italien alsogleich zu bedienen anfangen; hier lag Tradition vor, die ihre siedlungsgeographischen Analogien in Ägypten und Kleinasien findet[3]).

[1]) Hochholzer, Hans: Sizilien als Beispiel der mittelmeerischen Kulturschichtung. Histor. Z. 1936.

[2]) Die Schreibung der Götternamen und der nachfolgenden Völkernamen ist aus Reinhardt, Ludwig: Urgeschichte der Welt. Leipzig 1926, entnommen.

[3]) Hochholzer, Hans: Arbeiten über Sizilien; a. a. O. — Ferner ders.: Zur Geographie des antiken Syrakus. „Klio" 1936.



Die Hellenen kommen endlich als letzte Schicht mediterraner Hochkultur, zugleich als erste idg. Vollkulturträger auf den Boden Siziliens und Süditaliens. Auch bei ihnen ist schon frühzeitig mehrfache Überlagerung entstanden; die ersten Siedler — die bereits erwähnten Protogriechen — sind hellenisierte Pelasger und Mischlinge. Erst spät, etwa seit 650 v. Chr., treffen wir auf Sizilien Träger der vollhellenisch-klassischen Gesichtszüge und Körpergestalten[1]). Über ihre Rolle als Kulturvermittler an Italiker und Illyrer wird später zu sprechen sein. Ihnen voran drang noch echtes Pelasgertum nach Ostsizilien, vertriebene Messener (vgl. *Messana* als „Messenierstadt").

Die kretisch-minoische Kultur war überaltert, die etruskische weit zurückreichend und gereift, im Adel und in der Staatsverfassung sogar schon angekränkelt, die großgriechische Kultur endlich ein rasch emporgediehener Sproß jugendlichen Volkstums auf überlegener, aber doch stammesfremder Grundlage — dies nebenbei die Tragik der Griechen[2]). In diese Kultursituation wurden die Italiker und Illyrer hineingestellt. Wir wollen nunmehr deren Schicksale dort weiterverfolgen, wo wir sie verlassen haben — im enge gewordenen Ursitz während der schicksalsentscheidenden Stunde des Entstehens der Urvolkstümer!

Die Wanderungen und Wanderwege der Italiker und Illyrer. Daß die Wanderungen, besser Ausbreitungen, einer sehr tiefliegenden und vielfältigen Dynamik und nicht „nur" dem Platzmangel zuzuschreiben sind, wurde bereits auseinandergelegt. Die Ablösung der Uritaliker von den Urkelten erfolgte unserer oben gegebenen Annahme nach nördlich von den Eingängen in das südwestdeutsche Becken; dessen Hügelland sowie die oberrheinische Tiefebene mußten zur Zeit des angehenden Klimaoptimum beinahe an südliche Gegenden erinnern — dies sogar mehr als das Waldland Italien. Der Wald aus der vorausgegangenen nacheiszeitlichen Regenzeit war aufgelichtet, Ackerboden nicht allzuviel, aber desto mehr Weidegrund vorhanden. Die Illyrer, vielleicht schon die Proto-Illyrer, kamen beim einfachen Weiterverfolgen der Lößerden an die Mährische Pforte, nach Mähren und nach den großen ungarischen Tieflanden, mit einem Wort in den Bereich der pannonischen Steppen. Zur Wanderung selbst sei einiges Geographische überlegt: Das Ausdehnen und Verlegen der Wohnsitze dauerte sowohl bei Italikern als Illyrern rund je 1500 Jahre (2500 bis 1000, 1500 bis gegen 500 v. Chr.); der Weg von Thüringen über SW-Deutschland und das Alpenvorland, die Ostalpen bis nach Süditalien, ebenso der Weg von der Lausitz über Mähren, den Alpen-Ostabfall entlang und in die dinarischen Gebirge bis Nordalbanien sei mit allen „Umwegen" weitest zu je rund 2000 km angenommen; dies ergibt die merkwürdig geringe „mittlere Wandergeschwindigkeit" von nicht viel mehr als 1 km für das Jahr — freilich ein Abstraktum, aber ein sehr vielsagendes; von allem Wandern, Vorstoßen und Rückfluten, von allen plötzlichen Schüben abgesehen, bedeutet dies, daß die Ausweitung der Wohnsitze pro Generation wohl 50 km betragen mochte. Es herrschte also ein Zustand der Halbseßhaftigkeit. Beide Lebensweisen, Felderpflege und Wanderfahrt, waren den Menschen geläufig. Wir sind aus der phrygisch-(thrakisch-)dorischen Wanderung um 1200 v. Chr.

[1]) Hochholzer, H.: a. a. O.
[2]) Vgl. hierzu Drerup, Engelbert: Zur Frühgeschichte der Griechen. Forschungen und Fortschritte. Berlin. 20 ff., Jahrg. 1934.



Abb. 4. Mitteldalmatisches Vorland.
Im Mittelgrund das Dorf Salona. Vordergrund: Frühmittelalterliches Ruinengebiet. Hintergrund: Kalkstöcke der Dinarischen Alpen, eine uralte Rassen-, Völker- und Kulturgrenze, hinter der das Kerngebiet der dinarischen Rasse liegt. Das Vorland war ein Hauptwohnsitz der frühgeschichtlichen Illyrer, zugleich das einzige Gebiet, das halbromanisiert wurde. Reste des patriarchalischen Hirtentums bis heute in der Landschaft erhalten: der Wald durch Schafzucht zerstört, der Ackerbau extensiv. Kulturpflanzen (Ölbäume, Wein, Zypressen) sind mediterran. (Aufn. Dr. H. Hochholzer)

unterrichtet, daß die Indogermanen mit Plachenwagen, Viehherden, Kind und Kegel, Kriegern und Sklaven vorwärtszogen. Und noch deutlicher spricht vielleicht die gewiß uralte Etymologie des deutschen Wortes Getreide als ahd. *gitregidi* = das Geträge, das Mitgetragene, von dem Nahrungsvorrat, den man mitnahm, den die Hörigen unter Umständen auf der Wanderrast neu anbauten! Einfach wäre die Fahrt gewesen, wenn herrenloses Land vor den Wanderern gelegen wäre. Dem war aber nicht so. In Süddeutschland saßen (bereits im Verlaufe der vorliegenden Arbeit genannt) dunkelhaarige Rundköpfe, die noch heute im Schwarzwald, in Ostfranken und im bayrischen Hochlande beträchtliche Teile der Bewohner ausmachen. Verbindungen aus der östlicheren donauländischen Bandkeramik führen zu ihnen (vgl. Abb. 1). So ist bei den Uritalikern bald nach ihrem Eindringen in Südwestdeutschland eine Zweischichtigkeit anzunehmen. Vielfältiger als bei ihnen lag die Sache im illyrischen Ausbreitungslande: Schon die Proto-Illyrer nannten wir (s. o.) mehrphasig, wegen der auffallenden Kentum-Satem-Sprachgrenze, die nur durch eine Überlagerung entstanden sein kann; da die Abtrennung der Ostarier der Terminus ad quem für die bereits vorhandenen Satem-Kennzeichen gewesen sein muß, so ist diese Spachverschiedenheit uralt. Die Ausweitung der Illyrer auf Ostdeutschland überschreitet den Rahmen der vorliegenden Zeilen; sie scheint auf rassisch einheitlichem oder sehr nahe verwandtem Boden erfolgt zu sein. Nicht derart einfach war die Vorschiebung nach dem Süden: Die Bandkeramikerkultur des Donaukreises mußte bald (etwa auf mährischem Boden) den Illyrern fremdes (unserer Meinung nach un-

zweifelhaft vor-idg.) Volkstum entgegenstellen. Die Auseinandersetzung vollzog sich wohl gewaltsam; illyrisch ist die Bandkeramik keineswegs gewesen; dies die ausdrückliche Feststellung B. v. Richthofens gegenüber C. Schuchardt[1]). Andererseits war die Bewohnerschaft Ungarns bereits recht zahlreich. Ackerbau und Metallurgie blühte seit eineinhalb Jahrtausenden, als die Illyrer von NW ins Land drangen; um 1400 v. Chr. ist das illyrische Volkstum in seinen Ursitzen und ringsum — etwa bis in die Unterlausitz und wohl an die Ränder Groß-Pannoniens, bodenständig. In der letzten Phase der Bronzezeit, gegen 1000 v. Chr., erscheint die Lausitzer Kultur über ganz Westungarn bis zur mittleren Donau und über die großen westlichen Flußtäler der Slovakei ausgebreitet. Dies gibt zu denken. Der Eintritt in das reiche Ernten- und Weideland war gewiß verwehrt worden. Wenn also die auffallend flächengroße Ausbreitung gelang, dann doch nur als Überschichtung, als Eroberertum. Die letztere Annahme ist übrigens auch die Meinung der Leiter der Ausgrabungen am Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest[2]). Kriegerische — rasch vergangene — Vorstöße der Illyrer führen weiterhin nach Süddeutschland; für längere Zeit dringen sie in die Ostalpen. Aber vorher muß der Abzug der Italiker nach dem Halbinsellande erfolgt sein:

Abwanderung in die endgültigen Wohnlandschaften. Für die Italiker standen als Wege ins Südland offen: Der St. Gotthard — eine wenig wegsame und gewiß von argwöhnischen Bergbewohnern bewachte Furche; der Brenner und der Pyhrnpaß, die Sattelregion von Neumarkt und Obdach, der Loibl- und Plöckenpaß im Ostalpengebiet, endlich die Schollenregion zwischen Ostalpen und Karst (vor allem die Wippachsenke). Den Weg über die ostalpinen Paßwege halten wir für die älteren „verbrennenden" Italiker als den wahrscheinlichsten[3]). O. Reche setzt ihren Abzug für 2000 v. Chr. an. Die Latiner sind wohl die Abkommen dieser Gruppe, allerdings auf dem Weg einer vielfältigen Mischung, die später besprochen werden soll. Der andere Zweig, die „bestattenden" Italiker, Grundschichte der Umbro-Sabeller, setzen erst um 1100 v. Chr. zur letzten Einwanderung an, sicherlich über den Triester Karst, nach mancher Meinung sogar aus dem kroatisch-slavonischen Zwischenstromlande. Hinter ihnen mögen die Illyrer vorgerückt sein. Zusammenhänge scheinen jedoch nicht bestanden zu haben, wie sich vor allem aus metallurgischen Besitztümern ergibt (die Kenntnis des Eisens wird nämlich den Italikern erst vom Mittelmeerkreis überbracht).

Das Vorgreifen illyrischer Gruppen nach dem adriatischen Hinterlande erfolgt zunächst anscheinend weiter östlich, etwa über die Hochfläche Kroatiens, über den bosnischen Ivansattel; im liburnischen Winkel (heute Quarnero und Quarnerolo) muß ein Stück alteinheimischer Bevölkerung bewahrt geblieben sein, da dort das dinarische Element seit 3000 v. Chr. nicht durchgedrungen ist. Der Ansturm der neuen Eindringlinge war gewiß überraschend

[1]) Frhr. v. Richthofen, Bolko: Ist die Bandkeramik der jüngeren Steinzeit illyrisch und die Lausitzer Kultur germanisch? Mannus, XXVII, H. 1—2, 1935.

[2]) Ich verdanke diesbezügliche Auskünfte anläßlich einer Besichtigung der Lausitzer Funde Herrn Dr. v. Tompa im Ungar. Nationalmuseum zu Budapest.

[3]) Hiefür sprechen neben geographischen Gründen neolithische Funde, z. B. im Murtal, am Ausgang des oberösterr. Steyrtales, im oberen Trauntal u. a. m. — Die Tiefenfurche Linz—Pyhrnpaß—Schoberpaß—Neumarkter Sattel scheint zufolge ihrer leichten Durchgängigkeit öfters Zugstraße gewesen zu sein.

und durchaus kriegerisch, unmittelbar auf den Wegspuren der Thraker, Makedoner und Nordwesthellenen. Die Wellen setzen über das Adriatische Meer, das im Neolithikum die Rolle einer passiven Völkerscheide gespielt hatte: Picenter (anscheinend sehr frühmetallzeitlich), beiderseits von Ancona angesiedelt und eine einheimische Bevölkerung niederer sozialer Schichte überdeckend, Japyger im Süden Italiens zeigen entschieden illyrische Abkunft. Aber auch die Oinotrier und Messapier, ferner die Sikuler, die als idg. Stamm um 1200 v. Chr. nach Sizilien übersetzen, sind m. E. zumindest eine merkwürdige Vermischung zwischen Italikern und Illyrern. (Ich finde zu dieser Annahme den sprachlich sehr bedeutenden Beleg *Hadranum*, das zur illyrischen Sprache gehört und nach Jokl a. a. O. sowohl in Sizilien als in Liburnien vorkommt.) In den Samnitern Süditaliens mag ebenso manches Tröpfchen dinarischen Blutes aufgegangen sein[1]).

Als letzter Zweig der Illyrer langen die Veneter an der Adria frühestens gegen 900—700 v. Chr. an. Die Alpen-Illyrer waren zu dieser Zeit schon bis an den Bodensee verbreitet, kennzeichnenderweise aber nur in den großen Talfurchen, wie Inn, Draubecken usw.

Es trat nun eine Ruhepause innerhalb der illyrischen Gruppe ein; dieser letzte Zeitraum kulturlichen Eigenlebens vor dem großen Zusammenstoß mit den Römern möge uns zu einem Überblick über die eigenerworbenen Strukturen dienen: Der weite Raum der Ausdehnung — vom Bodensee bis an die mittlere Donau, von den Südkarpaten bis nach Süddalmatien — verlangt notwendigerweise einen Zerfall in viele Einzelstämme, die uns ja an der Adria späterhin auch ihren Namen nach überliefert erscheinen. Die Unterwerfung der (donauländischen) Vorbewohner schuf soziale Unterschiede. Streckenweise muß die Besiedlung, besonders gegen die letzte Jahrtausendwende v. Chr., eine recht dichte gewesen sein; sie hat zweifelsfrei die eingangs vorliegender Arbeit errechnete Maximaltragfähigkeit des Ackerbodens erreicht, ja sie dort, wo Einflüsse eines Adelstums, ritterlicher Gefolgschaft, keramischen und metallurgischen Gewerbefleißes wirkten, sogar überschritten. Zu echtem Städtewesen kam es allerdings nicht. Deswegen dürfen aber die *oppida* jener Zeit in ihrer Sozial- und Wirtschaftsgeographie nicht unterschätzt werden! Sie waren wohlbewehrte Fluchtburgen, kennzeichnenderweise erst gegen das Ende der Bronzezeit und in der Eisenzeit, als die Bevölkerung dichter war und anscheinend von Westen her der Druck der Kelten zunahm. Für ihre Häufigkeit spricht die ansehnliche Zahl überlieferter Namen: schon links der Donau begegnen uns illyrische Gründungen in den ptolemäischen Ortsnamen *Σετουία*, *Στραγòνα*, *Νομιστεριον*, *Λευκάριστος*. Ihre Lage im nachmals quadischen Gebiet zeigt, daß zur Zeit des Ptolmäus diese Örtlichkeiten anscheinend von den Germanen übernommen worden sind und als Oppida weiterbestanden, wie denn überhaupt die Mischsiedlung im 2. und 1. vorchr. Jahrtausend (wohlverstanden Mischung von Volksstämmen, nicht etwa Mischbevölkerung innerhalb ein- und desselben Ortes, die durch Sippenverbote verhindert wurde) an vielen Stellen bestanden zu haben scheint. Lassen sich doch nach den neuesten Forschungsergebnissen bei den Nordwesthellenen illyrische Spuren, bei den Makedonen

[1]) Vgl. zu diesen Fragen: Hochholzer, Hans: Die Küsten der Adria als Kultur-, Siedlungs- und Wirtschaftsbereich. Geog. Z. 1932. Ferner die Arbeiten über Sizilien und Bosnien: a. a. O.



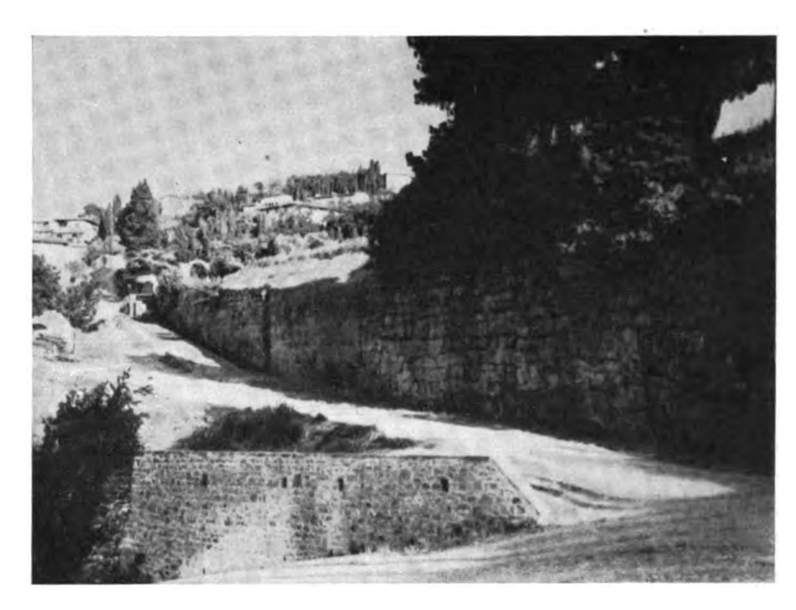


Abb. 5. Fiesole (Faesulae) von Norden

Lang verlaufend vom Vorder- zum Hintergrund: alte etruskische Mauer kyklopischer Bauweise. (Anm.: Mauer des Vordergrundes = neue Grabenverbauung.) Beispiel einer vorgeschichtlichen Bergstadtanlage der Angehörigen der uralten mittelmeerischen Stadtkultur, die bei Ankunft der Latiner Mittelitalien beherrschten. Auf der Hügelkuppe rechts hinter der Mauer Karvernenbauten, Kultstätten. Durchmesser der umwallten Fläche rund 500 m. Die Kuppe fällt gegen Toscana allseitig steil ab. (Aufn. Dr. H. Hochholzer)

reichlich griechische Beimischungen und bei den Thrakern Urzusammenhänge zu Slaven und Illyrern[1]) feststellen, wie denn überhaupt der illyrische Stamm der Veneter den Slaven den Namen (urgerm. **venethos)* nur überließ, weil die nachdrängenden Ostgermanen (wohl Silinger, Vandalen, Goten) wegen der benachbarten Wohnsitze auf die gleichen Bewohner schlossen und übrigens (vgl. oben!) in Schlesien und in der Lausitz Reste der Illyrer vorfanden, da die Namenüberlieferung sonst nicht möglich gewesen wäre. Auch in den Alpen und in Pannonien sind durch sorgfältige philologische Aussonderung zahlreiche illyrische Namen erwiesen, von denen der Geograph insbesondere jene hoch einschätzen muß, die noch römisch oder auch frühmittelalterlich-urkundlich belegt erscheinen, wie *Scarantia* = Scharnitz in Tirol, *Humiste* = Imst in Tirol, *Adragave* = Attergau, *Agasta* = Aist in O.Ö., *Isarcus* = Eisack, *Scarabantia* = Oedenburg (lebt sprachlich im ungar. Sopron weiter!), *Carnuntum, Aguntum, Aquincum, Arrabona* (lebt in Raab weiter!)[2]).

Mit den alten Nordsitzen wurde der Handel und Verkehr anscheinend nicht unterbrochen. Zur Zeit der Alpenillyrer lagen zwei Teilstraßen des Bernsteinhandels, die Brennerstraße und der Alpenostrandweg, in ihrer Oberaufsicht. Die Nordstrecken der Bernsteinwege, seit je in germanischer Hand, zeigen die uralte Verbindung zwischen den beiden Völkergruppen. Der Handel war über seine primitive Stufe schon hinausgekommen, ansonsten wären Depotfunde bis

---

[1]) Vgl. Reche, Drerup, Hochholzer: a. a. O.

[2]) Jokl, Norbert: Beitrag „Illyrer" in Eberts Reallex. d. Vorgesch. bringt eine sehr umfassende und wertvolle Analyse des vorhandenen Namengutes.

zu 12 Zentnern Rohbernstein in Schlesien (1. vorchristl. Jahrhundert, vandalisch) unverständlich[1]).

Einige ruhigere Jahrhunderte mochten, wohl nicht zuletzt auf Grund der technologischen Vorteile der Verwertung des Eisens, dessen Name *isarn*, den Germanen und Kelten von den Illyrern überkam, zahlreiche Bevölkerung heranwachsen sehen[2]). Vielerlei Kunstfertigkeit, wie Bergbau (Stollenbau), auswählende Viehzucht, Gartenpflanzung, Karrenwege, Blockbauweise usw. begannen die Kulturlandschaft in unserem Sinne des Wortes auszugestalten. Aber der Kriegszug der Kelten von Westen her störte (seit 600 v. Chr.) das Gleichgewicht; eine neue Adelsschichte beherrschte sodann das Ostalpenland; im Pannonischen Becken entstand wegen der zahlreicheren Ankunft der fremden Krieger ein Mischvolk. Der Einbruch der Kelten nach Italien um 400 v. Chr. trennte Italiker und Illyrer auf längere Zeit.

Den letzten Ausbreitungsabsichten der ostadriatischen Illyrer nach Italien und Sizilien setzten zunächst Großgriechen und sodann Römer ein Ende. Hiermit waren die Wanderungen auch am illyrischen Flügel erloschen.

Den Großbewegungen folgte nun ein Zeitalter der Kulturvermischung, das die feineren Strukturen italoromanischer und ostadriatischer Kultur hervorbringen sollte. Der These, dem Urgut angestammten Besitzes der Urheimat, der Antithese als langer Wanderungszeit, die Kampfzeit war, folgt nun die Synthese: das Zusammenwachsen — aber nicht Vermengen — das artgebundene Verwachsen eigener Frühkultur und fremder Hochkultur. So greift Hegelscher Dreischritt wahrhaft schon in vorgeschichtliche Zeiträume, freilich heute erschaut durch mühselige induktive Forschung; hierdurch der leeren Spekulation entrückt, beweist er aber am Maßstabe der anthropologischen und vorgeschichtlichen, der linguistischen und archäologischen Erkenntnisse den Wert einheitlicher Überschau objektiver Geistesgebilde.

Der große Kulturaustausch. Romanentum und Südillyrertum als mehrschichtige Bildungen. Weder von simpler Kulturübernahme noch von zufallsmäßiger Vermischung kann die Rede sein, als die Italiker bei Etruskern und Großgriechen, die Südillyrer nachmals bei Griechen und Römern in die Lehre kommen. Die Schüler entwachsen ihren Meistern gar nicht langsamer, als dies die dorischen Griechen den Mykenern, vor ihnen die Achäer den Kretern taten. Eigenstrukturen assimilieren das fremde Gut.

Vollzog sich die Wanderung der Italiker einfacher als diejenige der Illyrer, so hat umgekehrt der Hirtenkrieger auf seiner eroberten Halbinsel, die ihm zunächst nur *Vitulia* = Rinderland war, die schwierigere Kulturaufgabe zu lösen: daß er von der blendenden Herrlichkeit der Etrusker, freilich damals schon ein Quentchen mehr Zivilisation als Kultur, nicht erdrückt wurde, beweist ein vorhandenes Eigenvolkstum. Mit ererbter Kraft und Organisations-

[1]) Petersen, Ernst: Zwei riesige Bernsteinspeicher bei Breslau. Forschungen und Fortschritte, 60 ff., 1937.

[2]) Zum Wege der Eisenverwertung sei folgendes überlegt: Da die Italiker ein nichtidg. *ferrum* als Namen aufweisen, die Slaven ein *želis* u. ä., so kann bei der unzweifelhaften Ost-West-Bewegung des Metalls nur die phrygisch-thrakisch-illyrische Zugstraße zwischen Nord und Süd hierfür in Betracht kommen. Die metallurgsiche Ur-Erfahrung der Illyrer wurde bereits besprochen. Die thrakischen Eisenschwerter werden bekanntlich schon von Homer gelobt. Sehr kennzeichnend ist zu dieser kulturgeographischen Wanderung das iranische *iarn*-Eisen. Die Phryger, urspr. wohl die Nachbarn der Thraker, erscheinen schon im 11. vorchr. Jahrh. im Besitze des neuen Metalles.

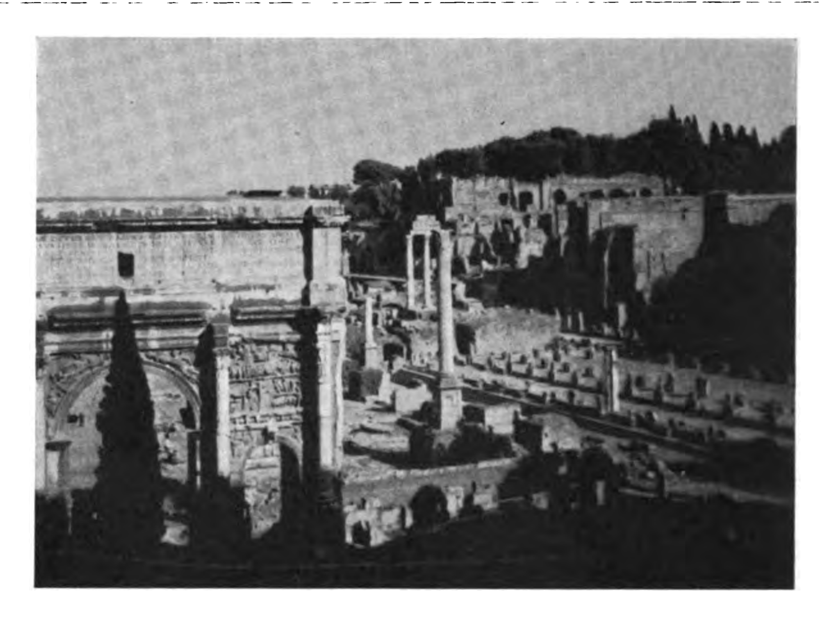


Abb. 6. Das Forum zu Rom, im Hintergrunde der Palatinische Hügel, die (etruskische) Urzelle der Stadt

Aus dem Erbgut der Stammeskultur und dem assimilierten Besitz der etruskischen Mittelmeerkultur erwuchs das klassische Römertum. Der Hauptplatz seines politischen Mittelpunktes ist noch in den kümmerlichen Resten eindrucksvolles Kultursymbol. (Aufn. Dr. H. Hochholzer)

gabe geht er schon am Südrande des Alpenwalles an den Bau seiner Terramaren. In der Villanova-Kultur vereint sich sein Stammesbesitz mit etruskischen Errungenschaften und mit jenem westmediterranen Rassengut, das er anscheinend im heutigen Venetien aus der Vorbevölkerung aufgenommen hatte[1]). Der Vorstoß der Urnenfelderleute, die zweifelsfrei kleinasiatische — also etruskische! — Kulturspuren mitführen, findet als ein Rückbranden der verbrennenden Italiker in die Lande, aus denen sie gekommen waren, bei O. Reche[2]) eine zwanglose Erklärung. Vom völkergeographischen Gesichtspunkte sei hinzugefügt, daß dieser Vorstoß gänzlich indogermanischer Art entspricht. Die Führerschichte war damals sicherlich noch unvermischt, wie uns dies übrigens auch die Art und Weise der nachmaligen latinischen Gentilverbände, die auf idg. Sippentum erwuchsen, dartut. Der Bau der römischen Militärlager widerspiegelt die Uranlage der Terramaren in verfeinerter Form. Indogermanisches Bauern- und Hirtentum fand in den Latinern frühzeitig Aufstieg zu der etruskischen Städteanlage. Von den Tuskern wurde das Behördensystem, aus Großgriechenland Kupfergeld und Schiffbau entlehnt[2]); die Struktur der ländererwerbenden Legionen aber ist Urgut aus der Wanderungszeit, die uns noch in Italien an der uralten Einrichtung des „ver sacrum", des heiligen Frühlings, der die Jungmannschaft zum Kampf um Felder und Frauenbesitz hinausführte, wahrhaft geopsychische Bindungen des frühgeschichtlichen Menschen zeigt.

Die Kennzeichnung der klassischen Kultur des geeinten Halbinselitalien sei

[1]) Reche, O.: Rasse und Heimat d. Idg.; a. a. O.
[2]) Hochholzer, Hans: Großgriech. Sizilien; a. a. O.

als genugsam bekannt übergangen. Ausdrücklich zu verweisen ist aber auf das große Kulturgefälle, das sich zwischen dem West- und Ostufer der Adria bis zum 3. Jahrh. v. Chr. ausbildete. Diesseits eine junge, sittenstrenge Großmacht — moralische Werte prägten seit je politische Strukturen! — jenseits ein ungestümes Hirtentum, das an den Schätzen Großgriechenlands gemessen arm, aber kämpferisch geblieben war; es ist daher nicht zu verwundern, daß mehrmals, so im Picentervolk, im südjapygischen Stamm, vielleicht auch in einem Teil der Siculer, früh illyrische Stämme die Adria überquerten. Ihren späteren Raubzügen begegnet erst Dionys von Syrakus, der 383 v. Chr. die Seeräuber aus der Ionischen Meerenge (= Str. v. Otranto) vertreiben läßt und Kolonien in der Adria anlegt[1]). 340 v. Chr. zählt Skylax von Karyanda eine Reihe illyrischer Völkerschaften auf, die größeren Verbände der Veneter, Histrer und Liburner; bei Appian erscheint eine Menge schlecht lokalisierbarer Stammesnamen: *Oxyäer, Perthenaten, Bathiaten, Talantier, Kambäer, Kinambrer, Meromenäer, Pyrissäer u. a.*; er nennt auch schon die Japyden im kroat. Hochlande, ebenso die Karner im heutigen Krain; von ihnen werden folgende Stämme erwähnt: *Dokleaten, Interphruriner, Naresier, Glintidionen, Taurisker.* Einzig die letzteren lassen sich auf die Tauern lokalisieren, ebenso wie die *Dalmater* auf Mitteldalmatien und die *Ardiäer* auf die *Naron*-(Narenta-) Mündung.

Von der Rassenstruktur der Nordwest-Balkanhalbinsel wurde bereits (s. o.) gesprochen. Die Illyrer hatten bei ihrem Einzug wohl sehr bald die Züge der (durchwegs vorillyrischen) Dinariden angenommen. Die große Mischungszone, die wir im N und W des Luxurationsherdes feststellten, deutet besonders im liburnischen Gebiet auf kleinasiatische Überreste, wie denn (vor dem Keltensturm) auch Kolonien und Faktoreien der Etrusker bis ins Illyrerland gereicht haben mochten, was die merkwürdigen nicht-idg. Namen *Liburnia, Histria, Celeja* (= heute Cilli) dartun[2]).

Die Gesamtkultur der Illyrer, so wie sie noch im Krieg mit den Römern erscheint, ist als patriarchalisches Hirtenstammestum zu bezeichnen. Dem großgriechischen Händler lieferten sie Schafe, getrocknete Fische, Gold (aus Albanien), Getreide und Meersalz. Den Römern brachten sie nach Aquileja, das am Rande des venetischen Bereiches lag, Kienholz, Harz, Pech, Schafwolle, Honig, Fett, ja sogar Sklaven[3]).

Mehr als 70 Oppida mußten die Römer allein in Histrien, Liburnien und Dalmatien mühsam erobern. Im Waldlande des Inneren opferten sich die Männer mancher Stämme eher dem Tode, als daß sie ihre Freiheit verloren. Diese Zähigkeit setzten später die Illyrer auch einer vollen Romanisierung entgegen; die Zeit der Soldatenkaiser sieht Söhne ihres Volkstums als Herrscher des Weltreichs; die urkundlichen Berichte über ihre blonde Komplexion sprechen deutlich für eine nordische Oberschichte bei den illysierten Dinarischen[4]). Das Rassegut des Nordens ging übrigens auch in der Slavenzeit nicht ganz verloren. (Verfasser vorliegender Arbeit hatte selbst Gelegenheit, besonders

[1]) Hochholzer, Hans: Adria usw., a. a. O.
[2]) Jokl, a. a. O.
[3]) Hochholzer, Hans: Kulturgeographische Grundzüge des Julischen Kulturbereichs, a. a. O.
[4]) Reche, O.: a. a. O.

im kroatisch-slavonischen Zwischenstromlande zahlreiche blonde, blauäugige Menschen in der ansässigen Bauernbevölkerung festzustellen.) Das Frühromanentum jedoch, das in Mitteldalmatien Wurzel gefaßt hatte, überdauerte den Slaveneinzug nicht. Als merkwürdige Folge der wegeteilenden Lage an der Adria, die sich in der Vorgeschichte, Frühgeschichte und in der Großen Völkerwanderung auswirkte, ergab sich das Aufgehen der norditalischen Veneter im italienischen Romanentum; sie sind die tatkräftigen und kämpferischen Gründer der Großmacht Venedig, die noch ein letztes Mal die slavisch gewordene Ostküste zu romanisieren versuchte. So überschneiden sich dort heute vorindogermanische Überreste mit dinarischen Hauptträgern, nordischen und ostischen Splittern, illyrischer Patriarchalismus mit slavischen Sprachen, mit griechisch-bzyantinischer Religion und italienischem Küstenstädtetum[1]). Auch das meist als illyrisch erklärte Albanesentum ist nach meiner Meinung aus illyrischen und sehr vielen thrakischen Resten vermischt.

Zum Abschluß. Die mannigfachen Schicksale der Italiker und Illyrer sind ein Teilausschnitt der gewaltigen Auseinandersetzung zwischen Nordmenschen und Südmenschen, zwischen heller und dunkelhaariger Rassengruppe Europas, zwischen Indogermanen und Pelasgern, uralter Stadtkultur und kämpferischen Hirten. Der Verlauf dieser Auseinandersetzung ist der Gesamtinhalt europäischer Geschichte. Landschaft, Rasse, Stammestum, Kampf und Kulturaustausch haben sie geformt; das Prinzip der Ausprägung, die überpersönliche Entelechie ist der erbbedingte Volksgeist, der auswählend vorging. Menschen solch verwickelter Schicksale mußten kämpferisch, agonistisch werden: dies das Wesen der europäischen Nationen. So formten vergangene Jahrtausende die glühenden Fragen des Heute.

[1]) Hochholzer, Hans: Die Hafenorte Südslaviens in siedlungs-, wirtschafts- und wehrgeographischer Hinsicht. Geog. Wschr. 1933.

Neue Karten der Höhenverhältnisse des Schädels

Von

Bertil J. Lundman

Mit 6 Abbildungen

Die Anthropologen berücksichtigen noch allzuwenig die Schädelhöhe (Basion-Bregma-Höhe), Kopfhöhe (Ohrhöhe) und ihre Indices; es wird ja sogar der Breitenlängenindex als „der" Schädelindex (bzw. Kopfindex) bezeichnet. Allerdings ist die Ohrhöhe bei Untersuchungen an Lebenden recht schwierig genau feststellbar[1]). Aber auch bei Veröffentlichungen großer Schädelserien sind die Höhe und ihre Indices selten angeführt. Daß man, wie es bisweilen geschieht, nur die Ohrhöhe mißt, auch wo Basion und Bregma erhalten sind, ist un-

[1]) Es sind wirklich vergleichbare Ergebnisse von Ohrhöhen-Mittel (und ihre Indices) in größerem Maßstabe bei Lebenden nicht vorhanden. Auch wenn theoretisch dieselben Meßpunkte benutzt werden, so zeigen oft die Ergebnisse, daß die Praxis unterschiedlich ist. Darum habe ich mich im folgenden nur auf Schädel beschränkt.



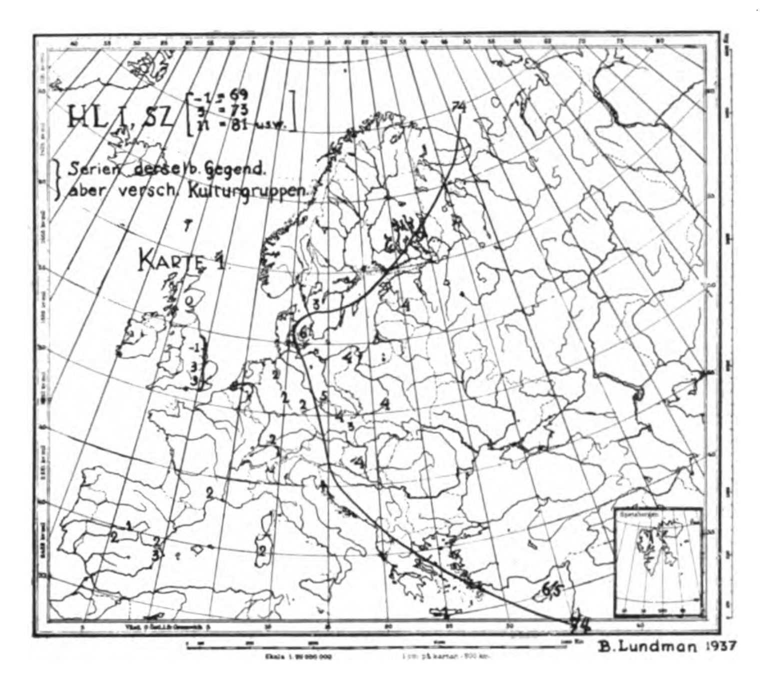


Abb. 1: Höhenlängenindex der Schädel. Europa, Steinzeit (Materialkarte)

sinnig, da man dadurch weder an die gewöhnlich benutzte Schädelhöhe anknüpfen, noch mit Sicherheit die Ohrhöhe beim Lebenden bekommen kann.

Da dem Verf. Karten über die regionalen Verschiedenheiten des HLI in der Literatur nicht bekannt sind, hat er es unternommen, das Schrifttum über Schädelserien in den Bibliotheken von Uppsala und Stockholm zu diesem Zweck durchzuarbeiten. Er hat im ganzen an 700 derartige Serien gefunden und das Material aus Europa in 1. ältere Steinzeit, 2. jüngere Steinzeit (= SZ), 3. Bronzezeit, 4. Eisenzeit (= EZ) und Frühmittelalter, 5. Hochmittelalter, 6. Neuzeit (= NZ) eingeteilt. Da die Serien aus der älteren Steinzeit, der Bronzezeit (mit Leichenverbrennung) und dem Hochmittelalter zu gering sind, wurde auf ihre Kartierung verzichtet. Aus demselben Grund war eine Aufteilung der übrigen Epochen in kleinere unmöglich. Das Material aus anderen Erdteilen wird später behandelt.

Für die obengenannten Zeitabschnitte mit einigermaßen hinreichendem Material bringe ich im folgenden Materialkarten (Abb. 1, 2, 3), außerdem eine Übersichtskarte für die NZ (Abb. 4). Bei der letzteren habe ich an einigen Stellen auch Untersuchungsergebnisse an Lebenden eintragen müssen, da andere nicht vorhanden waren und diese äußerst gut unterbaut schienen, so daß sie als völlig gesichert angesehen werden können.

Da meine Absicht nur darin bestand, die Aufmerksamkeit auf diese Dinge zu richten, will ich mich damit begnügen, einige mehr-minder naheliegende Schlußfolgerungen aus den Karten zu ziehen.

I. Am interessantesten ist es zu sehen, wie wenig die regionale Verteilung der HLI sich im Laufe der Zeitenfolge in Europa verändert hat (vgl. Abb. 2 u. 4!).

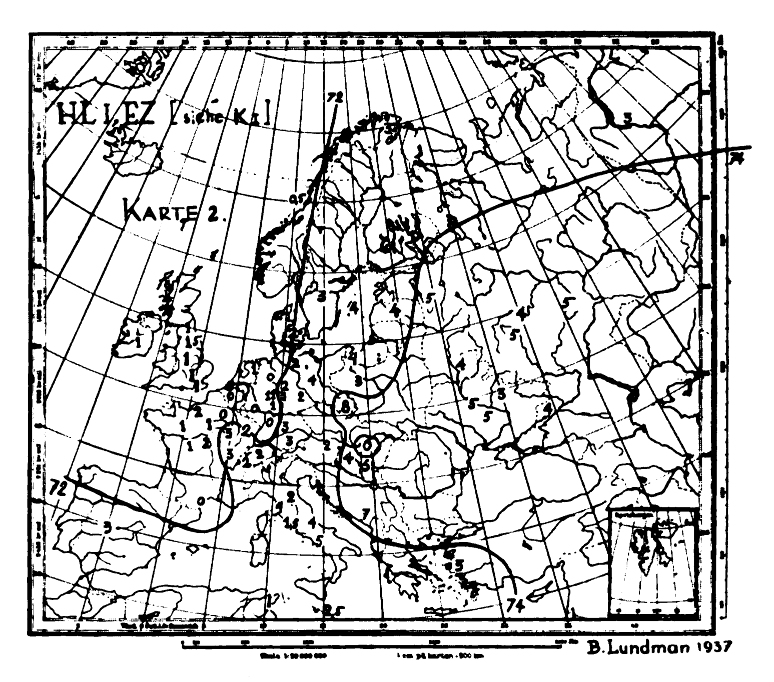


Abb. 2. Höhenlängenindex. Europa, Eisenzeit und Frühmittelalter
(Materialkarte)

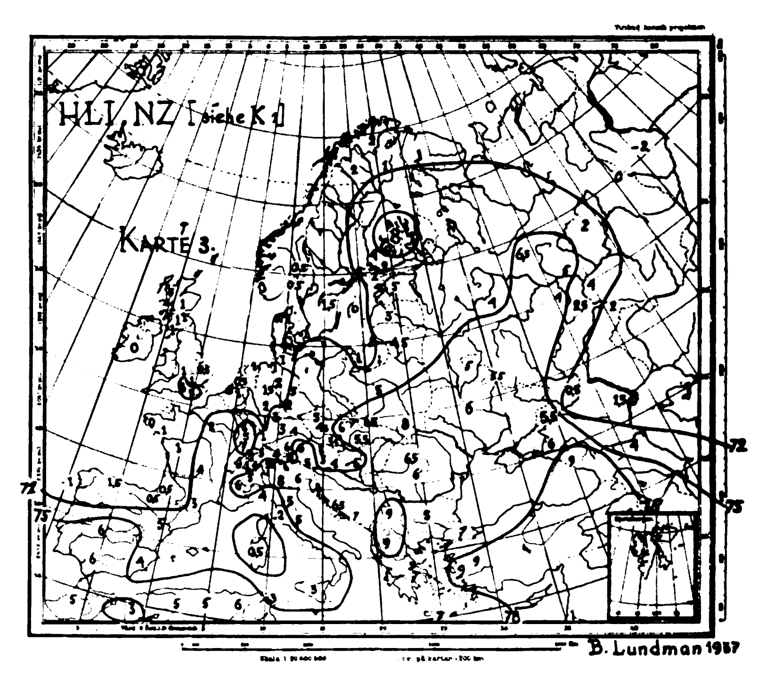


Abb. 3. Höhenlängenindex. Europa, Neuzeit
(Materialkarte)

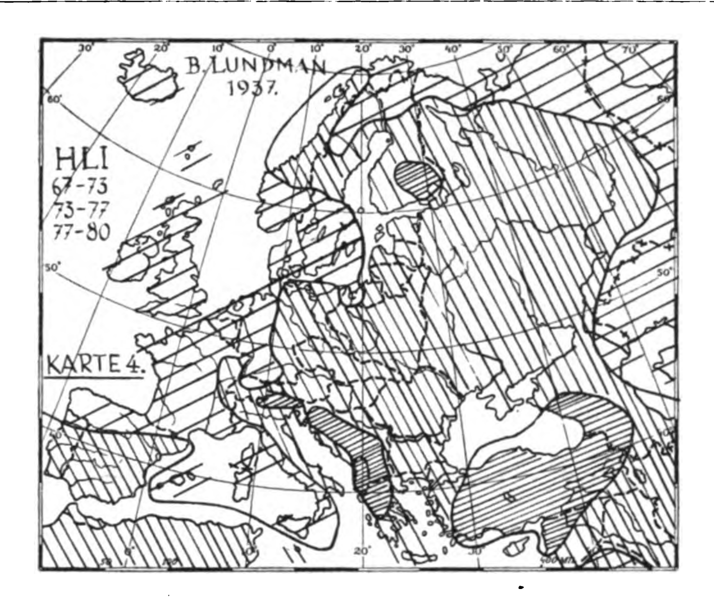


Abb. 4. Höhenlängenindex. Europa, Neuzeit

(Übersichtskarte)

Je dichter die Schraffur, desto höher der Index

(Stufen: 67–73, 73–77, 77–80)



Abb. 5. Höhenlängenindex. Asien, Neuzeit

(Übersichtskarte)

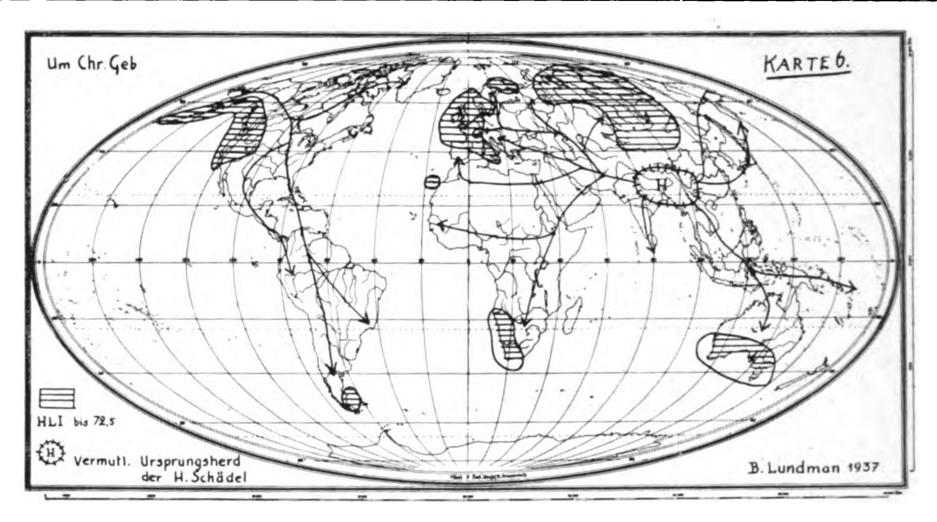


Abb. 6. Niedrigschädelige und hochschädelige Gebiete um Chr. Geburt
(Schematische Karte)

Von der Gegenwart bis in die jüngste Altsteinzeit haben wir ein hochschädeliges Gebiet in Osteuropa und ein niedrigschädeliges im Westen des Erdteils. Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Gegensatz auf die Verschiedenheiten der Schädelhöhe zwischen der Brünn- (Aurignac-) und der Cromagnonrasse und ihre Nachkommenschaften zurückzuführen ist.

II. Vergleiche zwischen den verschiedenen Karten bestärken die Ansicht, daß die alpine Rasse ihre Heimat in Mittel- und Westeuropa gehabt hat. Die Alpinen sind ja niedrigschädelig und können nicht aus dem hochschädeligen Osteuropa eingewandert sein, auch können sie wohl kaum von dem niedrigschädeligen sibirischen und tungiden Nordasien gekommen sein, besonders wenn man nunmehr weiß, wieweit ostwärts ehemals die Europiden in Asien saßen.

III. Auf der HLI-Karte der Neuzeit tritt die Polymorphie der Mittelmeerrasse sehr schön hervor:

a) im südlichen, östlichen und zentralen Teil der spanischen Halbinsel (und in Nordafrika) finden wir die hochschädelige eurafrikanide Subvarietät;

b) in Wales, West- und Südfrankreich, an der Westküste Italiens und auf den italischen Inseln, sowie auf den Azoren und Kanaren haben wir die niedrigschädelige Subvarietät der Mittelmeerrasse;

c) ebenso finden wir im östlichen Mittelrußland, Teilen von Rumänien, Bulgarien und offenbar auch Griechenland eine andere langhochköpfige mediterrane Subvarietät, nach Bunak [2]) die pontische genannt.

IV. Bemerkenswert ist es auch zu sehen, daß die (wenigstens in unseren Tagen) meist schmalgesichtigen, nordischen Bevölkerungen in Westskandinavien und besonders Großbritannien, ebenso niederschädelig sind wie die eigentlichen Fälischen. Steckt hier nicht noch eine den fenno-nordischen, teuto-nordischen und dalo-fälischen Subvarietäten gleichwertige Gruppe, die

[2]) Bunak, W.: Neues Material zur Aussonderung anthropologischer Typen unter der Bevölkerung Osteuropas. Z. Morph. XXX, 441—502, 1932.

Tabelle 1. Mittel einiger großer Serien

Populationen	Zeiten	BLI	LHI
(Alte Cromagnon-Typen . . . . . . etwa	—	74,0	70,0)
Westliche und nordwestliche Megalithiker .	—	74,5	71,5
Nordwestliche deutsche Reihengräber . . .	—	74,0	70,8
Sämtliche germanische Reihengräber . . .	—	75,0	71,4
Guanchen	M. A.	75,5	71,5
Skandinavier	E. Z.	73,0	71,5
Skandinavier	M. A.	75,0	71,5
Skandinavier	N. Z.	76,0	71,5
Frankreich, zentrale Teile	N. Z.	83,0	72,0
Schweiz und Tirol	N. Z.	83,5	73,8
(Alte Brünn-Typen . . . . etwa	—	70,0	74,0)
Ost-Mitteleuropa	S. Z.	72,0	74,5
Südrußland, Kurgane	—	75,0	74,3
Nordslaven	Fr. M. A.	75,5	73,5
Sämtliche indische Völker	(N. Z.)	73,0	74,5
Zentralrußland	N. Z.	80,5	75,5
Polen	N. Z.	81,5	75,5
Nord- und Zentralbalkan	N. S. N. Z.	85,0	78,0
Ostseefinnen	N. Z.	80,0	75,0
Lappen	N. Z.	82,0	71,5
Samojeden	N. Z.	83,0	72,0
„Echte Mongolen" u. ä.	N. Z.	82,0	71,0
Chinesen	N. Z.	78,0	77,8
Paläomalayen	N. Z.	78,0	77,0
Neomalayen	N. Z.	82,5	79,0
Indianer, Nord- und Zentralchile	N. Z.	79,7	77,2
Indianer, Nordwesten der Vereinigten Staaten	N. Z.	77,0	71,5
Indianer, Nordosten der Vereinigten Staaten	N. Z.	74,0	74,0
Behringvölker	N. Z.	76,0	74,0
Eskimo, Grönland	—	71,0	74,0
Südaustralier	N. Z.	70,0	70,0
Nordaustralier	N. Z.	70,5	73,5
„Papua und Melanesier"	N. Z.	72,0	74,3
Afrikanische Neger	N. Z.	73,3	73,7
Koisanide	N. Z.	73,5	70,2
Nordwestafrika („Berber" und „Araber") .	N. Z.	74,5	74,5
Urägypter	—	72,7	73,5
Altägypter	—	74,6	73,2
Kopten	N. Z.	77,5	72,0
Neuägyptische Städter	—	75,0	76,0
Europäische Juden	N. Z.	81,5	73,0
Pompeji Rom-L.	—	79,3	73,7
Ganze Menschheit . . . . etwa	—	78,5	74,0

E. Z. = Eisenzeit (und frühestes M. A.)
M. A. = Mittelalter
N. Z. = Neuzeit
S. Z. = Steinzeit (jüngere)

man wohl dem Göthatypus der schwedischen Forscher gleichsetzen könnte? Dann müßte man noch eine neue nordische Subvarietät in dem ziemlich hochschädeligen Tröndetypus in Nordnorwegen, Nordschweden und Westfinnland erkennen (nach Bryn und meinen noch nicht veröffentlichten Forschungen). Oder sind diese Tröndetypen fenno-nordid? Sicher ist, daß ihr Haar mehr rötlichblond ist und die Gesichter mehr eckig sind.

Für die übrigen Weltteile sind die Schädelserien noch zu wenig zahlreich, um daraus Karten anzufertigen. Ich bringe nur eine Übersichtskarte für Asien (Abb. 5). Hier treten sowohl Bedeutung als auch Schwächen solcher Karten über die Verbreitung einzelner Eigenschaften klar hervor.

Hervorzuheben ist besonders der sehr deutliche Unterschied zwischen dem durchgehend niedrigschädeligen tungid-westsibiriden Nord- und Zentralasien (doch ohne die meist turaniden südwestlichen und südlichen Randgebiete) und

das äußerst hochschädelige sinid-palämongolide südöstliche Asien, was offenbar eine sehr wichtige Tatsache darstellt. Die Begrenzung einer solchen Karte zeigt sich dagegen in der gleichmäßigen Bezeichnung von ganz Vorderindien trotz der dort vorhandenen starken Rassengegensätze. Die einzelnen Serienzahlen zeigen sogar, daß der HLI bei sämtlichen langschädeligen Rassen Vorderindiens (Indiden verschiedener Art, Weddiden und Indomelaniden) völlig derselbe ist.

Die Verbreitung der Niedrigschädeligen über die ganze Welt zeigt Abb. 6 (bis 72,5). Man kann darauf sehen, daß ihre Verbreitung noch vor einigen Jahrhunderten nur auf alte Rückzugsgebiete beschränkt war.

Eine Anzahl typischer Mittelwerte des HLI bei einigen wichtigen Populationen verschiedener Zeiten sind in Tabelle 1 zusammengestellt. Sämtliche Werte beziehen sich auf eine genügend große Anzahl Schädel (selten unter 100, meist mehrere Hundert), was bei anderen Autoren (Martin) nicht immer der Fall ist. Auf ein Verzeichnis der hier benutzten Literatur muß dagegen verzichtet werden.

Rassendiagnose der Ungarn

Von

S. Wellisch, Wien

Mit 1 Abbildung und 6 Tabellen

Das Ausgangsmaterial

Die Ungarn, die sich selbst Magyaren nennen, hatten ihre Urheimat östlich vom mittleren Ural und nördlich vom Altaigebirge, zogen von dort in die Steppe zwischen Don und Dnjepr, wo sie unter die Herrschaft der turko-tatarischen Chasaren gerieten. Von türkischen, aus dem Wolgagebiete vorrückenden Stämmen bedrängt, wanderte der größte Teil von ihnen westwärts über die Ländereien am Dnjestr, Prut und Seret nach dem östlichen Gebiete des heutigen Ungarn, um — von den Petschenegen und Bulgaren daraus wieder vertrieben — vorübergehend die Walachei zu besetzen. Im Jahre 897 n. Chr. drangen sie neuerdings in die Donau- und Theißebene ein, wo sie, die daselbst ansässigen Slawen auseinandertreibend, endlich festen Fuß faßten.

Zahlreich sind die Völker, die schon lange vor der dauernden Niederlassung der Ungarn im mittleren Donaulande saßen oder dieses Land nur durchzogen hatten. Den von F. v. Luschan aufgezählten Völkern der Daken, Bastarner, Geten, Illyrer, Pannonier, Sarmaten, Jazygen, Vandalen, Bulgaren, Alanen, Awaren, Hunnen, Sueven, Quaden, Markomannen, Gepiden, Langobarden und Goten, werden von L. Bartucz ergänzend die Agathysen, Petschenegen, Kumanen, Mongolen, Tataren und Türken angefügt, man könnte ebensogut noch die Stämme der Thraker, Morawen, Roxolanen, Pomoren, Polianen, Walchen, Chorevaten, Chasaren und viele andere dazurechnen. Die unter allen diesen Völkerschaften nach und nach stattgefundenen Bewegungen lassen von vornherein eine bunte Rassenzusammensetzung der Ungarn erwarten, und dies um so mehr, da im Verlaufe der folgenden Jahrhunderte in dem Völkerhorst des Karpathengebietes Tschechen, Slowaken, Bulgaren, Serben, Rumänen,

Ruthenen, Polen, Deutsche und Juden sich angesiedelt hatten. Aus der daraus unvermeidlich eingetretenen tausendjährigen Blutmischung erklärt sich im anthropologischen und serologischen Aufbau der Einwohnerschaft Ungarns das gegenwärtig verwickelte Gefüge, das vor allem anderen die bodenständigen Landbewohner von der Großstadtbevölkerung in Budapest rassisch deutlich unterscheiden läßt. Die Unterschiede dieser beiden Entwicklungsformen geben sich besonders auffallend in den relativen Häufigkeiten der Blutgruppengene O, A und B oder der Genzahlen r, p, q zu erkennen, wie dies aus der Tabelle 1, wo die Untersuchungsreihen für Land und Stadt gesondert gruppiert erscheinen, zu ersehen ist. Sie dienen den nachstehenden Untersuchungen als Ausgangsmaterial.

Manche Forscher bezeichnen die Angehörigen der von ihnen untersuchten Volksgruppen als „Vollblutungarn", „Altungarn" oder „reinrassige Magyaren". Wieweit diese Bezeichnungen berechtigt sind, wird sich im Gange der vorliegenden Ausführungen erweisen.

Tabelle 1. Blutgruppen und Genzahlen der Ungarn

Untersucher	O	A	B	AB	r	p	q
Bodenständige Landbewohner							
Verzár-Weszeczky	465	570	282	183	55,68	28,41	15,91
	31,00	38,00	18,80	12.20			
O. Weszeczky	151	205	101	93	52,40	30,18	17,42
	27,46	37,27	18,36	16,91			
A. v. Jeney	261	371	321	219	47,19	27,88	24,93
	22,27	31,65	27,39	18,69			
G. Manuila	191	281	139	77	52,69	30,44	16,87
	27,76	40,85	20,20	11,19			
K. Csörsz	462	663	465	158	51,41	28,00	20,59
	26,43	37,93	26,60	9,04			
A. Schmidt	69	88	46	26	54,89	28,52	16,59
	30,13	38,43	20,09	11,35			
E. v. Rosztóczy	257	391	220	169	49,78	30,72	19,50
	24,78	37,70	21,22	16,30			
Rosztóczy-Jeney	30	47	15	8	54,77	32,95	12,28
	30,00	47,00	15,00	8,00			
L. v. Méhely	123	250	60	40	50,99	37,80	16,21
	26,00	52,85	12,69	8,46			
Insgesamt	2009	2866	1649	973	51,77	29,50	18,73
	26,80	38,22	22,00	12,98			
Großstadtbevölkerung in Budapest							
O. Weszeczky	357	433	157	53	59,75	28,72	11,53
	25,70	43,30	15,70	5,30			
G. Kiss	1496	1719	759	268	59,39	27,39	13,22
	35,27	40,55	17,89	6,32			
Ferró-Gajzágó	253	456	196	95	50,30	33,45	16,25
	25,30	45,60	19,60	9,50			
Lenart-Lajta	225	261	99	39	60,05	28,07	11,88
	36,06	41,83	15,86	6,25			
Insgesamt	2331	2869	1211	455	58,27	28,46	13,27
	33,95	41,78	17,64	6,63			

Die Rassenformeln der Ungarn

Über die rassische Beschaffenheit der Ungarn sind die Meinungen noch sehr geteilt. Es herrschen vor allem zwei entgegengesetzte Auffassungen in den Fachkreisen, indem die einen die Altungarn für eine Volksgruppe rein

mongoliden Ursprungs halten, die ihre mongolischen Züge bis heute bewahrt haben, die anderen hingegen sie als einen schwach mongoliden Zweig der alpinen Rasse ansehen, an dem „kaum ein asiatisch-mongolischer Zug mehr wahrzunehmen ist". Von E. Fischer bis J. Kollmann gibt es die verschiedensten Zwischenansichten.

Nach J. Kollarits (1924) ist das heutige Ungartum ein Gemisch von ostbaltischen, alpinen und dinarischen Typen mit vorderasiatischem und mongolischem Einschlag. H. F. K. Günther (1926) sieht in den Magyaren ein Volk ursprünglich ostbaltischer Rasse mit einem innerasiatischen und leichten nordischen Einschlag, das aber seit seiner Ansiedlung innerhalb seiner heutigen Gebiete das leibliche Bild durch Aufnahme ostischen, dinarischen und nordischen Blutes sehr verwandelt hat. L. v. Méhely (1934) hält die von ihm untersuchten Bewohner des Komitates Veszprem für einen ursprünglich mongoloiden Menschenschlag tatarischer Herkunft und betrachtet sie als zur ugrischen (ostbaltischen) Rasse gehörig, die durch alpine, vorderasiatische und nordische Züge getrübt wird. L. Bartucz (1935) stellt bei den Altungarn als herrschende Rassenformen neben der hellen ostbaltischen (osteuropiden) Rasse den als kaukasisch-mongolische Mischrasse gekennzeichneten, nach der Theißer Tiefebene benannten „Alföld-Typus" fest, der sich von der alpinen Rasse durch seine nähere Verwandtschaft mit dem turaniden Rassenkreis unterscheidet. Außer diesen beiden vorherrschenden Typen kommen aber nach Bartucz auch mongolide, turanide, armenide, nordische, mediterrane und dinarische Einschläge vor. In quantitativer Hinsicht liegen nur spärliche Mitteilungen vor, die sich gegenseitig stark widersprechen. Im Landesdurchschnitt der Ungarn sind beispielsweise vertreten:

nach Kollarits (1924)		nach Czekanowski (1930)	
Nordische	4%	Nordische	21,2%
Mediterrane	1%	Mediterrane	12,4%
Alpine	15%	Armenide	22,6%
Baltische	35%	Laponoide (Osteuropide + Alpine + X)	38,7%
Dinarische	20%	Asiatische	5,1%
Kaukasische (Armenide)	20%		
Mongolide	5%		

Den Schilderungen ungarischer Ethnologen und Geschichtsforscher entsprechend können im Einklange mit den Blutgruppenuntersuchungen folgende Rassenformeln der Ungarn aufgestellt werden:

Bodenständige Landbewohner: S_{30} Ar_{23} T_{18} O_{18} A_{3} M_{2} D_{2} N_{2} L_{2}
Großstadtbevölkerung: S_{10} Ar_{10} T_{10} O_{18} A_{18} M_{12} D_{12} N_{10}.

Demnach sind im Magyarentum die asiatischen Rassenelemente der Sibiriden S, Armeniden Ar, Turaniden T und Lappiden L in der Landbevölkerung viel stärker vertreten, als in der Stadt, wo die europäischen Rassenbestandteile der Alpinen A, Mediterranen M, Dinarischen D und Nordischen N mehr festen Fuß faßten, die Osteuropiden O ihren Bestand bewahren konnten, die lappiden Züge aber fast ganz verschwunden sind. Diese zwangsläufig aufgestellten Rassenformeln bestätigen insbesondere die von Luschan gemachte Aussage, „daß die asiatischen Elemente unter den Magyaren trotz der seit mehr als einem Jahrtausend fortgesetzten Mischung mit europäischen Typen und trotz der dadurch notwendig bedingten starken Blutverdünnung sich noch immer und in überraschender Häufigkeit nachweisen lassen".

Serologische Prüfung der Rassenformeln

Um sich von der Zuverlässigkeit der Rassenformeln zu überzeugen, hat man die nach Maßgabe ihrer Fußziffern berechneten Anteile der den verschiedenen Rassen zukommenden Merkmale nach Stufen gesondert zu summieren und sodann zu prüfen, ob die daraus gewonnenen Merkmalsverhältnisse mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Als Rassenmerkmal eignen sich hiezu theoretisch wie praktisch am besten die Blutgruppen, weil sie unter allen Merkmalen am leichtesten und schärfsten zu fassen sind und eine strenge rechnungsmäßige Prüfung zulassen. Sie sind es auch, die überhaupt eine systematische Rassendiagnose für irgendein anderes Merkmal erst ermöglichen und daher methodisch immer dabei den Anfang zu machen haben. Zu diesem Behufe schreiben wir die in der „Zeitschr. f. Rassenphys." (s. Schrifttum) rechnerisch abgeleiteten Häufigkeiten der Blutgruppengene der hier in Betracht kommenden Rassen in der Tabelle 2 zusammen.

Tabelle 2. Blutgruppen-Genzahlen der Rassen

Rasse	r	p	q
Nordische . . . . . . N	66,14	28,45	5,41
Mediterrane . . . . . M	64,14	31,66	4,20
Alpine . . . . A	64,92	22,18	12,90
Dinarische . . . . . . D	65,10	30,10	4,80
Osteuropide . . . . . O	53,16	31,82	15,02
Sibiride . . . . S	53,73	15,88	30,39
Armenide . . . . . . Ar	37,45	61,13	1,42
Turanide . . . . . . T	58,34	9,05	32,61
Lappide L	56,33	37,28	6,39

Werden die den beiden Rassenformeln entsprechenden hundertsätzigen Anteile dieser Genzahlen ermittelt und addiert, so erhält man folgende Summen:

Rasse	r	p	q
30% Sibiride	16,12	4,76	9,12
23% Armenide	8,61	14,06	0,33
18% Turanide	10,50	1,63	5,87
18% Osteuropide	9,57	5,73	2,70
3% Alpine	1,95	0,66	0,39
2% Mediterrane	1,28	0,63	0,09
2% Dinarische	1,30	0,60	0,10
2% Nordische	1,32	0,57	0,11
2% Lappide	1,12	0,75	0,13
100% Bodenständige Ungarn	51,77	29,39	18,84
10% Sibiride	5,37	1,59	3,04
10% Armenide	3,75	6,11	0,14
10% Turanide	5,83	0,91	3,26
18% Osteuropide . . .	9,57	5,73	2,70
18% Alpine	11,69	3,99	2,32
12% Mediterrane	7,70	3,80	0,50
12% Dinarische	7,81	3,61	0,58
10% Nordische	6,61	2,85	0,54
100% Budapester Ungarn . .	58,33	28,59	13,08

Die so rassenanalytisch erhaltenen Summenergebnisse stimmen mit den entsprechenden in der Tabelle 1 angeführten Beobachtungswerten recht gut überein. Die durchschnittlichen Abweichungen betragen bei den bodenständigen

Landbewohnern ±0,07%, bei der Stadtbevölkerung ±0,13%, womit der Nachweis für die Glaubwürdigkeit der aufgestellten Rassenformeln erbracht ist.

Völkeranalytische Prüfung der Rassenformeln

Die rassenanalytisch ermittelten Genzahlenverhältnisse können auf einem zweiten, davon unabhängigen Wege aus den durch völkische Zumischungen hervorgerufenen Veränderungen in der rassischen Zusammensetzung der Magyaren überprüft werden. Dabei spielen die in der Tabelle 3 durch ihre Genzahlen gekennzeichneten, in das Ungartum hineingeratenen Völker die Hauptrolle.

Tabelle 3. Genzahlen der Fremdvölker

Volksgruppe	Untersucher	r	p	q
Deutsche Siedler in Ungarn .	Hesch, Manuila, Verzár-Weszeczky	62,96	28,77	8,27
Rumänen	Jonescu, Popoviciu	62,58	26,72	10,70
Bulgaren	Hirszfeld	62,45	26.92	10,63
Serben	Hirszfeld	61,64	27,24	11,12
Tschechen	Polák	64,65	23,92	11,43
Slowaken	Manuila	66,85	21,25	11,90
Polen	Halber-Mydlarski	61,15	25,81	13,04
Ukrainer	Penzig	65,32	23,78	10,90
Juden	berechnet	62,15	26,31	11,54

Die voneinander stark abweichenden Beobachtungsreihen der Tabelle 1 lassen vermuten, daß die verschiedenen Untersucher bei der Auswahl des Menschenmaterials sowohl auf dem Lande als auch in der Hauptstadt verschieden streng vorgegangen sind, daß sie mehr oder weniger darauf Bedacht genommen haben, ob beide Eltern oder nur ein Teil davon Vollblutungarn, ob Vater und Mutter magyarisierte Ausländer oder gar nur ungarisch sprechende Einwohner waren. Wie schwierig es ist, solche Erhebungen zu pflegen, beweisen die großen Unterschiede zwischen den von J e n e y und R o s z t ó c z y in demselben Szegeder Bezirke unter Verwendung von Namen- und Familienanalysen erhaltenen Ergebnisse. Ist es doch der untersuchten Person oft gar nicht möglich, über ihre Abstammung eine befriedigende Auskunft zu geben. Deshalb ist es auch bevölkerungsstatistisch nicht leicht, den blutmäßigen Anteil eines fremden Volkes an der seßhaften Bevölkerung festzustellen, weil es dabei nicht auf den Geburtsort, die Sprache oder die Religion, sondern lediglich auf den Nachweis der Abstammung ankommt. Wenn beispielsweise die Zahl der Juden in Budapest im Jahre 1900 mit 23,6% oder im Jahre 1930 mit 20,3% angegeben wird, so beträgt einerseits der rassisch zu bewertende Anteil der Juden an der hauptstädtischen Einwohnerschaft sicherlich mehr als die Zahl der Juden mosaischen Glaubens, anderseits beträgt die Menge der in Budapest zu den Blutgruppenuntersuchungen einbezogenen „Ungarn“ jüdischen Blutes offenbar nur einen Bruchteil des angegebenen Anteiles. Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn er mit 5% geschätzt wird. Was die Deutschen in Ungarn anbetrifft, so sind sie so zahlreich, daß J. B. K ü c h e l b e c k e r, der die Magyaren zu den Slawen rechnete und auch die Rumänen außer acht ließ, in seiner Schrift über die „Allerneueste Nachricht vom röm.-kayserl. Hofe“ (Hannover 1732) schon vor 200 Jahren der Anschauung sein konnte, daß die Einwohner Ungarns lediglich aus Slawen und

Deutschen bestehen. In der Zeit von 1768 bis 1789 wurden fast 12 500 deutsche Familien oder 55 000 Personen in Ungarn auf Staatskosten angesiedelt, neben welchen auch noch zahlreiche Einbürgerungen auf Privatkosten stattfanden. G. A. Küppers-Sonnenberg, der in „Volk und Rasse" (1937) einen „rassenkundlichen Streifzug durch den so heiß umkämpften Raum im Überschneidungsgebiete von Abendland und Morgenland" unternahm, fiel es auf, wie stark heute noch der deutsche Anteil an der Bevölkerung im Donaubecken, insbesondere in Ofen-Pest ist. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn der Anteil der daselbst nach Blutgruppen untersuchten „Ungarn" deutschen Blutes mit 25% angesetzt wird.

Aus ähnlichen Erwägungen kann geschlossen werden, daß die zur Blutgruppenuntersuchung herangezogenen Einwohner der Hauptstadt außer den 25% Deutschen und 5% Juden aus 8% Rumänen, 7% Bulgaren und je 3% Serben, Tschechen, Slowaken, Polen und Ukrainern, also zusammen aus 22% Slawen bestehen, so daß für die eigentlichen, bodenständigen Ungarn daselbst bloß 40% übrigbleiben. Zur Probe bilden wir die Summen der Genzahlen von

	r	p	p
40% bodenständigen Ungarn . .	20,67	11,87	7,46
25% Deutschen	15,74	7,19	2,07
8% Rumänen	5,01	2,14	0,85
7% Bulgaren	4,37	1,89	0,74
3% Serben	1,85	0,82	0,33
3% Tschechen	2,00	0,64	0,36
3% Slowaken	1,94	0,72	0,34
3% Polen	1,84	0,77	0,39
3% Ukrainern	1,96	0,71	0,33
5% Juden	3,11	1,31	0,58
100% Budapester Ungarn	58,49	28,06	13,45
beobachtet laut Tabelle 1	58,27	28,46	13,27

mit einer durchschnittlichen Abweichung von ± 0,27%.

Eine entsprechende Überlegung läßt darauf schließen, daß in der ungarischen Landbevölkerung das Blut von beiläufig 88% reinrassiger Magyaren oder Vollblutungarn, 5% Deutschen und je 1% aller übrigen in der Tabelle 3 angeführten Völker (mit Ausschluß der Juden) steckt. Denn es ist:

	r	p	q
5% Deutsche	3,15	1,44	0,41
1% Rumänen	0,62	0,27	0,11
1% Bulgaren	0,62	0,27	0,11
1% Serben	0,62	0,27	0,11
1% Tschechen	0,65	0,24	0,11
1% Slowaken	0,67	0,21	0,12
1% Polen	0,61	0,26	0,13
1% Ukrainer	0,65	0,24	0,11
12% Fremde	7,59	3,20	1,21
ab von 100% Bodenständigen	51,77	29,50	18,73
verbleiben 88% Vollblutungarn	44,18	26,30	17,52
demnach 100% Vollblutungarn	50,20	29,89	19,91

Vergleicht man die hier völkeranalytisch erhaltenen Ergebnisse für die Vollblutungarn mit den Zahlenverhältnissen der Tabelle 1 für die ungarischen Landbewohner, so geben sich die von Rosztóczy in den Gebieten um Szegedin untersuchten Leute noch am ehesten als Kernmagyaren zu erkennen.

Von den übrigen Beobachtungsreihen heben sich die von Méhely durch übermäßiges A-Blut, die von Jeney durch zu reichliches B-Blut von den Vollblutungarn ab.

Vollblutungarn

Schließt man den bisherigen Ausführungen zufolge auf die möglicherweise bestandene Rassenzusammensetzung der Alt- oder Vollblutungarn, so könnte hiefür im Einklange mit den Rassenformeln für Land und Stadt mit großer Wahrscheinlichkeit die Rassenformel

$$S_{38}\, Ar_{26}\, T_{18}\, O_{14}\, L_{4}$$

angesetzt werden. Die damit rassenanalytisch berechneten Genenverhältnisse ergeben sich wie folgt:

	r	p	q
38% Sibiride	20,42	6,03	11,55
26% Armenide	9,74	15,89	0,37
18% Turanide	10,50	1,63	5,87
14% Osteuropide	7,44	4,46	2,10
4% Lappide	2,25	1,49	0,26
100% Vollblutungarn	50,35	29,50	20,15

Sie weichen von den völkeranalytisch abgeleiteten Zahlen im Durchschnitt nur um ± 0,26% ab. Die so geprüfte und als glaubwürdig anzusehende Rassenformel der Vollblutungarn weist darauf hin, daß sie im Vergleiche mit den heutigen Ungarn als eine viel einheitlichere Masse in ihre gegenwärtigen Wohnsitze gelangt sind.

Berechnet man mit den unmittelbar aus der Rassenformel erhaltenen Werten der Vollblutungarn die der Bodenständigen auf völkeranalytischem Wege, so erhält man:

	r	p	q
12% Fremde wie zuvor	7,59	3,20	1,21
88% Vollblutungarn	44,31	25,96	17,73
100% Bodenständige	51,90	29,16	18,94

Sie weichen von den Beobachtungswerten der Tabelle 1 durchschnittlich bloß um ± 0,23% ab, und bestätigen damit die Zuverlässigkeit der getroffenen Annahmen.

Tabelle 4. Übersicht

Volksteil und Rassenformel	r	p	q
Vollblutungarn $S_{38}\, Ar_{26}\, T_{18}\, O_{14}\, L_{4}$			
rassenanalytisch berechnet	50,35	29,50	20,15
völkeranalytisch berechnet	50,20	29,89	19,91
Landungarn $S_{30}\, Ar_{23}\, T_{18}\, O_{18}\, A_{3}\, M_{2}\, D_{3}\, N_{2}\, L_{2}$			
laut Tabelle 1 beobachtet	51,77	29,50	18,73
rassenanalytisch berechnet	51,77	29,39	18,84
völkeranalytisch berechnet	51,90	29,16	18,94
Stadtungarn $S_{10}\, Ar_{10}\, T_{10}\, O_{18}\, A_{18}\, M_{12}\, D_{12}\, N_{10}$			
laut Tabelle 1 beobachtet	58,27	28,46	13,27
rassenanalytisch berechnet	58,33	28,59	13,08
völkeranalytisch berechnet	58,49	28,06	13,45

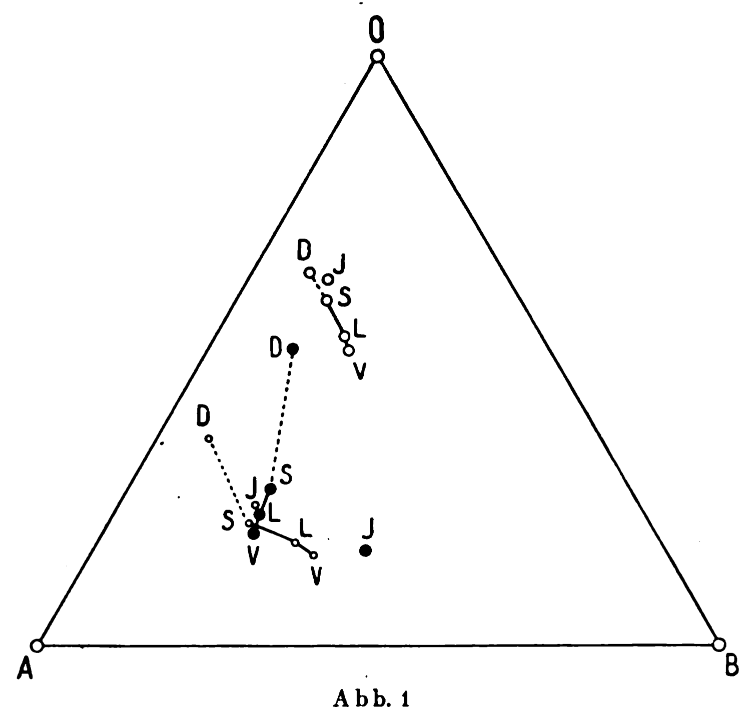


Abb. 1

V = Vollblutungarn, L = Landungarn, S = Stadtungarn, D = Deutsche, J = Juden

Die Tabelle 4 zeigt übersichtlich die serologisch-rassische Entwicklung der asiatischen Magyaren zufolge Vermischung mit europäischen Völkerschaften. Seit der Landnahme hat das O-Blut bei den Landbewohnern um etwa 1½%, bei der Budapester Stadtbevölkerung um 8% zugenommen, während das A-Blut auf dem Lande um kaum ½%, in der Stadt um rund 1% und das B-Blut auf dem Lande gegen 1%, in der Hauptstadt um etwa 7% abgenommen hat. Recht anschaulich stellen sich diese Verhältnisse in der beigegebenen Abbildung dar, wo die Vollblutungarn V, die Landungarn L und die Stadtungarn S neben den Deutschen D und den Juden J serographisch durch leere Kreise gekennzeichnet sind.

Anthropologische Kennzeichen der Ungarn

Nachdem sich die Rassenformeln der Ungarn als verläßliches Mittel zur Aufstellung der serologischen Rassenanalyse bewährt haben, kann nunmehr an die anthropologische Rassendiagnose, d. h. an die rechnerische Erschließung der bei den anthropologischen Merkmalen, z. B. der Körperhöhe und Haarfarbe im Landesdurchschnitt bestehenden, nach Abstufungen angeordneten Verhältnisse geschritten werden. Zu diesem Behufe stellen wir zunächst für die hier in Betracht kommenden Rassen die aus der „Zeitschrift für Rassenkunde" übernommenen rassenanalytischen Formeln in betreff der Körperhöhen und Haarfarben zusammen. Die Tabelle 5 enthält die hundertsätzigen Anteile an den mittleren Körperhöhen „groß" = 1,85 m, „mittel" = 1,65 m, „klein" = 1,45 m und an den mittleren Haarfarbentönen „hell" = 15°, „mittel" = 50°, „dunkel" = 85° der in 100 Graden eingeteilten Tonstärkenskala vom hellsten Weißblond = 0° bis zum tiefsten Blauschwarz = 100°.

Tabelle 5. Körperhöhen und Haarfarben der Rassen

Rasse	Körperhöhe			Haarfarbe		
	groß	mittel	klein	hell	mittel	dunkel
Nordische	45	55	0	90	10	0
Mediterrane	10	60	30	4	46	50
Alpine	10	70	20	8	72	20
Dinarische	40	50	10	4	68	28
Osteuropide	15	65	20	60	40	0
Sibiride	10	45	45	10	80	10
Armenide	20	55	25	19	56	25
Turanide	25	55	20	14	43	43
Lappide	0	35	65	0	0	100

Werden die gemäß den Rassenformeln nach Maßgabe ihrer Fußzahlen berechneten Anteile der Merkmale summiert, so erhält man für die Vollblutungarn:

Rassenanteile	Körperhöhe			Haarfarbe		
	groß	mittel	klein	hell	mittel	dunkel
38% Sibiride	3,80	17,10	17,10	3,80	30,40	3,80
26% Armenide	5,20	14,30	6,50	4,94	14,56	6,50
18% Turanide	4,50	9,90	3,60	2,52	7,74	7,74
14% Osteuropide	2,10	9,10	2,80	8,40	5,60	0,00
4% Lappide	0,00	1,40	2,60	0,00	0,00	4,00
100% Vollblutungarn	15,60	51,80	32,60	19,66	58,30	22,04

Körperhöhenindex: $0{,}156 \cdot 1{,}85 + 0{,}518 \cdot 1{,}65 + 0{,}326 \cdot 1{,}45 = 1{,}616$ m.
Haarfarbenindex: $0{,}197 \cdot 15 + 0{,}583 \cdot 50 + 0{,}220 \cdot 85 = 50{,}8^{\circ}$.

In ähnlicher Weise erhält man für die bodenständigen und großstädtischen Ungarn die in der Tabelle 6 ersichtlichen Verhältnisse.

Tabelle 6. Körperhöhen und Haarfarben der Ungarn

Ungarn	Körperhöhe				Haarfarbe			
	groß	mittel	klein	Index	hell	mittel	dunkel	Index
Reinrassige	15,6	51,8	32,6	1,616	19,7	58,3	22,0	50,8
Bodenständige	17,0	53,9	29,1	1,626	22,9	56,5	20,6	49,2
Hauptstädtische	20,5	58,5	21,0	1,649	26,5	52,7	20,8	48,0

Darnach haben sich bei der einheimischen Bevölkerung Ungarns, wie schon Bartucz aus Messungen an zahlreichen Schädeln und Skeletten aus verschiedenen Kulturepochen nachgewiesen hat, seit der Landnahme durch die Einwanderung fremder Volkselemente die Leute mit großem und mittleren Wuchs nach und nach vermehrt, die von kleiner Statur dagegen vermindert. Gleichzeitig hat der Pigmentierungsgrad allmählich abgenommen.

In der Abbildung sind die Körperhöhen und Haarfarben der drei Entwicklungsstufen: Vollblutungarn V, Landungarn L und Stadtungarn S neben den Deutschen D und den Juden J durch kleine Ringelchen bzw. durch volle Kreise in ihren gegenseitigen Lagen gegenüber den Polen des sogenannten Rassendreieckes zur Darstellung gebracht. Die bodenständigen Landungarn kommen immer zwischen den Vollblut- und Großstadtungarn zu liegen. In bezug auf

die Körperhöhen steht V dem „Kleinpol" B, hinsichtlich der Haarfarben steht S dem „Hellpol" O am nächsten. Die Deutschen befinden sich weit außerhalb des Zuges VLS, die Juden stehen überall abseits der Linie SD.

Schrifttum

Verzár, F. und Weszeczky, O.: Rassenbiologische Untersuchungen mittels Isohämagglutination. Biochem. Zeitschr. 1921, Bd. 126, S. 33—39. — v. Luschan, F.: Völker, Rassen, Sprachen. Berlin 1922. — v. Jeney, A.: Rassenbiologische Untersuchungen in Ungarn. Deutsche med. Wochenschr. 1923, 49. Jahrg., S. 546—547. — Kollarits, J.: Die Rassenbestandteile des heutigen Ungarntums. Zeitschr. f. ind. Abst. 1924, Bd. 32, S. 422. — v. Rosztóczy, E.: Untersuchungen über Isohämagglutination in der Umgebung von Szegedin. Zeitschr. f. Rassenphys. 1931, Bd. 4, S. 145—154. — v. Méhely, L.: Blut und Rasse. Zeitschr. f. Morph. A. 1934, Bd. 34, S. 244—257. — Bartucz, L.: Ein Abriß der Rassengeschichte Ungarns. Zeitschr. f. Rassenk. 1935, Bd. 1, S. 225—240. — Wellisch, S.: Serologische Rassenanalyse. Zeitschr. f. Rassenphys. 1937, Bd. 9, S. 37 bis 48 usw. — Wellisch, S.: Anthropologische Rassenanalyse. Zeitschr. f. Rassenk. 1937, Bd. 5, S. 144—152 und S. 228—295. — Wellisch, S.: Rassendiagnose der Juden. Antropos 1937, Bd. 32, S. 783—794.

Volkscharakter und Rassenseele

Von

Friedrich Keiter, Hamburg

Ein vor kurzem erschienenes, großes, zusammenfassendes volkskundliches Werk über den deutschen Volkscharakter gibt mir Veranlassung, meine Beiträge zu einer Prinzipienlehre der Volkscharakterkunde, die ich in der Arbeit „Ansätze zur Volkscharakterkunde im volkskundlichen Schrifttum, ein rassenseelenkundlicher Überblick", niedergelegt habe (Z. f. Rassenkunde *4*, S. 43—65), in verschiedener Richtung zu ergänzen.

Das neue Sammelwerk Martin Wählers[1]) ist in methodischer Hinsicht durchaus noch ein echtes Stück der geisteswissenschaftlichen Volkscharakterkunde, wie sie in der eben genannten Arbeit gekennzeichnet wurde. Gegenüber den vorher schon vorliegenden „Ansätzen" ist die Geschlossenheit der Behandlung des ganzen deutschen Sprachgebietes neu und ist auch eine gewisse größere Vorsicht der charakterkundlichen Bemerkungen nicht zu verkennen; im übrigen sind die älteren Versuche aber nach Verfahren, Begriffsklarheit oder Ergebnissicherheit kaum übertroffen oder verbessert worden. Es ist wohl keiner unter den 36 Beiträgen führender Volkskundler, in dem man nicht eine gewisse Ratlosigkeit darüber spüren müßte, was die beabsichtigte Volkscharakterkunde und Wesenskunde der deutschen Stämme eigentlich sein solle. Das gilt auch vom Kapitel des Herausgebers über die Grundfragen der Volkscharakterkunde. Ich werde mich mit dem Inhalt, den Versuchen und Verdiensten des Wählerschen Sammelwerkes noch in einer Buchbesprechung auseinandersetzen, für vorliegenden Aufsatz ist es Anlaß, nicht hauptsächlicher Gegenstand der Erörterung. Natürlich ist dieser Aufsatz überhaupt nicht eigentlich volkskundlich gemeint, sondern entwirft die Prinzipien einer mög-

[1]) Wähler, M.: Der deutsche Volkscharakter, eine Wesenskunde der deutschen Stämme und Volksschläge. 510 S., E. Diederichs, Jena 1937.



lichen Volkscharakterkunde durchaus in Hinblick auf den von dieser zu erwartenden kulturbiologischen und rassenpsychologischen Gewinn.

Bei einer grundsätzlichen Aufrollung der Frage: Was ist Volkscharakterkunde, kann man an Hand der folgenden fünf Teilfragen oder Thesen vorzugehen suchen:

1. Was will Charakterkunde überhaupt?
2. Charakterkunde des Volkes oder der Menschen des Volkes?
3. Wieweit heißt Umwelt beschreiben Charakter beschreiben?
4. Ein Charakterbild zeichnen = Charakterunterschiede angeben.
5. Nicht Subjektivität des Urteiles, sondern Unklarheit, was zu beurteilen, ist die wichtigere Schwierigkeit.

Man sieht aus mehreren dieser Sätze, daß Volkscharakterkunde in ihren Grundfragen natürlich nicht von den Grundfragen wissenschaftlicher Charakterkunde überhaupt abgetrennt werden kann. Mit diesen ist zu beginnen.

1. Was will Charakterkunde überhaupt?

Es ist für die wissenschaftliche Erforschung des Charakters oder des Wesens eines Menschen zweckmäßig, wenn man beides gleichbedeutend als den Inbegriff seiner Verhaltensweisen per definitionem festlegt. Gewiß ist damit mancher ontologischen Rätselhaftigkeit von Wesen, Sein, Charakter ausgewichen, möglicherweise sogar voreilig ausgewichen. Aber es ist damit auch eine Denkform gefunden, mit der sich forschend arbeiten läßt. Sieht man näher zu, dann wird man auch finden, daß an der unbestimmteren Intuition „Wesen“, die irgendwie den Gesamteindruck des Menschen meint, nichts ist, was sich nicht in Form von Verhaltensangaben ausdrücken läßt. Alles lebendige „Wesen“ ist Verhalten in bestimmten Lagen und vor allem: wir können von anderen Menschen nie etwas anderes wissen, als ihr Verhalten in bestimmten Lagen.

Selbstverständlich kann die seelenkundliche Verhaltensforschung gar sehr ihren Ruf gefährden, wenn sie blindlings, und wie mit einer Stange im Nebel tappend einen Berg von Kenntnissen über belanglose Verhaltenseinzelheiten auftürmt und unter diesem Berge längst erstickt, ehe sie an die wesentlichen Fragen herankommt. So ist es dem amerikanischen „Behaviorismus“ ergangen. Auch die psychologisch bedeutsamen Charaktereigenschaften sind aber ebenso wie die unbedeutsamen Charaktereigenschaften Verhaltensweisen, und vor den letzteren vor allem dadurch ausgezeichnet, daß sie einen weiteren und dadurch fruchtbareren Einblick in die erforschte Seele geben. So ist es sicher wichtiger zu wissen, daß ein Mensch naschhaft, treu, feige ist, als zu wissen, daß er sich einmal nicht zum Zahnarzt wagte, daß er einen verletzten Freund oftmals im Krankenhaus besuchte, daß er lieber Keks als Brot ist. Diesen Vorzug haben die allgemeinen Angaben naschhaft, treu, feige aber nur, weil sie vielfältigere Erkenntnisse beinhalten und zu vielmals mehr Verhaltensvoraussagen Möglichkeit geben als die Kenntnis von bloßen Verhaltenseinzelheiten.

Zuzugeben ist auch, daß die Funktionsweise der menschlichen Seele von solcher Art ist, daß Fragen nach Naschhaftigkeit, Treue, Feigheit usw. intuitiv erfaßt zu werden pflegen, und nicht aus der Kenntnis einzelner „Verhaltens-

brocken" verstandesmäßig aufgebaut zu werden brauchen. Darum wird sich Charakterkunde von solchen intuitiv gewonnenen Fragestellungen fruchtbarerweise leiten lassen. Sie wird unter dieser Leitung jene Verhaltensproben auswählen, die Entscheidung der intuitiv aufgeworfenen Fragen: naschhaft oder nicht?, treu oder nicht? usw. geben können. In diesem Sinne wird einer von Verstehen und Intuition geleiteten, aber am Verhalten geprüften Charakterkunde hier das Wort geredet.

Der Biologe wird noch in einer besonderen Weise zwischen bedeutsamen und unbedeutsamen Kenntnissen über lebendiges Verhalten zu unterscheiden haben. Man kann je nach dem Verhältnis zum dauernderen Kern der Persönlichkeit und zu den Erbanlagen drei „Schichten" im Verhalten unterscheiden:

Aktuelle Bestimmtheit,
Wachstumsformung,
Erbbedingtheit.

Wenn z. B. von zwei Menschen der eine einem Vertreter den angebotenen Wilhelm-Busch-Band abnimmt, der andere nicht, so kann dreierlei vorliegen. Entweder hat der eine gerade Geld und der andere hat es nicht. Wäre diese aktuelle Bedingung umgekehrt, dann würde auch der andere das Buch abgenommen haben. Solcher aktueller Bedingtheiten, bei deren Wegfall auch der Verhaltensunterschied zweier Menschen wegfällt, gibt es ungemein viele. Es ist klar, daß Verhaltensunterschiede, die in dieser Weise nur durch die aktuelle Situation bedingt sind, wenig über die Menschen aussagen. Ein großer Teil der charakterkundlich unbedeutsamen Verhaltenseinzelheiten gehört in diese Kategorie des durch Änderung aktueller Bedingungen leicht änderbaren Verhaltens.

Es kann aber zweitens auch sein, daß der eine der beiden Menschen, welche das Wilhelm-Busch-Angebot bekommen, Busch schon kennt, der andere aber nicht. Dies ist dann ein Unterschied im Verhalten, der keineswegs im Augenblick wettzumachen ist, und der charakterkundlich um so schwerer wiegt, je weniger leicht er wettzumachen ist. Verhaltensunterschiede, die nur durch längere Einwirkung auf einen Menschen auszugleichen sind, nennen wir Unterschiede der „Wachstumsformung". Wachstumsformungen sind Charaktereigenschaften, die durch Wachstum und Entwickelung allmählich geworden, nun aber gutenteils unumkehrbar geformt sind. Um so bedeutsamer werden solche Wachstumsformungen für die Charakterkenntnis sein, je schwieriger sie zu erzielen und je schwieriger sie abzuändern sind.

Drittens aber könnte der eine das Buschalbum kaufen, weil er Humor hat, während der andere von Busch ebensoviel gehört hat, aber „zu solchen Dummheiten eben nicht aufgelegt" ist. Wenn dieser Unterschied wesentlich schon in der Erbmasse festgelegt ist, so gehört er zur dritten Gruppe erbbedingter Verhaltensunterschiede. Dies ist die „tiefste" Schicht des Verhaltens, und zugleich allein jene, mit der es die Rassenseelenkunde zu tun hat. Denn Charakterkunde beschäftigt sich mit allem biologisch und praktisch belangreichen Verhalten, Rassenpsychologie aber nur mit dem erbbedingten Anteil daran.

2. Charakterkunde des Volkes oder der Menschen des Volkes?

Wir machen hier eine Unterscheidung, die bisher in ihrer Bedeutung wohl noch nie bemerkt wurde. Das hat schon viele Unklarheiten hervorgerufen.

Natürlich kommt diese Unterscheidung auf die nun schon so vielseitig zu Tode gehetzte Erkenntnis heraus, daß das Verhalten einer höheren Ganzheit nicht ohne weiteres einzelnen ihrer Teile als Eigenschaft zugeschrieben werden kann.

So wie eine Maschine als Gefüge, und nicht bloß in ihren einzelnen Teilen Verhaltensweisen hat, so hat auch ein Volk als Gefüge Verhaltensweisen. Erst recht, wenn man mit Charakter den Gesamteindruck eines Menschen meint. Gesamteindruck kann man nicht nur von einem Menschen, sondern auch von dem Menschengefüge eines Volkes haben.

Wie verhielten sich die Volkskundler zu diesen beiden (nicht bewußt getrennten) Möglichkeiten? Sie wollten wohl zumeist die Menschen des Volkes beschreiben, brachten aber vielerlei hinein, was nicht diesen Menschen, sondern nur dem Gefüge zuzurechnen ist.

Der Kulturbiologe hat keine Wahl, als sich für die Erforschung des Verhaltens der Menschen zu entscheiden. Denn wenn, wie soeben festgelegt, Charakter = Verhalten, bedingt durch aktuelle Situation, Wachstumsformung und Erbbedingtheit, dann ist klar, daß nur Einzelmenschen eine bestimmte Wachstumsformung und eine bestimmte Erbveranlagung zugeschrieben werden kann. Wir betreiben Volkscharakterkunde als Wissenschaft von den bevölkerungskennzeichnenden Verhaltensweisen der Menschen bestimmter Bevölkerungen. Die Volkscharakterkunde tritt damit in eine Reihe mit der Rassenkunde und Rassenpsychologie, die ja auch die gruppenkennzeichnenden Eigenarten der Menschen bestimmter Bevölkerungen zum Gegenstande haben.

Den metaphorischen Gebrauch von Begriffen wie Charakter, Wachstumsformung, Erbveranlagung für ganze Menschengefüge (Völker) zu überlegen und in möglicherweise brauchbare Formen zu gießen, kann jedenfalls nicht die Aufgabe des Kulturbiologen sein.

Oft lassen sich Aussagen, die für das Volk schlechthin gemacht werden, übrigens recht gut auf die zugehörigen Menschen beziehen. Das deutsche Volk ist einig, heißt z. B.: Es besteht zumindest an den für das Gesamthandeln ausschlaggebenden Stellen aus Menschen, zu deren wachstumsgeformten Verhalten es gehört, ihr Handeln im Sinne der Geschlossenheit des Volksganzen einzurichten. Nur wenn man in dieser Weise Volkseigenheiten bestimmten Menschen zuordnet, kann man in ihre Vorbedingungen, in ihr Zustandekommen und ihre Zusammenhänge klärend eindringen; denn Einzelmenschen sind schließlich die Träger aller Wirkungsschritte des Volkslebens.

3. Wieweit heißt Umwelt beschreiben Charakter beschreiben?

Unter den Hilfsmitteln, mit denen die Volkskundler Volkscharakter beschreiben, fehlt eines wohl niemals: sie beschreiben die typische Umwelt des betreffenden Stammes oder Volksteiles, seine Heimatlandschaft und seine geschichtlichen Erlebnisse. Auch in biologischer Denkweise ist es sicher richtig, dem Verhalten eines Lebewesens näher zu kommen, indem man die Umwelt erfaßt, welche dieses Verhalten veranlaßt und formt.

In welcher Weise wird von diesem Hilfsmittel falscher und richtiger Gebrauch gemacht? Wenn z. B. der Volkschrakterkundler eines Gebirgsstammes die Berge als wesentlich für den Charakter der Menschen anführt, so kann dies

1. ein poetischer Irrtum sein: Wenn nämlich das „Wesen" der Bergwelt (d. h. der Gesamteindruck den sie auf den städtischen Beschauer macht) in Übertragung auch den Menschen zugeschrieben wird. In schroffen Bergen werden dabei schroffe, in düsteren

Bergen düstere, in lieblichen Bergen heitere Menschen vermutet. Diese Verwechselung, daß die Menschen ebenso seien wie der gefühlsmäßige Eindruck, den ihre Umwelt macht, spielt in den Volkscharakterbeschreibungen eine beträchtliche Rolle.

2. ist die Erwähnung der Berge schon stichhaltiger, wenn damit gesagt werden soll, daß die Menschen jene Charakterformungen zeigen werden, die durch Berge als Umwelt zustandekommen. Welches die typischen wesensformenden Wirkungen der hauptsächlichsten geographischen Umweltformen sind, das zu erforschen, muß freilich erst besonderer Untersuchung überlassen sein. Wir wissen über diese für eine lebensgerechte Volkstumskunde so wichtigen Dinge leider herzlich wenig.

3. könnte von Bergen als Verhaltensanlässen die Rede sein, indem gezeigt wird, wieweit sich Gebirgler in den Bergen anders verhalten als Flachlandmenschen. Diese Ausprobung der Berge als Umwelt ist mit der unter 2. genannten charakterkundlichen Verwendung durchaus nicht identisch. Es kann auch bei Beschreibung von Flachlandmenschen davon die Rede sein, wie sie sich im Gebirge verhalten, gerade weil das Gebirge eine neue Situation für sie ist, die selbst nicht wachstumsformend einwirken konnte. Ebenso kann das Verhalten von Gebirgsbewohnern an der See volkscharakterlich interessant sein — so gibt z. B. die Tatsache zu denken, daß in die deutsche Kriegsmarine immer in reichem Maße auch Süddeutsche hineindrängen.

Solche neuartige Situationen, an deren Bestehen sich das Wesen eines Volksteiles zeigt und bewährt, schafft in besonderer Weise der geschichtliche und kulturelle Prozeß. Dieser ist für das biologische Denken ebensowohl wie Gebirge und Klima eine Umweltmacht, auf welche die Bevölkerung in bestimmter Weise reagiert. Festzustellen, wie sich eine Bevölkerung Zeitmächten, Moden, Ideenströmungen gegenüber verhalten hat, ist ein besonders wertvoller Weg der Volkscharakterkunde. Im Wählerschen Sammelwerk ist in dieser Hinsicht der Beitrag M. Bringemeiers über Westfalen besonders hervorzuheben.

Jede Umweltbeschreibung enthält natürlich die aktuellen Bedingungen des Handelns und sagt damit in weitgehendem Maße, wie die Menschen sich tatsächlich verhalten. Das heißt aber beschreiben, wie die Menschen im einzelnen leben, nicht wie sie im Sinne der Charakterkunde „sind". Denn die Charakterkunde will ja die besondere Wachstumsformung und Erbveranlagung einer Bevölkerung erfassen, nicht diejenigen Seiten ihres Verhaltens, die allen Menschen, die in die gleiche Lage kommen, gemeinsam wären.

Unsere Überlegungen über die Hereinziehung der Umweltverhältnisse in eine Volkscharakterbeschreibung lassen sich also zusammenfassen wie folgt: Man darf nicht den Eindruck, den die Umwelt macht, mit dem Wesen der zugehörigen Bevölkerung verwechseln. Wenn man die charakterformenden Wirkungen bestimmter Umweltverhältnisse kennt, kann die Anführung dieser Umweltkräfte Rückschlüsse auf die Wachstumsgeformtheit der Menschen zulassen. Besonders fruchtbar ist es, das Bestehen bestimmter Umweltbedingungen, die Reaktion auf diese als Prüfstein für die Artung des Volkes heranzuziehen. Eine sich in Einzelheiten verlierende Umweltbeschreibung wird freilich charakterkundlich häufig weniger wertvoll sein, wenn sie nämlich hauptsächlich die aktuellen Bedingungen, nicht die Wachstumsformung und Erbveranlagung des Verhaltens der Bevölkerung erkennen läßt.

In dem Wählerschen Sammelwerk flüchten viele Beiträger aus der Charakter- in die Kulturbeschreibung (besonders ausgesprochen Wopfner, dessen Beitrag über Tirol fast allein eine Volkskulturkunde, nicht eine Volks-

charakterkunde ist). Gewiß kann man den kulturellen Lebensleistungen Charakterkunde entnehmen, aber man muß sie dann unter besonderen Gesichtspunkten mit besonderer Zusammenfassung behandeln. Wie dies zu tun ist, das ist ein Kernproblem der Kulturbiologie, auf das hier natürlich nicht näher eingegangen werden kann[2]). Die übliche Kulturkunde hatte gewiß seit je den guten Willen Volksseelenkunde zu sein, widmete sich aber allenthalben vorwiegend der bloßen Kulturgüterkunde und fand darum — in unserer Sprache zu sprechen — kaum je den Weg von den aktuellen Bedingungen zu den Wachstumsformungen und Erbveranlagungen des Volksverhaltens.

Eine besondere Stellung nimmt hinsichtlich der Verwechselung von typischer kultureller Umwelt und typischem Charakter der Menschen eines Volkes die Sprache ein. Es gibt wohl keinen einzigen Versuch volkskundlicher Charakterschilderung, der sich nicht durch den „physiognomischen" Eindruck, welche die Mundart oder die Sprache des betreffenden Volksteiles oder Volkes macht, aufs stärkste beeinflussen ließ. Sprache gehört als Kulturgut zur Umwelt, ist aber enger als andere Güter mit den Menschen selbst verbunden. Daß jede Sprache eine bestimmte Physiognomie hat, d. h. daß sie ebenso wie jeder Mensch und jedes Gesicht den Gesamteindruck eines bestimmten seelischen Wesens macht, läßt sich nicht gut bestreiten.

Dies beides zusammen, die besonders enge Verknüpftheit der Sprache mit den Menschen und die physiognomische Bedeutsamkeit der Sprache machen die Verwechselung von Sprach- und Volkscharakter besonders naheliegend. Ist solche Verwechselung aber so sehr zu verwerfen? Ist Mundartcharakter und Stammescharakter, Sprachcharakter und Volkscharakter nicht wirklich beinahe das gleiche? Erst eine kritische Überlegung wird den berechtigten Kern dieser Meinung herausschälen können.

Man hat da zuerst zu fragen: Welche Seiten des Charakters können sich in der Sprache überhaupt ausdrücken, wenn man, wie in diesem Zusammenhang nötig, vom Inhaltlichen absieht? Ohne Zweifel ist ein großer Teil der philologischen Differenzen sprachphysiognomisch recht bedeutungslos. Im verschiedenen Klang von Mundarten kann sich aber nicht wenig von der Gefühlstönung und vom Willensleben der Sprecher anzeigen. Es gibt vor allem weiche neben harten, klangreiche neben klangarmen, zarte neben derben, vornehme neben gemeinen, rasche neben breiten, liebkosende neben dickschädeligen, brüsken und scharfen Mundarten.

Im Vergleich zur ganzen Breite der menschlichen Charaktereigenschaften ist natürlich doch nur ein schmaler Ausschnitt sprachphysiognomisch zugänglich.

Die nächste Frage ist, ob dieses wenige denn überhaupt von verschiedenen Beobachtern so übereinstimmend erlebt wird, daß man darauf wissenschaftliche Erkenntnis bauen kann, handelt es sich doch um sehr subjektive, gefühlsmäßige Urteile. In dieser Hinsicht möchte ich ausnahmsweise nicht skeptischer, sondern weniger spektisch sein als die durchschnittliche und übliche Meinung. Man kann bis zum genaueren erkenntnispsychologischen Nachweis die Auffassung mit guten Gründen stützen, daß die meisten überhaupt ausgesprochenen

[2]) Keiter, F.: Rasse und Kultur. Arch. Rass. Ges. Biol. XXXI, 119—165, 1937.
Ders.: Rasse und Kultur. I. Bd., 309 S. Enke, Stuttgart 1938.

sprachphysiognomischen Behauptungen *für die Mehrzahl der Beobachter in gleicher Weise nacherlebbar sind*. Noch niemand hat das Wienerische härter als das Berlinerische, das Schwäbische schwerfälliger als das Hamburgische, das Englische eleganter als das Französische oder das Tschechische melodiöser als das Italienische gefunden.

Nach Erledigung dieser Vorfragen kommen wir zu der Hauptfrage: *In welcher Weise darf man eine Mundart als Wesenszeugnis der sie sprechenden Menschen auffassen?* Natürlich liegt ein Spezialfall der kulturbiologischen Kernfrage vor, auf welche Weise man überhaupt Kulturgüter als Wesenszeugnis der zugehörigen Menschen nehmen darf.

Etwaige Zusammenhänge zwischen Volksart und Sprachart können jedenfalls *zwei einander komplementär entgegengesetzte Richtungen* haben: Das Wesen der Sprache könnte die Menschen, oder das Wesen der Menschen könnte die Sprache beeinflussen. Ein engerer Zusammenhang von Volksart und Sprachart wird sich wahrscheinlich im ersteren Falle ergeben; denn Beeinflussungen der Sprache durch die Menschen würden auf jeden Fall das Ergebnis lange dauernder. Generationen umfassender kulturhistorischer Prozesse sein, während ein bestimmtes Sprechen schon in wenigen entscheidenden Entwickelungsjahren seine wachstumsformenden Wirkungen ausüben könnte.

Der Zwang, den die Sprache auf die Menschen ausübt, ist sicher nicht gering einzuschätzen. Die Sprache eines Menschen, ganz besonders aber seine Muttersprache, gehört auf jeden Fall zu jenen Verhaltensweisen, die weder vorwiegend aktuell bedingt, noch vorwiegend erbbedingt sind. *Nicht aktuell bedingt* sind Sprachen, weil man sie sich nur in langedauernden Prozessen des Lernens aneignen, ja in der Weise der Muttersprache nur einmal im Leben aneignen kann. *Nicht unmittelbar erbbedingt* können Sprachen aber andererseits sein, weil man ja ganz verschiedene Sprachen lernen kann, und weil man als Kind erfahrungsgemäß eine beliebige Sprache, die einem in der entscheidenden Zeit am nächsten ist, ohne weiteres als Muttersprache lernt. *Sprachunterschiede zwischen Menschen verschiedener Volks- und Mundartszugehörigkeit sind somit geradezu das kennzeichnendste Beispiel vorwiegend wachstumsgeformter Verhaltensunterschiede.*

In dieser Hinsicht ist die Sprache als solche auf jeden Fall ein recht belangreiches charakterkundliches Merkmal jedes Menschen. Jeder Mensch, der Wienerisch spricht, *ist* und *wirkt* in nicht unwichtiger Weise rein schon dadurch anders als einer der Hamburgisch spricht. Wenn aber vom Parallelgehen von Volkscharakter und Sprachcharakter die Rede ist, dann ist das *außersprachliche* Wesen der Menschen natürlich zumindest wesentlich mitgemeint.

Auch in dieser Hinsicht ist anzunehmen, daß die Sprache einen recht beträchtlichen Formzwang auf die Menschen, welche sie verwenden, übt, bzw. daß sie den von der Umwelt auf die Menschen geübten Formzwang zumindest besonders deutlich anzeigt und erkennen läßt.

Das Sprechen einer bestimmten Sprache wirkt so wie das Tragen einer bestimmten Tracht. Das Sprichwort „Kleider machen Leute" heißt ins Kulturpsychologische übersetzt: Alle Umweltstücke, die als nahe ichzugehörig erlebt

werden, wirken stark suggestiv verhaltensformend. Auch die angelernte Sprechweise ist ein solches Umweltstück von großer Ichnähe. Es ist darum durchaus anzunehmen, daß die Richtung, welche die Wachstumsformung der Seele nimmt, zu einem nicht geringen Teil dem physiognomischen Charakter von Mundart und Sprechweise parallelgeht.

Auch weist eine bestimmte Sprechweise außerdem auf einen bestimmten Volkscharakter hin, soweit die Sprache, die ja ein Schatten allen kulturellen Lebens ist, selbst Teilausdruck und Teilfolge eines bestimmten Gemeinschaftscharakterstiles ist. Das gemeinschaftsübliche Sprechen ist in vieler Hinsicht nur ein Teil und Ausfluß der gemeinschaftsüblichen menschlichen Gesamthaltung: Offizierssprache, Börsenjargon, bäuerliche Rede, Vertreterphrase, Salongeschwätz enthalten durch Tonfall, Wortwahl, Raschheit in sprachphysiognomischer Spiegelung das ganze menschliche Richtbild des Offiziers, Händlers, Bauern, Mannes von Welt.

Alle die hier gedanklich aufgezeigten Zusammenhänge müssen konkret kulturbiologisch erforscht werden; denn deduktiv läßt sich wohl die Art, nicht aber das relative Gewicht der mitsprechenden Momente ableiten, vom relativen Gewicht hängt aber das Gesamtergebnis wesentlich ab.

Wir haben bisnun zweifellos erkannt, daß sprachphysiognomische Zusammenhänge bestehen, und daß, wer die Sprechweise einer Menschengruppe erfaßt hat, gute Aussicht hat, damit gleichzeitig etwas von ihrem Charakter, insbesondere von ihrer wachstumsgeformten Verhaltensweise mit erfaßt zu haben.

Wie ist aber nun die umgekehrte, komplementäre Vermutung zu beurteilen, daß die physiognomischen Unterschiede der Mundarten aus Veranlagungsunterschieden der sie sprechenden Menschen erfließen?

Sprachen sind wie alle volkstümlichen Kulturerscheinungen Ergebnisse von Prozessen, die viel länger dauern als die jeweils vorhandenen Menschen, welche diese Kulturprozesse zu ihrem Teile vorantreiben. Man kann darum z. B. die heute lebenden Deutschen und die durch jahrtausendelange Geschichte gewordene deutsche Sprache nicht gleichgewichtig nebeneinander stellen. Die deutsche Sprache stammt nur zum kleinsten Teil von den Menschen, die sie heute sprechen.

Für die heutigen Deutschen könnte immerhin noch viel eher ihr individuelles Sprechen kennzeichnend sein, als das in Wörterbuch, Grammatik und Syntax wiederzugebende Kulturgütersystem „Deutsche Sprache“. Aus dieser Erkenntnis heraus befassen sich z. B. die von Scheidt ins Leben gerufenen Hamburger Untersuchungen zur Kulturbiologie der Sprache ausdrücklich mit dem Sprechen bestimmter Individuen. Auch für Volkscharakterschilderungen ist es jedenfalls weit günstiger, wenn der Verfasser unter lebhaftem Eindruck der Sprechweise der Menschen des betreffenden Stammes steht, als wenn er bloß ein kenntnisreicher Philologe des betreffenden sprachlichen Kulturgütersystemes ist.

Für die heutigen Deutschen könnte ferner immerhin eher als die deutsche Sprache im ganzen dasjenige kennzeichnend sein, was sich in den letzten Jahrzehnten, also durch das Wirken der heutigen Deutschen an der deutschen Sprache verändert hat. Denn allein diese Neuschöpferleistung und Umbil-

dungsrichtungen dürfen ja als Auswirkungen der biologischen Beschaffenheit der heutigen Deutschen genommen werden.

Man muß, um dem nachzugehen, natürlich wieder vor allem wissen, wie verschiedenes ungleich geartete Individuen mit der gleichen Mundart überhaupt anfangen können, wieweit sie beim Sprechen überhaupt Eigenart behalten können, ohne dem anerkannten System der Sprache schematisch ausgeliefert zu sein. Denn nur, wenn sich individuelle Unterschiede des Charakters in der Sprache überhaupt anzeigen, darf man vermuten, daß typische Veränderungen des menschlichen Wesens einer Bevölkerung von parallelen Umbildungen ihrer Sprechweise und Sprache gefolgt sein werden.

„Individuen sind die Träger aller Wirkungsschritte des Kulturlaufes" — dieser kulturbiologischer Fundamentalsatz hat auch für die Klärung der Beziehungen, die zwischen Mundartcharakter und Volkscharakter bestehen, volle Gültigkeit. Ohne solche Wissenschaft vom individuellen Sprechen tappt man mit allgemeinen Behauptungen für alle Zeit im dunklen. Nur die Individuen haben gleichzeitig eine bestimmte Veranlagung und eine bestimmte Sprechweise; sie sind daher die Einzelfälle, denen man bei Bestimmung der Korrelation von Sprachcharakter und Volkscharakter beide zu korrelierende Eigenschaften zuzuschreiben hat.

Bevor man Sprachen als Ergebnis eines bestimmten veranlagungsmäßigen Wesens der Menschen auffassen darf, wird man darum alle jene schwierigen Prüfungen und Überlegungen anstellen müssen, die nötig sind, wenn man irgendwelchen inneren Zusammenhang von Rasse und Kultur wahrscheinlich machen will. (Vgl. die oben genannten Schriften des Verfassers.)

Eine Volkscharakterkunde, welche hauptsächlich völkische Wachstumsformungen des Verhaltens aufzeigen will, wird sich jedenfalls noch viel eher an das eindrucksmäßige Sprachbild halten dürfen als eine Volkscharakterkunde, deren Ziel Rassenseelenkunde ist. Diese letztere wahre und tiefdringende Volkskunde wird genau den gleichen methodisch gewiß nicht einfachen Weg gehen müssen wie jede andere rassenbiologische Kulturdeutung.

4. Ein Charakterbild zeichnen = Charakter*unterschiede* angeben

Wir müssen nun noch eine wichtige erkenntnistheoretische Frontwendung vollziehen! Der Volkskundler stellt sich die Aufgabe nachzuzeichnen, was er am Volkscharakter einer bestimmten Bevölkerung sieht, so wie ein Maler das Bild malt, das er vor sich sieht.

Der Maler, der einen Baum malt, setzt das, was allen Bäumen gemeinsam ist, neben das Individuellste, so entsteht das Bild des Baumes. Der Botaniker aber kann den Baum nur erforschen, indem er festlegt, worin er sich von anderen Bäumen unterscheidet. So mag auch der Dichter, der etwa den Roman eines Volksstammes schreibt, Allgemeinmenschliches neben das besonders Eigenartige stellen, um uns ein volles und rundes Bild des Lebens zu zeigen. Roman gerade dieses Volksstammes, wird seine Erzählung doch nur durch das kennzeichnend Unterscheidende (sowie schließlich auch der Maler nur durch das

individuellst Unterscheidende ein Bild eben dieses Baumes malt). Um soviel mehr gilt natürlich für die wissenschaftliche Volkscharakterkunde, daß sie nicht dem Beispiel des Malers, sondern nur dem des Botanikers folgen kann. Nur durch das, wodurch sich seine Menschen von den Menschen anderer Stämme unterscheiden, beschreibt man einen bestimmten Volksstamm. Durch das Gemeinsame beschreibt man das Menschliche schlechthin.

Ein Charakterbild zeichnen heißt Charakterunterschiede angeben: das gilt schließlich, wenn auch oft verschleiert, von jeder Charakterschilderung, die immer angibt, worin der betreffende Mensch von anderen abweicht. Um so viel mehr gilt es von wissenschaftlicher Charakterforschung.

Soll der Botaniker aber Unterschiede erkennen, dann muß er mehrere Bäume, zumindest zwei nebeneinander halten. Ebenso muß eine fruchtbare Volkscharakterkunde vom unmittelbaren Vergleich mehrerer Volksteile ausgehen, wie sollte sie sonst Unterschiede angeben?

Diese Notwendigkeit wird nur dadurch verschleiert, daß die Autoren die Kenntnis anderer Bevölkerungen mehr oder weniger unbewußt in sich tragen und daher glauben können, einen bestimmten Volksteil für sich zu beschreiben, während in Wirklichkeit ja doch alle ihre brauchbaren Angaben auf Vergleichen beruhen.

Es sei ein kurzer Blick auf Parallelen mit der Entwickelung der körperlichen Rassenkunde erlaubt. Auch dort schwebte lange Zeit vorwiegend vor, eine bestimmte Menschengruppe zu beschreiben. Soweit man sich dazu der Maße bediente, war das nicht schlimm, denn Maße kann man auch nachträglich vergleichen. Die gleiche, von Scheidt absolutistisch genannte Tendenz, eine einzige Bevölkerung sozusagen abzubilden, herrscht aber auch bei den ersten Versuchen rassenkundlicher Physiognomik, wo es sich um nicht meßbare Eindrücke handelt, deren nachträglicher Vergleich nicht möglich ist. So kann man z. B. der Angabe Weningers über die Albaner, daß 38%, und der Angabe B. K. Schultzes für die Lechtaler, daß 69% der Kinnprofile zurückweichen, kaum entnehmen, wie verschieden Albaner und Lechtaler sind, was man doch eigentlich in der Rassenkunde wissen will. Denn die Urteilsmaßstäbe von Weninger und Schultz sind sicherlich nicht gleich. Anders, wenn Weninger sogleich Albaner- und Allgäuerbilder nebeneinander liegend beurteilt hätte. Dann hätte man neben den Angaben für Einzelbevölkerungen (die für sich allein nur recht bedingt interessieren) auch gleich eine verläßliche Kenntnis des Unterschiedes.

Eine wissenschaftlich brauchbare Volkscharakterkunde muß also systematisch darauf abgestellt sein, durch Vergleiche Unterschiede zu entdecken. Darum empfiehlt es sich nicht, so wie im Wählerschen Samelwerk geschehen, jeweils den Blick der Mitarbeiter auf einen kleinen Ausschnitt Deutschlands festzubannen. Zumindest sollte jedem die Aufgabe gestellt sein, eine Reihe von Vergleichen, und zwar nicht zu wenige, mit anderen Gebieten Deutschlands durchzuführen. Lokalforscher aber, die nur ein Gebiet wissenschaftlich kennen, sind m. E. gerade bei dem gewählten halbkünstlerischen, intuitiven Verfahren für die gestellte Aufgabe einfach ungeeignet. Denn wie kann uns etwa jemand von dem Besonderen der Friesen sagen, der nicht vielerlei norddeutsches Volk und mannigfache süddeutsche Landschaften kennt.

Die Abstellung auf unmittelbare Vergleiche bringt mannigfache methodische Probleme und bedeutet gerade durch ihre Strenge eine sehr gesunde Schulung. Hier seien nur zwei Fragen herausgegriffen, die vorweg überlegt sein wollen:

Kann man deutsche Volkscharakterkunde überhaupt ohne Vergleich mit anderen Völkern treiben? — Sicherlich nicht, um zu beantworten: Was ist deutsch? sondern nur um zu erforschen: Worin sind die Menschen der deutschen Gaue verschieden? Dies ist im Wählerschen Sammelwerk auch durchaus richtig erkannt; es beschäftigt sich nur mit der zweiten Frage. Diese zweite Frage ist, weil sie zum konkreten Einzelnen hinzwingt, wahrscheinlich allgemein wissenschaftlich heute günstiger und fruchtbarer als die Gegenüberstellung ganzer Großvölker, die noch viel mehr zu voreilig verallgemeinernder „Typendichtung" Anlaß gibt.

Und wie verändert sich wohl das Bild des deutschen Volkscharakters, je nachdem ob man in kleinere oder größere Gau- und Stammeseinheiten unterteilt, je nachdem, ob man etwa den Oberbayern schlechtweg, oder aber den Miesbacher, Schlierseer usw. für sich beschreiben läßt? Letztlich könnte man natürlich das Bild des deutschen Volkscharakters aus der Beschreibung sämtlicher Dorfcharaktere zusammensetzen. Denn bei genug engem Blick finden ja auch die einzelnen Dörfer, daß sie besondere Gemeinschaftscharaktere haben, daß die Oberleitdorfer geizig, die Untermüritzer hochnäsig sind usw. Solches sich gegeneinander absetzendes Dorfbewußtsein entspricht durchaus dem „typologischen Verfahren" der Geisteswissenschaft, welches Gesamteindrücke in plastische Bilder zu fassen und voneinander abzuheben strebt. Diese plastischen Verdichtungen und Abhebungen hängen auffassungspsychologisch aber natürlich in stärkstem Maße vom „Auffassungsgesamt" ab. Solche Typenbildung findet darum z. B. ganz anderes bemerkenswert, wenn es sich um den Unterschied von Nord- und Süddeutsch handelt, als wenn die benachbarten Oberleitdorfer und Untermüritzer als Dorftypen begriffen werden sollen. Vgl. hier die erkenntnispsychologischen Ausführungen in meiner ersten Volkscharakterarbeit in der Z. Rassenk. IV.

Im allgemeinen dürften, wenn nur wenige Großlandschaften verglichen werden, die Unterschiede klarer und größer dargestellt werden, als es gerechtfertigt ist. Werden auf der anderen Seite Vergleiche zwischen zu kleinen Bevölkerungseinheiten gesucht, dann treten die Gegensätze auf engem Raum in zu starkes Licht und verschwimmen die fundamentaleren Umrisse der deutschen Volkscharakterverhältnisse. Die von Wähler unternommene Aufteilung in 36 Einzelbevölkerungen dürfte zwischen diesen beiden Extremen eine günstige Mitte innehalten.

Natürlich zeigt sich bei jedem näheren Eindringen in die Erkenntnisvoraussetzungen, daß das „typologische Verfahren" nur ungemein vage und vorläufige Ergebnisse liefern kann. Es hat eben die Vor- und Nachteile größerer Lebensnähe im Vergleiche zur Zählung im naturwissenschaftlichen Sinne. Ein wesentlicher wissenschaftlicher Fortschritt der Volkscharakterkunde ist auf jeden Fall nicht im da und dort evtl. möglichen feineren Ausbau der Typendichtung, sondern nur in der Verwendung irgendwie zählender oder Zahlen abschätzender Verfahren zu sehen. Diese Verfahren brauchen von keinem falschen „Exaktheitsfimmel" getragen zu sein, sie schließen auch durchaus an die Ergebnisse der typologischen Bemühungen an. Diese sind die Hypothesen, die wegsuchenden Annahmen, zu deren Nachprüfung objektive Zählungen einzusetzen sind.

Es ist nicht wahr, daß man die volkscharakterlich wesentlichen Verhältnisse

nicht zählend erfassen kann. Nur kann man solche Zählungen nicht am Schreibtisch vornehmen, sondern sie bedürfen besonderer Forschungsunternehmungen.

Einen interessanten Versuch zählenden Vorgehens macht Geramb in seinem Beitrag über Steiermark, indem er sich an die Volkscharakterberichte hält, die Pfarrer und Lehrer verschiedener steirischer Gebiete dem Erzherzog Johann liefern mußten. Geramb hat z. B. ausgezählt, daß 28 von 60 Berichten aus dem Obermurgebiet, aber nur 9 von 102 Berichten aus Untersteier die geschlechtliche Triebhaftigkeit der Bevölkerung betonen. Es ist nicht zu verkennen, daß schon durch diesen ersten Anfang eines zählenden Verfahrens die Nachrichten über Steiermark lebensnäher und greifbarer geworden sind, als diejenigen über die meisten anderen deutschen Stammesgebiete.

5. Nicht Subjektivität des Urteiles sondern Unklarheit, was zu beurteilen, ist die wichtigere Schwierigkeit

Der häufigst gehörte Einwand gegen die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Volkscharakterkunde ist, daß sie zu sehr auf subjektive Eindrücke angewiesen sei. Mit der Redensart von der Subjektivität entzieht man sich auf bequeme Weise dem eindringenderen Nachdenken über die Schwierigkeiten.

Als Beispiel für solche „Subjektivität des Urteiles" führt Wähler an, daß Hannover von Stephan George die fahlste Großstadt, von Sven Hedin aber eine der schönsten Städte des Nordens genannt wurde. Liegt darin ein Gegensatz? Ein Gegensatz bestünde, wenn Hedin Hannover die bunteste Großstadt nennen würde, offensichtlich liegt der Unterschied aber nicht im Urteil, sondern nur in der Vorliebe für fahle Städte. Mit Vorlieben braucht sich und kann sich Wissenschaft (abgesehen natürlich von der Psychologie) nicht abzugeben. Die Fahlheit Hannovers wird aber genug übereinstimmend erlebt, um ein wissenschaftliches Urteil bedeuten zu können.

Ich habe schon in meiner ersten Zusammenstellung der Angaben verschiedener Volkskundler über die gleiche Landschaft (Z. Rassenk. IV) darauf hinzuweisen gehabt, daß von wenigen Fällen abgesehen ausgesprochene Widersprüche nicht vorkommen. Niemand findet z. B. die Pfälzer schwerfällig oder die Friesen gesprächig. Die volkscharakterlichen Unterschiede werden offensichtlich ebenso wie die Fahlheit Hannovers so weit übereinstimmend erlebt, daß sie wissenschaftlich brauchbare Urteile abgeben.

So wie George die Fahlheit Hannovers stärker empfand als Hedin, mögen freilich auch subjektive Unterschiede darin bestehen, wie schwerfällig die Friesen und wie leichtblütig die Pfälzer gefunden werden; aber diese Unterschiede gehen nicht so weit, daß der eine Beobachter glattweg das Entgegengesetzte erlebt wie der andere. Subjektive Unterschiede des Erlebens und des Geschmackes dürften nach unseren auf diese Frage gewendeten Versuchen überhaupt vorwiegend die relative Stärke, nicht aber die positive oder negative Richtung des wertenden Erlebnisses betreffen (Keiter und Heinen, 1936)[3].

Die eigentliche Schwierigkeit, mit der die Volkscharakterkunde zu kämpfen hat, ist die Unsicherheit darüber, was denn eigentlich beurteilt werden soll und was denn der Gegenstand der Forschung sei. Klarere Begriffe, bestimmtere Fragestellungen, überlegtere Verfahren.

[3]) Keiter, F. und Heinen, A.: Empirische Untersuchungen zur rassenbiologischen Ausdruckskunde und über das „rassische Schönheitsideal". Z. Vererb. Konst. XX, 148 bis 207, 488—489, 1936/1937.

Mühe um Sicherung der Ergebnisse: das sind die vier Forderungen, die zur Behebung dieser Unklarheit vor allem erfüllt werden müssen.

6. Die Fruchtbarkeit der Volkscharakterkunde kann unter praktisch-völkisch-politischen und unter wissenschaftlich-kulturbiologischen Gesichtspunkten beurteilt werden. Ich möchte nicht unterlassen zu betonen, daß die hier angestellten Erörterungen, obwohl sie kulturbiologisch-rassenpsychologisch gemeint sind, doch auch den Bedürfnissen der Praxis entsprechen dürften. Die völkisch-politische Praxis braucht sicherlich für Werbung und Gesinnungsbildung plastische und packende Bilder vom Volkscharakter: solche zu liefern ist die halbkünstlerische geisteswissenschaftliche Arbeit der Volkskunde wahrscheinlich in erster Linie geeignet. Die praktische Arbeit der Volksführung erfordert aber auch nüchterne Erkenntnisse: und diese sind von der gleichen Art wie diejenigen, welcher die Rassenpsychologie bedarf. Der Volksführer kann nicht viel damit anfangen, wenn im typologischen Bilde der Thüringer als weich-gemütvoll, der Friese als willenszähe und nüchtern geschildert ist. Er will die tatsächlich erfahrenen Bewährungsunterschiede vorgeführt bekommen und will hören, um wieviel wahrscheinlicher ein Friese z. B. als Offizier besser geeignet ist als ein Thüringer. Wenn schon die Wissenschaft gesicherte Ergebnisse braucht, im harten Raume der Tatsachen und des Handelns stoßen und zerstoßen sich die bloßen Bilder und Typologien noch viel eher. So decken sich in der Weiterentwicklung der Volkscharakterkunde, der hier das Wort geredet wird, m. E. durchaus die Bedürfnisse der Wissenschaft und der praktischen Anwendung.

The Bengalee School-Boy — his physical Development

(Read before the Medical Research Section of the Silver Jubilee Session of the Indian Science Congress, 1938, at Calcutta)

By

A. Chatterjee

With 4 Figures and 6 Tables

The object of this communication is to present a set of reliable figures of certain measurements which will enable scientific workers to assess easily the degree of development reached by a particular student and measure the growth of the student from year to year.

The materials utilised for the purpose are the records collected by the Students' Welfare Department of the Calcutta University at the routine Medical Examination of students in schools and colleges in Calcutta and its suburbs during the period 1920—1936. The findings are based on an analysis of 33,151 students as far as the figures for Height, Weight, Height-Weight Index, Chest measurements and strength of grip (right and left) are concerned.



The averages for Vital Capacity are based on an examination of 7,722 students and that of Blood Pressure on 4,175 students.

The averages calculated from the measurements of all students i. e. the biometric averages for these measurements are shown in the following table:—

Table 1. Norms for the "Average" Bengalee students

Age	No. of students	Height in cm.	Weight in kg.	Chest-girth in cm.		Ponderal Index	Vital Capacity (in litres)	V. C. in cc.	V. C. in litres	Blood Pressure	
				Inspiration	Expansion			Height in cm.	Body surface in Sq. M	Systolic	Diastolic
7	76	119·2	21·3	58·2	3·3	2·32	1·09 (29)	9·1	1·3	96 (13)	61
8	258	121·4	21·8	59·7	3·3	2·30	1·12 (164)	9·2	1·3	96 (88)	62
9	450	126·6	24·0	61·5	3·5	2·28	1·30 (271)	10·3	1·4	96 (140)	63
10	802	131·6	26·2	63·5	3·6	2·25	1·40 (497)	10·6	1·4	101 (265)	66
11	919	135·8	28·2	65·4	4·4	2·24	1·56 (630)	11·5	1·5	104 (347)	67
12	1198	141·5	31·4	68·1	4·3	2·23	1·71 (818)	12·1	1·5	107 (482)	70
13	1174	147·9	35·5	71·0	4·3	2·22	1·99 (737)	13·4	1·6	111 (446)	72
14	1114	154·4	39·8	74·4	4·1	2·22	2·30 (764)	14·9	1·7	115 (415)	75
15	1420	161·3	46·1	78·5	4·6	2·22	2·67 (843)	16·5	1·8	119 (478)	76
16	3385	164·0	48·7	81·4	4·5	2·23	2·93 (999)	17·8	1·9	118 (577)	75
17	5520	164·9	49·6	82·5	4·7	2·23	3·10 (805)	18·8	2·0	119 (446)	76
18	5875	165·8	51·0	83·0	4·6	2·23	3·12 (639)	18·8	2·0	119 (268)	76
19	4693	166·0	51·5	83·3	4·6	2·24	3·17 (279)	19·1	2·0	120 (114)	78
20	3357	165·6	52·0	83·8	4·7	2·24	3·11 (185)	18·8	2·0	123 (60)	77
21	1817	166·4	52·5	84·3	4·6	2·25	3·20 (40)	19·2	2·0	119 (22)	76
22	1193	165·8	52·7	84·1	4·2	2·26	3·09 (22)	18·6	1·95	120 (14)	78
Total-No. of students	33 151						No. of students = 7722			No. of students = 4175	

NB. I. Figures within bracket indicate the number of students.

NB. II. Ponderal Index $= \frac{\sqrt[3]{\text{Weight in kg.}}}{\text{Height in cm.}} \times 100$

Similar tables based on smaller number of cases were previously published by me in the report of the Students' Welfare Committee, 1925 and in my book "The First Studies on the Health and Growth of the Bengalee Students" in 1933. But, however useful such tables of averages may be in giving us an idea of the general level of growth reached by groups of people and for purposes of comparison, from their very nature they should not be regarded as coincident with the normal. The Biometric average, giving us as it does the mean value of the character in the curve of distribution, is usually greatly affected by the abnormals at the lower end of the series in so far as body measurements are concerned. It gives us a figure which is too low to be regarded as the normal. Secondly, it makes the existence of a whole population of normal individuals a theoretical impossibility whereas the normal should leave such a possibility open. Further, in the actual application of these averages for judging normality, I have found that many students who satisfy either one or more or all of these averages have been found on further examination to be either unfit or even suffering from serious diseases. For studying this problem further I have tabulated the measurements of the same series of criteria for normal students separately. By "normal" students I mean students who were found after a careful clinical examination to be fit and not suffering from any disease or only minor ones. The figures for these students are shown in the following table:—

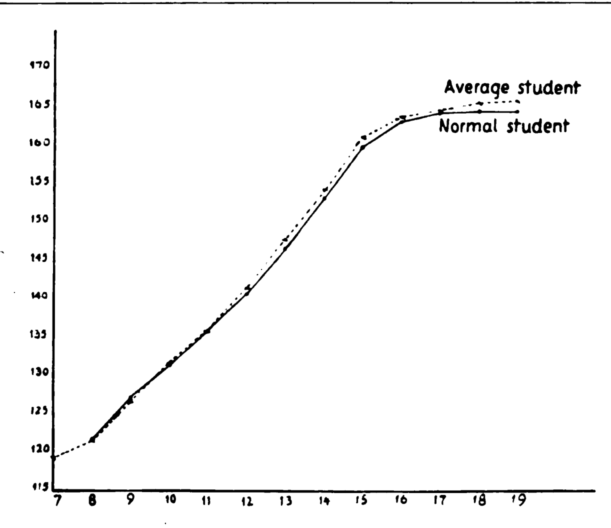


Fig. 1. Height of normal and average students

Table 2. Development of "Normal" students according of Age groups

Age	No. of students	Height in cm.	Weight in kg.	Ponderal Index	Mean chest-girth in C. H.	Relative chest-girth	Vital-capacity	Blood Pressure	
								Systolic	Diastolic
8	99	121·9 ± 5·5	22·1 ± 3·7	2·30	59·8	49·0	1·15 ± ·27	97 ± 7·7	61 ± 6·6
9	143	127·1 ± 5·5	24·9 ± 3·9	2·30	61·0	48·0	1·32 ± ·27	96 ± 7·5	62 ± 5·9
10	224	131·3 ± 6·5	26·5 ± 4·7	2·28	63·1	48·0	1·44 ± ·29	101 ± 9·0	67 ± 7·5
11	225	135·8 ± 6·3	29·7 ± 5·4	2·28	64·9	47·8	1·57 ± ·33	105 ± 9·1	68 ± 7·3
12	304	140·8 ± 7·0	32·7 ± 5·2	2·28	66·9	47·5	1·75 ± ·36	109 ± 8·7	71 ± 7·5
13	245	146·7 ± 7·5	37·5 ± 6·5	2·28	70·4	48·0	2·01 ± ·46	113 ± 10·2	72 ± 7·3
14	278	153·3 ± 7·1	42·4 ± 6·8	2·28	75·1	49·0	2·33 ± ·54	117 ± 9·5	77 ± 8·0
15	338	160·0 ± 6·3	48·4 ± 6·8	2·28	79·6	50·0	2·75 ± ·51	121 ± 9·4	79 ± 7·0
16	487	163·2 ± 5·6	52·4 ± 7·4	2·29	83·3	51·0	3·01 ± ·46	120 ± 8·3	76 ± 7·1
17	401	164·4 ± 5·5	54·0 ± 6·9	2·29	83·8	51·0	3·12 ± ·43	121 ± 8·7	78 ± 6·6
18	343	164·8 ± 5·5	54·3 ± 6·9	2·29	84·0	51·0	3·21 ± ·44	121 ± 8·5	77 ± 6·3
19	171	164·8 ± 5·2	54·3 ± 5·8	2·29	84·1	51·0	3·20 ± ·50	121 ± 8·1	77 ± 6·5

On comparing these two sets of figures I find:— (i) that the mean stature for the "Normals" is slightly below that of the "Average" for Age Groups 12 to 19. This finding appears to be peculiar at first sight. It was observed by me in comparing students who are regular exercisers with those who do not take exercise (Report of the Students' Welfare Committee, 1928, table No. 16, P. 13). The same phenomenon is found in the figures given by Cripps, Major Greenwood and Newbold in the figures published from an examination of Air Force candidates (Biometrica, Vol. XIV, Table No. 7, P. 327), (ii) for all the other criteria the averages for the "Normal" show higher values than those for the "Average", (iii) the total gain in Height for the "Normal" during the period 8 to 18, is slightly less than that for the "Average", 42.9 cm. as against 44.4 cm. The total gain in weight, chest girth and vital capacity during the same period is however greater for the "Normal" than for the "Average" as will be seen from the following table:—

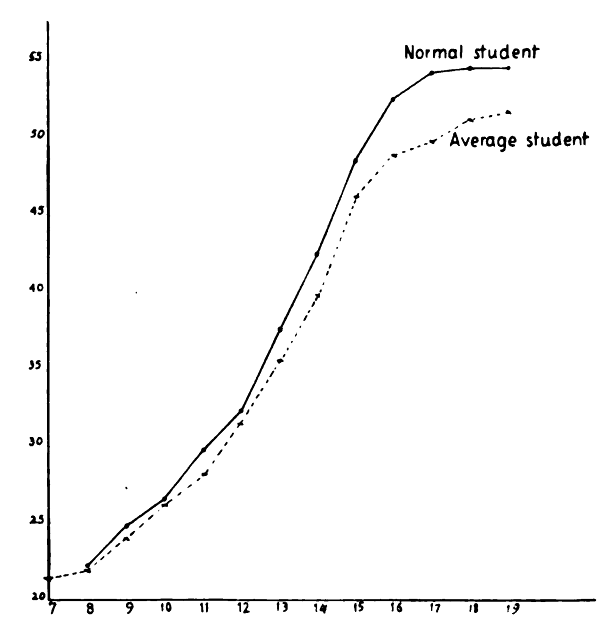


Fig. 2. Weight of normal and average students

Table 3. Total gain in Height, Weight, Chest-girth and Vital Capacity during the period 8–18 years

	Height in cm.	Weight in kg.	Mean Chest Girth in cm.	Vital Capacity in cc.
Normals	42.9	32·2	24·2	2060
Average	44.4	29·2	22·6	2000

These marked differences in all the measurements used between the two groups make it imperative that a more reliable standard than the Biometric average used uptil now should be set up for assessing normality. It seems to me that mediocrity should not be raised to the rank of normality and I am of opinion that the figures given in the second table will be found to be more suitable for this purpose. This question was referred to Prof. R. A. Fisher of London at a discussion held at the Anthropology Section of the joint meeting of the Indian Science Congress and the British Association held at Calcutta. He was of opinion that while the Biometric average gave the best indication of the distribution of a character among a group of people — one was justified in setting up separate standards for judging normality in assessing physiological characters.

But whichever be the set of figures used for assessing normality and the grading of students the following conclusions may be drawn regarding the value and the variation of the measures used for assessing the physique of the students:—

(A) Height:— (1) The middle and upper class of Bengalees fall into the group termed "above the average" by anthropologists. (2) The total gain in

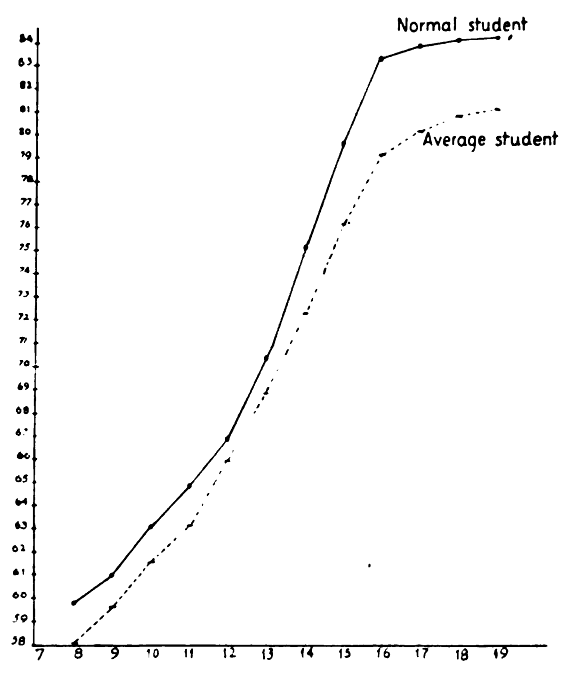


Fig. 3. Chest-girth of normal and average students

height, during the period under consideration 8 to 18, is 42.9 cm. (3) The maximum rate of growth occurs during the period 11—16 and is particularly marked during the years 12, 13 and 14. (4) There is a sudden fall in the rate of growth after the 16th year. (5) Height as a criterion is less variable than the other measurements — the Co-efficient of Variability ranging from 3 to 3[1]).

(B) Weight:— (1) The Bengalees are a lighter group as compared with the Europeans. The Height-Weight relationship as shown by the Ponderal Index agrees closely with those for the South-Eastern Asiatic group (vide First Studies on the Health and Growth of the Bengalee Students, P. 11). (2) The total gain in weight during the period under consideration is 32.2 kg. (3) The maximum rate of growth occurs during the period 11—16 and is particularly marked during the years 12, 13 and 14. (4) There is a sudden fall in the rate of increase of weight after the 16th year. (5) Weight as a criterion is variable the Co-efficient of Variability ranging between 10 and 16.

(C) Mean Chest Girth:— (1) The mean is absolutely and proportionately smaller than for European groups. The figures for relative chest girth agree closely with those given for South Eastern Asiatic groups (Vide Martin's Lehrbuch der Anthropologie, P. 370). (2) The total gain in chest girth during the period under consideration is 24.2 cm. (3) The maximum rate of growth occurs during the period 12—16 and is particularly marked during the years 13 and 14 and 15. (4) There is a sudden fall in the rate of increase after the

[1]) The variation of Height + Weight according to caste and locality has been dealt with by the writer in a separate article to be published hereafter.

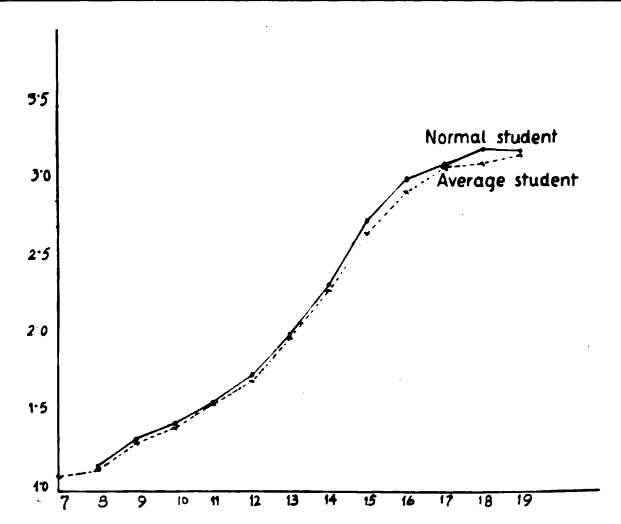


Fig. 4. Vital Capacity of normal and average students

16th year. (5) The chest girth as a criterion of growth is not very variable, the Co-efficient of Variability ranging from 5 to 7.

(D) Vital Capacity:— (1) The vital capacity of the Bengalee students is absolutely smaller than those for the American and European students. The averages for the age groups 17, 18 and 19 of "normal" students being 3.12 l. ± .43; 3.21 l. ± .44; and 3.20 l. ± .50. These figures are slightly higher than those given for South Indian students excluding Anglo-Indians by Krishnan and Vareed (Indian Journal of Medical Research, Vol. XXI, 1933—34, P. 139). They agree closely with the figures given for South Asiatic peoples (Vide Martin's Lehrbuch der Anthropologie, P. 371). The inter-relationship of Vital Capacity with other bodily measurements for the age groups 17, 18 and 19 are (1) 2.0 l. per sq. M. of body surface area and 18.8 cc. per cm. of height. (2) The total gain during the period under consideration 8—18, is 2.0 l. (3) The maximum rate of growth occurs during the period 12 to 16, being particularly marked during the years 13 and 14 and 15. (4) There is a sudden fall in the rate of increase after the 16th year. (5) The Vital Capacity as a criterion is extremely variable. The Co-efficient of Variability ranging from 15 to 23 i. e., it is even more variable than weight.

(E) Blood Pressure:— The average Blood Pressure for the groups 17, 18 and 19 is 119 and 77. For want of comparative data no comments can be made on these figures. But the diastolic pressure is very near the theoretic average, half systolic 20 — the formula given in East and Bains, vide Recent advances in Cardiology, P. 208.

Various methods have been used in estimating the state of nutrition by the Students' Welfare Department, Calcutta University. During the period 1920—29 the method used for grading students was by inspection and students were graded as "Thin", "Medium", "Muscular" and "Stout" and great difficulty was experienced in drawing a distinct line of demarcation between the average and the poorly nutritioned students. For a time I experimented with the formula

$\frac{\text{Weight}}{\text{Height}}$ as advocated by Hawkins but found that it does not enable one to discriminate between the different types of students. In 1929 I worked out the values of the Ponderal Index $\frac{\sqrt[3]{\text{Weight in kg.}}}{\text{Height in cm.}} \times 100$, for the Bengalee students from 18690 cases and adopted the system of classification described in my book "First Studies on the Health and Growth of the Bengalee Students", P. 8.

During the years 1930 to 1936 this classification was used by the department in the grading of students and has yielded satisfactory results. But the difficulties of using it as a routine measure are various. Firstly it involves the use of a series of complicated calculations. Secondly the average Ponderal Index varies from age to age and the worker has to keep in mind a large series of figures. To obviate these difficulties I tried out the A.C.H. Index as advocated by the American school, but found it to be unsatisfactory. Finally I worked out the relationship of Height, Weight and Chest Girth on a time-increment scale as advocated by G. E. Friend in his book "The School Boy", P. 49. The table was applied in a small series of cases and has given encouraging results.

Table 4

Age	No.	Ponderal Index (Average — 2·28)							Total (4—7)	Ready Reckoner	
		Columns 1	2	3	4	5	6	7			
		Marked Mal nutrition	Def. Mal.	Bovder-line cases	Average Nutrition	Good Nutrition	Stout	Over-weight		Grade A	Grade B
		2·10 and below	2·11-2·17	2·18-2·24	2·25-2·31	2·32-2·38	2·39-2·95	+ 2·45			
10	50	—	9	19	14	5	2	1	22	19	31
11	50	1	5	20	11	5	3	5	24	23	27
12	50	3	9	15	11	4	4	4	23	22	28
13	50	1	13	25	9	2	—	—	11	11	39
14	50	1	7	19	15	4	4	—	23	17	33
15	50	5	11	16	6	4	5	3	18	17	33
Total	300	—	—	—	66	24	18	13	121	109	191
		Average Ponderal Index — 2·29									
		2·11 and below	2·12-2·18	2·19-2·25	2·26-2·32	2·33-2·39	2·40-2·46	+ 2·46			
16	50	5	10	19	7	4	3	2	16	12	38
17	50	1	10	19	14	2	1	3	20	18	32
18	50	5	7	11	11	13	2	1	27	23	27
Total	150	—	—	—	32	19	6	6	63	53	97
							Grand total →		184	162	288
Column		1	2	3	4	5	6	7			

Small deviations from the normal rate of progress can be plainly worked out as progressions or regressions on the charts provided to the students. The tables for the Bengalee students as used by the department is reproduced below:—

Table 5. Height-Weight-Chest-Age-Table

Age →	8		9		10		11		12		13	
Height in cm	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.
105.0	14.1	51.4										
107.5	15.1	52.7										
110.0	16.2	53.95	16.2	52.85								
112.5	17.3	55.1	17.3	53.95	16.9	53.95						
115.0	18.5	56.4	18.5	55.3	18.0	55.3						
117.5	19.7	57.5	19.7	56.4	19.23	56.4	19.23	56.1				
120.0	21.0	58.75	21.0	57.75	20.5	57.5	20.5	57.4	20.5	57.0		
122.5	**22.4**[1]	**60.0**	22.4	58.5	21.8	58.75	21.8	58.6	21.8	58.2		
125.0	23.8	61.2	23.8	60.0	23.1	60.0	23.1	59.7	23.1	59.4	23.1	60.0
127.5	25.3	62.5	**25.3**	**61.2**	24.1	61.2	24.1	61.1	24.1	60.7	24.1	61.2
130.0	26.7	63.7	26.3	62.4	26.1	62.4	26.1	62.1	26.1	61.8	26.1	62.4
132.5	28.3	64.9	28.7	63.5	**27.5**	**63.5**	27.5	63.4	27.5	62.95	27.5	63.5
135.0	29.9	66.1	29.9	64.8	29.2	64.8	**29.2**	**64.6**	29.2	64.1	29.2	64.9
137.5	31.6	67.3	31.6	65.9	30.8	65.9	30.8	65.8	30.8	65.3	30.8	65.9
140.0	33.4	68.55	33.4	67.1	32.5	67.1	32.5	67.0	**32.5**	**66.5**	32.5	67.1
142.5			35.2	68.4	34.3	68.4	34.3	68.1	34.3	67.7	34.3	68.4
145.0			37.1	69.7	36.1	69.7	36.1	69.3	36.1	68.9	36.1	69.7
147.5			39.1	70.8	38.0	70.8	38.0	70.5	38.0	70.0	**38.0**	**70.8**
150.0			41.1	71.95	40.0	11.95	40.0	71.6	40.0	71.3	40.0	71.95
152.5							42.1	72.95	42.1	72.4	42.1	73.2
155.0							44.2	**74.1**	44.2	73.6	44.2	74.5
157.5									46.3	74.8	46.3	75.6
160.0									48.5	76.0	48.5	76.8
162.5									50.8	77.2	50.8	78.0
165.0											53.2	79.2
167.5											55.7	80.35
170.0											58.2	81.7
172.5												
175.0												
177.0												
180.0												

Age →	14		15		16		17		18		19	
Height in cm	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.	Weight in kg.	Mean Chest-girth in cm.
105.0												
107.5												
110.0												
112.5												
115.0												
117.5												
120.0												
122.5												
125.0												
127.5												
130.0	26.1	63.7										
132.5	27.5	64.9										
135.0	29.2	66.1										
137.5	30.8	67.3										
140.0	32.5	68.55	32.5	70.0								
142.5	34.3	69.8	34.3	71.25								
145.0	36.1	71.1	36.1	72.5	36.6	74.0						
147.5	38.0	72.3	38.0	73.75	38.5	75.2	38.5	75.2	38.5	75.2		
150.0	40.0	73.45	40.0	75.0	40.5	76.6	40.5	76.6	40.5	76.6	40.5	76.6
152.5	**42.1**	**74.7**	42.1	76.25	42.6	77.8	42.6	77.8	42.6	77.8	42.6	77.8
155.0	44.2	75.95	44.2	77.5	44.7	79.1	44.7	79.1	44.7	79.1	44.7	79.1
157.5	46.3	77.2	46.3	78.75	46.9	80.35	46.9	80.35	46.9	80.35	46.9	80.35
160.0	48.5	78.4	**48.5**	**80.0**	49.2	81.7	49.2	81.7	49.2	81.7	49.2	81.7
162.5	50.8	79.6	50.8	81.25	**51.5**	**82.8**	51.5	82.8	51.5	82.8	51.5	82.8
165.0	53.2	80.9	53.2	82.5	53.9	84.1	**53.9**	**84.1**	**53.9**	**84.1**	**53.9**	**84.1**
167.5	55.7	82.0	55.7	83.75	57.7	85.5	57.7	85.5	57.7	85.5	57.7	85.5
170.0	58.2	83.3	58.2	85.0	59.2	86.7	59.2	86.7	59.2	86.7	59.2	86.7
172.5	60.8	84.5	60.8	86.25	61.7	88.0	61.7	88.0	61.7	88.0	61.7	88.0
175.0	63.5	85.7	63.5	87.5	64.4	89.25	64.4	89.25	64.4	89.25	64.4	89.25
177.0			66.2	88.75	67.1	90.6	67.1	90.6	67.1	90.6	67.1	90.6
180.0			69.2	90.0	70.0	91.8	70.0	91.8	70.0	91.8	70.0	91.8

[1] Thick figures indicate the averages for the Age Group

Table 6. Annual increment chart of Height, Weight, Chest-girth and Vital Capacity

Age	8—9	9—10	10—11	11—12	12—13	13—14	14—15	15—16	16—17	17—18	Total gain
Height in cm	5·2	4·2	4·5	5·0	5·9	6·6	6·7	3·2	1·2	0·4	42·9
Weight in kg	2·8	1·6	3·2	3·0	4·8	4·9	0·0	4·0	1·6	0·3	32·2
Chest girth in cm . . .	1·2	2·1	1·8	2·0	3·5	4·3	4·9	3·7	0·5	0·5	24·2
Vital Capacity in cc	170	120	130	180	260	320	420	260	110	90	2060

In the grading of students I have adopted the procedure advocated by Friend: "A regression in height alone signifies little, while a regression in weight may or may not matter; on the other hand a regression in chest grade or in any two grades at the same time is usually a danger signal."

In conclusion, I take this opportunity to acknowledge the facilities granted to me by the Students' Welfare Committee, Calcutta University, in the preparation of the paper. I am greatly indebted to Sir Upendranath Brahmachari for guidance and encouragement given to me in this connection. My thanks are also due to all the assistants attached to the Students' Welfare Office, especially to Mr. Probhat Chandra Chakravorty and Mr. Kalidas Banerjee, for assistance rendered in the statistical treatment of the data.

Summary

The findings are based on the records of 33,131 students.

The value of the biometric average for assessing normality is questioned. The biometric averages are compared with averages obtained from normal students for the same age groups.

The rate of growth of the Bengalee student is considered and the following conclusions drawn:— (a) Total gain in height during this period is 42.9 cm.; in weight 32.2 kg.; in chest girth 24.2 cm and in Vital-capacity 2 litres. (b) The maximum rate of growth occurs during the period 11—16, and is particularly marked during the ages 12, 13 and 14. (c) There is a sudden fall in the rate of growth after the 16th year. (d) Height and chest-measurements are less variable than weight and vital-capacity as criteria of growth and development.

The value of the different methods for assessing normality is discussed.

The value of Ponderal Index, $\frac{\sqrt[3]{\text{Weight in kg.}}}{\text{Height in cm.}} \times 100$, as a nutritional index considered, its disadvantages are pointed out and a table for weight/height, chest-measurements on a time increment scale worked out to serve as a clinical ready reckoner. A table of annual increments for height, weight, chest-measurements and vital-capacity is given.

The "Australoid" in California

By

Earl W. Count

Asst. Prof., New York Medical School

With 22 Figures

The courtesy of Prof. A. L. Kroeber and Mr. E. W. Gifford, Curator of the Anthropological Museum of the University of California, has afforded me the privilege of examining the osteological collections. Particularly the Californian, and at present the Santa Rosa Islanders, have been the object of study.

And now there arrives the *Zeitschrift für Rassenkunde* V: 3, with its welcome article by Dr. J. Imbelloni: *Fuéguides et Laguides.* This follows upon v. Eickstedt's treatment of that portion of the Amerinds which, in his *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit,* he denominates "Lagiden", with the two subtypes "Küstentypus" and "Berghöhlentypus".

The Australomorphic character of these South-Americans has been treated by these and other authors (Lebzelter, Gusinde, et al.). At the same time, the subject is still controversial. And Imbelloni's article reached here precisely in the midst of the present study. It seems to me fitting, therefore, to offer the following, as a first paper in the study, and by way of comment on Imbelloni's article.

I.

The skulls # 2503 and # 316

These are presented photographically in four normae. (The photographing has not corrected for perspective distortion.) Both show obviously primitive characters. Both are oligencephalic. Table I gives their measurements; Table II, indices from Martin's *Beobachtungsblatt.* Certain other indices appear duly in other tables.

Description of # 2503

The specimen comes from Alameda County — a region closely south from Berkeley.

Norma frontalis. The skull is: acrocranial, with massive supraorbitals; euryprosopic, euryen, chamaeconch, hyperchamaerrhine. The arcus superciliaris is clearly defined from the trigonum. Nasion is not strictly determinable, since the glabellar mass has rolled out beyond the suture, leaving the latter back in the horizontal crevice thus formed — a condition occasionally noted in Australian skulls. Above the frontomalare temporale, the proc. zygomaticus is heavy and full, as is the frontal process of the malar; the sutura zygomaticofrontalis lying depressed between them. At this level of the face, then, both on the external orbital wall and at the root of the nose, there is a depression which seems to affect the entire profile angle. The nasalia and the orbits are clear from the photographs. Malae and alveolar processes are strikingly massive. There is a nasal spine, and a sulcus praenasalis, but no fossa. Mandible is massive, bigonial distance large.

Norma lateralis. Chamaecranial: vertex posterior to porion-vertical/OAE; supraoccipital prominent, with occipital torus; occipital protuberance present (supposedly a non-Australoid character). Opisthion is slightly lower than basion. Mastoid process is broad, blunt. Crista mastoidea are prominent. The gnathic index indicates mesognathism; the alveolar-profile angle, ultraprognathism. The middle face, from the two normae,

Table I. Measurements of skulls #2503 and #316

Martin's No.	Measurement	#2503	#316
1	Größte Hirnschädellänge	199 mm.	180 mm.
2	Glabella-Inionlänge	194	170.5
3	Glabella-Lambdalänge	187.5	174
5	Schädelbasislänge	104	98
7	Länge des Foramen magnum	38	39.4
8	Größte Hirnschädelbreite	131	138
9	Kleinste Stirnbreite	94	86
10	Größte Stirnbreite	113	112
11	Biauricularbreite	129	131
12	Größte Hinterhauptsbreite	112.5	111.3
13	Mastoidealbreite	110	112
16	Breite des Foramen magnum	32	36
17	Basion-Bregmahöhe	137	132.4
20	Ohr-Bregmahöhe	113	107.5
23	Horizontalumfang über Glabella	535	513
24	Transversalbogen	312	303
24 (1)	Transversalumfang des Hirnschädels	438	431
25	Mediansagittalbogen	398	357.5
25 (1)	Mediansagittalumfang	540	495
26	Mediansagittaler Frontalbogen	132	126
27	Mediansagittaler Parietalbogen	133	124
28	Mediansagittaler Occipitalbogen	131	107.5
28 (1)	Mediansagittaler Oberschuppenbogen	56.5	62
29	Mediansagittale Frontalsehne	115	104.5
30	Mediansagittale Parietalsehne	119.5	110
31	Mediansagittale Occipitalsehne	97.5	89.5
31 (1)	Mediansagittale Oberschuppensehne	71	58.6
31 (2)	(Inion-Opisthion-Sehne)	54	42.5
32 (1a)	(n—b — OAE)	49°	48° 20′
33	Lambda-Opisthion-Winkel	120°	120°
33c	(l—o — n—ba)	91°	87°
33 (1)	Lambda-Inion-Winkel	88°	83° 30′
33 (2)	Opisthion-Inion-Winkel	16°	28°
34	Neigungswinkel des Foramen magnum	—8°	—2½°
38	Schädelkapazität	1250 cc	1210 cc
	Sphenion-Asterion-Sehne (Mollison: Pterion-Asterion)	91	89.5
40	Gesichtslänge	105	99.5
42	Untere Gesichtslänge	121	113
43	Obergesichtsbreite	116	107
44	Biorbitalbreite	107	102
45	Jochbogenbreite	146.5	140 erg.
46	Mittelgesichtsbreite	109	97
47	Gesichtshöhe	124	117.5
48	Obergesichtshöhe	70	68
49	Hintere Interorbitalbreite	29	22.3
50	Vordere Interorbitalbreite	26	17
51	Orbitalbreite vom mf aus	43	45
51a	(d — ek)	40	43
52	Orbitalhöhe	30.5	35.2
54	Nasenbreite	28.3	24
55	Nasenhöhe	48.5	50
57	Kleinste Breite der Nasenbeine	11.6	3
57 (1)	Größte Breite der Nasenbeine	? *	16.2
60	Maxilloalveolarlänge	54.2	52
61	Maxilloalveolarbreite	72	61.5
62	Gaumenlänge	48	49.4
62a	(ol — Spina nasalis post.)	54	54
62a	(pr — sta)	53	52.5
63	Gaumenbreite	47	37.5
65	Kondylenbreite des Unterkiefers	130	118 erg.
66	Winkelbreite des Unterkiefers	111	90
68	Tiefe des Unterkiefers	90	88.5
69	Kinnhöhe	35	35.5
70	Asthöhe des Unterkiefers	69.5	70
71	Astbreite des Unterkiefers	40	39.5

Table I. Measurements of skulls #2503 and #316 (Eontin)

Martin's No.	Measurement	# 2503	# 316
72	Ganzprofilwinkel	83°	77°
73	Nasaler Profilwinkel	88°	86°
74	Alveolarer Profilwinkel	55°	54°
75	Profilwinkel des Nasendaches	68° (?)*	67°
75 (1)	Winkel des Nasendaches: Profillinie	15° (?)*	10°
79	Astwinkel des Unterkiefers	110°	107°
80 (2)	Dentallänge	42.5	42.5
	Schneidezahnbreite	31	28.5
	Glabellahöhe	8,5	11
	Glabellavorsprung	4.2	5

Erg. = ergänzt. — * Nasalia partially destroyed. I believe the measurement is reliable.

Table II. Indices of skulls #2503 and #316

(Multiply by 100)	Index	# 2503	# 316
8/1	Längenbreiten-	65.8	76.6
17/1	Längenhöhen-	68.8	73.5
17/8	Breitenhöhen-	104.6	96
20/1	Längenohrhöhen-	56.8	59.8
9/10	Transversaler Frontal-	83.2	76.7
9/8	Transversaler Frontoparietal-	71.7	62.3
27 26	Sagittaler Frontoparietal-	100.8	98.5
29/26	Sagittaler Frontal-	87.2	83
30/27	Sagittaler Parietal-	89.5	88.8
31/28	Sagittaler Occipital-	74.4	83.2
31 (1)/28 (1)	Krümmungsindex der Oberschuppe	125.5	94 5
47/45	Gesichts-	84.7	84
48 45	Obergesichts-	47.7	48.6
52/51	Orbital-	70.9	78.2
50/44	Interorbital-	24.3	16.65
54/55	Nasal-	58.4	48
61 60	Maxilloalveolar-	32.5	118 2
63/62	Gaumen-	91.8	75.9
66 65	Breitenindex des Unterkiefers	85.4	76.3
71/70	Index des Unterkieferastes	57.6	56.4
45/8	Transversaler Craniofacial-	111.8	101.5
9/43	Frontobiorbital-	81	80.3
9/45	Jugofrontal-	64.2	61.4
6645	Jugomandibular-	75.7	64.25
57/57 (1)	Transversaler Nasenbein-	?	18.5

thus appears erect, broad, flat, especially across the frontal surfaces of the cheekbones. The nasal skeleton is platyrrhine.

Pterion is human: sphenoparietal suture is almost horizontal/OAE.

Note the powerful ascending ramus of the mandible, the wide notch and great coronoid process. Prominence of chin at gnathion is not characteristically Australoid.

Norma verticalis. Hyperdolichocranial; phenozygous supraorbitals very prominent: but their profile in the trigonal region curves back from the line of profile of the arcus. Coronal and sagittal sutures are throughout consistently simple (but subdivisions are present). No metopic suture.

Norma occipitalis. The vault is strikingly gabled; orthostenocranial: parietal walls consistently taper in upward, so that the greatest breadth of the skull is on the linea temporalis above the mastoid processes. Note torus occipitalis and simplex character of the vault sutures. Small "Wormian" (?) bones are in the region of right asterion.

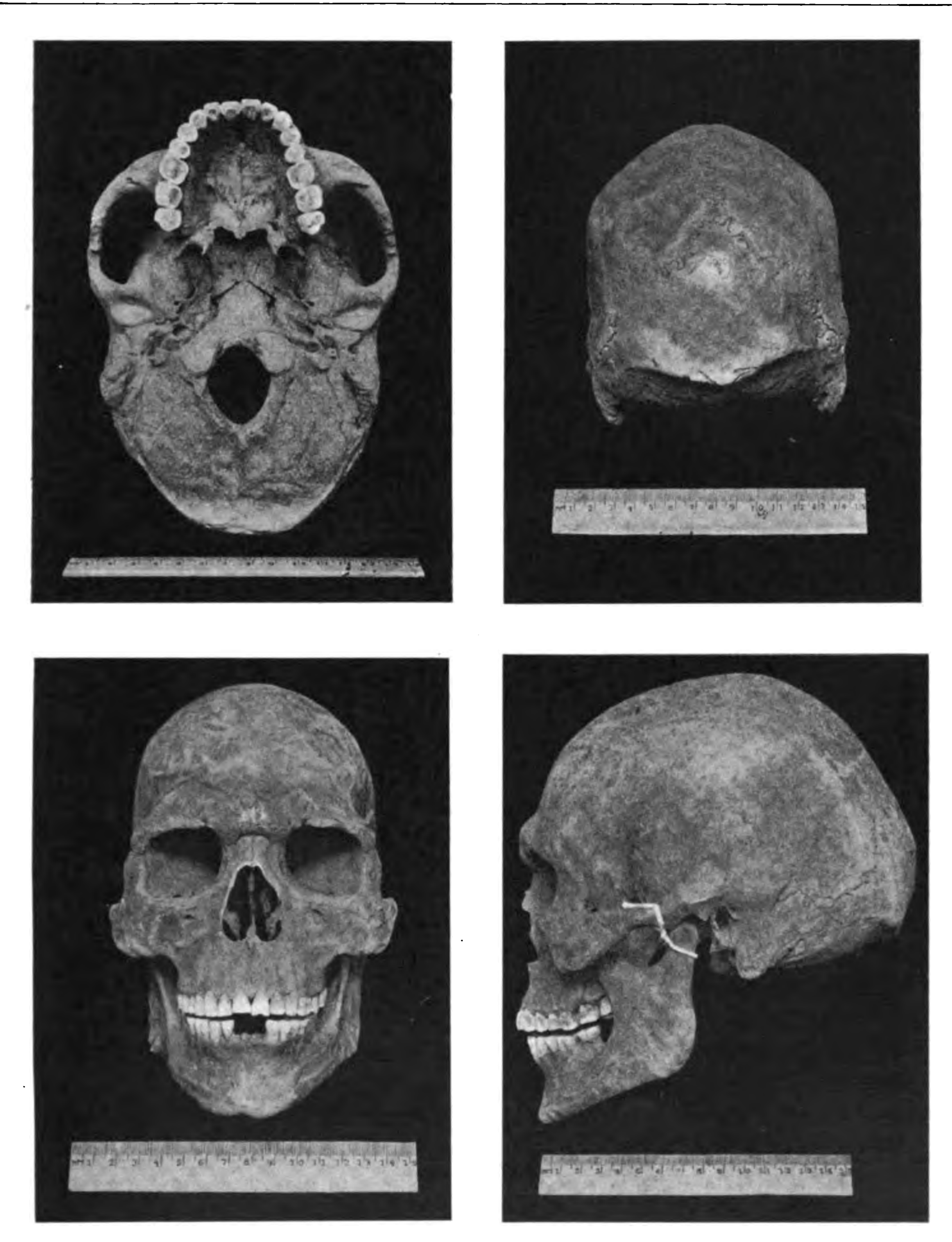


Fig. 1. Skull # 2503 in four normae

Norma basalis. Brachyuranic, brachystaphyline. As yet this has not been studied anthropometrically, nor have the teeth been analyzed. The size of the palate is greater than those of other Indian skulls of comparable size that I have at hand. The breadth is great with respect to length, yet not beyond the Australian ratio. Greatest inter-alveolar breadth is at M^3. Note the straight line formed by the bases of the incisors.

Pterygoid processes, zygomatic arches, fossa mandibularis, bespeak masticatory power. The incisura mastoidea is broad, the foramen magnum medium. The insertion-area for dorsal neck-musculature is very rough and large.

On sight, one says "Australoid, with characteristics primitive even for that pattern". — Analysis will follow.

Description of # 316

The general appearance is one of primitive ruggedness; yet it seems also rather slight when placed beside # 2503, or certain other Indian skulls in the museum collection.

Norma frontalis. It is: tapeinocranial, with prominent supraorbitals; euryprosopic, euryen, mesoconch, mesorrhine. The superior portion of the nasals is so narrow as to appear anthropoid — none other of my specimens quite matches it in this; and they are asymmetrical (further description deferred). In the region of the frontomalare's, the external orbital wall is deeply notched, accentuating the lateral flare of the supraorbital ridges. The malae are fairly massive, the maxilla and its alveolar region heavy. The mandible is relatively heavy and deep. The inferior border of the apertura piriformis is rather infantile. The spine, though present, is inconspicuous; though this is to a small extent due to erosion.

Norma lateralis. Orthocranial; vertex over a fairly large area directly over porion-vertical/OAE. Slight occipital bulge, no protuberance. Opisthion very slightly lower than basion. Mastoid process broad, blunt. Crista mastoidea rather prominent. Gnathic index gives mesognathism; alveolar-profile angle, ultraprognathism. Nasal skeleton is platyrrhine.

Pterion is human; sphenoparietal suture slopes down and back.

The mandible is very massive; in general, it looks "Australian" to me; it even is "schaukelnd" — a frequent character among Maori and Moriori (Stahr; fide Martin 981) as well.

Norma verticalis. Lowly mesocranial; phenozygous; supraorbitals prominent, with the outer ends of the trigonum more sharply protrusive than in # 2503. Sagittal suture more complex than in # 2503. No metopic suture.

Norma occipitalis. The vault is gabled, with the sagittal suture lying in a sagittal trough. Brachystenocranial; the parietal walls tapering consistently in upward, so that bieuryon is low — at the linea temporalis above the mastoid processes. The lambdoid suture is complex. Small "Wormian" (?) bones at asterion.

Norma basalis. Leptostaphyline, lowly brachyuranic. Greatest interalveolar breadth is at M^2. Note the straight line formed by the bases of the incisors. The incisura mastoidea is broad, the foramen magnum also. The area for insertion of dorsal neck-musculature is good-sized.

Beyond this, the norma basalis has not been diagnosed.

On sight, the skull looks Australoid (or Melanesoid). In size, it is rather slight, as is the majority of the Santa Rosa specimens. It suggests to me inbreeding, but I am not prepared to discuss this.

Among the photographs are included three other skulls that represent the "Australoid" type under examination. # 4561 particularly would perhaps have afforded a more cogent case than # 2503. But it was reconstituted from several fragments, and the base in particular will be seen to be somewhat defective. Beyond this, # 2503, in those very points which are extreme even from the Australian norm, is all the more interesting because of the primitive characters of Gusinde and Lebzelter's Ona specimen; of which there is an excellent cast in the museum collection. With regard, to this specimen, compare the photographs of # 3433.

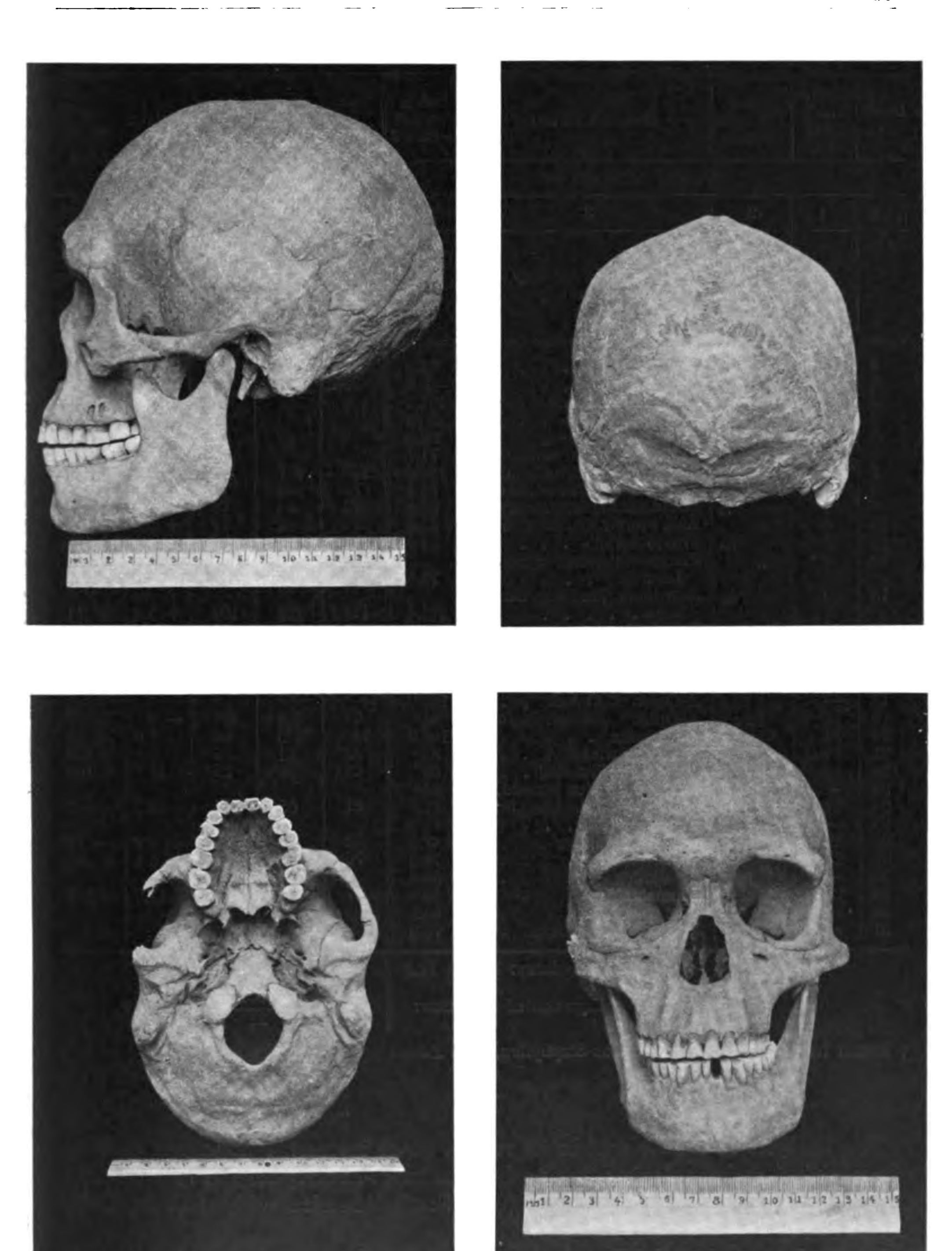


Fig. 2. Skull # 316 in four normae

Table III: Skull #2503 Referred to data of Mollison

Index No.	Mollison's Index No.	Index Formula (Martin)	Index (Martin)	Index Values —#2503	Mollison's Australians				
Number of Skulls →					13 Unsexed				
1 a	1	2	3	4	5			6	
					Indices			Deviation of #2503	
		(Multiply by 100)	(Multiply by 100) as necessary		a	b	c	a	b
					Mean	Max.	Min.	abs.	rel.
1	1	$^{8}/_{1}$	Längenbreiten-	65.8	70	75	62	— 4.2	— 52
2	2	$^{17}/_{1}$	Längenhöhen-	68.3	70	73	65	— 1.7	— 34
3	—	$^{17}/_{8}$	Breitenhöhen-	104.6					
4	—	$^{20}/_{1}$	Längenohrhöhen-	56.8					
5	—	$^{20}/_{8}$	Breitenohrhöhen-	86.3					
6	(A)	$^{9}/_{8}$	Transvers. Front.pariet.ind.	71.7					
7	3	$^{23}/_{25}$	Glabellahoriz./Scheitelbog.	134.3	139	147	135	— 4.7	—117
8	4	$^{24}/_{25}$	Transvers.bog./Scheitelbog.	78.4	79	83	73	— 0.6	— 10
9	5	$^{13}/_{8}$	Schäd.bas.br./Gr. Hirnsch.br.	84.0	74	83	68	+10.0	+111
10	6	$^{43}/_{8}$	Äuß. biorbit./Gr. Hirnschbr.	88.6	83	92	77	+ 5.6	+ 62
11	7	$^{9}/_{43}$	Frontobiorbit.-	81.0	87	93	82	— 6.0	—124
12	8 *	$^{X}/_{20}$	Pterion-Asterion/Bregma-Lambda	75.8	81	88	77	— 5.2	—130
13	9	$^{12}/_{31}$	Asterionbr./Med. sag. Occip.-sehn.	115.4	114	127	105	+ 1.4	+ 11
14	10	$^{16}/_{13}$	For.mag.br./Schädelbas.br.	29.1	31	36	27	— 2.0	— 50
15	11	$^{30}/_{29}$	Pariet.sehn./Front.sehn.	104.0	104	113	99	0	0
16	12	$^{31}/_{29}$	Occip.sehn./Front.sehn	84.7	84	91	76	+ 0.7	+ 10
17	16	(Mollison's)	„Vorsp./Höhe d. Glabella	49.4	47	85	20	+ 2.4	+ 6
18	—	33	Λ-Opist. ∢/O.A.E.	120°					
19	17	33 c	Λ-Opist. ∢ /Nasion-Basion	91°	96°	101°	90°	— 5°	— 83
20	18	$^{40}/_{5}$	Kieferindex	101.0	103	115	96	— 2.0	— 28
21	19	72	Ganzprofilwinkel	83°	77°	81 c	72°	+ 6°	+150
22	20	74	Alveolarprofilwinkel	55°	66°	79°	55°	—11°	—100
23	—	75	Profilwinkel des Nasend.	68°					
24	21	$^{40}/_{45}$	Gesichtslänge/Jochbog.br.	71.7	81	85	74	—10.3	—147
25	—	$^{47}/_{45}$	Gesichtsindex	84.7					
26	22	$^{48}/_{45}$	Obergesichtsindex	47.8	52	60	46	— 4.2	— 70
27	23	$^{52}/_{51}$	Orbitalindex	70.9	76	87	67	— 5.1	— 57
28	—	$^{54}/_{55}$	Nasalindex	58.3					
29	24 †	$^{63}/_{62}$	Gaumenindex	88.8	77	82	70	+11.8	+236
30	—	$^{9}/_{45}$	Jugofrontalindex	64.2					
31	—	$^{66}/_{45}$	Jugomandibularindex	75.8					

Index-Modulus: 77.5 or 74.7 — 80.5

Equation of Deviation: $\frac{7 \times 83.7 + 13 \times 76.2}{21} = 75$

† Palatal length for #2503: Prosthion-Staphylion. — * Edited figure.

II.

The analysis to follow will in its results be of interest, I hope, not only to the physical-anthropologists, but to those cultural-anthropologists as well who have been comparing traits in southern South America with some in California.

We shall begin with Mollison's data and the well-known method he used on them in 1908. The results shall speak for themselves.

Table I gives all the measurements thus far taken on # 2503 and # 316; but Table II is confined to indices appearing on Martin's Beobachtungsblatt.

and of Gusinde & Lebzelter

Gusinde & Lebzelter Australians					Gusinde & Lebzelter Fuegians					Index No.
44 Unsexed					40 Unsexed					
7			8		9			10		1 a
Indices			Deviation of # 2503		Indices			Deviation of # 2503		
a	b	c	a	b	a	b	c	a	b	
Mean	Max.	Min.	abs.	rel.	Mean	Max.	Min.	abs.	rel.	
71.6	81.8	64.6	— 5.8	— 83	74.9	85.4	69.4	— 9.1	—165	1
73.3	79.9	63.1	— 5.0	— 48	72.5	78.9	69.2	— 4.2	—127	2
102.8	111.2	91.1	+ 1.8	+ 21	96.8	106.6	90.6	+ 7.8	+ 80	3
61.3	67.3	56.2	— 4.5	— 88	61.4	68.4	45.9	— 4.6	— 30	4
89.0	—	—	?	?	82.3	91.7	72.5	+ 4.0	+ 43	5
73.0	81.2	63.4	— 1.3	— 13	66.3	74.6	58.3	+ 5.4	+ 65	6
										7
										8
										9
										10
										11
										12
										13
										14
										15
										16
										17
118°	126°	109°	+ 2°	+ 25	119°	129°	106°	+ 1°	+ 10	18
										19
										20
80°	90°	65°	+ 3°	+ 30	83°	92°	75°	0°	0	21
67°	80°	50°	—12°	— 71	79°	90°	62°	—12°	— 71	22
61.6°**	66°	55°	+ 6.4°	+ 144	61°	80°	37°	+ 7°	+ 37	23
										24
82.0	88.7	69.4	+ 2.7	+ 40	85.5	94.6	73.6	— 0.8	— 7	25
51.0	56.1	41.7	— 3.2	— 35	52.8	58.6	45.7	— 3.2	— 35	26
77.9	85.7	65.2	— 7.0	— 55	82.6	90.2	71.1	—11.7	—102	27
57.0	75.0	47.3	+ 1.3	+ 7	47.2	59.1	38.5	+ 11.1	+ 93	28
78.5	89.8	65.5	+ 10.3	+ 91	71.4	91.8	60.3	+ 17.4	+ 85	29
72.2	82.1	62.7	— 8.0	— 84	66.3	71.8	57.7	— 2.1	— 24	30
75.8	82.2	66.9	0	0	71.4	78.8	62.0	+ 4.4	+ 60	31
76					75					
$\frac{7 \times 51 + 8 \times 60}{16} = 52$					$\frac{8 \times 59 + 8 \times 70}{17} = 61$					

** Australian figures from Lüthy and Reicher, fide Martin p. 920.

Some of Mollison's data have hat to be reinterpreted in terms of more recent usage; in general, his own comments furnish the means for the reinterpretation. Difficulty has been encountered, however, in the matter of the *Gaumenindex.* If the customary measurement # 62 be used, the index for # 2505 runs discrepantly high; yet the palate is not beyond Australian proportions. As I could not be sure of what measurement Mollison had used, I compared his and my measurements to those of an Australian palate, and concluded that I should not be far astray if, for purposes of comparison with Mollison's data, I should use for palatal length prosthion-stapylion. With this reservation

Table III: Skull # 2503 Referred to data of Mollison

Index No.	Mollison's Index No.	Index Formula (Martin)	Index (Martin)	Index Values — #2503	Gusinde & Lebzelter Yamana				
Number of Skulls →					♂; Less than 30				
1 a	1	2	3	4	11			12	
		(Multiple bei 100)	(Multiple by 100) as necessary		Indices			Deviation of # 2503	
					a	b	c	a	b
					Mean	Max.	Min.	abs.	rel.
1	1	8/1	Längenbreiten-	65.8	77.6	85.4	71.3	—11.8	—187
2	2	17/1	Längenhöhen-	68.3	73.6	76.5	66.7	— 5 3	— 77
3		17/8	Breitenhöhen-	104.6	95.6	102.3	91.4	+ 9.0	+ 136
4		20/1	Längenohrhöhen-	56.8	62.2	66.8	54.8	— 5.4	— 73
5		20/8	Breitenohrhöhen-	86.3	80.7	85.8	72.9	+ 5.6	+ 110
6	(A)	9/8	Transvers. Front.pariet.ind.	71.7	66.9	69.4	63.2	+ 4.9	+ 196
7	3	23/25	Glabellahoriz./Scheitelbog.	134.3					
8	4	24/25	Transver.bog./Scheitelbog.	78.4					
9	5	13/8	Schäd.bas.br./Gr. Hirnsch.br.	84.0					
10	6	43/8	Äuß. biorbit./Gr. Hirnsch.br.	88.6					
11	7	9/43	Fronto-biorbit.-	81.0					
12	8 *	[illegible]/30	Pterion-Asterion/Bregma-Lambda	75.8					
13	9	13/31	Asterionbr./Med. sag. Occip. sehn.	115.4					
14	10	16/13	For.mag.br./Schädelbas.br.	29.1					
15	11	30/29	Pariet.sehn./Front.sehn. . .	104 0					
16	12	31/29	Occip.sehn./Front.sehn. . .	84.7					
17	16	(Mollison's)	„Vorsp./Höhe d. Glabella".	49.4					
18		33	Λ-Opist. ∢/O.A.E. . . .	120°	118°	129°	107°	+ 2°	+ 18
19	17	33 c	Λ-Opist. ∢/Nasion-Basion	91°					
20	18	40/5	Kieferindex	101.0					
21	19	72	Ganzprofilwinkel	83°	82°	91°	76°	+ 8°	+ 89
22	20	74	Alveolprofwinkel	55°	75°	84°	69°	—20°	—333
23		75	Profwinkel des Nasend.. .	68°	61°	69°	37°	+ 7°	+ 87
24	21	40/45	Gesichtslänge/Jochbog.br. .	71.7					
25		47/45	Gesichtsindex	84.7	84.2	89.2	79.2	+ 0.5	+ 10
26	22	48/45	Obergesichtsindex	47.8	51.6	55.4	46.3	— 1.5	— 28
27	23	52/51	Orbitalindex	70.9	?77.7*	86.1	71.1	— 6.8	—103
28		54/55	Nasalindex	58.3	47.5	54.4	40.7	+ 10.8	+ 157
29	24 †	63/62	Gaumenindex	88.8	69.1	79.6	61.9	+ 19.7	+ 187
30		9/45	Jugofrontalindex	64.2	67.0	71 6	63.2	— 3.8	— 74
31		66/45	Jugomandibularindex . .	75.8	69.2	78.8	66.0	+ 6,6	+ 69

Index-Modulus: 77.5 or 74.7 | 67.6

Equation of Deviation: $\frac{10 \times 106 + 7 \times 125}{17} = 114$

* Edited figure.

throughout what follows, and with # 62 nevertheless standing in Table I as directed by R. Martin, we may proceed.

Mollison diagnosed a certain skull # 500 as an Australian of rather extreme proportions. His norm was built on a very limited series of skulls — thirteen; and we shall first use this same norm. It is obvious that, the smaller the series, the narrower the limits of deviation to be expected. Indeed, were any one of the thirteen to be compared against a norm of the other twelve, it might be expected to exceed in some way the limits set by that norm. So, if our specimen # 2503 should exceed some of the limits imposed, the uncertainty of its classification as within the racial typology it is referred to, will parallel the amount and frequency of its excesses.

and of Gusinde & Lebzelter (Fortsetzung)

Gusinde & Lebzelter Selk'nam					Gusinde & Lebzelter Halakwulup					Index No.
11 Unsexed					6 Unsexed					
13			14		15			16		1 a
Indices			Deviation of ♯ 2503		Indices			Deviation of ♯ 2503		
a	b	c	a	b	a	b	c	a	b	
Mean	Max.	Min.	abs.	rel.	Mean	Max.	Min.	abs.	rel.	
73.4	79.4	69.4	— 7.6	—190	74.4	80.1	71.0	— 8.6	—253	1
71.0	74.1	69.2	— 2.7	—150	72.6	75.9	70.5	— 4.3	—204	2
96.4	106.6	90.6	+ 8.2	+ 80	97.8	100.7	94.3	+ 6.8	+235	3
60.6	62.4	58.4	— 3.8	—173	61.5	64.2	59.5	— 4.7	—235	4
83.2	86.6	78.7	+ 3.1	+ 91	82.1	84.7	80.1	+ 4.2	+163	5
64.9	69.5	58.3	+ 6.9	+150	66.7	74.6	59.6	+ 5.1	+ 65	6
										7
										8
										9
										10
										11
										12
										13
										14
										15
										16
										17
121°	125°	114°	— 1°	— 14	120°	127°	113°	0°	0	18
										19
										20
86°	92°	79°	— 3°	— 43	83°	87°	80°	0°	0	21
81°	90°	72°	—26°	—289	82°	85°	75°	27°	—386	22
63°	80°	49°	+ 5°	+ 29	59°	64°	52°	+ 9°	+180	23
										24
89.0	94.6	81.3	— 4.3	— 56	86.0	90.0	82.1	— 1.3	— 33	25
53.9	58.6	49.0	— 6.1	—124	52.5	54.1	49.2	— 4.7	—143	26
83.1	88.6	76.6	—12.2	—188	88.0	90.2	82.9	— 17.1	—335	27
45.7	51.9	39.7	+12.6	+203	48.9	53.9	45.3	+ 9.4	+188	28
74.2	91.8	65.6	+14.6	+ 83	71.2	73.5	66.1	+17.6	+880	29
63.6	67.6	57.7	+ 0.6	+ 15	67.2	71.8	62.7	— 3.0	— 67	30
73.2	77.3	69.0	+ 2.6	+ 63	71.5	75.2	69.6	+ 4.3	+116	31
69.7					69.8					
$\frac{8 \times 89 + 9 \times 136}{17} = 114$					$\frac{7 \times 261 + 8 \times 207}{17} = 205$					

As for evaluating the indices used by Mollison, in that we have no choice. The method, of course, places them all on a par. The analyst, in the face of this defect, can only try to lay down a sufficient barrage of data as to score some direct hits. Nor shall we discuss the matter of racial heterogeneity among the Australians, nor in how far they are related to the Tasmanians, the Melanesians, or the Melanesoid element among the New Zealanders. It should hardly need saying that it is possible, hypothetically at any rate, for a very large common strain to be found among the Oceanians and the Americans under scrutiny, without thereby implying that such constituent strains as they may have are in all cases identical. These points I mention simply in self-defence. Beyond this, let the data speak for themselves.

Table IV. Skull #316 Referred to data

Mollison's Index No	Index Formula Martin	Index (Martin)	Index Values — #316	Mollison's Australians				
Number of Skulls →				13 Unsexed				
1	2	3	4	5			6	
	(Multiply by 100)	(Multiply by 100) as necessary		Indices			Deviation of #316	
				a	b	c	a	b
				Mean	Max.	Min.	abs.	rel.
1	8/1	Längenbreiten-	76.7	70	75	62	+ 6.7	+ 134
2	17/1	Längenhöhen-	73.5	70	73	65	+ 3.5	+ 117
3	23/25	Glabellahoriz./Scheitelbogen	143.6	139	147	135	+ 4.6	+ 57
4	24/25	Transvers.bog./Scheitelbog	85.0	79	83	73	+ 6.0	+ 50
5	13/8	Schädelbas.breite/Gr. Hirnsch.br.	81.2	74	83	68	+ 7.2	+ 79
6	43/8	Äuß. biorbit./Gr. Hirnsch.br.	77.6	83	92	77	— 5.4	— 90
7	9/43	Kl. Stirnbr./Äuß. biorbit. .	80.3	87	93	82	— 6.7	—134
8 *	X/30	Pterion-Asterion/Bregma-Lambda	81.3	81	88	77	+ 0.3	+ 4
9	12/31	Asterionbr./Med. sag. Occip.-sehn.	124.4	114	127	105	+ 10.4	+ 80
10	16/13	For.mag.br./Schädelbas.br. .	32.1	31	36	27	+ 1.1	+ 23
11	30/29	Pariet.sehn./Front.sehn. . .	105.2	104	103	99	+ 1.2	+ 13
12	31/29	Occip.sehn./Front.sehn. . .	85.6	84	91	76	+ 1.6	+ 23
16	(Mollison's)	„Vorsp./Höhe d. Glabel." .	45.4	47	85	20	— 1.6	— 8
17	33 c	Lambda.Opisth.∢/Nasion-basion	93°	96°	101°	90°	— 3°	— 50
18	40/5	Kieferindex	101.5	103	115	96	— 1.5	— 21
19	72	Ganzprofilwinkel	77°	77°	81°	72°	0°	0
20	74	Alveolarprofilwinkel . . .	54°	66°	79°	55°	—12°	—109
21	40/45	Gesichtslänge/Jochbog.br. .	71 (erg.)	81	85	74	—10	—143
22	48/45	Oberges.höhe/Jochbog.br. .	48.6	52	60	46	— 3.4	— 57
23	52/51	Orbitalindex	78.3	76	87	67	+ 2.3	+ 21
24 †	63/62	Gaumenindex	71.4	77	82	70	— 5.6	— 80
(A)	9/8	Transvers, Front.pariet.index	62.3					
(B)	27/26	Sagitt. Front.pariet.index .	98.4					
(C)	28/26	Sagitt. Front.occip.index .	85.4					
		Index Modulus: 72		80.5				
		Equation of Deviation:		$\frac{11 \times 64 + 9 \times 98}{21} = 75.5$				

† Palatal length for # 316: Prosthion-Staphylion.

Table III column 5 is taken over from Mollison. Column 6 gives the absolute and relative deviations from the means, for # 2503.

At this point, I should like to reexpress the *Abweichungsindex* of Mollison in a form that has been to me more expressive. As the index stands, it tells nothing about the deviations above and below the means, nor in how far it strikes the line of means. May I offer therefore an equation of deviation:

$$\frac{(u \times M+) + (o \times M-)}{q} = A$$

where u = number of indices lying above the line of means,
o = number of indices lying below the line of means,
M+ = average arithmetic value of the relative deviations above that line (as expressed, for instance, in Table III column 6b),

of Mollison and Scott

Mollison's Maori					Scott's New Zealanders, North Island					Mollison's Index No.
? 17 Unsexed					36 (8 ♀. 3 ?)					
7			8		9			10		
Indices			Deviation of # 316		Indices			Deviation of # 316		
a	b	c	a	b	a	b	c	a	b	
Mean	Max.	Min.	abs.	rel.	Mean	Max.	Min.	abs.	rel.	
76	83	70	+ 1.0	+ 14	75	80	70	+ 1.7	+ 34	1
77	82	74	— 3.5	—116	75	79	70	—1.5	— 30	2
137	141	134	+ 6.6	+ 165	140	152	133	+ 3,6	+ 30	3
86	92	80	— 1.0	— 17	83	89	75	+ 2	+ 33	4
73	78	68	+ 8	+ 160						5
74	78	70	+ 3.6	+ 90						6
91	95	88	— 10.7	— 357	90	93	83	—9.7	— 138	7
91	102	84	— 9.7	—138						8
102	117	94	+ 22.1	+ 149						9
31	34	27	+ 1.1	+ 39						10
94	105	87	+ 11.2	+ 103						11
93	100	84	— 7.4	— 82						12
34	60	20	+ 11.4	+ 44						16
87°	91°	80°	0°	0						17
97	101	91	+ 4.5	+ 110	96	104	89	+ 5.5	+ 69	18
84°	88°	80°	— 7	— 175						19
79°	89°	• 70°	—25°	— 278						20
75	82	69	— 4	— 67	74	78	68	— 3	— 50	21
51	58	46	— 2.4	— 48	52	59	45	— 3.4	— 49	22
84	93	76	— 5.7	— 71	86	95	77	—7.7	— 86	23
92	105	82	—20.6	—206						24
67	74	63	— 5.2	—115	68	95	64	— 5.7	— 142	(A)
93	104	81	+ 5.1	+ 48	98	110	82	+ 0.4	+ 3	(B)
98	112	87	—12.3	115	89	98	82	— 3.6	— 51	(C)

(Cf. Col. 6) $\frac{9 \times 97 + 11 \times 141}{21} = 116$

(Cf. Scott) $\frac{4 \times 84 + 8 \times 113}{12}$ 104

$\frac{5 \times 39.8 + 7 \times 78}{12} = 62$

M— = average arithmetic value of the relative deviations below that line,
q = total number of indices used,
A = "valor typicus" (Mollison's M_d, not his $\frac{1}{M_d}$).

It is clear that, if sometimes an index deviates not at all from the mean, u + o = q; and thus, by implication, the equation gives the number of times the index coincides with the mean of the norm: that is, q — (u + o) = number of coincidences.

This equation shall be used with the same caution that should apply to the Abweichungsindex.

Out of 21 indices compared, # 2503 exceeds the limits in 7 cases, and the v. t. is 73. This is a fair but not satisfactory agreement. It would allow the possibility that the skull is Australoid, but atypical. It does not prove it

Table IV. Skull #316 Referred to data

Mollison's Index No.	Index Formula Martin	Index (Martin)	Index Values — #316	Scott's New Zealanders, South Island				
		Number of Skulls →		40 (12 ♀, 3 ?)				
1	2	3	4	11			12	
				Indices			Deviation of #316	
	(Multiply by 100)	(Multiply by 100) as necessary		a	b	c	a	b
				Mean	Max.	Min.	abs.	rel.
1	8/1	Längenbreiten-	76.7	76	85	69	+ 0.7	+ 8
2	17/1	Längenhöhen-	73.5	75	82	67	— 1.5	— 19
3	25/25	Glabellahoriz./Scheitelbogen	143.6	138	144	134	+ 5.6	+ 93
4	24/25	Transvers.bog./Scheitelbog.	85.0	82	88	77	+ 3.0	+ 50
5	13/8	Schädelbas.breite/Gr. Hirnsch.br.	81.2					
6	43/8	Äuß. biorbit./Gr. Hirnsch.br.	77.6					
7	9/43	Kl. Stirnbr./Äuß. biorbit. .	80.3	91	95	84	—10.7	—153
8 *	X/30	Pterion-Asterion/Bregma-Lambda	81.3					
9	12/31	Asterionbr./Med. sag. Occip.-sehn	124.4					
10	16/13	For.mag.br./Schädelbas.br. .	32.1					
11	30/29	Pariet.sehn./Front.sehn. . .	105.2					
12	31/29	Occip.sehn./Front.sehn. : .	85.6					
16	(Mollison's)	„Vorsp./Höhe d. Glabel." .	45.4					
17	33 c	Lambda.Opisth.∢/Nasion-basion	93°					
18	40/5	Kieferindex	101.5	98	105	92	+ 3.5	+ 50
19	72	Ganzprofilwinkel	77°					
20	74	Alveolprofilwinkel	54°					
21	40/45	Gesichtslänge/Jochbog.br. .	71 (erg.)	76	81	67	— 5.0	— 57
22	48/45	Oberges.höhe/Jochbog.br. .	48.6	51	55	46	— 2.4	— 48
23	52/51	Orbitalindex	78.3	86	97	74	— 7.7	— 64
24 †	63/62	Gaumenindex	71.4					
(A)	9/8	Transvers. Front.pariet.index	62.3	68	75	60	— 5.7	— 71
(B)	27/26	Sagitt. Front.pariet.index .	98.4	93	110	81	+ 5.4	+ 32
(C)	28/26	Sagitt. Front.occip.index .	85.4	92	108	81	— 6.6	— 60

Equation of Deviation: $\frac{5 \times 46.5 + 7 \times 66}{12}$ 58

Australoid. For conceivably it might compare more closely with some other norm. It might be a hybrid. At the same time, we remember the "extreme" features in # 2503. With regard to Mollison's 13 specimens, # 2503 has a) a slightly smaller glabella-horizontal with reference to its total longitudinal arc; b) the skull base is very broad with reference to bieuryon; c) the forehead is narrow with reference to biorbital distance; d) the malar breadth is great when compared with degree of facial prognathism; e) the profile is steep absolutely. Some of these are recognisably very primitive. But also the alveolar-profile angle is very low in # 2503 — at the Australian lower extreme. The palatal index shows great palatal breadth with respect to length far beyond Mollison's Australian norm.

We have now used the figures from Gusinde and Lebzelter, where we find means and extremes in indices for 44 (unsexed) Australian skulls. The list does not altogether overlap Mollison's. See Table III column 7. From these figures and the corresponding indices for # 2503, we obtain column 8, and

of Mollison and Scott (Fortsetzung)

Scott's Chatham Islanders					Master Table from Scott's data					Molli-son's Index No.	Index Volues # 2503	Master table from Scott's data	
44 (7 ♀, 3?)					120 (27 ♀, 9?)							120	
13			14		15			16			4'	16'	
Indices			Deviation of # 316		Indices			Deviation of # 316				Deviation of # 2503	
a	b	c	a	b	a	b	c	a	b			a	b
Mean	Max.	Min.	abs.	rel.	Mean	Max.	Min.	abs.	rel.			abs.	rel.
76	81	70	+ 0.7	+ 14	75.7	85	69	+ 1.0	+ 11	1	65.8	−9.9	−148
73	79	66	+ 0.5	+ 8	74.2	82	66	−7.0	− 9	2	68.3	−5.9	− 72
139	145	133	+ 4.6	+ 77	139	152	132	+ 4.6	+ 35	3	134.3	−4.7	− 67
82	88	78	+ 3.0	+ 50	82.3	89	75	+ 2.7	+ 40	4	78.4	−3.9	− 53
										5			
										6			
88	96	75	− 7.7	− 59	89.6	96	75	−9.3	−64	7	81.0	−8.6	− 59
										8			
										9			
										10			
										11			
										12			
										16			
										17			
98	103	92	+ 3.5	+ 70	97.3	105	89	+ 4.2	+ 55	18	101.0	+ 3.7	+ 48
										19			
										20			
74	80	67	− 3.0	− 43	74.6	81	67	−3.6	−47	21	71.7	−2.9	− 38
54	60	48	− 5.4	− 90	52.4	60	45	−3.8	−51	22	47.8	−4.6	− 72
89	103	79	−10.7	−107	87.1	103	74	−8.8	−67	23	70.9	−6.2	−200
										24			
67	73	57	− 4.7	− 47	67.6	75	57	−5.3	−50	(A)	71.7	+ 4.1	+ 55
95	108	78	+ 3.4	+ 26	95.2	110	78	+ 3.1	+ 21	(B)	98.5	+ 3.3	+ 22
95	115	77	− 9.6	− 53	91.4	115	77	−6.0	−42	(C)	85.0	−6.4	− 48
$\frac{6 \times 40.9 + 6 \times 66}{12} = 54$					$\frac{5 \times 32.5 + 7 \times 47.2}{12} = 41$							$\frac{3 \times 42 + 9 \times 84}{12} = 73.5$	

from 16 indices a v. t. of 52. In only one case is the Australian limit exceeded: the profile of the nasal roof is too steep in # 2503. However, this angle is related to the steep facial angle. More diagnostic is the difference betweeen nasal roof and facial profile; i. e. measurement 75 (1): 75—72. Lüthy and Reicher (fide Martin 920) give for Australians, a mean of 15.2°, with extremes 9°—26°; and # 2503 gives a probable 15° (Table I). These results are very satisfactory to the claim that the skull is Australoid. Unfortunately, however, but little attention is given to the mandible.

But this is not enough, even though we have compared 31 indices and found very fair coincidence. # 316 must be drawn into the picture; indeed, it was this specimen that first struck me on viewing the Santa Rosa Islanders, and that suggested the Australoid possibility; a possibility to which until then I had given no serious attention. — While # 316 has certain features that resemble those of # 2503, it is also considerably different. How does it stand as an "Australoid" possibility?

Table IV columns 5 and 6 now do for it what the corresponding columns of Table III do for # 2503. The v. t. for 21 indices with 13 skulls as a norm is almost identical with that of # 2503 — 73.5. Yet the equation of deviation immediately shows that the individual deviations do not quite parallel each other. # 316 has but 5 indices beyond the pale. By compensation, other figures for # 2503 stand closer to the norm. See Graph I.

We now try # 316 against the 44 Australians of Gusinde & Lebzelter, using 16 indices. See Table VI, column 8. # 316 also improves its relationship, so that the v. t. drops to 57 — not quite so good as # 2503 (but how significant is the difference?), yet still cogent. Three indices remain beyond the limits: 6, 30, 31. Both # 2503 and # 316 have been graphed, but separately, on Graphs II and III.

We thus have similarity with a difference. What lies behind this?

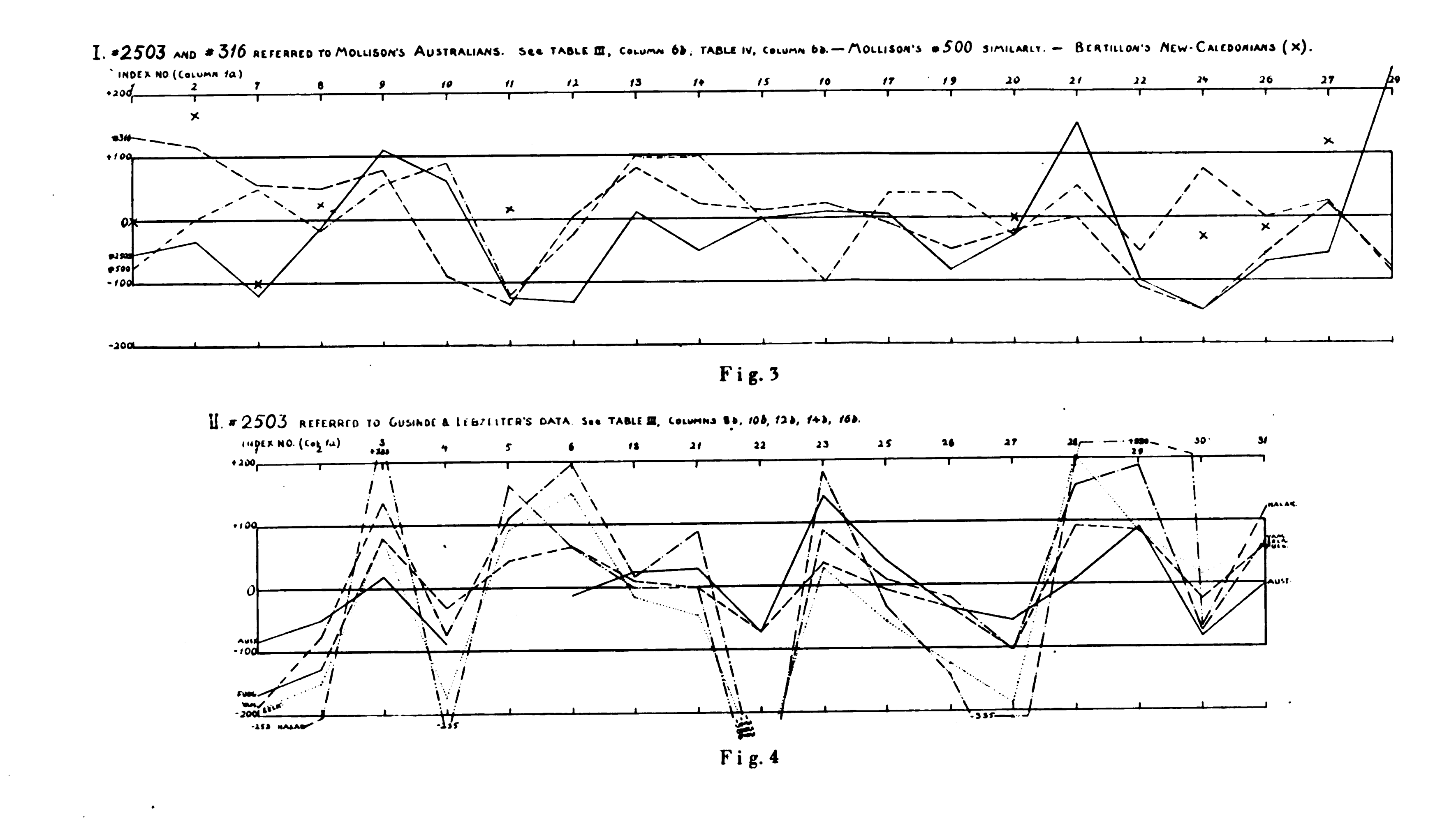
Mollison compared his # 300 with some Maori, and found it different. We need not go into the discussion of that. But in view of the question of relationship between Australian and Melanesian on one hand, and Melanesian and the Polynesian Maori on the other, it has seemed worth while to refer # 316 to the Maori for comparison. Table IV columns 7 and 8 give the result. Two valores typici are given there; only the first of which concerns us now: — 116. Clearly Mollison's Maori differ from # 316. But now we try a larger series — the data he quotes from Scott for New Zealand and the Chatham Islands. Table IV gives values for # 316 referred to North Island, South Island, and the Chatham Islands: respectively, 62, 58, 54. This differs remarkably from Mollison's data far more than the different results achieved from the two Australian groups compared previously. Mollison's Maori series is small enough to yield a high index of deviation; yet the result gives body to the possibility that Mollison's and Scott's groups are racially not quite the same. On the other hand, comparison of the values in columns 7 a, 9 a, 11 a, 13 a supports their mutual similarity or identity. But after all, this is not our prime consideration.

Returning to Scott's data and the v. t. for # 316 derived from them. How do these Maori groups correspond inter se? — On Graph IV we plot the figures of Table IV columns 10 b, 12 b, 14 b. The configurations are very close. We are justified, therefore, in constructing a master-table out of the entire series of 120 skulls, obtaining a new mean and using the extremes from them all. The result appears first in Table IV columns 15 and 16, then on Graph V. # 316 corresponds excellently with Scott's entire series, and the v. t. is 41.

But perhaps this is a little too good. We started with an Australoid-Melanesoid suspect, and ended up with a Maori! Is this true to fact, or does it vitiate the method? The answer may still lie between these alternatives. After all, there is danger in using a small number of measurements from a large series of skulls.

It still remains propable, from the investigations of a number of anthropologists, that Australians and New Zealanders have — shall we call it? — a Melanesoid substratum: or anyway, a Melanesoid component of great importance. And it is clear that, whatever the reliability of our results thus far, they do fall within both Australian and New-Zealander limits. Let us look farther.

Unfortunately, data showing extremes as well as means for Melanesians


I. #2503 AND #316 REFERRED TO MOLLISON'S AUSTRALIANS. SEE TABLE III, COLUMN 6b. TABLE IV, COLUMN 6b.—MOLLISON'S #500 SIMILARLY.— BERTILLON'S NEW-CALEDONIANS (×).
INDEX NO (COLUMN 1a)
2
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
19
20
21
22
24
26
27
29
+200
+100
0
-100
-200
#316
#2503
#500
Fig. 3

II. #2503 REFERRED TO GUSINDE & LEBZELTER'S DATA. SEE TABLE III, COLUMNS 8b, 10b, 12b, 14b, 16b.
INDEX NO. (Col. 1a)
2
3
4
5
6
18
21
22
23
25
26
27
28
29
30
31
+283
-235
-335
-253 HALAK.
+200
+100
0
-100
-200
AUST.
HALAK.
Fig. 4

Fig. 5

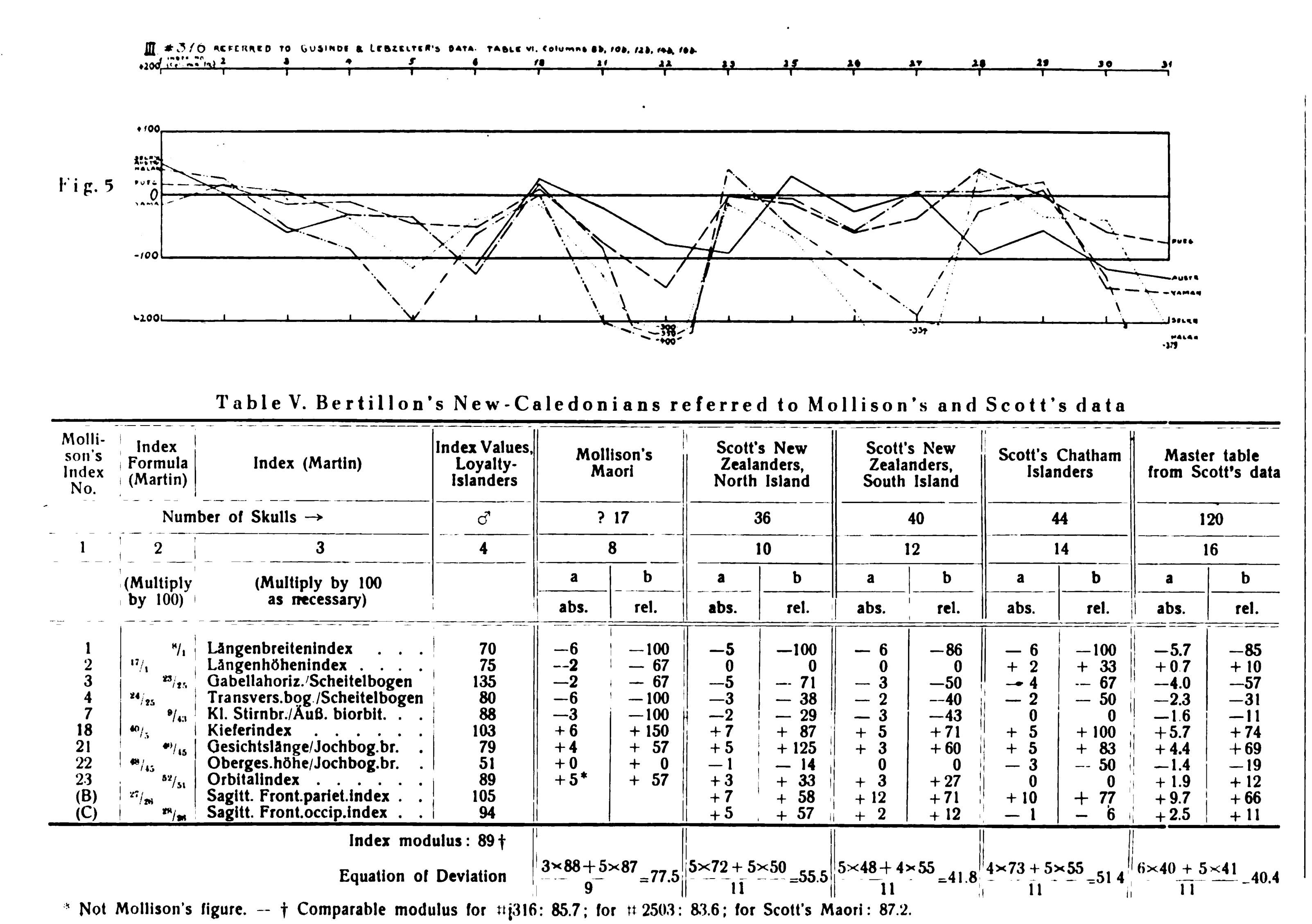


Table V. Bertillon's New-Caledonians referred to Mollison's and Scott's data

Mollison's Index No.	Index Formula (Martin)	Index (Martin)	Index Values, Loyalty-Islanders	Mollison's Maori		Scott's New Zealanders, North Island		Scott's New Zealanders, South Island		Scott's Chatham Islanders		Master table from Scott's data	
	Number of Skulls →		♂	? 17		36		40		44		120	
1	2	3	4	8		10		12		14		16	
	(Multiply by 100)	(Multiply by 100 as necessary)		a abs.	b rel.	a abs.	b rel.	a abs.	b rel.	a abs.	b rel.	a abs.	b rel.
1	8/1	Längenbreitenindex	70	—6	—100	—5	—100	— 6	—86	— 6	—100	—5.7	—85
2	17/1	Längenhöhenindex	75	—2	— 67	0	0	0	0	+ 2	+ 33	+0.7	+10
3	23/25	Gabellahoriz./Scheitelbogen	135	—2	— 67	—5	— 71	— 3	—50	— 4	— 67	—4.0	—57
4	24/25	Transvers.bog./Scheitelbogen	80	—6	—100	—3	— 38	— 2	—40	— 2	— 50	—2.3	—31
7	9/43	Kl. Stirnbr./Äuß. biorbit.	88	—3	—100	—2	— 29	— 3	—43	0	0	—1.6	—11
18	40/5	Kieferindex	103	+6	+150	+7	+ 87	+ 5	+71	+ 5	+100	+5.7	+74
21	47/45	Gesichtslänge/Jochbog.br.	79	+4	+ 57	+5	+125	+ 3	+60	+ 5	+ 83	+4.4	+69
22	48/45	Oberges.höhe/Jochbog.br.	51	+0	+ 0	—1	— 14	0	0	— 3	— 50	—1.4	—19
23	52/51	Orbitalindex	89	+5*	+ 57	+3	+ 33	+ 3	+27	0	0	+1.9	+12
(B)	27/28	Sagitt. Front.pariet.index	105			+7	+ 58	+ 12	+71	+10	+ 77	+9.7	+66
(C)	29/28	Sagitt. Front.occip.index	94			+5	+ 57	+ 2	+12	— 1	— 6	+2.5	+11
		Index modulus: 89 †											
		Equation of Deviation		$\frac{3\times88+5\times87}{9}=77.5$		$\frac{5\times72+5\times50}{11}=55.5$		$\frac{5\times48+4\times55}{11}=41.8$		$\frac{4\times73+5\times55}{11}=51.4$		$\frac{6\times40+5\times41}{11}=40.4$	

* Not Mollison's figure. — † Comparable modulus for #316: 85.7; for # 2503: 83.6; for Scott's Maori: 87.2.

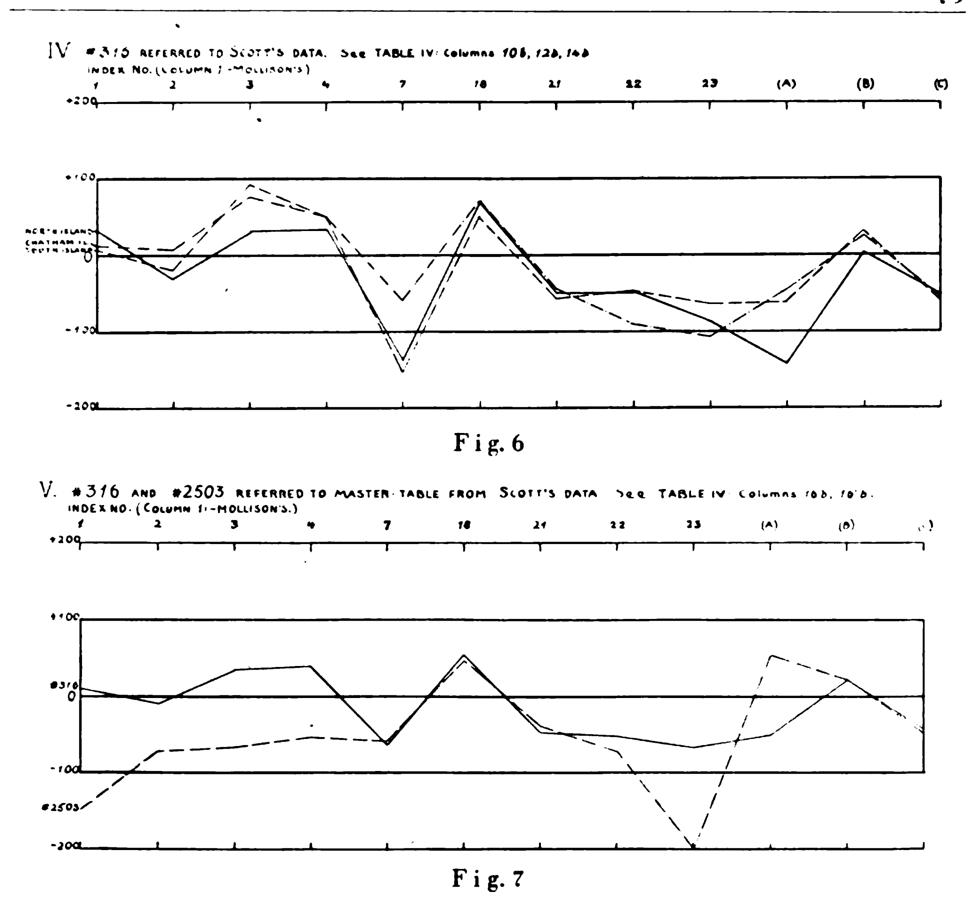


Fig. 6

Fig. 7

have not been at hand[1]). — We can at least do this. Mollison quotes figures from Bertillon for New-Caledonians (Lufu). Let us plot 11 of the same indices we have been using in Graphs IV and V, and refer the New-Caledonian ***average***, as we have the ***individual*** # 316, to Mollison's and Scott's Maori. See Table V and Graph VI. — The result is striking. The New-Caledonians show greater deviation from Mollison's than from Scott's specimens — the same result we obtained with # 316. As said before, we are not interested in diagnosing the Maori, except as a mean to another end; therefore we shall not try to account for the discrepancy between Mollison's and Scott's material. But we may take the equation of deviation for the New Caledonians (Table V column 8) and compare it with the second one in Table IV column 7—8. The New-Caledonians yield a value of 77.5; # 316, one of 104. Or, if one wishes a stricter comparison, using exactly the same set of indices for # 316 as for the New-Caledonians, one obtains from the figures of Table IV column 8 b:

$$\frac{(3 \times 96) + (6 \times 112.5)}{9} = 107$$

Thus # 316 departs farther from Mollison's Maori by a large degree than do the New Caledonians.

[1]) To be supplied in a later paper.

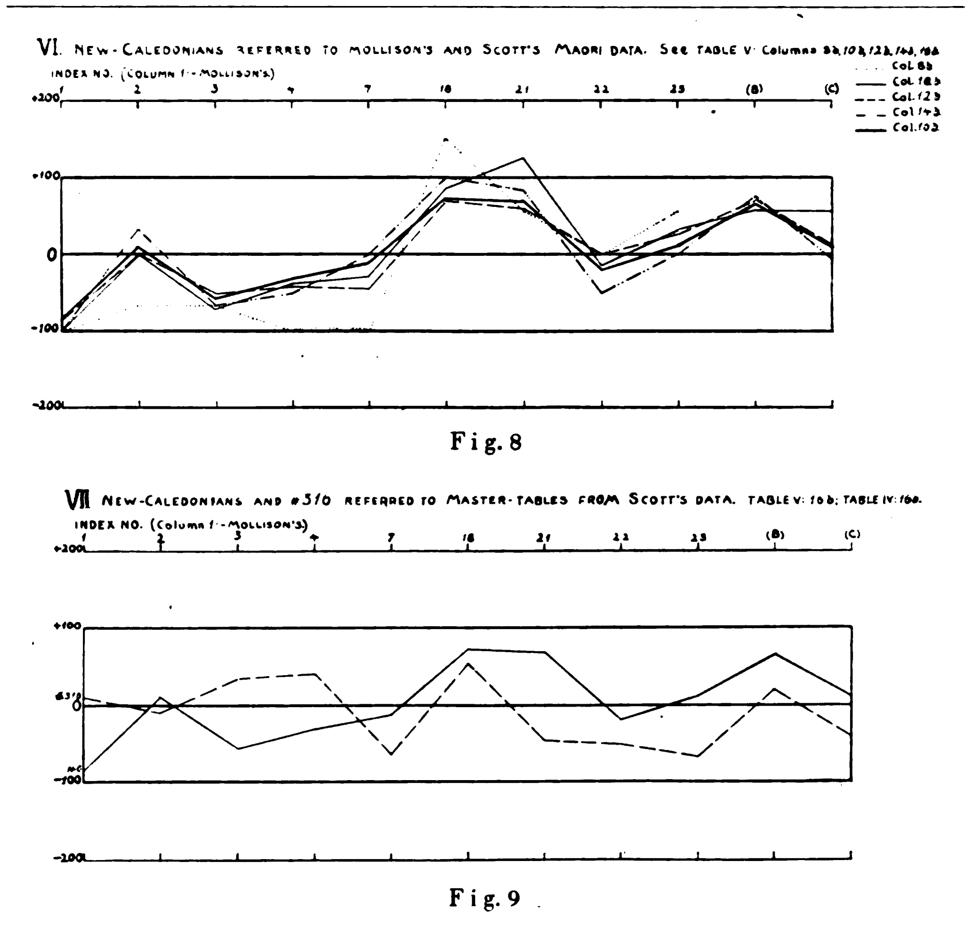


Fig. 8

Fig. 9

Now, therefore, we refer these Melanesians to Scott's data, as we have already done with # 316. Table V gives the values 55.5, 41.8, 51.4. These are but slightly better than the corresponding figures for # 316 (Table IV). The New Caledonians give the best tally with the South-Islanders; # 316, with the Chatham-Islanders. Whether the figures represent a reality in this respect, I would hesitate to say. — We construct a master-table from Scott's data, and obtain, in Table V column 16, the value 40.4 — almost identical arithmetically with that for # 316 — 41 (Table IV column 16). The results of Table V appear on Graph VI.

But the data in the tables show us that, while both # 316 and the New-Caledonian averages fit very well into the norm of Scott's Maori, individually the cognate indices for the said averages and # 316 do not vary always in the same direction. To gain a clearer view, we plot Graph VII. And the similarity of the New Caledonians and # 316 is, I think, striking. Unfortunately, we do not have extremes for the New Caledonians, so we must content ourselves with this somewhat circuitous comparison. But we may judge that, were the direct comparison feasible, only in two or three cases would # 316 exceed, perhaps, the New-Caledonian limits (e. g. index # 21): and this on the record of but a small series of New-Caledonians.

Thus far, it seems to me, our comparisons have tended to indicate a certain similarity between Australians, some Maori, New-Caledonians, and the Californian skulls in question — particularly between New-Caledonians and Californian; but also some differences. And this does not imply that the correspondences are identical through the entire range of groups. (One may consult Mollison, op. cit. 558, for the comparison of the New Caledonians with his Maori.) Unfortunately, always, the reliability of the comparison is qualified by the varying number of data compared.

The evidence from the tables and the graphs, with the valores typici, summarises thus:

2503 agrees fairly well with Mollison's 13 Australians — v. t. = 75;

2503 agrees very well with Gusinde & Lebzelter's 44 Australians — v. t. = 52;

316 agrees fairly well with Mollison's Australians — v. t. = 75.5;

316 agrees very well with Gusinde & Lebzelter's Australians, but apparently less well than # 2503 — v. t. = 57;

316 does not fit Mollison's 17 Maori — v. t. = 104, 107, or 116.

The Lufu-Islanders agree as a group fairly well with Mollison's Maori — v. t. = 77.5;

316 agrees variably but on the whole excellently with Scott's 120 Maori: 36 North Islanders, 40 South Islanders, 44 Chatham Islanders — v. t. resp. = 62, 58, 54; summarily, 41.

The Lufu-Islanders agree even better perhaps with these same groups — v. t. = 55.5, 41.8, 51.4; summarily, 40.4.

But we are not ready to pronounce upon the exact reliability of the figures.

If # 316 resembles, yet in turn differs, from Australians and Maori — does the deviation from one group correspond to the coincidence with another group?

We may compare Graphs I and VII, and on this basis: referring # 316 to Mollison's Australians and to Scott's Maori — in which indices does # 316 most nearly approach the one or the other? Next, with Scott's Maori as a norm, — in which indices do # 316 and the New Caledonian *means* most nearly coincide? — Table VII compares, first, the deviations respectively of # 316 and the New Caledonians from Mollison's Australian mean (A; from Graph I); the same comparates are referred to Scott's Maori (B; Graph VII); then the relative parallelism of the graphed lines for # 316 and New-Caledonians on each of these graphs (C). Without analyzing mathematically the relative deviations, I have indicated with a + every case where the compared indices depart from each other not more than 50 units on the scale of the graph, and with a (+) every case where the deviation is over 50 but not over 100. Thus, for part A, a + under I: 8/4 indicates that for that index skull # 316 deviates not more than 50% between the mean and an extreme for Mollison's Australians. On the other hand, a + in comparison C (e. g. VI: 2/2) means that, no matter how much both # 316 and the New Caledonians may or may not depart from the mean for Scott's Maori, they approach *each other* with respect to Scott's Maori within 50 units on the same scale with the other comparisons. For any given column, say 26/22, a consistent row of + indicates close correspondence of all data compared.

Table VI: Skull #316 referred to data of Gusinde & Lebzelter

Index No.	Index formula (Martin)	Index (Martin)	Index Values #216	Australians		Fuegians		Yamana ♂		Selk'nam		Halakwulup	
		Number of Skulls →		44		40		Less Than 30		11		6	
				Deviations of #316									
1 a	2	3	4	8		10		12		14		16	
	(Multiply by 100)	(Multiply by 100) where necessary		a abs.	b rel.	a abs.	b rel.	a abs.	b rel.	a abs.	b rel.	a abs.	b rel.
1	8/1	Längenbreiten-	76.7	+ 5.1	+ 50	+ 1.8	+ 17	— 0.9	— 14	+ 3.3	+ 55	+ 2.3	+ 40
2	17/1	Längenhöhen-	73.5	+ 0.2	+ 3	+ 1.0	+ 16	+ 0.1	+ 17	+ 2.5	+ 81	+ 0.9	+ 27
3	17/8	Breitenhöhen-	96.0	— 6.8	— 58	— 0.8	— 13	+ 0.4	+ 6	— 0.4	— 7	— 1.8	— 51
4	20/1	Längenohrhöhen-	59.8	— 1.5	— 30	— 1.6	— 10	— 2.4	— 32	— 0.8	— 37	— 1.7	— 85
5	20/8	Breitenohrhöhen-	78.0			— 4.3	— 44	— 2.7	— 35	— 5.2	—115	— 4.1	—200
6	9/8	Transvers.Fronto.pariet.index	62 3	—10.7	—111	— 4.0	— 50	— 4.6	—124	— 2.6	— 39	— 4.4	— 62
18	33	Λ-Opisth.∢.O.A.E.	120°	+ 2°	+ 25	+ 1°	+ 10	+ 2°	+ 18	— 1°	— 14	0°	0
21	72	Ganzprofilwinkel	77°	— 3°	— 20	— 6°	— 75	— 5°	— 83	— 9°	—128	— 6°	—200
22	74	Alveolarprofilwinkel	54°	—13°	— 77	— 25°	— 147	— 21°	—350	—27°	—300	— 28°	—400
23	75	Profilwinkel des Nasendaches	61°	— 0.6'*	— 91	0°	0	0°	0	— 2°	— 14	+ 2°	+ 40
25	47/45	Gesichtsindex	84.0	+ 2.0	+ 30	— 1.5	— 13	— 0.2	— 4	— 5.0	— 65	— 2.0	— 51
26	48/45	Obergesichtsindex	48.6	— 2.4	— 26	— 4.2	— 59	— 3.0	— 57	— 5.3	—181	— 3.9	—118
27	52/51	Orbitalindex	78.3	+ 0.4	+ 5	— 4.3	— 37	+ 0.6	+ 7	—21.7	—334	— 9.7	—190
28	54/55	Nasalindex	48.0	— 9.0	— 93	+ 0.8	+ 42	+ 0.5	+ 7	+ 2.3	+ 37	— 0.9	— 25
29	63/62	Gaumenindex	71.4	— 7.1	— 55	0	0	+ 2.3	+ 22	— 2.8	— 33	+ 0.2	+ 9
30	9/45	Jugofrontalindex	61.4	—10 8	—115	— 4.9	— 57	— 5.6	—147	— 2 2	— 38	— 5.8	—129
31	66/45	Jugomandibularindex	64.3	—11.5	—129	— 7.1	— 75	— 4.9	—153	— 8.9	—211	— 7.2	—379
		Index modulus: 71.5											
		Equation of Deviation		$\frac{5\times23+11\times73}{16}=57$		$\frac{4\times21+11\times53}{17}=39$		$\frac{6\times13+10\times100}{17}=63$		$\frac{3\times58+14\times108}{17}=99$		$\frac{4\times29+12\times157}{17}=118$	

* See Table III, Colum 7

Table VII. The Deviations of #316 and Bertillon's New-Caledonians from Mollison's Australians and Scott's Maori

Column no., from Table III	1a	1	2	7	8	11	20	24	26	27		
giving index nos.	1	1	2	3	4	7	18	21	22	23	B	C
A. I. #316/Australians (Graph I)				+	+		+		(+)		?	?
A. II. N-Caled./Austral. (Graph I)		+			+	+	+	+	+		?	?
B. III. #316/Maori (Graph VII) . . .		+	+	+	+	(+)	(+)	+	+	(+)	(+)	+
B. IV. N-Caled./Maori (Graph VII) . . .		+	+	(+)	+	+	(+)	(+)	+	+	+	+
C. V. #316: N-Caled./Austral. (Graph I)			+		+		+		+	(+)	?	?
C. VI. #316: N-Caled./Maori. (Graph VII)		(+)	+	(+)	(+)	+	+		+	(+)	+	+

(I have not placed the deviation-values for the New Caledonians with respect to the Australians in a table. But they are indicated with × on Graph I. Their equation of deviation is $\frac{(4 \times 69 -) + (3 \times 49 -)}{9} = 47 -$. This and Graph I indicate, incidentally, a close correspondence of Australian and New Caledonian.)

It thus seems reasonably certain that in # 316 we are dealing with a type that has morphological affinities with Australians and Melanesians. The uncertainty lies in the limited amount of data handled, and in the fact that the specimen has not as yet been compared with other types. The latter situation will be remedied, partly in the present paper.

Thus the following problems are before us. 1. How does # 2503 compare with Scott's data? 2. Since the question of possible affinity with southern South America is on the table, what of the triangular situation of California, Australia-Melanesia, and southern South-America? 3. How, finally, do these Californians compare with the conventionally accepted "Amerindian"?

To Table IV are appended the indices, and the derived deviations from Scott's data, for # 2503 (Columns 4', 16') and Graph V compares # 316 and # 2503 with Scott's data. Again # 2503 is within possible limits for the Maori, but it deviates from them considerably more than does # 316. The valores typici from Mollison's Australians, Gusinde & Lebzelter's Australians, and Scott's Maori are, respectively, 73, 52, 73.5. For some indices # 316 and # 2503 closely parallel each other in their deviations. # 2503 is beyond the pale in its extreme stenocranial condition, and its low orbital index. In both of these it is within Australian limits, but it is still *below* the mean.

We turn, then, to South America, where Gusinde and Lebzelter have been so prominent in evaluating the native groups with respect to each other and to the Australians. We have in mind also the extremely primitive character of some of the South America blood already demonstrated by these authors. They treat groups of "Fuegians" (their own), and, separately, Yamana, Selk'nam, and Halakwulup.

We have already noticed the abrupt drop in the valor typicus when we switched # 2503 from Mollison's 13 Australians to Gusinde & Lebzelter's 44 (Table III; Graphs I, II). It shows up as a good Australoid, yet with certain primitive characters even for an Australian. This strengthens the point of comparing with South America.

Let us deal with Gusinde & Lebzelter's "Fuegians" as though they were a distinctive group from, severally, Yamana, Selk'nam, Halakwulup. The point to this will develope of itself as we go.

From Table III, it seems that # 2503 corresponds, in point of equation of deviation, more nearly with the true Australians than with the South Americans. But the similarity to the Fuegians is also strong. Why, then, the increasing discrepancy as one passes from Fuegians through Yamana, then Selk'nam. to Halakwulup? Are the Fuegians one group of South Americans, the other three another? Do we find here the dichotomy of "Fuéguides" and "Laguides" of Imbelloni or the "Küstentypus" and "Berghöhlentypus" of v. Eickstedt's "Lagiden"? At first sight the Pericue skull appears similar to our # 2503; leaving # 316 to resemble the Fuéguides or Küstentypus of the Lagiden; to which latter the Yamana and Halakwulup are supposed to belong. On the other hand, comparison of the normae frontales of # 2503 and # 316 with Imbelloni's figs. 17 and 18 seems to negate complete correspondence. The "crâne Laguide" seems to have the massive jugals and maxilla of # 2503, but the orbital proportions (more nearly) of # 316; conversely with his "crâne Fuéguide". We cannot, therefore, jump to a conclusion with respect to our own material. and we must make a rather stringent comparison of the four South American groups.

The valores typici for # 2503, with respect to these groups, may be read from Table III. If, now, we graph # 2503 with respect to each group (Table III, columns 10 b, 12 b, 14 b, 16 b) we obtain the Graph II. The relationship to the Australians from column 8 b is also graphed. It will be seen that, while the values deviate increasingly from Fuegians to Halakwulup, the *shapes* of the graphs correspond. We are led to suspect that the discrepancies indicate again the paucity of specimens to a series used as norms rather than actual differences. Certainly the absurd figure of + 880 in row 29 column 16 b should be explained in no other way. And 205 for valor typicus with respect to Halakwulup, when Yamana and Selk'nam each yield but 114, must indicate inadequacy of material rather than physical-ethnical differences.

But we summarise the numerical findings of these analyses:

2503 agrees very well with Gusinde & Lebzelter's Australians — v. t. = 52; fairly well with their Fuegians — v. t. = 61; not at all with Yamana, Selk'nam. and (worst of all) Halakwulup. Coincidence grows with size of series.

316 agrees very well with Gusinde & Lebzelter's Australians — v. t. = 57; excellently with their Fuegians — v. t. = 39; fairly well with Yamana, in spite of size of series; poorly with Selk'nam; not at all with Halakwulup.

In spite of handicap from size of various series, we have what looks like identity between Fuegian group and individual # 316.

So we return to Table III.

Let us construct moduli by adding up the arithmetical values in columns 7 a, 9 a, 11 a, 13 a, 15 a, and dividing by the number of indices used. These index-

moduli are shown under the respective columns. We add the corresponding indices from column 4 and obtain 74.7. Again the Fuegians and # 2503 correspond closely, while Yamana, Selk'nam, and Halakwulup now appear closely related. Discrepancy due to variation in size of series seems to be largely eliminated.

Thus we have two groups — # 2503, Gusinde & Lebzelter's Australians, and their Fuegians; index-moduli respectively 74.7, 76, 75; and the other South Americans, who differ — fide Graph II — from the Fuegians and Australians; perhaps not in kind, but in degree; their index-moduli: 67.6, 69.7, 69.8. Using a slightly different set of indices — Mollison's Australians yield a modulus of 80.5, and for # 2503 — 77.5. This makes a rather good check with our other observations.

Let us treat # 316 correspondingly. If we have sought to equate it with the "Fuéguide" type represented by the Yamana, we are doomed to disappointment. The valor typicus corresponds superlatively well with the Fuegians — 39; secondly, with the Australians. This is the reverse of the case for # 2503. The index-modulus is 71.5 — intermediate between Fuegians on one hand and the other South Americans on the other; yet it approaches more closely the latter.

This modulus cannot be more than ancillary to other methods, since it is merely an average from a sum. However, we may as well be thoroughgoing while using it.

Let us summarise all moduli:

Group		Modulus
Group A.	Mollison's Australians	80.5
	# 2503	77.5
	# 315	72
Group B.	Gusinde & Lebzelter's Australians	76.7
	" " " Fuegians	75
	# 2503	74.7
	# 316	71.5
	Gusinde & Lebzelter's Halakwulup	69.8
	" " " Selk'nam	69.7
	" " " Yamana	67.6
Group C.	Bertillon's New-Caledonians	89
	Scott's Maori	87.2
	# 316	85.7
	# 2503	83.6

At least the results seem in fair harmony with what has gone before — except that the Fuegeians and # 316, and the New-Caledonians and # 316, do not show up as quite so similar to each other.

III.

This being the situation, I wish to manipulate the data in, as far as I know, a novel way. This method has seemed to me at once so simple, graphic, and very flexible, that I cannot help wondering whether it may not already have been devised by another, yet have escaped me. I am developing it more fully in another paper, one on methodology, in which I hope to illustrate its possibilities in ethnic diagnosis, in phylogeny, and ontogeny. But for the present, I wish only to add that it seems to lend itself to the formulation of empirical equations of ontogenetic growth; and it promises, I think, to be useful in expressing mathematically some of the craniological differences between various primates.

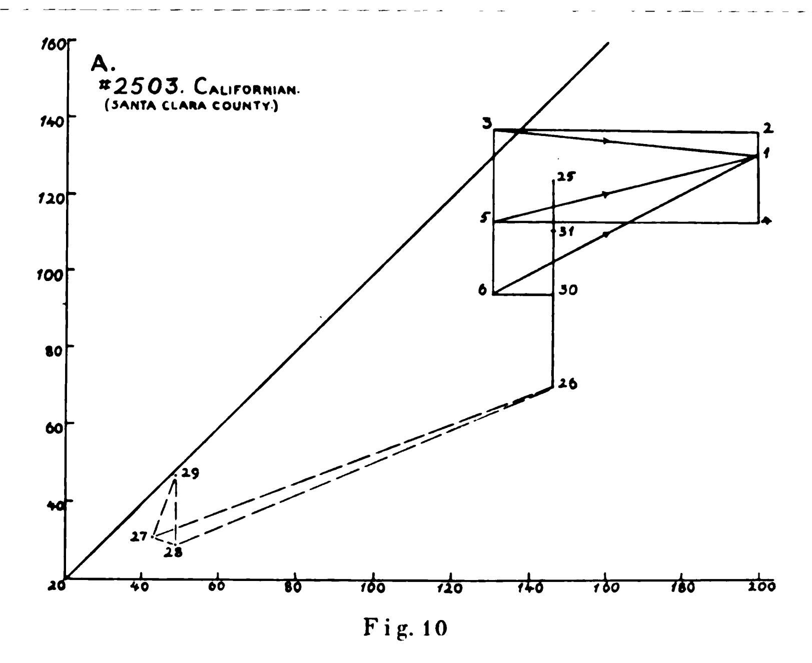


Fig. 10

Essentially the method is one of the use of tangents. If we plot, in the + x, + y quadrant, the curve x—y = 0 (tan 45° = 1.000), we may place on this line every measurement we take, setting it equal to both x and y. Then, to obtain in the field the position of any index desired, we deploy the measurement into the field by projecting it along the x- or the y-axis; depending upon whether it is to be used as numerator or denominator in an index. Thus, for the cephalic index, the bieuryon breadth (= y) is run out horizontally until its locus intersects the perpendicular dropped from the line x—y = 0 at the point x = glabella-opisthocranion length.

The indices thus obtained from intersections of loci give us points, which may be joined by lines to bring out more clearly a dimensional picture. Obviously, all indices using a given measurement as numerator, will lie on the same horizontal line; coordinately, indices having a common denominator will lie on the same vertical; these lines really being segments of loci of the points deployed. If a measurement be used in one index as a denominator, in another as a numerator, the index-points may be joined: the line will be a slope < or > 90°. For convenience, I indicate with an arrowhead on these slopes that index-point using the value as a numerator.

If the relationship between indices lacking common denominator and numerator is to be shown, a broken line will do.

The method has the following points:

1. It gives simultaneously absolute measurements and indices for comparison;

2. Because of this, the only norm is the metric system itself. Any graphed series or individual may be compared directly with any other merely by superimposing their graph-pictures;

3. All three spatial dimensions are reduced to one plane surface, so that they all may be compared simultaneously;

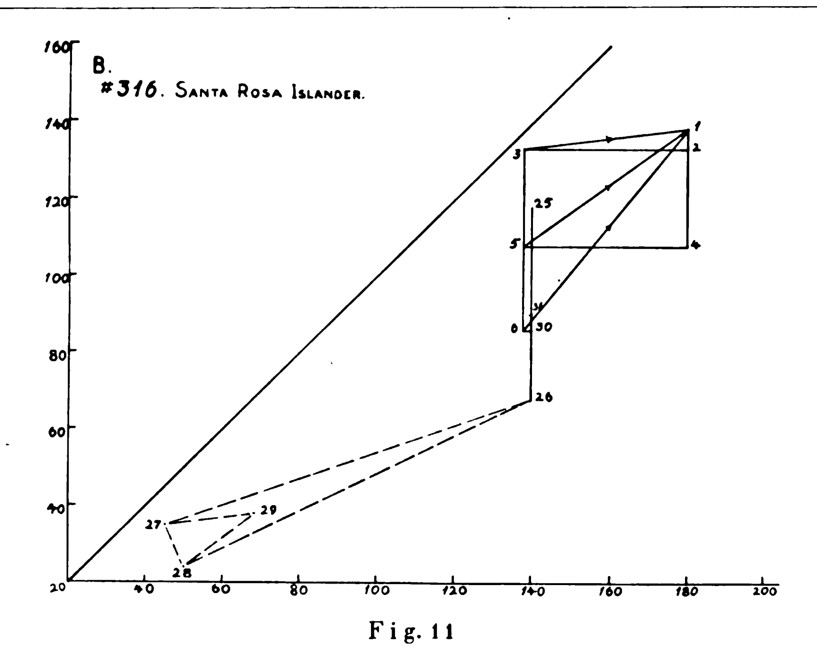


Fig. 11

4. The ratios between indices may also be studied; that is, if you will, ratios of ratios;

5. Groups of indices or of measurements, the relationships of which might otherwise be passed by, may be quickly envisaged. See e.g. the positions of index-points 27, 28, 29 on the subjoined graph-pictures;

6. The graphs seem to be delicate indicators — no more nor less than the measurements that parent them;

7. They are quickly and easily constructed.

Let us now take the means of those straight-line measurements which have entered into Gusinde & Lebzelter's lists of indices which I have already gathered into Table III columns 7, 9, 11, 13, 15. It is to be understood, however, that the measurements we have plotted in the forthcoming series of graphs are *mean* measurements; Gusinde & Lebzelter's indices are presumably mean indices, not indices of mean measurements.

I now submit the series of graph pictures. The numbers are taken from Table III column 1 a. Let us start with the South Americans: D, E, F, G. They clearly are similar — their common pattern will quickly become familiar when checked against others in the series. I would invite attention to the following features: Point 1 overtops 2, (except among the Halakwulup), and the whole graph lies to the right of x—y = 0. Line 25—26 never lies to the left of 3—6. 2—4—5—3 is a long, rather narrow parallelogram. Index-point 25 always lies within it. The shape of the parallelogram is important. One may express this in terms of the tangent of ∢ 2—3—4. (This is a sort of index, the value of the numerator being the absolute difference between basion-bregma and porion-bregma; the denominator, the absolute difference between glabella-opisthocranion and bieuryon.) Triangle 27—28—29 pictures the mutual dimensional relationships of orbital, nasal, palatal indices. The broken-line slope 27—26

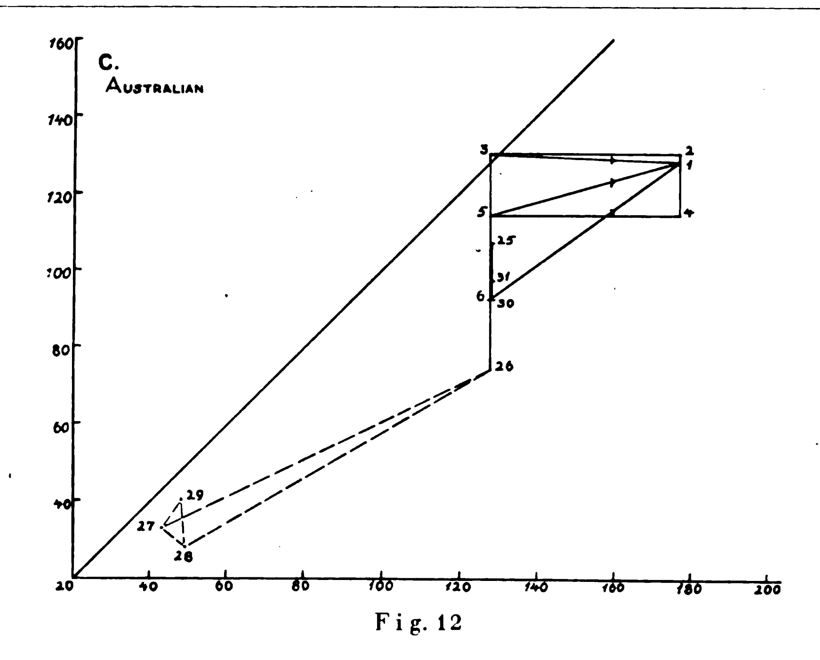


Fig. 12

indicates the relative positions of orbital and upper-facial indices. It will be seen that the palatal index lies on or very close to this line.

But note the distinctive features for each group. Among Yamana, line 25—26 coincides with 3—6 on the x-axis: the bijugal breadth equals bieuryon. Bijugal breadth is greatest with respect to bieuryon, among the Selk'nam. The Halakwulup have indices 1 and 2 coinciding. It will be seen that this moves point 3 over onto x—y = 0.

For the parallelograms, the tangent-values run thus: Yamana, .488; Fuegians, .427; Halakwulup, .412; Selk'nam, .384.

We have noted the similarity in size, position and shape of the brokenline triangles. Their several featural differences may be brought out by superimposing the pictures upon each other.

It will be seen that Yamana, Selk'nam, and Halakwulup occupy at various instances the extremes in the scale; the Fuegians never do. In other words, if any of the four is to be taken as representative, typical, "average", it must be the "Fuegians" — on the basis of the indices that have been used, and considering groups, not individuals. Perhaps this is the significance in the apparent peculiarity of the Fuegian group as handled previously. The justification of our treating the "Fuegians" as an entity separate from Yamana, Selk'nam, Halakwulup, is now apparent. It has controlled our findings, and has checked our present method.

With the South Americans as a norm, we turn to Graph C — the Australians. Immediately there is similarity of proportions, but also obvious difference. Index points 2 and 1 have reversed position; this drives # 3 over to the left of x—y = 0. The Halakwulup approach this condition.

(A note of caution. These differences are really expressions of practically one and the same thing. If 2 overtops 1, 3 lies to the left of x—y = 0. This comes

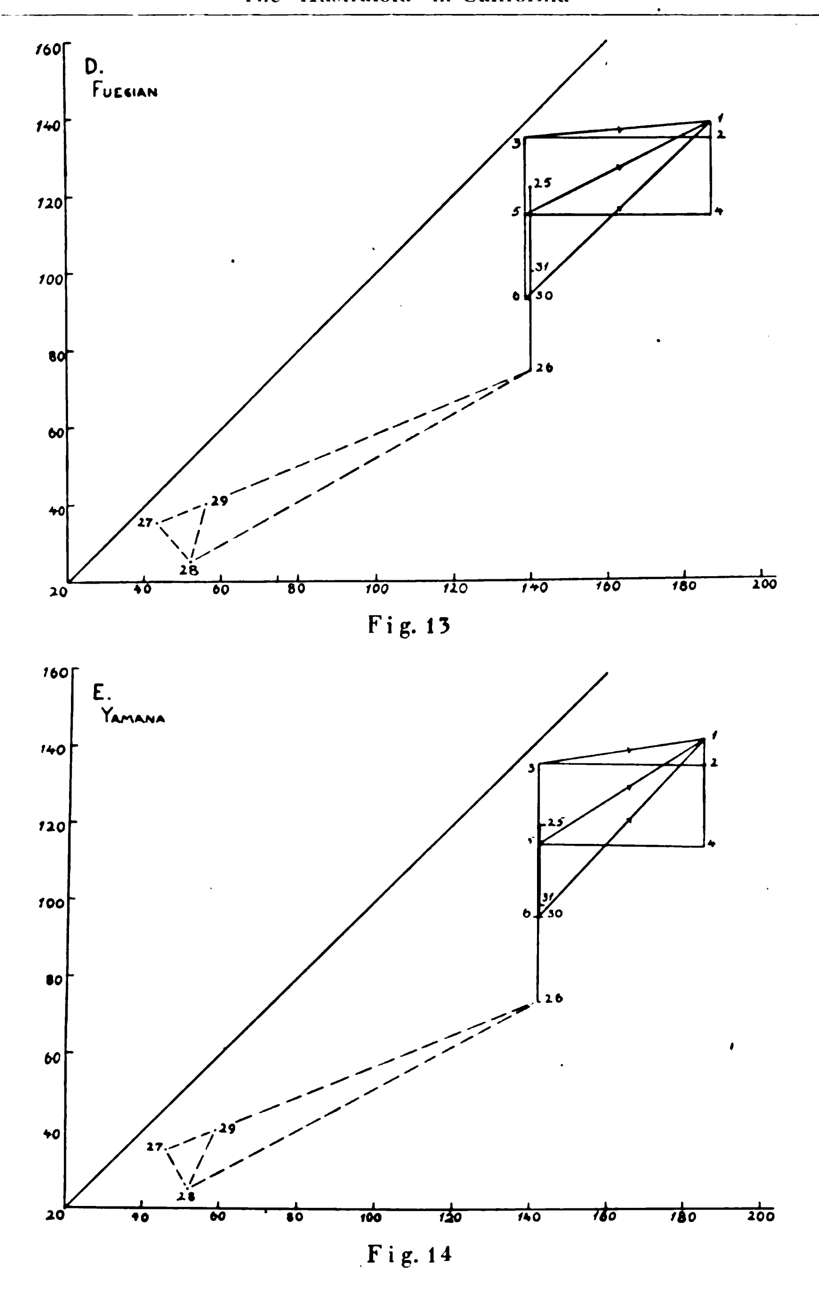


Fig. 13

Fig. 14

from the repeated use of the same measurements in different combinations. The meaning of the resultant configuration should be weighted accordingly.)

Point 25 has passed down and out of the parallelogram. The tangent value of the parallelogram is only .326. A great and, I believe, important difference lies in the shape and location of the broken-line triangles which link together several muzzle-indices.

If we evaluate our graphs in the light of previous analyses done on the tables and in the deviation-plottings derived from them, we shall consider that the

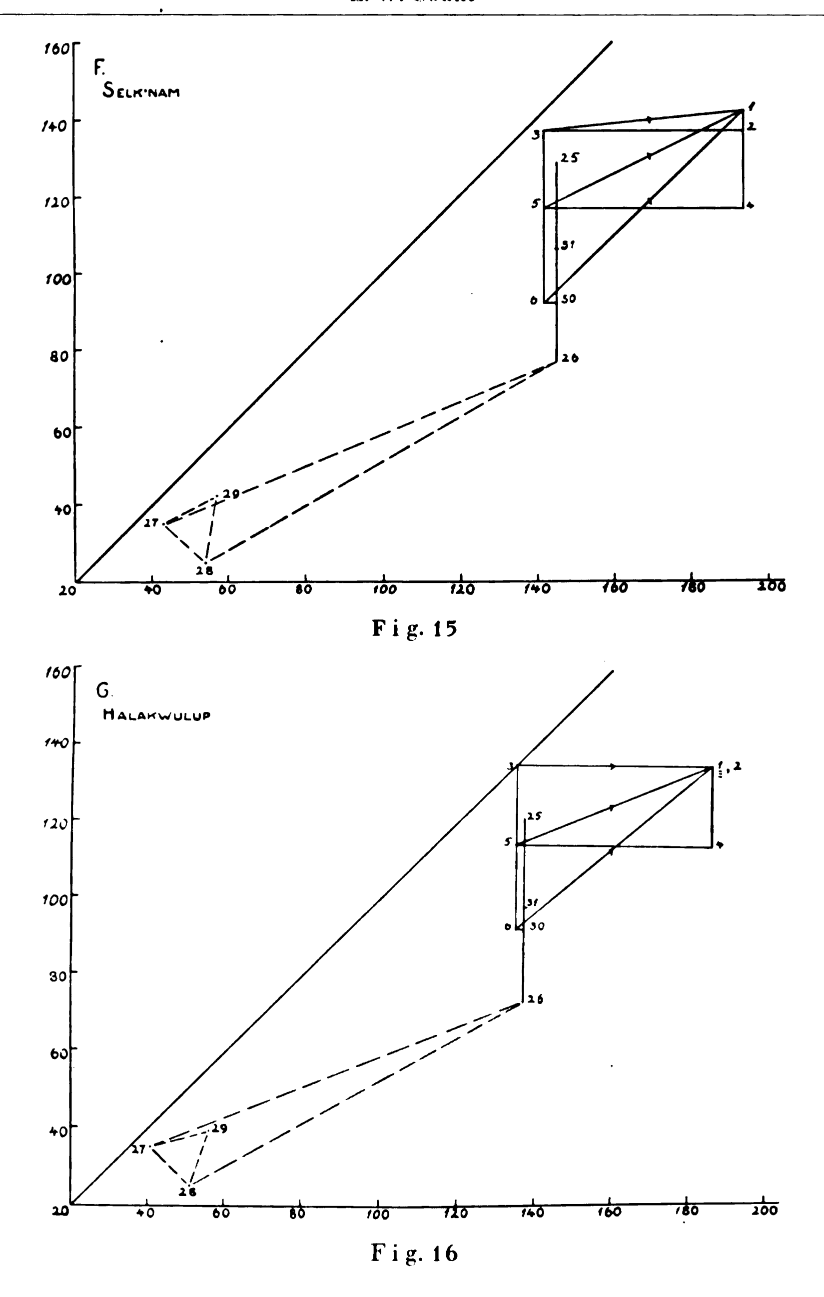


Fig. 15

Fig. 16

present method is sensitive to relatively slight differences. But, as the method is still frankly experimental, I shall leave the reader to his own judgment — perhaps he will prefer to suspend it until the method is further elaborated.

We turn to # 2503 and # 316. We are prepared to find # 2503 resembling rather the Australian, and # 316 the South-American — beyond whatever similarities they may possess in common. # 316 has the highest value yet for the tangent of the parallelogram — .593; that of # 2503 is .348 — close to the Australian. The broken-line triangles of # 316 are rather distinctive, yet not

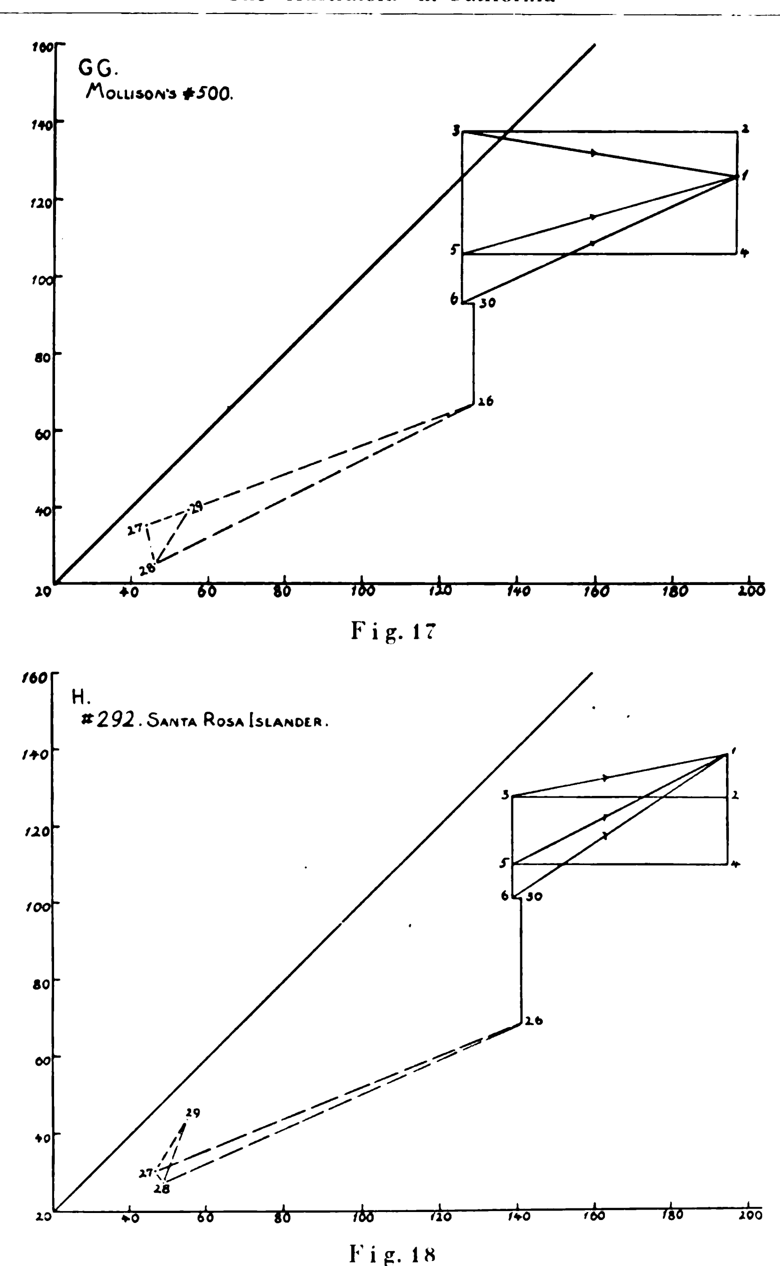


Fig. 17

Fig. 18

strongly different from the South American. In # 2503, there is a tendency to resemble the Australian; however, # 2503 again demonstrates extreme features — the great value of line 23—26 with respect to 3—6 (in a subsequent paper, I think a comparison with the anthropoids will enhance this point; in *all* of the figures given thus far this line never lies to the left of 3—6); there is an extreme appearance to the shapes of the broken-line triangles, which the reader can easily interpret back into the skull shape itself. Point 29 lies even more markedly above line 27—26 than in the Australian case.

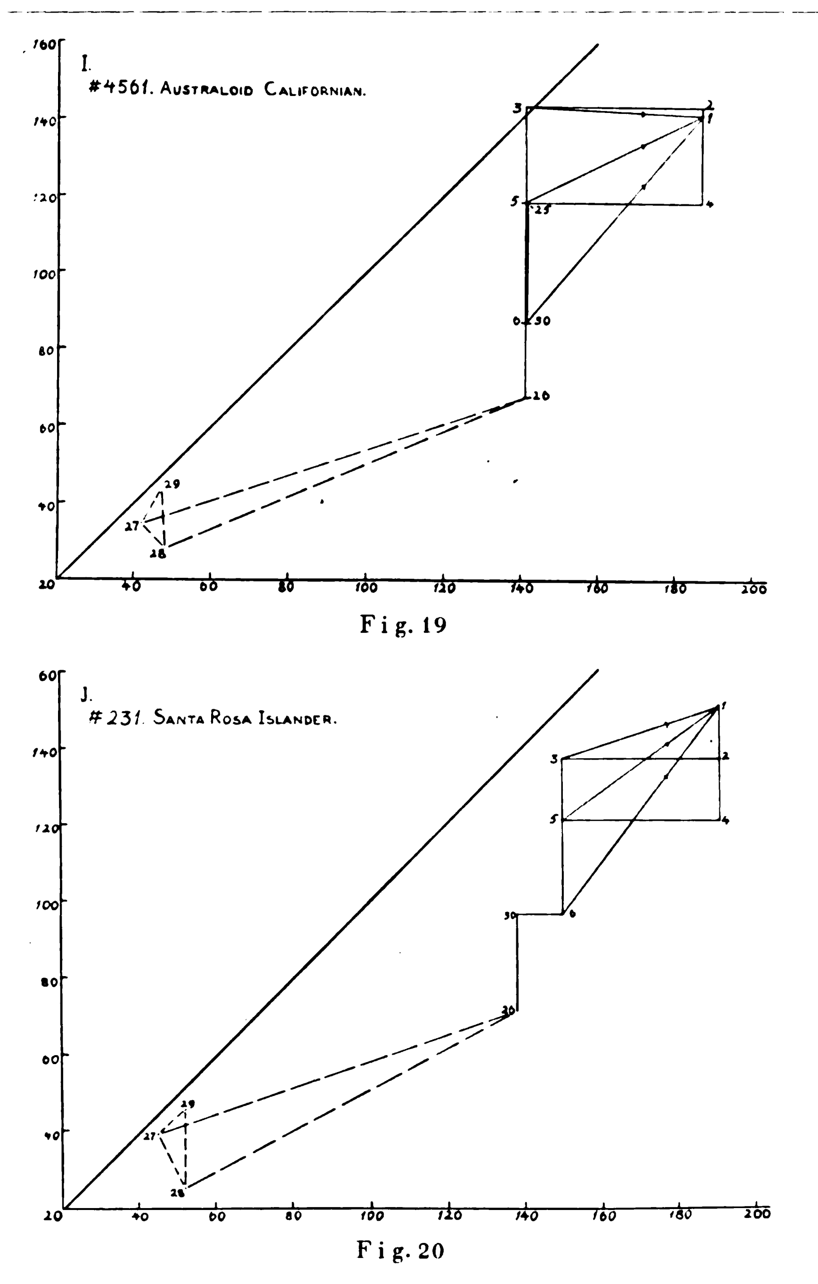


Fig. 19

Fig. 20

But how much value is to be attached to these obvious differences? We need further comparisons immediately. I have therefore added the following graphs to the present paper, but will refrain from commenting upon their significance, giving merely the reasons for their choice:

GG is derived from Mollison's skull # 500, which he used as a test case, comparing it with Australians and Maori and deciding that it was a somewhat extreme specimen of an Australian.

H comes from our specimen # 292, a Santa Rosa Islander which, on the basis

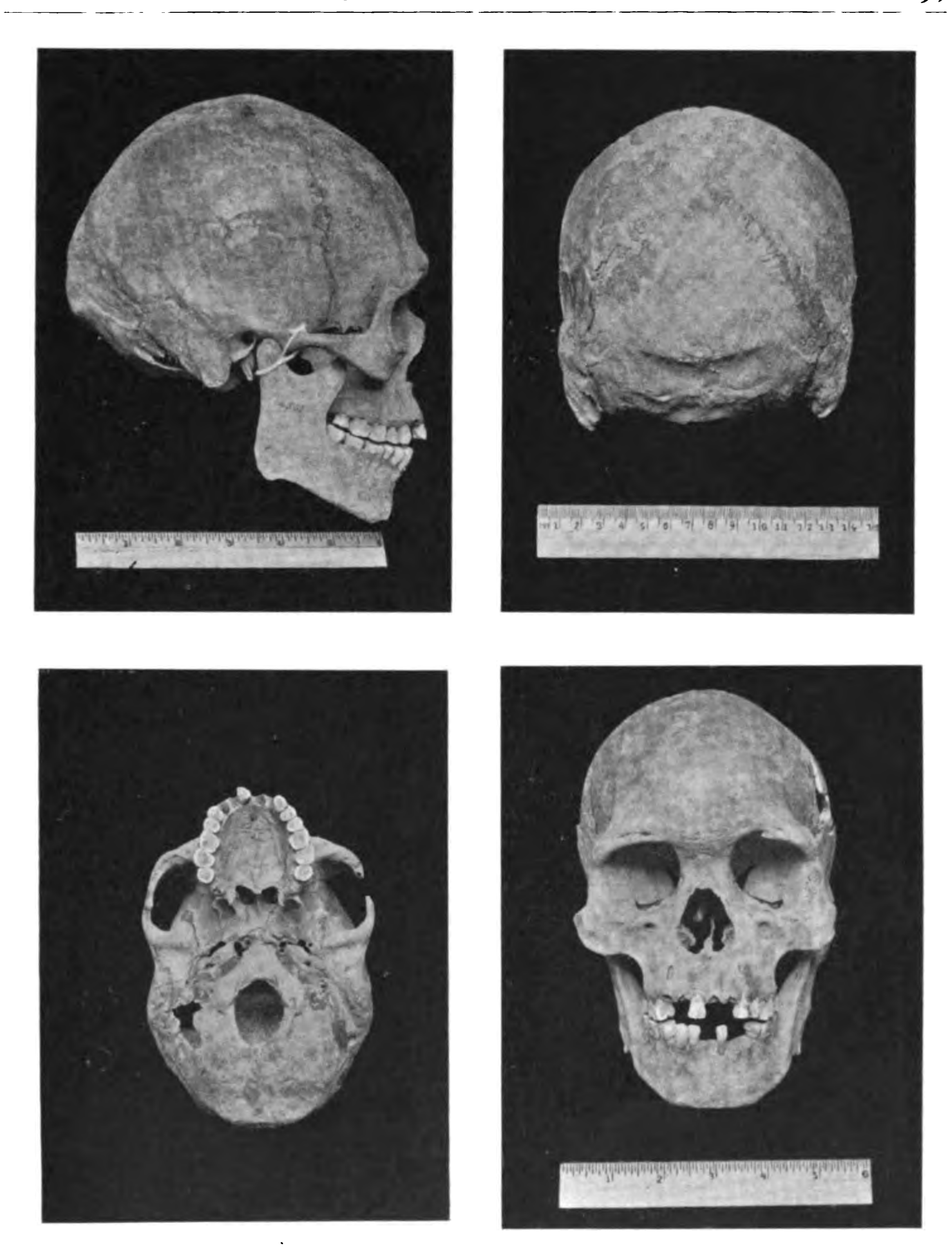


Fig. 21. Skull # 4361 in four normae

of inspection before measuring, I had evaluated as a mixed-type between # 2303 and # 316.

I depicts a skull which I assembled from several pieces after analysing # 2303. Before measuring it, I assayed it as a more typically Australoid specimen than # 2303; but with a relatively high cephalic index. I have felt constrained to include it among the photographs also, in partial, affirmative

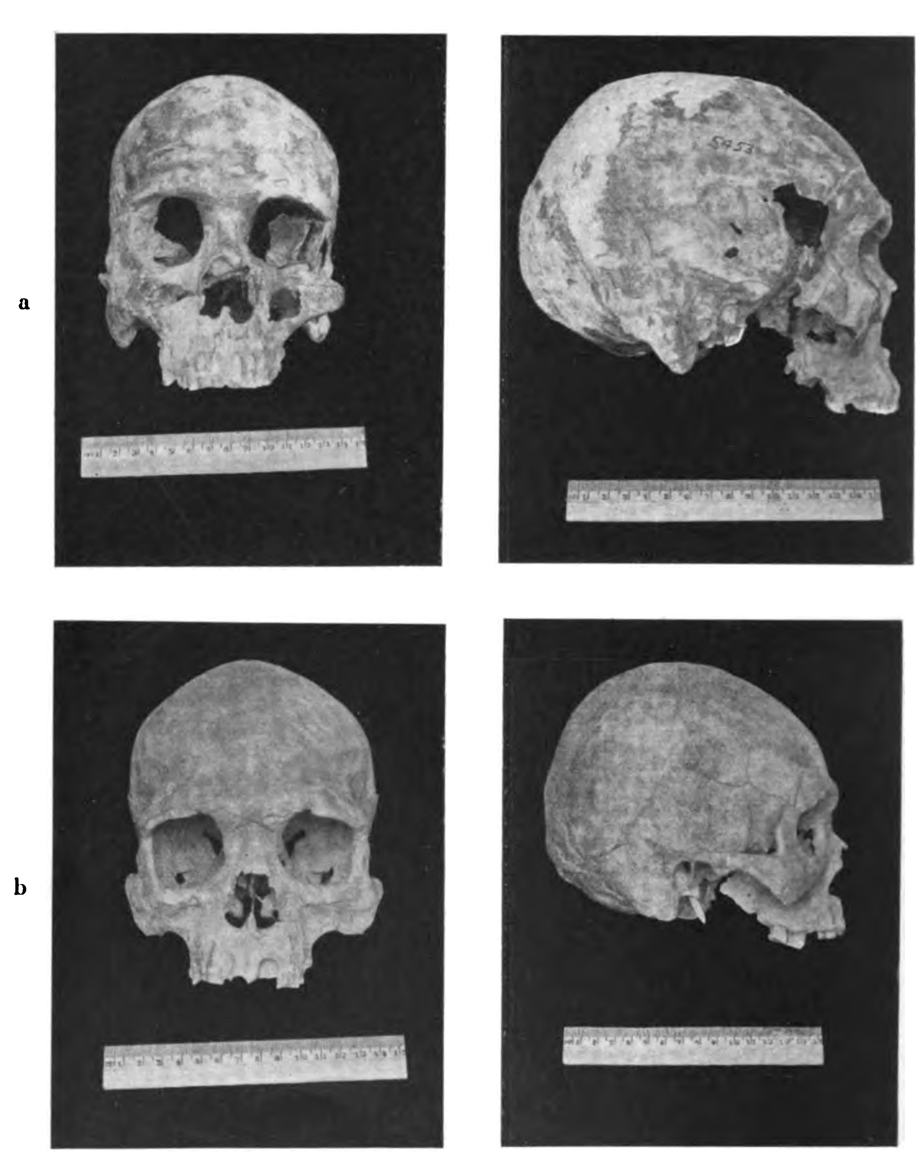


Fig. 22. a) Skull # 5453 in two normae
b) Skull # 4562 in two normae
("Pseudo-Australoid" of Hooton?)

answer to the query of whether the "Australoid" is represented here in any larger number. (See also photographs of # 4562 and # 5453.)

One very important question remains to be handled: How do these Californian skulls compare with other Amerinds? That will have to be dealt with in further extenso in a later paper. But the comparison must not be terminated without some indication. The rest of the Amerindian graph-pictures therefore represent skulls chosen as "typically Amerindian" — whatever the phrase

may be allowed to mean. Of course, we shall be limited to the same measurements used in the preceding pictures.

Summary conclusions

While the data have not been all that could be wished for, and the analysis is still incomplete, on several counts it is clear that skulls with the same essential morphological characteristics are present in Australia, Melanesian Oceania, southern South America, California.

Two strains are distinguishable in California; the one leaning more to the Australian, the other to the Melanesian; at the same time, the claim for essential relationship between these two Austral groups seems by our analysis to be incidentally strengthened.

These two strains coincide fairly well with v. Eickstedt's Lagiden — Berghöhlentypus and Küstentypus, or Imbelloni's Laguides and Fuéguides, respectively. The Californian strain that coincides best with the Melanesian is also the one that coincides best with the southern South-American. But Imbelloni's categories are not perfectly supported. E. g., in orbital proportions, and forehead breadth. The present picture seems to declare for a less simple diversification of the Australo-Melanesoid stock.

At the same time, most distinctly the specimens analyzed here are not "Amerindian", if by that is meant some kind of Mongoloid, or if by that is meant a racial homogeneity in the western hemisphere or the North American continent or even the United States.

Papers to follow will enlarge the study to cover the Santa Rosa Islanders, the rest of the Californians, and particularly other Australo-Melanesoid representatives. Comparison will be extended, as far as practicable, to other Amerinds, and beyond.

A paper extending the methodology here introduced is planned to appear separately.

Bibliography referred to in text

v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Stuttgart 1934. — Gusinde, M.: Zur Kraneologie der Feuerländer. XXII. Congr. Intern. Amer. Rome I, 337—355, 1926. — Gusinde, M. und Lebzelter, V.: Kraniologische Beobachtungen an feuerländischen und australischen Schädeln. Anthropos XXII, 259 bis 283, 1927. — Imbelloni, J.: Fuéguides et Laguides. Z. Rassenk. V, 295—315, 1937. — Lebzelter, V.: Ein Onaschädel aus Feuerland. XXI. Congr. Intern. Amer. Göteborg, 422—434, 1924. — Martin, R.: Lehrbuch der Anthropologie. Jena 1928. — Mollison, Th.: Beitrag zur Kraniologie und Osteologie der Maori. Z. Morph. XI, 529—595, 1907/08.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Über den Sinus frontalis des Neanderthalers. (Mit 4 Abbildungen)

Anläßlich eines Besuches im Landesmuseum zu Bonn a. Rh., wo sich die bekannte klassische Neanderthalerkalotte befindet, habe ich an die Arbeit H. Weinerts (1925) („Die Ausbildung der Stirnhöhlen als stammesgeschichtliches Merkmal", Zeitschr. für Morphologie u. Anthropologie, Bd. 25) über die stammesgeschichtliche Bedeutung des Sinus frontalis gedacht.

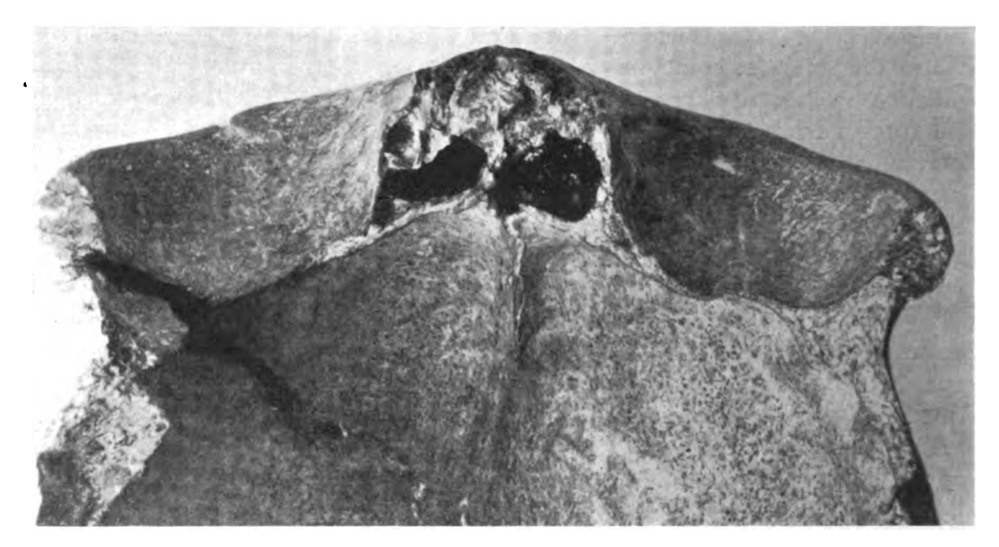


Abb. 1. Der vordere Teil der Neanderthalkalotte von unten gesehen

Die Apertura Sinus frontalis tritt deutlich hervor (1/2fach vergr.)

Weinert sagte selbst (S. 318), daß die von ihm angegebene Untersuchungsreihe der diluvialen Schädel nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, sondern daß nach Möglichkeit von jedem prähistorischen Schädel das Ergebnis über die Stirnhöhlenbildung eingeholt werden muß.

In der Tat sind die Angaben Weinerts, obwohl er richtig vermutete (S. 325), daß wohl alle Schädel des Neanderthalertypus große Stirnhöhlen aufweisen, durchaus nicht zahlreich. Sie beziehen sich auf die Pithecanthropus-Kalotte und auf den Schädel des Homo Musteriensis Hauseri. Der Zustand bei La Chapelle aux Saints wurde nach Boule zitiert und Spy nur an einem Gipsabguß untersucht (S. 326).

Desgleichen geschah wahrscheinlich mit dem eigentlichen Neanderthalerschädel, von dem im Text keine Rede ist, wohl aber auf Tafel 12, Abb. 150, ein Schema der Neanderthalerkalotte nach Gipsabgüssen der Außen- und Innenform angegeben worden ist: darauf ist der hypothetische Sinus eingezeichnet. Die übrigen Angaben beziehen sich nur auf jungpaläolithische oder rezente Schädel. Deshalb glaube ich berechtigt zu sein, meine Beobachtungen an der Neanderthalerkalotte hier anzugeben.

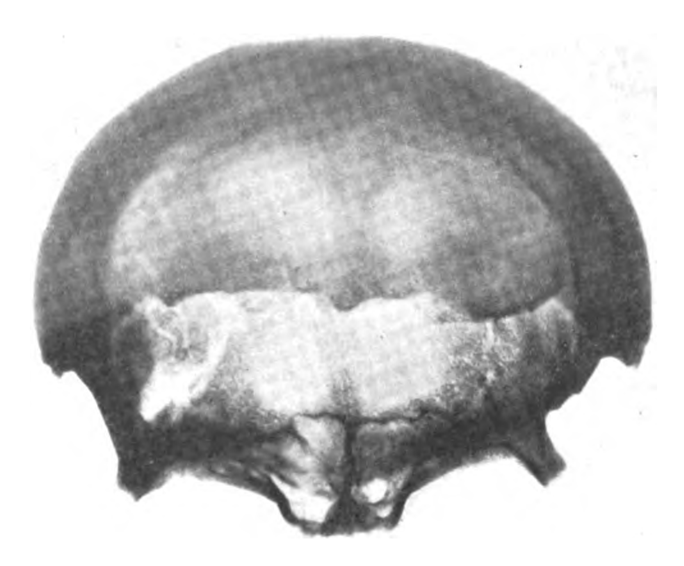


Abb. 2. Röntgenaufnahme des Sinus frontalis des Neanderthalers
Richtung der Strahlen von innen, die Platte außen ($^1/_2$fach vergr.)

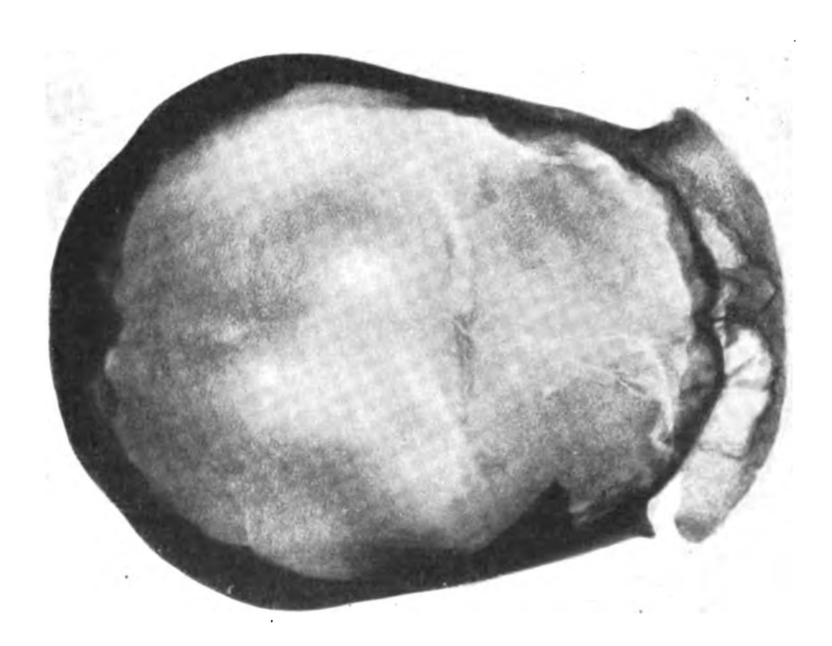


Abb. 3. Röntgenaufnahme der Neanderthalkalotte von oben
Der Sinus frontalis ist deutlich zu sehen ($^1/_2$fach vergr.)

Bei ihrer Betrachtung von innen bemerkt man mit Leichtigkeit die großen Öffnungen, die von der Nase aus zum Sinus frontalis führen (Abb. 1); ein deutliches, etwas nach rechts verschobenes Septum trennt die beiden Aperturen.

Es wurden auch Röntgenaufnahmen der Kalotte gemacht, wobei es sich herausstellte, daß der Sinus recht weit in das Innere des Os frontale ausgebreitet ist (etwa 50 mm breit, 34 mm hoch und 30 mm tief: Abb. 2, 3, 4).

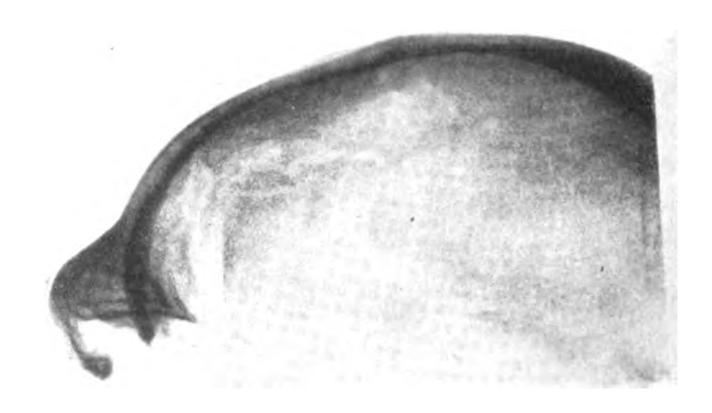


Abb. 4. Röntgenaufnahme der Neanderthalkalotte von der Seite

Der Sinus frontalis zeigt eine wesentlich andere Form als bei der hypothetischen Rekonstruktion von Weinert (1925, Taf. XXII, Fig. 150) [1/2fach vergr.]

Dazu möchte ich noch folgendes bemerken: Weinert (S. 329) stellte, um bei dem Le-Moustier-Schädel den Sinus frontalis festzustellen, Bohrungsversuche an. Er bemerkt dazu, daß er dies absichtlich tat, da er den negativen Klaatschschen Schluß nach der Röntgenaufnahme für ganz unzuverlässig hielt (S. 328). Aus den hier angegebenen Röntgenaufnahmen ist zu ersehen, daß bei dem heutigen Stand dieser Technik wohl keine Bedenken mehr bestehen können und daß eine gute Röntgenaufnahme ein positiver Beweis für das Bestehen eines Sinus ist. Demnach sind wohl Bohrungen in der Zukunft bei paläolithischen Schädeln überflüssig.

Ich möchte noch hinzufügen, daß seit der Publikation Weinerts mancher Neanderthalerfund gemacht worden ist. Einige von ihnen besitzen beschädigte Knochen, die den Einblick in den Sinus frontalis gewähren, so z. B. der Schädel von *Saccopastore I* und *Homo Soloensis* (Ngadong IV).

Zum Schluß danke ich dem Direktor des Landesmuseums in Bonn, Prof. Dr. F. Oelmann, und dem Abteilungsvorstand Dr. E. Neuffer für das Entgegenkommen bei der Feststellung der oben angegebenen interessanten Tatsachen.

Edward Loth, Warszawa (Warschau).

Musik und Rasse

Der Versuch, die Gesamtwesensart des Menschen mit seinen sensuellen Elementarfunktionen in „typische" Beziehung zu setzen, ist von höchster Wichtigkeit. Für die optische Erlebnisseite bemüht sich E. Jaensch besonders darum; auch die Tübinger Schule hat Wichtiges dazu beigebracht, Rorschachs „klecksographische" Teste sind bekannt. Wie steht es akustisch-musikalisch? Dazu gibt es zwei Wege: „von unten her" (so charakterisiert ja Fechner seine experimentelle Ästhetik) läßt sich (s. Jaensch) ermitteln, ob bestimmten Typen z. B. wohlcharakterisierter Rasseexemplare bestimmte musikalische Grundtendenzen innewohnen. Am besten eignen sich dazu „namenlose" Versuchspersonen. „Von oben" kann man an „namhaften" Musikern Art ihrer Leistung und Gesamttypus in Korrelation zu setzen versuchen. Überwiegend ist dieser Weg eingeschlagen (z. B. auch von Jul. Bahle - Jena). Auch das Werk von Eichenauer[1]) geht ihn großenteils, benutzt aber auch den dritten, völkerkundlichen Weg: bestimmte Völkerkreise unterscheiden sich durch ihre Art zu musizieren; woher kommt das? Ist es

[1]) Eichenauer, R.: Musik und Rasse. 2. Aufl., 43 Abb., 90 Notenbeispiele, 323 Seiten. J. F. Lehmann, München 1937 (RM 9.—).

Da die Anzeige den sonst üblichen Rahmen nach Inhalt und Umfang weit überschritt, der Ref. aber auf ihre ungekürzte Wiedergabe Wert legte, bringen wir sie unter den „Kleinen Beiträgen". Die Schriftl.

ein Ergebnis der Rassenstruktur, der Kulturstufe, geschichtlicher Zufälligkeiten? — E. stellt für seine vielleicht das Leistungsvermögen des Einzelforschers übersteigende Fragestellung sehr billigenswerte Grundsätze auf. S. 11: „Intuition ist kein Ding zum alltäglichen Gebrauch für den einfachen Kärrner am Bau der Wahrheit" (man könnte dies durch die bekannte Warnung des Physikers Lenard vor der Überschätzung von Intuitionsleistungen belegen); S. 18: „Zunächst unterscheidet sich das Kunstschaffen der Rassen nicht durch seinen Wert, sondern durch seinen Stil"; S. 17: „Wer germanische Stoffe behandelt, braucht noch kein nordischer Künstler zu sein; wer Heines Lieder vertont, gehört vielleicht in eine ganz andere Welt als das junge Deutschland." Freilich beginnen die Schwierigkeiten bei der Zuordnung S. 139: die Polyphonie wird als typisch nordisch beurteilt, als ein Hauptargument dafür wird ihr linearer Charakter angeführt. „Linearkunst" im Gegensatz zur Farbigkeit, zur Fläche, zur gesättigten Klangstimmlichkeit als „Wesensmerkmal germanisch-nordischer Kunst", das läßt sich mit starken Gründen anfechten: von Rubens und Rembrandt bis zu Munch und van Gogh; auch ist die einprägsame, „eindimensionale" Melodieführung der Südländer („Westischen") eher als „Linie" zu charakterisieren, als die Teppiche, die Flechtarbeit Bachscher Choralbearbeitung oder der „unendlichen Melodie" im „Tristan". Hier erweist sich nun die Gefahr jeder überwiegend deduktiven Beweisführung: hat man die Gleichung „nordisch = linear" als gültig angenommen, so entfernen sich die dialektischen Ableitungen daraus unter Umständen immer weiter von der sachlichen Tatsächlichkeit. Am meisten schade ist es dann darum, daß auf diesem Wege die induktiven Möglichkeiten der Beweisführung für die eigenen Thesen gar nicht voll ausgenützt werden. — Wie schwierig die Beweisführung „von oben" wird, zeigt der Fall Beethoven. Seine Erscheinung trägt so spärliche nordische Züge (helle Augen), seine Kunst aber so überwältigend germanische, ja spezifisch deutsche, daß hier eben das Problem der produktiven Mischung, nicht das des produktiven „Anteils" in den Vordergrund tritt. Rauschenberger, von E. zitiert, nennt die Mischung bei Beethoven „fälisch-nordisch-ostisch-westisch". Nun wäre es aber gerade eine atomisierende, mechanistisch-analytische Psychologie, aus solcher Legierung den möglichen Anteil jedes Elements an der Leistungsganzheit ausschmelzen zu wollen. Hier stellt sich unseres Erachtens das Zentralproblem des Buches: bestimmte Mischungen sind neue, echte Ganzheiten (darauf beruht ja alle „Rassewerdung" überhaupt, s. die Tier- und Pflanzenzucht!), andere werden nie zu echten Ganzheiten, sondern bleiben Gemengsel mit Brüchen und Sprüngen. (Ich darf hierzu auf Abschnitt 17: „Die Rassenspannungen", in meiner „Einf. i. d. Völkerpsychologie" 1938 verweisen.) Das andere Problem, das E. öfters berührt, mit dem er sich aber nicht eigentlich auseinandersetzt, ist das der „Funktionalrasse", auf das gerade ein Erwin Baur immer wieder hingewiesen hat: neue Leistungen sind da, noch ohne nachweisliche morphologische Abänderung (in die bloße Formel „Genotypus-Phänotypus" ist dieser Tatbestand nicht auflösbar). — In den späteren Teilen des Buches treten rein subjektive Urteile stärker hervor, als der Prinzipienkundgabe des Anfangs entspricht. In dieser Richtung wirkt etwa die Charakterisierung Max Regers als ausgesprochene Voreingenommenheit. Bei Richard Strauß (übrigens dem erscheinungsbildlich am ausgeprägtesten nordischen unter den schaffenden deutschen Musikern) wird die eminent nordische Wesensseite der „Elektra"-Musik oder in „Tod und Verklärung" und „Till Eugenspiegel" wohl doch verkannt. — E. scheut sich nicht, an zahlreichen Stellen frühere Urteile zu korrigieren, das ist sehr einnehmend. Ein Buch wie das seine: mit wissenschaftlicher Zielsetzung und doch apologetisch in der Grundeinstellung — kann nur ein ringendes und gärendes, manchmal widerspruchsvolles Bild darbieten. E. sollte sich noch entschlossener von autoritativen Schematismen freimachen (ein Autor von seinen Kenntnissen braucht sich wirklich nicht immerfort auf andere wie auf dogmatische Autoritäten, die es in der Wissenschaft nicht gibt, zu berufen) und vor allem die Frage sich stellen, wie über die Rassefragmentenpsychologie hinauszukommen sein möchte, die immerfort in Anteile, Einschläge, überwiegende Anteile usw. zerlegt und schließlich nur Teile in der Hand hat. Die schon vorhin erwähnte Reger-Behandlung zeigt, wie eine bloße rassische Auseinanderlegung schöpferischer Gestalten geradezu die Gefahr der Abwertung volkseigener Meisterschaftswerte mit sich bringt (und Meisterschaft ist die vollkommenste Ganzheit, die wir überhaupt kennen). Wir meinen, daß das einigende Band nur vom Volk, Volkstum, Völkertum her zu weben sei.

W. Hellpach, Heidelberg.

C. N. S. Sonnini über die Anthropologie seiner Zeit

In der von ihm besorgten Ausgabe der Werke Buffons gibt Charles N. Sigisb. Sonnini de Manoncour, der im übrigen durch zoologische Arbeiten hervortrat[1], einen gedrängten Überblick über die Anthropologie seiner Zeit, soweit sie die Rasseneinteilung der Menschheit betrifft. In diesem Abriß äußert er Gedanken, die recht zeitgemäß anmuten und um so interessanter sind, als sie u. a. auf jene Gefahren hinweisen, denen die Anthropologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts nur zu sehr verfallen sollte: man denke nur an Töröks berühmt gewordene Arbeit über den Yessoer Ainuschädel[2]. Die sehr besonnen vorgetragenen Ansichten Sonninis verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden[3].

Sonnini skizziert die nach ihm bedeutendsten bisher veröffentlichten Versuche einer Klassifikation (Bernier, Linné, Gmelin, Hunter, Meiners, Metzger, Camper, Blumenbach). Diese Versuche lassen sich in zwei Richtungen teilen.

Die eine kann man etwa als die geographische bezeichnen. Sie teilt die Menschheit „in gewisse in große Teile der Erdkugel eingeschlossene Massen". Aber auf diese Weise kommt man doch zu einem nur ungefähren Bild. Ganz abgesehen davon, daß jede Systematisierung der lebendigen Wirklichkeit Gewalt antut, ist doch die Menschheit fast nirgends durch ähnlich scharfe Grenzen zerteilt wie es etwa die politischen sind. Vermischungen längs der Berührungslinien verwischen die Grenzen, Kolonisation und kriegerische Überschichtungen schaffen komplizierte Mischungsverhältnisse. Vollends kommt der Feststellung der Verbreitung nur ein bedingter Wert zu infolge der Wirksamkeit historischer Faktoren, die ganze Völker verschwinden ließen oder ganz verschiedene gar nicht zueinandergehörige in ein- und demselben Raume vereinigten. „Vergebens wird man sich bemühen, mit dem Compasse oder seinem Reisebeschreiber in der Hand, auf den Landkarten die Gränzen der Länder zu suchen, die von jenen Urstämmen besetzt waren, oder die verschiedenen Winkel zu messen, welche die Köpfe der Menschen, aus denen sie bestehen, darstellen. Man wird nichts, als Unbestimmtheit in den Gränzen, und Ungewißheit im Resultate der Ländermessung finden. Die politische Geschichte der Völker kann ohne große Mühe eine genaue Scheidelinie unter den von ihnen gestifteten Besitzungen ziehen. Die Naturgeschichte dieser Völker hat sich aber dieses Vorteils nicht zu erfreuen, weil mannigfaltig verschiedene Heiraten ihre sittlichen und physischen Züge umgewandelt und so mannigfaltige Schattierungen erzeuget haben, daß man sie weder alle kennen, noch sie zuverlässig auseinanderscheiden kann." (S. 638/39.) Hinzukommt, daß die Erde noch nicht ausreichend erforscht ist und somit jede Einteilung vorläufig bleiben muß (S. 631).

Nächst der bemerkenswert betonten Herausstellung des rassengeschichtlichen Moments ist der wichtigste Einwand — und er gilt auch für die zweite Art der Einteilung — die allzu einseitige Berücksichtigung der physischen Anthropologie:

„Dem angenommenen Entwurfe getreu, betrachteten sie den Menschen nur in Ansehung seiner äußerlichen Eigenschaften, vergaßen aber über ihrer systematischen Anordnung, dem wichtigsten und der Forschung würdigsten Gegenstande, den Sitten und Gebräuchen, welche das Wesen des Volksgeistes ausmachen, ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Daher kommt es dann, daß ihre Arbeit mehr eine oberflächliche Zergliederung der Völker, als eine Naturgeschichte solcher großen menschlichen Gesellschaften ist." (S. 639/640.)

Sonnini scheint hier jener Vermischung von Anthropologie und Ethnologie das

---

[1]) Sonnini, Ch. N. S.: Histoire naturelle ... des Poissons et des Cétarés. 14 Bde., 1803—1805.
Sonnini, Ch. N. S. et Labreille, A.: Histoire naturelle des Reptiles. 4 Bde., 1802. Und andere.

[2]) v. Török, A.: Über den Yessoer Ainuschädel. Arch. Anthrop. XXVI, 95—144, 247 bis 313, 361—689, 1900.

[3]) Ich zitiere nach der mir im Augenblick allein erreichbaren deutschen Übersetzung der „Naturgeschichte des Menschen" durch F. W. Frhr. v. Ulmenstein, II, Berlin 1807. Die Skizze Sonninis findet sich unter der Überschrift: Sonninis Anhang zum Büffonischen Abschnitte, über die Verschiedenheiten im menschlichen Geschlechte (S. 627 bis 660).



Wort zu reden, die noch heute in einem Teile der Forschung herrscht. Aber die unten ausgeführten Gedankengänge machen doch wahrscheinlich, daß er auch — und vielleicht in erster Linie — an das gedacht hat, was wir die „Rassenseele" nennen.

Die zweite durch Camper und Blumenbach vertretene Richtung ist die anatomische. Ihr kommt nach Sonnini ohne Zweifel eine größere Genauigkeit zu, ohne daß sie aber einen „zuverlässigeren Grad von Gewißheit" gewährt (S. 648). Die Darstellung der Kritik kann sich auf zwei Zitate beschränken, die deutlich dartun, daß der anthropologische „Osteologismus" geistig vollgültig überwunden war, noch bevor er eigentlich über die ersten Ansätze hinauskam:

„Eine der geringern, mit dieser Lehrart verbundenen Unannehmlichkeiten ist die, daß dieselbe nur menschlichen Hirnschedeln angepaßt werden kann. Man fühlt zuverlässig, wie unnütz, und zugleich auch wie ungewiß in Ansehung der Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, eine Eintheilung werden müsse, welche, so sinnreich sie auch immer seyn mag, doch nur auf der Gestalt nakter Knochen beruhet, denn ohne allen Zweifel bilden die Muskeln, das Fleisch, die Knorpel usw. sehr wichtige und wahrhaft charakteristische Zutathen des menschlichen Antlitzes; ohnen Zweifel biethen auch die Gestalten, die Umrisse, und die Farben solcher Zuthaten, ebensoviel Züge dar, welche den Unterschied der Gestalten der Menschen und der Völker bestimmen." (S. 650/651.)

„Man kann ... einwenden, daß ein Schedel immer nur ein Theil der todten Natur ist, und daß vorzüglich nur die lebende Natur gefällt und für sich einnimmt. Wenn man Zeichen bestimmen will, mittels deren man lebende Wesen von einander unterscheiden kann, so muß man dieselben von dem Ganzen aller belebten Theile, und nicht von dem Bilde des Freundes Hein entlehnen." (S. 651.)

Diesen erstaunlich klarblickenden Ausführungen Sonninis hat der Übersetzer nichts anderes hinzuzufügen als: „Wir wollen diese uns sonderbar scheinende Vernünftelei des Herrn Sonnini hier auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen lassen ..." — welches Urteil wir unserseits auf seinem Werte oder Unwerte beruhen lassen wollen.

Ekkemar H. Krüger, Breslau.

Eine neue Rassenwandkarte der Welt

Nachdem mehrere Jahre lang die v. Eickstedtsche Rassenwandkarte der Welt[1]) die einzige war, die vorlag, ist jetzt eine zweite von O. Reche, Ordinarius für Anthropologie und Völkerkunde in Leipzig erschienen[2]), deren Textheft nach einleitenden Bemerkungen über die angewandte kartographische Methode eine neue kurzgefaßte Rassengliederung der Menschheit in volkstümlicher Darstellung gibt. In einer Zeitschrift, die sich öfters mit Klassifikations- und Nomenklaturarbeiten beschäftigt hat, mag eine nähere Mitteilung darüber, als sie etwa in einer literarischen Anzeige gebracht werden könnte, von Interesse sein. Ist es doch für einen weiteren Ausbau der Systematik der Menschenrassen wichtig zu wissen, ob, wo und mit welcher Begründung neue Gruppen ausgegliedert werden, oder umgekehrt, ob unter wechselndem Namen tatsächlich gleiche Gruppen auftreten — sei es, daß die Identität der verschiedenen Systeme auf den gleichen direkten Quellen (Merkmalskarten, Monographien) beruht, sei es, daß sich durch zusammenfassende Arbeiten allmählich ein allgemein anerkanntes Bild herausschält, dessen

---

[1]) v. Eickstedt, Frhr. E.: Die Rassen der Erde. In: H. Haack: Physikalischer Wandatlas, Abt. VIII, 150 × 272 cm. Verlag Justus Perthes, Gotha 1935. Dazu Textheft. — Die Karte ist vorher schon erschienen in Meyers Handatlas 1933 und v. Eickstedt, E.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S., Stuttgart 1934. Dort auch ausführliche Beschreibung der kartierten Rassen, die dem folgenden Vergleich zugrunde liegt.

[2]) Reche, O.: Verbreitung der Menschenrassen. In: Harms Einheitliches Unterrichtswerk. 150 × 110 cm. Verlagsanstalt List und v. Bressensdorf, Leipzig 1938. Mit Textheft. Der Verlag scheint allerdings die v. Eickstedtsche Rassenwandkarte nicht zu kennen, da er die Rechesche Karte folgendermaßen ankündigt: „Vielleicht wußten Sie schon, daß bisher eine Wandkarte gefehlt hat, nämlich ... Verbreitung der Menschenrassen." Aus dem Textheft konnte er freilich nichts Entsprechendes entnehmen, da hier nur wenige Quellen und Arbeiten zitiert werden, unter denen sich v. Eickstedts Karten und „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit" nicht befinden. Immerhin sollte ein größerer Lehrmittelverlag die einschlägigen Veröffentlichungen anderer Verlage wohl kennen.

Einheiten nur unter Nichtbeachtung des in Zoologie und Botanik geltenden Prioritätsrechts von Zeit zu Zeit umbenannt werden. Ein kurzer Vergleich der bei beiden Karten angewandten zeichnerischen Methoden sei den klassifikatorischen Hauptfragen vorangestellt.

Dabei sei im Auge behalten, daß sich die Ziele beider Kartenautoren nicht ganz decken. Für v. Eickstedt steht die Bindung der Rassen an ihren eigentümlichen Lebensraum im Vordergrund, also die Darstellung der einzelnen Verbreitung und der gegenseitigen geschichtsgewordenen Lage (mithin, um nicht Wesentliches der außereuropäischen Rassengeschichte zu verwischen, unter der auch auf ethnographischen Karten üblichen Abstraktion von der jungeuropäischen Inbesitznahme der Kolonialländer). Reche dagegen will die rassische Kräfteverteilung der Gegenwart veranschaulichen, stellt also auch Amerika als ein Gebiet vorwiegend europäischer Rassenverbreitung dar und gibt sogar Kraftzentren jüdischen Einflusses durch eigene Signatur an. Zufällig führt aber gerade die letztere Karte im Titel den statischen Begriff der „Verbreitung".

Kartographische Methode

Die v. Eickstedtsche Karte gibt die Verbreitung der einzelnen Rassen in Flächenfärbung an, wobei Vermischungen durch farbige Kreise dargestellt werden. Es ist ferner die Bevölkerungsdichte nach der Punktmethode eingetragen, um die verschiedene Kopfzahl und damit auch die verschiedene Bedeutung der einzelnen Rassen heraustreten zu lassen. — Reche vereinigt diese beiden Gesichtspunkte, indem er die Rassen durch verschiedenfarbige und verschiedengeformte Zeichen einträgt, die über die einfarbige Erdoberfläche mehr oder weniger dicht verteilt sind, indem jedes derselben einer bestimmten Kopfzahl entspricht. Die Zusammenballung der Hauptmasse der Menschheit auf wenige Räume und damit auch Rassen tritt damit natürlich sehr viel schärfer heraus. Andererseits aber entschwindet durch die notwendige Kleinheit der Zeichen die Rassengliederung der dünnbesiedelten Gebiete wie Nordasien auf einige Entfernung dem Auge fast völlig, und noch schwieriger ist es dann, neben der Farbe auch noch die Form, d. h. eben die Verbreitung nach Fläche und Begrenzung zu erfassen. Das gilt, obwohl durch eine Verschiedenwertigkeit der Zeichen diesem Umstand bereits Rechnung getragen wurde[3]). Dabei mußte sogar ein doppeltes Kompromiß geschlossen werden, indem die verschiedene Formung der „Punkte" sowohl solche Wertigkeitsstufen, als auch Rassen selbst unterscheidet. In allen diesen Schwierigkeiten, die Reche keineswegs übersieht (Text S. 10—12), wiederholt sich die Erfahrung der Geographen, daß die allenthalben mit Begier aufgenommene Punktmethode zur gleichzeitigen Darstellung quantitativer und qualitativer Verbreitungen recht große Kartenmaßstäbe verlangt, daß sie auf Erdteil- und Weltkarten aber ein befriedigendes Bild nur für quantitative Gegenstände gewährt (außer selbstverständlich zur qualitativen Unterscheidung einzelner Vorkommen, Funde u. dgl.).

Der der Punktmethode innewohnende „Vorteil", daß der Kartograph vermeiden kann, feste Grenzen zu ziehen, wo solche nicht bestehen oder nicht bekannt sind, kommt in der Darstellung stark rassengemischter Gebiete dann zur Geltung, wenn sie eine so hohe Bevölkerungsdichte haben, daß genügend viele Signaturenpunkte eingetragen werden können — so also in Reches Darstellung von Europa. Nur die Gebiete, in denen eine Rasse „zu mindestens 80% in der Bevölkerung vorhanden ist" (?), sind mit Punkten dieser einen Farbe bezeichnet. Wenn andererseits aber in großen Teilen Asiens, Afrikas, Nord- und Südamerikas, Australiens, ja auch Nordeuropas einzelne Punkte auf großen weißen Flächen schwimmen, so treten die hier gerade sehr wohl abgegrenzten Wohnräume der einzelnen Rassen bzw. Gruppen durchaus nicht mehr heraus, und dem offenbaren Nachteil des Verfahrens muß durch das weitere Kompromiß begegnet werden, daß Völkernamen (übrigens, wohl ein Novum, in Frakturschrift) eingetragen sind.

Soweit dann dem Benutzer von Reches Rassenkarte nicht noch eine eigene ethno-

[3]) So bedeutet ein Punkt in gleicher Größe in Westeuropa und Südindien $^1/_2$ Million Menschen, in Mitteleuropa und Nordostindien 2 Millionen, in Ozeanien und im südamerikanischen Anden- und Pampasgebiet dagegen 50 000, bei den Indianern Brasiliens und anderen Gruppen 20 000, bei den Lappen 10 000, Eskimo und Pygmäen 5000 und „Altsibiriern" 4000. Ein völlig einwandfreies Bild von der rassischen Kräfteverteilung kann also unter diesen Umständen nicht gegeben werden, insbesondere nicht dort, wo verschiedene Wertigkeitsstufen zusammenstoßen.



graphische Wandkarte der Erde zur Verfügung steht, ist also zu vermuten, daß zumal für den Schulunterricht (der, soweit er sich überhaupt auf Systematik einläßt, diese dann klar und nicht minder einprägsam sehen will als die Dynamik) sich doch wieder ein farbiges Anlegen der großen, hier leeren Flächen erwünscht machen wird. In der qualitativen Rassenunterscheidung der vorhandenen Punkte und in den Völkergrenzen mögen dem Nichtfachmann die Grundlagen gegeben erscheinen, dem Bedürfnis mit eigenem Pinsel abzuhelfen. Von den dann unvermeidlichen Irrtümern abgesehen, käme eine solche Adaption dem durch v. Eickstedt angewandten Darstellungsverfahren wieder sehr nahe.

Klassifikation

Dem weiteren Vergleich sei zunächst die Rechesche Einteilung vorangestellt.

1. Hellfarbige alteuropäische Langkopfgruppe (Nordische und Fälische Rasse)
2. Hellbräunliche Langkopfgruppe
   1. Westische Rasse
   2. Nordafrikanische Rasse
   3. Orientalische Rasse
   4. Hindu und Verwandte
   5. Wedda und Verwandte
   6. Altsibirier
   7. Polynesier und Mikronesier
3. Europäische Kurzkopfgruppe
   1. Ostbaltische Rasse
   2. Ostische Rasse
   3. Dinarische Rasse
4. Schwarzbraune Langkopfgruppe
   1. Afrikanische Neger
   2. Drawida und Verwandte
   3. Papua
   4. Australier
5. Mongolide
   1. Nord- und Westmongolide
   2. Lappen
   3. Jungmongolide
   4. Südmongolide
   5. Malaien
6. Altamerikaner
   a) Eskimo
   b) Indianer
      I. Langschädelrassen
         a) Nordamerika
            1. Nordostindianer
            2. Kalifornisch-sonorische Rasse
         b) Südamerika
            1. Waldindianer Brasiliens
            2. Ostbrasilianische Berglandrasse
      II. Kurzschädelrassen
         a) Nordamerika
            Nordwestindianer
         b) Mittelamerika
            Mittelamerikanische Rasse
         c) Südamerika
            1. Andenrasse
            2. Pampasrasse
7. Sondergruppen
   1. Vorderasiatische Rasse
   2. Juden
   3. Mulatten
   4. Mestizen
   5. Hottentotten
   6. Buschmänner
   7. Afrikanische Urwald-Rassenzwerge
   8. Südasiatische und Südsee-Rassenzwerge

Hierzu sei als Erläuterung nur weniges bemerkt. Als „entscheidendes Einteilungsmerkmal" wird laut Text der Kopfindex gewählt, denn „jede Rasse hat offensichtlich eine für sie typische Kopf- bzw. Schädelform bei recht geringer Schwankungsbreite der erscheinungsbildlichen Ausprägung des Erbbildes". Die Wertung des Kopfindex als wichtigsten Rassenmerkmals — noch in den Zeiten von Virchow unbestritten, später aber, und zwar gerade auch durch Reche selbst, stark in Mißkredit geraten — erfährt hier also eine auffällige Erneuerung[4]). Als zweites anthropologisches Hauptmerkmal tritt nicht, wie sonst meist und vordem auch bei Reche[5]), die Haarform, sondern die früher verworfene Hautfarbe hinzu. Das auf der Kombination der beiden Merkmale beruhende morphologische Einteilungsprinzip gilt aber nur für die ersten 4 Gruppen, klingt im Text auch noch bei der 5. an, wird aber bei der 6. zugunsten anderer Gesichtspunkte (s. u. S. 105) verlassen, und die 7. Hauptgruppe schließlich ist gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie die verschiedensten morphologischen Gruppen, die sich unter 1 bis 4 nicht einordnen ließen, zusammenfaßt.

[4]) Wenn aber z. B. mit Reche als mittlerer Kopfindex der Nordischen 75 angesehen werden soll, so gäbe es in Deutschland nur eine verschwindend geringe Anzahl Vertreter dieser Rasse, die jedoch nach der Recheschen Karte den größten Teil von Deutschland in geschlossenen Anteilen füllt.

[5]) Reche, O.: Die Rassen des Menschen. In: Kraepelin-Schäffer: Einführung in die Biologie. 6. Aufl. 329—343, Leipzig 1926; vgl. S. 337.

Auch innerhalb der „Rassengruppen“[6]) ist die namengebende morphologische Kombination nicht für alle Einzelrassen kennzeichnend. So haben innerhalb der mongoliden Gruppe, denen als gemeinsames Merkmal Rundköpfigkeit zugesprochen wird, die Jungmongoliden (Siniden) mittellange, ja lange Köpfe[7]) (Reche selbst beschreibt bei den Jungmongoliden die Kopfform nicht). Ähnlich steht es bei den „afrikanischen Negern“, die zu einer „schwarzbräunlichen Langkopfgruppe“ gezählt werden, aber bekanntlich Gruppen von recht verschiedenem Verhalten des Kopfindex und der Hautfarbe umfassen, und bei den „Polynesiern“, die trotz ihrer häufigen, ja in unvermischteren Gruppen vorwiegenden Kurzköpfigkeit, zur „hellbräunlichen Langkopfgruppe“ gestellt werden.

Die Abteilung „Sondergruppen“ umfaßt einmal, wie schon erwähnt, Rassen, die sich anderweitig nicht unterbringen ließen, so die „vorderasiatische“ (armenide). Für sie wird zwar eine gewisse Ähnlichkeit in körperlichen Merkmalen mit der dinarischen Rasse erwähnt, doch konnte sie schon wegen ihrer vorwiegend außereuropäischen Verbreitung nicht mit der dinarischen in die „europäische Kurzkopfgruppe“ gestellt werden, die „Rassen zusammenfaßt, denen gemeinsam ist, daß sie in manchen Merkmalen Annäherung an alteuropäische, in anderen an asiatische, besonders mongolische Formen zeigen“ (Dinarier?). Als Sondergruppen sind ferner noch eine Anzahl größerer Mischlingsgruppen bzw. rassengemischte Völker (Juden, Mulatten, Mestizen) genannt, die wegen ihrer rassenpolitischen Bedeutung gesondert aufgeführt werden sollten.

Da die Rechesche Karte und der Text vor allem für Schulen und offenbar besonders für Volksschulen gedacht sind, ergab sich die Notwendigkeit, eine einfache deutsche Trivialterminologie auch für die außereuropäischen Rassen zu schaffen (wenn nicht die anderer deutscher Autoren übernommen werden sollte). Daß dies keineswegs einfach ist, zeigen die vorgelegten Namen. Bei ihnen herrscht der ethnologische Gesichtspunkt vor, der einfach Namen von Völkern oder Sprachgruppen für die Rassen verwendet[8]) (Hindu, Wedda, Polynesier und Mikronesier, Drawida, Papua, Australier, Lappen, Malaien, Eskimo, Hottentotten, Buschmänner). Daneben wird häufig auch der geographische Gesichtspunkt verwandt, der das Hauptverbreitungsgebiet für die Benennungen benutzt.

Vergleich der Recheschen Einteilung mit anderen Gliederungssystemen

Der folgende Vergleich soll nur nach der gewissermaßen technischen Seite durchgeführt werden. Es wird also untersucht, wieweit die Recheschen Rassen identisch sind mit denen anderer Systeme, wieweit etwa neue Rassen oder Unterrassen ausgesondert werden. Der Vergleich bezieht sich ferner nur auf diese beiden systematischen Stufen, da die Einordnung in die größeren Gruppen auch nach den Nomenklaturregeln — im Unterschied zur Benennung — jedem Autor freisteht. Als Vergleichskriterien können sowohl Beschreibung wie Verbreitung gelten. Es wurde denn auch beides herangezogen.

---

[6]) Während im allgemeinen die Rassengruppen (oder ähnliche systematische Zwischenstufen) als Untergliederung der Art, als Subspecies angesetzt werden, setzt Reche Rassengruppe und Art gleich; „denn die zwischen diesen großen Gruppen bestehenden Unterschiede im Erb- und Erscheinungsbild — sowohl in körperlicher wie in seelischer Beziehung — sind außerordentlich groß“. Reche läßt also nur das morphologische Artkriterium (in einem weitgefaßten Sinn) gelten. Er nimmt dabei die Formverschiedenheiten von Wildtierarten als Maßstab, während bei Haustieren, worauf neuerdings vor allem Peters hinwies, die Merkmalsdifferenzen zwischen Rassengruppen und Rassen ebenso wie beim Menschen wesentlich größer sind. Trotz dieser großen morphologischen Unterschiede erkennt auch die Haustiersystematik das physiologische Artkriterium an, das Spezies als unbeschränkten Fortpflanzungskreis definiert. Ein solcher liegt aber mit der Gesamtheit der heute lebenden Menschheit zweifellos vor.

[7]) Vgl. die Strucksche Kopfindexkarte der Erde bei Günther: „Kleine Rassenkunde Europas“, ferner Struck, B.: Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika. Z. Ethn. LIV, 51—113, 1922.

[8]) Reche verwirft allerdings selbst diesen Gesichtspunkt: „Eine Benutzung von Völkernamen oder gar von Bezeichnungen der Sprachfamilien für eine Rasseneinteilung kann stets nur verwirrend wirken“ (S. 37). — Manche der Namen mögen annähernd der auch von Reche erhobenen terminologischen Forderung der „Eindeutigkeit“ genügen — aber Mikronesier, Papua, Malaien, oder gar Drawida und Hindu!?



Von den neueren Einteilungen stark abweichend ist bei Reche die Darstellung von Afrika. Hier werden einmal die eigentlichen Negriden nicht untergegliedert, die starken Gruppenunterschiede etwa in der Körperhöhe (die Stammesmittel schwanken von etwa 1,57 m bis 1,82 m), des Kopfindex und der Hautfarbe (s. o.) usw. als Variationsbreite eines einheitlichen Typus aufgefaßt. Ferner wird die große Gruppe der nordafrikanischen Rasse eingeführt, die zwar nach der Beschreibung deutlich mit den Äthiopiden zu parallelisieren ist, für die aber eine sehr viel weitere Verbreitung angegeben wird. — In Ozeanien ist bemerkenswert, daß Reche, selbst ehemaliger Südseeforscher, die Küstenmelanesier zu den Polynesiern stellt und damit zur hellbräunlichen Langkopfgruppe, in der auch die westische (mediterrane) Rasse steht. Nur die Primitivmelanesiden werden als eigene Gruppe („Papua") ausgesondert.

In Asien und Amerika ist dagegen eine weitgehende Übereinstimmung gerade mit dem terminologisch betont abgelehnten v. Eickstedtschen System festzustellen. So ist in ganz Kontinentalasien als größere Abweichung nur die Zusammenziehung von Tungiden und Turaniden zu nennen, die auch die Turkvölker zu dem besonders flachgesichtigen mongoliden Kerntypus stellt. Bei den übrigen mongoliden Rassen ist die Beschreibung allerdings zum Teil sehr kurz. Dafür ist hier aber ein genauerer Vergleich nach der Karte möglich, da sich infolge der hohen Besiedlungsdichte bei Reche die farbigen Punkte flächenhaft zusammenschließen. Die Grenzen stimmen sehr gut überein, insbesondere die zwischen Siniden (Jungmongoliden) und Palämongoliden (Südmongoliden), so z. B. in der siniden Insel im palämongoliden Gebiet um den Golf von Tongking und dem zungenförmigen Vorstoß der Palämongoliden im Himalaja bis zur Nordspitze Indiens. Noch deutlicher ist die Übereinstimmung bei Indien selbst, wo z. B. auch die räumliche Zweiteilung der Melaniden bei Reche wiederkehrt.

Ein genauerer morphologischer Vergleich läßt sich dagegen für Amerika durchführen, wo Reche für die einzelnen Gruppen sehr ausführliche Beschreibungen gibt. Während z. B. bei der großen und rassenpolitisch so bedeutsamen Gruppe der Jungmongoliden (Sinide) die körperliche Beschreibung in 3 Zeilen zusammengefaßt wird, und diese bei keiner anderen Rasse, nicht einmal bei der nordischen, 12 Zeilen überschreitet, werden auf die einzelnen Rassen Amerikas durchschnittlich 20 Zeilen verwandt. Damit können natürlich viele Merkmale, die bei anderen Gruppen nicht erwähnt sind, in ihrer speziellen Ausprägung beschrieben werden. Im Gegensatz zu den meisten anderen Gruppen werden auch durchweg die kennzeichnenden Stämme angegeben, was für den Vergleich um so wichtiger ist, als infolge der geringen Besiedlungsdichte fast alle Rassen nur durch vereinzelte, weit voneinander entfernte Punkte vertreten sind.

Wie Reche sagt, „sucht die Karte die Ansichten der heutigen amerikanischen und deutschen Forschung zu vereinen" (einzelne Autoren werden nicht genannt, mit Ausnahme von Marsh bei der Frage der weißen Indianer). Es sei daran erinnert, daß von den bekanntesten nichtdeutschen Klassifikatoren Montandon und Haddon in Amerika nur zwei Gruppen (Paläoamerind und Neoamerind) unterscheiden und viele Autoren (Klimek, Lebzelter, Gregory u. a.) überhaupt keine Unterteilung vornehmen. Eine eingehendere Gliederung gibt Deniker, der vier Rassen unterscheidet, von denen zwei noch einmal zweifach unterteilt sind, wobei aber für alle die Beschreibung außerordentlich kurz ist. Auch die italienischen Klassifikatoren (Biasutti 1912, Giuffrida-Ruggeri 1912—13) gliedern stärker, doch lassen sich die einzelnen Gruppen nur teilweise mit denen anderer Systeme parallelisieren. In neuerer Zeit gab v. Eickstedt die ausführlichste Gliederung. Die Amerikaner selbst haben seltsamerweise nie eine geschlossene Übersicht über die Rassen ihres Kontinents versucht.

Bei solchen Vorgängern in der Rassengliederung Amerikas, andererseits ihrer besonderen Ausführlichkeit bei Reche ist der gerade hier sehr hohe Grad der Übereinstimmung mit v. Eickstedt um so bemerkenswerter. Reche sondert genau die gleiche Anzahl von Rassen aus wie v. Eickstedt, die sich auch nach Beschreibung und Verbreitung als vollkommen identisch erweisen[9]). — Es ist zweifellos erfreulich, daß sich damit eine gewisse Einheitlichkeit der Auffassungen auch für die außereuropäischen Rassen anzubahnen scheint — und zwar gerade für diejenigen Erdteile, in denen die „deutsche Forschung" der letzten Jahre wesentlich über die bisherigen Ansätze hinausging — und daß sich solche Ergebnisse (in einer für diese Zwecke selbstverständlich

[9]) Fußnote 9 s. S. 106.

popularisierten Form) auch in Volksschulen, Schulungskursen u. ähnl. Eingang verschaffen. Im Hinblick auf einen früheren Entwurf Reches[10]), der gleichfalls unterrichtlichen Zwecken diente, darf und muß das besonders hervorgehoben werden. Um so auffallender ist dann allerdings, daß bei den „Rassengruppen" 1—4 seiner jetzigen Einteilung — fast könnte man glauben, aus rein terminologischer Abneigung gegen Begriffsprägungen wie „Europide[11]), Negride, Altrassen" usw. — die Hierarchie nur einzelner und nicht anerkannt bester bzw. sicherster, geschweige denn am wenigsten umweltbedingter Merkmale ihre taxonomische Auferstehung feiert.

I. Schwidetzky, Breslau.

---

[9]) Als Beispiel seien die Pazifiden (Nordwestindianer) angeführt. Bei den übrigen 7 amerikanischen Rassen ist die Übereinstimmung ebensogut.

Reche: Nordwestindianer	v. Eickstedt: Pazifide
„Kopf kurz und recht groß...	Der Kopf ist groß und kurz.
Stirn breit, hoch, mit meist kräftig entwickelten Überaugenbögen.	Die Stirn der Pazifiden ist hoch, breit und mäßig geneigt. Die Augenbrauenbögen sind oft kräftig entwickelt.
Gesicht sehr breit mit ausladenden Jochbögen und etwas nach vorn tretenden Wangenbeinen.	Sehr breite(s) Gesicht... bei nur mäßig erhobenen Wangenbeinen: sowohl Stirn als Jochbögen... nehmen am Zustandekommen der großen Gesichtsbreite teil.
Augen recht klein, aber verhältnismäßig breite Lidspalte, ohne Mongolenfalte.	Obwohl die Augenspalte in dem großen kantigen Gesicht klein wirkt, zeigt sie niemals Mongolenfalte.
Nase ziemlich groß mit hochliegender Nasenwurzel, kräftig vortretendem, ziemlich schmalem und im Profil geradem oder ausgebogenem (konvexem) Rücken und etwas geblähten Nasenflügeln; sie macht meist einen recht europäischen Eindruck.	Die Nasenform ist von der nordeuropiden nur insofern abweichend, als ein etwas breiterer Rücken, etwas breitere Unternase und etwas gerundetere Nasenkuppe auftreten. Die Höhe des Rückens ist beträchtlich, und zwar auch schon in der Gegend der ziemlich schmalen Nasenwurzel. Die Kontur des Rückens verläuft meist gerade, aber auch recht oft ein wenig gebogen.
Mund sehr groß mit ziemlich schmalen Lippen.	Schmale Lippen des großen Mundes.
Kinn massig, mäßig vorstehend. —	Das große Kinn ist massig und derb, ohne stark prominent zu sein.
Körpergröße mittelgroß bis groß... Körperbau massig gedrungen.	Der Typus der Pazifiden ist durch mittelhohen bis hohen Körperbau und kräftigen, gedrungenen Wuchs gekennzeichnet.
Arme lang, Beine verhältnismäßig kurz. —	Die Arme sind lang.
Hautfarbe: hellbräunlich-gelblich, zum Teil recht hell. —	Die Hautfarbe zeigt hellen bräunlichen, nicht selten auch etwas gelblichen Ton ... geradezu europäische Hellhäutigkeit.
Farbe der Regenbogenhaut des Auges: braun. —	Die Augenfarbe ist braun.
Kopfhaar: Farbe: dunkelbraun.	Das Haupthaar ist dunkelbraun.
Form ziemlich dünn, schlicht oder leicht gewellt.	Das Gespinst ist fein und es findet sich auch leichte Wellung.
Bart und Körperhaare gering.	Geringe Gesichtsbehaarung...
Nördliche Stämme des Küstengebietes (z. B. Tlinkit) sehen mehr mongolisch aus, haben offenbar einen verhältnismäßig jungen mongoliden Einschlag erhalten."	Bei den Nordoststämmen (Tlinkit, Tsimschian)... macht sich also entschieden ein mongolider Einschlag, und zwar aus sibirider und osttungider Richtung her, bemerkbar.
Kennzeichnende Stämme: Athapasken, Tlinkit, Wakasch, Selisch, Haida, Apachen, Nawaho.	Athapasken, Tlinkit, Wakasch, Selisch, Haida, Apachen, Nawaho u. a.

[10]) zit. S. 103, Anm. 5.
[11]) Vgl. im Textheft S. 17.



II. Neues Schrifttum

Die Gliederung des Schrifttums erfolgt nach den methodischen Gesichtspunkten der ganzheitlichen Forschung am Menschen: den 1. biologischen Abläufen, 2. morphologischen Körperbildungen und 3. psychologischen Verhaltensweisen, sowie der Einfügung der lebendigen Gesamtform in die 4. historischen Zeitfolgen und 5. den geographischen Raum. Das Schrifttum umfaßt damit alles, was Formenvielfalt und Formenwechsel von Menschengruppen betrifft, und nur dies.

(Bücher sind mit einem Stern * versehen)

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Allgemeine Biologie

***Kastein, G. W.:** *Eine Kritik der Ganzheitstheorien.* 131 S., J. Ginsberg, Leiden 1937. (Gulden 2.—.)

Es handelt sich hier um eine vorwiegend philosophische Auseinandersetzung mit kritischem Exkurs auf einige praktische Paradebeispiele der Ganzheitstheoretiker Goldstein und Bethe auf dem Gebiet der Neurologie. — Als Schlußergebnis stellt Verf. fest, daß gegenüber den mechanistisch-materialistischen und positivistischen Auffassungen einerseits und den idealistischen, vitalistischen und ganzheitlichen Auffassungen andererseits der Standpunkt des „dialektischen Materialismus" widerspruchsfreier und der praktischen wissenschaftlichen Arbeit nützlicher sei. Einer reinlichen Scheidung der Geister wäre es allerdings besonders dienlich gewesen, wenn sich Verf. noch präziser über Grundlagen und besondere Artung des von ihm gemeinten „dialektischen Materialismus" ausgesprochen hätte. F. Krallinger, Breslau.

Meyer, A.: *Das Prinzip der Ganzheitskausalität, erläutert an dem von ihm bewirkten Bedeutungswandel bekannter biologischer Theorien.* Bremer Beiträge z. Naturwiss. IV, 99—143, 1937.

Nochmalige Ausführungen über die Prinzipien des Holismus, die nach der Meinung des Verf. allein in der Lage sind, die Biologie vor dem Untergang zu retten. Der krampfhafte Versuch, die tierischen Typen noch immer durch die Hypothese der Typensynthese zu erklären, zeigt, daß der Verf. sich auch über die Ergebnisse der Genetik hinwegsetzt. G. Heberer, Tübingen.

***Reinig, W. F.:** *Elimination und Selektion.* Eine Untersuchung über Merkmalsprogressionen bei Tieren und Pflanzen auf genetisch- und historisch-chorologischer Grundlage. 146 S., 29 Abb. Fischer, Jena 1938. (Geh. RM. 8.—.)

Hier versucht ein Tiergeograph die Ergebnisse seines Forschungsgebietes, insbesondere die der diluvialen und postdiluvialen Holarktis vom Boden der modernen Genetik aus zu verstehen und zu fördern. Dies gelingt ihm mit Erfolg! Die eiszeitlichen Refugialgebiete ergeben sich als Zuwanderungsareale und als Sammelbecken von polymeren Allelen (Genzentren). Bei der postglazialen Ausbreitung werden in ungleicher Weise aus dem Gesamtallelenbestand Allelen eliminiert (isoliert). Diese Elimination von Polymeriefaktoren verläuft unabhängig von der Selektion. So wird die Elimination als ein weiterer Evolutionsfaktor eingeführt. Auf der Elimination beruht die geographische Merkmalsprojektion. Die bekannten Klimaregeln (Bergmannsche, Allensche, Glogersche usw.) werden vom Boden der Eliminationsvorstellung aus als unzutreffend abgelehnt. Man kann auf die Diskussion gespannt sein, die sich hier anschließen dürfte!

Die inhaltsreiche Schrift sollte von allen studiert werden, die sich mit stammes- und rassengeschichtlichen Fragen zu befassen haben. G. Heberer, Tübingen.

***Rostand, J.:** *La nouvelle biologie.* 219 S. Fasquelle Editeurs, Paris 1937. (Fr. 15.—.)

Eine Sammlung teils von Aufsätzen zu Tagesfragen der Biologie, die sich vorzugsweise an das Gebiet der Genetik halten und hier auch die neuesten Ergebnisse (z. B. über Chromosomenfeinstruktur, entwicklungsphysiologische Arbeiten an Ephestia kühniella usw.) erwähnen; teils von Würdigungen von Forscherpersönlichkeiten der Gegenwart, so des Genetikers Morgan, des Immunologen Richet, des Herpetologen Rollinat. Das leicht und flüssig geschriebene Buch führt aber auch zurück zu Leibniz, Darwin, Mendel und Claude Bernard, wenn es gilt, Forschungen von Carrel, Woltereck u. a. an die Hauptrichtungen biologischer Forschung durch alle Zeiten anzuschließen. H. Grimm, Breslau.

Dufrenoy, J.: *Conception statistique de la liberté en biologie.* J. Soc. Statistique Paris LXXIX, 260—288, 1937.

***Kinsey, A. C.:** *Methods in Biology.* 279 S. George G. Harrap Co., London 1937. (8 s 6 d.)

***Roßner, F.:** *Der Weg zum ewigen Leben der Natur.* Gegenwartsfragen der biologischen Lebenskunde. 108 S. J. Beltz, Langensalza 1938. (RM. 2.50.)

Szent-Györgyi, A.: *On biological activity.* Scientia LXIII, 16—19, 1938.

Erbkunde

Abel, W.: *Über Europäer-Marokkaner- und Europäer-Annamiten-Kreuzungen.* Z. Morph. XXXVI, 311—329, 1937.

Untersucht wurden 39 Bastardkinder aus der französischen Besatzungszeit am Rhein, von denen 27 Marokkaner, 6 Annamiten zum Vater hatten. Da die Väter selbst nicht mehr erreichbar waren, waren die Erbgangsuntersuchungen naturgemäß unsicherer als bei anderen Bastardgruppen. — Fast immer machte sich der fremde rassische Einschlag im Erscheinungsbild deutlich bemerkbar, wobei die Marokkanerkinder eine stärkere Merkmalsvielfalt zeigten, entsprechend der stärkeren rassischen Durchmischung Marokkos. Bemerkenswert ist die Häufung von körperlichen und geistigen Schwächen bei den Bastarden, die z. B. in der Schulleistung fast durchweg unter ihrem Klassendurchschnitt standen. I. Schwidetzky, Breslau.

***Blaringham, L., Bertrand, P., Guérin, P., Stomps, Th. J.:** *Hérédité, mutation, et évolution.* L'œuvre de Hugo de Vries. Exposition Internationale de Paris. 95 S. Masson & Cie., Paris 1937. (Frcs. 6.—.)

Eine Reihe für die Pariser Weltausstellung („Palais de la découverte") zusammengestellter Aufsätze, vorwiegend zur Geschichte der Erbforschung. Besonders berücksichtigt sind die Önotheraarbeiten von Hugo de Vries. G. Heberer, Tübingen.

Habs, H.: *Zur Frage der Erbbedingtheit der Abderhaldenschen Fermentabbaureaktion.* Z. menschl. Vererb.Lehre Konst. XXI, 672—675, 1938.

Bei interferometrischer Verfolgung der Abderhaldenschen Fermentabbaureaktion (F.A.R.) im Serum von EZ und ZZ gegenüber Trockensubstanz aus Drüsen der inneren Sekretion erhielt der Verf. eine stärkere Konkordanz der Ablesungen bei EZ (20 Paare) als bei ZZ (20 Paare). Erbbedingtheit der F.A.R. ist damit angedeutet und ein Ausblick auf eine neue Möglichkeit, die Zusammenhänge zwischen endokrinem System und den Menschenrassen aufzudecken, eröffnet. Die Anwendung des Interferometers gestattet offenbar Massenuntersuchungen von einer Einfachheit, wie sie der Anthropologe und der Kliniker fordern muß. H. Grimm, Breslau.

***Ludwig, L.:** *Faktorenkoppelung und Faktorenaustausch bei normalem und aberrantem Chromosomenbestand.* (Probleme der theoretischen und angewandten Genetik und deren Grenzgebiete, red. von F. Reinig.) 190 S., 74 Abb. Thieme, Leipzig 1937. RM. 11.— kart.)

Die Chromosomengenetik gewinnt immer größere Bedeutung für die Fragen der Art- und Rassenentstehung, ist als eigenes Forschungsgebiet aber bereits so umfangreich, daß es dem Nichtzytogenetiker kaum noch möglich ist, an Hand der Originalarbeiten den Fortschritten dieser Forschungsrichtung zu folgen. So ist es zu begrüßen, wenn führende Fachleute in gedrängten Darstellungen das Wesentliche zusammenfassen. Die vorliegende, mit großer Sachkenntnis und klar verfaßte Schrift Ludwigs ist geeignet, einen Überblick über die im Titel genannten Gebiete zu verschaffen und sei zum Studium besonders empfohlen. G. Heberer, Tübingen.

***Riederer von Paar, V.:** *Vererbungslehre für Studierende und zum Selbstunterricht.* Reinhardts naturwiss. Kompendien Nr. 9. 121 S. E. Reinhart, München 1938. (RM. 1.80 kart.)

Eine übersichtliche und instruktive, gut (meist mit Diagrammen) bebilderte Darstellung des erbkundlichen Prüfungsstoffes, die in erster Linie für Studierende geschrieben ist und ihren Zweck um so eher erreicht, als sie in einem kurzen Repititorium zusammengefaßt und durch gut gewählte Fragen (11 S.) mit Textverweisen abgeschlossen wird. E. H. Krüger, Breslau.

***Grüneberg, H.:** *Elementary Genetics: for Students of Biology and Medicine.* (Catechism. Ser.) 88 S. E. and S. Livingstone, Edinburg 1937. (1 s 6 d.)

Nachtsheim, H., Schick, R. und v. Verschuer, O.: *Die Bezeichnung der Gene.* Vorschläge für eine internationale genetische Nomenklatur. Z. indukt. Abstamm.Lehre. LXXIII, 55—62, 1937.

***Plate, L.:** *Hypothese einer variablen Erbkraft bei polyallelen Genen und bei Radikalen, ein Weg zur Erklärung der Vererbung erworbener Eigenschaften.* Acta Bibliogr., Ser.. A, II, Teil 2. Brill, Leiden 1936.

Snyder, L. H. and Davison, D. F.: *Studies in human inheritance.* XVIII. The inheritance of taste deficiency to Di-phenyl-guanidine. Eug. News XXII, 1—6, 1937.

***Zimmer, K. G.:** *Strahlungen, Wesen, Erzeugung und Mechanismus der biologischen Wirkung in Problemen theoretisch angewandter Genetik.* 72 S., 40 Abb. G. Thieme, Leipzig 1937. (RM. 3.20.)

2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Morphologie und Anatomie

Koszla, M. M.: *Anthropomorphologie des Musculus tibialis anterior.* C. R. Soc. Sci. Varsovie XXX, Cl. IV, S.A. 25 S. (Poln. 19 S.) 1937.

In der stammesgeschichtlichen Reihe nimmt die Zweiteilung des Muskels bzw. der Sehne sowie die Häufigkeit der höheren Spaltungsgrade kontinuierlich ab und ist vielleicht bei Negern noch seltener als bei Weißen. — Der 2. Teil der Arbeit bespricht die Variationen der Ansatzstellen. I. Schwidetzky, Breslau.

Kraus, E.: *Kulturelle Einflüsse auf den Gebißzustand der Menschen während der Jahrtausende in Württemberg.* Forschg. Fortschr. XIV, 152—154, 1938.

Die Zähne von 653 zeitlich und örtlich bestimmten Schädeln wurden auf kariöse Stellen untersucht. Seit der jüngeren Steinzeit (das paläolithische und mesolithische Material des Verf. umfaßt nur 3 Schädel, darunter den Fund von Steinheim, der übrigens nach der Form seiner Pulpahöhlen in den erweiterten Neanderthalerkreis passen soll, aber auch schon Hinweise auf den Homo sapiens zeigt), hat sich die Karies in Württemberg in starkem Maße ausgebreitet (von 24% karieskranker Individuen im Neolithikum auf über 73% in der Gegenwart). Dabei muß allerdings beachtet werden, daß die Ergebnisse des Verf. nicht wie H. Werners Untersuchungen an neolithischen Schlesiern (16% karieskranker Individuen, vgl. Z. Rassenk. VI, 70—79, 1937) durch mikroskopische Nachprüfungen unterbaut sind. Verf. streift auch die Frage, ob sich der M 3 zurückbildet, und bejaht sie. Auf parallele Erscheinungen an Höhlenbärenresten (M 3 infolge Platzmangels im aufsteigenden Ast des Unterkiefers angelegt usw.) und ihre Bedeutung als ausgesprochene Degenerationsmerkmale wird hingewiesen. H. Grimm, Breslau.

***Schultze-Naumburg, P.:** *Nordische Schönheit. Ihr Wunschbild im Leben und in der Kunst.* 204 S., 164 Abb. J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1937. (RM. 6.60 bzw. 8.—.)

Stratz wünschte sich einmal als „Ideal der Zukunft" ein Werk, das die schönsten Vertreter verschiedener Menschengruppen jeden Alters und Geschlechts in natürlicher Nacktheit nebeneinanderstellen und in dem sich der äußeren Ansicht eine ebenso sorgfältige Auswahl der Skeletteile, Muskeln usw. anschließen sollte. Für eine einzige Gruppe der Europiden nähert sich der Verf. dem Ideal, wenn er an Hand einer Auswahl von Bildern nach dem Lebenden und nach Werken der bildenden Kunst (Beispiele und Gegenbeispiele) den Gesetzmäßigkeiten nordischer Schönheit nachgeht — gelegentlich in der Betrachtungsweise der plastischen Anatomie bis zur knöchernen Grundlage des Gliederspiels vordringend oder die Versuche würdigend, Schönheit in bestimmten Maßverhältnissen der Glieder zueinander zu finden (Dürer!), immer aber dem Leser ein Führer auf der Suche nach den Quellen, aus denen Schönheitsurteil und künstlerisches Schaffen fließen. H. Grimm, Breslau.

Škerlj, B.: *Višina srednješolske mladine v Ljubljani.* (Ohne Zusammenfassung.) Soc. med. pregl. IX, 228—235, Beograd 1937.

Autor behandelt die Höhenentwicklung der Mittelschuljugend in Ljubljana und konstatiert, daß in den Mittelschulen für die Höhen über 170 cm bisher keine Bänke (weder Stühle) vorgesehen waren, obwohl diese Höhenklasse über 12% aller Schüler ausmacht. Autoreferat.

Zielinska, H.: *Anthropomorphologie des M. glutaeus maximus.* Fol. Morph. VII, 112—113. (Poln. 84—112). 1936/37.

Material: 10 Prosimier, 20 Platyrrhine, 36 Catharrhine, 14 Anthropoide, 104 Menschen. Nach dem Verhältnis zu den benachbarten Muskeln ergeben sich 4 Gruppen. 1. Prosimier, Platyrrhine und Catarrhine (Verwachsung mit dem M. tensor fasciae latae), 2. Gibbon (Verwachsung mit dem M. tensor f. l. und dem M. ischiofemoralis), 3. Schimpanse (Verwachsung mit dem M. ischiofemoralis), 4. Orang, Mensch (keine Verwachsung). Als progressive Eigenschaften sind ferner schmaler Becken- und hoher Sehnenansatz anzusehen. Ferner einige Angaben der Variabilität des Muskels beim Menschen, aber ohne Frage nach eventuellen Rassenunterschieden. I. Schwidetzky, Breslau.

***Böker:** *Vergleichende biologische Anatomie der Wirbeltiere.* Biologische Anatomie der Ernährung Bd. II. 258 S., 260 Abb. G. Fischer, Jena 1937. (RM. 13.50.)

Piipanoja, N.: *Über die Kniegelenkarterie der Finnen.* Acta Inst. Anat. Univ. Helsinki VIII, 838 (Finnisch 830—838), 1937.

Rößle, R.: *Die innere (oder anatomische) Ähnlichkeit blutsverwandter Personen.* Verh. Dtsch. Pathol. Ges. XXIX. Tagung geh. in Breslau am 27.—29. Sept. 1936, 112—123. 1936.



Konstitution und Wachstum

***Bober, H.:** *Schulkinderuntersuchung im Fläming.* Ein Beitrag zur Frage der Beziehungen zwischen Anthropologie und Klinik. (Diss.) 65 S. B. Sporn Verlag, Zeulenroda 1937. (RM. 3.—.)

An einem Material von 272 Schulkindern (121 männlichen, 151 weiblichen) geht der Verf. der Frage nach, wieweit klinische Methoden (Kapillarmikroskopie, Einstufung nach den Zellerschen Reifungszeichen, die Verf. übrigens durch Einschiebung einer „Pubertätsbrustform" zwischen die Stadien „Knospenbrust" und „reife Brust" abzuändern wünscht usw.) in die Anthropologie einzuführen wären und ob der Kliniker umgekehrt an anthropologischen Messungen und Merkmalsbeschreibungen eine Hilfe gewinnen könne. Obwohl viele Zusammenhänge (z. B. zwischen Kapillarbild und extremen Skelettproportionen) nicht klar oder wenigstens wegen der kleinen Zahl nicht beweisbar sind, steht das eine fest, daß Fragen der Gesundheitsführung uns zu neuen und wegen ihrer unmittelbaren Beziehungen zum Leben besonders befriedigenden anthropologischen Aufgaben führen können. H. Grimm, Breslau.

***Hammet, F. S.:** *The Nature of Growth.* A Logistic Inquiry. 59. S. Eigenverlag Provincetown, Mass. 1936. (75 cts.)

In 306 Kurzkapiteln zeigt sich der Verf. bemüht, Ergebnisse der Wachstumsforschung, an denen er selbst in 30jähriger Arbeit beteiligt war, logisch zu verknüpfen und neuen Fragestellungen einen Platz in diesem klaren Aufbau anzuweisen. Als im Zytoplasma ruhende Tendenz bietet das Wachstum dem mehr qualitativ interessierten Verf. in chemischer Forschungsrichtung die aussichtsreichsten Ansatzpunkte. So erörtert er z. B. die Rolle bestimmter Aminosäuren (Glyzin, Arginin), während er an Wachstumskurven, wie sie als Ergebnis anthropologischer Forschung anfallen, lediglich die Frage anlegt, ob sie als Ausdruck monomolekularer, bimolekularer usw. Reaktion gedeutet werden könnten. H. Grimm, Breslau.

***Hammond, T. E.:** *Vitality and Energy in Relation to the Constitution.* 314 S. H. K. Lewis & Co. Ltd., London 1936. (12 s 6 d.)

Ein Buch eines chirurgischen Urologen, der am Krankenbett die Bedeutung der Konstitution abzuschätzen und auszuwerten gelernt hat. Einfache, aber nicht definierbare Begriffe wie Vitalität, Tonus, Adaptilität werden zu ärztlich-prognostischen Instrumenten, die mit Hilfe von Tests gewissermaßen geeicht werden. So ergibt sich ganz von selbst nicht nur die konstitutionelle Bestimmung von Sthenie und Asthenie, sondern auch von krankhaften Konstitutionen und ihre Stigmatisierung. Der Verf. bekennt, daß das Problem des Lebens in seinem Buche nur insoweit angeschnitten ist, als es ihn als Arzt interessiert. So erhält das Buch einen durchaus fragmentarischen Charakter, der wohl kaum die Problematik der Konstitutionswissenschaft zu fördern geeignet sein wird. Erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit die tiefsten Probleme überflogen werden können und aus der Vogelperspektive gekennzeichnet werden. Th. Brugsch, Berlin.

N. N.: *Growth. A Journal for studies of development and increase.* Vol. I, Pap. 1—13. 174 S., Jan.-May 1937. ($ 3.50 a year.)

Entsprechend dem Ziel der neugegründeten Zeitschrift, der Behandlung aller Wachstumsprobleme seitens der Mathematik, Physik, Genetik, Embryologie usw. zu dienen, beschäftigen sich einzelne Aufsätze mit Objekten, die dem Anthropologen fernliegen (Reptilien, Hydroidpolypen, Nagetieren). Dafür möchte S. A. Courtis in der Frage „Was ist ein Wachstumszyklus?" einen der Fälle sehen, in denen auch in der Anthropologie der Fortschritt der Wissenschaft von der Genauigkeit der Definition abhängt. Er illustriert seine Auseinandersetzung auch mit graphischen Darstellungen sowohl des individuellen menschlichen Wachstums, als auch des Bevölkerungswachstums. Auf der Basis der Definition „A growth cycle is any period in a specific maturation process during which all the effective factors remain constant" entwickelt er eine Formel und eine Rechentechnik, von der er sich wesentliche Fortschritte in der Behandlung der Wachstumsprobleme verspricht. H. Grimm, Breslau.

Beckham, A. S.: *A study of weight and stature of Negro city children by adolescent age.* Hum. Biol. X, 124—135. 1938.

Cwirko-Godycki, M. et **Wrzosek, A.:** *Les enfants kachoubes au point de vue anthropologique.* Przegl. Antrop. XI, 195—199 (polnisch 187—194), 1937.

Cwirko-Godycki, M.: *La taille, le poids et l'indice de pignet des enfants des écoles primaires de Bydgoszcz.* Przegl. Antrop. XI. 7—9. (Poln. 1—7.) 1937.

Graves, W. W.: *The age-incidence principle of investigation in evaluating the biological significance of inherited variation in the problems of human constitution. I. The types of scapulae.* Amer. J. Psychiatr. XCIII, 1109—1117, 1937.

Grimm, H.: *Körperliche Entwicklung auslandsdeutscher Jugend.* Auslandsdtsch. Volksforsch. I, 130—138, 1937.

Hellpach, W.: *Ergänzungen zur Systematik der Konstitutionstypologie.* Z. Konst. XXI, 87—94, 1937.

3. *Psychologische Anthropologie*

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Jaensch, E. R.:** *Der Gegentypus. Psychologisch-anthropologische Grundlagen deutscher Kulturphilosophie, ausgehend von dem, was wir überwinden wollen.* 27 Abb., 16 Tab., 512 S. (Rassenkunde u. psychol. Anthropologie Nr. 2; Zeitschr. f. ang. Psychol. u. Charakterkde., Beiheft 75.) Verl. J. A. Barth, Leipzig 1938. (Br. RM. 12.—.)

Das umfangreiche Buch gibt die letzte und bisher geschlossenste Gesamtdarstellung der von Jaensch in jahrzehntelanger Arbeit gemeinsam mit einem sehr großen Mitarbeiterkreis aufgebauten psychologischen Typenlehre. In eindrucksvoller Weise werden dabei insbesondere die kulturphilosophischen Auswertungsmöglichkeiten in den Mittelpunkt gerückt und zur geistigen Revolution der deutschen Gegenwart in Beziehung gesetzt. Das engere Ziel der Arbeit ist die genauere Kennzeichnung des S-Typus, der hier in den Formen des Auflockerungs- und Auflösungstypus umschrieben wird und in dem Jaensch den Gegentypus der deutschen Bewegung fassen will. Die Charakterisierung dieses Typus aus einer Fülle von experimentellen Erhebungen (die von Jaenschs Mitarbeiter Armbruster durchgeführt sind), seine Zuordnung zu heterogenen Rassen und Blutmischungen, seine Beziehungen zu (manifesten oder auch nur latenten) tuberkulösen Prozessen werden dabei im Konkreten weitschichtig herausgearbeitet. Vorangestellt ist dieser Sondermonographie des S-Typus eine weitgespannte und in der Darstellung glücklich gefaßte übersichtliche Gesamtaufstellung der Jaenschschen Typenlehre, die als gegenwärtig beste Einführung in das typenpsychologische Lebenswerk Jaenschs dienen kann (S. 1—200). Von besonderer Bedeutung dabei ist die Tatsache, daß von den biotypischen Grundbestimmtheiten der Typen eindrucksvoll der Aufstieg zu je bestimmten ihnen zugeordneten spezifischen Kultursystemen vollzogen wird, deren Eigenart aus den Grundbestimmungen der Typen heraus einsichtig gemacht wird. Und des weiteren ist gerade für Leser dieser Zeitschrift wesentlich, daß Jaensch gleichzeitig auch den Versuch unternimmt, von seiner Typensystematik aus den Anschluß an rassenpsychologische Probleme zu gewinnen. — Daß das Buch jedem Anthropologen bekannt sein muß, braucht nicht betont zu werden. B. Petermann, Hamburg.

***Jung, C. G.:** *Psychologische Typen.* 730 S., Verlag Rascher, Zürich und Leipzig 1937. (geb. RM. 12.—.)

Die Neuauflage stellt einen unveränderten Abdruck der typenpsychologischen Grundschrift Jungs dar. Sie ist gegenüber früheren Ausgaben jedoch ergänzt durch ein 30 Spalten langes von H. Langenegger hergestelltes Sachregister, das bei der systematischen Orientierung über den Begriffsbestand und die Denkmittel der Jungschen Psychologie und Typologie sehr wertvolle Dienste leisten kann und die Benutzbarkeit des Buches wesentlich steigert. B. Petermann, Hamburg.

***Lersch, Ph.:** *Der Aufbau des Charakters.* 272 S., J. A. Barth, Leipzig 1938. (RM. 9.60; Lwd. RM. 11.20.)

In diesem Werk bringt der Verf. seine umfassenden Bemühungen zur Charakterologie zu einer Art systematischen Abschlusses. Nach allgemeinen Erwägungen über die Fragestellungen der Psychologie überhaupt und über die grundsätzliche Problemlage der Charakterkunde entwickelt er eine Gesamtlehre vom Aufbau des Charakters. Dabei werden zunächst die „endothymen" Grundschichten behandelt. Die Erscheinungsformen des Lebensgefühls, der Lebensgrundstimmung, der Affektivität, dann die Artungen des Selbstgefühls, weiterhin die Hauptformen der „gerichteten Gefühle" werden dargestellt und auf dieser Grundlage eine Überschau über die Strebungserlebnisse angeschlossen. Weiterhin verfolgt der Verf. die Gestaltungsformen des Oberbaus des seelischen Lebens, also des Willenslebens und des intellektuellen Lebens. Den Abschluß findet dieser zweite Teil, indem an diese Erörterungen eine Wiedergabe schon früherer Studien des Verf.s über das Problem der Echtheit angefügt ist. Der Vorzug der Darstellung liegt in der Tatsache, daß hier mit dem Versuch Ernst gemacht wird, den charakterologischen Begriffsbestand auch des Alltagslebens in wissenschaftlicher Form für die Erfassung des individuellen seelischen Seins und seiner Prägungsgestaltungen nutzbar zu machen.

B. Petermann, Hamburg.

***Orend, M.:** *Siebenbürger Sachsen. Eine Wesensschau.* 131 S., E. A. Seemann, Leipzig 1937. (RM. 3.—.)

Mit großer Liebe vertieft sich der Verf. in das Wesen seines Stammes, deren Einzelzüge er aus Brauchtum und sozialer Haltung abzulesen versucht. Sie werden in Verbindung gebracht mit den zum Schluß geschilderten Rassentypen, bei denen der Mischcharakter allerdings stärker betont wird als der vorherrschende nordische Typus (es sollen sogar „negerhafte Typen, nach dem Kopfbau" auftreten!). So wird der Volks-

charakter gedeutet als Verbindung zwischen der herben, strengen und straffen „nordischen Seite" und der geselligen, lebhaften und phantasiereichen „südlichen Seite", wobei die Zuordnung der einzelnen Züge freilich nicht immer überzeugend ist.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Schultze, *E.:** *Meeresscheue und seetüchtige Völker. Weltgeschichtliche Beiträge zur Völkerpsychologie.* 191 S. F. Enke, Stuttgart 1937. (RM. 7.—, bzw. 8.50.)

Es wird eine Übersicht der Menschenvölker unterm Gesichtspunkt ihrer Lebensbeziehung zum Meer versucht. Schultze unterscheidet unbedingt seescheue, unbedingt seetüchtige — und endlich solche, bei denen nur zeitweise eine bedeutende, später verfallene Seeschiffahrt nachweisbar ist. Zur ersten Gattung zählt er die Semiten mit Ausnahme der Phöniker und Karthager; von den Indogermanen die Perser, Römer, Kelten, Slawen; die Australier, Neger, Inder, Chinesen u. a. Asiaten; zur zweiten die „nordische Rasse", die seltsamerweise in Germanen, Holländer, Engländer, Deutsche, Skandinavier unterteilt wird, was zu einer schwerlich haltbaren Verengung des Begriffs „Germanen" (nämlich auf die landläufigen Völkerwanderungsstämme) führen muß: zur letzten Griechen, Portugiesen und Spanier. Sichtet man (als Leser) das aus Vorgeschichte und Geschichte in buntester Vielseitigkeit herangeholte Belegtatsachenmaterial, so wird man zu dem Ergebnis kommen müssen, daß drei „Völkertümer" auf Erden um die Palme der Seefahrerkühnheit ringen: Küstensemiten (Phöniker, Karthager), Küstengermanen und Küstenmalayen samt Inselpolynesiern. Diese tatbeständliche Ermittlung deckt die ganze Schwierigkeit der rassischen Zurechnung auf. Leider ist die „Hauptursachen"-Frage nur in einem aphoristischen Ausblick von wenigen Seiten aufgegriffen. Völkerpsychologisch erhebt sich eben die Frage: ob „Meeresscheu" und verwandte Eigenschaftsbegriffe nicht zu komplex sind, um ohne weiteres als echte „Ganzheiten" hingenommen zu werden. Die rassische Analyse muß fehlgehen, wenn z. B. die Malayen im selben Sinne wie die Nordischen als „Rasse" genommen werden. Der „ostbaltischen" Rasse die Seetüchtigkeit absprechen, widerspricht der Feststellung derselben Seetüchtigkeit bei den Finnen, die ja sehr wesentlich ostbaltisch aufgebaut sind. Das Buch bietet mehr Probleme, als Lösungen; für die Konstituierung einer lebendigen Völkerpsychologie ist auch das willkommen!

W. Hellpach, Heidelberg.

***Vahiduddin, S.:** *Indisch-moslemische Werterlebnisse als Parallele zu europäischen Kulturwandlungen.* 59 S. (Abh. z. Philos. d. Wirklichen, herausgg. v. E. R. Jaensch.) J. A. Barth, Leipzig 1937. (RM. 3.60.)

Es handelt sich um einen Versuch, die Marburger I- und S-Typologie auf ein konkretes völkerpsychologisches Problem anzuwenden. Jaensch schickt diesem Versuch eine Einleitung von 26 Seiten voraus, in welcher die Integrations- und Auslösungstypenlehre knapp umrissen, vor allem aber (in Parallele zur historischen Geologenschule) die Abwechslung von Epochen der „Virenz" und „Invirenz" auch in der Völkerentwicklung abgehandelt wird. Ich habe in meiner „Einführung in die Völkerpsychologie", Abs. 11, unter „Selbstwandlung der Völker" etwas Verwandtes berührt; gegen die Auffassung, die „letzten 3—4 Jahrhunderte" schlechthin als eine „Invirenzperiode" zu charakterisieren, würde ich freilich schwere Bedenken haben. Die gewaltige Unterwerfung des Erdballs durch die weißen Völker und die vielleicht noch gewaltigere Unterwerfung der Naturkräfte durch die naturforschende Technik der weißen Völker, die Selbstbefreiung vom theologischen Weltbild des Mittelalters, Reformation und Aufklärung, die klassische Dichtung Englands, Frankreichs und Deutschlands, die niederländische Malerei (Rubens! Rembrandt!), die ganze moderne Philosophie und die Musik (Bach! Beethoven!) kann man denn doch unmöglich als Kümmer- und Schwächephase — und daneben etwa das Spätmittelalter als Epoche von Kraft und Gesundheit registrieren. Die Ausführungen Vahiduddins selber befassen sich, stark unterm Einfluß Rudolf Ottoscher Gedankengänge, mit dem Irrationalen und der Mystik. Religiöse Dogmatik wird als eine Entartung der Mystik dargestellt. Es fallen viele kluge Bemerkungen auch über abendländische Denkformen und manche fesselnde Streiflichter auf indische Entwicklungen. Was der Titel erwarten ließe: das (geradezu weltgeschichtliche Perspektiven auftuende) islamitische Indienproblem in seiner geistig-kirchlich-staatlichen Tragweite wird aber kaum berührt.

W. Hellpach, Heidelberg.

***Giscard, P. et autres:** *Psychologie et psychologues.* (Archives de philos. XIII, 3.) Beauchesne & Fils, Paris 1938. (Fr. 40.—.)

Müller, R.: *Untersuchung über die Beziehungen zwischen Kopfform und geistiger Leistung an 932 Knaben des 4. Schuljahres zu Halle a. d. S.* Z. angew. Psychol. Charakterkde. LII, 129—178, 1937.

***Oster, W.:** *Struktur-psychologische Untersuchungen über die Leistung des Zeitsinns und der räumlichen Orientierung. (Ein Beitrag zur Jaenschschen Integrationstypologie.)* 96 S. Triltsch, Würzburg 1938. (RM. 3.—.)

Stransky, E.: *Rasse und Psychotherapie.* Zbl. Psychotherapie u. ihre Grenzgeb. X. 9—28. 1936.



4. Historische Anthropologie

(Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Vorgeschichte

***Buttler, W.:** *Der donauländische und der westische Kulturkreis der jüngeren Steinzeit.* Handb. d. Urgesch. Deutschlands II, 108 S. de Gruyter, Berlin 1938. (RM. 5.80 bzw. RM. 6.80.)

Mit diesem Buch wird ein Werk eröffnet, das von allen Nachbarwissenschaften der Vorgeschichte aufs lebhafteste begrüßt werden dürfte. In einer Reihe in sich abgeschlossener Bände soll von bekannten Fachleuten eine gründliche Übersicht über den Stand unserer Kenntnis der deutschen Vorgeschichte vom Paläolithikum bis an die Schwelle des Mittelalters gegeben werden.

Der vorliegende Band ist ein vielversprechender Auftakt. Der knappen Skizzierung von Ursprung und Verbreitung und einer allgemeinen Charakterisierung der Quellen schließt sich eine geraffte aber gründliche Darstellung der einzelnen Kulturgruppen nach Inventar und Typologie an. Seine Abrundung findet das Bild durch eine Darstellung der allgemeinen Kulturverhältnisse. Den Anthropologen interessiert besonders die anschließende sehr zurückhaltend durchgeführte Diskussion von Chronologie und Kulturbeziehungen und der abschließende Versuch, den geschichtlichen Ablauf nachzuzeichnen.

Die beiden Kulturkreise sind getrennt voneinander nach demselben Aufriß behandelt.

Das Buch ist hervorragend ausgestattet. Strichätzungen und Tafeln zeigen eine glückliche Auswahl des Materials, unterstützt von übersichtlichen Zeitdiagrammen und sehr klaren Verbreitungskarten. E. H. Krüger, Breslau.

***Reinerth, H.:** *Das Federseemoor als Siedlungsland der Vorzeitmenschen.* 182 S., 48 Taf. Kabitzsch, Leipzig 1936. (RM. 4.80; 6.—.)

In erweitertem Umfange, neu herausgebracht, gibt dieses ausgezeichnet ausgestattete Werk einen vorzüglichen Überblick über die Besiedlung des Federseemoores. Der Bedeutung der Funde entsprechend finden Baugeschichte und vorgeschichtliche Landschaftskunde besondere Berücksichtigung. Das Hauptgewicht liegt naturgemäß auf den reichen Funden des Neolithikums und der spätesten Bronzezeit, deren Besprechung durch die klaren Risse und vielen eindrucksvollen Rekonstruktionsbilder eine wesentliche Unterstützung erfährt. E. H. Krüger, Breslau.

Žilinskas, J.: *Les ancêtres Lithuaniens à l'époque préhistorique, protohistorique et historique.* Acta Medic. Facultatis Universitatis Caunae IV, 481—555, 1937.

Der Kownoer Anatom gibt hier einen Abriß der Rassengeschichte des Baltikums mit besonderer Berücksichtigung von Litauen, bei dem offenbar gewisse nationale Leitideen mitschwangen. Er möchte die Balten in ihrer heutigen Heimat bis ins Mesolithikum (also eine vorindogermanische Zeit) zurückverfolgen und sieht als ihre ursprünglich rassische Grundlage den Cromagnon-Typus an, aus dem sich an Ort und Stelle die Osteuropiden entwickelt haben sollen. Ethnisch stellt er sie zu den Finnen (also nicht wie die Sprachwissenschaft zu den Indogermanen), für die er gleichfalls eine westliche Heimat annimmt, während er die von der Vorgeschichte heute ganz überwiegend vertretene Meinung des Zusammenhangs zwischen Kammkeramik und Protofinnentum strikt ablehnt.

I. Schwidetzky, Breslau.

Žilinskas, J. et **Masalskis, R.:** *Une étude sur les crânes des habitants de la Lithuanie pendant l'ancienne époque de fer.* Acta Medic. Facultatis Universitatis Caunae IV, 173 bis 197 (litauisch 5—172), 1937.

Gegenstand der Untersuchung sind 20 eisenzeitliche Schädel (9 ♂, 11 ♀) aus verschiedenen Fundplätzen. Nach ausführlicher Besprechung der Einzelmaße (vorwiegend hohe Langschädel bei starker Variabilität der Gesichtsmaße) entwickeln Verff. ihre Anschauungen über die Entstehung der rezenten Brachykephalie, die sich kontinuierlich aus der Dolichokephalie entwickelt haben soll, so daß die kurzköpfigsten Bevölkerungen als die ältesten anzusehen seien. Die zahlreichen Abbildungen werden leider entwertet durch eine Normierung, wie sie im 20. Jahrhundert nicht mehr vorkommen sollte. — Die im Materialteil saubere, im theoretischen Teil nicht recht ausgeglichene Untersuchung stellt vielleicht den Anfang anthropologischer Arbeit in Litauen dar und wäre als solche sehr zu begrüßen. I. Schwidetzky, Breslau.

Botreau-Roussel et **Pales:** *Faut-il reviser les trépanations préhistoriques?* Rev. Anthrop. XLVII, 296—309, 1937.

***Franz, L.:** *Kelten und Germanen in Böhmen.* 37 S. M. Rohrer, Brünn 1937.

Koller, R.: *Awarenschädel von Traiskirchen.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 196—202, 1937.

Pastenaci, K.: *Die Bevölkerungsdichte im alten Germanien.* Germanien IX, 110—113, 1937.

Geschichte

***Gerth, E.:** *Eine Untersuchung über Rasse, Volk und Umwelt im Nibelungenlied.* Frankfurter Quellen u. Forsch. z. germ. u. rom. Philologie, H. 21, 258 S. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1938. (RM. 7.80.)

Stoff, Landschaft und Volksgut des Liedes werden ganzheitlich-literaturwissenschaftlich kommentiert. Die Grenzen der rassenkundlichen Untersuchung kennzeichnet die Verfasserin selbst mit den Worten: „Vor allen Dingen fehlt die körperliche Beschreibung fast ganz" (— gemeint ist Beschreibung körperlicher Merkmale der handelnden Personen —). Das umfangreiche rassenkundliche Kapitel analysiert daher eigentlich nur die „nordische Geisteshaltung" der Helden, läßt jedoch die Möglichkeiten mittelbarer rassengeographischer und biologischer Betrachtung des Liedgeschehens leider ungenützt. Der Schwerpunkt der Abhandlung liegt auf der volkskundlichen Einsicht.

H. Hochholzer, Wien.

***Grau, W.:** *Die Judenfrage in der deutschen Geschichte.* 32 S. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1937. (RM. 1.20.)

Der Leiter der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands gibt hier einen kurzen Abriß der Geschichte der Juden in Deutschland für den Schulgebrauch, ist sich freilich dabei bewußt, daß sie für die Forschung „noch ein völlig ungelöstes Problem" ist. — Die Darstellung führt von der soziologischen und damit auch biologischen Absonderung der Juden im Mittelalter, dem Hofjudentum des Absolutismus (Jud Süß!) zur Geschichte der Emanzipation und bis zu den Nürnberger Gesetzen von 1935. Eine Reihe von Abbildungen gibt kennzeichnende Urkunden wieder. I. Schwidetzky, Breslau.

***Höfler, O.:** *Das germanische Kontinuitätsproblem.* Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands. 40 S. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1937. (RM. 1.50.)

Der Verf. von „Die kultischen Geheimbünde der Germanen" fordert in diesem im Juli 1937 auf dem deutschen Historikertag in Erfurt gehaltenen Vortrag eine gründliche Untersuchung der kulturell-politischen Zusammenhänge zwischen der deutschen mittelalterlichen Geschichte und der germanischen Vorzeit; er belegt seine Forderung mit eindrucksvollen Beispielen (die Reichskleinodien) und gibt thematische und methodische Hinweise zur Überwindung der römisch-spätantik konzipierten Historiographie und zur Erkenntnis vergessener Werdenszusammenhänge, die durch ein neues Großbild unserer Geschichte das deutsche historische Bewußtsein umprägen können. E. H. Krüger, Breslau.

***Petri, F.:** *Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich.* Veröff. d. Inst. geschichtl. Landeskd. d. Rheinlande a. d. Univ. Bonn. 2 Bde., 1041 S., 6 Taf., 47 Kart. Bonn 1937.

Das umfassende Werk betrachtet allseitig sprach- und volkskundlich die fränkische Landnahme und das Werden der westlichen Sprachgrenze. Die fränkische Überlagerung der gallo-römischen Schicht wird bis in den Feinbau durch topographische Analyse der Kulturreste verfolgt, wobei der Verfasser die geographische Eigenart des Lebensraumes mehr—minder voraussetzt und der Rassenkunde nur eine unterstützende Rolle für seine Beweisführungen zuteilt. Er weist aus umfangreichem französischem, belgischem, niederländischem und deutschem Fachschrifttum zwingend die Rassenidentität der Skelette der frühmittelalterlichen wallonisch-nordfranzösischen, mit den der deutschen Reihengräber nach. Die reine Nordrasse dieses Menschenschlages ist so einheitlich, daß sie keineswegs keltischen Vorsiedlern geeignet haben könne. — Die Kartenskizzen zeigen Weg und Verbreitung des fränkischen Siedlertums; sie sind als wichtige Behelfe für eine rassengeographische Gauuntersuchung Walloniens anzusehen.

H. Hochholzer, Wien.

***Albertine, M. E. et autres:** *L'Afrique du Nord française dans l'histoire III.* Archat. Paris 1937. (Fr. 165.—.)

***Blunk u. Mitarb.:** *Die nordische Welt. Geschichte, Wesen und Bedeutung der nordischen Völker.* 651 S. Propyläen-Verlag, Berlin 1937. (RM. 22.— bzw. 26.— bzw. 29.—.)

***Hartenstein, J. G.:** *Die Juden in der Geschichte Leipzigs. Von der Entstehung der Stadt bis zur Mitte des 19. Jahrh.* 142 S. Th. Fritsch, Berlin 1938. (RM. 4.50. Lwd.)

***Körner, G.:** *Die südelbischen Langobarden zur Völkerwanderungszeit.* Veröffentl. d. urgesch. Sammlungen d. Landesmus. Hannover IV, 57 S. Lax, Hildesheim 1938. (RM. 9.—.)

***Marcham, F. G.:** *A History of England.* Macmillan, London 1938. (18/—.)

***Mary, G.:** *Précis historique de la colonisation française en Afrique occidentale.* Larose, Paris 1937. (Fr. 20.—.)

***Moggridge, H. W.:** *History of England.* Blackwell, London 1938. (5/—.)

***Ribard, A.:** *La France, histoire d'un peuple.* Edition sociale et internationale. Paris 1938. (Fr. 20.—.)

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

Daniel, G. H.: *Changes in the racial character of the population of the Llandebie District.* J. Anthrop. Inst. LXVII, 143—155, 1937.

Zur Klärung der Frage, ob und in wieweit sich im Gefolge der Industrialisierung die Bevölkerung des Llandebie-Distrikts (Nordwales) gewandelt hat, wurde eine Gruppe, deren Vorfahren seit mindestens 1850 im Lande ansässig waren, einer Gruppe mit zugewanderten Voreltern gegenübergestellt. Die letzte ist größer, breitstirniger, vielleicht höhergesichtig, dunkeläugiger und dunkelhaariger. Sie ist stärker im Bergbau, die erste stärker in Ackerbau und Handel beschäftigt; außerdem sind die ihr zugehörenden Minenarbeiter dunkler als der Durchschnitt der Gruppe (!). E. H. Krüger, Breslau.

***Graf, J.:** *Die Schädel der heutigen Menschenrassen. Nach Prof. Dr. Hans F. K. Günther und Prof. Dr. Rudolf Martin.* Zweifarbendrucktafel. J. F. Lehmanns Verlag, München 1937. (Unaufgezogen RM. 3.—.)

Je ein (teuto-)nordischer, alpiner („ostischer"), dinarischer und mediterraner („westischer") Schädel ist in der Norma frontalis, sagittalis und verticalis abgebildet. Den osteuropiden („ostbaltischen") Schädel findet man zwischen den Schädeln eines Chinesen und eines Kamerunnegers am Rande der Tafel, zusammen mit diesen durch einen dicken Strich vom Hauptteil abgetrennt. Diese unverständliche und unglückliche Placierung einer europiden Unterrasse (H. K. F. Günther, auf den sich der Herausgeber beruft, schätzt ihren Anteil am deutschen Volk an manchen Stellen auf über ein Zehntel der Bevölkerung) schränkt den Wert dessen ein, was der Zeichner an charakteristischen Rassenmerkmalen des knöchernen Schädels auf der Tafel zusammengetragen hat, und verdirbt ihre unterrichtlichen Aussichten. H. Grimm, Breslau.

***Koya, Y.:** *Rassenkunde der Aino.* 269 S., Japanische Ges. z. Förderung d. wiss. Forschg., Tokyo 1937.

Das Buch ist die erste Veröffentlichung über eine groß angelegte Untersuchung der Ainos, die von der Japanischen Gesellschaft zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung durchgeführt wird und die neben der rassenkundlichen Untersuchung am Lebenden auch solche am Skelett, ferner Anatomie, Physiologie, Pathologie, Hygiene und Psychologie umfaßt. — Untersucht wurden 793 Personen aus 3 räumlich getrennten Gruppen, aus denen „vollblütige Aino" noch gesondert berechnet werden. Die sorgfältige Aufrechnung gibt für eine große Anzahl von Kopf- und Körpermaßen sowie Indizes die Mittelwerte mit den Fehlern und die Frequenzreihen z. T. auch in graphischer Darstellung, ferner nach der Mollisonschen Typendifferenz die Unterschiede der 3 Gruppen untereinander und zu einigen anderen Gruppen Ostasiens, insbesondere Japans. Der somatoskopische Teil beschreibt leider nur jeweils den Durchschnittstypus, dagegen nicht die Häufigkeit der Variationen. Haut-, Haar- und Augenfarbe wurden offenbar ohne Tafel bestimmt (grau-weißliche Haut, hellbraune, selten blaue Augen). — Ein zweiter Teil beschäftigt sich speziell mit den Mundhöhlenorganen, wo z. B. die Häufigkeit verschiedener Kieferformen, Zahngröße, Bißform usw. messend und beschreibend festgehalten werden. Geringe Karieshäufigkeit, am häufigsten bei den mit Japanern vermischten Teilgruppen. — Ein 3. Teil bearbeitet die bei 540 Individuen abgenommenen Fingerabdrücke, und zwar vor allem nach der Häufigkeit und Kombination der Mustertypen. — Im Schlußabschnitt wird über die Stellung der Ainos außerordentlich vorsichtig geurteilt und zur Lösung der gestellten Fragen (europid oder mongolid, südliche oder nördliche Herkunft, primitiv oder nicht) weitere umfangreiche Untersuchungen in Ostasien gefordert. Zahlreiche, größtenteils recht gute Abbildungen und ein Literaturverzeichnis, in dem aber z. B. Montandon fehlt, schließen die gründliche und vorsichtige Arbeit ab. I. Schwidetzky, Breslau.

Shanklin, W. M. und **Nejla Izzeddin:** *Anthropology of the near east female.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXII, 381—415, 1937.

Untersuchungen an 70 Alkeydatfrauen (Beduinen), 100 Alouite- und 103 Mitwalifrauen (Ackerbauer). Deutliche Unterschiede zwischen den nomadischen und den seßhaften Gruppen, die den für die Männer ermittelten parallel gehen. E. H. Krüger, Breslau.

Cogni, G.: *Rassenbilder aus Italien.* Rasse IV, 434—435, 1937.

Sabatini, A.: *Antropologia delle popolazioni di Cufra.* Gli Zuéia, i Tébu, i Sudanesi. Riv. Anthrop. XXXI, 161—186, 1935/37.

Škerlj, B.: *Die dinarische Rasse.* Ciba Z. Nr. 50, S.A. 1 S., 1937.

Zimmermann, G.: *Rassenkundliche Erhebungen auf der Danziger Nehrung.* Weichselland. Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver. XXXVII, 25—30, 1938.

Länderkunde und Anthropogeographie

***Blanchard, R.:** *Géographie de l'Europe.* VIII, 483 S., 36 Textk., 17 Bildtaf. Félix Alcan. Paris 1936. (50 Frcs.)

Die bekannten Vorzüge französischer länderkundlicher Darstellungskunst, große Zusammenhänge und Wesenszüge zu erkennen und sie in klarer, schöner Sprache zu gestalten, machen auch die Lektüre dieses Buches anregend und genußreich. Das Werk ist in erster Linie eine geographische Staatenkunde, wobei innerhalb eines jeden Staatsraumes die natürlichen Landschaften mit besonderer Betonung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse herausgearbeitet werden. Aber der Verf. beschränkt sich nicht auf den Bereich der Landschaftskunde, worin er Meister ist, sondern begibt sich auch auf das Gebiet der Politik und fällt hier Urteile, die namentlich in den angeschnittenen volkstums- und bevölkerungspolitischen Fragen nur allzu häufig schärfsten Widerspruch von deutscher Seite herausfordern müssen. Nicht selten werden dabei die Begriffe Rasse und Volk verwechselt (so tauchen eine litauische und eine tschechoslowakische Rasse auf!), obwohl in dem einleitenden Überblick über Europa als Ganzes Rassengeschichte und Rassenverteilung (S. 62—69) durchaus richtig behandelt werden. Besonders kennzeichnend für die Einstellung des Verf. ist seine Auffassung über die Tschechoslowakei, deren ethnische Struktur gesund sein soll und die unter den neuen Staaten Europas ihre Lebensfähigkeit am besten gesichert und unter Beweis gestellt habe (S. 281) !! Blanchard schreibt sicherlich nicht aus einer tendenziösen Absicht heraus: er findet z. B. für das deutsche Volk, seine Kultur und Wirtschaft außerordentlich anerkennende Worte. Aber er denkt als echter Franzose rein statisch und ist offensichtlich nicht fähig, die Dynamik des heutigen Europas, das nicht mehr das von Versailles ist, zu verstehen: so erscheint ihm auch das nationalsozialistische Deutsche Reich nur als „dictature hitlérienne".

H. Schrepfer, Würzburg.

***Henle, Fr.:** *This is Japan. Folk and Landscape.* Text von Takayasu Senzoku. 40 S., 88 S. Abb. Heering-Verlag, Harzburg 1937. (RM. 6.80.)

Die ausgezeichnet aufgenommenen und wiedergegebenen Bilder vermitteln einen starken Eindruck der Schönheit und Eigenartigkeit japanischer Landschaft, Menschen und Kunst. Ein kurzer englischer Text gibt eine gute Einführung in alles das, was den Reisenden an einem fremden Land und Volk interessiert: etwas über Geographie, Geschichte, landwirtschaftliche und industrielle Erzeugnisse, Sitten und Gebräuche und Ratschläge für das Reisen selbst. Die Gesamtbevölkerung wird mit 97 695 000 angegeben, einschließlich 30 000 000 Koreanern und 5 000 000 Formosanern. Die Ainu (16 000) leben unter staatlichem Schutz, 672 000 Japaner außerhalb des Landes. Jeder Olympiateilnehmer wird das Buch als Vorbereitung und Erinnerung besonders zu schätzen wissen.

D. Costa.

***Isbert, O. A.:** *Volksboden und Nachbarschaft der Deutschen in Europa.* 160 S., J. Beltz, Langensalza 1937. (RM. 2.50.)

Dieses Taschenbuch klärt volksdeutsche Grundbegriffe, die ja z. T. Grundbegriffe in der Volkskörperkunde überhaupt sind (Volk, Nation!), es enthält eine zahlenmäßige Übersicht über Staaten und Völker Europas jeweils nach der letzten Vorkriegs- und ersten Nachkriegszählung der allerjüngsten Angaben und etwa dazwischen liegende Schätzungen. Die Gesamtsituation des Grenz- und Inseldeutschtums wird, einer Anordnung nach landschaftlichen Siedlungsgruppen folgend, skizziert. Bevölkerungspolitische Daten sind leider recht selten eingestreut. Wichtig für den anthropologisch eingestellten Benutzer ist aber der Blick auf die fremdvölkische Nachbarschaft, da die volkskörperkundlich interessanten Erscheinungen (Mischehen!) sich aus dem Nachbarschaftsverhältnis ableiten.

H. Grimm, Breslau.

***Baker, J. N. L.:** *A History of Geographical Discovery and Exploration.* Harraps New Geographical Series. 552 S. Harrap, London 1937. (12 s. 6 d.)

***Escherich, G.:** *Kamerun.* 231 S. Riegler, Berlin 1938. (RM. 7.75.)

***Fuß, P.:** *Brasilien.* Atlantis Verlag, Berlin 1938. (Lwd. RM. 12.—.)

***Krebs, N.:** *Atlas des deutschen Lebensraumes in Mitteleuropa.* 1. Lieferg. 8 Bl. 6 Kart. Bibliographisches Institut, Leipzig 1937. (RM. 22.50.)

***Lautensach, H.:** *Portugal. II. Die portugiesischen Landschaften.* Erg.-H. 230. Peterm. Mitt. 165 S. J. Perthes, Gotha 1937. (RM. 20.—.)

Volks- und Völkerkunde

***Bach, A.:** *Deutsche Volkskunde, ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben.* 530 S. S. Hirzel, Leipzig 1937. (Lwd. RM. 19.60.)

Eine umfassende Gesamtdarstellung der volkskundlichen Probleme in Lehrbuchform, die sich bei aller Fülle des auch in didaktischer Hinsicht geschickt ausgewählten Einzelmaterials durch eine klare Ausrichtung auf das Grundsätzliche, insbesondere auch auf die psychologisch wesentlichen Fragen auszeichnet. Den eigentlichen Schwerpunkt findet

das ganze Werk in dem Abschnitt „Kernfragen", der Weltbild und Geisteshaltung des deutschen Volkes zusammenfassend auf Grund der umfangreichen vorangehend umrissenen Einzelmaterialien im letzen Fünftel des Buchs behandelt. Dabei werden insbesondere die Gestaltungsfaktoren von Weltbild und Geistesart (rassische, sozialpsychologische Faktoren, Umwelteinflüsse naturhafter und geschichtsmäßiger Art usw.) umrissen und weiterhin genauer die Zusammenhänge von Weltbild und Geistesart mit historischen, mit geographischen, mit soziologischen und endlich mit psychologischen Fragestellungen dargetan. Ein kurzes Kapitel über „Angewandte Volkskunde" schließt das Ganze ab.

Die Tatsache, daß sich der Verf. nirgends im Stoffe verliert, wie das bei vielen volkskundlichen Schriften der Fall ist, und die umfassende Wissenschaftlichkeit, mit der er seine Darstellung zu meistern versteht, sichern dem Werk die allergrößte Wirksamkeit überall da, wo man sich ernsthaft mit den Fragen des völkischen Daseins, seinen Formen und seinen formgebenden Kräften beschäftigt. P. Petermann, Hamburg.

Beyer, H. J.: *Zur Frage der Umvolkung.* Z. auslandsdtsch. Volksforsch. I, 361—386, 1938.
Kroh, O.: *Zur Psychologie der Umvolkung.* Ebenda, 386—397.

Der Begriff „Umvolkung" deckt eine große Anzahl ganz verschiedener Prozesse, die alle zum Übergang von Einzelnen oder von Gruppen zu einem anderen Volkstum führen. Beyer bringt eine Auswahl typischer Vorgänge sowohl aus dem Überseedeutschtum als auch aus deutschen Volksgruppen in Europa. Krohs Beitrag hält sich weniger an konkrete Beispiele, wenn er den Vorgängen im Bewußtsein und Vorbewußtsein nachgeht, die zur Umvolkung führen. Zwischen der „biologisch unmittelbar wirksamen Ausgliederung durch Blutmischung" und den „raffiniertesten Formen geistiger Entfremdung" ergeben sich alle Übergangsformen. Daraus resultieren auch für alle Richtungen der Anthropologie Arbeitsaufgaben und Fragestellungen. H. Grimm, Breslau.

Keiter, F.: *Rasse und Kultur.* Über die kulturbiologische Aufbereitung völkerkundlichen Stoffes. Arch. Rass. Ges. Biol. XXXI, 119—165, 1937.

Nach einer Rekapitulation der für die völkerbiologische Forschung wichtigen Grundbegriffe der Erb-, Gesellschafts- und Kulturbiologie umreißt Verf. seine Sicht der Vorfragen für eine Kulturdeutung als rassenseelenkundliche Experimentalforschung: d. h. welche Bedingungen einer sachgetreuen Beschreibung der kulturellen Mensch-Umwelt-Beziehungen gestellt sind, um sie einer statistischen Behandlung im Sinne des Wahrscheinlichkeits- und Korrelationsdenkens unterziehen zu können. E. H. Krüger, Breslau.

***Kurtz, E.:** *Heilzauber der Letten in Wort und Tat.* I. Allgemeines, Siechtum magischen Ursprungs, innere Krankheiten. 185 S. Ernst Plates A.G., Riga 1937. (RM. 4.—.)

Zusammenstellung von allen möglichen volkstümlichen Heilmethoden, vor allem Heilsegen des lettischen Volkes, die teils sich im älteren und neueren Schrifttum versteckt finden, teils von eigenen Beobachtungen herstammen. Es zeigt sich, daß ein großer Teil der gebotenen Sprüche nachweislich westeuropäische, im besonderen deutsche Vorbilder hat und nur ein geringer Teil ostslawisches Gut ist. G. Buschan, Stettin.

***Lehmann, E.:** *Vom Gefüge des Volkes.* Aufriß einer deutschen Volkssoziologie auf volkskundlicher Grundlage. 123 S., Sudetendeutscher Verlag F. Kraus, Reichenberg 1937. RM. 3.50.)

„Volk" offenbart, je nach dem Blickwinkel, unter dem es von einer bestimmten Fragestellung durchsetzt wird, ein bestimmtes Gefüge: Abstammungsgefüge mit seiner Ausgliederung in Familie, Geschlechtsverband oder Sippe, Vetternschaft und Freundschaft; räumliches Gefüge mit Nachbarschaft, Ortsgemeinde, Heimat, Gau und Stamm; Altersklassengefüge mit seinen mannigfaltigen Untergliederungen und berufliches und ständisches Gefüge. Dem Verf. gelingt eine Schilderung dieser Strukturen („Volksordnungen"), die sehr anschaulich ist, ohne daß allgemeine Gesetzlichkeiten dadurch an Klarheit verlieren. Die Volkskörperkunde kann an diesem „Aufriß" nicht vorübergehen!
H. Grimm, Breslau.

***Dérer, L.:** *Tschèques et Slovaques.* P. Bossuet, Paris 1938. (Fr. 35.—.)

***Field, M. J.:** *Religion and Medicine of the Gã People.* 214 S. Oxford University Press, London 1937. (17 s 6 d.)

***Himmelheber, H.:** *Eskimokünstler.* 111 S. Strecker & Schröder, Stuttgart 1938. (RM. 7.50 bzw. 6.—.)

***Hughes, E. R.:** *The Invasion of China by the Western World.* 324 S. Adam and Charles Black, London 1937. (15 s.)

***Laubscher, B. J. F.:** *Sex, Custom and Psychopathology, a Study of South African Pagan Natives.* 347 S. George Routledge and Sons, Ltd., London 1937. (21 s. net.)

Nevermann, H.: *Indonesische Einflüsse auf Neuguinea.* Mitt.Bl. Ges. Völkerkde. Nr. 8, 17—24, 1938.

***Osgood, C.:** *Ethnography of the Tanaina.* Yale University Publ. in Anthropology, 16. Oxford University Press, London 1937. (13/6.)

III. Nachrichten[1])

Ägypten

— Nach einer Mitteilung der African World (14. Mai 1938) hat Prof. *Kirby* von der Witwatersrand-Universität in Johannesburg in einem ägyptischen Grab, das auf 3000 vor Christus datiert wird, *Pfeile* gefunden, die genau mit denen *der heutigen Buschleute* übereinstimmen. Die Übereinstimmungen sind nach dem Kurator des Südafrikanischen Museums, Dr. *L. Gill*, so vollkommen, daß ein Irrtum ausgeschlossen ist. Der Fund würde die bisherige Annahme bestätigen, daß die Buschleute, von denen Reste heute noch im nördlichen Ostafrika leben, früher noch weiter in Nordostafrika verbreitet waren.

D. Westermann, Berlin.

Canada

— Ein kanadischer Arzt untersuchte in der östlichen Arktis 389 kanadische Eskimos, um das oft behauptete *Fehlen der Zuckerkrankheit, des Krebses und der Arterienverkalkung bei den Eskimos* nachzuprüfen. Zuckerkrankheit fehlte tatsächlich vollkommen. Krebs fand sich einmal (aber keine Angaben über die Altersgliederung des Untersuchten). Arterienverkalkung häufiger bei den zivilisierten Eskimos als bei den wildlebenden. Die letzteren zeigten ferner höhere Fruchtbarkeit, geringere Karieshäufigkeit und keinen Fall von Tuberkulose.

— Gestorben: Am 28. Okt. 1937 im Alter von 60 Jahren *H. B. Fantham*, Professor für Zoologie an der McGill-Universität, Montreal, Vizepräsident der Eugenics Research Association, der in zahlreichen Arbeiten auch Fragen der menschlichen Erbkunde, Rassenmischung und Eugenik behandelte.

China und Tibet

— Der Fund eines Oberkieferbruchstückes von Sinanthropus pekinensis mit 6 abgekauten Zähnen (anscheinend weibl.) erlaubte *F. Weidenreich*, zusammen mit anderen Bruchstücken von z. T. anscheinend männl. Schädeln die *Rekonstruktion eines Sinanthropusschädels* mit der Kalotte II von Loc. L, an dessen Gesichtsskelett nur ein kleiner Teil der Maxilla, sowie der Jochbogen zwischen seinen Ursprüngen kein Vorbild in einem Fundstück hat. Die von männl. Exemplaren stammenden Teile wurden in ihrer Größe reduziert, so daß die mit Hilfe der Bildhauerin *Swan* angefertigte Rekonstruktion den Typus eines weiblichen Sinanthropus vorgerückten Alters darstellt. (Vgl. Nature CXL, 1010—1111, 1937.)

H. Grimm, Breslau.

— Am 21. April 1938 brach eine *Deutsche Tibetexpedition* unter Leitung von Dr. *Ernst Schäfer*, die unter der Schirmherrschaft des Reichsführers SS steht, auf, um im östlichen Himalaja anthropologische, völkerkundliche, geographische und zoologische Studien durchzuführen. Die Forschungsreise soll 1½—2 Jahre dauern.

Deutschland

— Durch Gesetz vom 12. April 1938 wurde das deutsche Familienrecht durch Bestimmungen ergänzt, die die *Klarstellung der Abstammung eines Kindes* zum Ziele haben. Danach kann die Ehelichkeit nunmehr nach Ablauf der bisherigen Jahresfrist, und zwar auch vom Staatsanwalt angefochten werden. Etwa notwendige erbbiologische Untersuchungen einschließlich Blutprobe müssen in Zukunft von Parteien und Zeugen geduldet werden.

— Das Gesundheitsamt der Stadt Münster hat zur Unterstützung der Zwillingsforschung *Stammbücher für Zwillinge* hergestellt, die den Müttern zu Eintragungen über die körperliche und geistige Entwicklung der Kinder übergeben werden.

— In Braunschweig wird ein *neues naturwissenschaftliches Museum* eingerichtet, dessen Hauptabteilungen Abstammungslehre, Rassenkunde, Rassengeschichte, Erblehre und Bevölkerungspolitik behandeln sollen.

— Anläßlich des 40jährigen Bestehens des Instituts für Kulturmorphologie und des 65. Geburtstags von Geheimrat Prof. *Frobenius* wurde am 29. Juni 1938 in Frankfurt a. M. eine *„Deutsche kulturforschende Gesellschaft"* gegründet.

— Tagungen: 15.—18. Sept. 1938 in München 1. Tagung der *Deutschen Gesellschaft für Rassenforschung* (früher Deutsche Gesellschaft für physische Anthropologie). — 18.—21. Sept. in Stuttgart Tagung der *Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte.* — 15.—17. Sept. in Würzburg Tagung der *Deutschen Gesellschaft für Vererbungswissenschaft.* — 24.—27. August in Leipzig 46. Tagung der *Anatomischen Gesellschaft.* — 22.—24. Sept. in Bonn *I. Internationale Tagung für gerichtliche und soziale Medizin.*

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.

— Ernannt: Dr. *W. Groß*, Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP, zum Honorarprofessor an der Universität Berlin, an der er seit 1935 einen Lehrauftrag hat. — Dr. *Joh. v. Leers* zum a. o. Professor für Rassengeschichte an der Universität Jena. — San.-Rat Dr. med. et phil. *Georg Buschan* zum Ehrenmitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. — Prof. Dr. *Carl Troll*, Berlin, zum ord. Professor für Geographie und Direktor des Geographischen Instituts an der Universität Bonn.

— Berufen: Der o. Prof. für Psychologie und Pädagogik, Dr. *G. Pfahler*, Gießen, an die Universität Göttingen.

Gestorben: Am 27. Nov. 1937 in Tübingen Sanitätsrat Dr. *Wilhelm Weinberg*, bekannt durch Arbeiten aus dem Gebiet der Rassenhygiene und Medizinalstatistik („Weinbergsche Geschwistermethode"). — Am 21. Febr. in Völkershausen (Rhön) Dr. med. *Adolf Greeff*. Er hinterläßt eine fast 2000 Stücke umfassende Sammlung von Gipsabgüssen von Köpfen und Händen. — Am 8. Juni 1938 in Berlin Prof. Dr. *Konrad Theodor Preuß*, ehemaliger Direktor am Staatl. Museum für Völkerkunde in Berlin.

Frankreich

— Die *Sahara-Kamerun-Expedition* unter Leitung von *Marcel Griaule* ist im Oktober 1937 nach 15monatiger Arbeit zurückgekehrt. Die Ausbeute ist vor allem ethnologischer, geographischer und linguistischer Natur. Im Gebiet des Sao, der Vorfahren der heutigen Kotoko — sagenhafter Riesen, die aus Osten in das Gebiet des Schari eingewandert sein sollen, — wurden umfangreiche Ausgrabungen vorgenommen. U. a. wurden Bronzegegenstände gefunden, die auf Beziehungen zu Nordostafrika hinzuweisen scheinen.

— Der Bd. VII S. 319 genannte *jungpaläolithische Menschenfund von Grand Brassac* ist mit dem Bd. VII S. 207 beschriebenen von Rochereuil identisch (Rochereuil gehört zur Gemeinde von Grand Brassac).

Seit April 1937 gibt die Société des Océanistes eine Zeitschrift heraus (Bulletin de la Soc. des Oc.), deren erster Band auch die Anthropologie berücksichtigt.

Großbritannien

— Das Royal Anthropological Institute ernannte seinerzeit eine Kommission zur Untersuchung des Fundes von Swanscombe (vgl. Z. Rassenk. III, 222 und VI, 127). Nicht die Meinung dieser Kommission, sondern des Finders persönliche Feststellungen werden jetzt im J. Royal Anthrop. Inst. Great Britain and Ireland LXII, 339—406, 1937 veröffentlicht. Lage der Knochen und der Begleitfunde (Steinwerkzeuge), Schichtenfolge (mittlere Kiese der Hundertfußterrasse der Themse) usw. sind mit aller wünschenswerten Sicherheit festgelegt ("a precision which has never yet been associated with any discovery of palaeolithical human remains"). Es handelt sich danach bestimmt um einen Vorneanderthaler, der, wie der Piltdownfund und der Schädel von Steinheim, eine merkwürdige Mischung primitiver und modern menschlicher Züge zeigt. Die Kapazität ist (nach einem Gehirnausguß bestimmt) 1065 ccm. Verf. vermutet auch Beziehungen zum Unterkiefer von Mauer und möchte den Befund, daß Swanscombe in mancher Hinsicht primitiver erscheint als Piltdown, zu einer Datierung des letzteren verwenden.

H. Grimm, Breslau.

— Professor *V. Gordon Childe* has been appointed President of the Anthropological section of the British Association for 1938.

— The joint *expedition of the British Museum and the British School of Archaeology* in Iraq has left England for their fourth season's work at Tal Brak in Northeast Syria.

— Deaths: Dr. *Gilbert Slater* on March 8 th. 1938, aged 73. (Some South Indian Villages 1917. — The Dravidian Element in Indian Culture, 1923.) — Mr. *Melville Hilton Simpson* on March 17 th. 1938, aged 57. (Among the Hill Folk of Algeria, Arab Medicine and Surgery).

E. Davies, Manchester.

— Die Britische Psychologische Gesellschaft gründete einen *Ausschuß für Psychometrie des Menschen* (Committee on Human Mental Measurements) unter Vorsitz von Prof. *C. Spearman*, der zugleich dem internationalen Verband der eugenischen Organisationen angeschlossen ist.

— Man nimmt in Kreisen englischer Rassenhygieniker an, daß ein Teil einer für die Universität Oxford gemachten Stiftung dazu verwendet werden wird, einen *Lehrstuhl für menschliche Vererbungswissenschaften* zu errichten.

— Nach Beschluß des Internationalen Komitees soll der *7. Internationale Genetikerkongreß* im Jahre 1939, und zwar wahrscheinlich vom 23.—30. August in Edinburgh stattfinden (Generalsekretär: Prof. *F. A. E. Crew*, Institute of Animal Genetics, University of Edinburgh, Edinburgh 9).

Italien

— In *Gimma* (Italienisch-Ostafrika) gründete die Gesundheitsverwaltung ein Ambulatorium, das besonders *rassenhygienischen Aufgaben* gewidmet sein soll.

— Durch Regierungsverfügung wurde eine allgemeine *Zählung der Eingeborenenbevölkerung in Libyen angeordnet*. Es wurde ferner verfügt, daß auch die Eingeborenen Familiennamen annehmen müssen.

— In der Gegend von Aksum (Italienisch-Ostafrika) führte eine Arbeitsgemeinschaft italienischer Studenten anthropologische, ethnologische und archäologische Untersuchungen durch. L. Cipriani, Florenz.

— Eine deutsche Abordnung von Sachverständigen für Rassen- und Bevölkerungspolitik unter Führung von Dr. *Groß*, Leiter des Rassenpolitischen Amtes, besuchte Italien, um die bevölkerungspolitischen Maßnahmen der Regierung zu studieren.

— Prof. Dr. *Schmieder* und Dozent Dr. *Wilhelmy*, Kiel, traten eine *Forschungsreise nach Libyen* zum Studium der Besiedlung und Bevölkerung dieser italienischen Kolonie an.

Die Schriftleitung des „Archivio di Antropologia criminale, psichiatria e Medicina legale" wurde mit dem laufenden Jahr von Prof. *L. Lattes*, Mailand, übernommen.

Jugoslawien

— Im März wurde in der Nähe von Kamnik am Fuße der Kamniker Alpen ein unvollständiges Mammutskelett geborgen. In der „Mammutschicht" fand sich auch ein Mikrolit, ein Messerchen, welches offenbar dem Olševaén (also Aurignacien) angehört. Aus der Lage der Knochenreste schließt *Brodar*, daß es sich bei diesem Fund um die Reste einer Mahlzeit handelt. Etwa einen Meter über der „Mammutschicht" wurde eine große Herdstelle entdeckt, die offenbar postglazial war. Die Bergungsarbeiten leitete der Kustos des Banatmuseums, Dr. *F. Kos*. B. Škerlj, Ljubljana (Laibach).

— Vom 3.—11. Sept. 1938 findet der XI. Internationale Kongreß für Geschichte der Medizin in Jugoslawien statt. Er beginnt in Zagreb, führt dann über Belgrad und Sarajewo nach Dubrovnik (Ragusa) und endet in Split (Spalato). (Generalsekretär: Prof. *M. Bazala*, Zagreb, Vlachke Ul. 95.)

Niederlande

— Die Niederländische Eugenische Gesellschaft schrieb eine Preisarbeit über „Die Bedeutung von Verwandtenehen für die Nachkommenschaft" aus (Einsendungsfrist: 1. Jan. 1939; zugelassene Sprachen: Deutsch, Französisch, Englisch, Niederländisch; Preis 150 Gulden).

— Seit November 1937 erscheint eine neue Vierteljahrsschrift „Bulletin of the Colonial Institute of Amsterdam", herausgegeben von *J. Th. Moll*, in englischer und holländischer Sprache.

— Das Kriminologische Institut in Utrecht veranstaltete im Februar und März 1938 eine Vortragsreihe über Sterilisation und Kastration.

Schweiz

— An der Baseler Psychiatrischen Klinik wurde eine *Abteilung für Erbforschung* eingerichtet.

— Vom 7.—13. Aug. 1938 findet in Zürich der *V. Internationale Zellforscherkongreß* statt. Hauptthemen sind u. a.: „Struktur der Chromosomen" und „Mechanismus der Mitose".

— Vom 14.—18. August 1938 findet in Zürich der *XVI. Internationale Physiologenkongreß* statt. (Generalsekretär: Prof. Dr. E. Rothlin, Basel, Sonnenweg 6.)

— Dr. *Alfred Schmidt* erhielt die venia legendi für Geschichte der Medizin an der Universität Bern.

— Ernannt: Priv.-Doz. Dr. *E. Hanhart*, Zürich, in Anerkennung seiner Arbeiten über die Vererbung beim Menschen zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher in Halle.

Tschechoslowakei

Der Minister für öffentliches Gesundheitswesen gründete einen *Beirat für Bevölkerungsfragen*.

Gestorben: Am 20. Jan. 1938 im Alter von 56 Jahren der Professor für Geographie an der Deutschen Universität Prag, Dr. *Bernhard Brandt*. — Am 3. Aug. 1937 in Prag Prof. Dr. *J. Woldrich*, Direktor der Tschechoslowakischen geologischen Staatsanstalt.



Zeitschrift für Rassenkunde
und die gesamte Forschung am Menschen

Unter Mitwirkung von

B. Adachi, Kyoto; R. Biasutti, Florenz; H. Böker, Jena; F. Burgdörfer, Berlin; V. Christian, Wien; J. Czekanowski, Lemberg; Ch. B. Davenport, Washington; T. F. Dreyer, Bloemfontein; H. von Eggeling, Berlin; H. J. Fleure, Manchester; Hans F. K. Günther, Berlin; G. Heberer, Tübingen; J. Imbelloni, Buenos Aires; Fritz Kern, Bonn; J. P. Kleiweg de Zwaan, Amsterdam; N. Krebs, Berlin; W. Krickeberg, Berlin; J. Kumaris, Athen; P. de Lima, Porto; H. Lundborg, Upsala; F. Sarasin, Basel; B. Škerlj, Ljubljana; E. Speiser, Basel; Griffith Taylor, Toronto; R. Thurnwald, Berlin; H. Vallois, Toulouse; O. Frh. v. Verschuer, Frankfurt/Main; E. Wahle, Heidelberg; H. Weinert, Kiel; J. Weninger, Wien; D. Westermann, Berlin; Ch. Ch. Yöng, Kanton

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT
Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 35 Abbildungen und 16 Tabellen



1938
FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften
Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 13. September 1938

JAHRGANG 1938 8. BAND 2. HEFT

Jahrgang 1938, Bd. VIII, Heft 2

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

II. Neues Schrifttum

III. Nachrichten

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Dr. Freiherr v. Eickstedt)

Blutdruck, Konstitution und Rasse*)

Von

F. Teuber

Mit 7 Abbildungen

Da Anthropologie die Wissenschaft von den gruppenhaften Verschiedenheiten der Menschen ist, steht selbstverständlich das Gestaltliche, Körperliche im Vordergrund des Interesses. Es galt sogar lange Zeit als einziges Arbeitsgebiet der Anthropologie[1]). Aber es ist nicht minder selbstverständlich, daß mit dem Gestaltlichen allein noch nicht der lebende Mensch, sondern gewissermaßen nur Äußeres, Corpus, Leichnam erfaßt wird. So gehört in die ganzheitliche und wirklich sinngemäße Anthropologie das Funktionelle mit hinein, mag es ererbt oder durch die wechselnden biochemischen Einflüsse von Lebenslauf und Lebensumwelt auf diesen erbgegebenen Reaktionsmechanismus bestimmt sein[2]). Bewußt nimmt daher die neuere Anthropologie sich des ganzen lebenden Menschen an und erkennt und erforscht die Inverwobenheit des Körperbaus mit seinen funktionellen und seelischen Lebensäußerungen.

Die ganzheitliche Anthropologie als Nachbar- und Hilfswissenschaft der Medizin hat sich damit von der atomistischen Denkweise vergangener Zeiten losgesagt und der allgemeinen Richtung neuzeitlicher Bestrebungen folgend, zur Ganzheitsschau[3]) hingewandt. Insbesondere aber obliegt ihr — im wesentlichen eine vergleichende Gruppenwissenschaft — das Studium der Menschenrassen mit ihren körperbaulichen, physiologischen und psychologischen Verschiedenheiten. Rassenmorphologie, Rassenphysiologie und Rassenpsychologie sind demnach innig miteinander verflochten; doch ist die rein morphologische Betrachtungsweise und erscheinungsbildliche Bestimmung des Individuums und der Rasse als exakte Grundlage für die physiologische und psychologische Untersuchung von ausschlaggebender Bedeutung.

Je exakter und statistisch faßbarer aber die Methodik der erscheinungsbildlichen Rassenbestimmung ist, um so wertvoller sind rassenphysiologische und rassenpsychologische Untersuchungsergebnisse, weil sie über den Rahmen allgemein gruppenkundlichen Interesses hinaus schärfere typologische Vergleiche

---

*) Dissertation, Med. Fakultät, Breslau 1938.

[1]) Martin, R.: Lehrbuch der Anthropologie, Bd. I, 1928, vgl. S. 1.

[2]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. I. Die Forschung am Menschen. 2. Aufl. 1. Lfg., 128 S., Stuttgart 1938, vgl. S. 35 ff.

[3]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Grundlagen der Rassenpsychologie, 164 S. Stuttgart 1936, vgl. S. 4.
Ders.: Ganzheitsanthropologie. Z. Rassenk. III, 1—10, 1936. Vgl. S. 7.

erlauben. Wenn daher rassenphysiologische Arbeiten der Vergangenheit Untersuchungsergebnisse von beispielsweise „Japanern“, „Indern“ und „Chinesen“ mitteilen, ohne daß eine Rassenbestimmung mit Messen und Beobachten die Chinesen als Sinide oder Palämongolide kennzeichnet, dann haben diese Arbeiten wohl ein allgemeines gruppenkundliches Interesse, aber keinen vergleichenden typologischen Wert.

Auf diesen legt aber die vorliegende Arbeit besonderes Gewicht. Sie stellt die Fragen: Bestehen zwischen Konstitutionstypus und Blutkreislauf, Rasse und Blutkreislauf greifbare Beziehungen? — Es sei versucht, dies teils mit dem Material der rassenphysiologischen Literatur, teils mit den Ergebnissen der eigenen Kreislaufuntersuchungen im Kreise Neumarkt (Schlesien) zu beantworten.

Konstitution und Rasse

Man darf natürlich nicht ohne weiteres den Körperbautypus, eine morphologische Größe, mit der Konstitution gleichsetzen. Während zwar das gestaltliche Erscheinungsbild eines Menschen eine schematische Eingliederung in die Typologie Kretschmers oft zuläßt, hat doch jeder Mensch eine andere ererbte Körperverfassung mit ihrer gesamten psychischen wie physischen Reaktionslage[4]). Zwar ist die Konstitution („= Zusammensetzung, worin schon sprachlich das primär Gegebene liegt“)[5]) genotypisch bedingt, aber ihre Reaktionslagen, eine Vielheit von Funktionen, sind keineswegs starr, so wenig wie das Leben selbst; wohl aber sind sie in jeweils bestimmte Richtungen verwiesen, in denen sie dann in mehr oder minder großer Breite schwanken können.

Wenngleich zwar nicht immer metrisch zu erfassen, treten doch innerhalb der Hominiden gewisse Konstitutionstypen heraus, die sich durch gemeinsame Reaktionsweise von anderen Menschen unterscheiden. Oder ist es nicht eine Tatsache, daß z. B. Haut und Schleimhaut als Vermittlungsorgan zwischen inneren Organsystemen und Umwelt dem aufmerksamen Beobachter tiefe Einblicke in innerkörperliche Verhältnisse erlauben? Man denke an die Beziehungen zwischen Neurofibromatosis Recklinghausen und Gehirntumoren, Prurigo diathesique de Besnier und Asthma bronchiale, Morbus Osler und Blasenblutungen, labiles Gefäßsystem — pigmentarme Haut — Urticaria. Es lassen sich also im rein Funktionellen schon Konstitutionstypen aufstellen, genau so wie im Gestaltlichen und Psychischen, doch kann die Erfassung nicht rein metrisch, sondern muß durch Beobachtung geschehen. Überdies hat sich durch Beobachtung wie Messen gezeigt, daß Menschen ähnlicher Körperbautypen oft ähnliche funktionelle Körperverfassungen aufweisen (leptosomer Typ und Empfänglichkeit für Tbc. u. a)[6]).

Und das ist wohl auch der Grund dafür, daß man eine asthenische Konsti-

---

[4]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 944 S., Stuttgart 1934, vgl. S. 28.

[5]) Bauer, J.: Konstitutionelle Disposition zu inneren Krankheiten. Berlin 1924, vgl. S. 5.

[6]) Neuer, I. und Feldweg, P.: Körperbau und Lungenphthise. Z. Konst. XIII, 88 bis 137, 1928.
Stefko, W.: Beitrag zur Frage nach der Konstitution der Tuberkulösen auf Grund der anatom.-anthropolog. Angaben. Ibid., 139—154.
Stiller: Die asthenischen Konstitutionskrankheiten, Stuttgart 1907.

tution — womit viel und gar nichts gesagt zu sein braucht — neben den asthenischen Körperbautypus stellte, und so in vager Weise Körperbautypus einfach mit Konstitution gleichsetzte. Körperbautypus und Konstitution sind weder gleich, noch gehen sie getrennt nebeneinander her; sie haben vielmehr innere Beziehungen wie etwa Form und Funktion. Darüber ist insbesondere im Zusammenhang mit Berufs- und Sporttypen schon viel geschrieben worden[7]).

Da aber Rassen „natürliche zoologische Formengruppen innerhalb der Hominiden" sind, „deren Angehörige eine mehr oder minder kennzeichnende Vereinigung von normalen erblichen Merkmalen der Gestalt und Verhaltensweise zeigen"[8]), müssen notwendigerweise auch zwischen Körperbautypus und Rasse Beziehungen bestehen. Treten doch im natürlichen Zusammenspiel aller Wachstum und Form bestimmenden Faktoren unter den Menschen neben einem häufigen, sozusagen den Durchschnitt einer Gruppe oder einer Rasse kennzeichnenden Mitteltypus polare Gegentypen auf, die trotzdem in körperlicher, wie funktionell seelischer Beziehung durchaus als normal anzusehen sind[9]). Erinnert sei an die stärksten körperbaulichen Gegensätze unter den Menschenrassen, an die Nilotiden einerseits, die Andiden und die Zwergwuchsrassen Afrikas andererseits. In allen drei Rassen gibt es Häufungen um einen Mitteltypus, der aber bei allen drei Rassen grundsätzlich verschieden aussieht. Man muß es daher als ganz abwegig bezeichnen, wenn auch nur Beziehungen zwischen Rasse und Körperbautypus bestritten werden (Weidenreich)[10]), genau so wie es sicher nicht richtig ist, wenn Mayerhofer[11]), Stern-Piper[12]) oder Sofer[13]) den Körperbautypus (Kretschmer) einfach mit Rasse gleichsetzen: Alpine und Pykniker, Dinarier und Athleten, Nordische und Astheniker. Nicht Gleichheit besteht, sondern Beziehungen[14]), insofern als bestimmte Körperbautypen gehäuft in den einzelnen Rassen vorkommen [Kretschmer[15]), v. Rohden[16]), v. Verschuer[17]) und Rösler[18])].

---

[7]) Brezina, E. und Lebzelter, V.: Über Habitus und Rassenzugehörigkeit von Wiener Schmieden und Schriftsetzern. Z. Konst. XIII, 1—41, 1928.
Bach, F.: Proportionsstudien an Sport treibenden Männern und Frauen mit besonderer Berücksichtigung der Körpergröße. Z. Konst. XIII, 219—240, 1928.
Ders.: Leitfaden zu anthropometrischen Sportuntersuchungen und deren statistische Auswertung. 103 S. München 1930, vgl. S. 80.
Roth-Lutra, K. H.: Körperbaustudien an Amateurradrennfahrern. Z. Konst XIII, 619—653, 1928.

[8]) v. Eickstedt, E. Frhr.: zit. Anm. 2. Vgl. S. 40.

[9]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenphysiologie (im Manuskript).

[10]) Weidenreich, F.: Rasse und Körperbau. 187 S., Springer, Berlin 1927, vgl. S. 8, 62.

[11]) Mayerhofer, E.: Die Menschenrassen (Günther), verglichen mit den Menschentypen (Sigaud). Z. ges. Anat. XIII, 252—259, 1927.

[12]) Stern-Piper, L.: Konstitution und Rasse. Z. ges. Neurol. Psychiat. LXXXVI, 265—275, 1923.

[13]) Sofer, L.: Beiträge zur Rassenphysiologie und Rassenpathologie. Pol. Anthrop. Rev. VIII, 337—344, 1909.

[14]) zit. Anm. 9.

[15]) Kretschmer, E.: Konstitution und Rasse. Z. Rassenk. IV, 87—88, 1936.

[16]) v. Rohden, F.: Über die Beziehung zwischen Konstitution und Rasse beim Menschen. Z. ges. Neurol. Psychiat. IIC, 255, 1929.

[17]) v. Verschuer, O. Frhr.: Zur Frage Körperbau und Rasse. Z. Konst. XI, 754—761, 1925.
Ders.: Ein Beitrag zur Frage: Konstitution und Rasse sowie zur Konstitutions- und Rassengeographie Deutschlands. Arch. Rass. Ges. Biol. XX, 16, 1928.

[18]) Rösler, C.: Ein Beitrag zur Frage: Zusammenhänge zwischen Rasse und Konstitutionstypen. Z. ges. Neurol. Psychiat. XCV, 108, 1925.

Wenn wir gar von den europäischen Rassen absehen, lassen sich die Körperbautypen der übrigen Rassen oft nicht ungezwungen, wenn überhaupt, in die Typologie Kretschmers einreihen[19]). Haben wir doch schon in Europa Schwierigkeiten, wenn wir sagen, daß in der alpin-osteuropid-fälischen Reihe Häufungen stärkerer bis schwächerer Brachytypen zu erkennen sind; denn unter ihnen verstehen wir sowohl die Pykniker, als auch die Grobknochig-Breitgebauten und die breiten Athleten. Mit dem Wort Brachytypus ist nur eine flüchtige Eingliederung geschehen, denn der Brachytypus der alpinen Rasse ist ein anderer als der Brachytypus etwa der Osteuropiden oder der Andiden. Natürlich überdecken sich in einer rassengemischten Bevölkerung, wie wir sie in Deutschland haben, Rasse und Körperbautypus vielfach, denn wir können oft nicht sagen, ob die leicht pyknische Anlage bei einem sonst rein nordischen Individuum Einschlag einer Brachy-Rasse oder Körperbauvariante hormonalen Ursprungs ist. Etwas klarer aber sehen wir bei den Nilotiden und den Ituri-Pygmäen. Wenn nämlich hypophysärer Zwergwuchs und Gigantismus auf einer Unter- bzw. Überproduktion von Evansschem Wachstumshormon beruhen, sei es infolge Tbc. oder eosinophilem Adenom des Vorderlappens, kann man mit Recht daraus schließen, daß normale Proportionen und normales Längenwachstum eine normale innersekretorische Abstimmung voraussetzen[20]). Da schließlich die Ebene des „Normalen" bei den grundlegenden Körperbautypen verschieden liegt, was wie für das Individuum wie für die Rasse[21]) Geltung haben muß, haben die Nilotiden[22]) eben in ihrer Konstitution eine andere innersekretorische Abstimmung als die extremen Brachytypen der andiden Rasse[23]) in Amerika und die Zwergwuchsrassen[24]) in Afrika, und das im Rahmen des Gesunden und Normalen. Man könnte daher ganz im Gegensatz zu Weidenreich die Zuteilung eines Individuums zu einer bestimmten Rasse auf Grund seines Körperbaus, besonders wenn es sich um eine wenig vermischte Gruppe handelt, durchaus für möglich halten. Die Beziehungen zwischen Körperbautypus und Rassen muß man bei den Nilotiden und den Ituri-Pygmäen als sehr enge bezeichnen, ja diese Gruppen können geradezu als Schulbeispiele für die Offensichtlichkeit dieser Beziehungen gelten.

Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß es sich dabei nicht nur um den Körperbau als solchen handelt, sondern auch um funktionelle und konstitutionelle Unterschiede. Diese sind aber naturgemäß erheblich schwerer faßbar als die äußere Körpergestalt, um so mehr als sie nur zum Teil der metrischen und statistischen Analyse zugänglich sind. Ein genau meßbarer Ausdruck eines vielfältigen nervösen, physikalischen und mechanischen Zusammenspiels ist z. B. der Blutdruck. Die Frage, ob auch er bestimmte Beziehungen zu Körperbau, Konstitution und Rasse aufweist, ist daher von besonderem gruppenphysiologischem Interesse.

---

[19]) Lebzelter, V.: Konstitution und Rasse. In Brugsch-Lewy: Die Biologie der Person I, 749—858, 1926.
[20]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenphysiologie (im Manuskript).
[21]) Suk, V.: Gedanken zu einer Pathologie der menschlichen Rassengruppen. Z. Rassenk. I, 113—126, 1935.
Schottky, J.: Rasse und Krankheit. 440 S., Berlin 1936.
[22]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 944 S., Stuttgart 1934, vgl. S. 502.
[23]) Ibid. S. 722.
[24]) Ibid. S. 544.

Konstitution und Blutdruck

Es gibt Menschen, die ihre Körpertemperatur auf 36,2—36,8 und solche, die sie auf 36,3—37,3 oder 36,8—37,8 einstellen und untereinander Unterschiede in der Pulsfrequenz von 40—80 Schlägen pro Minute in vollkommener Ruhe und Gesundheit zeigen. Manche machen 10 Atemzüge in der Minute, andere 20; und bei dem einen beträgt die alveoläre CO_2-Spannung 32 mm Hg, bei dem anderen 42 mm Hg. Schließlich hat der eine meist enge Pupillen und der andere meist weite. So ist es auch mit dem Blutdruck, der als erbliche Anlage zentral gesteuert wird[25]). Nach v. Buday[26]), Allan[27]), Weitz[28]) scheint für den hohen und niedrigen Blutdruck eine dominante Vererbung zu bestehen, wobei die Gleichgeschlechtlichkeit zwischen Eltern und Kind die phänotypische Ähnlichkeit erhöht (v. Buday). Der Blutdruck ist neben seiner hereditären zentrogenen Abhängigkeit auch erblich hämatogen bedingt und erscheint gemessen als „die Resultierende aus einer ganzen Fülle nervöser und humoraler Faktoren (innere Sekretion, Kalzium-Cholesterinstoffwechsel)", letztlich eben als Ausdruck einer bestimmten physiologischen und psychischen Reaktionslage, die bei den verschiedenen Konstitutionen und, weiter gegriffen, den Körperbautypen eine verschiedene Gesundheitsnorm aufweist. Und das muß in gleicher Weise auch für die Rasse gelten.

Münzers[29]) Verdienst ist es, in der Diskussion „Konstitution und Kreislauf" auf die Beziehung konstitutioneller Hypotension zum Status thymolymphaticus aufmerksam gemacht zu haben, besonders auf ihr Vorkommen bei der Pubertätsalbuminurie (Matthes)[30]), sowie auf das häufige Zusammentreffen von Hypotension und Lymphozytose. Auch Stoerk[31]) erkannte die Zusammenhänge zwischen Hypotonie und Lymphatismus. Münzer nahm eine Schwäche des chromaffinen Systems an und stützte seine Anschauungen damit, daß solche Individuen Narkose meist schlecht vertragen, was auf Grund der Schur-Wieselschen[32]) Befunde über den Verbrauch der chromaffinen Substanz während der Narkose gut verständlich wäre. Wenn aber Minderwertigkeit des chromaffinen Systems Hypotonie im Gefolge hat, und damit z. B. auch die Hypotonie der Hindus und Cadburys Studenten (s. unten) auf eine minderwertige Funktion des Nebennierenapparates zurückzuführen sein würde, so müßte diese Unterfunktion dort im Rahmen der Konstitution als normal angesehen werden müssen, wie etwa die Überproduktion von Evansschem Wachstumshormon bei den Nilotiden.

Da sich die einzelnen Rassen in körperbaulicher wie physiologischer und psychologischer Hinsicht bisweilen ganz beträchtlich voneinander unterscheiden, verwundert es keineswegs, daß sich die Anthropologie seit langem

[25]) Durig, Über Blutdruck und Blutdruckmessung. Wien. med. Wschr. Nr. 1, 6; Nr. 3, 113, 1932.
[26]) v. Buday, L.: Zur Vererbung des Blutdrucks. Dtsch. med. Wschr. Nr. 10, 1936.
[27]) Allan: Arch Int. Med. LII, 944, 1933.
[28]) Weitz, W.: Zur Ätiologie der genuinen oder vaskulären Hypotension. Z. klin. Med. IVC, 151—181, 1923.
[29]) Münzer, E.: Wien. klin. Wschr. Nr. 38, 1341, 1910.
[30]) Matthes, M.: Notiz über das Verhalten des Blutdrucks bei der Pubertätsalbuminurie. Dtsch. Arch. klin. Med. LXXXII, 605, 1905.
[31]) Stoerk, E.: Zur Klinik des Lymphatismus. Berlin-Wien 1913, vgl. S. 28.
[32]) Schur, H. und Wiesel, J.: Wien. klin. Wschr. VIII, 247, 1908.

mit dieser Frage beschäftigt und besonders Pulsfrequenz und Blutdruck als leicht bestimmbare Größen untersucht hat.

Rasse und Blutkreislauf

Seit etwa 30 Jahren sind die verschiedensten Arbeiten erschienen, die das Thema Blutkreislauf und Rasse mehr oder weniger deutlich zum Gegenstand haben. Leider sind exakte Rassenbestimmungen nicht durchgeführt worden, weil das Material oft ganz zufällig, beispielsweise bei einer militärischen Musterung zusammengesucht und nicht in Zusammenarbeit von Anthropologen und Medizinern gewonnen wurde. Bei Kreislaufuntersuchungen von Amerikanern, Indern und Chinesen sind wir schon dankbar, wenn wir erfahren, ob die Untersuchung z. B. in Süd-, Zentral- oder Nordchina vorgenommen wurde. Wenn daher Hrdlička[33]) seine Indianer, die er sowohl medizinisch untersucht, wie auch anthropologisch gemessen hat, nach Stämmen geordnet aufführt, dann ist mit dieser Arbeit, die in der Frühzeit der Rassenphysiologie entstand (1908), wenigstens ein Hinweis für die moderne Rassenphysiologie gegeben.

Während „Weiße" zwischen 20 und 60 Jahren eine Pulsfrequenz von 70—75 pro Minute[34]) beim männlichen Geschlecht und etwa 75—80 Schläge beim weiblichen Geschlecht aufweisen, fand Hrdlička bei den männlichen Indianern, die sitzend untersucht wurden, Pulswerte von 57—67 (Variationsbreite 44—78) und bei den Frauen von 62—73 (Variationsbreite 51—78). Der Herzschlag ist demnach bei diesen Indianern deutlich langsamer als bei den Weißen. Jedoch fand er die niedrigsten Mittel bei den Kleinwuchsstämmen, ganz im Gegensatz zu Hoebers Darstellung, die aber für die Ituri-Pygmäen zu Recht besteht. Die 36 größten Individuen der Pimas, Apachen, Navahos, Papagos und Zuñis haben eine durchschnittliche Körperhöhe von 173 cm und eine Pulszahl von 63 Schlägen, die 36 kleinsten bei einer durchschnittlichen Körperhöhe von 161,4 cm eine Pulsfrequenz von 58,4. Was das Alter anbetrifft, so haben 5 Stämme eine größere Pulszahl in der Jugend, 3 Stämme aber im Alter, ganz im Gegensatz zu den Verhältnissen bei uns.

Die von einzelnen Autoren mitgeteilten Pulswerte einiger Menschengruppen sind in Tab. 1 zusammengefaßt und auf Abb. 1 dargestellt.

Ganz ohne Zweifel liegen den Unterschieden der Pulsfrequenzen wie auch dem Verlauf der Pulskurve während des Lebens rassische Besonderheiten zugrunde. Mit 52 Pulsschlägen pro Minute zeigen die Mayas (7) bei einer durchschnittlichen Körperhöhe von 156 cm die niedrigste Pulsfrequenz der Tab. 1. Auch die 36 kleinsten Indianer Hrdličkas mit 161,4 cm Körperhöhe haben nur 58,4 Pulsschläge, während die Ituri-Pygmäen (14) — deren Grundumsatz übrigens um 5,2% höher liegt als bei Weißen gemeinhin — eine erstaunlich hohe Pulsfrequenz aufweisen; man könnte an somatischen Infantilismus

[33]) Hrdlička, A.: Physiological and Medical Observations among the Indians of Southwestern United States and Northern Mexico. 428 S. Bureau of American Ethnology, Washington 1908, vgl. S. 138—141.

[34]) Hoeber, R.: Lehrbuch der Physiologie. 599 S. Berlin 1934, vgl. S. 150—152.
Landois-Rosemann: Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 1935.
Deniker, J.: Les races et les peuples de la Terre, Paris 1926, S. 130.
Ranke, J.: Der Mensch I. 1894, vgl. S. 234.

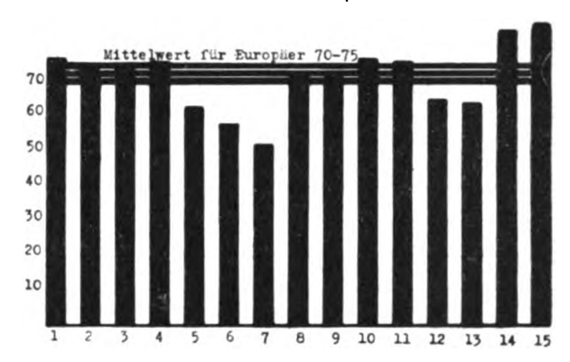


Abb. 1. Die Pulsfrequenz bei verschiedenen Bevölkerungsgruppen

(Vgl. Tab. 1)

Tab. 1. Pulsfrequenzen einiger Menschengruppen

Land und Gruppe	Berichtet von	Anzahl	Pulsfrequenzen männlich	Pulsfrequenzen weiblich
1. Mulatten	Gould[35])	708	77	—
2. Vollblutneger	Gould	1503	74	—
3. Weiße Soldaten	Gould	8284	74,84	—
4. Indianer	Gould	503	76,31	—
Indianer	Hrdlicka[36])		57—67	63—73
5. die 36 größten Individuen (Mw. 175 cm)			63!	
6. die 36 kleinsten Individuen (Mw. 161,4 cm)			58,4!	
7. Maya-Indianer (Süd-Mexiko) Kh. Mw. 156 cm	F. G. Benedikt[37])	30	52!	
8. Feuerländer[38])			72	
9. Tarantschi (Chines. Turkestan[39])			72,9	
10. Kirgisen[39])			77,7	
11. Fellachen			76	
12. Mongolen (Innere Mongolei[39])				
13. Japaner (20—21jährig)	Nagano[40])	2100	64,97	
			6 Uhr 18 Uhr	
„ (20jährig)	Yamamoto[41])		74,8 66,45	
„ (21 „)			66,9	
„ (22 „)			66,7	
„ (23 „)			65,5	
14. Ituri-Pygmäen	P. Nol de Leest[42])		85!	
„	Jadin[42])		75—85!	
15. Afrikaneger	P. Nol de Leest		86,9	
„ (15—19jährig)	Donnison[43])		68,71	
„ (20—24 „)		99	63,22	
„ (25—29 „)		100	63,57	
„ (30—34 „)		100	64,55	
„ (35—39 „)		115	66,46	
„ (40—44 „)		100	68,52	
„ (45—49 „)		93	69,17	
„ (50—54 „)		96	72,20	
„ (55—59 „)		100	70,73	
„ (60 und älter)		100	75,23	
Europäer (20—60jährig)	Ranke, Hoeber u. a.	97	70—75	

[35]) zit. n. Ranke, J.: Der Mensch I, 234. 1894.
[36]) Hrdlička, A.: zit. Anm. 33.
[37]) Steggerda, M. and Benedikt, F. G.: Basal Metabolism of Mayas in Yucatan. Amer. J. Physiol. C, 274—284, 1932.
[38]) zit. n. Flösser, O.: Rasse und Krankheit. Hrsg. J. Schottky 1937, S. 24.
[39]) Charkow, A. A.: Z. Rassenphysiol. VI, 82—96, 1933.
[40]) Nagano, K.: Gunidan Z. (Z. militärärztl. Ver. Nr. 47, 1913.) In Brugsch-Lewy: Biologie der Person II, 488. 1926.
[41]) Yamamoto, Chingai Izi Shiuppo Nr. 827, 1919. In Brugsch-Lewy: Biologie der Person II, 487. 1926.
[42]) Schebesta, P.: Physiologische Beobachtungen an den Ituri-Pygmäen. Z. Rassenk. V, 113—123, 1937.
[43]) Donnison, C. P.: Blood Pressure in the African Native. Lancet I, 6. 1929.

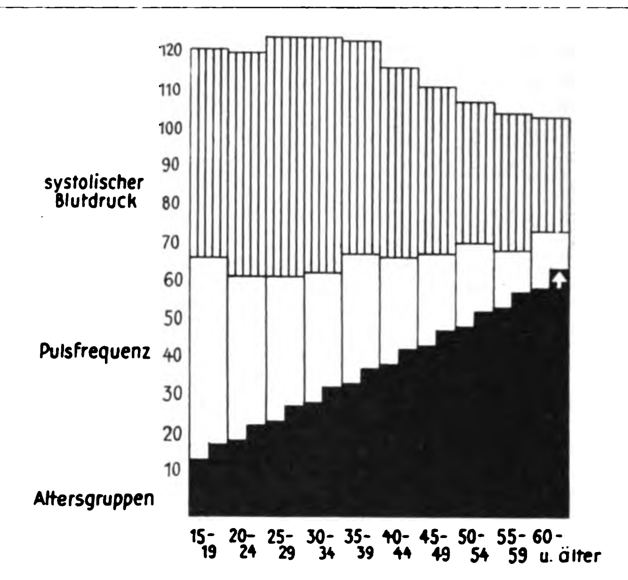


Abb. 2. Puls- und Blutdruckmittelwerte der Afrikaneger
(nach C. P. Donnisons)

denken. Blickfällig ist auch das Steigen der Pulsfrequenzen und das Fallen des Blutdrucks mit zunehmendem Alter bei den Negern Donnisons (Abb. 2). Bei uns dagegen wird, wie wir wissen, die Pulsfrequenz mit zunehmendem Alter kleiner und der Blutdruck höher.

Daß Hypertonie in China eine ungewöhnliche Erscheinung ist, berichten Foster[44]), Cadbury[45]), Cruickshank[46]) und Kilborn[47]) übereinstimmend. Im Honan-Yal-Hospital ist im Laufe von 4 Jahren unter 4000 Patienten nur ein essentieller Hochdruck diagnostiziert worden, während das Peter Bent Brigham Hospital in Boston unter 4940 Patienten 236 essentielle Hypertoniker aufweisen konnte. Von Indien liegt ein Bericht vor, nach dem die untersuchten Hindus einen durchschnittlichen systolischen Blutdruck von 100 mm Hg zeigen, die Europäer in Bengal aber einen Blutdruck von 115 bis 130 mm Hg. Musgrave und Sison[48]) fanden 1910, Concepcion und Bulatao[49]) 1916, daß der Blutdruck der Philippinen wesentlich niedriger sei als der Durchschnittswert von Amerikanern und Europäern, aber daß auch diese während ihres Aufenthaltes auf den Philippinen niedrigeren Blutdruck haben als in Europa oder Amerika. Das leugnet jedoch Chamberlain[50]):

[44]) Foster, J. A.: Blood Pressure of Foreigners in China. Arch. Int. Med. XL, 38—45, 1927.

[45]) Cadbury, W. W.: The Blood Pressure of Cantonese Students. China Med. J. XXXVII, 823, 1923.

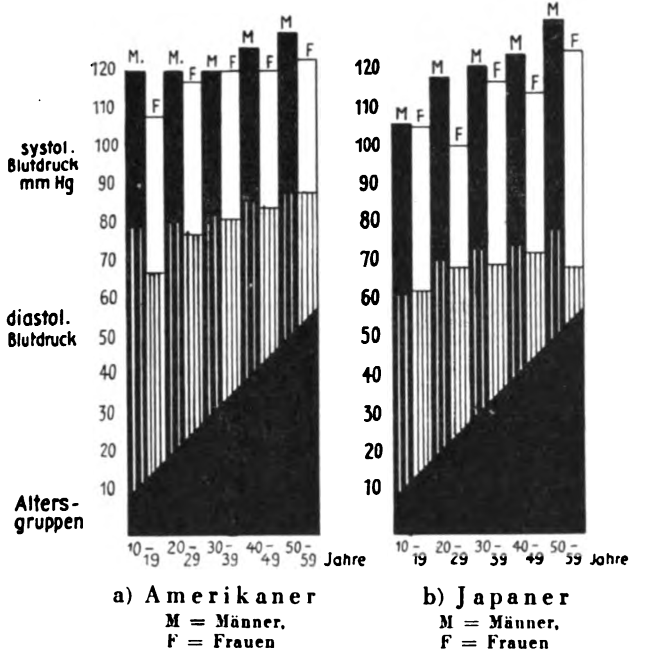
[46]) Cruickshank, E. W. H.: Physiological Standards in North China. China Med. J. XXXVII, 1, 1923.

[47]) Kilborn, L. G.: The Blood Pressure of Szechuenese Students. China Med. J. XL, 1, 1926.

[48]) Musgrave, W. E. and Sison, A. G.: Blood Pressure in the Tropics. Philipp. J. Sci. V, 325, 1910.

[49]) Concepcion, I. and Bulatao, E.: Blood Pressure of the Filipinos. Philipp. J. Sci. XI, 135, 1916.

[50]) Chamberlain, W. P.: A Study of the systolic Blood Pressure and the Pulse Rate of Healthy Adult Males in the Philippine. Philipp. J. Sci. VI, 467, 1911.



a) Amerikaner
M = Männer,
F = Frauen

b) Japaner
M = Männer,
F = Frauen

Abb. 3. Systolischer und diastolischer Blutdruck bei Amerikanern und Japanern
(nach Brugsch-Lewy: Biologie der Person, zit. Anm. 40)

„Der Blutdruck der Amerikaner, die sich auf den Philippinen niederlassen, unterscheidet sich nur wenig, wenn überhaupt, von dem Durchschnittswert, den sie in der Heimat hatten." Er fand den Mittelwert der Philipinen „practically identical" mit dem der Weißen. Letzteres mag stimmen, über das erstere sagt Tab. 2, die nach Foster, Tung[51]), Alvarez[52]) u. a. zusammengestellt wurde, allerdings etwas anderes aus. Nun muß man aber auch wissen, daß die Expedition Chamberlains nicht allein der Wissenschaft, sondern auch dem Kolonialminister der USA. dienen mußte.

Ein Studium der Tab. 2 „Blutdruckmittelwerte einiger untersuchter Menschengruppen" sagt mehr als viele Worte. Bemerkenswert ist neben der auffälligen Hypotonie in China (Cadburys Studenten), Indien (Hindus) und den Philippinen das bereits erwähnte rapide Fallen der Blutdruckwerte mit zunehmendem Alter bei den Negern Donnisons (Abb. 2), was ganz im Gegensatz zu den landläufigen europäischen Erfahrungen steht. Vergleicht man den mittleren Blutdruck erwachsener Japaner und Amerikaner (Abb. 3), dann ist festzustellen, daß der systolische Blutdruck bei den Japanern etwas niedriger, der diastolische Druck beträchtlich niedriger (— 10 mm Hg) liegt als bei den Amerikanern. Während ferner bei den Amerikanern geringe Geschlechtsunterschiede festzustellen sind, ergeben sich viel auffallendere Differenzen bei den Japanern (— 18 mm Hg).

---

[51]) Tung: Relative Hypotension of Foreigners in China. Arch. Int. Med. XL, 153, 1927.
[52]) Alvarez, W. C.: Blood Pressure in Fifteen Thousand University Freshmen. Arch. Int. Med. XXXII, 17, 1923.

Tab. 2. Blutdruckmittelwerte einiger Menschengruppen

Land und Gruppe	Untersucht von	Anzahl der Untersuchten	Alter	Systol. Blutdruck mm Hg	Diastol. Blutdruck mm Hg
Amerika					
Frauen	Alvarez	8934	16—40	117,3 ± 10,8	—
Männer	Alvarez	6000	16—40	128,0 ± 13,4	—
„	Woley (zit. nach Foster)	1000	—	127,5	—
Männer und Frauen	Symonds[53]), (zit. nach Brugsch)	141840	20—44	125,0	80—84
	(Mitglieder einer Lebensversicherung)		10—19	122,6	81,5
			20—29	122,9	82,3
			30—39	124,7	84,6
			40—49	128,4	88,5
			50—59	132,3	90,0
			über 60	136,9	93,7
Frauen			10—19	110,9	69,3
			20—29	119,9	79,5
			30—39	120,2	83,1
			40—49	124,7	86,3
			50—59	125,8	90,0
Japan					
Männer	zit. nach Brugsch (Mitglieder einer Lebensversicherung)	—	10—19	108,4	63,8
			20—29	120,8	72,9
			30—39	123,0	75,4
			40—49	126,7	76,8
			50—59	135,6	80,9
Frauen			10—19	107,6	64,8
			20—29	102,6	70,3
			30—39	119,1	71,9
			40—49	116,2	74,3
			50—59	127,0	70,0
Philippinen					
Philippinische Soldaten	Chamberlain (zit. S. 11)	386	15—40	115—116	—
Philippinische Bürger	Concepcion (zit. S. 11)	697	—	115,6	—
Amerikanische Soldaten	Chamberlain	1042	18—30	115	—
			über 30	118	—
Indien					
Hindus	McCay (zit. nach Cadbury, S. 11)	500	—	90—105	—
Europäer (Bengal)	McCay	—	—	115—130	—
China					
Studenten aus Kanton (Südchina)	Cadbury	700	15—30	101	65
Studenten aus Szechuan (Westchina)	Kilborn (zit. S. 11)	741	14—31	111	70
Studenten aus Hunan (Zentralchina)	Kao (zit. nach Foster, S. 11)	261	—	114,5	—
		63	21—25	116	71
Hunan	Kao	10	26—42	113	71
Erwachsene aus Hunan	Foster	278	—	111 ± 10,6	—
Ausländer aus Hunan	Foster	120	—	112 ± 14,7	—
Shaoshing (Ostchina)	Ying[51])	182	21—50	113	72
Afrika					
Neger aus Süd-Kävirondo	C. P. Donnison (zit. S. 10)	99	15—19	123,07	81,89
		100	20—24	122,76	79,99
		100	25—29	126,37	83,96
		115	30—34	126,05	84,73
		100	35—39	125,55	85,86
		93	40—44	118,32	81,29
		96	45—49	113,19	75,5
		100	50—54	109,79	74,09
		100	55—59	106,59	69,63
		97	über 60	105,76	66,98

Tab. 2. (Fortsetzung)

Land und Gruppe	Untersucht von	Anzahl der Untersuchten	Alter	Systol. Blutdruck mm Hg	Diastol. Blutdruck mm Hg
Engländer......	Dally, I. F., Halls (zit. nach Donnison)	—	15—19	123,0	80
			20—24	125,0	81
			25—29	126,0	82
			30—34	127,0	83
			35—39	128,0	84
			40—44	129,0	85
			45—49	131,0	86
			50—54	133,0	87
			55—59	135,0	88
			über 60	140,0	90

Brugsch sieht als Hauptursache für die relative Hypotonie der Japaner ihre geringere Körperhöhe und ihr leichteres Gewicht an. Doch haben auch die amerikanischen Soldaten, deren mittlere Körperhöhe zwar nicht angegeben ist, sicher aber viel höher liegt, auf den Philippinen einen viel niedrigeren Blutdruck als ihre Volksgenossen in Amerika. Weiterhin wissen Foster und Tung aus eigenen Untersuchungen, daß die in China lebenden Amerikaner dort einen viel niedrigeren Blutdruck haben, als er in USA. gemessen wurde (Tab. 3), nämlich etwa den gleichen wie die Eingeborenen.

Foster berichtet von einer Chinesin, die in Hawaii geboren, lange in USA. gewesen war und dort einen Blutdruck von 120 mm Hg hatte. In China fiel der Wert auf 115 mm und später auf 88 mm Hg. Mr. E. H. hatte 1923 in China einen Blutdruck von 116 mm Hg, im November desselben Jahres in USA. 140 mm Hg; im folgenden Jahre wieder in China nur 128 mm Hg. Mr. F. H. hatte in China 120 mm Hg, in Amerika 130 mm Hg, in China (Changsha) 108 mm Hg in den darauffolgenden 2 Jahren.

Viele Faktoren sind mit dem niederen Blutdruck sowohl der Amerikaner wie auch der Chinesen in China in Zusammenhang gebracht worden. Man dachte

1. an Schlankheit, leichteres Gewicht;
2. an die geringe körperliche Arbeit[55]) und die daraus resultierende Erschlaffung der Muskulatur;
3. an verschiedene hormonale Konstellationen rassischer Bedingtheit;
4. an die vorwiegend vegetarische Kost;
5. an das Klima;
6. an das stille, einfache Leben in China.

Cadbury möchte Punkt 1, 4 und 5 einige Bedeutung zumessen. Musgrave und Sison legen auf den Einfluß des Klimas den Hauptton. Vegetarische Kost kommt nach Fosters Ansicht für den niederen Blutdruck nicht in Frage, da sich die Ausländer (gemeint sind Amerikaner) nach China meist ihren gewohnten Speisezettel mitbrächten. Umgekehrt ist es auch nicht klar bewiesen, daß reichlicher Fleischgenuß den Blutdruck erhöht (Durig), wenn

[53]) Symonds, B.: Blood Pressure of Healthy Men and Women. J. Anthrop. Med. Assoc. LXXX, 232, 1923.
[54]) Ying: China Med. J. XL, 641, 1926.
[55]) Cannon, W. B.: Bodily Changes in Pain, Hunger, Fear und Rage. New York and London 1920. Vgl. S. 95.

Tab. 3. Blutdruckmittelwerte von Amerikanern in USA. und nach ihrer Auswanderung in China

Berichtet von	Anzahl	Blutdruck in USA.		Blutdruck in China		Differenz mm Hg
		Systol.	Diastol.	Systol.	Diastol.	
Foster	40	118	—	109 (Peking)	—	— 9
Foster	33	121	—	107,5 (Changsha)	—	— 14
Tung	58	118	76	109	65	— 9 — 11

Keine Änderung trat ein bei . . . 21 %
Blutdruck stieg bei . . . . 15 %
„ fiel bei . . . . 64 %

man auch weiß, daß der Verzicht auf Fleisch Hypertonikern Erleichterung verschafft. Übrigens essen die Eskimos bis zu 4 kg Fleisch am Tage und haben keinen Hochdruck. Von der Klimawirkung auf den Blutdruck ist bekannt, daß intensive Ultraviolettbestrahlungen den Vasomotorentonus der Splanchnikus- und peripheren Gefäße senken und starkes Schwitzen Viskosität und Oberflächenspannung des Blutes ändert.

Man könnte die relative Hypotension der Chinesen sehr wohl mit ihrem Körperbau in Zusammenhang bringen, und dazu neigt Foster. Ishioka[56]) nimmt dieselbe Ursache für die Japaner an. Auch sagt Durig[57]) wörtlich: „Pykniker neigen zu höheren Blutdruckwerten, Astheniker zu niedrigeren." Während er damit überhaupt Einflüsse von seiten der Rasse anerkennt[58]), lehnen Tung, ferner vor allem Foster, dem die Beziehungen zwischen Körperbautypus und Rasse recht zweifelhaft erscheinen, sowie Kilborn diese Erklärungsmöglichkeit rundweg ab. Tung und Kilborn denken an das ruhige Leben in China als alleinige Ursache. In dieses Trio fällt Otto Klineberg[59]) harmonisch ein, dessen ganzes Buch keine andere Tendenz zeigt, als nachzuweisen: es gibt keine Rassenunterschiede. Auch Donnison ist froh, daß seine Schwarzen die aufregende europäische Zivilisation nicht kennen. Hat doch Laird[60]) festgestellt, welch großen Einfluß der Lärm, eine nicht wegzudenkende Erscheinung im Leben der zivilisierten Welt, auf die Nervosität und damit auf den Blutdruck hat. Ohne Zweifel erleben wir eine Zunahme[61]) der Hochdruckerkrankungen vor allem im westlichen Europa und in der Neuen Welt. Durig spricht von einer Zivilisationskrankheit[62]), die letztlich auf „einem somatischen Minderwertigwerden der Kulturrassen" basiere. Aber müssen denn wir Europäer zum Maß aller Dinge gemacht werden? Mir scheint, es zeigen die relativen Hypotensionen in den einzelnen

[56]) Ishioka Hoken, Igakuz: Z. f. Versicherungsmedizin XX, H. 2, 1921. Zit. nach Brugsch-Lewy: Biol. d. Person II, 486, 1926.
[57]) Durig: Über Blutdruck und Blutdruckmessung. Wien. med. Wschr. Nr. 8, 238, 1932.
[58]) Ibid. Nr. 7, 206, 1932.
[59]) Klineberg, O.: Race Differences. 167 S., New York and London 1935. Vgl. S. 112 bis 117.
[60]) Laird: Sci. Amer. LXXXIV, 508, 1928.
[61]) Herxheimer mußte bei 10% seiner 7940 obduzierten Leichen die Todesursache Hochdruck diagnostizieren. Laut Statistik des Reichsgesundheitsamtes 1929 starben auf 10000 Lebende 8,7% an Tbc., 11% an malignen Tumoren, 21,3% an Kreislaufstörungen, davon 6,7% an Apoplexien. Zit. nach Durig.
[62]) Durig: Wien. med. Wschr. Nr. 1, 7, 1932.

Ländern Unterschiede genug, so daß es nicht nötig ist, über die aufregende europäische Zivilisation zu diskutieren. Immerhin ist die relative Hypotension der Amerikaner in China und auf den Philippinen eine eigenartige Erscheinung.

Blutdruckuntersuchungen im Kreise N.

Nachdem in großen Strichen die begriffliche Ausrichtung dieser Arbeit dargetan und ein Überblick über die wichtigsten rassenphysiologischen Arbeiten über Blutdruck und Puls geboten worden ist, komme ich zur Behandlung der eigenen Untersuchungen.

Meine Ergebnisse laufen mit zahlreichen Beobachtungen anderer parallel, welche berichten, daß der Blutdruck eine große Neigung hat, sich in kürzesten Zeitabständen zu ändern. Wie bei den 100 Fällen von Galavardin und Haours[63]) war der Blutdruck beim ersten Messen 10 mm Hg, ja im Höchstfalle sogar 25 mm Hg höher als bei der zweiten 10 Minuten später erfolgten Untersuchung. Die mittlere Erhöhung der 20 von mir doppelt untersuchten Fälle betrug + 12,3 mm Hg, während die Schwankungen der weiteren 5 Messungen im Mittel 6,33 mm Hg ausmachten. Damit stimmen meine Werte mit denen von Tixier[64]) (9,3 mm Hg während des Tages), Diehl[65]) und Lees[66]) (5,18) annähernd überein.

Trotz dieser unverkennbaren Änderungstendenz des Blutdrucks könnte man aber annehmen, daß wenigstens der Mittelwert, immer unter denselben Bedingungen an einer großen Anzahl von Personen gewonnen, annähernd konstant bliebe. Doch berichtet Alvarez[67]) von seinen Blutdruckuntersuchungen an 15000 Universitätsstudenten, daß es schwierig sei, überhaupt einen Wert als normale Höhe besonders für Jugendliche festzustellen, weil auch der Mittelwert einer großen Zahl Untersuchter zu wenig konstant bleibe. 1918 fand er den niedrigsten Wert 123,9 als Mittel, 1919 stieg dieser auf 131,8 mm Hg, fiel 1920 auf 130,6 mm und 1921 auf 128,1 mm Hg. Jedoch ist Alvarez nicht in der Lage, irgendeine ausreichende Erklärung für dieses Phänomen zu geben. Diese Beobachtungen Alvarez' erregten die Aufmerksamkeit Kilborns[68]), der zur nämlichen Zeit jährliche Blutdruckmessungen an etwa 750 Studenten in West-China vornahm. Die Untersuchungen fanden viermal statt: 1. im April und Mai 1924, 2. im September 1924, 3. im Dezember 1925 und Januar 1926, 4. im September 1926. Vom selben Untersucher wurde jedesmal die gleiche Nachmittagszeit festgesetzt und mit demselben Instrument untersucht. 51 Studenten erschienen bei allen vier Untersuchungen. Die von diesen 51 erhaltenen Werte verglich Kilborn, um festzustellen, ob die jährliche Änderung des Blutdruckmittels, die Alvarez bei 15000 Studenten beobachtet hatte, auch bei einer kleineren Zahl wie 51 schon in Erscheinung trete. Die Mittelwerte der 51 betrugen bei der ersten Untersuchung 114 mm Hg, bei der zweiten 108 mm Hg, bei der dritten 116 mm Hg und bei der vierten 115 mm Hg. Kil-

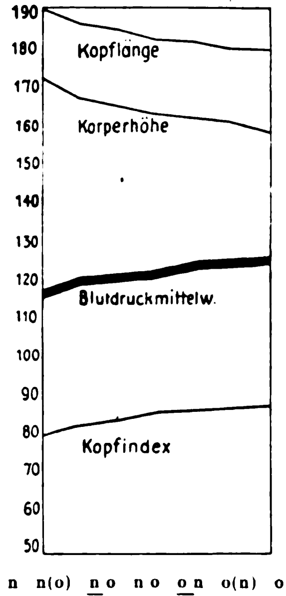
[63]) Galavardin and Haour: Arch. Mal. Coeur. V, 81, 1912.
[64]) Tixier: Ibid. XII, 337, 1919.
[65]) Diehl: Arch. Int. Med. XLIII, 833, 1929.
[66]) Diehl and Lees: Ibid. XLIV, 229, 1929.
[67]) Alvarez, zit. S. 129.
[68]) Kilborn, L. G.: The variability of blood-pressure in normal persons. China Med. J. XLIV, 333, 1930.

born führt das Mittel 108 mm Hg, gewonnen im September 1924, auf die außergewöhnliche innen- und außenpolitische Ruhe und das Ende der Sommerferien zurück, während sonst immer etwas „los“ gewesen sei: Semesterschluß, sportliche Ereignisse, Examen, Bürgerkrieg, Universitätsstreik usw.

Bei dieser unverkennbaren Neigung des Blutdrucks zu Schwankungen innerhalb einer gewissen physiologischen Variationsbreite ist eigentlich kaum zu erwarten, daß in einem rassengemischten Gebiet bedeutendere Beziehungen zwischen Blutkreislauf und Rasse bestehen. Ein solches stellt aber der Kreis Neumarkt dar, was auch daraus hervorgeht, daß unter den 674 Landarbeitern und Kleinbauern, deren Blutdruckwerte schließlich nach gründlicher Ausmerze verwertet werden konnten, nur 340 2-Rassenmischungen festgestellt wurden, während alle übrigen die Merkmale dreier Rassen in ihrem Erscheinungsbild vereinigen. Leider konnten die Blutdruckmessungen, die nur nebenbei anschließend an die Rassenuntersuchung vorgenommen wurden, nicht immer mehrfach wiederholt werden, wenn auch für den Wert der Untersuchungen spricht, daß sie vom selben Untersucher mit dem gleichen Instrument in einem engbegrenzten Lebensraum an Menschen gleicher beruflicher Tätigkeit (Landarbeiter und Kleinbauern) vorgenommen wurden, zudem nur an solchen, die im Kreise Neumarkt alteingesessen sind. Der gleiche Lebensraum und die gleiche Tätigkeit aber schafft ähnliche physiologische Reaktionslagen.

Was andererseits das psychische Verhalten der Leute bei der Untersuchung betrifft, so gaben wir uns alle erdenkliche Mühe, jede nur mögliche Erregung fernzuhalten. Wenn dies nicht gelungen schien, so wurden die betreffenden Individuen bei der Aufrechnung nicht berücksichtigt. Der Puls, der gleichzeitig von einem Kollegen gezählt wurde, war meist ein sicherer Hinweis dafür, ob der Mann erregt war oder nicht. Denn wir konnten beobachten, daß auf äußerlich gar nicht sichtbare innere Erregung hin zuerst die Pulsfrequenz anstieg — bisweilen geschah dies schon unter dem palpierenden Finger —, während der Blutdruck erst nach einigen Minuten nachhinkte. So maßen wir einmal beispielsweise noch einen Blutdruck von 108 mm Hg, während die Pulsfrequenz schon 92 betrug. Schon 6 Minuten später war der Blutdruck auf 120 mm Hg gestiegen. Am häufigsten zeigte sich diese Erscheinung bei Asthenikern jeden Alters, während Untersetzte, zum pyknischen Typus gehörende Personen die Untersuchung meist mit Gleichmut, ja mit Humor, über sich ergehen ließen. 21 Hypertoniker, von denen 4 Polyzythämien mit 6—9 Mill. Erythrozyten und 100—110% Hb aufwiesen, sind aus dem Material ausgeschieden worden, ferner alle Mitral- und Aortenvitien (dekompensierter Hypertonus!), vor allem Aorteninsuffizienzen mit ihrer großen Blutdruckamplitude von oft 70 bis 90 mm Hg.

Bei den untersuchten Individuen wurden zunächst die Maße und Beobachtungen abgenommen, dann nach der v. Eickstedtschen Methode der Rassenformeln die Rassendiagnose gestellt. Daran schlossen sich die Kreislaufuntersuchungen. Bei der Aufarbeitung des Materials wurden neben der Berechnung der Kopf-, Gesichts- und Nasenindizes und ihrer Mittelwerte die bereits auf der Außenarbeit gestellten Rassendiagnosen an Hand der Lichtbilder der Untersuchten und ihrer Indizes nachkontrolliert und zwei der von I. Schwidetzky angegebenen Kontrollmethoden der v. Eickstedtschen Rassenformeln, nämlich „Parallelkurven“ und „Fallende Reihen“ durchgeführt.



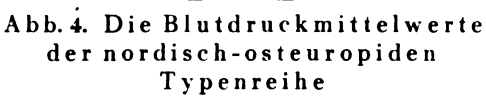


Abb. 4. Die Blutdruckmittelwerte der nordisch-osteuropiden Typenreihe
verglichen auch mit den Mittelwerten von Kopflänge, Körperhöhe und Kopfindex

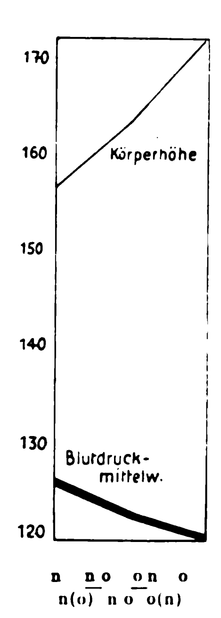


Abb. 5. Körperhöhe und Blutdruck

Das so gewonnene Material wurde dann in bezug auf die Blutdruckwerte einer Sichtung unterzogen und diese sodann in Beziehung zur Rassendiagnose, zu Alter, Körperhöhe, Körperbautypus usw. berechnet.

Trotz der außerordentlichen Schwankungen des Blutdrucks und der gleichen — physiologische Abstimmungen rassischer Bedingtheit ausgleichenden — Umwelts- und Berufseinflüsse zeigen die Blutdruckmittelwerte der Typenreihe nordisch-osteuropid (290 Männer) zwar ein geringes, aber doch deutliches Ansteigen in Richtung auf die osteuropide Rasse. Die Mittelwerte sind bei n (= erscheinungsbildlich rein nordisch) 118,9 mm Hg, und bei o (= rein osteuropid) 128,0 mm Hg (Tab. 4). Die Mitteldifferenz zwischen nordisch und osteuropid beträgt demnach 9,1 mm. Gewiß kann man auch hier einwenden, daß die gefundenen Werte noch innerhalb der physiologischen Schwankungsbreite liegen, doch spricht für ihren Wert das kontinuierliche Steigen des Blutdrucks mit fallendem n-Gehalt der untersuchten Gruppen (Abb. 4), parallel mit dem Ansteigen des Kopfindex (81,6—88,2), und Fallen der Kopflänge (192,5—182,2), Körperhöhe (174—160 cm) und des Gesichtsindex (91,6—83,3). Die Korrelation zwischen Blutdruck und Anzahl der n-Punkte in der n-o-Reihe ist $r = 0{,}142$, der dreifache Fehler $3\,f = 0{,}161$. Die in der graphischen Darstellung deutlich heraustretenden Beziehungen sind also auch statistisch fast gesichert.

Die Typenreihen nordisch-alpin und nordisch-dinarisch sind zu schwach besetzt, als daß ihre Mittelwerte bei ihrer sehr geringen Polardifferenz als Vergleichswerte dienen könnten.

Ähnliche Ergebnisse finden sich, wenn man die Körperhöhe in Beziehung zum BD setzt (Tab. 5, Abb. 5). Die 116 größten Männer (über 169 cm) haben

Tab. 4. Der Blutdruck der nordisch-osteuropiden Typenreihe

Rassendiagnose	n	n (o)	n o	n o	o n	· o (n)	o
Anzahl	11	39	55	101	42	29	14
Blutdruckmittelwert	118,9	122,4	123,3	124,4	126,6	127,7	128,0
Körperhöhe (K'h)	174,0	169,0	167,0	165,2	164,6	163,4	160,0
Kopfindex (K'I)	81,6	83,4	84,8	86,7	87,4	87,8	88,2
Kopflänge (K'l)	192,5	188,9	187,1	184,6	184,0	182,3	182,2
Gesichtsindex (G'I)	91,6	90,3	88,8	87,3	85,9	85,0	83,3
Nasenindex (N'I)	58,3	60,0	60,9	62,4	66,5	65,4	67,5

bei einer mittleren Körperhöhe von 172,7 einen BD von 120,8 mm Hg, während die 71 kleinsten (unter 159 cm) mit ihrer mittleren Körperhöhe von 156, 85 cm einen Blutdruck von 126,6 mm Hg aufweisen; die Differenz beträgt 6,2 mm. Unter den 71 kleinsten gehören 7, das sind knapp 10%, dem asthenisch-athletischen Körperbautypus an; diese haben einen mittleren Blutdruck von 124,2 mm Hg, während die anderen 90% meist breite, grobknochige, manchmal rundliche Typen sind. Trotz der geringen Differenz von nur 6,2 mm Hg ist die Korrelation zwischen Körperhöhe und Blutdruck r = 0,151, und der dreifache Fehler 3 f = 0,14619 liegt, wenn auch nicht viel, so doch deutlich unter r und sichert so die Korrelation.

Tab. 5. Blutdruck und Körperhöhe

Körperhöhe	x—159 cm	160—168 cm	169—x cm
Anzahl	71	215	116
Mittlere Körperhöhe	156,85	164,16	172,84
Blutdruckmittelwert	126,6	123,34	120,8

Ganz analog den Feststellungen Durigs haben meine 115 Astheniker einen Blutdruck von 120,41 mm Hg und die 74 Pykniker einen Druck von 132,7 mm Hg (Tab. 6, Abb. 6).

Die Körperbautypen Astheniker bis Pykniker (hier mehr im Sinne der grobknochig-Breitgebauten, denn Landarbeiter sind selten im engeren Sinne pyknisch) wurden rein beobachtungsmäßig erfaßt. Dabei schalteten wir zwischen Astheniker und Athleten sowie Athleten und Pykniker die Übergangsformen Asth.-Athl. und Athl.-Pykn. ein. Bei der Aufreihung dieser so entstandenen fünf Gruppen steigt der Blutdruck (120—132,7) parallel mit dem Kopfindex, bei fallender Körperhöhe und fallendem Gesichtsindex, in Richtung auf den pyknischen Körperbautypus hin kontinuierlich an. Die Korrelation zwischen Blutdruck und den Körperbautypen ist mit r = 0,196 statistisch gesichert, da der dreifache Fehler 3 f = 0,13686 beträgt.

Tab. 6. Blutdruck und Körperbautypen

Körperbautypen	Asth.	Asth.-Athl.	Athl.	Athl-Pykn.	Pykn.
Anzahl	115	110	118	27	74
Blutdruckmittelwerte	120,41	122,19	125,52	129,81	132,7
Kopfindex	84,31	85,32	87,67	86,65	88,8
Gesichtsindex	87,42	86,13	85,08	84,61	83,3
Körperhöhe	169,87	168,07	166,21	164,98	163,2

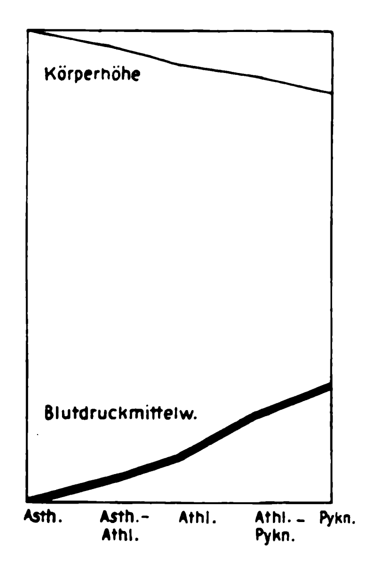


Abb. 6. Körperbautypen und Blutdruck im Vergleich mit der Körperhöhe

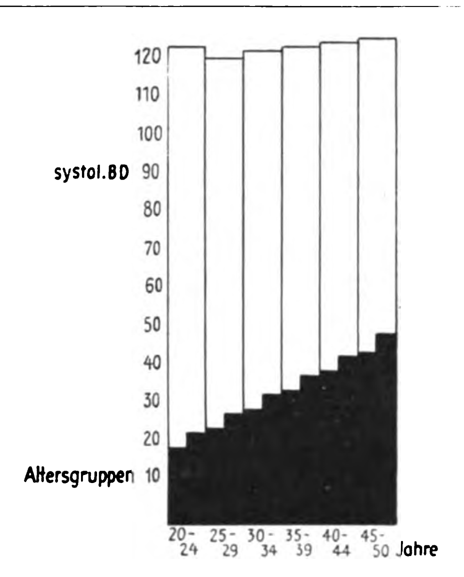


Abb. 7. Blutdruck und Altersgruppen

Aus all dem darf man wohl schließen, daß zwischen Körperbautypus und Körperhöhe einerseits, Blutdruck andererseits direkte Beziehungen bestehen, dahingehend, daß große Menschen im Durchschnitt der Bevölkerung bei gleichen Voraussetzungen einen niedrigeren Blutdruck aufweisen, als kleine und ebenso Pykniker oder überhaupt Brachytypen bei einer im Mittel geringeren Körperhöhe einen höheren Blutdruck haben als Astheniker, die vorwiegend unter den Großwüchsigen anzutreffen sind.

Es häufen sich aber im Kreise Neumarkt trotz stärkster Rassenmischung der Bevölkerung unverkennbar die Körperbautypen Asthenisch und Pyknisch um die beiden Pole: Langwuchsrassen (nordisch, dinarisch) einerseits und Kleinwuchsrassen (osteuropid, alpin) andererseits. Da jedoch die dinarische und alpine Rasse prozentual nur gering beteiligt sind, bleiben eigentlich die nordische und die osteuropide Rasse als Häufungspole übrig. Die auf Abbildung 4 und 6 (Blutdruck und Rassendiagnose, Blutdruck und Körperbautypus) parallel ansteigenden Blutdruckmittelwerte lassen deshalb darauf schließen, daß Nordische und Osteuropide verschiedene kreislauffunktionelle Reaktionslagen und Abgestimmtheiten besitzen, mögen sie nervösen oder hormonalen Ursprungs sein. Denn Erwägungen über Umwelt und andere exogene oder endogene Faktoren, denen bei der Hypotension der Amerikaner auf den Philippinen und in China sicher einige Bedeutung beizumessen war, dürften sich wohl bei diesem Material erübrigen, das vom selben Untersucher mit demselben Instrument an Menschen gleicher beruflicher Tätigkeit gewonnen wurde, die alle aus dem gleichen Lebensraum stammen, und das zugleich möglichst weitgehend von allen offenen und versteckten Dekompensationen bereinigt wurde.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Hochdruck auf dem Lande nicht in dem Umfange anzutreffen ist, wie in den Städten, denn die Blutdruckmittelwerte

der einzelnen Altersgruppen (vgl. Tab. 7, Abb. 7) ändern sich nur in geringem Maße, im Gegensatz zu den Engländern I. F. Dallys (Tab. 2), den Amerikanern und Japanern (s. Abb. 3).

Tab. 7. Blutdruck und Altersgruppen

Altersgruppen	20—24	25—29	30—34	35—39	40—44	45—50
Anzahl	67	95	80	96	72	34
Blutdruckmittelwerte .	125,5	122,4	124,3	125,6	126,9	127,0

Auffällig ist das höhere Mittel der 20—24jährigen. Es dürfte auf eine gewisse Erregtheit dieser jungen Leute während der Untersuchung zurückzuführen sein, die ein völlig neues Ereignis, wie es eine Rassenuntersuchung in einem Dorf ist, innerlich mehr beschäftigt, als es bei den älteren der Fall ist. Daß Nikotin einen entscheidenden Einfluß auf den Blutdruck hat, kann von diesen Untersuchungen aus nicht bestätigt werden. Acht Bauern, welche täglich 15—20 Zigarren rauchten, hatten bei ihrem durchschnittlichen Alter von 36,8 Jahren einen mittleren Blutdruck von 128 mm Hg.

Zusammenfassung

Nach den Blutdruckuntersuchungen an 674 Landarbeitern und Kleinbauern im Kreise Neumarkt scheinen direkte Beziehungen zwischen Blutdruck, Rasse und Konstitution zu bestehen, insofern als die nach der ganzheitlichen Methode der Rassenformeln rassenmäßig bestimmten 290 Männer der Typenreihe nordisch-osteuropid ein Ansteigen des Blutdrucks in Richtung auf die osteuropide Rasse zeigen und sich Beziehungen zwischen nordischer Rasse, asthenischem Habitus und niederem Blutdruck einerseits, osteuropider Rasse, pyknischem Habitus, höherem Blutdruck andererseits dartun. Auch hat sich Hypertonie ohne erkennbare Ursache auf dem Lande als eine seltene Erscheinung erwiesen.

Rassenmischung in Südafrika im 17. und 18. Jahrhundert

Von

J. Hoge (Universität Stellenbosch in Südafrika)

Neben den rund 2 Millionen Weißen, „Europeans", und den etwa 9 Millionen reinrassigen Eingeborenen, den „natives", gibt es im Gebiet der Union von Südafrika, insbesondere in der südlichen und westlichen Kapprovinz, eine Bevölkerung von Bastarden, „coloured" genannt, zur Unterscheidung von den „natives". Sie verdankt ihre Entstehung zum Teil der Mischung von Angehörigen der weißen Bevölkerung Südafrikas mit Nichtweißen. Manche aus solchen Verbindungen entsprossene Bastarde sind von der weißen Bevölkerung aufgenommen worden, die Nachkommen anderer bilden einen Teil der heutigen Mischlingsbevölkerung des Landes. In welchem Umfange während der ersten

beiden Jahrhunderte des Bestehens der Kapkolonie eine Mischung von Weißen mit Nichtweißen stattgefunden hat, soll im folgenden auf Grund historischer Quellen gezeigt werden.

In der im Jahre 1652 am Kap der Guten Hoffnung gegründeten Niederlassung überwog innerhalb der weißen Bevölkerung die Zahl der Männer für lange Zeit bei weitem die der Frauen. So weist z. B. die Liste der Freibürger vom Jahre 1667 nur 19 Frauen auf neben 100 Männern; dazu kamen dann noch die Soldaten und Angestellten der Niederländisch-Ostindischen Kompanie. 30 Jahre nach der Gründung der Kolonie überstieg die Zahl der weißen Frauen noch nicht 25.

Dieser Mangel an weißen Frauen wurde schon früh als ein Nachteil erkannt, und wiederholt betonten die Gouverneure der jungen Kolonie in ihren Briefen an die Direktoren der Kompanie, wie notwendig es sei und wie sehr die unverheirateten Freibürger es wünschten, daß mehr Frauen aus Holland herauskämen[1]).

Die Europäer am Kap, Soldaten und Matrosen, aber auch die Freibürger, waren zum Teil Menschen, deren Charakter sehr viel zu wünschen ließ. Die Urteile der ersten Gouverneure der Kapkolonie über sie sind recht ungünstig. Zacharias Wagenaar, der Nachfolger des Gründers der Kolonie, Jan van Riebeecks, schätzt die Zahl der Tüchtigen und Fleißigen unter den Freibürgern auf vier bis fünf; die meisten andern seien „versoffene, faule und grobe Flegel" (versope, luije, lompe vlegels)[2]). Auch die folgenden Gouverneure, Cornelius van Quaelberg (1666—1668) und Jacob Borghorst (1668—1670) klagen über die Faulheit und Trunksucht der Kolonisten[3]).

Es ist nicht verwunderlich, daß Männer dieser Art bei dem Mangel an weißen Frauen ihre geschlechtlichen Bedürfnisse bei den eingeborenen Frauen, den Hottentottinnen, oder bei den Sklavinnen zu befriedigen suchten. Bereits aus der Zeit Jan van Riebeecks (1652—1662) sind Zeugnisse von geschlechtlichem Verkehr zwischen Weißen — Soldaten und Freibürgern — und Farbigen vorhanden. Jan van Riebeeck fand eines Abends einen Konstabel in seinem Quartier entkleidet mit einer Sklavin des Gouverneurs auf seinem Bette liegend[4]). Ein Bürger hatte mit einer der Sklavinnen auf Bosheuvel, einer Farm der Kompanie, geschlechtlich verkehrt[5]). Ein Soldat hatte eine Schwarze geschwängert[6]), ein anderer hatte ein Kind von einer Sklavin[7]). Ein Freibauer hatte schon längere Zeit mit der Sklavin Adouke, die in seinem Hause wohnte, verkehrt; er hatte „verschiedene Male ihren Mann vom Bett gejagt und sich zu ihr gelegt"[8]). Zwei Freibauern hatten mit den in der Küche auf der Farm Bosheuvel beschäftigten Sklavinnen verkehrt[9]). Ein Freibürger erklärte, daß er der Vater des Kindes von Isabella, der Sklavin des Freibürgers Jan Reiniers sei[10]).

Zeugnisse von dem Geschlechtsverkehr zwischen Weißen und Farbigen sind

[1]) Vgl. z. B. die Briefe vom 5. 3. und 26. 4. 1659 (Leibbrandt, p. 95 und 115).
[2]) Rapporte van Kommissarissen 1657—1764, verbatim Kopie 36, p. 167.
[3]) Franken, p. 32.
[4]) Attestatien C 326, p. 251 (v. 23. 8. 1660).
[5]) Ebenda, p. 183 (v. 19. 12. 1660).
[6]) Ebenda, p. 134 (v. 22. 3. 1660).
[7]) Leibbrandt, p. 478.
[8]) Attestatien C 326, p. 137 (v. 7. 7. 1660).
[9]) Ebenda, p. 224 (v. 13. 1. 1662).
[10]) Ebenda, p. 206 (v. 23. 3. 1661).

weiter die Taufen von unehelichen Kindern von Sklavinnen und weißen Vätern. Der erste Seelsorger der Kolonie, der „Krankenbesucher" Pieter van der Stael, berichtet bereits, daß er solche uneheliche Kinder getauft habe, zwei am 18. 7. 1660, drei am 28. 8. 1661, zwei am 8. 10. 1662, eins am 8. 4. 1663[11]). In dem im Jahre 1665 begonnenen ältesten Kirchenbuch der Kolonie sind dann weiter zahlreiche Taufen von unehelichen Kindern von Sklavinnen und Weißen verzeichnet. In manchen Fällen wird der Vater genannt, in den meisten war er unbekannt und wird bezeichnet als „een onbekende Christen" oder die Täuflinge werden bezeichnet als „halfslacht", d. h. Bastarde. Der Pastor Johannes Overney berichtete im Jahre 1678 mit Bezug auf die Taufe von Sklavenkindern ausdrücklich, es würden u. a. getauft „die Kinder, die von Weißen erzeugt worden sind" (die kinderen die bij de Duitse natie werden geprocreert)[12]).

Der Verkehr zwischen Weißen und Farbigen nahm schließlich derartige Formen an, daß er zum öffentlichen Ärgernis wurde und die Obrigkeit sich veranlaßt sah, dagegen einzuschreiten. Soldaten und Offiziere und Bürger pflegten nicht nur im Geheimen geschlechtlichen Verkehr mit den farbigen Weibern, sondern verkehrten in aller Öffentlichkeit, „auf öffentlichen Wegen und Plätzen" mit ihnen, „als ob sie verheiratete Leute wären". Sie hielten sich Konkubinen und gaben sich in Herbergen und andern öffentlichen Orten ganz offen ihren Ausschweifungen hin. Sie scheuten sich nicht, Sklavinnen der Kompanie oder von Privatleuten „niet alleen tot hunne bysitten ofte concubinen te houden en te gebruyken, maar selfs op gemene wegen en andere publicque plaatsen als schaamdelose menschen alle vuyle conversasie (d. h. Umgang) daarmede te pleegen" oder „het schandelyke crime van fornicatie ofte hoerendom" zu begehen[13]).

Die Regierung erließ darum ein Verbot gegen diesen Verkehr. Es waren einerseits sittliche Bedenken, die sie dazu bewogen. „Die Kinder aus diesen ungesetzlichen Verhältnissen füllen die Sklavenquartiere der Kompanie und der Privatleute und sind eine Schande für die niederländische und andere Nationen" und „man wird durch eine längere Duldung dieser Unsittlichkeit den Zorn und die Strafe Gottes auf sich ziehen", heißt es in der Begründung des Verbotes. Andererseits erwuchs der Kompanie aus diesem Verkehr aber auch ein materieller Nachteil. Im Anfang scheint man es nicht ungern gesehen zu haben, daß dadurch die Zahl der Sklavenkinder der Kompanie vermehrt wurde. Eine Bemerkung Jan van Riebeecks (in C 326, S. 183) läßt das vermuten. Als dieser bei einem Besuch auf der Kompaniefarm Bosheuvel einen Bürger fragte, ob er mit einer Sklavin der Kompanie geschlechtlich verkehrt habe, fügte er hinzu: „Sag' es nur frei heraus, es macht nichts, es ist zum Nutzen der Kompanie" (segt het vry, daer is niet aengelegen, het is ten dienste van de Companie). Aber nicht selten wurden die unehelichen Kinder der

---

11) Spoelstra I, p. 17, 20, 24, 26.

12) Spoelstra I, p. 28. Vgl. auch Resolution des Pol. Rates vom 22. 3. 1666 (C 2, p. 120).

13) Resolution des Pol. Rates vom 30. 11. 1678 (C 3, p. 626 f.) und Plakat vom selben Datum (C 680, p. 405 ff.). Ich verdanke die Kenntnis dieser Quellen dem Aufsatz von Dr. Franken. Auch der Gouverneur Goske hatte in einem Memorandum vom Jahre 1671 bemerkt, daß das unsittliche Leben der Sklavinnen mit der übrigen Bevölkerung unerträglich sei (vermits dit vuyl onachtigh leven tussen de slavinnen ende 't gemeen volg noch al daegelyx in zwangh gaende intollerabel is) und daß 21 Bastardkinder geboren seien. (Franken, p. 33.)

Sklavinnen von ihren weißen Vätern freigekauft und gingen so der Kompanie verloren, während die Kinder, deren Eltern beide Sklaven waren, Sklaven blieben.

Der Politische Rat verbot also jedem, sei er im Dienst der Kompanie oder Freibürger, sich Konkubinen zu halten und mit ihnen im geheimen oder öffentlich zu verkehren und Unzucht zu treiben (bysitten in't secreet te houden en daarmeede haar te vermengen, veel minder daarmede in publijck te converseeren, conventiculen en byeencomsten te houden nog te festoyeeren en te debaucheeren). Zuwiderhandelnde sollten ohne Ansehen der Person ausgepeitscht (gelaars) oder gegebenenfalls gerichtlich (crimineel) bestraft werden[14]).

Bereits 3 Jahre nach dem Erlaß dieses Verbotes sah sich der Politische Rat genötigt, es zu wiederholen und zu verschärfen. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß in den Häusern eines farbigen Ehepaares aus Timor[15]) und einer freigelassenen Sklavin Catharina Sklavinnen der Kompanie und von Privatleuten zusammenkamen und sich von Weißen geschlechtlich gebrauchen ließen (haer lichaem aen alle verfoyelike — d. h. abscheuliche — vleeschelijcke wellusten overgeven en door de Europeaanen laaten gebruijken). Auch an anderen Orten, vor allem in dem Sklavenquartier der Kompanie, trieben die Weißen mit den Sklavinnen Unzucht, wobei sie so weit gingen, splitternackt miteinander zu tanzen (als gantse onbeschaemde menschen soo wel de Europeaanen als Slavinnen haar moedernaact ontkleeden en in't aspect en aensien van andere met malcanderen te dansen).

Der Rat beauftragte darum den Fiskal, die Häuser des Ehepaares aus Timor und der Sklavin Catharina öfter zu revidieren. Weiße, die dort angetroffen würden, sollten beim ersten Mal verwarnt, im Wiederholungsfalle verhaftet und bestraft werden. Ebenso sollten die Sklavinnen, die sich dort aufhielten, bestraft werden. Ferner wurde den Weißen verboten, sich im Sklavenquartier der Kompanie aufzuhalten. Wer dort, bei Tag oder bei Nacht, angetroffen würde, sollte tüchtig gepeitscht (dapper gelaars) werden. Sklavinnen von Privatleuten, die sich dort unerlaubterweise aufhielten, sollten ausgepeitscht und dann ihren Herren zurückgeschickt werden. Den Freibürgern wurde untersagt, in ihren Häusern Zusammenkünfte von Weißen und Sklavinnen zu dulden[16]).

Wie es im Sklavenquartier der Kompanie aussah, erfahren wir aus dem Tagebuch des Barons van Reede van Oudshoorn von 1685[17]). Unter dem 20. 6. 1685 heißt es: „Männer und Frauen, alt und jung, hausen dort miteinander. Man trennt hierzulande das Vieh in besserer Ordnung nach Geschlechtern voneinander als die Menschen ..." „Viele Sklavinnen werden durch ihre Armut und den Mangel an Kleidung verleitet, sich für einen Rock oder eine Decke von den Weißen gebrauchen zu lassen" (oock dat de armoede en

[14]) Res. des Pol. Rates vom 30. 11. 1678 (C 5, p. 626 f.). Das Verbot wurde am 9. 12. 1678 veröffentlicht. (Dagboek, verbatim Kopie 8, p. 745.)

[15]) Paay Timorees und Ansilla von Timor (nach Liste der Freibürger von 1682 in verbatim Kopie 39, p. 62).

[16]) Res. des Pol. Rates vom 26. 11. 1681 (C 5, p. 330 f.), veröffentlicht am selben Tage. (Dagboek, verbatim Kopie 9, p. 451.)

[17]) Journal van Hendrik Adriaan van Reede van Oudshoorn in verbatim Kopie 38, p. 317 ff.

gebrek van kledingh tegen de koude veel van het vrouwvolk bewoogh om haer om een ouden rock of deken te laten misbruijken). Er sah viele Weiber, die Soldatenröcke trugen, und bemerkt, daß die Weißen, Freibürger, Soldaten und Matrosen, den stärksten Anlaß zur Verführung dieses Weibervolks gäben (onse natie, vryluijden, matrosen en soldaten de meeste aanleijding hadden gegeven, dit vrouwvolck te verleijden). „Unter den Kindern waren Jungen und Mädchen, die so weiß wie Europäer waren, und manche Sklavinnen trugen Säuglinge auf dem Rücken, die viel eher von niederländischen Müttern abzustammen schienen als von schwarzen Frauen" (onder deselve — d. h. Sklaven — waren meijskens en jongens soo blanck als Europeen... veel moeders op haren ruggon gebonden... hadden kleijne suijgende kinderen, die veel eer schenen te wesen van Nederlandsche moeders als van swarte vrouwen). Er sah viel weiße Kinder, die zweifellos von Christen — d.h. Europäern — abstammten (blanke kinderen die indisputabel van Christen vaders waren afgekomen)[18]).

In einer Unterhaltung mit dem Gouverneur Simon van der Stel erfuhr Baron van Reede, daß das Konkubinat von Weißen und Sklavinnen so offenbar und allgemein bekannt sei, daß man davon als von einer erlaubten Sache spreche (dat de concubinagie onder deselve — d. i. Sklaven — met onse natie soo openbaar ende bekent was, men daer van als getolereede dingen sprak)[19]). Simon van der Stel hatte selbst drei Sklavinnen, Maria Schalck, Armozyn van de Caab und Jannetje Bort, die von weißen Vätern stammten. Sie waren getauft, eine auch bereits konfirmiert, und wurden von ihm wegen ihrer treuen Dienste freigelassen[20]). Simon van der Stel billigte aber den geschlechtlichen Verkehr zwischen Weißen und Farbigen nicht. Er hatte das Verbot von 1681 dagegen erlassen und verbot auf seiner Expedition ins Namaqualand im Jahre 1685 seinen Leuten ausdrücklich den sexuellen Umgang mit den Hottentottenweibern bei Strafe der Auspeitschung und Entlassung aus dem Dienst der Kompanie. In dem Reisejournal heißt es unter dem 1.9.1685: „Vandag liet oock de Ed. Heer Commandeur een ordre uitgaan, dewyl wy de Hottentots-Kraalen meer an meer begonnen te naderen, dat niemand van ons volk zich zelven zal hebben te vermengen in vleeschlyke wellust met de Hottentotse natie, op straffe van gegeeselt en als schelm van de E. Comp. weggejaagt te worden."[21])

Nach Baron van Reedes Tagebuch wurde am 11.7.1685 noch einmal ein Verbot für die ganze Kolonie erlassen gegen das „debaucheeren, verleyden en concubineeren met 's Companie's slavinnen"[22]). Eine Kommission hatte als Strafen vorgeschlagen: Jeder Freibürger, der im Sklavenquartier der Kompanie betroffen wird, soll ein Jahr unter den Sklaven gegen Sklavenlohn Zwangsarbeit für die Kompanie tun. Wer ein Kind von einer Sklavin hat, soll jährlich 150 Gulden an die Kompanie bezahlen, bis das Kind erwachsen ist. Wenn er nicht zahlen kann, soll er durch Zwangsarbeit für die Kompanie das Geld für

[18]) Am 11.7.1685 berichtet er, daß im Sklavenquartier 92 Kinder unter 12 Jahren waren, unter denen 25 Jungen und 19 Mädchen von weißen Vätern; in seiner Instruktion für den Gouverneur Simon van der Stel vom 16.7.1685 (Anhang zu seinem Tagebuch) waren es 32 Jungen und 26 Mädchen.

[19]) Tagebuch unter 20.6.1685.

[20]) Res. des Pol. Rates vom 8.5.1686 (C 6, p. 6 und 27).

[21]) Reizen in Zuid-Afrika in de Hollands Tijd. Uitgegeven door Dr. E. C. Godée Molsbergen. Eerste Deel. 'sGravenhage 1916. S. 147.

[22]) Journal, p. 373. Der Wortlaut des Verbotes ist nicht angegeben.

die Ernährung des Kindes verdienen, bis es selbst seinen Unterhalt verdienen kann[23]).

In seiner Instruktion für den Gouverneur Simon van der Stel (Beilage zu seinem Tagebuch) gab Baron van Reede Anweisungen für eine bessere Einrichtung des Sklavenquartiers der Kompanie. Er schlug ferner vor, die Mischlinge unter den Sklavenkindern freizulassen, und zwar die Jungen mit 25 Jahren, die Mädchen mit 22 Jahren, unter der Bedingung, daß sie Holländisch sprechen könnten, konfirmiert seien und 100 Gulden als Entschädigung für ihre Erziehung bezahlten. Wenn ein Weißer ein Bastardsklavenmädchen heiraten wolle, so solle er 150 Gulden an die Kompanie bezahlen und, falls das Mädchen noch nicht 22 Jahre alt sei, außerdem eine andere Sklavin als Ersatz geben. Baron van Reede fügte diesen Vorschlägen hinzu, es sei zu hoffen, daß es nach den erlassenen Verboten in Zukunft überhaupt keine Mischlinge mehr unter den Sklaven geben werde.

Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Die Verbote gegen das Konkubinat zwischen Europäern und Farbigen blieben ohne dauernde Wirkung. Das bezeugen die Berichte von Reisenden, die während des 18. Jahrhunderts die Kapkolonie besuchten. Kolbe erzählt[24]), daß Sklavenkinder zur Taufe gebracht wurden, die „mehr weiß als gelb" waren, ein Zeichen, daß sie von weißen Vätern stammten, und daß die Mütter auf die Frage nach dem Vater oft zur Antwort gaben: „Ich weiß nicht, Vater schon lange weg, Vater schon lange in Holland." Kolbe bemerkt dazu: „Ob diese Antwort richtig ist, und ob der Vater nicht doch noch im Lande ist, kann man schwer sagen; oft wissen die Weiber sicher selbst nicht, wer der rechte Vater ist." Kolbe behauptet auch (I, S. 389), daß die Sklavinnen sich künstlich sexuell erregten: „Da sie sechs Wochen vor und sechs Wochen nach ihrer Entbindung nicht zu arbeiten brauchen, so suchen sie vierzehn Tage nach der Geburt eines Kindes schon wieder Gelegenheit, bei einem Manne zu schlafen. Zu dem Zweck brauen sie einen Minnetrank aus Wein und Eiern und tun Zucker, Saffran und Kaneel hinein, damit sie recht geil werden zur Ausführung ihrer viehischen Wollust."

Daniel **Beeckmann** berichtet im Jahre 1714: „At the hither end of the garden [d. i. des Kompaniegartens] is the slave house ... You may see the Dutch sailors frequently go in and out to the slave women ... who are negroes and are very proud when their children prove whiter than themselves." Er fügt hinzu, daß dieser Verkehr von der Regierung geduldet werde (is connived at by the Government)[25]).

Der Abbé de la Caille erzählt im Jahre 1751: „Tous ces esclaves sont extrêmement adonnés à toutes sortes de vices: les filles surtout sont des plus effrontées, elles ne veulent pas se marier, mais après avoir été le jouet des blancs dans leur première jeunesse, elles s'abandonnent à toutes sortes de personnes, qu'elles agacent [anreden] publiquement dans les rues." Die Sklavinnen im Sklavenquartier „vivent dans le plus affreux désordre, tellement que les soldats et les matelots ... y sont continuellement en débauche"[26]).

---

[23]) Journal vom 10. 7. 1685 (p. 371).

[24]) Naauwkeurige Beschryving van de Kaap de Goede Hoop. Amsterdam 1727. Vol. II, p. 322 f.

[25]) A voyage to Borneo by Daniel Beeckman. Harris Collection. London 1718. S. 180. (Angeführt von Dr. Franken.)

[26]) Journal historique du voyage fait au Cap de Bonne Espérance. Paris 1763, S. 309.

M e n t z e l in seiner Beschreibung der Kapkolonie — er war von 1733—1741 am Kap — erwähnt, daß um neun Uhr abends alle Matrosen und Soldaten das Sklavenquartier verlassen mußten, weil kein Fremder da übernachten dürfe.

T h u n b e r g, der von 1772—1774 am Kap war, sagt von den im Sklavenquartier geborenen Kindern: „Most of those children have European fathers, to whom they frequently bear the most striking resemblance"[27]).

Es geht aus all diesen Zeugnissen deutlich genug hervor, daß das Sklavenquartier der Kompanie eine Art Bordell war und daß der Verkehr der Weißen mit den Kompaniesklavinnen von der Obrigkeit geduldet wurde.

Gegen das zuchtlose Treiben der freien Hottentottenweiber in Kapstadt, die sich besonders in den Wirtshäusern aufhielten und „ein skandalöses und Ärgernis erregendes Leben" führten, erging dagegen im Jahre 1755 ein Erlaß des Politischen Rates. Es wurde ihnen verboten, allein zu wohnen — sie sollten bei den Weißen in Dienst treten — und sich in den Wirtshäusern aufzuhalten. Den Inhabern von Schankwirtschaften wurde verboten, solche Weiber in ihren Häusern zu dulden[28]).

Auch dies Verbot scheint nichts genützt zu haben, denn dreißig Jahre später erklärte der Politische Rat, Rassenmischung zwischen Weißen und Hottentotten bestehe schon seit langem; es werde auch Unzucht getrieben von schlechten Subjekten mit Hottentottenweibern und Sklavinnen[29]).

Welchen Umfang die Rassenmischung im Laufe des 18. Jahrhunderts angenommen hatte, erhellt auch daraus, daß im Jahre 1787 auf Antrag des Kriegsrates eine besondere Kompanie der Bürgerwehr eingerichtet wurde, der alle die jungen Leute zugewiesen wurden, von denen der eine Elternteil einmal unfrei gewesen war oder die unehelich geboren waren[30]).

Auch nachdem die Kapkolonie unter englische Herrschaft gekommen war, änderte sich an diesen Verhältnissen nichts. Aus dem Jahre 1806 wird berichtet: „At present every female slave who attains the age of 15 or 16 years receives the visits of some lover by whom she becomes a parent. Her second child, and so on, has another father, and probably one of different colour. These unhallowed births are far from discouraged or kept concealed from the family."[31])

Um dieselbe Zeit sprach der Pastor H e s s e von der lutherischen Kirche in Kapstadt in einer Erklärung vom 28. März 1907 von „the crime of fornication [unehelicher Geschlechtsverkehr] which in this country has almost no check whatever"[32]).

Aus dem Jahre 1843 ist ein Fall verzeichnet von einem Weißen, der jahrelang mit einer früheren Sklavin in wilder Ehe gelebt und eine zahlreiche Familie hatte[33]).

Solche Fälle von wilden Ehen zwischen Weißen und Farbigen sind mehrfach belegt. Schon in der Liste von Freibürgern vom Jahre 1679 erscheint ein

---

27) Charles Pieter T h u n b e r g, Travels in Europe, Africa and Asia between the years 1770 and 1779. London o. J., Vol. I. p. 303.

28) Res. des Pol. Rates vom 21. 10. 1755 (C 47, p. 423) und Plakat vom selben Datum (C 684, p. 63 ff.).

29) Res. des Pol. Rates vom 19. 4. 1786 (C 79, p. 424).

30) C 289, Nr. 96.

31) Description of the Cape Colony in 1806 by Lieutenant-Colonel Robert Wilson of the 20th Light Dragoons, p. 30 (Verbatim Kopie 58).

32) C. O. 7, Nr. 98.

33) C. O. 962, Nr. 78.

„Leendert van Gyselen en bysit [Konkubine]". Nach seinem Testament war diese Konkubine seine Sklavin Maria Willemsz, die ihm sechzehn Jahr gedient hatte und von ihm zu seiner Erbin eingesetzt wurde. Seine Frau lebte im Haag[34]). Ein Stallmeister der Kompanie hatte drei uneheliche Kinder von der Farbigen Maria vom Kap und bestimmte sie zu seinen Erben[35]). Ein Bürger hatte seinem Testament zufolge zwei uneheliche Söhne von seiner Sklavin Maria von Bengalen[36]), ein anderer lebte in wilder Ehe mit der freien Farbigen Maria Everts, von der er vier Kinder hatte[37]). Aus dem 18. Jahrhundert sind zahlreiche Fälle solcher wilden Ehen belegt. Im Jahre 1714 wird die Konkubine eines Bürgers in Stellenbosch bei Kapstadt genannt[38]), ein Substitut-Landdrost von Stellenbosch, dessen Frau in Europa lebte, hatte fünf Kinder von seiner Sklavin, die mit ihm in seinem Hause lebten[39]), ein Fähnrich lebte in wilder Ehe mit seiner Sklavin Spacie. Es wird bezeugt, daß sie sich stets musterhaft betragen habe und mit ihren vier Kindern, die ihr Herr offen als seine eigenen anerkannte, am Tische ihres Herrn gegessen habe[40]). Ein Bürger, der geschieden war mit der Verfügung, daß er sich nicht wieder verheiraten dürfe, kaufte sich eine Sklavin, welche die Stelle seiner geschiedenen Frau einnehmen sollte (met oogmerk on de plaats van zyne huysvrouw te vervullen)[41]). Ein anderer Bürger hatte zwei uneheliche Kinder von der Sklavin einer in Kapstadt wohnenden Witwe; er kaufte sie dann von ihrer Herrin und lebte bis zu seinem Tode mit ihr in wilder Ehe[42]).

Diese Beispiele mögen genügen. Es sei nur noch erwähnt, daß es auch vorkam, daß ein Weißer mit der Sklavin eines anderen Weißen in einer Art wilder Ehe lebte und sie oder doch seine Kinder freikaufte oder testamentarisch für ihre Zukunft sorgte. Als Beispiel sei der Fall eines Bürgers in Kapstadt angeführt, der zwei Töchter von einer Sklavin eines Mitbürgers hatte. Er kaufte diese Kinder schon zu seinen Lebzeiten frei und bestimmte in seinem Testament, daß sie nach seinem Tode bei seiner Schwester bis zu ihrer Mündigkeit oder etwaigen früheren Verheiratung aufwachsen, in der lutherischen Kirche in Kapstadt getauft, in der holländischen Sprache, im Lesen, Schreiben und Rechnen und in allen nützlichen Handarbeiten unterrichtet werden sollten[43]).

Daß der außereheliche Verkehr zwischen den Weißen und Farbigen im 18. Jahrhundert einen großen Umfang annahm, dafür zeugen außer den oben angeführten Beobachtungen von Reisenden die Taufregister der reformierten Kirche in Kapstadt, in denen zahlreiche Taufen von unehelichen Bastardkindern verzeichnet sind.

Nicht selten ließen sich Weiße, die zuerst mit einer Farbigen in wilder Ehe gelebt hatten, später mit ihr trauen. Sehr zahlreich sind aber auch die Fälle, in denen ein Weißer seine Verbindung mit einer Farbigen gleich durch eine

[34]) Test. vom 28. 7. 1687 (CJ 1067, Nr. 63).
[35]) Test. CJ 1164, Nr. 117 und Taufbuch der reformierten Kirche in Kapstadt unter 16. 12. 1685.
[36]) Test. vom 5. 3. 1688 im Stellenboscher Archiv, Vol. 646, Nr. 27.
[37]) O. C. 2, Nr. 26.
[38]) CJ 728, Nr 6.
[39]) Kaapsche Geskillen. Vol. II, p. 12 (C 743).
[40]) CJ 836, Nr. 66 vom 28. 10. 1797.
[41]) CJ 851a vom 8. 6. 1815.
[42]) CJ 851a vom 14. 4. 1814.
[43]) Test. vom 7. 12. 1822 in O.C. 90, Nr. 39.

gesetzliche und kirchliche Trauung legitimieren ließ. Solche legitimen Eheschließungen zwischen Weißen und Farbigen kamen schon bald nach der Gründung der Kapkolonie vor. Anlaß dazu gab der Mangel an weißen Frauen. Hinzu kam aber, daß damals die Farbigen, sofern sie nur getauft waren, mit den Weißen auf dieselbe Stufe gestellt wurden. Du Plessis sagt über die Zeit Jan van Riebeecks, des Gründers der Kapkolonie[44]): „At this time no distinction was yet made, on the score of colour only, between Europeans and slaves or natives. The sole bar to intermarriage was the question of religion, and when, by the open profession of faith, this was removed, white and black were held to stand upon the same level."

Schon vier Jahre nach der Gründung der Kapkolonie heiratete ein Beamter der Ostindischen Kompanie, der Assistent Jan Woutersz aus Middelburg, eine Farbige, „een swarte dogter, Catharina van Celagon in Bengalen"; er wurde am 21. Mai 1656 in Kapstadt getraut[45]). Der Arzt Pieter Meerhoff lebte einige Jahre in wilder Ehe mit der Hottentottin Eva, die den Holländern Dolmetscherdienste tat. Sie wurde am 3. Mai 1662 getauft[46]) und zwei Jahre später mit Meerhoff getraut; die Hochzeit wurde im Hause des Gouverneurs Wagenaar gefeiert[47]). Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts lassen sich aus den Trauregistern der reformierten Kirche in Kapstadt noch 20 weitere Fälle von Mischehen zwischen Weißen und Farbigen feststellen.

Im 18. Jahrhundert nehmen derartige Heiraten bedeutend zu. Die völlige Gleichberechtigung der getauften Farbigen mit den Weißen hörte zwar auf; der Mangel an weißen Frauen nahm ab, blieb aber doch bis zu einem gewissen Umfange bestehen; vor allem aber war das Rassegefühl der Weißen offenbar nicht so stark, daß es Mischehen mit Farbigen verhindert hätte. Es mag zur Erklärung dieser Rassenmischung auch darauf hingewiesen werden, daß die farbigen Frauen nach zeitgenössischen Urteilen sich oft durch große Schönheit auszeichneten. Wilson (s. Anm. 31) berichtet: „The female slaves of the Cape are indeed very handsome, particulary the Mustees [Mischlinge], whose black eyebrows, hazel eyes, ruddy complexion and well moulded limbs merit the delineation of the ablest painter or the chisel of the most accomplished sculptor." Es muß ferner bemerkt werden, daß die Heirat mit einer Farbigen im 18. Jahrhundert für den weißen Mann nicht eine gesellschaftliche Ächtung zur Folge hatte, wie es heute in der Regel der Fall ist.

Trotzdem scheint man aber das Bestreben gehabt zu haben, die Tatsache, daß eine Frau farbig war, dadurch zu vertuschen, daß diese bei ihrer Heirat den Familiennamen eines Weißen annahm, z. B. den ihres früheren Herrn, wenn sie eine freigelassene Sklavin war. So kommt es, daß viele der in der Schrift von Colenbrander „De Afkomst der Boeren" als Weiße bezeichneten Stammütter von südafrikanischen Familien in Wirklichkeit Farbige waren, reinrassige oder Bastarde, Sprößlinge aus ehelichen oder unehelichen Verbindungen von weißen Männern mit farbigen Frauen.

Aus Tauf- und Trauregistern, aus Testamenten und anderen Quellen ergibt sich, daß

[44]) J. du Plessis, A History of Christian Missions in South-Africa. London 1911, S. 32.
[45]) Spoelstra I, 8.
[46]) Spoelstra I, 23.
[47]) Du Plessis, S. 27. Vgl. auch G. McCall Theal, History of the Cape Colony before 1795, Vol. II, p. 137.

z. B. folgende in dem erwähnten Werk aufgeführte Frauen farbiges Blut hatten[48]): Catharina Abrahamsen (1775), Louisa Abrahamse (1762), Rachel Abrahamse (1775), Sara Abrahamse (1799), Maria Petronella Adamse (1793), Magdalena Christina Adolphse (1754), Aletta Gertruyd Adriaanse (1798), Francina Anthonis (1724), Johanna Aletta Augsburg (1782), Christina Frederica Beens (1789), Bartje Sara Beets (1810), Catharina Bergveld (1780), Wilhelmina Hendrina Berkman (1729), Helena Christina van Betten (1769), Clara Magdalena Bossert (1803), Anna Johanna Wilhelmina Briel (1795), Francina Elisabeth Briel (1797), Sara Elisabeth Busselman (1791), Margaretha Elisabeth Busselman (1799), Johanna Elisabeth Calits (1756, falsch für Cuylets), Maria Cleef (1731), Johanna Christina Coridon (1753), Maria Cornelisse (1691), Dorothea Couvert (1765), Florentina Daniels (1757), Christina Diederikse (1759), Anna Dorothea d'Eder (1796), Elisabeth Rosina Fabritius (1791), Eva Johanna Frits (1803), Aletta Ludowica Geubel (1794, falsch für Grybel), Jacoba van Gogh (1740), Cornelia Jacomina Goor (1797 und 1807), Maria Elisabeth Goor (1794), Adriana Groenendyk (1737), Anna Groothenning (1717), Maria Groothenning (1716 und 1720), Anna Sara Grütter (1710), Geertruyda Barbara Gryvenstein (1788), Maria Hansen (1687), Helena van Harmstee (1772, falsch für Harrenstee), Catharina Hegter (1714), Dina Elisabeth Hegter (1768), Christina Geertruyda Hendrikse (1799), Johanna Jacoba Hendriks (1793), Anna Margaretha Henn (1795), Catharina Margaretha Hermans (1757), Maria Heufke (1735), Anna van der Heyde (1718), Anna Heylon (1711), Catharina Heylon (1714), Jacoba Petronella Hugo (1790), Rosina Wilhelmina Hugo (1796), Christina Human (1727), Anna Maria Hunder (1772), Rosina Wilhelmina Jacobs (1778), Wilhelmina Jacobs (1750), Palmela Jankers (1790), Johanna Jansz (1749), Maria Juliana Janse (1760), Johanna Elisabeth Jonasse (1729), Sara Elisabeth de Kat (1765), Elisabeth Kleevering (1742), Anna de Koning (1672), Catharina van Koningshoven (1710) und ihre Schwestern Maria Elisabeth (1704) und Susanna v. K. (1710), Catharina Dorothea Kris (1756), Hendrina Lange (1782), Helena Johanna Leenderts (1767), Cornelia Leyse (1765), Johanna Catharina Mark (1744), Cornelia Elisabeth Massyn (1818), Maria van der Merwe (1679, falsch für Maria Schalck), Catharina Milhuysen (1757), Florentina Moses (1763), Geertruyd Moses (1752), Helena Mulder (1715), Dina Olivier (1691), Silvia Romia Omstaan (1784), Anna Helena Ophuysen (1786) und ihre Schwestern Johanna Margaretha (1787) und Rachel O. (1793), Catharina Opklim (1684), Petronella Frederica Paulsen (1803), Adriana Jacoba Pepie (1798), Clara Maria Pieterse (1763), Helena Florentina Pieterse (1755), Elisabeth Plagman (1764) und ihre Schwester Sophia Rebekka Plagman (1763), Anna Elisabeth Pretorius (1731) und ihre Schwester Sibilla Pretorius (1713), Eva Johanna Pruyser (1797), Johanna Romond (1708), Elisabeth Rusteen (1715), Rebekka Schot (1760), Susanna Seeders (1789), Isabella van der Schyff (1763), Rosina Florentina Simonse (1789), Louisa Smit (1746), Sara Johanna Smit (1796), Magdalena Smittenberg (1763), Aurelia Stavorinus (1749), Margaretha Steenvat (1802), Elisabeth Stens (1765), Margaretha Stens (1796), Stensia Sophia Stens (1803), Maria Stols (1735), Anna Maria Strikker (1782), Anna Dorothea Sultania (1729), Catharina Frederica Swartsenberg (1779) und ihre Schwester Maria Christina Sw. (1784), Grisella Sweetman (1724), Anna Catharina Thiart (1788), Sophia Thiart (1779), Josina Thomas (1759), Johanna Sophia Thomas (1756), Petronella Jacoba Thomasse (1757), Eva Sophia Tamboer (1782), Magdalena Elisabeth Tanflippi (1775), Catharina Valentynse (1768), Johanna Cornelia Valentynse (1756), Elisabeth Johanna Valentyn (1805), Helena Valentyn (1722 und 1736), Susanna Jacoba Valentynse (1808), Johanna Christina Velbron (1809), Susanna Margaretha Venton (1759), Christina Voges (1796), Barbara Vogelsang (1763), Eva de Vries (1752), Catharina Vryman (1683), Wilhelmina Louisa Elisabeth Weegstaan (1795), Maria Magdalena de Wens (1762), Jacoba Wepener (1788), Geertruyd Wiederhold (1720), Henrietta Wilhelmina Wiederholt (1737), Carolina Hendrina Wispeler (1793), Jette Wittebol (1693), Catharina Hendrika Ziedel (1799).

[48]) Die Zahl hinter dem Namen gibt das Jahr an, unter dem er in der Liste von Colenbrander erscheint.

Zu dieser Liste ließe sich noch eine Anzahl von Frauen hinzufügen, bei denen sich die Abstammung von Farbigen nicht sicher feststellen läßt, aber in hohem Grade wahrscheinlich ist. Ferner sind in dem „Geslacht Register der Oude Kaapsche Familien" von C. C. de Villiers noch manche Frauen als Weiße aufgeführt, die Mischlinge waren. Da Colenbrander diese und die oben angeführten für Weiße gehalten hat, so stimmt seine Berechnung des Anteils von farbigem Blut in der weißen Bevölkerung Südafrikas nicht; er ist viel größer als Colenbrander angegeben hat. Bereits Cornelius de Jong behauptete am Ende des 18. Jahrhunderts (Reizen in Zuid-Afrika, I, 126): „Selbst manche der ältesten und angesehensten Geschlechter in Kapstadt haben schwarzes Blut in den Adern", eine Behauptung, die durch die Quellen in den Kapstädter Archiven durchaus bewiesen wird.

Es ist bisher nur die Rede gewesen von den Verbindungen weißer Männer mit farbigen Frauen. Weit seltener hören wir von geschlechtlichen Beziehungen zwischen weißen Frauen und farbigen Männern.

Kolbe (II, 308) behauptet, es komme vor, daß weiße Frauen farbige Kinder zur Welt brächten. Sie machten dann ihren Männern weis, daß sie sich während ihrer Schwangerschaft an diesem oder jenem Hottentotten oder Sklaven „versehen" hätten (dat sy van dees of geenen Hottentot of slaaf ... vevschrikt zyn). Thunberg (I, 137) berichtet: „The daughters of the colonists are sometimes with child [d. h. schwanger] by their fathers' black slaves. In this case, in consideration of a round sum of money, a husband is generally provided for the girl; but the slave is sent away from that part of the country." Ein Bürger beschuldigte die Mutter eines Mitbürgers, daß sie heimlichen Verkehr mit Sklaven pflege (met slaven konkelt)[49].

In den Akten des Gerichts der alten Kapkolonie lassen sich einige bestimmte Fälle von geschlechtlichem Verkehr zwischen weißen Frauen mit Farbigen nachweisen. Im Jahre 1681 wird erwähnt, daß ein weißes Mädchen wiederholt (diverse en ontallyke maalen) mit einem Sklaven, Cupido von Bengalen, geschlechtlich verkehrt habe, und selbst am Tage ihrer Hochzeit mit einem Weißen habe er mit ihr kohabitiert[50]. Im Jahre 1714 wurde eine Frau hingerichtet, die mit Hilfe ihres Sklaven Titus von Bengalen ihren Mann ermordet hatte. Sie hatte seit drei Jahren geschlechtlich mit dem Sklaven verkehrt, und zwar war sie die Verführerin gewesen[51]. Im Jahre 1733 wurde die unmündige Tochter eines Landmannes von einem Hottenotten durch Drohungen gezwungen, ihm zu Willen zu sein, gab sich ihm dann aber mehrere Male freiwillig hin und bekam ein Kind von ihm[52].

Einige Fälle von Heiraten weißer Mädchen mit Farbigen lassen sich in den Heiratsregister der Reformierten Kirche in Kapstadt nachweisen.

Es möge zum Vergleich noch darauf hingewiesen werden, daß die Verhältnisse in bezug auf den geschlechtlichen Verkehr zwischen Weißen und Farbigen in Niederländisch-Indien während des 17. und 18. Jahrhunderts ähnlich waren wie in der Kapkolonie. Wiederholte Verbote, welche die Regierung in Batavia erließ, sind Beweis dafür. Eine Verfügung vom 20. Juli 1622 setzte

[49]) Stellenboscher Archiv, Vol. 665 unter 20. 4. 1765.
[50]) CJ 725, Nr. 192.
[51]) CJ 243, p. 424 ff.
[52]) CJ 807, Nr. 7.

für den gelegentlichen Verkehr eines Weißen mit einer Farbigen eine Strafe von 50 Realen fest, für das Halten einer Konkubine eine solche von 100 bis 300 Realen und Entlassung aus dem Dienst, falls der Schuldige ein Beamter der Ostindischen Kompanie war. Gegegebenenfalls konnte auch eine körperliche Strafe verhängt werden[53]). Der Erlaß war die Erneuerung eines früheren, der infolge der Unbotmäßigkeit der Einwohner oder der Nachlässigkeit der Beamten nicht mehr streng beachtet wurde. Die Erneuerung des Verbotes war nötig, wie es in der Begründung heißt, weil täglich viel schändliche und des christlichen Namens unwürdige Ausschreitungen sexueller Art geschähen und Christen sich des Konkubinats oder Ehebruchs mit Mohammedanern und Heiden ohne Unterschied der Rasse oder Religion schuldig machten.

Zwanzig Jahre später mußte das Verbot wiederholt und verschärft werden[54]). Es heißt darin u. a., daß ein Sklave, der mit einer weißen Frau Unzucht getrieben oder sie dazu verführt hat, gehängt werden soll. Um dem anstößigen Treiben von schamlosen (farbigen) Weibern auf den im Hafen liegenden Schiffen ein Ende zu machen, wurde verboten, daß Frauen Schiffe beträten, außer mit Erlaubnis der Obrigkeit.

Ein Erlaß vom 23. Jan. 1682 verschärfte die Bestimmungen gegen das Treiben von Weibern, die sich in den Schankwirtschaften herumtrieben[55]). In den im September 1766 veröffentlichten „Neuen Statuten von Batavia" wurden die Verordnungen von 1642 und 1682 wiederholt. Hinzugefügt wurde die Bestimmung, daß mit Geißelung und lebenslänglicher Zwangsarbeit bestraft werden sollten alle Sklavinnen oder freigelassene Sklavinnen, die ihres Herrn oder ihrer Herrin Söhne, soweit sie unter 13 Jahr alt waren, zur Unzucht verführt hatten[56]). In dem Vorwort zu den Neuen Statuten wird zur Begründung dieser Verordnung gesagt, es seien mehrfach solche Fälle von Verführung von noch nicht mannbaren Jungen vorgekommen[57]).

Die Frage des Ursprungs der Mischlinge im Bereich der Südafrikanischen Union — deren Zahl jetzt etwa 600 000 beträgt — ist in jüngster Zeit wieder lebhaft erörtert worden. Dabei wurde von manchen Südafrikanern eifrig bestritten, daß diese Mischlingsbevölkerung teilweise zurückzuführen ist auf Verbindungen zwischen weißen Kolonisten und Farbigen; es wurde behauptet, daß die in Südafrika seßhaft gewordenen Europäer sich nur in seltenen Fällen mit Farbigen vermischt hätten; das Entstehen der Bastardbevölkerung sei vielmehr zurückzuführen auf den außerehelichen Verkehr von vorübergehend anwesenden Soldaten und Matrosen.

Es bleibt in der Tat ein achtenswertes Verdienst der Kolonisten, daß die weiße Rasse in Südafrika nicht völlig mit der farbigen verschmolzen ist, wie es etwa in Südamerika der Fall gewesen ist. Daß aber im 17. und 18. Jahrhundert eine Mischung der weißen Bewohner der Kapkolonie mit den Farbigen

[53]) Nederlandsch-Indisch Plakaatboek 1602—1811. Door Mr. J. A. van der Chijs. Uitgegeven door het Bataavsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regering. Batavia-'s Hage 1885—1900, Band I, p. 99 ff.

[54]) v. d. Chijs I, p. 586 (Erlaß vom 5. 7. 1642).

[55]) v. d. Chijs, Band III, p. 85.

[56]) v. d. Chijs. Band IX, p. 186.

[57]) v. d. Chijs, Band IX, p. 18.

in nicht geringem Umfange stattgefunden hat, geht aus den oben angeführten Zeugnissen unzweifelhaft hervor.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes zu schildern, wie sich im 19. und 20. Jahrhundert das Verhältnis der Weißen zu den farbigen Rassen in Südafrika gestaltet hat. Aber es möge bemerkt werden, daß die Trennung zwischen Weiß und Farbig, the colour-bar, viel schärfer geworden ist. Mischehen zwischen Weißen und reinrassigen Eingeborenen sind selten, der außereheliche Verkehr wird nach einem Gesetz von 1927 mit Gefängnis bestraft. Der Versuch, auch Heiraten zwischen Weißen und Farbigen gesetzlich zu verbieten, ist gescheitert an den Schwierigkeiten, die sich der Durchführung eines solchen Gesetzes entgegenstellen würden, weil es in manchen Fällen schwer zu entscheiden ist, ob jemand als Farbiger anzusehen ist. Auch ohne gesetzliches Verbot sind aber die Mischheiraten weniger geworden; ihre Zahl betrug für die Zeit von 1924 bis 1934: 1924 135, 1925 132, 1926 103, 1927 133, 1928 133, 1929 99, 1930 97, 1931 85, 1932 82, 1933 83, 1934 72. Außerehelicher Verkehr zwischen Weißen und Mischlingen besteht auch noch, aber ebenfalls in viel geringerem Umfange als im 17. und 18. Jahrhundert.

Die Abschaffung der Sklaverei hat zweifellos den Rückgang der Rassenmischung zur Folge gehabt. Weiter ist er aber sicher auch verursacht durch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nachteile, die heute eine Ehe mit einer Farbigen für den Weißen und seine Nachkommen mit sich bringt.

Andererseits dringen auch heute noch Mischlinge in die weiße Bevölkerung ein und werden von ihr aufgenommen. Man vergleiche hierzu die Schrift von George Findlay: Miscegenation, a Study of the Biological Sources of Inheritance of the South-African European Population (The "Pretoria News" and Printing Works, Ltd. Pretoria 1936). Es sind meistens Menschen von besonderen Fähigkeiten, denen es gelingt, aus der Klasse der Mischlinge in die Gesellschaft der Weißen hinüberzuschreiten, „to pass the colour bar". Findlay urteilt über sie: „I need not say more, than that they shine in the professions, in science, in the political world and in society generally. It is indeed time that the shameful myth of disgrace of coloured ancestry should be abandoned ... Many of the finest and worthiest people of South-Africa bear eloquent testimony to the fact that delicate infusion of coloured blood are a distinct success." (S. 47 der erwähnten Schrift.)

In der Tat hat die Blutmischung zwischen Weißen und Nichtweißen gelegentlich zu guten Ergebnissen geführt. Manche der südafrikanischen Familien, die auf eine solche Verbindung zurückzuführen sind, gehören zu den besten des Landes und haben hervorragende Einzelpersönlichkeiten hervorgebracht. Trotzdem gilt es heute unter der weißen Bevölkerung als ein Makel, einen Farbigen unter seinen Vorfahren zu zählen, und "to say of a man passing as a European that he has coloured blood, even merely to raise the enquiry, is insulting and defamatory" (Findlay S. 14). Der Grund dafür ist zweifellos einerseits darin zu suchen, daß die Farbigen, die sich in früheren Zeiten mit den Weißen vermischt haben, einer sozial und kulturell tiefstehenden Klasse angehörten, andererseits in der Tatsache, daß die heutige Mischlingsbevölkerung zum überwiegenden Teil eine körperlich und geistig minderwertige Gruppe ist; woran allerdings zum Teil auch die schlechten wirtschaftlichen

und sozialen Verhältnisse, in denen sie lebt, der Mangel an gesundheitlicher und erzieherischer Fürsorge, schuld sind.

Die Bestrebungen, eine weitere Vermischung von Weißen und Farbigen nach Möglichkeit zu verhindern, erscheinen darum durchaus berechtigt.

Schrifttum:

Soweit nicht anders angegeben, befinden sich die angeführten Quellen im Staatsarchiv in Kapstadt.
Nur mit dem Namen des Verfassers angeführte Quellen:
Franken, J. L. M.: Die taal van die slawekinders en fornikasie met slawinne. Tydskrif vir Wetenskap en Kuns. Sesde Jaargang. Eerste Aflewering. Bloemfontein 1927. — Leibbrandt, H. C. V.: Precis of the Archives of the Cape of Good Hope. Letters despatched 1652—1662. Vol. III. Capetown. — Spoelstra, C. (V. D. M.): Bouwstoffen voor de Geschiedenis der Nederduitsch-Gereformeerde Kerken in Zuid-Afrika. Deel I, Amsterdam 1906. Deel II, Amsterdam 1907.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Dr. Freiherr v. Eickstedt)

Zur Anthropologie japanischer Wettkämpfer

Von

Werner Klenke, Breslau

Mit 40 Abbildungen und 21 Tabellen

Erster Teil

Einleitung

Die vorliegende Arbeit stellt die Ergebnisse von Untersuchungen dar, die vom Verf. anläßlich der XI. Olympischen Spiele in Berlin 1936 durchgeführt wurden. Dabei war es durch das dankenswerte Entgegenkommen von Herrn Oberstabsarzt Dr. Baader möglich, die Marathonläufer und Geher von 15 Nationen und darüber hinaus eine größere Anzahl von Wettkämpfern des ägyptischen und japanischen Volkes zu untersuchen. Besonderer Dank gebührt auch Herrn Prof. Dr. Freiherr v. Eickstedt, durch dessen Vorschlag der Verf. in den Mitarbeiterstab von Herrn Prof. Dr. Schenk gelangte, der die Initiative zur Organisation umfangreicher wissenschaftlicher Arbeiten ergriffen hatte. Für die Bereitstellung finanzieller Mittel sei dem Sportärztebund gedankt, den Herren cand. med. D. Jaekel und cand. phil. G. Kollek für die freundliche Hilfe bei den Messungen. Besonders fühlt sich der Verf. schließlich auch den Führern der japanischen Mannschaft zu Dank verpflichtet, die ihre Wettkämpfer in der entgegenkommendsten Weise zur Verfügung stellten, sodaß es möglich war, 30 japanische Olympioniken zu erfassen.

Deren anthropologische Untersuchung warf zunächst ein rassisches Problem auf. Denn die Lösung der Frage, aus welchen Rassen sich die japanischen Wettkämpfer zusammensetzen und in welchem mengenmäßigen Verhältnisse diese

Bestandteile zueinander stehen, war eine wichtige, ja notwendige Voraussetzung zur Erörterung spezieller sportanthropologischer Probleme.

Daher mußte zunächst die Entwicklung der Anschauungen über die Rassen Japans verfolgt werden. Auf Grund der so gewonnenen Typologie wurde dann mit Hilfe der v. Eickstedtschen Methoden eine rassische Analyse jedes einzelnen Sportlers vorgenommen. Daraus ergaben sich eine Reihe Folgerungen für die Beziehungen zwischen Sport, Körperbau und Rasse, die abschließend behandelt wurden.

I.

Entwicklung der Anschauungen über die Rassen Japans

Die ältesten Angaben über das Erscheinungsbild der Bevölkerungen des Inselreiches gehen auf die chinesischen Annalen zurück[1]). So wird dort in dem Bericht über eine japanische Gesandtschaft als besonders auffallendes Merkmal der Ainu der vier Fuß lange Bart hervorgehoben. Auch in den japanischen Annalen findet der stattliche Haarwuchs der Ainu ausdrücklich Erwähnung[2]). Nach Europa gelangten die ersten Nachrichten über das Inselreich durch Marco Polo, der es zwar nicht betreten, aber am Hofe des Kublai Khans vielerlei darüber vernommen hat[3]). Nach ihm sind die Bewohner von „Chipangu" merkwürdigerweise weiß. Doch seinen Erzählungen glaubte man noch nicht. Erst die Entdeckungen der Portugiesen erschlossen Japan dem europäischen Kulturbewußtsein. Die über 200jährige Abschließung verzögerte jedoch seine Erforschung. Nur über die holländische Niederlassung war ein Einblick möglich. So konnte Varenius[4]) ein erstes Werk über Japan schaffen. Er beschäftigte sich wohl mit der Herkunft der Bevölkerung, noch nicht aber mit deren Erscheinungsbild. Diese Frage zieht als erster Engelbert Kämpfer[5]) in den Kreis der Betrachtung. Seine außerordentliche Beobachtungsgabe befähigte ihn, bereits innerhalb des mongoliden Bestandteiles der japanischen Bevölkerung Unterschiede zu erkennen. Er fand, daß die Japaner im ganzen, besonders aber in den unteren Volksschichten, kurze, starke, ziemlich braune Menschen sind, dicke Augenlider und deswegen schmal und klein scheinende Augen, und auch ziemlich platte Nasen haben. Darüber hinaus beobachtete er bereits einen zweiten Typus bei den edelsten und ältesten Familien, den großen Reichsfürsten und hohen Beamten, der sich durch die Gestalt und eine höhere, der europäischen mehr ähnliche Nase abhebt. Auch geographische Unterschiede findet er. So sind für einzelne Landschaften mittelmäßig große und starke Menschen charakteristisch, für andere Gebiete kleine, zarte, schöne und sittsame Leute. Außerdem sollen sich die meisten Bewohner der großen Insel, besonders der östlichen Gegenden, durch ihre muskulöse, kurze Natur, ihre ungemein dicken Köpfe und ziemlich fleischige, platte

[1]) Nachod, O.: Geschichte von Japan. Bd. 2, 539 S., Leipzig 1929; vgl. S. 478.
[2]) Nachod, O.: Geschichte von Japan. Bd. 2, Leipzig 1929; vgl. S. 479.
[3]) Marco Polo: The Book of Ser Marco Polo, the Venetian concerning the kingdoms and marvels of the East. (Hsg. H. Yule). London 1871.
[4]) Varenius, B.: Descriptio Regni Japoniae. 287 S., Amsterdam 1649. — Vgl. S. 19 bis 23.
[5]) Kämpfer, E.: Geschichte und Beschreibung von Japan. (Hsg. v. Ch. W. Dohm.) 2 Bde., Lemgo 1777, 1779. — Einzelheiten über Japan brachten schon die Amoenitates 1712 und eine englische Übersetzung der Kämpferschen Handschriften: The History of Japan, 1727.

Nase unterscheiden. Auch auf die Ainu deutet Kämpfer bereits hin, wenn er schreibt, daß, wenn man den Erzählungen der Japaner glauben dürfe, im Norden eine der Gestalt, Sprache und den Sitten nach völlig unbekannte Nation wohne, welche die Japaner Pygmäen nennen. — Mit diesen Beobachtungen Kämpfers ist der erste Schritt zur Unterscheidung der in Japan lebenden Rassen getan. Es gibt nicht mehr „den" Japaner, sondern Verschiedenheiten der Gestalt in den einzelnen Landschaften und Schichten der Bevölkerung. Freilich kommt Kämpfer bei der Beschreibung der Unterschiede über erste Angaben nicht hinaus. Bei genauerem morphologischen Studium hätte er vielleicht doch einen Zusammenhang mit den „Sinesern" gefunden. So aber kommt er bei seinem Vergleich der Sprache, Religion und Lebensart zu dem Schluß, daß die Japaner nicht von den Chinesen herstammen, sondern unmittelbar von den babylonischen Völkern nach den japanischen Inseln ausgezogen seien, ohne sich dabei unterwegs lange bei anderen Völkern aufgehalten und vermischt zu haben. Freilich muß er abschließend wieder zugeben, daß „die so große und sichtbare Verschiedenheit der Gestalt der Japaner" in den verschiedenen Provinzen des Reiches ganz überzeugend beweise, daß in den ersten Stamm dieser Nation nach und nach verschiedene fremde Zweige eingepropft sind.

In ihrer letzten Konsequenz widerstrebt also die Auffassung Kämpfers nicht mehr völlig den Klassifikationen von Bernier, Linné, Kant, Blumenbach u.a.[6]), die freilich schon bewußt nach Körperformgruppen, nach Rassen schieden, während bei Kämpfer die Begriffe Volk und Rasse noch vermengt erscheinen.

Als nächster gibt Thunberg[7]) eine nähere Beschreibung der Japaner. Die verschiedenen Farbtönungen führt er dabei noch auf die Wirkung der Sonne zurück. Die erste eingehende Charakterisierung eines bestimmten Bevölkerungsteils, der Ainu, verdanken wir jedoch La Pérouse, zu denen dieser auf seiner Weltreise 1787 gelangt[8]). Er bemerkt bereits ihre Sonderstellung, wenn er schreibt, daß sie mit den Chinesen und Tartaren gar nicht im Äußeren gleichen. Golownin[9]) findet selbst Unterschiede unter den Ainu der einzelnen Inseln. Natürlich fällt auch ihm die außerordentliche Behaarung am stärksten auf. In der Folgezeit wird gerade dieses Volk infolge seiner von den Japanern abweichenden Erscheinung Gegenstand zahlreicher Arbeiten, so daß vor allem seit den grundlegenden Untersuchungen von Koganei[10]) und Montandon[11]) die Ainu heute zu den besterforschten Rassenbestandteilen der japani-

[6]) Vgl. v. Eickstedt, E. Frhr.: Geschichte der anthropologischen Namengebung und Klassifikation. Z. f. Rassenk. V, 209—282 (I. Teil), 1937.

[7]) Thunberg, K. P.: Reise durch einen Teil von Europa, Afrika und Asien, hauptsächlich in Japan in den Jahren 1770—1779. Aus dem Schwedischen frei übers. von Chr. G. Groskurd. 3 Bde. — Vgl. S. 134.

[8]) La Pérouse's Entdeckungsreise in den Jahren 1785, 1786, 1787 und 1788. Von M. L. A. Milet-Mureau. Übers. v. J. R. Forster u. C. L. Sprengel, II, 448 S. — Vgl. S. 37—60.

[9]) Golownin: Begebenheiten der Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811, 1812, 1813. Aus dem Russ. übers. von C. J. Schultz, Leipzig 1817. 2 Bde. — Vgl. Bd. 2, S. 143.

[10]) Koganei, Y.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. I. Untersuchungen am Skelett. II. Untersuchungen am Lebenden. Mitt. d. Med. Fak. d. Kais. Jap. Univ. II. 1—404. Tokio 1894.

[11]) Montandon, G.: Au Pays des Aïnou. Exploration Anthropologique. 241 S., Paris 1927.
Ders.: La Civilisation Aïnou et les Cultures Arctiques. 272 S., Paris 1937. — Vgl. die chronologisch geordnete, linguistisch-prähistorisch-ethnologische Bibliographie.

schen Bevölkerung gezählt werden können. Sie dürfen daher im folgenden bei der Frage nach der Sicherung der japanischen Rassenelemente übergangen werden.

Hatte schon Kämpfer einen mittelmäßig großen von einem kleinen Typ unterschieden, so findet diese Beobachtung durch v. Siebold[12]) eine weitere Bestätigung. Dieser stellt an der Küste von Kiuschiu einen kleinen, aber kräftigen Schlag mit sehr dunkler Hautfarbe und oft gekräuseltem Haar fest. Die Lippen sind aufgeworfener als bei den anderen Klassen, die Nase ist kleiner, dabei etwas gebogen und an der Wurzel eingedrückt. Hier liegt also ein erster Hinweis auf möglichen Negrito-Einschlag vor. Später macht auch Baelz wahrscheinlich, daß, allerdings ganz ausnahmsweise, negroide Typen in Südjapan vorkommen. Die Bewohner des Binnenlandes stellen nach v. Siebold einen größeren Menschenschlag dar. Ihre Gesichtsbildung ist platter, breiter und die Jochbögen treten mehr hervor. Die Nase ist breit, tief eingedrückt, der Mund groß und das Haar dunkelbraun, ins Rotbraune spielend. Neben diesem Typus findet er in Korea eine Gesichtsbildung, die schon mehr dem Typus des „kaukasischen" Schlages ähnelt. Die Nasenwurzel ist höher, der Nasenrücken gradliniger, die Backenknochen treten zurück. Eine Reihe hervorragender Abbildungen unterstützen diese Beobachtungen. Als Volksphysiognomien finden sich dabei charakteristische Berufstypen dargestellt, die sich auch rassisch unterscheiden. So werden Vertreter höherer Stände, Beamte, Dolmetscher im Gegensatz zu Bauern, Arbeitern mit längerem Gesicht, wenig hervorspringenden Jochbögen und einer kräftigen Hakennase dargestellt. Hier tauchen zum erstenmal Vertreter des „semitischen Typus" auf. Dieses Problem wird eine gesonderte Behandlung erfahren.

Teilweise auf Grund der Berichte der Forschungsreisenden war in Europa inzwischen die Stellung der Japaner innerhalb der „gelben Rasse" und vor allem ihre Beziehung zu den Chinesen weiter verfolgt worden. Dabei stützen sich Meiners[13]) und Ritter[14]) u.a. auf Kämpfer, ohne freilich dessen Differenzierungen innerhalb der japanischen Bevölkerung in ihrer rassischen Bedeutung zu erkennen. Buffon[15]) fußt auf Thunberg und hält Japaner und Chinesen noch für die gleiche Menschengattung. Dagegen unterscheidet Broc[16]) innerhalb der gelben Varietät u. a. bereits die nördlichen Mongolen (Cuvier) einerseits von der Variété Indo-Sinique (Desmoulins) und Sinique (Bory de Saint-Vincent) andererseits. Unter diese faßt freilich auch er noch Chinesen, Japaner und Siamnesen zusammen. Entsprechend findet auch noch Burdach[17]), daß die Japaner den Chinesen im ganzen ähnlich sind. Selbst nach Prichard[18]) haben die Chinesen, Koreaner und Japaner denselben physischen Typus. Die Abweichungen, die v. Siebold auf Rassen-

---

[12]) v. Siebold, P. F.: Nippon. Arch. z. Beschreibg. v. Japan. Amsterdam 1832.

[13]) Meiners, C.: Grundriß der Geschichte der Menschheit. 254 S., Lemgo 1785. — Vgl. S. 24/25.

[14]) Ritter, C.: Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen. 14 Bde., Berlin 1822—1838.

[15]) Buffon, G.: Naturgeschichte des Menschen. 2. Teil. 730 S., Berlin 1807. — Vgl. S. 90.

[16]) Broc, P. P.: Essai sur les Races Humaines. 164 S., Paris 1836. — Vgl. S. 47.

[17]) Burdach, K. F.: Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur. 787 S., Stuttgart 1837. — Vgl. S. 710.

[18]) Prichard, J. C.: Researches into the Physical History of Mankind. IV. 631 S., London 1844. — Vgl. S. 518—528.

mischung zurückführte, glaubt er im Gegensatz dazu mit dem physiologischen Charakter der Rassen in Verbindung bringen zu dürfen. Hovelacque[19]) dagegen weist bereits auf Merkmale hin, die sie den Chinesen nähern, aber auch andere, die sie differenzieren. So sind sie kleinwüchsiger und untersetzter, die Mittelgesichtspartie ist breiter. Die Erklärung glaubt er darin zu sehen, daß sich die Japaner über eine andere Vorbevölkerung schoben als die Chinesen. Auch v. Richthofen[20]) sieht, daß sich der chinesische Typus als durchaus verschieden von dem der Japaner darstellt, ohne daß er jedoch — als Geologe — die Unterschiede herausarbeiten könnte.

Als grundlegend für das wissenschaftliche Studium des Rassenproblems in Japan müssen sodann die Untersuchungen von Baelz[21]) angesehen werden. Sie sind mehr als in einer Richtung wegweisend und haben heute noch grundsätzliche Bedeutung. Einmal vollzieht er bewußt die Wendung von der Kraniometrie zum Studium des lebenden Menschen. Wie die meisten Anthropologen seiner Zeit begann er nämlich damit, wie er selbst berichtet[22]), die Rassenmerkmale am Hirnschädel zu suchen. Den charakteristischen Rassenschädel der Ostasiaten fand er dabei jedoch nicht. Auch der Gesichtsschädel und das Skelett gaben ihm nicht völlig befriedigende Resultate. Sein unbefangener Blick aber lehrte ihn, daß unter den lebenden Japanern sehr wohl verschiedene Typen zu erkennen waren. Diese suchte er zu erfassen und ging dabei wiederum von den Messungen am Lebenden aus, um schließlich zum zweitenmal erkennen zu müssen, daß „im allgemeinen der Wert solcher Messungen von Anthropologie und Ethnologie weit überschätzt" wird. Es spricht daher für die Forscherpersönlichkeit von Baelz, wenn er zur Erkenntnis dessen, was er bereits geschaut hat, nun neue Methoden in den Gang der Untersuchung einbezieht, die ihn wohl der Gefahr der Subjektivität aussetzen, dennoch aber den einzig möglichen Weg darstellen: neben der Messung und der Abbildung hält er den geschulten Blick beim anthropologischen Studium für unbedingt erforderlich. Er versteht darunter „die manchen angeborene, meist aber durch längere Übung erworbene Fähigkeit, eine große Menge von Einzelheiten in einem Moment zu erfassen, und zwar richtig in ihrer Bedeutung und in ihrem Verhältnis zueinander zu erfassen". Was die Früheren, Kämpfer, v. Siebold, intuitiv geschaut hatten, wird nun auf derselben Grundlage zum Gegenstand systematischer Forschung, wobei Baelz betont, daß man ohne dieses Hilfsmittel wirklich nicht auskommt. „Wenn man sich aber übt und es sich zur Regel macht, überall die Gesichter, den Ausdruck und die Köpfe der Menschen zu studieren und zu analysieren, so kann man es darin weit bringen." Dafür führt er ein gutes Beispiel an, indem er in einer japanischen Schule die Ainu-Kinder von den rein japanischen Kindern unterscheiden konnte. Deutlich weist Baelz darauf hin, daß die mit dieser Methode gewonnenen Schlüsse nachträglich natürlich durch exaktere Methoden kontrolliert werden müssen. Das ist genau der umgekehrte Weg, den der Atomismus seiner Zeit ging. Fast

[19]) Hovelacque, A.: Les Races Humaines. 159 S., Paris 1882.
[20]) v. Richthofen, B. Frhr.: Über die Ursachen der Gleichförmigkeit des chinesischen Racentypus und seiner örtlichen Schwankungen. Z. f. Ethnol. V. Verh. Ges. f. Anthr., Ethnol. u. Urgesch., 37—48, 1873.
[21]) Baelz, E.: Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Mitt. d. Dtsch. Ges. f. Nat. u. Völkerkd. Ostasiens III, IV, 1883 und 1885.
[22]) Baelz, E.: Die Menschenrassen Ostasiens mit spezieller Rücksicht auf Japan. Z. f. Ethnol. XXXIII. Verh. 166—190, 1901.

als Fügung des Schicksals erscheint es, daß aus dem gleichen Untersuchungsgebiet auch die klassische Arbeit jenes mechanistischen Denkens vorliegt, die Untersuchung der beiden Ainu-Schädel durch v. Török[23]). Dieser sah selbst die Nutzlosigkeit seines Beginnens. Er machte allerdings nicht seine Methode, sondern das Objekt verantwortlich, indem er die Schädelform „zu den sogenannten zufälligen Naturformen" rechnet. Vor der Notwendigkeit der Anwendung neuer Methoden sah sich übrigens auch Klaatsch[24]), als er an den Turfanschädeln nicht nur Durchschnittswerte, sondern auch rassische Unterschiede feststellen sollte. Baelz hatte es demgegenüber leichter. Er konnte sich dem Studium des lebenden Menschen zuwenden, wobei er zugleich auch neben einer kritischen Sichtung der Literatur (Mohnike, Wernich, Janka, Bird, Reed, Rein usw.) neue, sinngemäße Methoden einführte. Damit steht am Beginn der Forschung am japanischen Menschen, noch ehe die atomistische Untersuchungsmethode sich seiner bemächtigen konnte, bereits der Überwinder dieses Prinzips. In ihm darf man den ersten Forscher sehen, der bewußt mit ganzheitlicher Denkungsweise an das Studium des japanischen Rassenproblems ging. Dabei beschränkte er sich keineswegs auf die Forderung nach einer ganzheitlichen Auffassung des einzelnen Erscheinungsbildes. Er sah bereits, daß die Beziehung zur Umwelt, daß neben der sozialen und kulturellen auch die psychische Tätigkeit des Menschen mit in Betracht gezogen werden müsse. Mit dieser Schau steht Baelz in unmittelbarem Zusammenhang mit der heute sich wieder erhebenden Forderung nach einer Ganzheitsanthropologie[25]).

Unterschieden schon Kämpfer und v. Siebold einen Groß- und Kleinwuchstypus, so finden diese bei Baelz nun ihre Namen: Choshiu- und Satsumatypus. In späteren Arbeiten werden diese exakt beschriebenen Körperformgruppen auch als koreanisch-mandschurischer und malayo-mongolischer Typus bezeichnet. Damit versucht also Baelz, seine Lokaltypen bereits in größerem Zusammenhang zu sehen. Freilich glaubte er zur Erklärung der rassischen Zusammenhänge noch zu einer kühnen Theorie greifen zu müssen, indem er die verschiedenen Meeresströmungen für die Rassen Japans verantwortlich machte. Daher kam er auch auf die Idee, daß seine Malayo-Mongolen auf dem Kuroschiwo von Süden her angetrieben worden sein müßten.

Die Baelzschen Typen sind in der Folgezeit immer wieder beobachtet worden. Einzelne Autoren bauen lediglich auf ihnen auf, so Birkner[26]) und Haberer[27]), während ten Kate[28]) daneben weitere, seltenere Typen unterscheiden zu können glaubt. Den semitischen Typus, den auch Stratz[29]) beob-

[23]) v. Török, A.: Über den Yézoer Ainoschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Béla Széchenyi und über den Sachaliner Ainoschädel des königlichen zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Arch. f. Anthr. XXIV, 95—144, 247—315, 361—689, 1900.

[24]) Klaatsch, H.: Morphologische Studien zur Rassendiagnostik der Turfanschädel. 52 S., Berlin 1913.

[25]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Ganzheitsanthropologie. Z. f. Rassenk. III, 1—10, 1936.

[26]) Birkner, F.: Zur Anthropologie der Mongolen. Arch. Rass. Ges. Biol. I, 809—821, 1904.

[27]) Haberer, A.: Die Menschenrassen des japanischen Reiches. Z. f. Ethnol. XXXVII, 941—944, 1905.

[28]) ten Kate, H.: Anthropologisches und Verwandtes aus Japan. Int. Zentralbl. f. Anthr. u. verwandte Wiss. VII, 259—265, 321—329.

[29]) Stratz, C. H.: Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. 196 S., Stuttgart 1902. — Vgl. S. 33—35.

achtet, hält er dabei nicht für eine selbständige Rasse, sondern faßt ihn als Isomorphie im Sinne Lehmann-Nitsches auf. Außerdem glaubt er, einen Typus zu erkennen, der eine große Ähnlichkeit mit den klassischen nordamerikanischen Indianern der Präriestämme besitzt. Er soll mehr kaukasoide Augen, ein großes Gesicht, eckige Züge, eine hervorspringende, gebogene Nase und eine über die Durchschnittszahl der japanischen Männer gehende Körperhöhe aufweisen. Weit häufiger soll dieser Typus unter den Nordchinesen vorkommen. Daneben wird vor allem auch auf Kiuschiu ein zweiter „amerikanischer" Typus vermutet. Er steht den Baelzschen Mongolo-Malayen am nächsten, von denen er nur durch relativ starke Gesichtsbehaarung zu trennen sein soll. Das läßt, wie ten Kate selbst zugibt, zunächst an Mischung mit den Ainu denken. Doch sollen diese Typen auch unter den südamerikanischen Araukanern sehr allgemein sein und in Nordamerika sporadisch auftreten — ohne daß freilich nach den historischen Zusammenhängen gesucht wird. Diese weisen aber nach Osten, so daß es das nächstliegendste ist, dort nach den Beziehungen zu suchen. Von beiden „amerikanischen" Typen wird außerdem noch festzustellen sein, ob sie sich nicht doch in die Variationsbreite des koreanisch-mandschurischen bzw. des semitischen Untertypus und der mongolo-malayischen Körperformgruppe einfügen, denen sie, auch nach ten Kate, am nächsten kommen.

Gegenüber ten Kate unterscheiden Haddon[30]) und Deniker[31]) im Anschluß an Baelz wieder nur zwei Typen. Dabei bringt Haddon den groben Typus mit der Pareoean- (Southern Mongoloid)Rasse in Verbindung, während Deniker die beiden japanischen Volkstypen als Mischungen der mongoliden Unterrassen (Septentrionale und Méridionale) mit den indonesischen oder selbst polynesischen Elementen auffaßt.

Die moderne japanische Klassifikation nennt demgegenüber vier rassische Gruppen, die Ishikawa- und Okayamatypen von Hasebe und die Shikuzen- und Satsumatypen von Matsumura[32]). Diese in ganz bestimmten Teilen Japans auftretenden Körperformgruppen sind von Matsumoto mit den verschiedenen steinzeitlichen Gruppen in Beziehung gebracht worden. Nur bei dem Okayamatyp fanden sich keine Parallelen. Er wird von Hasebe mit dem koreanischen Typus des mongolischen Stammes in Verbindung gebracht. Damit wird nun auch hier ebenso wie bei Haddon und Deniker und auch schon bei Baelz die Brücke zum Kontinent geschlagen. Denn wenn es nach den eingehenden Untersuchungen der japanischen Prähistoriker als gesichert gelten kann, daß der Hauptstock der heutigen Japaner vom asiatischen Kontinent herzuleiten ist[33]), muß dort auch nach den Ausgangsrassen gesucht werden. Nicht von Japan her kann das Rassengemisch, das möglicherweise schon als solches nach der Insel gelangt ist, entwirrt werden, sondern auf dem Kontinent müssen die Konzentrationsgebiete der nach Japan gelangten Rassenelemente gesucht werden. Sie lassen sich trotz mannigfacher Verschiebungen und Ver-

[30]) Haddon, A. C.: The Races of Man. 184 S., Cambridge 1924.
[31]) Deniker, J.: Les Races et les Peuples de la Terre. 747 S., Paris 1926. — Vgl. S. 467 bis 468.
[32]) Nach Matsumoto, H.: Notes on the Stone Age People of Japan. Am. Anthr. N.S. XXIII, 50—76, 1920.
[33]) Vgl. Koganei, Y.: Zur Frage der Abstammung der Aino und ihre Verwandtschaft mit anderen Völkern. Anthr. Anz. IV, 201—207. 1927. — Weitere jap. Literatur bei Matsumura, H.: The Fifty Years History of the Anthropological Society of Tokyo. Z. f. Rassenk. IV, 175—194, 1936.

zahnungen noch heute erkennen. Folgen wir dabei der v. Eickstedtschen Einteilung und Beschreibung der in Frage kommenden asiatischen Rassengruppen[34], so können die nördlichen Tungiden von den Siniden und den südasiatischen Palämongoliden getrennt werden. Das somatische Bild dieser Rassen läßt erkennen, daß es sich hier um eine phylogenetische Stufenleiter von den primitiven Palämongoliden bis zu den hochspezialisierten Tungiden handelt. Diese aufsteigende Differenzierung deutet bereits die Rassenbewegungen an: die Palämongoliden stellen die Altform dar, die von den Siniden in die Randgebiete des mongoliden Lebensraumes abgedrängt wurde, ein Prozeß, der historisch und chronologisch zuverlässig zu verfolgen ist[35]). Dementsprechend dürften die ersten mongoliden Wellen, die mit der Yayoi-Kultur im späten Neolithikum nach Japan gelangt sind und dort die ainuide Vorbevölkerung nach Norden geschoben haben, in der Hauptmasse palämongolid bestimmt gewesen sein. So wie heute ist vielleicht schon damals die Oberschicht sinid gewesen. Die späteren Nachschübe, die in Japan nachgewiesen sind, werden in dem Maße, wie die Palämongoliden südwärts gedrängt oder überschichtet wurden, auch zunehmend sinid bestimmt sein. So die zahlreichen Flüchtlingsströme, die im 7. Jahrhundert aus den angrenzenden Teilen Chinas und Koreas nach Japan gelangten und dort als willkommener Bevölkerungszuwachs in den noch wenig besiedelten Außenprovinzen ansässig gemacht wurden[36]). In dieser Zeit dürfte die rassische Struktur des Inselreiches jedoch im wesentlichen festgelegen haben.

So werden also bei einer rassischen Analyse des japanischen Volkes in erster Linie Palämongolide und Sinide zu erwarten sein. Aber auch alle Elemente, die mit diesen Rassen in Asien in Kontakt stehen, wie etwa die Tungiden, können auftreten. Auf die Möglichkeit des Einschlags südlicher Komponenten hat mit neuen Argumenten Koganei[37]) hingewiesen. Schließlich mußte bei der rassischen Untersuchung der vorliegenden Serie auch berücksichtigt werden, daß es sich bei den asiatischen Rassen bisher nur um mehr oder weniger große Sammelformen handelt.

Dazu muß betont werden, daß es nach Škerlj[38]) als nicht zweckmäßig und biologisch und mathematisch begründet erscheint, eine ins Unendliche gehende rassische Aufgliederung der Menschheit vorzunehmen. Die zahlreichen gau- und stammesmäßigen Variationen, die sowohl bei den Tungiden und Siniden als auch bei den Palämongoliden auftreten, werden daher wohl auch in Zukunft mit v. Eickstedt als Lokalformen aufzufassen sein.

Ein kritisches Problem bleibt die Einordnung der Ainu in die Škerljsche theoretische Rassengliederung. Zweifellos handelt es sich bei ihnen um eine wesentlich europid bestimmte Körperformgruppe, die sich sowohl somatisch und linguistisch als auch prähistorisch von den mongoliden Japanern trennen läßt. Auf der anderen Seite können sie jedoch auch mit den heutigen Europiden

[34]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 944 S., Stuttgart 1934.

[35]) v. Eickstedt, E. Frhr.: 1934, vgl. S. 296—299.

[36]) Nachod, O.: a. a. O. zit. II. 507—509. 519—520.

[37]) Koganei, Y.: Zur Frage des „südlichen Elementes" im japanischen Volke. Z. f. Rassenk. V. 123—130, 1937.

[38]) Škerlj, B.: Die rassische Gliederung der Menschheit. (Ein System zur Diskussion.) Z. f. Rassenk. IV, 284—306, 1936.

morphologisch nicht in Verbindung gebracht werden, sondern dürften vielmehr einen selbständigen Zweig der Europiden darstellen[39]), der bereits in der Steinzeit abgetrennt wurde. Es handelt sich also um eine paläeuropide Körperformgruppe, deren steinzeitliche Vertreter teilweise freilich progressiver als die heutigen Ainu waren. So zeigen nach Matsumoto einige Miyato- und Tsukumo-Schädel sehr starke cromagnide Anklänge.

Ein weiterer Fragenkomplex ergab sich durch den „semitischen Typus". An dem Vorhandensein dieser Erscheinung kann nicht mehr gezweifelt werden. Schon die v. Sieboldschen Typenbilder brachten entsprechende Physiognomien. Baelz charakterisiert ihn als „etwas verzartete Form" des an und für sich hochwüchsigen und kräftigen koreanisch-mandschurischen Typus. Mit diesem ist er fast ausschließlich auf die höheren Stände beschränkt und hat sich dort trotz seiner geringen Zahl ziemlich rein erhalten, weil er das Schönheitsideal des Japaners darstellt und die Aristokratie daher derartige Frauen bevorzugt. Später ist dieser Typus dann immer wieder beobachtet und beschrieben worden (ten Kate, Stratz), ohne daß man wußte, daß ihm bereits ein Name gegeben war: Janka hatte den Kleinwuchstypus der Kulis von der Jakoninrasse unterschieden[40]). Dabei charakterisiert er letztere folgendermaßen: „Die Jakoninrasse scheint mehr zartere Formen zu haben, wahrscheinlich von der Lebensweise; sie sind meist hagere Gestalten, größer als die Kulis, ihre Gesichtsbildung nicht so eckig, mehr länglich, mit oft schön gewölbter Stirne und schöner, ja selbst gebogener Nase; ihre Haut ist blässer." Das entspricht im wesentlichen der Beschreibung, die Baelz seinem semitischen Typus innerhalb der Mandschu-Koreaner gegeben hat. Damit kommt dieser Körperformgruppe zunächst Jankas Bezeichnung „Jakoninrasse" zu (über das Prioritätsrecht vgl. weiter unten). Zugleich erledigt sich mit diesem Namen auch die unglückliche sprachliche Wendung vom „semitischen Typus". Denn es kann sich, wie Baelz und ten Kate auch feststellen, keinesfalls um einen jüdischen Einschlag im japanischen Volke handeln. Das zeigt auch die folgende Erörterung der Herkunft. Dabei wird zugleich die Frage aufgeworfen, ob es sich bei dieser Körperformgruppe um eine volks- oder sozialtypische Sonderform, der ein bestimmtes Rassengemisch zugrunde liegt, oder um eine selbständige Rasse handelt. Schließlich muß der Frage nachgegangen werden, ob es sich etwa nur um eine hormonale Variante innerhalb der Siniden, dem am ähnlichsten gelagerten Hormonaltypus, handelt.

In Mittelchina ist nun ebenso wie in Japan eine sozialtypische Sonderprägung in den höheren Volksschichten festzustellen, wobei Individuen mit ziemlich hohem Nasenrücken und fast europider Augenlidform durchaus noch in die Variationsbreite der siniden Rasse fallen, „wenn hier auch teilweise historische Beimischungen aus turanider Quelle eine Rolle spielen mögen"[41]). Denn die jungsteinzeitliche Yang-schao-Kultur, die Anderson[42]) entdeckte, hat unabweislich Beziehungen zu der jungneolithischen bis bronzezeitlichen Tripolje-Kultur Südrußlands und der Donauländer. Auch Beziehungen zu

[39]) Buxton, L. H. D.: The Peoples of Asia. 271 S., London 1925. — Vgl. S. 212.

[40]) Nach Weisbach, A.: Körpermessungen verschiedener Menschenrassen. 336 S., Berlin 1878. — Vgl. S. 93.

[41]) v. Eickstedt, E. Frhr.: a. a. O. zit. 1934, S. 198.

[42]) Anderson, J. G.: Archäologische Studien in China. Mitt. Anthr. Ges. Wien LIV, 60—82, 1924.

Susa bestehen, die nach Anderson auf Kulturwanderung von West nach Ost beruhen, so daß auch ein rassischer Einfluß von dort her möglich ist. Noch in historischer Zeit sind schließlich starke turanide Einflüsse in China nachgewiesen[43]). Selbst die heutige Bevölkerung liefert noch Beweise, daß hier ein Gebiet der Kontaktmetamorphose zwischen dem europiden und mongoliden Rassenkreis vorliegt[44]). In dieser Richtung liegen auch die Untersuchungen von Gaupp[45]), der besonders in höheren Klassen „Adlernasen" beobachtete. Bei den Tibetanern scheinen ihm diese sogar überwiegend vorzukommen. Entsprechend fand Basler[46]) unter 73 Personen 21 mit sehr deutlich konvexer Nase. Seine Abbildungen zeigen keine Hakennasen, sondern eine den Orientaliden ähnliche Form. Auch Ratzel[47]) schreibt: „Auch China hat seinen aristokratischen Typus mit Bogennase, schmalen Augen, dünnem Munde. Der feinste Japaner übertrifft ihn noch durch längeres Gesicht und größere Augen." Schließlich errechnet Wagenseil[48]) über 26% konvexe Nasen. Freilich handelt es sich hier nur um ein Einzelmerkmal, von dessen Verbreitung noch nicht auf eine entsprechende Häufigkeit bestimmter Rassen geschlossen werden kann. Erst eine eingehende rassische Analyse kann hier Klärung bringen, so daß auch die zahlreichen entsprechenden japanischen Typen ihre Einordnung finden können.. Handelt es sich tatsächlich um europide Beimischungen, so muß freilich die Bezeichnung Jakonin**rasse** fallen und wir können nur von einem Jakonin**typus** reden, der auf die turanide und dinaride und möglicherweise auch auf die orientalide Rasse zurückgeht und mit mongoliden Merkmalen gemischt nach Japan gelangt ist.

Noch ein zweiter Grund nötigt zur äußersten Vorsicht bei der rassischen Bestimmung des vorliegenden Typus. Denn der physische, psychische und physiologische Grundcharakter des Menschen[49]) und damit auch der Rassen wird wesentlich von hormonalen Vitalpotenzen bestimmt und gelenkt, die ihrerseits wieder in ihrem Wirken wohl in erster Linie erblich bedingt sind, daneben aber auch auf die chemischen Grundstoffe ansprechen, die zu ihrem Aufbau durch den Nahrungsstoffwechsel in das Blut gelangen[50]). Nun tritt der japanische Jakonintypus nach den bisherigen Kenntnissen nur in den höheren Volksschichten auf, während nach Baelz in der Masse des ungünstig situierten, hart arbeitenden Volkes der grobe, plumpe Typus vorherrscht. Athletische Übungen oder die harte Arbeit um das tägliche Brot könnten den ursprünglich schwach angelegten und zarten Körper sehr robust gestalten. Dieser Faktor falle bei den vornehmen Frauen jedoch weg, weswegen der

[43]) v. Eickstedt, E. Frhr.: a. a. O. zit. 1934, S. 278.

[44]) Joyce, T. A.: On the physical anthropology of the Oases of Khotau and Keriya. J. Anthr. Inst. XXXIII, 305—324, 1903.

[45]) Gaupp, H.: Vorläufiger Bericht über anthropologische Untersuchungen an Chinesen und Mandschuren in Peking. Z. f. Ethnol. XLI, 730—734. 1909.

[46]) Basler, A.: Die Nasenform bei Chinesen. Z. f. Morph. u. Anthr. XXX, 559—563, 1932.

[47]) Ratzel, F.: Völkerkunde. 2 Bde., Leipzig 1895. — Vgl. II. S. 655.

[48]) Wagenseil, F.: Rassiale, soziale und körperbauliche Untersuchungen an Chinesen. Z. f. Morph. u. Anthr. XXXII, 132—213, 1933.

[49]) Hoskins, R. G.: Die Hormone im Leben des Körpers. 171 S., Leipzig 1934. Kemp, T. und Okkels, H.: Lehrbuch der Endokrinologie für Studierende und Ärzte. 224 S., Leipzig 1936.

[50]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Hormone und Boden. (In: W. Panzer: Krebs-Festschrift.) 67—82, Stuttgart 1936.

reine feine Typus bei ihnen so häufig angetroffen würde. Trotzdem will Baelz das Vorkommen dieser beiden Typen auf Verschiedenrassigkeit zurückführen. Dazu im Gegensatz glaubt Weidenreich[51]) den Nachweis führen zu können, daß die im allgemeinen größere Tendenz zur Ausbildung eines mehr leptosomen Habitus bei den sozial höhergestellten Schichten auch auf die japanischen Verhältnisse zutrifft und die dortigen Leptosomatiker und Eurysomatiker nicht rassenmäßigen, sondern nur konstitutionellen Charakter tragen. Inzwischen hat sich jedoch mit verbesserten Methoden der Rassenbestimmung und auf Grund neuerer anthropologischer und prähistorischer Untersuchungen ergeben, daß diese Auffassung nicht zu halten ist. Dabei werden freilich auch die Baelzschen Typen in ihre rassischen Elemente aufgelöst. Der Satsumatypus darf demnach in erster Linie auf die theromorph-primitive palämongolide, aber auch auf die grobmongolide tungide Rasse zurückgeführt werden, während der aristokratische Choshiu-Typus mit der hochwüchsigen siniden Rasse identifiziert werden kann. Der in den höheren Klassen zugleich auftretende Jakonintypus dürfte dann, wenn sich kein rassischer Zusammenhang mit den europiden Kontaktrassen ergeben sollte, am ehesten als hormonale Spielart der Siniden aufzufassen sein. Gerade die Hormonlehre läßt verständlich werden, daß in allen Rassen noch durchaus „normale" hyperthyreoidale und hypophysäre Typen auftreten können, ohne daß ein genetischer Zusammenhang mit anderen entsprechenden Formengruppen bestehen muß. Pseudojüdische Typen finden sich ja nicht nur in Japan, sondern auch bei den Andiden Südamerikas, den Melanesiden auf Neu-Guinea und bei den Äthiopiden Afrikas. So können auch „alpine" Körperformen in den verschiedensten Rassen auftreten[52]), ohne daß genetische Beziehungen bestehen. Wie vorsichtig bei rassischen Einordnungen vorgegangen werden muß, geht nicht zuletzt auch aus den Beobachtungen von Neuhauss[53]) hervor.

Fassen wir die Ergebnisse des historischen Überblicks zusammen, so kann einerseits der Rahmen der möglicherweise auftretenden Rassen nicht weit genug gespannt werden, während auf der anderen Seite nicht jeder auffällige Typus in genetische Beziehungen mit ähnlichen Gruppen gebracht werden kann. So wurde wahrscheinlich gemacht, daß es sich bei der „Jakoninrasse" Jankas nicht um eine selbständige Rasse, sondern um ein europid-mongolides Rassengemisch oder eine gau- oder sozialtypische Sonderform der siniden Rasse handelt, deren Bezeichnung nicht unter das Prioritätsgesetz im Sinne der exakten anthropologischen Nomenklatur[54]) fällt, deren Benennung als Jakonintypus aber empfohlen wird. (Forts. im nächsten Heft.)

[51]) Weidenreich, F.: Rasse und Körperbau. 187 S., Berlin 1927. — Vgl. S. 65—73
[52]) Bean, R. B.: The Racial Anatomy of the Philippine Islanders. 236 S., Philadelphia 1910.
Dixon, R. B.: The Racial History of Man. 583 S., New York/London 1923.
Nyèssen, D. J. H.: The Races of Java. 122 S., Weltevreden 1929.
[53]) Neuhauss, R.: Deutsch-Neu-Guinea. 2 Bde., Berlin 1911. — Vgl. Bd. 1, S. 87—90.
[54]) v. Eickstedt, E. Frhr.: a. a. O. zit. 1937, S. 211.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität München

Ein dinarisches Rassenmerkmal

Von

Chr. v. Krogh

Mit 6 Abbildungen

In der beschreibenden Rassenkunde werden als Merkmale des dinarischen Gesichtes allgemein angeführt: Aus einem schmalen Gesicht entspringt eine große, konvexe Nase, die meist im oberen Drittel abgeknickt ist; häufig verläuft ihre Krümmung aber auch gleichmäßig. Die hochgezogenen, geblähten Nasenflügel lassen von der Nasenscheidewand mehr sichtbar als bei anderen Rassen, da ihre untere Abgrenzung noch oben ausgebuchtet ist. Die Schleimhautlippen sind wenig modelliert und eine oft schon in früher Jugend ausgeprägte Nasenwangenfurche gibt dem Gesicht etwas charakteristisch Derbes. Die Lidspalte des dunklen Auges ist weit und hat häufig eine sehr hoch liegende Lidfalte.

Darüber hinaus haben einige Beobachter auf den hohen, massig gebauten Kinnteil des dinarischen Unterkiefers hingewiesen und in diesem Zusammenhang auch eine kurze Hautoberlippe erwähnt. Diese beiden letzten Merkmale sind in ihrer für die dinarische Rasse kennzeichnenden Ausprägung bisher aber noch nicht exakt untersucht worden; die gelegentlichen, mehr auf persönlichen Eindrücken beruhenden Angaben über das hohe Kinn und die kurze Oberlippe sind auch noch nicht allgemein als dinarische Kennzeichen anerkannt. Schwidetzky[1]) zeigte bisher als einzige, daß sich sowohl die absolute wie relative Kinnhöhe der Dinarier auch zahlenmäßig erfassen läßt.

Da mir unter vorderasiatischen Rassenbildern ein solches besonderes Verhältnis von Oberlippen- und Kinnhöhe nicht aufgefallen war, versuchte ich dieser Frage bei der dinarischen Rasse nachzugehen. Wenn sich die erwähnten Beobachtungen bestätigen sollten, hätten wir damit ein weiteres Unterscheidungsmerkmal der beiden so häufig nicht klar abzugrenzenden Rassen.

Den Ausgangspunkt mußte ein zahlenmäßig großes Material bilden, um zu einigermaßen sicheren Ergebnissen zu kommen. Da die Maße Oberlippenhöhe (Subnasale — Stomion) und Kinnhöhe (Stomion — Gnathion) bei anthropologischen Erhebungen nicht genommen werden, konnte auf die vorliegenden Zahlenwerte früherer Untersuchungen nicht zurückgegriffen werden. Andererseits war es auch nicht möglich, nur zur Lösung dieser Spezialfrage eine große Anzahl dinarischer Menschen zu messen. Ich schlug deshalb folgenden Weg ein: Von dem über 4000 Individuen umfassenden Bildmaterial der Bevölkerung des Alpenvorlandes, das vom Münchener Anthropologischen Institut im Laufe der Jahre gesammelt war, wählte ich 1030 erwachsene Personen (497 Männer, 533 Frauen) aus, bei denen die Profilaufnahme klar die Verhältnisse von Oberlippen- und Kinnhöhe erkennen ließ. Die Auswahl erfolgte

[1]) Schwidetzky, I.: Meßbare Rassenunterschiede des Kinns. Z. Rassenk. III, 309 bis 310, 1936.

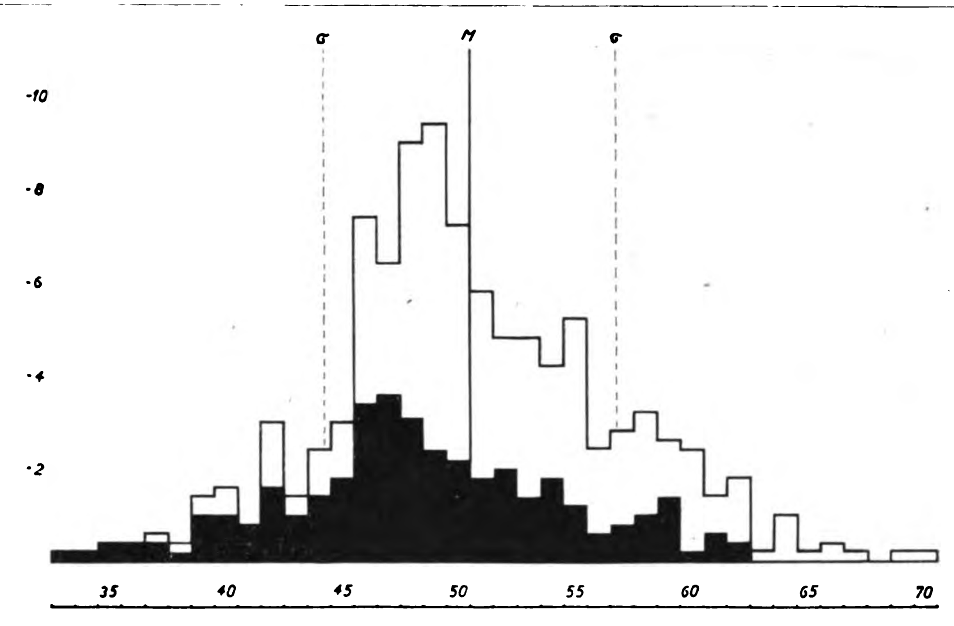


Abb. 1. Prozentuale Verteilung des Verhältnisses Oberlippenhöhe/Kinnhöhe in Kombination mit konvexer Nasenform (Männer)

willkürlich, ohne Rücksicht auf die rassische Zugehörigkeit der einzelnen Personen. Männer mit Bart mußten ausscheiden. Da diese Bevölkerung einen erheblichen dinarischen Rassenanteil hat [nach Teiluntersuchungen im südlichen Allgäu von Schultz[3]) handelt es sich um eine nordisch-dinarische Mischbevölkerung mit starkem alpinen (ostischen) Einschlag], so bietet sie gute Möglichkeit, das Verhältnis von Oberlippen- und Kinnhöhe beim dinarischen Menschen zu untersuchen. Außerdem hat das Material den Vorteil, daß sich vorhandene Unterschiede gegenüber anderen Rassen von den zahlreich vertretenen nichtdinarischen Personen abheben müssen. Wenn auch bei dieser Methode auf absolute Maße verzichtet werden mußte, so ließ sich doch das Verhältnis $\frac{\text{Oberlippenhöhe} \times 100}{\text{Kinnhöhe}}$ genau bestimmen, das bei kleiner Oberlippen- und großer Kinnhöhe den Unterschied noch besser zeigt als die absoluten Maße.

Oberlippen- und Kinnhöhe wurden nicht auf der Photographie gemessen, da hierbei der Meßfehler zu groß geworden wäre. Es wurde vielmehr jede Aufnahme mit dem Epidiaskop vergrößert, so daß die beiden Maße bequem zu nehmen waren. Auf den Vergrößerungsmaßstab brauchte dabei nicht geachtet zu werden, da dieser das Verhältnis der beiden Strecken nicht ändern kann. Aus den erhaltenen Maßzahlen wurde dann das Verhältnis Oberlippenhöhe—Kinnhöhe berechnet, das um so kleiner ausfallen mußte, je niedriger die Oberlippe oder je höher das Kinn war. Die Maße wurden projektivisch genommen.

[3]) Schultz, B. K.: Rassenkunde deutscher Gaue. Bauern im südlichen Allgäu. München 1935.

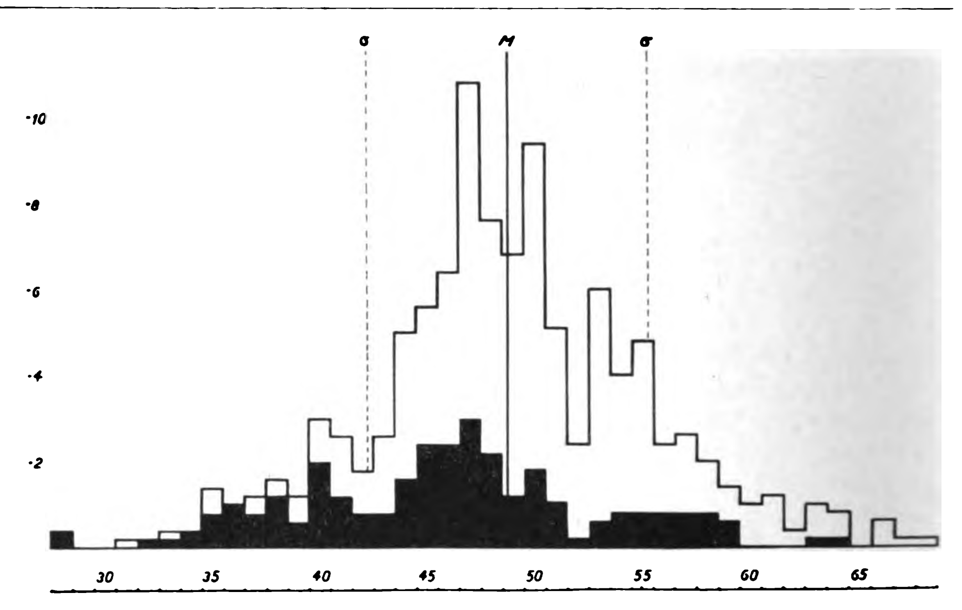


Abb. 2. Prozentuale Verteilung des Verhältnisses Oberlippenhöhe/Kinnhöhe in Kombination mit konvexer Nasenform (Frauen)

Abb. 1 und 2 zeigen die Ergebnisse nach Geschlechtern getrennt. Die 497 Männer haben im Mittel ein Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis von 50,5, bei den 533 Frauen beträgt es 48,8. Wenn nun die niedrigen Werte dieser Verhältniszahlen vor allem bei dinarischen Typen, die hohen Werte dagegen bei solchen Personen vorkommen, die wenig oder gar keinen dinarischen Einschlag erkennen lassen, so wäre damit bewiesen, daß ein niedriges Verhältnis Oberlippenhöhe—Kinnhöhe ein für den dinarischen Menschen typisches Merkmal ist.

Betrachten wir einmal die Beziehung zwischen dem dargestellten Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis und der Häufigkeit konvexer Nasenformen, so zeigt sich das in Abb. 1 und 2 durch die schwarzen Flächen dargestellte Bild. In jeder Klasse bedeutet die schwarze Fläche die prozentuale Häufigkeit der konvexen Nasen. Man sieht sofort, daß unterhalb des Mittelwertes, also bei den Individuen mit niedrigem Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis, die weitaus größte Zahl der konvexen Nasen liegt. Männer und Frauen verhalten sich völlig gleichsinnig. Es trifft folglich eine niedrige Oberlippe und ein hohes Kinn viel häufiger zusammen mit konvexer als mit einer anderen Nasenform. Besonders deutlich zeigt sich diese Tatsache bei den beiden Extremgruppen unterhalb und oberhalb von $\pm\sigma$. Bei der unteren Gruppe (mit niedrigem Index) finden sich konvexe Nasen in 66,8% bei den Männern, in 63,1% bei den Frauen. Bei der oberen Gruppe kommen sie im männlichen Geschlecht nur in 26,2%, im weiblichen in 24,3% vor. Insgesamt beträgt die Häufigkeit konvexer Nasen bei der untersuchten Gruppe 33,2%. Gerade die konvexe Nasenform ist aber ein Merkmal der dinarischen Rasse, das für keine andere im engeren Sinn europäische Rasse als kennzeichnend angesehen werden kann, es sei denn, man erkennt keinen Unterschied zwischen dinarisch und vorderasiatisch an, wie es

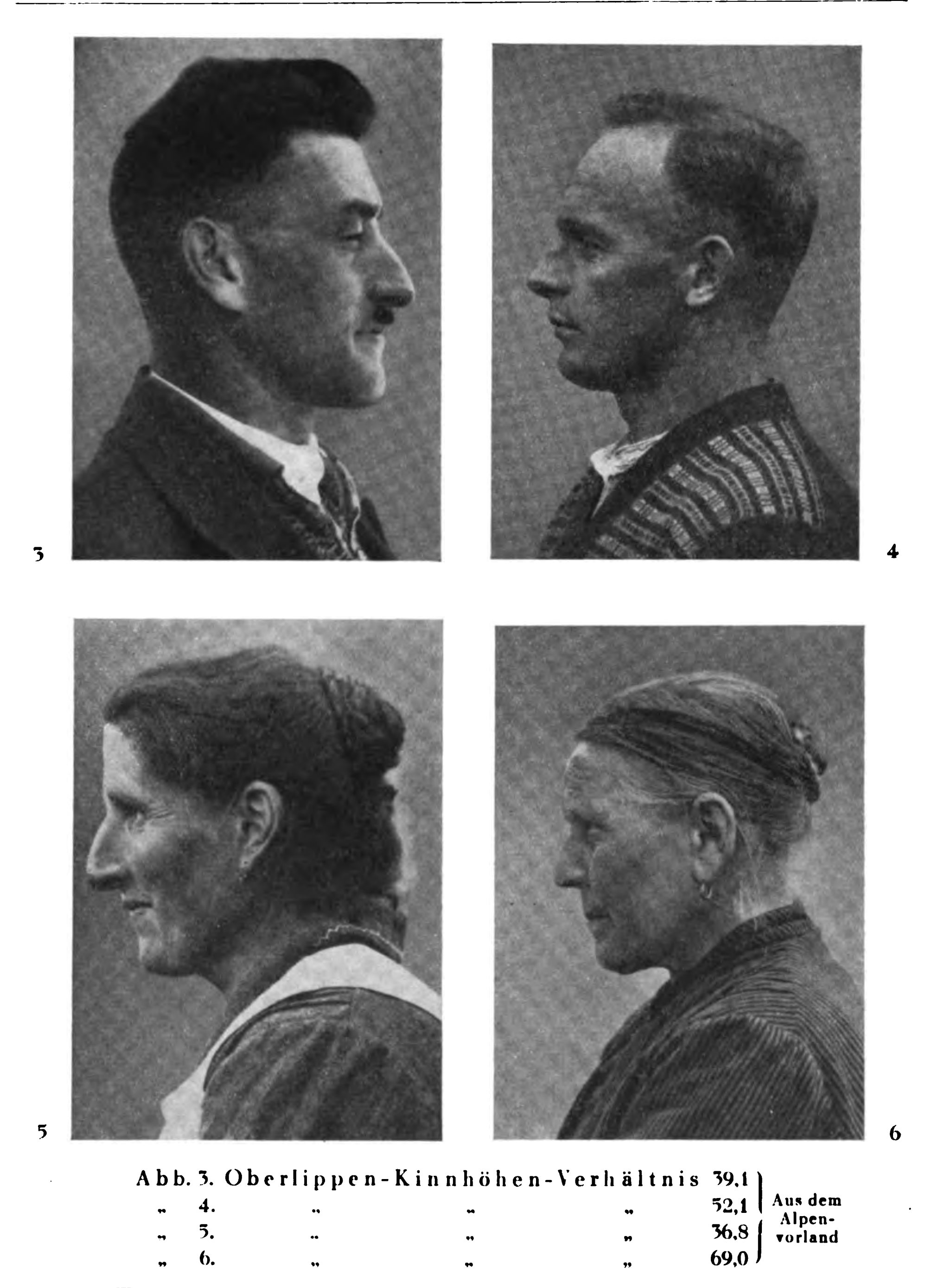


Abb. 3. Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis	39,1	Aus dem Alpenvorland
„ 4. „ „ „	52,1	
„ 5. „ „ „	36,8	
„ 6. „ „ „	69,0	

ja zum Teil noch geschieht. Mit den Gründen, die für eine solche Auffassung zu sprechen scheinen, habe ich mich a. a. O.[3]) auseinandergesetzt, so daß sich eine Wiederholung erübrigt.

[3]) v. Krogh, Chr.: Dinarisch und Vorderasiatisch. Eine rassenkundliche Betrachtung. Ztschr. f. d. ges. Naturw. IV, 24—28, 1938.

Zieht man außerdem noch die große Körperhöhe, die kurze Kopf- und die schmale Gesichtsform sowie die dunkle Haar- und Augenfarbe als kennzeichnend für die dinarische Rasse hinzu, so zeigt sich: Die Individuen der unteren Extremgruppe (mit niedrigem Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis) haben im Vergleich zur oberen Gruppe im männlichen Geschlecht größeren Wuchs und sind häufiger schmalgesichtig und dunkeläugig; im weiblichen Geschlecht sind sie häufiger kurzköpfig, schmalgesichtig und dunkelhaarig (siehe Tabelle). Daß die Verteilung der Merkmale hier nicht so deutlich wie bei der Nasenform für die dinarische Rassenzugehörigkeit der Gruppe mit niedrigem Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis spricht, ist nicht verwunderlich. Diese anderen Merkmale sind auch nicht so ausschließlich für die dinarische Rasse kennzeichnend wie die konvexe Nasenform, werden also gerade in einer rassengemischten Bevölkerung auch bei anderen Typen nicht selten vorkommen. Immerhin deuten auch hier die vorhandenen Unterschiede auf dinarische Rasse und sprechen nicht gegen eine solche Annahme.

Tab. 1. Prozentuale Häufigkeit der Merkmalsausprägungen bei der unteren (I) und bei der oberen (II) Extremgruppe

	Männer			Frauen		
		I	II		I	II
Große Körperhöhe	(ab 168 cm)	52,4	38,9	(ab 156 cm)	56,0	56,8
Hoher Längen-Breiten-Index	(„ 80 „)	79,7	80,4	(„ 81 „)	92,2	74,7
Hoher Gesichtsindex	(„ 86 „)	65,6	50,0	(„ 83 „)	67,1	64,8
Dunkle Augenfarbe	(7—16 „)	43,1	39,3	(7—16 „)	48,6	50,4
Dunkle Haarfarbe	(P—Z)	78,4	78,2	(P—Z)	68,4	66,1

Aus den angeführten Ergebnissen scheint mir eindeutig hervorzugehen, daß in der untersuchten Bevölkerung des Alpenvorlandes ein niedriges Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis viel häufiger mit dinarischen Rassenmerkmalen kombiniert war, als bei gleichmäßiger Verteilung anzunehmen war. Es ist deshalb wohl gerechtfertigt, ein verhältnismäßig hohes Kinn und eine verhältnismäßig niedrige Oberlippe als ein für die dinarische Rasse kennzeichnendes Merkmal anzusehen.

Im allgemeinen scheint die Oberlippenhöhe bei europäischen Rassen etwa die Hälfte der Kinnhöhe zu betragen, worauf auch der Mittelwert meiner Gesamtbevölkerung, der um 50 schwankt, hindeutet. Bei dinarischen Menschen dagegen ist die Mundspalte, von vorn gesehen, gleichsam nach oben verschoben, verursacht sowohl durch die kurze Oberlippe als auch durch das hohe Kinn.

Wir haben mit den gefundenen Ergebnissen aber nicht nur ein Kennzeichen der dinarischen Rasse bestätigt, sondern gleichzeitig ein neues Unterscheidungsmerkmal gegenüber der vorderasiatischen Rasse erhalten. Bei dieser ist das Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis offenbar nicht anders als bei den nichtdinarischen Rassen Europas. Bei der geringen Anzahl vorderasiatischer Rassenbilder war eine größere Untersuchung noch nicht möglich. Fand ich bei 55 ausgesuchten männlichen Dinariern ein mittleres Oberlippen-Kinnhöhen-Verhältnis von 40,9 ± 0,6, so hatten 20 männliche Vorderasiaten ein solches von 51,3 ± 1,9, der Unterschied ist also statistisch gesichert. Genauen Aufschluß wird aber erst ein umfassenderes Material geben können.

Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Dr. Freiherr v. Eickstedt)

Soziale Siebung in Oberschlesien

Von

I. Schwidetzky, Breslau

Mit 12 Abbildungen und 12 Tabellen

Bei den Arbeiten der „Rassenuntersuchung Schlesien" ergab sich an mehreren Stellen, daß innerhalb der ländlichen Bevölkerung die verschiedenen sozialen Gruppen nicht die gleiche rassische Zusammensetzung aufweisen. Bei den Bauern, dem bodenbesitzenden Teil der Bevölkerung also, waren vielmehr die progressiven Langwuchstypen — Nordische und Dinarier — mit höheren Anteilen vertreten als bei Handwerkern und Arbeitern, wobei — entsprechend ihrer Häufigkeit in ganz Schlesien — die nordische Rasse gegenüber dem Gesamtdurchschnitt des betreffenden Raumes noch stärker betont erschien als die dinarische. Gleichgerichtete Unterschiede fanden sich in einer Reihe weiterer Kreise, bei denen daraufhin das zunächst nur räumlich gegliederte Material unter diesem Gesichtspunkt betrachtet wurde. So kann man den Schluß ziehen, daß es sich hier nicht um örtlich begrenzte Erscheinungen, sondern um eine für ganz Schlesien geltende sozialbiologische Gesetzmäßigkeit handelt.

Zu ihrer Erklärung bieten sich theoretisch zwei Möglichkeiten: Schichtung und Siebung. Die Schichtung würde auf einen einmaligen historischen Vorgang zurückgehen, bei dem sich zwei rassisch verschiedene Bevölkerungsgruppen über- und ineinanderschoben. Für Schlesien läge es nahe, dabei an die deutsche Landnahme des Mittelalters zu denken, um so mehr, als diese deutliche Beziehungen zur räumlichen Verteilung der Nordischen aufweist. Voraussetzung für diese Deutungsmöglichkeit wäre allerdings, daß zwischen den betreffenden Bevölkerungsgruppen der Heiratsaustausch von jeher beschränkt war, so daß sie tatsächlich bis in die Gegenwart Spuren ihrer ursprünglichen Eigenart bewahren konnten. Anders die Siebung. Durch sie werden in jeder Generation neu Menschen von bestimmten Erbmerkmalen von denjenigen sozialen Gruppen angezogen, in denen eine Betätigung und Bewährung dieser Anlagen in besonderem Maße möglich ist. Es erhebt sich also die Frage, ob die geschilderte Erscheinung — der stärker nordische Charakter des bodenbesitzenden Teils der Landbevölkerung — die bis in die Gegenwart reichende Auswirkung einer vergangenen bevölkerungsgeschichtlichen Epoche darstellt, oder ob sie aus in der Gegenwart wirksamen Kräften in jeder Generation neu entsteht; mit anderen Worten: ob sie statisch oder dynamisch bedingt ist.

Zur Entscheidung dieser Frage ist der Blick vor allem auf die Siebung zu richten, während die ausschlaggebende Rolle der Schichtung eigentlich nur negativ, durch Ausschluß der dynamischen Erklärungsmöglichkeit bewiesen werden könnte. Denn da der Untersuchung nur Menschen der Gegenwart zur

Verfügung stehen, können bevölkerungsbiologische Vorgänge unmittelbar auch nur in der von hier aus überschaubaren Generationenfolge beobachtet werden. Es ist also zu fragen, ob nicht nur mit der sozialen Gliederung, sondern auch mit der sozialen Bewegung rassische Erscheinungen parallel gehen. Zwischen den einzelnen Berufsgruppen findet ja dauernd durch sozialen Aufstieg und Abstieg und die weitgehende Freiheit der Berufswahl ein mehr oder minder starker Austausch statt. Wenn nun tatsächlich Siebung vorliegt, so müssen sich die Menschen gleichen sozialen Standes, aber verschiedener sozialer Herkunft ähnlich verhalten. Handelt es sich dagegen nicht um Siebung, und damit also um eine historisch bedingte Schichtung, so werden sich die Menschen gleicher sozialer Herkunft auch bei verschiedenem sozialem Stand rassisch gleich sein. Die Frage „Schichtung oder Siebung" fällt also zusammen mit der Frage, ob der soziale Stand oder die soziale Herkunft die stärkeren Beziehungen zur sozialbiologischen Gliederung aufweist.

Methodische Vorbemerkungen

Diese Frage soll im folgenden nicht nur für das Bauerntum, sondern auch für die anderen ländlichen Berufsstände — Handwerker und Arbeiter — angegangen werden. Als Grundlage der Untersuchung dient derjenige Teil des oberschlesischen rassenkundlichen Materials, bei dem außer dem Beruf des Untersuchten auch der Beruf des Vaters erfragt worden war. Dies geschah durchweg in den Kreisen Cosel, Gleiwitz, Groß-Strehlitz, Grottkau, Neiße, Neustadt und Ratibor[1]). Hier kann also innerhalb der ländlichen Berufsstände nach der sozialen Herkunft gegliedert werden, wobei sich folgende Gruppen ergeben:

B/BS	Bauern — Bauernsöhne,
NB/BS	Nichtbauern — Bauernsöhne,
B/NBS	Bauern — Nichtbauernsöhne[2]),
NB/NBS	Nichtbauern — Nichtbauernsöhne[3]),
H/HS	Handwerker — Handwerkersöhne,
A/HS	Arbeiter — Handwerkersöhne,
A/AS	Arbeiter — Arbeitersöhne,
H/AS	Handwerker — Arbeitersöhne.

Um etwa vorhandene Unterschiede nicht zu verwischen, wurden nur diejenigen Personen berücksichtigt, bei denen die ständische Zuordnung des Untersuchten selbst und seines Vaters eindeutig schien. So wurden in die bäuerliche Gruppe alle die gerade in Oberschlesien häufigen halbbäuerlichen Berufe — Häusler, Kätner, Stellenbesitzer, Einlieger, Halbbauern usw. — nicht miteinbezogen, und nur „Bauern" und „Landwirte" berücksichtigt. Aus dem gleichen Grunde wurde die große Gruppe der Maurer ausgeschlossen, da diese

[1]) Das Material wurde von folgenden Mitarbeitern an der „Rassenuntersuchung Schlesien" gesammelt: den Herren Blazyczek (Grottkau), Kubiczek (Neiße), Dr. Klenke (Cosel, Gr.-Strehlitz, Gleiwitz), Dr. Peters (Gleiwitz) und den Damen Hahn (Ratibor) und Plischke (Neustadt).

[2]) Die geringe Zahl der Bauern nichtbäuerlicher Herkunft erlaubt hier keine weitere Untergliederung in Handwerker- und Arbeitersöhne.

[3]) Diese Gruppe setzt sich aus den folgenden 4 Gruppen zusammen.

die verschiedensten Grade der Gelerntheit — vom Bauarbeiter bis zum geprüften Maurerpolier — umfaßt, und damit zwischen Handwerkern und Arbeitern steht. Dazu kommt, daß die Maurer meist Saisonarbeiter sind, die im Winter einer Nebentätigkeit nachgehen. Bei den Arbeitern blieben ferner unberücksichtigt alle diejenigen, die durch eine nähere Umschreibung ihrer Tätigkeit — Walzer, Ziegelbrenner u. ä. — eine gewisse spezielle Ausbildung andeuteten. Damit werden zwar nicht die gelernten Arbeiter von den ungelernten reinlich geschieden, aber doch wohl der Anteil der Gelernten herabgemindert und die Gruppe der Arbeiter stärker von den Handwerkern abgerückt. Es blieb ferner ein nicht unerheblicher Rest weiterer, teils ständisch unklarer, teils zu gering vertretener Berufe — „Eisenbahner", Kaufleute, „Vekturanten", Schiffer usw. —, außerdem diejenigen, bei denen die Angaben nicht vollständig waren, so daß nur ein Teil, insgesamt etwa zwei Drittel, des in den 7 Kreisen gesammelten Materials verwertet wurde.

Innerhalb der Stände war eine weitere Untergliederung nur bei den Handwerkern möglich. Hier wären aber für die Kreise die Gruppen zu klein geworden, so daß die einzelnen Handwerker aus dem Gesamtmaterial zusammengefaßt wurden. An dieser Stelle konnten aber auch diejenigen Kreise berücksichtigt werden, in denen nicht der Beruf des Vaters erfragt worden war. Denn da die einzelnen Handwerke (Schmiede, Schlosser, Fleischer usw.) zweifellos keine auch nur annähernd geschlossenen oder beschränkten Heiratskreise darstellen, ist hier die Möglichkeit der historisch bedingten Schichtung nicht gegeben, so daß etwa vorhandene rassische Unterschiede unmittelbar auf Siebung zurückgeführt werden können. Insgesamt wurden damit 7326 männliche Personen, davon 6178 für die Untersuchung nach Kreisen berücksichtigt.

Die Rassenzusammensetzung der einzelnen Gruppen wurde aus den individuellen Rassendiagnosen errechnet. Es sind nun aber, wie die Erfahrung gezeigt hat, zwar die Diagnosen des gleichen Bearbeiters an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten vergleichbar; die Analysen verschiedener Beobachter müssen jedoch durch rechnerische Methoden gegenseitig kontrolliert und unter Umständen aufeinander abgestimmt werden. Aus diesem Grunde wurde auf die Wiedergabe der absoluten Rassenprozentsätze verzichtet und nur die Abweichung der Vergleichsgruppen voneinander innerhalb der Kreise, also innerhalb des Arbeitsbereiches je eines Mitarbeiters, wiedergegeben. Tatsächlich interessiert ja in diesem Zusammenhang gar nicht die Höhe der einzelnen Rassenanteile an sich, sondern nur die Richtung der Abweichung. Für die einzelnen Handwerkergruppen, die Individuen aus ganz Oberschlesien zusammenfassen, konnte dieser Weg allerdings nicht eingeschlagen werden. Hier wurden deshalb nur die Diagnosen zweier Mitarbeiter, nämlich die des ehemaligen Assistenten am Breslauer Anthropologischen Institut, Dr. Klenke, und der Verf. berücksichtigt, da sich deren Vergleichbarkeit aus täglicher Arbeit und aus rechnerischen Kontrollen ergeben hat. Diese Diagnosen umfassen immerhin einen erheblichen Teil des oberschlesischen Gesamtmaterials[4]).

Der methodische Grundsatz der Rassenuntersuchung Schlesien, daß die Rassenanalyse Hand in Hand mit der Merkmalsanalyse gehen und an ihr nach-

[4]) Die Kreise Kreuzburg, Rosenberg, Guttentag, Gr.-Strehlitz, Tost-Gleiwitz, Cosel, Leobschütz und Neustadt; unberücksichtigt blieben damit nur die Diagnosen aus Oppeln, Ratibor, Grottkau und Neiße.



geprüft werden muß, gilt natürlich auch für die vorliegende Untersuchung. Er stellt sich hier dar in der Frage, ob die etwa auftretenden Rassenunterschiede zwischen den Sozialgruppen den Merkmalsunterschieden parallel gehen, bzw. ob die Merkmalsunterschiede durch die gefundenen Rassenunterschiede erklärt werden können. Die vollständige mehrgestufte Kontrolle der quantitativen Analyse bleibt dagegen mit dieser selbst der kreismäßigen Aufbereitung des Materials vorbehalten. Auf eine statistische Fehlerrechnung, die die Rechenmühe und den Umfang der Tabellen vervielfacht hätte, wurde verzichtet, die gefundenen Unterschiede vielmehr dann als gesichert betrachtet, wenn sie in allen oder fast allen Kreisen gleichgerichtet waren. Nur bei den einzelnen Handwerken war eine Sicherung von dieser Seite nicht möglich, weshalb hier die statistischen Fehler berechnet wurden.

Unterschiede der sozialen Bewegung

Die 7 untersuchten Kreise stellen nach ihrem landschaftlichen und damit auch wirtschaftlichen und sozialen Aufbau keine Einheit dar. Zum rechtsodrigen Waldgebiet mit seinem sandigen Boden und dem verhältnismäßig geringen Anteil landwirtschaftlicher Nutzfläche gehören Gr.-Strehlitz und Tost-Gleiwitz, zum linksodrigen Acker-Löß-Land die Kreise Grottkau, Neiße und Neustadt, während sich Cosel und Ratibor zu beiden Seiten der Oder erstrecken und damit an beiden Landschaftstypen Anteil haben. Mit der Ertragfähigkeit der Böden wandelt sich auch die Besitzverteilung und damit die soziale Struktur. Während links der Oder ein kräftiger mittel- und großbäuerlicher Stand das Bevölkerungsbild beherrscht, nimmt in den rechtsodrigen Waldgebieten einmal der Großgrundbesitz eine führende Stelle ein, auf der anderen Seite ist der bäuerliche Besitz stärker aufgesplittert. So ist es hier ein wesentlich geringerer Teil der Bevölkerung, der von der eigenen Ackernahrung lebt.

Diese Verhältnisse spiegeln sich auch im beruflichen Aufbau der Untersuchten wider (Tab. 1). Nicht nur ist der Anteil der Bauern in den linksodrigen Kreisen erheblich höher: auch das Verhältnis von Handwerkern zu Arbeitern ist ein anderes. Absolut haben zwar die Handwerker, entsprechend der beherrschenden Stellung des Bauerntums, einen geringeren Anteil an den Untersuchten als rechts der Oder, aber doch einen höheren Anteil als die Arbeiter, die in den Waldkreisen Gr.-Strehlitz und Tost-Gleiwitz — und nur in diesen — die größte Berufsgruppe darstellen. So ist in der linksodrigen Ackerebene nicht nur die bodenbesitzende Schicht, die auf dem Lande nach Wohlstand und sozialem Ansehen die erste Stelle einzunehmen pflegt, stärker vertreten, sondern auch die nichtbäuerliche Bevölkerung weist einen sozial gehobeneren Durchschnitt auf.

Diesen Verschiedenheiten des sozialen Aufbaus gehen aber nun auch Verschiedenheiten der sozialen Bewegung parallel, was aus den Zustandszahlen nicht ohne weiteres zu erwarten ist. In dem Bauernland links der Oder ist die Bewegung, das Hinüberwechseln von Stand zu Stand und von Beruf zu Beruf ungleich geringer. Das liegt keineswegs nur an dem hohen Anteil des beharrenden, stabilen Bauerntums, in dem die Weitergabe des Besitzes und damit des sozialen Standes von Generation zu Generation das Natürliche und Gegebene ist; Handwerkersöhne erlernen hier auch häufiger das Handwerk des Vaters und bleiben überhaupt häufiger

Tab. 1. Soziale Gliederung der Untersuchten (in %)

	Linksodrige Kreise	Mischkreise	Rechtsodrige Kreise
Anteil der Bauern	66,7	36,4	23,2
„ „ Handwerker	13,1	20,5	21,2
„ „ Arbeiter	8,1	27,6	44,4
Arbeiter in % der Handwerker	61,5	134,7	209,6
Söhne im Stand des Vaters	76,1	72,2	67,7
Handwerker im Handwerk des Vaters	74,8	66,1	62,8
Anteil der Bauern an den Nichtbauernsöhnen	15,5	6,6	7,1
„ „ Nichtbauern an den Bauernsöhnen	16,0	30,4	41,5
„ „ Handwerker an den Arbeitersöhnen	33,0	15,7	16,4
„ „ Arbeiter an den Handwerkersöhnen	18,3	47,2	31,2

Handwerker als rechts der Oder. Ob dieser stark konservative Zug sozialpsychologisch bedingt ist, indem das bäuerliche Wesen stärker die Gesamthaltung auch der nichtbäuerlichen Bevölkerung prägt, oder ob dabei andere, etwa rassenpsychologische Momente mitwirken, muß freilich dahingestellt bleiben.

Ein weiteres Kennzeichen der linksodrigen Kreise ist die stärkere Konzentrierung der Bewegung auf das Bauerntum zu: er werden aus ihm weniger Menschen abgegeben und wandern ihm aus der nichtbäuerlichen Bevölkerung mehr zu, als in den anderen Kreisen (absolut überwiegt natürlich auch hier die Abgabe die Zunahme). Der soziale Aufstieg stellt sich damit in erster Linie als bäuerlicher Landerwerb und Seßhaftwerdung dar; rechts der Oder vollzieht er sich dagegen häufiger als Übergang vom Arbeiterstand zu dem des gelernten Handwerkers, was dem hohen Anteil der „nichtbesitzenden" Klasse und der Beschränktheit des landwirtschaftlichen Nahrungsraumes entspricht.

Die Kreise Cosel und Ratibor, die sich zu beiden Seiten der Oder und damit über Waldland und Lößebene erstrecken, ordnen sich in fast allen diesen Erscheinungen zwischen die linksodrigen und rechtsodrigen Kreise ein. Damit wird bestätigt, daß es sich hier nicht um zufällige Befunde bei den Untersuchten handelt, sondern um Gesetzmäßigkeiten der sozialen Bewegung, die mit dem gesamten Aufbau der Bevölkerung und ihrer Umwelt organisch verbunden sind.

Die Bauern als Siebungsgruppe

Um zunächst die Hauptfrage, nämlich die nach der Ursache des besonderen rassischen Charakters des Bauerntums anzugehen, können zwei Paare von Herkunft- und Standesgruppen verglichen werden: unter den Bauernsöhnen wurden die, die selbst Bauern wurden, unterschieden von denjenigen, die in den Handwerker- und Arbeiterstand übergetreten sind; ferner wurde der Gruppe nichtbäuerlicher Herkunft und nichtbäuerlichen Standes die der Bauern nichtbäuerlicher Abkunft gegenübergestellt. Die letzte Gruppe ist in allen Kreisen außerordentlich klein. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß der Erwerb einer bäuerlichen Wirtschaft ein nicht unerhebliches Kapital verlangt, das meist durch zähe Arbeit und Sparsamkeit erworben werden muß. Aber auch sozialpsychologische Gründe mögen dabei vorliegen. Geht doch der all-

Tab. 2. Merkmalsmittel der sozialen Gruppen
Erklärung der Abkürzungen vgl. S. 168

	N	Kopflänge	Kopfbreite	Kopfindex	Gesichtshöhe	Jochbogenbreite	Gesichtsindex	Nasenindex	Körperhöhe	Augenfarbe hell 1a–6 (%)	Haarfarbe hell A–Q (%)	Nasenprofil konvex (%)
Grottkau B/BS	576	187,5	162,0	86,3	122,3	143,7	85,2	64,4	167,7	79,9	44,5	38,9
NB/BS	113	187,3	160,8	86,1	121,6	143,0	85,3	64,5	166,8	71,8	46,4	27,4
B/NBS	28	189,0	161,5	85,8	121,4	142,7	85,2	66,2	166,9	64,3	60,7	32,2
NB/NBS	169	185,1	160,0	86,8	121,6	142,1	85,5	64,5	165,7	70,4	38,4	27,2
H/HS	78	185,9	161,0	86,9	121,5	142,7	84,7	65,0	165,7	69,2	33,3	33,3
A/HS	13	185,7	160,4	85,9	124,1	140,7	88,4	64,0	165,2	61,5	15,4	7,7
A/AS	58	184,2	159,4	87,1	121,5	141,5	86,0	64,1	165,3	72,4	50,0	24,1
H/AS	20	184,2	158,2	86,1	121,1	142,1	85,7	63,9	167,0	75,0	40,0	25,0
Neiße B/BS	979	186,7	160,3	86,1	124,9	142,1	87,8	57,9	168,0	83,3	31,5	36,7
NB/BS	144	187,2	160,8	86,1	124,3	142,5	87,4	58,8	166,6	75,9	27,9	31,3
B/NBS	46	185,8	159,8	86,3	123,3	142,0	86,5	58,3	166,4	73,8	39,1	37,0
NB/NBS	248	185,2	158,4	85,6	124,6	141,5	87,9	59,2	165,9	76,5	35,3	30,3
H/HS	127	186,2	159,1	85,4	124,5	142,3	87,0	59,5	166,1	76,3	38,5	26,0
A/HS	20	185,5	159,1	85,8	124,8	141,1	88,4	59,4	165,4	80,0	25,0	45,0
A/AS	62	184,2	157,4	85,8	124,8	140,3	89,0	58,0	165,3	78,9	30,6	33,9
H/AS	39	183,5	157,3	85,9	124,9	141,0	88,7	60,1	166,3	71,7	41,0	30,8
Neustadt B/BS	609	187,2	161,3	86,3	123,4	144,9	85,5	61,3	169,3	69,6	33,0	31,4
NB/BS	156	187,7	160,1	85,3	122,6	144,3	85,3	62,2	168,8	63,5	37,8	31,2
B/NBS	60	188,6	159,3	84,6	121,8	143,0	85,3	61,4	168,1	73,3	35,0	36,7
NB/NBS	313	185,7	159,6	86,2	122,9	142,4	86,0	62,7	167,9	67,8	43,7	32,6
H/HS	149	186,3	160,5	86,2	122,9	144,0	85,2	63,4	168,3	68,5	36,9	27,5
A/HS	46	186,6	159,6	86,2	122,7	142,4	86,3	62,9	167,3	67,4	52,1	37,0
A/AS	79	184,8	158,9	86,4	123,4	142,2	87,0	62,1	167,4	64,6	37,9	39,2
H/AS	39	184,3	157,8	85,7	121,8	140,8	86,5	61,3	168,1	71,8	71,7	33,3
Cosel B/BS	253	187,7	161,2	86,0	125,4	144,0	87,5	62,2	168,0	64,7	28,0	32,0
NB/BS	99	186,1	159,4	85,6	124,9	142,7	87,3	63,7	167,4	69,6	25,2	16,7
B/NBS	28	187,3	161,5	86,3	125,6	143,4	87,8	62,4	168,4	71,4	25,0	35,7
NB/NBS	412	185,2	158,3	85,5	124,7	142,5	87,7	62,9	167,5	63,7	34,3	19,8
H/HS	132	186,3	160,2	86,3	124,3	143,6	86,8	63,3	168,3	63,8	33,3	16,7
A/HS	41	186,4	158,8	85,3	123,5	142,8	86,7	63,5	165,7	56,1	34,1	19,5
A/AS	211	184,3	157,0	85,5	125,3	141,6	88,8	62,4	167,4	66,9	31,9	22,8
H/AS	28	184,9	158,3	85,9	124,9	143,4	86,9	63,7	167,7	50,0	56,7	12,5
Ratibor B/BS	221	187,4	161,3	86,2	122,4	144,0	84,9	61,9	169,3	77,9	45,0	29,9
NB/BS	122	186,2	159,4	85,4	120,6	143,0	84,5	62,7	167,6	72,0	46,7	24,5
B/NBS	21	188,7	163,8	87,0	124,6	146,1	86,4	62,0	170,4	90,5	52,3	33,3
NB/NBS	278	186,1	158,8	85,7	121,7	142,1	85,9	62,7	166,7	76,5	43,8	22,6
H/HS	101	187,2	160,0	85,8	122,7	143,9	85,5	62,5	167,0	70,3	38,0	18,8
A/HS	27	186,7	159,9	85,9	120,6	142,7	85,2	62,6	166,8	72,7	37,0	11,1
A/AS	117	185,1	157,4	85,4	120,9	140,1	86,5	63,1	166,3	80,3	50,8	28,2
H/AS	33	186,2	159,1	86,0	122,1	143,0	85,6	61,7	167,1	84,8	42,4	24,1
Gleiwitz B/BS	150	185,8	159,6	86,2	125,2	143,0	87,7	62,9	167,8	59,6	38,0	24,0
NB/BS	110	186,2	159,7	85,9	124,0	143,0	87,4	62,4	167,6	63,7	52,7	17,3
B/NBS	30	184,8	158,3	85,8	125,8	143,0	88,3	63,5	169,5	65,4	41,0	26,7
NB/NBS	322	185,5	158,4	85,6	123,9	141,5	88,0	63,6	166,9	61,8	51,1	17,7
H/HS	62	185,6	159,8	85,9	122,4	142,8	86,1	64,2	167,4	57,2	54,8	14,5
A/HS	43	184,8	157,0	85,3	124,3	139,7	89,6	61,9	166,6	65,0	44,1	14,0
A/AS	186	185,2	158,2	85,7	124,5	141,6	88,3	63,2	167,1	60,8	49,7	19,4
H/AS	31	187,7	159,1	85,1	122,7	141,3	87,4	65,6	165,5	72,1	61,2	19,4
Gr.-Strehlitz B/BS	126	187,7	159,9	85,3	125,5	143,4	87,5	62,7	169,0	73,6	36,5	25,4
NB/BS	87	187,5	160,5	85,7	125,2	143,6	87,2	62,4	167,8	60,9	34,4	27,6
B/NBS	29	187,6	158,3	84,8	126,2	142,5	88,8	61,3	167,4	75,9	31,0	20,7
NB/NBS	449	186,5	157,7	84,9	123,6	142,6	86,8	63,4	167,1	67,0	35,7	19,2
H/HS	137	187,0	159,0	85,2	123,7	143,5	86,3	63,4	167,6	67,1	30,6	24,8
A/HS	47	185,9	157,8	84,9	123,8	142,7	87,2	63,6	167,1	68,1	38,2	17,0
A/AS	217	186,1	156,7	84,8	123,9	142,0	87,2	63,4	166,9	68,7	36,1	15,7
H/AS	48	187,1	158,3	84,8	122,2	142,5	85,8	63,3	167,2	58,3	45,8	20,8

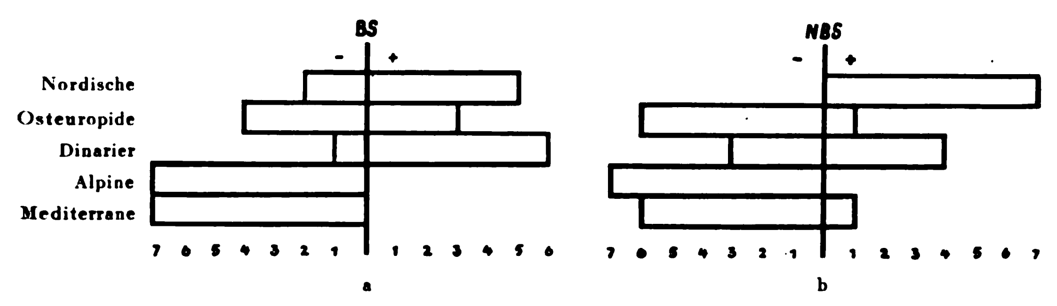


Abb. 1. Abweichung der Rassenzusammensetzung der Bauern von der der Nichtbauern

a) Bauernsöhne, b) Nichtbauernsöhne. Dargestellt ist die Anzahl der Kreise, in denen die Rassenanteile der Bauern gegenüber den Nichtbauern nach der positiven oder negativen Seite abweichen

Tab. 3. Abweichung der Rassenzusammensetzung der Bauern von der der Nichtbauern (%)

	Nordische	Osteuropide	Dinarier	Alpine	Mediterrane
B/BS : NB/BS					
Grottkau	+ 4,3	— 1,8	+ 4,6	— 2,3	— 4,8
Neiße	+ 0,9	+ 0,7	+ 0,7	— 1,7	— 0,6
Neustadt	— 1,5	— 3,5	+ 9,8	— 4,3	— 0,5
Cosel	+ 3,0	— 2,1	+ 4,0	— 2,7	— 2,2
Ratibor	+ 6,1	— 4,3	+ 4,2	— 5,5	— 0,5
Gleiwitz	— 1,2	+ 1,4	+ 4,7	— 2,8	— 2,1
Gr.-Strehlitz	+ 8,9	+ 0,9	— 3,3	— 3,2	— 3,3
B/NBS : NB/NBS					
Grottkau	+ 6,0	+ 4,6	— 2,6	— 7,6	— 0,4
Neiße	+ 4,3	— 4,3	+ 1,4	— 0,4	— 1,0
Neustadt	+ 13,8	— 2,8	— 2,9	— 6,4	— 1,7
Cosel	+ 5,3	— 1,1	+ 0,7	— 6,3	+ 1,6
Ratibor	+ 5,5	— 1,9	+ 1,3	— 2,3	— 2,6
Gleiwitz	+ 2,7	— 2,0	+ 6,0	— 2,9	— 3,8
Gr.-Strehlitz	+ 12,6	— 3,4	— 0,6	— 7,3	— 1,3

gemeine Zug der sozialen Bewegung vom Bauerntum fort, in die nichtbodengebundenen Stände hinein, und der soziale Aufstieg vollzieht sich bei uns ganz vorwiegend als Verstädterung. Es gehört also wohl eine besondere Veranlagung dazu, sich entgegen dieser allgemeinen Entwicklungsrichtung zu bewegen (vgl. Anm. 3, S. 174).

Es zeigt sich nun, daß sich die Bauern von den jeweiligen Gruppen gleicher sozialer Herkunft, aber nichtbäuerlichen Standes deutlich unterscheiden, und zwar vor allem durch höhere nordische Anteile (Tab. 3, Abb. 1). Für die Bauern nichtbäuerlicher Herkunft gilt dies ausnahmslos für alle Kreise, bei den Bauernsöhnen machen zwei Kreise (Gleiwitz und Neustadt) eine Ausnahme durch eine schwache negative Abweichung. Damit ist bewiesen, daß die Bauern tatsächlich eine Siebungsgruppe darstellen, d.h., daß sich vor allem nordische Menschen überdurchschnittlich häufig für den bäuerlichen Beruf entscheiden. Voraussetzung dafür ist natürlich eine gewisse Freiheit der Wahl. Diese ist bei den Bauernsöhnen wirklich insofern gegeben, als in Oberschlesien keine strenge Erbfolge besteht, die jeweils immer dem ältesten oder auch jüngsten Sohn den Hof übergibt. Wo mehrere Söhne vorhanden sind, kann also von den Eltern der geeignetste gewählt werden. Oder es bleibt von den Geschwistern derjenige auf dem Hof, der selbst die

Tab. 4. Merkmalsabweichungen der Bauern von den Nichtbauern

Die Abweichungen sind in denselben Einheiten angegeben wie die Mittelwerte und Prozentsätze der Tab. 2, die Tab. 4 und 6 zugrunde liegt.

	Kopf-länge	Kopf-breite	Kopf-index	Gesichts-höhe	Joch-bogen-breite	Gesichts-index	Nasen-index	Körper-höhe	Augen-farbe	Haar-farbe	Nasen-profil
B/BS : NB/BS											
Grottkau	+ 0,2	+ 1,2	+ 0,2	+ 0,7	+ 0,7	− 0,1	− 0,1	+ 0,9	+ 8,1	− 1,9	+ 11,5
Neiße	− 0,5	− 0,5	=	+ 0,6	− 0,4	+ 0,4	− 0,9	+ 1,4	+ 7,4	+ 3,6	+ 5,4
Neustadt	− 0,5	+ 1,2	+ 1,0	+ 0,8	+ 0,6	+ 0,2	− 0,9	+ 0,5	+ 6,1	− 4,8	+ 0,2
Cosel	+ 1,6	+ 0,8	+ 0,4	+ 0,5	+ 1,3	+ 0,2	− 1,5	+ 0,6	− 4,9	+ 2,8	+ 15,3
Ratibor	+ 1,2	+ 0,9	+ 0,8	+ 1,8	+ 1,0	+ 0,4	− 0,8	+ 1,7	+ 5,9	− 1,7	+ 5,4
Gleiwitz	− 0,4	− 0,1	+ 0,3	+ 1,2	=	+ 0,3	+ 0,5	+ 0,2	− 4,1	− 14,7	+ 6,7
Gr.-Strehlitz	+ 0,2	− 0,6	− 0,4	+ 0,3	− 0,2	+ 0,3	+ 0,3	+ 1,2	+ 12,5	+ 0,8	− 2,2
B/NBS : NB/NBS											
Grottkau	+ 3,9	+ 1,5	− 1,0	− 0,2	+ 0,6	− 0,3	+ 1,7	+ 1,2	− 6,1	+ 22,3	+ 5,0
Neiße	+ 0,6	+ 1,4	+ 0,7	− 1,3	+ 0,5	− 1,4	− 0,9	+ 0,5	− 2,7	+ 3,8	+ 6,7
Neustadt	+ 2,9	− 0,3	− 1,6	− 1,1	+ 0,6	− 0,7	− 1,3	+ 0,2	+ 5,5	− 8,7	+ 4,1
Cosel	+ 2,1	+ 3,2	+ 0,8	+ 0,9	+ 0,9	+ 0,1	− 0,5	+ 0,9	+ 7,7	− 9,3	+ 15,9
Ratibor	+ 2,6	+ 5,0	+ 1,3	+ 2,9	+ 4,0	+ 0,5	− 0,7	+ 3,7	+ 14,0	+ 8,5	+ 10,7
Gleiwitz	− 0,7	− 0,1	+ 0,2	+ 1,9	+ 1,5	+ 0,3	− 0,1	+ 2,6	+ 3,6	− 9,9	+ 9,0
Gr-Strehlitz	+ 1,1	+ 0,6	− 0,1	+ 2,6	− 0,1	+ 2,0	− 2,1	+ 0,3	+ 8,9	− 4,7	+ 1,5

stärkste Neigung zur bäuerlichen Arbeit, den geringsten Trieb zur Lösung vom Boden, zum „Herauskommen", d. h. auch meist zur Stadt hat. Eine solche Freiheit der Wahl besteht erst recht bei denjenigen, die aus anderen sozialen Ständen herkommend den Beruf des Bauern wählen[5]). Objektive Eignung und subjektive Neigung wirken also über die ständische Gebundenheit hinweg mit an der Zusammensetzung des Bauerntums.

In bezug auf die anderen Rassenanteile ergibt sich ein deutlicher Unterschied zwischen den beiden Herkunftsgruppen der Bauern: Bei den Bauern bäuerlicher Abstammung ist mit einer Ausnahme (Gr.-Strehlitz) neben der nordischen auch die dinarische Rasse stärker, und meist erheblich stärker vertreten, während bei den Bauern nichtbäuerlicher Herkunft der dinarische Anteil meist nur geringfügig abweicht — einmal nach der positiven, einmal nach der negativen Seite. Es bestehen also offenbar Unterschiede danach, ob die Zugehörigkeit zum bodenbesitzenden Teil der Landbevölkerung behauptet oder neu erworben wird: **Die dinarische Rasse bewährt sich überdurchschnittlich nur in der Beharrung, die nordische darüber hinaus auch in dem aktiven Übergang vom nichtbäuerlichen in den bäuerlichen Berufsstand.**

Um beurteilen zu können, in welchem Grade Merkmalsbild und Rassenbild übereinstimmen, ist es zunächst notwendig zu überlegen, welche Merkmalsabweichungen bei den gefundenen Rassenunterschieden überhaupt zu erwarten sind. Wenn sich die Bauernsöhne, die selbst Bauern werden, von den Bauernsöhnen nichtbäuerlichen Standes durch höhere nordische und dinarische Anteile unterscheiden, so müssen also vor allem die diesen beiden Rassen gegenüber Osteuropiden + Alpinen gemeinsamen Merkmale deutlicher ausgeprägt sein, d. h. die Körperhöhe muß bei den Bauern größer, das Gesicht

[5]) In der Gruppe B/NBS können sich natürlich auch solche Individuen befinden, die durch Erbschaft aus einer Seitenlinie zu einer Wirtschaft kommen. Aber auch hier besteht wohl meist die freie Wahl, ob der Hof wirklich übernommen oder kapitalisiert wird. Diejenigen Fälle, bei denen eine solche freie Wahl etwa durch testamentarische Klauseln nicht besteht — auch Einheiraten sind hier zu nennen — würden die Siebungsunterschiede zwischen B/NBS und NB/NBS eher verwischen.

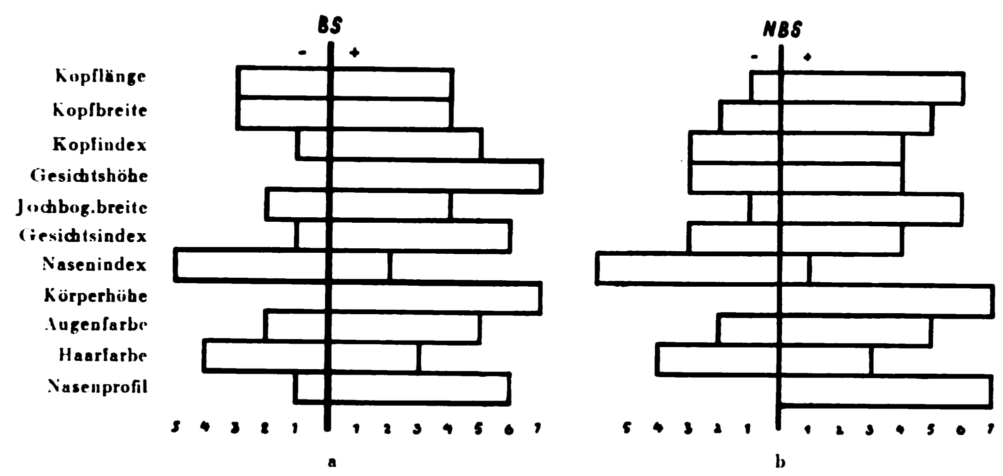


Abb. 2. Abweichung der Merkmalsmittel der Bauern von der der Nichtbauern
a) Bauernsöhne, b) Nichtbauernsöhne. Darstellung wie in Abb. 1

absolut und relativ höher, die Nase schmaler und häufiger konvex[6]) sein. Dagegen sind kaum Unterschiede der Kopflänge zu erwarten, da die überdurchschnittlichen Maße der Nordischen und die unterdurchschnittlichen der Dinarier sich ausgleichen, entsprechend auch keine Unterschiede des Kopfindex, der Haar- und Augenfarbe.

Die tatsächlichen Merkmalsabweichungen entsprechen recht gut diesen theoretischen Erwartungen (Tab. 4, Abb. 2): in allen 7 Kreisen sind die Bauern hochwüchsiger und absolut hochgesichtiger, 6mal haben sie häufiger konvexe Nasen, je 5mal ist das Gesicht auch relativ schmaler und der Nasenindex niedriger. Von 35 „Erwartungspunkten" sind damit 30 (= 85,7%) erfüllt. Die übrigen Merkmale — Kopflänge, Kopfindex, Haar- und Augenfarbe — weichen insgesamt 14mal nach der nordischen, 14mal nach der dinarischen Seite ab, so daß sich die Unterschiede, wie theoretisch zu erwarten war, aufheben.

Etwas anders ist es bei den Nichtbauernsöhnen. Da hier bei den Bauern nur die nordische Rasse deutlich häufiger ist bei wechselnden Anteilen des dinarischen Anteils, sind zwar gleichfalls die Merkmale der progressiven Langwuchstypen häufiger zu erwarten, also größere Körperhöhe, absolut und relativ höheres Gesicht, schmalere und häufiger leicht konvexe Nase; darüber hinaus aber auch diejenigen Merkmale, in denen sich die Nordischen von den drei anderen Hauptrassen unterscheiden, also absolut und relativ längerer Kopf. Auch bei Haar- und Augenfarbe sind die nordischen Merkmale, also Hellfarbigkeit, etwas häufiger zu erwarten, da die Zunahme der hellfarbigen Nordischen die Abnahme der hellfarbigen Osteuropiden im allgemeinen übertrifft, da sie ja auch durch eine Abnahme der dunkelfarbigen Alpinen ausgeglichen wird. Immerhin wäre es nicht überraschend, wenn hier die Unterschiede weniger deutlich hervortreten würden.

Wiederum entspricht die Körperhöhe am besten den theoretischen Erwartungen: sie ist in allen 7 Kreisen bei den Bauern höher als bei den Nichtbauern; auch der Anteil der konvexen Nasen ist durchweg höher. 6mal ist ferner der Kopf absolut länger und die Nase schmaler, 5mal die Augenfarbe heller. Dagegen ist das Gesicht nur 4mal absolut und relativ höher, nur 3mal die Haarfarbe heller und der Kopf dem Index nach sogar häufiger kürzer als länger. Insgesamt sind von 63 „Erwartungspunkten" 45 erfüllt (= 71,4%). Ohne Haar- und Augenfarbe sind es jedoch 77,5%.

Die etwas geringere Übereinstimmung von Merkmals- und Rassenbild bei den Nicht-

[6]) Da nicht zwischen schwach und stark konvexen Nasen unterschieden wurde, ist dieses Merkmal sowohl für Nordische wie für Dinarier kennzeichnend.

bauernsöhnen kann verschiedene Ursachen haben. Einmal ist ja die Zahl der Bauern sehr gering und auch das wechselnde Verhalten des dinarischen Anteils mag ein wenig die Gleichsinnigkeit der Merkmalsunterschiede verwischen. Sodann tritt hier aber verstärkt hervor, was sich bei den Bauernsöhnen bereits andeutete: die Zunahme der Breitenmaße bei den Bauern. So ist bei den Kopfmaßen die Breite in 5 der 7 Kreise größer; 3mal nimmt sie zudem in höherem Maße zu als die Kopflänge, so daß der Kopfindex steigt. Der höhere Index der Bauern beruht also nur einmal auf geringerer Länge. — Schließlich läßt aber auch das ähnliche, von der theoretischen Erwartung abweichende Verhalten der drei linksodrigen Kreise bei Gesichtshöhe und Gesichtsindex vermuten, daß hier besondere Ursachen vorliegen. Vielleicht wirkt sich darin der hohe fälische Anteil, der links der Oder vorhanden ist, aus.

Tritt so die Siebungs**richtung** für mehrere Rassen und Merkmale deutlich heraus, so ist doch noch nichts ausgesagt über den **Grad** der Siebung. Es bleibt also noch unentschieden, ob die Standeszugehörigkeit wirklich für den Rassenaufbau einer Gruppe bestimmender ist als die soziale Herkunft, oder ob nicht die Siebung nur geringfügig über die Grenzen der Herkunftsgruppen hinausgreift. Um dies zu entscheiden, wurde für jedes Merkmal und jede Rasse die prozentuale Abweichung der betreffenden Siebungsgruppe von der herkunftsgleichen Gruppe in Richtung der standesgleichen Gruppe bestimmt und aus den einzelnen Abweichungen für Merkmale und Rassen getrennt, ein „mittlerer prozentualer Abstand" berechnet, der also einen zusammenfassenden Ausdruck für den Siebungsgrad darstellt. Freilich kann dieser „Abstand" bei der unten geschilderten Art der Berechnung nur eine schätzungsmäßige Annäherung geben und erlaubt keinen eingehenderen Vergleich der kleineren Gruppen (Kreise) untereinander.

Die Rechnung sieht z. B. für die Bauern nichtbäuerlicher Herkunft im Kreise Grottkau (B/NBS) folgendermaßen aus: Kopfbreite der Bauern bäuerlicher Herkunft (B/BS) 162,0, Kopfbreite der Nichtbauern nichtbäuerlicher Herkunft (NB/NBS) 160,0, Differenz 2,0; Kopfbreite der Bauern nichtbäuerlicher Herkunft (B/NBS) 161,5. Abstand von der herkunftsgleichen Gruppe der NB/NBS 1,5. — 1,5 wird nunmehr in Prozent der Differenz zwischen B/BS und NB/NBS ausgedrückt = 75,0. Gehen die Maße der Siebungsgruppe über die der standesgleichen Gruppe hinaus, so wird genau so bis zum Höchstwert von 200% gerechnet. Bleiben sie unter denen der Herkunftsgruppe, so wird die Abweichung als negativ bis zum Höchstwert von — 100% angesetzt. Beispiel: Kopflänge Kreis Grottkau: B/BS 187,5; NB/NBS 185,1; Differenz 2,4. — B/NBS 189,0; Abstand von NB/NBS 3,9; 3,9 in Prozent von 2,4 = 160%. — Helle Augenfarbe B/BS 79,9%; NB/NBS 70,4%; Differenz 9,5. B/NBS 64,3; Abstand von NB/NBS — 6,1. — 6,1 in Prozent von 9,5 = — 64,2. — Die gesamten Merkmalsabstände für B/NBS im Kreise Grottkau sind: Kopflänge 160,0, Kopfbreite 75,0, Kopfindex 200,0, Gesichtshöhe 0,0, Jochbogenbreite 38,0, Gesichtsindex 100,0, Nasenindex 0,0, Körperhöhe 60,0, Augenfarbe — 64,2, Haarfarbe 200,0, Nasenprofil 42,7; daraus ergibt sich der Durchschnitt 73,8. — Die Grenzen der Abweichungen wurden bei 200 und — 100% gesetzt, weil sonst bei minimalen Differenzen, also praktischer Gleichheit zwischen Herkunfts- und Standesgruppe, auch bei verhältnismäßig geringem absolutem Abstand der Siebungsgruppe die Prozentsätze in ganz unproportionierte Höhen geschnellt wären. Natürlich liegt in dieser Begrenzung eine gewisse Willkür, die aber für eine sinngemäße Handhabung des Verfahrens notwendig erschien.

Wie Tab. 7 und Abb. 3 zeigen, greift die Siebung bei den Bauern tatsächlich weit über die Grenzen der Herkunftsgruppen hinaus, ja mehrfach sogar über die der standesgleichen Gruppen, so daß hier also die Bauern nichtbäuerlicher Abstammung die kennzeichnenderen Vertreter des Bauernstandes darstellen.

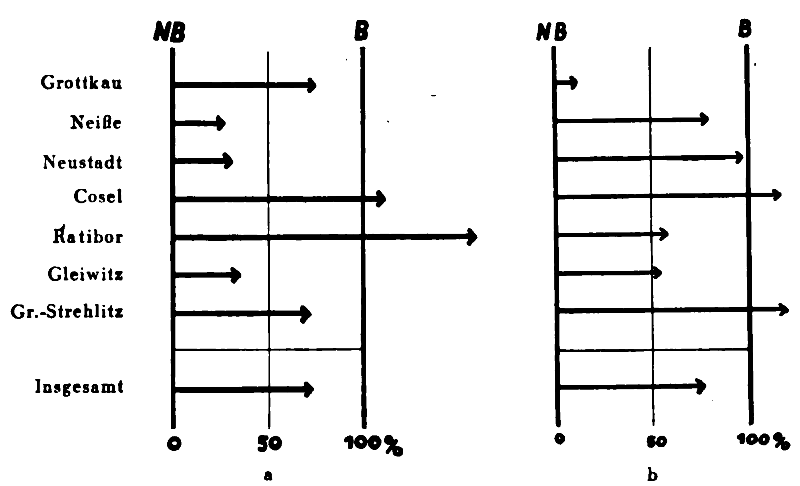


Abb. 3. Der Siebungsgrad bei den Bauern
Mittlerer Abstand der Bauern nichtbäuerlicher Herkunft von den Nichtbauern (NB/NBS in Richtung der Bauern (B/BS)
a) nach den Merkmalen, b) nach den Rassen

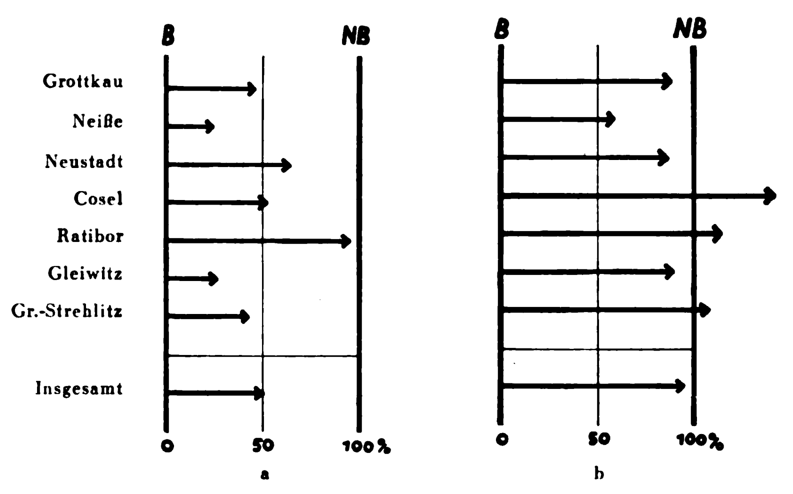


Abb. 4. Der Siebungsgrad bei den Bauernsöhnen nichtbäuerlichen Standes
Mittlerer Abstand von den Bauern (B/BS) in Richtung der Nichtbauern (NB/NBS)
a) nach den Merkmalen, b) nach den Rassen

Die Abstände schwanken im einzelnen stark von Kreis zu Kreis[7]), zeigen auch keine bemerkenswerte Übereinstimmung zwischen Merkmalen und Rassen — das hieße wohl auch zuviel von Material und Methode verlangen —, doch gleichen sich die Unterschiede für das Gesamtmaterial weitgehend aus, so daß

[7]) Bei den 11 Einzelmerkmalen liegen die Durchschnittswerte der Siebungsgruppen 28mal zwischen Herkunfts- und Standesgruppe (Abstand 0 bis 100%), 31mal über der standesgleichen Gruppe (100 bis 200%), 18mal unter der herkunftsgleichen Gruppe (0 bis — 100%). Für die Rassen (Nordische bis Alpine) sind die entsprechenden Zahlen: 10, 14, 4. — Die sehr gering vertretenen Mediterranen wurden bei dieser Rechnung nicht einbezogen.

Tab. 5. Abweichung der Rassenzusammensetzung der Handwerker von den Arbeitern

	Nordische	Osteuropide	Dinarier	Alpine	Mediterrane
H/HS : A/HS					
Grottkau	+ 3,9	— 9,7	— 8,6	+ 10,1	+ 4,3
Neiße	— 6,5	+ 1,9	— 4,3	+ 7,9	+ 2,5
Neustadt	— 1,5	+ 4,1	— 0,6	— 1,0	+ 0,2
Cosel	— 4,0	— 1,6	+ 2,6	+ 4,1	— 1,1
Ratibor	+ 1,2	— 2,5	— 0,7	+ 0,3	+ 1,7
Gleiwitz	— 4,3	— 2,6	— 2,4	+ 10,3	— 1,0
Gr.-Strehlitz	+ 2,8	— 9,9	— 1,6	+ 7,4	+ 1,3
H/AS : A/AS					
Grottkau	+ 6,1	— 2,9	— 5,6	+ 0,5	+ 2,1
Neiße	+ 2,1	— 3,6	— 5,4	+ 5,6	+ 1,3
Neustadt	+ 11,0	+ 4,9	— 5,8	— 7,2	— 1,9
Cosel	+ 5,6	— 7,5	— 4,6	+ 8,6	— 2,2
Ratibor	+ 1,5	+ 1,5	— 1,2	+ 1,3	— 3,1
Gleiwitz	+ 2,8	+ 2,6	— 9,2	+ 5,1	— 1,4
Gr.-Strehlitz	+ 1,3	— 8,8	+ 2,6	+ 5,4	— 0,7

Tab. 6. Merkmalsabweichungen der Handwerker von den Arbeitern

	Kopf-länge	Kopf-breite	Kopf-index	Gesichts-höhe	Joch-bogen-breite	Gesichts-index	Nasen-index	Körper-höhe	Augen-farbe	Haar-farbe	Nasen-profil
H/HS : A/HS											
Grottkau	+ 0,2	+ 0,6	+ 1,0	— 2,6	+ 2,0	— 3,7	+ 1,0	+ 0,5	+ 7,7	+ 17,9	+ 25,6
Neiße	+ 0,7	=	— 0,4	— 0,3	+ 1,2	— 1,4	+ 0,1	+ 0,7	— 3,7	+ 13,5	— 19,0
Neustadt	— 0,3	+ 0,9	=	+ 0,2	+ 1,6	— 1,1	+ 0,5	+ 1,0	+ 1,1	— 15,2	— 9,5
Cosel	— 0,1	+ 1,4	+ 1,0	+ 0,8	+ 0,8	+ 0,1	— 0,2	+ 2,6	+ 7,7	— 0,8	— 2,8
Ratibor	+ 0,5	+ 0,1	— 0,1	+ 2,1	+ 1,2	+ 0,3	— 0,1	+ 0,2	— 2,4	— 1,0	+ 7,7
Gleiwitz	+ 0,8	+ 2,8	+ 0,6	— 1,9	+ 3,1	— 3,5	+ 2,3	+ 0,8	— 7,8	+ 10,7	+ 0,5
Gr.-Strehlitz	+ 1,1	+ 1,2	+ 0,3	— 0,1	+ 0,8	— 0,9	— 0,2	+ 0,5	— 1,0	— 7,6	+ 7,8
H/AS : A/AS											
Grottkau	=	— 1,2	— 1,0	— 0,4	+ 0,6	— 0,3	— 0,2	+ 1,7	+ 2,6	— 10,0	+ 0,9
Neiße	— 0,7	— 0,1	+ 0,1	+ 0,1	+ 0,7	— 0,3	+ 2,1	+ 1,0	— 7,2	+ 10,4	— 3,1
Neustadt	— 0,5	— 1,1	— 0,7	— 1,6	— 1,4	— 0,5	— 0,8	+ 0,7	+ 7,2	+ 33,8	— 5,9
Cosel	+ 0,6	+ 1,3	+ 0,4	— 0,4	+ 1,8	— 1,9	+ 1,3	+ 0,3	— 16,9	+ 24,3	— 10,3
Ratibor	+ 1,1	+ 1,7	+ 0,6	+ 1,2	+ 2,9	— 0,9	— 1,4	+ 0,8	+ 4,5	— 8,4	— 4,1
Gleiwitz	+ 2,5	+ 0,9	— 0,6	— 1,8	— 0,3	— 0,9	+ 2,4	— 1,6	+ 11,3	+ 11,5	=
Gr.-Strehlitz	+ 1,0	+ 1,6	—	— 1,7	+ 0,5	— 1,4	— 0,1	+ 0,3	— 10,4	+ 9,7	+ 5,1

hier Merkmals- und Rassenabstand sehr ähnliche Werte aufweisen (71,3 bzw. 76,6%). Beide zeigen damit einen erheblich stärkeren Abstand von der herkunftsgleichen als von der standesgleichen Gruppe (71,3 : 28,7 bzw. 76,6 : 23,4%). — Bei den Nichtbauern bäuerlicher Herkunft (Abb. 4) liegen die Verhältnisse insofern etwas anders, als die Merkmalsabstände für die einzelnen Kreise fast durchweg geringere, die Rassenabstände höhere Werte aufweisen, so daß auch die Gesamtmittelwerte stark auseinanderfallen (50 : 98%)[8]). Nimmt man aber zwischen diesen beiden noch einmal die Mitte, so kommt man zu fast denselben Zahlen wie für die Bauern (74 : 26%). So *kann man sagen, daß im Verhältnis der Bauern zu den Nichtbauern der soziale*

[8]) Die Einzelmerkmale liegen 38mal zwischen Herkunfts- und Standesgruppe, 18mal jenseits der standesgleichen, 21mal jenseits der herkunftgleichen Gruppe. Für die Rassen sind die entsprechenden Zahlen 10, 14, 4.

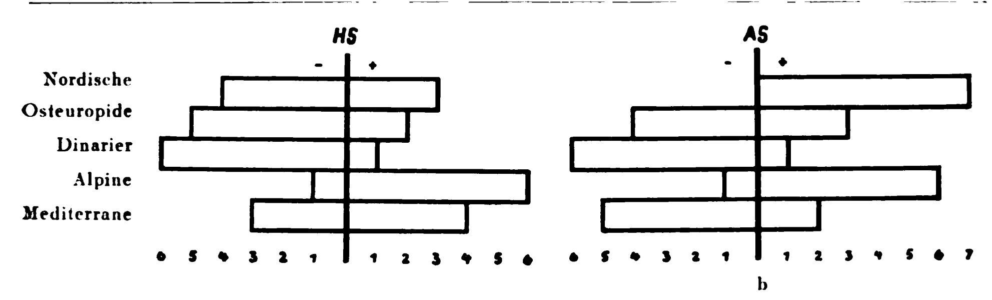


Abb. 5. Abweichung der Rassenzusammensetzung der Handwerker von der der Arbeiter
a) Handwerkersöhne, b) Arbeitersöhne. Darstellung wie in Abb. 1

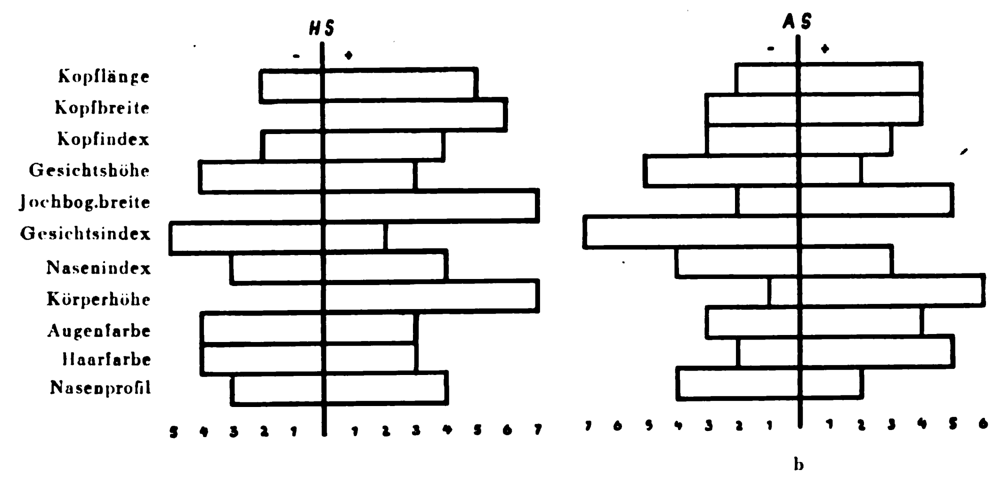


Abb. 6. Abweichung der Merkmalsmittel der Handwerker von denen der Arbeiter
a) Handwerkersöhne, b) Arbeitersöhne. Darstellung wie in Abb. 1

Stand eine zwei- bis dreimal so große Bedeutung für die Rassenzusammensetzung örtlicher Gruppen hat als die soziale Herkunft.

Handwerker und Arbeiter

Zur Beurteilung der Frage, ob auch innerhalb der nichtbäuerlichen Bevölkerung Siebungsvorgänge stattfinden, die Handwerker und Arbeiter nach ihrer durchschnittlichen Erbbeschaffenheit scheiden, können wiederum zwei Vergleichspaare gegenübergestellt werden (Tab. 5 u. 6, Abb. 5 u. 6). Auch hier zeigt es sich, daß der soziale Stand entscheidender ist als die soziale Herkunft: es bestehen klare rassische Unterschiede zwischen den Handwerkersöhnen verschiedenen Standes und ebenso klare Ähnlichkeiten zwischen den Handwerkern verschiedener Abstammung. Für die Arbeiter gilt das gleiche.

Am auffälligsten ist dabei der höhere alpine und geringere dinarische Anteil bei den Handwerkern. Die Osteuropiden zeigen keine klare Siebungstendenz. Bei den Nordischen tritt eine solche bemerkens-

werterweise nur bei den Arbeitersöhnen, die Handwerker werden, hervor, hier aber mit aller Deutlichkeit: Bei den Handwerkern zeigen die Nordischen durchweg höhere Anteile, ferner sind die negativen Abweichungen der Dinarier stärker ausgeprägt. Die Ähnlichkeit mit den Siebungsvorgängen bei den Bauern springt ins Auge: Trat doch auch dort in der sozial aufsteigenden Gruppe die nordische Rasse stärker hervor als in der sozial beharrenden, und zwar stärker auf Kosten der dinarischen Rasse!

Beim Vergleich von Rassen und Merkmalen ist zunächst wieder zu fragen, welche Merkmalsabweichungen bei den gefundenen Rassenunterschieden theoretisch zu erwarten sind. Da bei den Handwerkersöhnen nur die Alpinen eine klare positive Abweichung für die Handwerker zeigen, sollten hier also alle diejenigen Merkmale deutlicher ausgeprägt sein, in denen sich die Alpinen von allen anderen Rassen unterscheiden. Solche Merkmale gibt es aber im Bereiche der hier betrachteten Rassen und Merkmale nicht. Infolgedessen sind durchgehende Merkmalsdifferenzen überhaupt nicht zu erwarten. Das gleiche gilt für die Arbeitersöhne. Hier sollten die Alpinen und Nordischen gemeinsamen Merkmale bei den Handwerkern häufiger sein, die wiederum nicht existieren.

Wenn aber trotzdem auch bei den Merkmalen klare Abweichungstendenzen zutage treten, so müssen dem offenbar andere Ursachen als die rassentypologische Verschiedenheit zugrunde liegen. Tatsächlich bestehen solche Unterschiede. So sind die Handwerker mit einer Ausnahme (Gleiwitz) größer als die Arbeiter, was sowohl für die Handwerker- wie für die Arbeitersöhne gilt. Ferner sind die Breitenmaße — Kopfbreite und Jochbogenbreite — kräftiger entwickelt, und das wirkt sich beim Gesicht auch in einer deutlichen Herabminderung des Gesichtsindex aus[9]). Die Längen- und Höhenmaße sind dagegen an der Zunahme nicht in gleicher Weise beteiligt, ja die Gesichtshöhe zeigt eher eine Neigung zu geringeren Werten.

So ist also der Handwerker im Vergleich mit dem Arbei-

[9]) Während sich die offenbar nicht rassisch bedingte größere Breitenentwicklung des sozial gehobenen Standes auch bei dem Vergleich von Bauern und Nichtbauern ergab, entsprach dort die größere Körperhöhe der Bauern den Abweichungen der Rassenzusammensetzung. Um festzustellen, ob etwa auch bei ihnen eine außerrassische Variabilität der Körperhöhe besteht, wurden aus den Gruppen B/BS und NB/BS diejenigen Individuen herausgesucht, in deren Rassendiagnose 5—6 Punkte der Langwuchsrassen enthalten waren. Es ergaben sich folgende Mittelwerte:

	B/BS	NB/NBS
Grottkau	171,5	170,3
Neiße	169,7	167,2
Neustadt	171,7	170,5
Cosel	169,9	169,9
Ratibor	171,0	170,9
Gr.-Strehlitz	170,0	168,2
Gleiwitz	171,5	171,0

Diese Zahlen weisen tatsächlich darauf hin, daß auch hier die Körperhöhe eine außerrassische Variabilität besitzt in dem Sinne, daß die Bauern auch bei gleicher Rassenzusammensetzung eine größere durchschnittliche Körperhöhe haben würden als die Nichtbauern.

Tab. 7. Mittlerer Abstand der Siebungsgruppen von den herkunftsgleichen Gruppen

	Grott-kau	Neiße	Neu-stadt	Cosel	Ratibor	Glei-witz	Gr.-Streh-litz	Ins-gesamt
Bauern: Merkmale . . .	73,8	25,4	29,5	110,0	158,0	34,3	69,1	71,4
Rassen	10,8	79,2	97,2	116,6	58,6	53,5	120,5	76,6
Nichtbauern: Merkmale . . .	45,7	23,1	64,7	52,3	96,4	26,3	41,6	50,0
Rassen	88,9	57,9	86,5	143,0	114,8	90,8	107,2	98,4
Handwerker: Merkmale . . .	33,1	53,4	36,3	98,3	91,1	41,6	79,4	61,9
Rassen	33,2	106,5	72,5	24,9	86,4	24,3	71,2	59,9
Arbeiter: Merkmale . . .	55,1	106,0	54,0	15,0	1,0	167,7	80,0	68,4
Rassen	44,9	40,1	46,6	91,7	54,8	103,6	15,2	56,7

ter über die Rassenunterschiede hinaus gekennzeichnet durch höheren Wuchs und stärkere Breitenentwicklung von Kopf und Gesicht. Ob dies eine Folge des höheren Lebensstandards bei den Handwerkern ist, oder umgekehrt der größere und kräftigere Bau den höheren Lebensstandard erkämpfen bzw. behaupten läßt, muß dahingestellt bleiben. Findet doch die Berufsentscheidung in einem Alter statt, in dem das Wachstum noch nicht abgeschlossen und damit eine gewisse Formbarkeit durch Ernährung und Tätigkeit nicht auszuschließen ist.

Der Siebungsgrad wurde auf die gleiche Weise berechnet wie bei den Bauern (Tab. 7, Abb. 7—8). Merkmals- und Rassenabstand entsprechen sich wieder bei den einzelnen Kreisen wenig[10]), gut dagegen beim Gesamtabstand. Danach scheint die Siebung zwar etwas weniger scharf zu sein als bei den Bauern, greift aber auch über die Mittelebene hinaus, so daß sowohl bei Handwerkern wie bei Arbeitern die Siebungsgruppen wiederum den standesgleichen Gruppen näher stehen als den herkunftsgleichen.

Siebungsgruppen innerhalb des Handwerks

Innerhalb des Handwerks waren acht Gruppen des oberschlesischen Materials zahlreich genug vertreten, daß eine gesonderte Berechnung lohnend erschien: Schuhmacher, Schneider, Fleischer, Bäcker, Stellmacher, Tischler, Schlosser und Schmiede. Bevor sie aber unter dem Gesichtspunkt der Siebung verglichen werden können, muß zunächst festgestellt werden, ob nicht die räumlichen Unterschiede der Rassenverteilung in die Berufsunterschiede hineinspielen. Tab. 8 zeigt die Verteilung der einzelnen Handwerke auf die vier Kreisgruppen, die man erhält, wenn man Oberschlesien einmal durch die Oder in eine westliche und östliche, dann durch eine dazu etwa senkrecht verlaufende Linie in eine nördliche und südliche Hälfte zerlegt. Diese Viertel sind in sich rassisch verhältnismäßig einheitlich. Am stärksten weicht die Verteilung der Schlosser vom Durchschnitt ab: Sie stammen überdurchschnittlich häufig aus dem rechtsodrigen Waldland, aus deren Berufsaufbau man wohl schließen kann, daß es sich dabei oft nicht um selbständige Meister, sondern um Lohn-

[10]) Bei den Handwerkern aus dem Arbeiterstand (H/AS) liegen die Merkmale 38mal zwischen Standes- und Herkunftsgruppe, 22mal jenseits der standesgleichen, 17mal jenseits der herkunftsgleichen Gruppe. Die entsprechenden Zahlen für die Rassen sind: 7, 11, 10; für die Arbeiter aus Handwerkerstand (A/HS) Merkmale: 32, 29, 16; Rassen: 9, 11, 8.

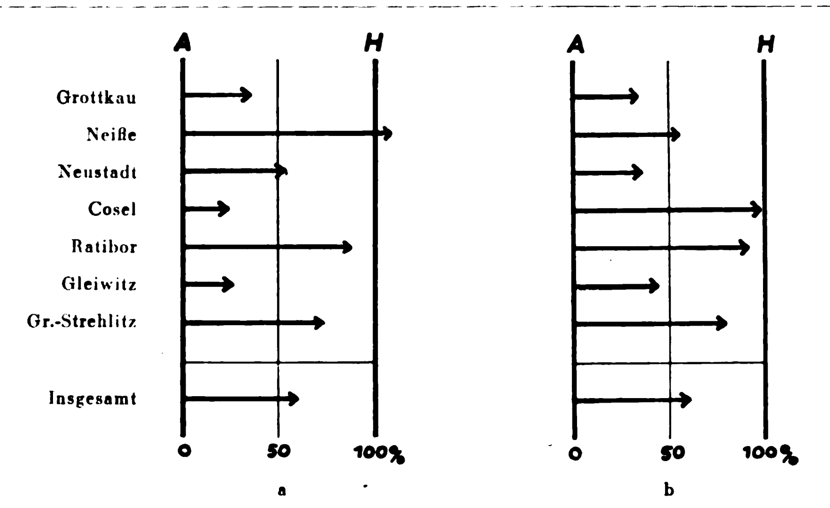


Abb. 7. Der Siebungsgrad bei den Handwerkern

Mittlerer Abstand der aus dem Arbeiterstand gebürtigen Handwerker (H/AS) von den Arbeitern (A/AS) in Richtung der Handwerker (H/HS). a) nach den Merkmalen, b) nach den Rassen

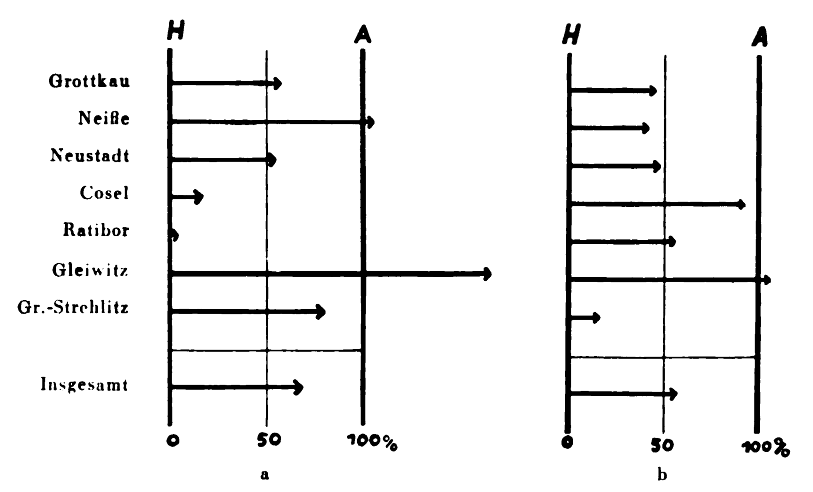


Abb. 8. Der Siebungsgrad bei den Arbeitern

Mittlerer Abstand der aus dem Handwerkerstand gebürtigen Arbeiter (A/HS) von den Handwerkern (H/HS) in Richtung der Arbeiter (A/AS). a) nach den Merkmalen, b) nach den Rassen

empfänger im Dienst von Industrie und Bauhandwerk handelt. Tischler und Stellmacher stammen dagegen überdurchschnittlich häufig aus den nordwestlichen Kreisen. Bei den Schlossern wäre danach eine gewisse Verschiebung in osteuropider, bei den Tischlern in nordischer Richtung zu erwarten.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Handwerken — jedenfalls einigen von ihnen — gehen aber weit über die Verschiedenheiten der räumlichen Verteilung hinaus. Dies gilt vor allem für die Alpinen, also diejenige Rasse, die das Handwerkertum als Gesamtgruppe gegenüber Bauern und Arbeiterschaft in besonderem Maße kennzeichnete. Wie nämlich Tab. 9 zeigt, sind Alpine keineswegs in allen Handwerken überdurchschnittlich gehäuft, sondern vor allem bei Schuhmachern und Schneidern, in zweiter

Tab. 8. Herkunft der einzelnen Handwerkergruppen (in %)

Kreise	Schuhmacher	Schneider	Fleischer	Bäcker	Stellmacher	Tischler	Schlosser	Schmiede
Kreuzburg—Oppeln	20,8	21,2	19,0	16,3	14,2	10,8	14,4	16,1
Groß-Strehlitz—Rosenberg—Guttentag—Gleiwitz	26,0	24,6	24,9	23,9	25,1	22,2	39,9	25,1
Cosel—Ratibor—Leobschütz	25,4	24,6	26,5	30,1	21,3	31,2	36,9	28,0
Neustadt—Neiße—Grottkau	27,8	29,6	29,6	29,6	39,4	35,7	17,7	30,8

Tab. 9. Rassenzusammensetzung der Handwerkergruppen

	N	Nordische	Osteuropide	Dinarische	Alpine	Mediterrane	Hochwüchsige Rassen	Schmalgesichtige, schmalnasige Rassen	Hellfarbige Rassen	Langköpfige Rassen
I Schuhmacher	106	34,3 ± 4,6	25,2 ± 4,2	10,3 ± 2,9	26,1 ± 4,3	4,1 ± 1,9	44,7	48,8	59,5	38,4
II Schneider	158	37,2 ± 3,8	28,6 ± 3,6	10,5 ± 2,4	20,7 ± 3,2	3,0 ± 1,4	47,7	50,7	65,8	40,2
III Fleischer	205	40,3 ± 3,4	26,7 ± 3,1	15,1 ± 2,5	16,5 ± 2,6	1,4 ± 0,2	55,4	56,8	67,0	41,7
IV Bäcker	135	36,9 ± 4,2	27,6 ± 3,9	15,7 ± 3,1	15,9 ± 3,2	3,9 ± 1,7	52,6	56,5	64,5	40,8
V Stellmacher	111	41,3 ± 4,5	33,4 ± 4,5	13,3 ± 3,2	10,1 ± 2,9	1,9 ± 1,3	54,6	56,5	74,4	43,2
VI Tischler	307	42,6 ± 2,8	30,3 ± 2,6	12,4 ± 1,9	11,9 ± 1,9	2,8 ± 0,9	55,0	57,8	72,9	45,4
VII Schlosser	161	40,9 ± 3,9	27,8 ± 3,5	13,2 ± 2,7	12,7 ± 2,6	5,3 ± 1,8	54,1	59,4	68,7	46,2
VIII Schmiede	224	43,7 ± 3,3	32,8 ± 3,1	12,8 ± 2,2	8,7 ± 1,9	2,0 ± 0,9	56,5	58,5	76,5	45,7

Tab. 10. Merkmalsmittel der Handwerkergruppen

	N	Kopflänge	Kopfbreite	Kopfindex	Gesichtshöhe	Jochbogenbreite	Gesichtsindex	Nasenindex	Körperhöhe	Augenfarbe hell 1a—6 (%)	Haarfarbe hell A—Q (%)
I Schuhmacher	173	186,1 ± 0,49	159,3 ± 0,42	85,8 ± 0,26	122,3 ± 0,52	142,1 ± 0,40	86,3 ± 0,38	63,8 ± 0,51	165,9 ± 0,41	65,2 ± 3,7	30,0 ± 3,5
II Schneider	260	186,3 ± 0,37	159,7 ± 0,34	85,9 ± 0,19	121,9 ± 0,40	142,4 ± 0,33	85,7 ± 0,30	62,9 ± 0,40	166,1 ± 0,35	61,5 ± 3,0	40,0 ± 3,0
III Fleischer	321	187,3 ± 0,33	160,8 ± 0,29	85,9 ± 0,18	122,4 ± 0,33	144,3 ± 0,32	85,0 ± 0,26	62,6 ± 0,36	167,3 ± 0,30	65,5 ± 2,6	30,0 ± 2,6
IV Bäcker	209	186,6 ± 0,45	159,9 ± 0,44	85,8 ± 0,20	122,1 ± 0,43	143,8 ± 0,43	84,4 ± 0,33	64,0 ± 0,57	167,1 ± 0,38	67,3 ± 3,3	43,9 ± 3,4
V Stellmacher	182	186,4 ± 0,42	160,2 ± 0,41	86,0 ± 0,23	123,7 ± 0,44	143,4 ± 0,35	86,5 ± 0,36	61,6 ± 0,42	167,3 ± 0,41	72,0 ± 3,3	34,9 ± 3,5
VI Tischler	459	186,3 ± 0,28	159,9 ± 0,24	85,9 ± 0,15	122,4 ± 0,29	142,7 ± 0,25	86,1 ± 0,23	62,5 ± 0,29	167,1 ± 0,27	66,5 ± 2,2	47,2 ± 2,3
VII Schlosser	265	186,6 ± 0,38	159,6 ± 0,31	85,7 ± 0,20	122,4 ± 0,37	142,5 ± 0,28	85,8 ± 0,28	62,7 ± 0,38	167,3 ± 0,34	71,6 ± 2,8	35,3 ± 2,9
VIII Schmiede	378	187,2 ± 0,31	160,8 ± 0,24	85,8 ± 0,16	123,9 ± 0,32	144,0 ± 0,25	86,1 ± 0,25	62,8 ± 0,34	167,7 ± 0,28	69,8 ± 2,4	30,5 ± 2,5

Linie bei Fleischern und Bäckern, während die übrigen Gruppen nur wenig vom oberschlesischen Durchschnitt (10%) abweichen. Die Schlosser zeigen übrigens keineswegs eine besondere Häufung von Osteuropiden, stehen mit deren Anteil sogar unter dem oberschlesischen Durchschnitt (31%), und auch die Tischler weichen von diesem nicht auffällig in der nach ihrer räumlichen Herkunft zu erwartenden Richtung ab. Auch das spricht dafür, daß die Berufssiebung in ihrem Wirkungsgrad über die räumlichen Verschiedenheiten der Rassenverteilung hinausgreift.

Bemerkenswert ist ferner, daß sich die nach ihrer Betätigungsart ähnlichen Handwerke auch anthropologisch zusammenschließen. Dies ist für die Beurteilung der Ergebnisse um so wichtiger, als sich nur ein geringer Prozentsatz der Rassen- und Merkmalsunterschiede statistisch sichern läßt (Tab. 11).

Unter ihnen stehen die Gesichtsmaße und hier wiederum die Jochbogenbreite an erster Stelle: Fleischer, Schmiede und Bäcker zeichnen sich durch besonders große Durchschnittswerte aus. Diese verbinden sich nur bei den Schmieden mit einer überdurchschnittlichen Gesichtshöhe, nicht dagegen bei Bäckern und Fleischern, die infolgedessen die niedrigsten Gesichtsindizes aufweisen und gerade in diesem Merkmal am häufigsten gesicherte Unterschiede zeigen. Auch die Unterschiede der Körperhöhe sind verhältnismäßig häufig gesichert, insbesondere durch die niedrigen Mittelwerte von Schuhmachern und Schneidern. Seltener ist dies bei den Kopfmaßen der Fall, unter ihnen noch am häufigsten bei der Kopfbreite, in der wiederum Fleischer und Schmiede an erster Stelle stehen, während der Kopfindex überhaupt kaum variiert. Besonders hellhaarig sind schließlich die Tischler, was aber wiederum nach ihrer räumlichen Herkunft nicht zu erwarten war. Unter den Rassenprozentsätzen sind es nur die Alpinen, für die die Unterschiede einige Male gesichert oder annähernd gesichert werden können.

Die Fehler der Differenzen in ihrer Beziehung zu den Differenzen selbst kann man nun auch dazu benutzen, um einen exakten zusammenfassenden Ausdruck für den Grad der Ähnlichkeit oder Unnähnlichkeit zwischen den einzelnen Gruppen zu gewinnen, und zwar in der Weise, daß man für jedes Vergleichspaar einen Mittelwert aus $\frac{D}{m\ (D)}$ für die einzelnen Merkmale bildet. Dies wurde für Rassen und Merkmale getrennt durchgeführt und die Mittelwerte nach der von Czekanowski eingeführten graphischen Methode dargestellt (Tab. 12, Abb. 9 u. 10).

Im Rassendiagramm heben sich dabei klar drei Gruppen heraus, dieselben, die sich schon bei der Betrachtung des alpinen Anteils allein ergaben, was wiederum die besondere Bedeutung dieser Rasse für die Siebungsvorgänge im Handwerkertum belegt: Es schließen sich Schuhmacher und Schneider, also das Bekleidungsgewerbe, ferner Fleischer und Bäcker — das Nahrungsgewerbe — und schließlich die übrigen Gruppen zusammen, unter denen sich keine weitere Untergliederung etwa nach holz- oder metallbearbeitenden Handwerken mehr durchführen läßt. Die klare Ordnung wird nur an einer Stelle gestört, nämlich bei den Schlossern, die auch den Bäckern und Fleischern nahestehen und so ein Bindeglied zwischen der zweiten und dritten Gruppe darstellen.

Tab. 11. Statistisch gesicherte Merkmals- und Rassenunterschiede zwischen den Handwerkergruppen

Kursiv: Fast gesicherte Unterschiede $\frac{D}{m_{(D)}} = 2{,}00-2{,}99$

	Schuhmacher	Schneider	Fleischer	Bäcker	Stellmacher	Tischler	Schlosser	Schmiede
Schuhmacher . .	—	*Haarfarbe*	*Kopflänge* *Kopfbreite* Jochbogenbreite *Gesichtsindex* *Körperhöhe*	*Jochbogenbreite* Gesichtsindex *Körperhöhe* *Augenfarbe*	*Gesichtshöhe* *Jochbogenbreite* Nasenindex *Körperhöhe* Alpine	*Nasenindex* *Körperhöhe* Haarfarbe Alpine	*Nasenindex* Körperhöhe *Alpine*	Kopfbreite *Gesichtshöhe* Jochbogenbreite Körperhöhe *Haarfarbe* Alpine
Schneider		—	*Kopflänge* *Kopfbreite* Jochbogenbreite *Körperhöhe* *Haarfarbe*	*Jochbogenbreite* *Gesichtsindex*	Gesichtsindex *Nasenindex* *Körperhöhe* *Augenfarbe* *Alpine*	Körperhöhe *Alpine*	*Körperhöhe* *Augenfarbe*	*Kopfbreite* Gesichtshöhe Jochbogenbreite Körperhöhe *Augenfarbe* *Alpine*
Fleischer				Haarfarbe	*Gesichtshöhe* *Jochbogenbreite* Gesichtsindex	*Kopflänge* *Kopfbreite* Jochbogenbreite Gesichtsindex Haarfarbe	*Kopflänge* Jochbogenbreite Gesichtsindex	Gesichtshöhe Gesichtsindex *Haarfarbe* *Alpine*
Bäcker				—	*Gesichtshöhe* Gesichtsindex Nasenindex	*Jochbogenbreite* Gesichtsindex *Nasenindex*	*Jochbogenbreite* Gesichtsindex	Gesichtshöhe Gesichtsindex *Nasenindex*
Stellmacher . .					—	Gesichtshöhe Haarfarbe	*Gesichtshöhe* *Jochbogenbreite*	Nasenindex
Tischler						—	Haarfarbe	*Kopflänge* *Kopfbreite* Gesichtshöhe Jochbogenbreite *Augenfarbe*
Schlosser							—	Kopfbreite *Gesichtshöhe* Jochbogenbreite
Schmiede								—

Tab. 12. Mittlere Unterschiede zwischen den Handwerkergruppen

	Schuhmacher	Schneider	Fleischer	Bäcker	Stellmacher	Tischler	Schlosser	Schmiede
				a) Rassen				
Schuhmacher	—	0,44	1,24	1,00	1,54	1,56	1,24	1,87
Schneider		—	0,86	0,81	1,17	1,13	0,88	1,54
Fleischer			—	0,27	0,87	0,85	0,47	1,30
Bäcker				—	0,89	0,92	0,53	1,27
Stellmacher					—	0,40	0,44	0,27
Tischler						—	0,35	0,52
Schlosser							—	0,74
Schmiede								—
				b) Merkmale ohne rassendiagnostische Wertung				
Schuhmacher	—	0,86	1,80	1,44	1,53	1,43	1,18	2,09
Schneider		—	1,79	1,28	1,62	0 96	0,96	1,94
Fleischer			—	1,23	1,58	1,77	1,43	1,29
Bäcker				—	1,60	1,21	1,22	1,56
Stellmacher					—	1,28	1,06	1,12
Tischler						—	0,91	1,88
Schlosser							—	1,48
Schmiede								—
				c) Merkmale mit rassendiagnostischer Wertung				
Schuhmacher	—	0,16	0,53	0,23	1,27	1,11	0,95	1,61
Schneider		—	0,37	—0,43	1,30	1,05	0,83	1,62
Fleischer			—	—0,21	—0,33	0,90	0,67	1,41
Bäcker				—	1,11	0,95	0,84	1,48
Stellmacher					—	—0,88	—0,55	—0,23
Tischler						—	0,19	1,07
Schlosser							—	—0,23
Schmiede								—

Nicht ganz so klar ist das Bild im Merkmalsdiagramm. Auch hier heben sich zwar in der Diagonale die drei Gruppen voneinander ab, sind aber an mehr als einer Stelle durch Übergänge verbunden. So stehen die Bäcker den Schneidern ebenso nahe wie den Fleischern, Tischler und Schlosser fügen sich nur mäßig der dritten Gruppe ein, nähern sich dafür aber einmal den Bäckern, dann auch Schuhmachern und Schneidern, während die Fleischer endlich nicht nur den Bäckern, sondern auch den Schmieden ähneln. Eine Parallelität mit dem Rassendiagramm ist allerdings bei einer gleichmäßigen Bewertung aller Merkmale auch kaum zu erwarten. Wollte man von den Merkmalen her die Rassenanalyse kontrollieren, so müßte man vielmehr wiederum zunächst erst fragen, welche Merkmalsunterschiede bei den Unterschieden der Rassenverteilung zwischen den einzelnen Vergleichsgruppen zu erwarten sind. Zu diesem Zweck wurde ein zweites Merkmalsdiagramm berechnet und gezeichnet, bei dem für jedes Vergleichspaar die Merkmalsunterschiede, die den gefundenen Rassenunterschieden entsprechen, als Pluswert, diejenigen, die der theoretisch geforderten Abweichungsrichtung entgegenlaufen, als Minuswert in Rechnung gestellt wurden[11]). Tatsächlich heben sich bei dieser Art der Berechnung die Gruppen sehr viel klarer voneinander ab. Allerdings werden Bekleidungs- und

[11]) Für diese Rechnung wurden die in Tab. 9 mitaufgeführten Prozentsätze der durch ein oder mehrere gemeinsame Merkmale gekennzeichneten Rassengruppen berechnet. Für den Vergleich Schuhmacher—Schneider sieht die Berechnung etwa folgendermaßen aus: die Schuhmacher haben einen geringeren Anteil an großwüchsigen Rassen (Nordische + Dinarier, sind auch wirklich kleiner, der Wert D:m(D) der Körperhöhe 0,37 erhält deshalb ein Pluszeichen. Die Schuhmacher sollten ferner breitnasiger, sowie absolut und relativ niedriggesichtiger sein, sind aber nur breitnasiger (D:m(D) für Nasenindex + 1,38), dagegen höhergesichtig (Gesichtshöhe — 0,61, Gesichtsindex — 1,25). In gleicher Weise ergeben sich die weiteren Werte: Kopflänge + 0,33, Kopfindex — 0,31, Augenfarbe — 0,83, Haarfarbe + 2,17. Kopf- und Jochbogenbreite wurden bei dieser Berechnung nicht berücksichtigt.

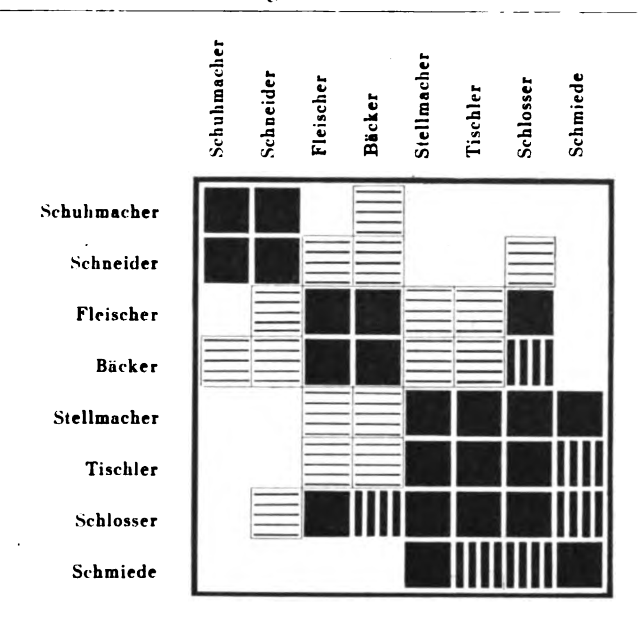


Abb. 9. Mittlere Unterschiede der Rassenzusammensetzung bei den Handwerkergruppen

■ 0,0–0,5 ||| 0,51–0,75 ≡ 0,76–1,00 □ 1,01–x.

Je dunkler die Schraffur, desto größer die Ähnlichkeit zwischen den Gruppen

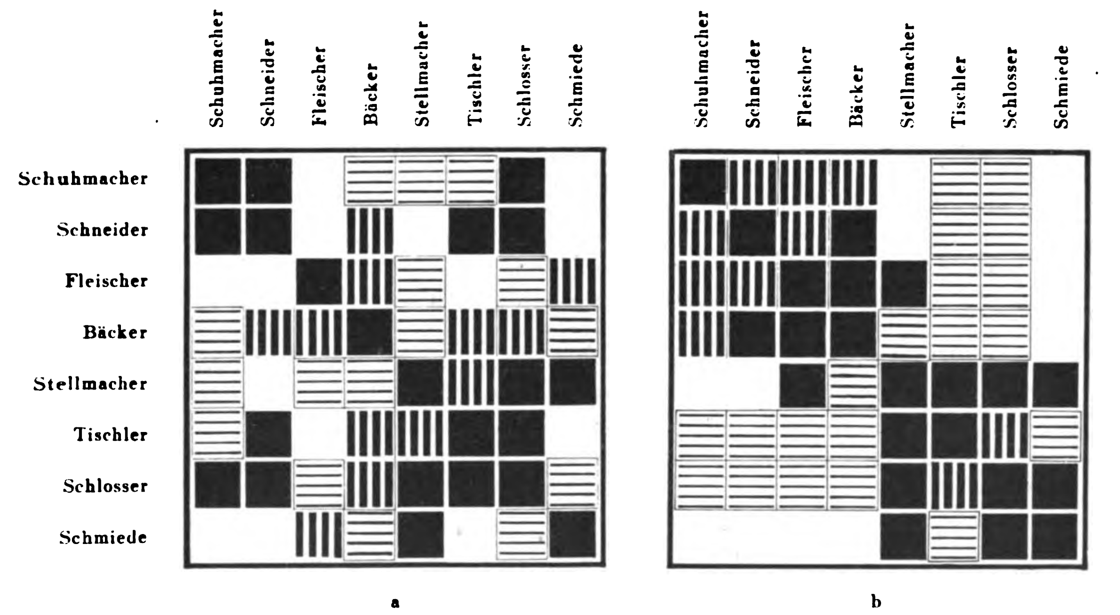


Abb. 10. Mittlere Merkmalsunterschiede bei den Handwerkergruppen

a) ohne, b) mit rassendiagnostischer Wertung der Merkmale

■ a) 0,0–1,20, b) x–0,0 ||| a) 1,20–1,40, b) 0,01–0,60
≡ a) 1,41–1,60, b) 0,61–1,20 □ a) 1,61–x, b) 1,21–x

Je dunkler die Schraffur, desto größer die Ähnlichkeit zwischen den Gruppen

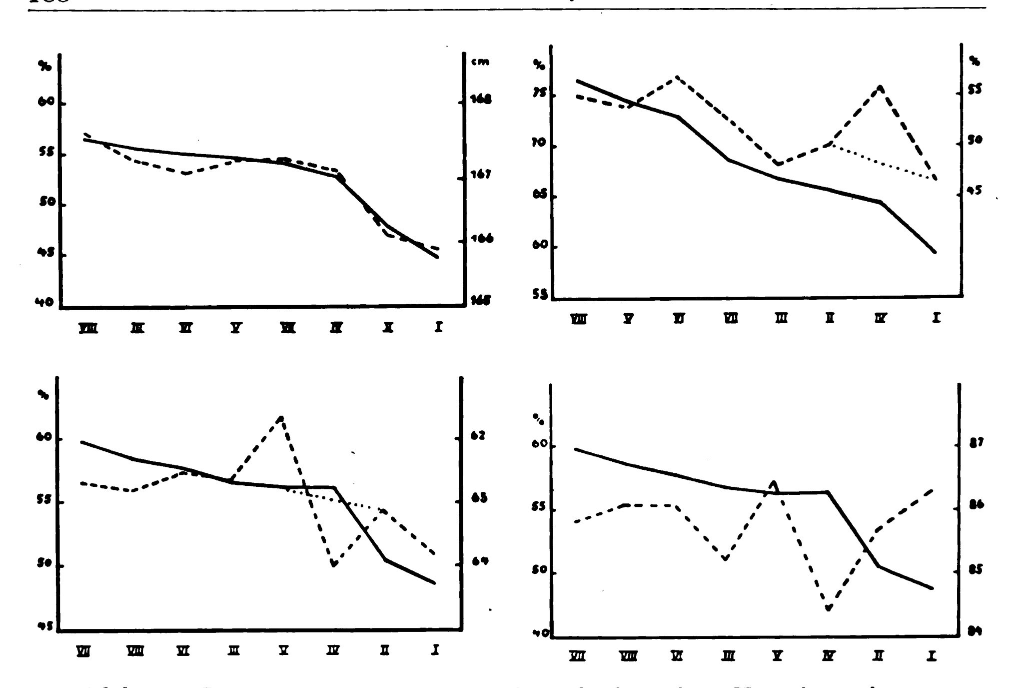


Abb. 11. Rasse und Einzelmerkmale bei den Handwerkern
a) Körperhöhe und hochwüchsige Rassen, b) Haar- und Augenfarbe (Mittelwert aus beiden Prozentsätzen) und hellfarbige Rassen, c) Nasenindex und schmalnasige Rassen, d) Gesichtsindex und hochgesichtige Rassen. —— Rassen, --- Merkmale. Für die Nummern der Handwerkergruppen vgl. Tab. 9

Nahrungsgewerbe nicht getrennt, sondern fließen zu einer größeren Gruppe zusammen[12]), deren Untergliederung bei dem ersten Merkmalsdiagramm also besser hervortritt.

Ebenso wie bei dem Vergleich von Handwerkern und Arbeitern fällt aber auf, daß einige Merkmalsunterschiede aus den gefundenen Rassenunterschieden nicht zu erklären sind. Um sie herauszuarbeiten, wurden die rassendiagnostisch wichtigsten Einzelmerkmale gesondert mit den Anteilen der betreffenden Rassengruppen in Beziehung gesetzt (Abb. 11). Die Übereinstimmung ist für die Körperhöhe vorzüglich, für Haar- und Augenfarbe leidlich mit Ausnahme der Tischler, die zu hellfarbig, und zwar vor allem zu hellhaarig sind. Beim Nasenindex fallen sogar zwei Gruppen heraus, nämlich die Stellmacher durch ihre Schmal-, die Bäcker durch ihre Breitnasigkeit, und beim Gesichtsindex schließlich ist die Übereinstimmung am schlechtesten: Parallel dem Verhalten des Nasenindex sind die Stellmacher zu schmal-, die Bäcker zu breitgesichtig, außerdem weisen aber auch die Fleischer zu breite und insbesondere die Schuhmacher, aber auch die Schneider zu schmale Gesichter auf. Zum Teil handelt es sich dabei um Merkmalsunterschiede, die besonders gut statistisch gesichert sind, so bei der Breitgesichtigkeit der Bäcker und Fleischer und Hellhaarigkeit

[12]) Die verhältnismäßig große Minusdifferenz zwischen Tischlern und Stellmachern wurde zeichnerisch nicht besonders hervorgehoben. Sie mag zum Teil auf der außerordentlich geringen Rassendifferenz zwischen den beiden Gruppen beruhen, die z. B. bei den hochwüchsigen Rassen schon bei einer Veränderung von $^1/_2$% die theoretisch geforderte Abweichungsrichtung umkehren würde. Die Methode hat also, wie jede Methode, ihre Grenzen und Fehler.

der Tischler[13]). Eine Erklärung dafür ist bisher nicht möglich. Fehler, d. h. Abweichungen der Rassenbestimmung können dafür jedenfalls kaum verantwortlich gemacht werden, ist es doch unwahrscheinlich, daß sich diese gerade in bestimmten Berufsgruppen auswirken. Da die meisten Abweichungen den Gesichtsindex betreffen, ist am ehesten an einen Zusammenhang mit der wechselnden Breitenentwicklung anzunehmen, die schon bei den anderen Gruppen eine z. T. von der Rassenzusammensetzung unabhängige Variabilität zeigte. Hier würden dann wohl Konstitutions- und vielleicht auch Umweltunterschiede zugrundeliegen. Es ist immerhin bemerkenswert, daß gerade die beiden „nahrhaften" Handwerke der Bäcker und Fleischer durch ihre Breitgesichtigkeit herausfallen, die, wie schon gezeigt wurde, auf überdurchschnittlicher Jochbogenbreite bei durchschnittlicher Gesichtshöhe beruht.

Allgemeine Ergebnisse

Bei einem Überblick über das gesamte Material sei als erstes hervorgehoben, daß die Unterschiede zwischen den sozialen Gruppen oft recht gering sind. Ebenso wie bei den einzelnen Handwerken dürfte bei dem Vergleich der Standes- und Herkunftsgruppen nur ein geringer Teil der gefundenen Unterschiede statistisch zu sichern sein. Trotzdem sind viele von ihnen biologisch gesichert, nämlich durch ihre Gleichgerichtetheit in den verschiedensten Teilgebieten, bzw. bei den Handwerkern durch den sinnvollen Zusammenschluß von ihrer Tätigkeit nach ähnlichen Berufen. Hier erweist sich der Vorteil der Massenuntersuchung, die auch geringfügige Abweichungen durch den Vergleich vieler Einzelgruppen sichern kann.

Eine Sicherung der Rassenunterschiede fand aber auch durch die im ganzen sehr klare Parallelität mit dem Merkmalsbild statt, die freilich nicht an allen Stellen gleich gut war. Am besten ist sie bei der Körperhöhe. Das dürfte daran liegen, daß hier der Grad der Siebung über das Rassische hinausgreift, aber in derselben Richtung wie das Rassische: Folgt doch offenbar nicht nur der Anteil der hochwüchsigen Rassen, sondern auch die Körperhöhe innerhalb der Rassen der sozialen Stufenleiter. Eine außerrassische Variabilität wiesen auch die Breitenmaße von Kopf und Gesicht auf, aber in der Weise, daß sie die Parallelität zwischen Rassen- und Merkmalsbild eher verwischten. Mehrfach zeichneten sich ja die sozial gehobenen bzw. aufsteigenden Gruppen trotz überdurchschnittlicher Anteile der Langwuchsrassen durch besondere Breitenentwicklung aus. Dadurch wurde einige Male die gleichfalls überdurchschnittliche Entwicklung von Längen- und Höhenmaßen überkompensiert, so daß die Abweichungen der Indizes in andere Richtung wiesen, als die Rassenunterschiede erwarten ließen. Welche Ursachen dem auch zugrunde liegen mögen, so kann man jedenfalls sagen, daß große Körperhöhe sowie große Kopf- und Gesichtsbreite unabhängig von der rassischen Bedingtheit sozial progressive Merkmale darstellen.

[13]) Da sich die rassendiagnostisch bestimmten Gruppen der Handwerker nicht ganz mit denjenigen decken, für die die Merkmalsmittel berechnet wurden (s. o.), könnte man vermuten, daß die Abweichungen zwischen Rassen- und Merkmalskurven darauf beruhen. Das Bild bleibt aber genau das gleiche, wenn man die Merkmale nur für diejenigen 8 Kreise berechnet, aus denen die Rassendiagnosen benutzt wurden.



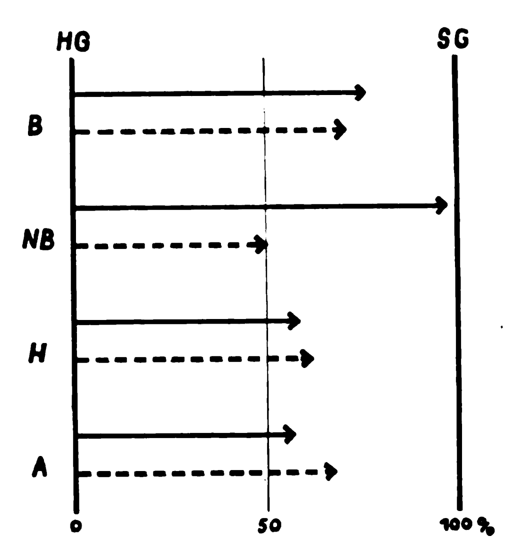


Abb. 12. Vergleichende Übersicht über den Siebungsgrad nach Rassen und Merkmalen

B Bauern, NB = Nichtbauern, H = Handwerker, A = Arbeiter, HG = herkunftsgleiche Gruppe, SG = standesgleiche Gruppe, vgl. Abb. 3–4 und 7–8. —— Rassen, - - - Merkmale

Es liegt aber nicht nur an dieser außerrassischen Variabilität, wenn trotz der Entsprechung von Rasse und Merkmal das Rassenbild die Siebungserscheinungen oft schärfer heraushebt. Vielfach laufen sich ja die verschiedenen rassischen Abweichungen in ihrer Wirkung auf die Merkmalsmittel entgegen und heben sich somit auf, was sich am deutlichsten bei den aus dem Arbeiterstand stammenden Handwerkern erwies. Die positive Heraussiebung zweier merkmalsmäßig entgegengesetzter Rassen erklärte zwar die Regellosigkeit der meisten Merkmalsabweichungen, doch hätte aus diesen umgekehrt niemals die klare Siebungstendenz erkannt werden können. So erweist sich die Rassendiagnose auch hier als eine Methode, die durch keine noch so genaue Merkmalsanalyse ersetzt werden kann und neue, zusätzliche Erkenntnisse vermittelt.

Dadurch gewinnt man einen viel lebendigeren Einblick in die Bewegungen, die sich unter der Oberfläche der Mittelwerte verbergen. Allerdings werden sie zunächst nur für eine Generation erfaßt, und es ergeben sich eine Fülle neuer Fragen an Vergangenheit und Zukunft. Ist doch kaum anzunehmen, daß das Siebungssystem der Gegenwart, das so eng mit dem heutigen Wirtschafts- und Sozialaufbau verbunden ist, seit jeher bestand. Etwa in einer Zeit strenger ständischer Gebundenheit oder des Fehlens zusätzlicher Erwerbsmöglichkeiten in Industrie und Großgrundbesitz — die besonders für das rechtsodrige Oberschlesien wichtig sind — muß dieses System notwendigerweise anders beschaffen gewesen sein, und es erhebt sich die Frage, wann und wie es sich aus früheren Formen der sozialen Bewegung entwickelte.

Für die Bevölkerungs- und Rassengeschichte wäre es dabei von besonderem Interesse zu wissen, ob der Siebung Auslesevorgänge, also Fruchtbarkeitsunterschiede entsprechen. Würde sich doch dadurch eine Veränderung der Gesamtbevölkerung vollziehen, die im Laufe der Generationen bei der relativen Schärfe der Siebung immerhin beachtliche Ausmaße erreicht haben könnte.

Für die Gegenwart wäre es wohl durchführbar, solche Auslesevorgänge zu bestimmen. Wird dann auch noch die Abwanderungssiebung erfaßt, so könnte man abschätzen, ob und wie sich Oberschlesien in seiner rassischen Struktur verändert, und damit vielleicht auch eine Grundlage für praktische siebungs- und ausleselenkende Maßnahmen geben. Bis dahin ist die rassische Siebungsforschung weniger ein Beitrag zur Rassen- und Bevölkerungsgeschichte, als zur Berufstypologie und auch Rassenpsychologie. Denn die Berufsentscheidung ist zweifellos ein sehr kennzeichnender Ausdruck der Persönlichkeit, wobei auf dem Lande mit seiner im Verhältnis zur Stadt geringen Spannweite der sozialen Skala charakterliche Unterschiede eine größere Rolle spielen dürften als intellektuelle.

Insgesamt wiederholt sich mit der vorliegenden Arbeit ein Ergebnis, das schon bei der Betrachtung von Heiratskreisen und Heiratsgrenzen in Oberschlesien gewonnen wurde[14]). Im Leben des Volkskörpers entwickeln psychisch-kulturelle Faktoren eine stärkere biologische Wirksamkeit als die Faktoren der natürlichen Umwelt. Zu ihr kann man auch die soziale Lage rechnen, in die der Mensch hineingeboren wird und die er bis zum Beginn eigener Tätigkeit im Gemeinwesen von seinen Eltern übernimmt. In diese ererbte Lage greift aber die freie menschliche Entscheidung und die kulturelle, vom Menschen selbst geschaffene Umwelt tief ein, um in jeder Generation neu die Anlagen und Fähigkeiten nach den unterschiedlichen Forderungen des sozialen Systems zu ordnen.

Zusammenfassung

Die Arbeit ging aus von der Frage, ob die in Schlesien vorhandenen rassischen Unterschiede zwischen den ländlichen Berufsständen, insbesondere der stärker nordische Charakter des Bauerntums, auf historisch bedingter Schichtung oder auf Siebung beruhen. Das Verfahren der Untersuchung war vorwiegend ein Vergleich von Gruppen gleicher sozialer Herkunft, aber verschiedenen sozialen Standes aus sieben Kreisen (insgesamt 7326 Personen). Die aus den individuellen Rassendiagnosen errechnete Typenzusammensetzung wurde jeweils mit den Einzelmerkmalen verglichen und an ihnen überprüft.

Es ergab sich, daß alle ländlichen Berufsstände Oberschlesiens Siebungsgruppen darstellen. So weisen die Bauernsöhne, die selbst Bauern werden, höhere Anteile der progressiven Langwuchstypen — Nordische und Dinarier — auf, als diejenigen, die in den Handwerker- und den Arbeiterstand übertreten. Umgekehrt sind auch die Bauern nichtbäuerlicher Abstammung stärker nordisch als der Durchschnitt der nichtbäuerlichen Bevölkerung, während der dinarische Anteil bei dieser sozial aufsteigenden Gruppe keine wesentliche Verstärkung erfährt.

Bei dem Vergleich von Handwerkern und Arbeitern ergab sich, daß die Handwerker vor allem durch höhere alpine, in zweiter Linie durch geringere dinarische Anteile gekennzeichnet sind. Der sozial aufsteigende Teil der nichtbäuerlichen Bevölkerung, nämlich die aus Arbeiterfamilien gebürtigen Handwerker, zeigten außerdem, ebenso wie die Bauern nichtbäuerlicher Herkunft,

[14]) Z. Rassenk. VI, 311 ff.

durchweg höhere nordische Anteile. Es ist also der sozial aufsteigende Teil der ländlichen Bevölkerung stärker nordisch als der Durchschnitt.

Aber nicht alle Handwerker weisen in gleicher Weise jene Anreicherung von Alpinen auf. Diese sind vor allem bei den sitzenden Berufen (Schuhmacher und Schneider), in zweiter Linie im Nahrungsgewerbe (Fleischer und Bäcker) gehäuft, während bei Stellmachern, Schlossern, Tischlern und Schmieden die alpinen Anteile annähernd dem oberschlesischen Durchschnitt entsprechen.

Der Siebungs grad muß durchweg als recht hoch bezeichnet werden. Bei Bauern, Handwerkern und Arbeitern war jeweils der mittlere Abstand von den herkunftsgleichen Gruppen größer als der von den standesgleichen, und innerhalb der Handwerkerschaft überdeckte die Berufssiebung die durch die räumlichen Verschiedenheiten der Rassenzusammensetzung bedingten Unterschiede. Es ist also in Oberschlesien der Stand für den Rassenaufbau der sozialen Gruppen ausschlaggebender als die Herkunft. Damit erweisen sich psychisch-kulturelle Momente — Berufswahl und sozialer Aufstieg — von stärkerer biologischer Wirksamkeit, als die gewissermaßen naturgegebene Lage, in die der Mensch hineingeboren wird.

The Fissuration of the Frontal Endocranial Cast of the Florisbad Skull compared with that of the Rhodesian Skull

By

T. F. Dreyer, M.A., D. Phil.

With 6 Figures

The Florisbad cast was described by Ariëns Kappers (1) and Dreyer (2) has pointed out that the former author has gone completely astray in comparing trivial similarities in wholly different areas of the two casts that he used. The European cast used by Kappers (1, Fig. 1) is obviously the very one which served for the preparation of the schematic drawing — Figure 4a (3); My figure 1 is a tracing of this drawing and the dotted line indicates where Kappers shaded out the European brain in order to compare it with the Florisbad cast. The latter, being, in reality, complete down to the fronto-orbital margin, is thus, by Ariëns Kappers, assumed to lack that very extensive region which lies below the dotted line in Figure 1. The comparison with the European cast, as made by Kappers, may thus be completely disregarded except in so far as it is an indication that the Florisbad cast is so very peculiar in its form and features that it could lead astray even an experienced investigator.

Drennan (4) and Galloway (5) have discussed the general nature of the cast, but not its fissuration. Drennan says that Dreyer has apparently abandoned his claim that the Florisbad relict is very ancient and now allies it with the Bushman. In this Drennan is utterly mistaken; the author, even more strongly than at first, upholds the ancient, primitive, nature of the Floris-

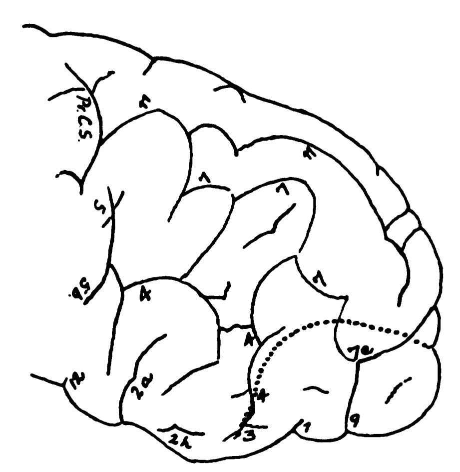


Fig. 1. Tracing of modern European frontal lobe from drawing by Ariëns Kappers (3). The dotted line represents this author's (1) idea as to where the Florisbad cast ends

bad skull, but, in spite of this, stresses its Bushman affinities. Drennan's error as to my views is merely due to his adherence to the completely unproved theory — or rather assumption — of the monophyletic origin of Man.

Drennan gives an evolutionary series in which the Florisbad skull precedes the Rhodesian skull. Galloway also gives such a series, but with the Florisbad type following on the Rhodesian.

Weinert (6) just mentions the Florisbad skull but states that he can see nothing else but Homo sapiens in it. Not having seen the skull, or even a cast of it, his view can not be called very unreasonable since this Florisbad skull is so harmoneously developed that photographs or drawings of it hardly reflect its very peculiar features.

Two anthropologists, each of whom has had the skull at his disposal for some time, having now expressed opinions about it, it is the privilege of the author to discuss these views and to express his own opinions in a way less conservative than seemed advisable in an original description. The subject is however a wide one and it seems best to tackle it piece-meal; the present article is, therefore, limited to that part of the brain which is best preserved, namely the frontal endocranial cast: that part by means of which Ariëns Kappers thought he could determine the Florisbad skull as *Homo sapiens* and the Rhodesian skull as *Homo primigenius.*

Ariëns Kappers (7 & 8) has given us figures of the fissures of the frontal lobe of the Rhodesian endocranial cast. The photograph (8, Plate 1) is good, and a critical examination of it — in conjunction with an inspection of the actual cast — must lead the observer to the firmest possible conviction that, also in this case, Ariëns Kappers has blundered very badly. The first indication of this blunder is that the long and very marked fissure running parallel with, and between, the fissures which he labels 4 (Inferior Frontal) and 7 (Median Frontal) is left unnamed; it would be most extraordinary for the Rhodesian cast to have such a fissure which is absent on all other casts. As a matter of fact, this unnamed fissure is, in reality, the Median Frontal

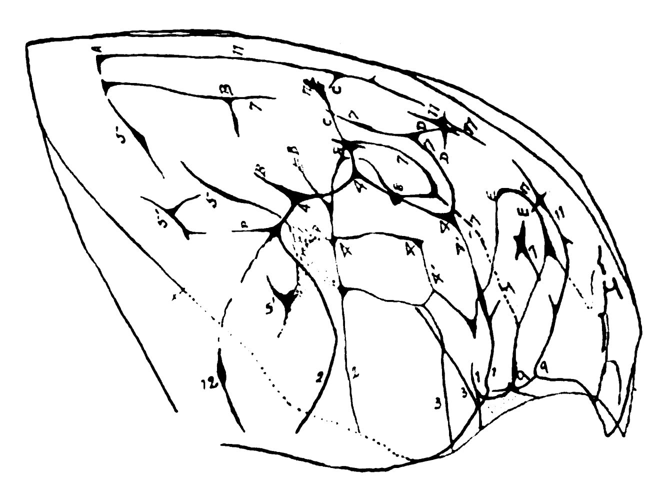


Fig. 2. Superimposition of a drawing of the frontal lobe of the Rhodesian skull (Red) on one of the Bothaville skulls (Black). Both Natural size

fissure (7); its position on the cast, its direction towards the fissure 9, and the position of the anterior end of what Kappers calls the anterior end of 7 (really where 11 should lie) — all this leaves no doubt that a serious mistake has been made.

In my figure 2 the drawing of the Rhodesian frontal cast is superimposed on that of a European — the latter is in the National Museum, Bloemfontein; was ploughed up at Bothaville, and resembles in detail the skulls described by Meiring (9) as "Wilton". These two casts differ in that the Bothaville has a European-like length and fullness whilst the Rhodesian cast is Bushman-like in its shortness and its lack of fullness — see Wells (10). As far as the fissural pattern is concerned, however, the two are remarkably alike. Minor, non-significant, differences are present — the length of 4, absolutely and relatively, is less in the Rhodesian skull — but the relative courses of all the fissures are strikingly similar. In view of what will be said later about the Florisbad cast, it may here be said that the only significant difference between the present two casts is that the fissure 11c — 7c — 4 — 2 is less sinuous, more primitive or Bushman-like, in the Rhodesian. Wells (10) stresses the lack of prominence of the orbital edge between the fissures 1 and 9 in the Rhodesian — which is, according to him, found to a similar degree in some Bushman casts — but in the cast of the left side of the Rhodesian this particular part of the orbital rim is quite prominent.

Summing up, we may say that in those points in which the Rhodesian cast differs from a European cast (shortness, lack of fullness, shortness of the Inferior Frontal fissure and lack of prominence of the median portion of the orbital rim) it shows features which may also be found in the modern Bushman cast. If the Rhodesian cast is similar to that of a Neanderthal Man, as Ariëns Kappers claims, then the Bushman can also be referred to that group.

If, now, we compare the Florisbad cast with that of the Bothaville one, the result is very different. It is difficult to think of an irreproachable way of

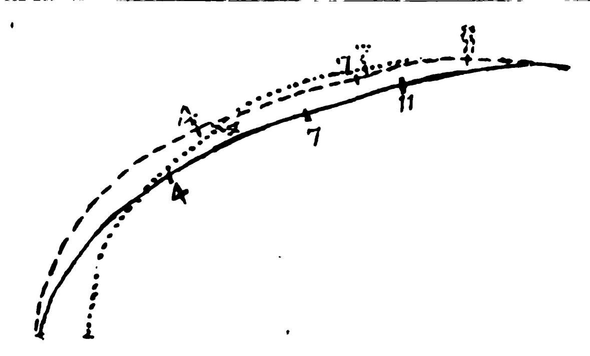


Fig. 3. Tracings, along the fissures 2c—7c—4—2, of the Bothaville (dotted line), Rhodesian (interrupted line) and Florisbad (continuous line) endocranial casts

comparing the "fullness" of the incomplete frontal lobes of the Florisbad cast with lobes that are complete and can be definitely orientated, but Figure 3 represents such an attempt. It gives tracings of the three casts (Florisbad, Rhodesian, Bothaville) along the line 11 c — 7 c — 4 — 2; the Bothaville cast shows the typical fullness of the European, the Rhodesian is less full and, as Wells says, approximates towards the Bushman type of contour, whilst the Florisbad cast is extremely flat. Wells recognises the importance of this feature but, perhaps unconsciously, discounts it largely where he claims that the Boskop cast merely differs from the M.R.I cast in that the former is very flat for its width, where the latter is very narrow for its height. Such an assumption is, of course, necessary if the, unproved, ancient and primitive nature of the Boskop is to be upheld; that it is not a legitimate assumption is indicated by the very broad and low Florisbad cast and the extremely laterally compressed M.R.I. cast both showing the same type of transverse contour, namely with very obliquely placed inferior frontal convolution. If this slope — away from the vertical — of the inferior frontal convolution is a primitive feature (and I do not doubt that it is) the Boskop and the Rhodesian are similar and both are less primitive than either the Florisbad or the M.R.I. skulls.

As regards the length of the frontal lobes, Figure 4 shows us a most peculiar feature. In Figure 2 the casts are superimposed so as to give the greatest possible coincidence of the outlines; the courses of the different fissures and of the coronary suture are then strikingly similar. In Figure 4 the Florisbad and Bothaville casts are superimposed in the same way — to obtain coincidence of outlines — but then neither the posterior transverse fissures nor the coronary sutures agree in their courses. Comparing the two superimposed figures, the following differences may be noted:—

1. although the lengths of the dorsal profiles are about equal, the transverse convolutions of the Florisbad cast tend to converge towards the frontal cap; that is, the median, and especially the inferior, convolution is underdeveloped, as compared to the superior convolution, in their antero-posterior extension. Figure 3 shows that this is also true as regards their transverse widths.

2. the fissure 11 c — 7 c — 4 — 2, which is very sinuous in the Bothaville cast and less so in the Rhodesian cast, is a straight line in the Florisbad cast. This difference shows an utter lack of differential growth, in the Florisbad skull, in

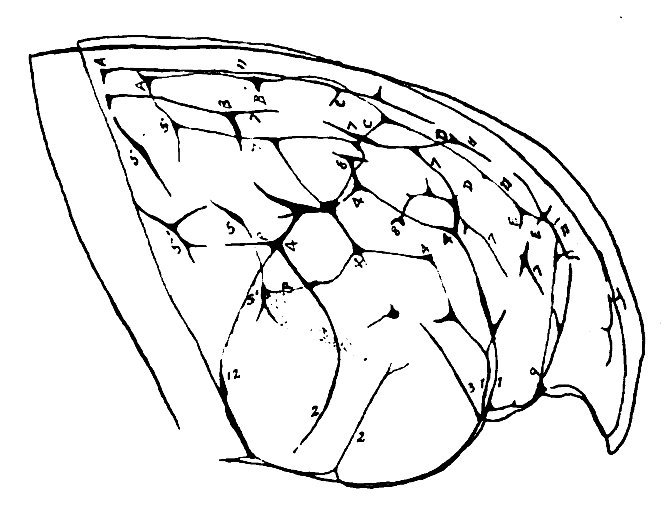


Fig. 4. Superimposition of a drawing of the frontal lobe of the Florisbad (Red) cast on one of the Bothaville cast (Black). Natural size

two most important cortical areas — areas which Ariëns Kappers recognises as undergoing evolutionary growth within the Hominidae — the lower region of the *subregio frontalis inferior* and the *regio frontalis granularis* of Brodman.

3. the antero-posterior extent of the Inferior Frontal fissure is extraordinarily low.

4. the coronary suture, agreeing with the courses of the posterior transverse fissures, slopes sharply forwards; if one is allowed to deduce anything from this as to the nature of the whole brain, then it will be that the base of the brain will be very short as compared with the dorsal contour — a recognised feature of the Bushman brain. It may prevent misunderstanding to state immediately that I have no idea whatever of affiliating both the Rhodesian and the Florisbad skulls with the Bushman. In those characters in which the Rhodesian approximates towards the Bushman he is intermediate between the *normal* European and the Bushman, the author having too little information about the range of variation of the European brain to decide whether, here, Bushman-like may not be merely *abnormal* European. In those characters in which the Florisbad skull is Bushman-like, it is the Bushman that is intermediate between it and the European.

5. the frontal triangle, the part bounded behind by the fissure uniting 9 to 11, is very large in the Florisbad cast. The nearest approximations to this feature in casts at my disposal is the prehistoric Bushman: Meiring (11).

As the result of comparing the Rhodesian and the Florisbad casts with the European-like Bothaville one, we can state with the utmost confidence:—

I. that the Rhodesian cast is so very similar to the Bothaville cast that there is no reason whatever to assume that the former does not belong to *Homo sapiens;* and that it may even be assumed that it is not impossible that it falls within the range of variation on the European frontal lobe.

II. that the Florisbad cast, however, is extremely primitive in its under-

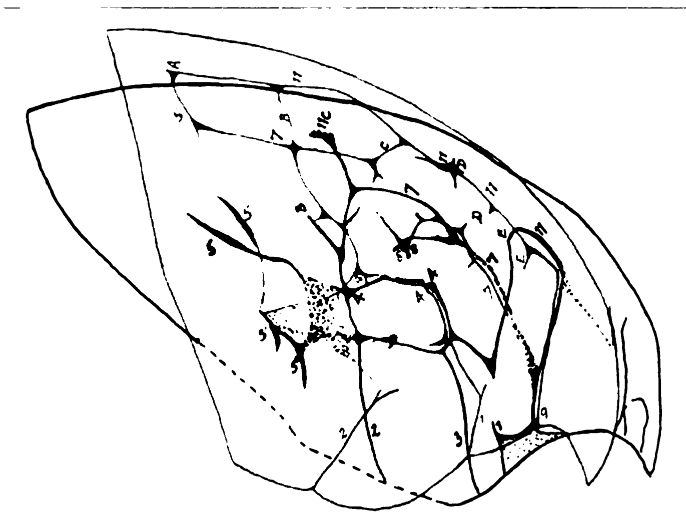


Fig. 5. Similar superimposition of the Rhodesian (Red) and the Florisbad cast (Black). Natural size

development of the lower frontal and the frontal granular regions (as indicated by the straight course of the fissure 11 c — 7 c — 4 — 2) and in its lack of fullness (i. e. lack of transverse curvature); that the transverse fissures and the coronary suture tend to converge towards the frontal cap; and that all these features are found again, but to a lesser extent, in the M.R.I. cast, and, to a still lesser degree, in the Bushman cast.

In order to bring out the different courses followed by the fissures in the Rhodesian and Florisbad casts, reference may be made to Figure 5. In Figure 2 the superimposition of the Rhodesian on the Bothaville cast is made so as to give the best possible agreement in contours, and then the fissures also agree in position except for those differences which are due to difference of total length and to difference in slope. The fissures 4 and 7, for example, lie higher in the Bothaville drawing merely because the inferior convolution is more vertically placed in this cast than it is in the Rhodesian cast. In Figure 5 a different method of superimposition was adopted; namely, to obtain the greatest possible coincidence in the fissural pattern. Thus, the fissures 9—11, 1—11 E, anterior ends of 7 and 11, 4, 4—1, 8 (in other words all the anteriorly situated fissures) agree beautifully; but the more posterior ones, especially at their upper ends (7 D — 11 D, 7 C — 11 C, 7 B — 11 B and 5' 5), as also the lower fissure 2, and the coronary suture, follow very divergent courses on the two casts. Approximate coincidence of all parts is, here, quite impossible.

Summary

Differences in the frontal lobe — as shown by the endocranial cast — between the Rhodesian skull and a modern European are so slight that they offer no evidence whatever of any specific distinction between them.

Differences in the frontal lobe between the Florisbad skull on the one hand, and the Rhodesian and European on the other, are so conspicuous, and that in



Fig. 6. The reconstructed Florisbad skull with the Mauer jaw.

regions recognised as of differential value within the Hominidae, that separate specific rank must be accorded to the Florisbad skull.

Those characters which distinguish the frontal cast of the Florisbad skull indicate, in the author's opinion, a relationship with the prehistoric Bushman.

Literature

1. Ariëns Kappers, C. U.: Note on the endocranial cast from a Human Skull from Florisbad, O.F.S. Kon.Akad. Wetens. Amsterdam, Vol. XXXVIII, N. 1, 1935. — 2. Dreyer, T. F.: The endocranial cast of the Florisbad Skull — A correction. Soöl. Nav. Nas. Mus. Bloemfontein. Deel 1, St. 3. — 3. Ariëns Kappers, C. U.: De groeven op de lobi frontales van Pithecanthropus erectus. Kon. Akad. Wetens. Amsterdam. Vol. XXXVII. N. 10, 1928. — 4. Drennan, M. R.: The Florisbad Skull and Brain Cast. Roy. Soc. S.A. Vol. XXV, Pt. 1, 1937. — 5. Galloway, A.: The nature and status of the Florisbad skull as revealed by its non-metrical features. Amer. J. Phys. Anthrop. Vol. 23, N. 1, 1937. — 6. Weinert, H.: Hominidae. Fortschritte der Paläontologie. Bd. 1, 1937. — 8. Ariëns Kappers, C. U.: Further communication on the fissures of the frontal lobes in Neanderthal men. Kon. Akad. Wetens. Amsterdam. Vol. XXXII, N. 2, 1929. — 9. Meiring, A. J. D.: The "Wilton" skulls of the Matjes River Shelter. Soöl. Nav. Nas. Mus. Bloemfontein, Dl. 1, St. 6, 1937. — 10. Wells, L. H.: The status of the Bushman as revealed by the study of endocranial casts. S. Afr. J. Sci. Vol. XXXIV, 1937. — 11. Meiring, A. J. D.: The frontal convolution on the endocranial cast of the skull M.R.I. from the deepest layer of the Matjes River cave. S. Afric. J. Sci. Vol. XXXIII, 1936.

The original description of the Florisbad skull was by Dreyer, T. F. to which (1) was a note.

The following publication deals with the finding of this skull: Dreyer, T. F.: The Archaeology of the Florisbad deposits. Sool. Nav. Nas. Mus. Bloemfontein. Deel 1, St. 8. Jan. 1938.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Der Rumpf der Albaner

Der Rumpf wird durch folgende Maße erfaßt:

a) Länge der vorderen Rumpfwand,
b) Schulterbreite und
c) Beckenbreite.

Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist es, an einem 95 Albaner[1]) umfassenden Material diese Maße in ihrem gegenseitigen Verhalten und in Hinblick auf Rasse und Beruf zu studieren.

	Variationsbereich	Mittelwert	mittl. Fehler
1. Absolute Masse:			
Körpergröße	1503 — 1818	1662	68,75
Länge der vorderen Rumpfwand	454 — 594	518	28,20
Schulterbreite	323 — 418	370	18,50
Beckenbreite	248 — 329	283	16,75
2. In Prozenten der Körpergröße:			
Länge der vorderen Rumpfwand	28,3— 34,3	31,2	1,35
Schulterbreite	19,8— 24,5	22,4	0,99
Beckenbreite	14,0— 19,3	17,1	0,80
3. In Prozenten der Rumpfwandlänge:			
Schulterbreite	60,0— 80,4	71,4	4,51
Beckenbreite	46,1— 62,5	54,7	3,30
4. Rumpfbreiten-Index	64,1— 91,7	77,2	4,85

Nach unseren Größenklassen erscheinen je 17,3% der Untersuchten als klein bzw. untermittelgroß. 26,9% sind mittelgroß und 11,5% übermittelgroß. Von den 27% großen Albanern zeigen 3,9% sogar einen sehr großen Wuchs.

Bemerkenswert ist das häufige Auftreten eines langen Rumpfes (in insgesamt 33,8% mit relativen Werten über 31,4), dagegen treffen wir den kurzen Rumpf (unter 29,3) bloß in 10,5% an.

Mittelbreite Schultern (in 88,4%) überwiegen, breite (über 23,4) sind etwas häufiger (in 8,5%) als schmale (unter 20,%), die bloß in 3,1% festgestellt wurden.

Größere Variabilität zeigt die relative Beckenbreite: 17,9% haben relativ schmale (unter 16.0) und 24,3% relativ breite (über 17,9) Becken.

Über die gegenseitige Bindung der Rumpfmaße unterrichtet folgende Zusammenstellung:

	Korrelationskoeffizient
Körpergröße : Rumpfwandlänge	+ 0,4968 ± 3 × 0,0555
Rumpfwandlänge : Schulterbreite	+ 0,3914 ± 3 × 0,0585
Rumpfwandlänge : Beckenbreite	+ 0,4439 ± 3 × 0,0555
Schulterbreite : Beckenbreite	+ 0,3223 ± 3 × 0,0664

Wir können daher folgendes Abhängigkeitsschema herstellen:

Körpergröße — Rumpfwandlänge — Beckenbreite — Schulterbreite.

---

[1]) Weninger, J.: Rassenkundliche Untersuchungen an Albanern. Ein Beitrag zum Problem der dinarischen Rasse. Wien 1934. R. Pöchs Nachlaß. Serie A: Physische Anthropologie, Bd. IV; Anthropologische Gesellschaft in Wien.



Dasselbe zeigt wohl deutlich, daß der Breitenentwicklung eine besondere Beachtung zu widmen ist.

Bestimmen wir nun die Unterschiede der beiden Breitenmaße, so erhalten wir:

Variationsbereich	Mittelwert	mittl. Fehler
29—148 mm	85	1,84

(Während bei einer Breitendifferenz von 29 mm die Rumpfform sich einem Parallelogramm nähert, wird bei 142 mm dieselbe bereits einem ziemlich spitz nach unten zusammenlaufenden Trapez gleichen.)

Für die Summe der beiden Breitenmaße ergibt sich:

Variationsbereich	Mittelwert	mittl. Fehler
586—739 mm	648	29,85

Abermals mögen uns einige Korrelationsrechnungen Aufschluß über Zusammenhänge der beobachteten Größen geben:

	Korrelationskoeffizient
Differenz der Rumpfbreiten : Rumpfwandlänge	— 0,0732 ± 3 × 0,0707
Summe der Rumpfbreiten : Rumpfwandlänge	+ 0,6704 ± 3 × 0,0574
Differenz der Breiten : Summe der Breiten .	+ 0,0819 ± 3 × 0,0652

Wir erkennen aus diesen Werten, daß:

1. die Rumpfform von der Rumpfwandlänge unabhängig ist;
2. dem längeren Rumpf wohl auch meistens eine größere Breitenentwicklung entspricht und
3. die Rumpfform von der Gesamtbreitenentwicklung unabhängig ist.

Den Eindruck, den uns die Rumpfmaße vermitteln, ist der eines Trapezes, dessen Höhe durch die Länge der vorderen Rumpfwand „l" (in erster Annäherung, soferne man vom Höhenunterschied zwischen Sternale und Akromion sowie zwischen errechneter Beinlänge und Höhe des Symphysions absieht) und die beiden parallelen Seiten durch die Schulterbreite „s" und die Beckenbreite „b" gegeben sind. Wir können den Inhalt dieser Fläche nach der Formel $F = l \cdot \frac{s+b}{2}$ berechnen und erhalten:

	Variationsbereich	Mittelwert	mittl. Fehler
Rumpfwandfläche . . .	1410—2085 mm²	1672	161,5

Bemerkenswert ist folgende Beobachtung:

Rumpfwandfläche	Länge der vorderen Rumpfwand		
	unter 490 mm	490—546 mm	über 546 mm
unter 1550 mm² . . .	13	4	—
1550—1849 mm² . . .	4	54	3
1850 mm² und mehr . .	—	3	14

Dagegen ist die Größe der Rumpfwandfläche vom Rumpfbreitenindex vollkommen unabhängig.

Nehmen wir für die absoluten und die relativen Rumpfmaße den Bereich $M \pm 2\sigma$ als jenen normaler Entwicklung an — von 100 Beobachtungen sollen für jedes Merkmal bei einer dem Gaußschen Fehlergesetz folgenden Verteilung 95 in diesen Bereich zu liegen kommen —, so können wir die Werte kleiner als $M - 2\sigma$ als Minusvarianten („—") und solche größer als $M + 2\sigma$ als Plusvarianten bezeichnen. Tabelle 1 bringt nun diese Darstellung für jene Individuen, welche in irgendeinem Merkmale von $M \pm 2\sigma$ abweichen. Da uns sowohl Stammeszugehörigkeit als auch der Beruf der einzelnen Untersuchten bekannt ist, so wollen wir die aus Tabelle 1 gewonnene Gliederung für alle Untersuchten verwerten. Tabelle 2 gestattet nun folgende interessante Feststellungen:

a) rassenkundlich:

Die Nordalbaner sind kräftiger gebaut als die Südalbaner.



Tabelle 1

Beob-achtungs-nummer	Stamm	Rumpfwand-länge 1	Schulter-breite 2	Beckenbreite 3	(2 ÷ 3) 4	(2 — 3) 5	(2 : Körper-größe) 6	(3 : Körper-größe) 7	(2 : 1) 8	(3 : 1) 9	(2 : 3) 10	Rumpfwand-fläche 11	Beschreibung des Rumpfes	Beruf
4 136	Ghege	.	+	+	+	.	.	.	.	.	.	+	breitbeckig : derb	Bauer
4 192	Toske	.	.	.	.	.	+	+	.	.	.	.	breitbeckig : derb	Bauer
4 191	Toske	.	+	.	+	.	.	.	.	+	.	.	derb	Bauer
4 167	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	+	+	.	.	derb	Bauer
4 207	Toske	+	.	+	.	—	.	.	.	.	.	+	breitbeckig : langer Rumpf	Advokat
4 213	Ghege	+	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	breitbeckig : langer Rumpf	Großgrundbesitzer
4 208	Ghege	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	langer Rumpf	Bezirkshauptmann
4 209	Toske	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	langer Rumpf	Hauptmann
4 132	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	großer Rumpf	Bauer
4 135	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	großer Rumpf	Bauer
4 158	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	großer Rumpf	Bauer
4 153	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	großer Rumpf	Kawaß
4 175	Ghege	.	.	+	.	—	—	.	.	.	+	.	breitbeckig : schmalschultrig	Landarbeiter
4 198	Toske	.	.	+	.	.	.	+	.	+	.	.	breitbeckig	Bezirkshauptmann
4 210	Ghege	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	breitbeckig	Grundbesitzer
4 144	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	breitbeckig	Bauer
4 156	Ghege	.	+	.	.	.	.	.	.	.		.	breitschultrig	Grundbesitzer
4 181	Ghege	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	breitschultrig	Kaufmann
4 166	Ghege	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.	breitschultrig	Bauer
4 142	Ghege	.	.	.	.	.	+	.	+	.	.	.	breitschultrig	Bauer
4 165	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	+	.	—	—	breitschultrig	Bauer
4 179	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	breitschultrig	Bauer
4 204	Ghege	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	breitschultrig	Landarbeiter
4 205	Toske	.	.	.	.	.	.	.	—	.	.	.	schmalschultrig	Bauer
4 154	Toske	.	.	.	.	.	.	.	—	.	.	.	schmalschultrig	Bauer
4 116	Ghege	.	—	.	.	.	—	.	.	.	.	.	schmalschultrig	Bauer
4 155	Toske	.	—	.	.	—	—	.	.	.	+	.	schmalschultrig	Bauer
4 117	Ghege	.	.	—	.	.	.	.	.	.	.	.	schmalbeckig	Bauer
4 177	Toske	.	.	—	.	+	.	.	.	—	—	.	schmalbeckig (juvenil)	Bauer
4 197	Toske	.	.	—	.	+	.	.	.	—	—	.	schmalbeckig	Kaufmann
4 196	Toske	.	—	.	.	.		.	.	—	.	—	schmalbeckig : schwach	Derwisch
4 190	Toske	.	—	—	.	.	.	.	.	—	.	.	schmalbeckig : grazil	Landarbeiter

Anmerkung: Außerdem 63 Albaner mit Durchschnittstypus, u. zw. 36 Ghegen, 27 Tosken, bzw. 1 Grundbesitzer, 37 Bauern, 6 Landarbeiter, 8 Geschäftsleute, 5 Beamte, 6 Derwische

Tabelle 2

Rumpf	Stamm				Berufe											
	Ghege		Toske		Grund-besitzer		Beamte		Land-arbeiter		Bauer		Kauf-mann		Der-wisch	
derb	8		4		1		4		—		7		—		—	
breitbeckig	3		1		1		1		1		1		—		—	
breitschultrig	7		—		1		—		1		4		1		—	
normal (Durchschnitt)	36	3,6%: 64,3%: 32,1%	27	17,9%: 69,2%: 12,9%	1	0%: 25,0%: 75,0%	5	0%: 50,0%: 50,0%	6	11,1%: 66,7%: 22,2%	37	10,9%: 67,3%: 21,8%	8	10,0%: 80,0%: 10,0%	6	14,3%: 85,7%: 0%
schmalschultrig	1		3		—		—		—		4		—		—	
schmalbeckig	1		2		—		—		—		2		1		—	
schwächlich	—		2		—		—		1		—		—		1	

b) sozialanthropologisch:

Der Beruf unserer Albaner äußert sich deutlich auch im Rumpfbau: je sicherer und ausreichender die Jahreseinkünfte sind, um so kräftiger ist auch der Rumpf. Die vielfach auf Almosen angewiesenen Derwische sind wohl wirtschaftlich am schlechtesten daran, ziemlich gleichartig sind auch die Lebensverhältnisse der von uns untersuchten Kaufleute. Der scheinbare Widerspruch, daß zwischen den Bauern (Kleinbesitzer und Pächter) und den Landarbeitern eigentlich kaum ein Unterschied besteht, erklärt sich aus den lokalen Verhältnissen. Der beim Grundbesitzer tätige Landarbeiter steht im festen Lohnverhältnis zu seinem begüterten Herrn und erhält dadurch eine mindestens dem Bauern auf eigenem Grunde gleichwertige Lebensmöglichkeit. Da andererseits die Berufstätigkeit dieser beiden Gruppen die gleiche ist, so ist die auffallende Gleichheit im Bau des Rumpfes wohl aus den angeführten Tatsachen leicht erklärlich.

Zusammenfassung:

Von unseren 95 Albanern können wir bezüglich des Rumpfes sagen: Größerem Wuchse entspricht ein längerer Rumpf, der sich meist durch ein breiteres Becken und öfters auch durch breitere Schultern auszeichnet. Der längere Rumpf wird nahezu immer in der Gesamtbreitenentwicklung (durch die Summe der beiden Rumpfbreiten gegeben) stärker sein. Die Rumpfform, vor allem durch den Unterschied der beiden Rumpfbreiten erfaßbar, ist weder von der Rumpfwandlänge noch von der Gesamtbreitenentwicklung des Rumpfes abhängig. Die Größe der Rumpfwandfläche wird vor allem durch die Rumpfwandlänge bedingt.

Eine genaue Analyse des Rumpfes zeigt uns, daß einerseits die Nordalbaner (Ghegen) kräftiger gebaut sind als die Südalbaner (Tosken) und andererseits mit gesichertem Lebensstandard (Grundbesitzer und Beamte) der Rumpf einen kräftigeren Bau aufweist als bei Angehörigen wirtschaftlich stärker schwankender Berufe (Kaufleute und Derwische).

Vorliegende Studie hat uns den Wert der genauen Analyse eines Beobachtungskomplexes gezeigt und gleichzeitig einen Einblick in die rassenkundliche und sozialanthropologische Auswertung dieses der Konstitutionsforschung zugrunde liegenden Komplexes ermöglicht.

Robert Routil, Wien.

Reifungsstufen bei mitteldeutschen Stadtkindern (Volksschülern)

(Mit 4 Abbildungen und 2 Tabellen)

Neuere Fragestellungen in der Gesundheitsführung fordern die Kenntnis der regionalen Unterschiede in der körperlichen Entwicklung [Bober (1), Grimm (2), Zeller (3)]. Deshalb sollen hier Aufzeichnungen, die der Verfasser anläßlich orthopädischer Reihenuntersuchungen im Gesundheitsamt der Stadt Halle machen konnte, zum Vergleich bereitgestellt werden. Die Entwicklung von 158 Knaben ist gekennzeichnet durch folgende Zahlen (Altersklasse der „11jährigen" von 10 J. 7 Mon. bis 11 J. 6 Mon. usw.):

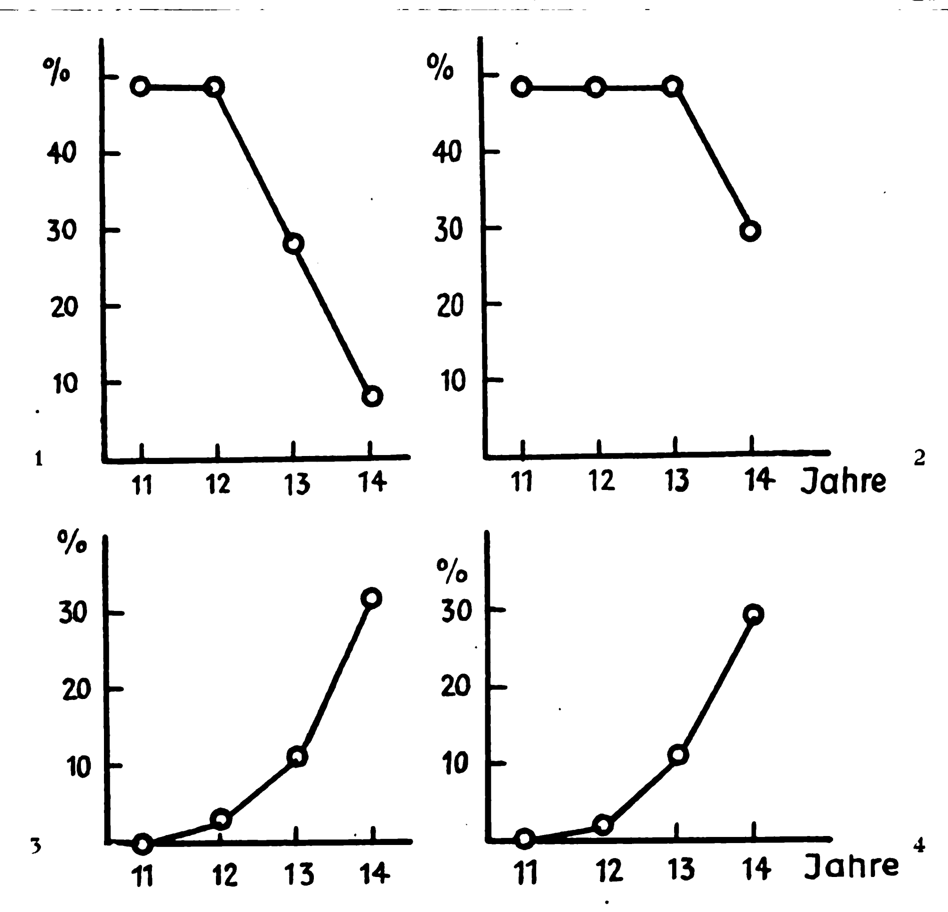


Abb. 1—4. 1. Abnahme der kindlichen Stufe des Genitale. — 2. Abnahme des vergrößerten Genitale ohne Pubes. — 3. Zunahme der glatten, spärlichen Pubes. — 4. Zunahme der gekräuselten Pubes in der „vorreifen" Form, sämtlich bei Volksschülern aus Halle a.d.S. zwischen 11 und 14 Jahren

Tabelle 1

Altersklasse	Reifezeichen					Summe
	Kindliche Form von Penis und Skrotum	Penis und Skrotum vergrößert	Schamhaar glatt und spärlich	Schamhaar reichlicher, gekräuselt, vorreife Form	Schamhaar dicht, gekräuselt, reife Form	
11jährige . . .	9	11	—	—	—	20
12jährige . . .	32	29	2	1	—	64
13jährige . . .	10	18	4	4	—	36
14jährige[1]) . . .	3	11	12	11	1	38

[1]) Darunter 7 über 14 Jahre 6 Monate

Auf diese Zahlen gründet sich die Abbildung. Die kleine Anzahl der 11jährigen bedingt, daß zufällig der Prozentsatz der kindlichen Stufe des Genitale ein wenig niedriger ausfallen würde als in der nächsthöheren Altersklasse. Darum sind in der Abbildung

die 11jährigen und 12jährigen Knaben mit kindlichem Genitale zusammengefaßt, ebenso ist in der nächsten Reifungsstufe mit den 11- bis 13jährigen verfahren worden.

Ein Vergleich ist nur mit Berliner Stadtkindern möglich, da Bober seine Ergebnisse an Dorfkindern aus dem Fläming (Kreis Zauch-Belzig) nicht nach Altersklassen ordnet. In Tabelle 2 ist das Material nach den von Zeller verwandten Altersklassen (11 J. 0 Mon. bis 11 J. 11 Mon. usw.) ausgezählt und, in Prozent umgerechnet, mit den Angaben von Zeller verglichen.

Tabelle 2

Reifezeichen	Kindliche Form von Penis und Skrotum			Schamhaar glatt und spärlich			Schamhaar reichlicher, gekräuselt, vorreife Form			Schamhaar dicht, gekräuselt, reife Form		
Altersklasse	Halle n	Halle %	Berlin n. Zeller %	Halle n	Halle %	Berlin n. Zeller %	Halle n	Halle %	Berlin n. Zeller %	Halle n	Halle %	Berlin n. Zeller %
11jährige	26	51,0	75,8	2	3,9	7,8	—	—	—	—	—	—
12jährige	24	50,0	—	2	4,2	—	1	2,1	—	—	—	—
13jährige	3	8,1	26,0	7	18,9	36,0	7	18,9	25,0	—	—	1,0
14jährige [1])	2	9,1	8,0	6	17,3	34,0	8	36,4	46,0	1	4,5	7,0

[1]) Darunter 3 über 15 Jahre

Es zeigt sich ein recht interessanter Unterschied, indem die Berliner Knaben bis zum Lebensalter von nahezu 14 Jahren einen höheren Anteil der kindlichen Stufe des Genitale aufweisen, während andererseits die Entwicklung der einmal aufgetretenen Schambehaarung bei ihnen in einem rascheren Tempo zu verlaufen scheint. Der Anteil der Pubeszenten mit spärlicher und glatter Schambehaarung ist ziemlich genau doppelt so hoch bei den Berliner Volksschülern als bei den gleichaltrigen Knaben in Halle, der Anteil der Berliner mit gekräuseltem Schamhaar in der „vorreifen" Form nach Zeller ist wenigstens um ein Drittel höher als bei gleichaltrigen Hallensern.

Für die Ausdehnung der Vergleiche auf verschiedene Gebiete wäre eine Vereinbarung über die Bildung der Altersgruppen höchst erwünscht!

Schrifttum

1. Bober, H.: Schulkinderuntersuchung im Fläming. 65 Seiten. Bern.-Sporn-Verl., Zeulenroda 1937. — Ders.: Konstitutionsanthropologie. Konst. u. Klinik I, 16—29. 1938. — 2. Grimm, H.: Körperliche Entwicklung auslandsdeutscher Jugend. Z. auslandsdtsch. Volksforsch. II, 130—138, 1938. — 3. Zeller, W.: Entwicklungsdiagnose im Jugendalter. 92 Seiten. J. A. Barth, Leipzig 1938.

Hans Grimm, Breslau.

Randbemerkungen zu Maleš: Die Rassentypen bei den Serben und Kroaten

Maleš hat in der Z. Rassenk. (VII, 3, S. 234—251) einen bemerkenswerten Aufsatz über die Rassen bei den Serben und Kroaten veröffentlicht, in welchem er neben einigen theoretischen Ansichten recht gute Beschreibungen und wertvolle Beobachtungen der einzelnen Rassen, wie sie bei den Serben und Kroaten ausgebildet sind, bringt. Aber die gesamte Auffassung der rassischen Typologie gibt mir Anlaß zu einigen Bemerkungen, welche unter anderem die Durchführung der vom Autor selbst aufgestellten Postulate beleuchten und auch Beiträge zu anderen weniger geklärten Fragen bringen sollen.

Was zunächst auffällt, ist ein ziemlich heftiger Angriff gegen die Kombinationssysteme auf Grund von einigen willkürlich gewählten morphologischen Merkmalen (S. 235), wobei aber Verf. übersieht, daß jede Klassifikation doch mit den wahrnehmbaren und meßbaren morphologischen Merkmalen beginnt. Auch aus der Beanstandung, daß zu wenig (z. B. in meinem System bloß vier Merkmale) der rassischen Gliederung zu-

grunde gelegt werden, zieht Verf. weder in der Beschreibung, noch im System die logischen Folgen, sondern unterscheidet (konform mit z. B. meinem System) „Rassentypen" schon auf Grund eines einzigen morphologischen Merkmales (z. B. S. 240, 241, 243, 244, 248). Das ist doch immerhin eine erfreuliche Anerkennung der — prinzipiell abgelehnten Methode!

Warum Verf. von „Typen" anstatt klipp und klar von Rassen, Unterrassen bzw. von Unterarten spricht, ist nicht ersichtlich; ganz unklar ist aber die Einteilung in „-ide" und „-oide". Auf S. 236 liest man: „Wie wir bereits erwähnt haben, können wir die Formen jeder beliebigen Rassengruppe zerlegen in jene, die eine relativ größere Anzahl von gemeinsamen Merkmalen, und in jene, die davon eine relativ geringere Anzahl aufweisen. Die ersten heben wir durch das Suffix -id, die zweiten durch das Suffix -oid hervor." Verf. unterscheidet dann Nordide und Nordoide, Dinaride und Dinaroide, Mediterranide und Mediterranoide und Osteuropide und Osteuropoide (außerdem natürlich bei den einzelnen Rassen auch solche mit dem „-id"- und andere mit dem „-oid"-Suffix). Bis daher ist alles in Ordnung. Wenn man aber jetzt (S. 237) liest: „Dinaride sind der dinarische und der herzegowinische Typ", so wird man sich schon wundern. Warum auch der „herzegowinische Typ"? Verf. unterscheidet somit in der dinarischen Rassengruppe den dinarischen und herzegowinischen Typ, die eigentlichen Dinariden, und (S. 241 ff.) „einen dinarischen Typ heller Komplexion, einen dinarischen Typ von mittlerer Körpergröße und von heller Komplexion, einen dinarischen von Mittelgröße und von heller Regenbogenhautfarbe. Ob es noch auch andere Dinariden gibt, könnte ich vorläufig nicht sagen." Was bemerkt der aufmerksame Leser? Ein dinarischer Typ unterscheidet sich vom andern stufenweise immer durch nur je ein morphologisches Merkmal. Aber warum gehört der „herzegowinische" zu den Dinar*id*en und der dinarische Typ von mittlerer Größe zu den Dinar*oid*en? Beide unterscheiden sich vom klassischen Dinarier doch nur durch je ein morphologisches Merkmal.

Weiter lesen wir auf S. 245: „Mediterranide sind der mediterrane und der atlanto-mediterrane Rassentyp." Warum? Und warum zählt Verf. die „Sawiden" (seinen ‚herzegowinischen Typ") zu den Dinariden, wenn er hier unter Betonung derselben Unterschiede von der klassischen Ausgangsrasse (S. 246) die mediterranen Typen mit grauen oder grünlich-grauen Augen zu den Mediterran*oid*en zählt? Verf. bleibt auch den Beweis schuldig, warum die „mediterranen" eurysomen und brachykephalen Typen „genetisch jedenfalls [gesperrt von mir] mit den Mediterranen verbunden und andererseits wohl auch mit den Orientaliden" verwandt sein sollen. Ich würde einen solchen Typ — ganz richtig — in die alparmenide Rasse einteilen (aber Montandon u. a. Autoren sicher auch).

Bei der „osteuropiden Rassengruppe" liegt außerdem noch ein scharfer Verstoß gegen die Nomenklaturregeln vor. Über die Nomenklatur Maleš' soll noch später gesprochen werden, aber daß er den „baltischen Rassentyp" (den Homo sapiens slavonicus, Fischer 1829), also die Race orientale européenne (Deniker) oder die Osteurop*id*en v. Eickstedts als einzige Osteurop*oide* hinstellt (S. 249) und — umgekehrt — die Alpiden, den Erdeljanovićschen dunklen rundköpfigen Typ und meine Pannoniden als Osteurop*ide* (S. 248), bedeutet doch einen vollständigen Austausch der Begriffe. Ein triftiger Unterschied zwischen dem Erdeljanovićschen Typ und den Alpiden (im Sinne Lapouges) ist mir außerdem, wenigstens nach der gegebenen Beschreibung, auch nicht klar.

Zur Nomenklatur wäre zu bemerken, daß es richtig gewesen wäre, wenn sich Verf. wenigstens an die gute Tradition, wenn nicht schon an die Nomenklaturregeln, die im VI. Band (S. 211—241) d. Zschr. veröffentlicht wurden, gehalten hätte. Als Biologen mußten sie ihm übrigens von der Zoologie und Botanik her bekannt sein. Es geht nicht an, daß jeder Autor einem schon bekannten und beschriebenen Typ einen ihm sympathischen Namen gibt. Das führt notgedrungen zu Verwirrungen; es wäre nicht das erstemal, aber die Reihe der namen-gebungs-lustigen Autoren sollte — schon gar nach der Veröffentlichung der Nomenklaturregeln auch in einer anthropologischen Zeitschrift — nicht fortgesetzt werden. So ist es ganz unmöglich, die Namen „herzegowinischer Rassentyp" und „heller dinarischer Rassentyp" anzuerkennen; denn es gibt — auch unter den sog. Trivialnamen — nur eine savide und eine noride Rasse. Über die „osteuropide Rassengruppe" sprachen wir schon oben.

Daß zwei oder mehrere Autoren über das Rassensystem verschiedener Ansicht sind, ist bei der alles eher als einheitlichen Auffassung über den Begriff „Rasse“ und die Definition einer Rasse nicht verwunderlich. Es berührt aber eigentümlich, wenn man z. B. liest „Der herzegowinische Rassentyp (die sawische Rasse oder Unterrasse)“ (S. 240), oder durchwegs „.... Rassentyp (.... Rasse)“. Ich sehe in dieser Fassung keinen Unterschied zwischen dem „Rassentyp“ und einer „Rasse“. Aber Verf. scheint doch einen Unterschied andeuten zu wollen. In was für einem Verhältnis steht z. B. der „.... Typ“ zu den „Dinariden“? Sind die „Dinariden“ in diesem Sinne eine „Rasse“? Dann wären die Dinar*oid*en offenbar die andere „Rasse“ der dinarischen Rassengruppe. Aber anstatt hier klar zu sein, will Verf. „nicht in den Fehler gewisser zeitgenössischer Autoren verfallen und“ sich „in theoretische Definitionen der Rasse und der Rasseneinteilung einlassen“ (S. 234). Ich denke wiederum, daß klare Begriffe die Bausteine einer Abhandlung und gar eines Systems sind! Das Fehlen von einheitlichen klaren Grundbegriffen ist m. E. der Hauptgrund der beinahe schon absoluten Unordnung in der anthropologischen Systematik. Wenn nun aber gar ein Autor sich selbst über die Begriffe und deren gegenseitige Verhältnisse nicht klar ist (oder sich wenigstens nicht klar darüber ausdrückt), dann droht die Sache ganz unübersichtlich zu werden.

Verf. stellt „den Dinarier“ (S. 237), also offenbar alle seine „Rassentypen“, auf Grund einiger Messungen des energetischen Stoffwechselumsatzes und nach dem Körperbau zu der „langlinigen (leptosomatischen, respiratorischen)“ Form wie die teutonordische Rasse (S. 237). Ich zweifle an der Richtigkeit sowohl dieser Auffassung als auch an der Stichhaltigkeit ihrer Begründung. Der Unterschied im Grundmetabolismus zwischen den „rassenreinen“ dinarischen Bauern und den Städtern „von digestiver Konstitution und gemischter Rasse“ (?) kann — das gibt ja Verf. selbst zu — auch auf den Unterschieden in der Ernährungsqualität und -quantität beruhen. Hiemit wird aber der einzige Versuch einer Heranziehung von physiologischen Merkmalen zur Rassendiagnose zweifelhaft, ja, ich möchte sagen, hinfällig. Und so kommt Verf. in der Durchführung doch wieder auf die eingangs (S. 235) mißachtlich erwähnten, aber offenbar doch ganz gut bewährten vier morphologischen Merkmale zurück, um die „Rassentypen“ zu beschreiben. Ich gebe aber zu, daß ich in meinem Rassensystem mit der Voraussetzung rechne, welche Verf. auf S. 239 erwähnt, daß nämlich die bestimmte Kombination der vier ausgewählten erblichen exakt bestimmbaren Merkmale oder Eigenschaften immer vom gesamten für die betreffende Rasse typischen Eigenschaftskomplex im breitesten Sinne begleitet sind. Deshalb spreche ich auch (s. Z. Rassenk. VII/2) von vier Hauptmerkmalen, denen weitere Merkmale zugeordnet werden. Diese Nebenmerkmale können unter der Bedingung, daß sie stets bloß an die gegebene Kombination der vier Hauptmerkmale gebunden sind, ebenso rassentypisch sein. Dann können ebensogut physiologische und psychologische Merkmale herangezogen werden. Ja, es ist ganz gut denkbar, daß anstatt eines oder sogar zweier morphologischer Hauptmerkmale, ein physiologisches und psychologisches Merkmal als Hauptmerkmal tritt. Aber das verlangt jedenfalls noch umfangreiche Untersuchungen und exakte Bestimmungen. Mag sein, daß der Grundumsatz in dieser Beziehung wichtig ist, für bewiesen halte ich das aber derzeit noch nicht, wenigstens nicht innerhalb der weißen Subspezies. Es wäre jedoch gewiß eine sehr begrüßenswerte Bereicherung unseres Wissens, wenn uns Verf. auf diesem interessanten Gebiet weitere Beobachtungen auch an anderen Rassen (die er selbst aber doch, wenigstens vorläufig, wieder nur auf Grund einiger weniger morphologischer Merkmale bestimmen wird können) mitteilen wird. Ich glaube nämlich, daß auch in der Anthropologie doch nur die Morphologie die Grundlage eines jeden Systems sein kann, halte aber die „Mathematik“, die noch von vielen Autoren verpönt wird, als eines der wichtigsten Hilfsmittel der anthropologischen Analyse und Synthese. Nur als Hilfsmittel, nicht als Selbstzweck; und nur mit diesem Hilfsmittel werden wir zu exakten Definitionen kommen können, was man doch gewiß nicht für einen abzulehnenden „Fehler“ halten sollte (S. 234).

Daß eine gegebene Form der Ausdruck einer gegebenen Konstitution ist, daran zweifle ich nicht, doch suche ich zunächst mit Hilfe der äußeren Form zu eben dieser Konstitution vorzudringen. (Auch hiebei ist die „Mathematik“ ein wertvolles Hilfsmittel!)

Physiologische und psychologische Messungen vervollständigen das Bild, können aber morphologische Merkmale nicht ersetzen, wenigstens heute noch nicht. Das beweist — unerwarteterweise nach der Einleitung — eben auch Verf.s Artikel, welcher gerade im morphologischen Sinne einige bemerkenswerte Beobachtungen bringt.

B. Škerlj, Ljubljana (Laibach)

Rassenseelenkundliches bei Ernst Moritz Arndt

Die Arndtsche Rassenauffassung entspringt einem originalen Weltbild, in dessen Mittelpunkt die Begriffe Gestalt und Bild stehen. Das Naturgeschehen ist „die Mutter aller Gestalten". Aus ihrem Schoß gehen die Ganzheiten der Welterscheinung hervor. Die Gestalt ist keine platonische Idee, sondern die beseelte Körperform. Der von der Erde losgerissene und rational überhebliche Geist bedroht das bewußtlos gestaltenschaffende Leben mit Vernichtung: „Des Geistes Wesen ist das Scheiden und Ordnen, ... das Vernichten und Entgöttern. — Die Gestalt zerfällt vor ihm." Auf Grund dieser wesenskundlichen Einsicht entwirft Arndt eine Weltgeschichte (die erste in deutscher Sprache!), die den Verlauf der europäischen Menschheitsentwicklung als Kampf zwischen lebenerfüllter Gestalt und gestaltvernichtendem Geist darstellt. Aus leidenschaftlicher Liebe zum Ursprünglichen verteidigt er die erdnahe Wirklichkeit der Leiber und der völkischen Verbände und setzt schon damals sich für die Durchführung eines Erbhofgesetzes und einer Waldordnung ein. Arndts Bemerkungen zur Rassenpsychologie ziehen sich verstreut und versteckt durch seine Schriften. Besonders ertragreich erweist sich in dieser Beziehung die „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen", Berl. 1810. (Zitate ohne nähere Angabe sind ihr entnommen.)

I. Zergeistigung und Mangel an Seelenfülle als Ausdruck von Verbastardung. Da für Arndt der Leib vom kosmischen Leben durchpulste Gestalt war, genügte ihm nicht die übliche geistige Würdigung „als ein bloßes Gehäuse, eine tote Form". Gegen übertriebene Vergeistigung äußerte er starke rassenhygienische Bedenken. Er bemerkte, daß „die geistreichsten Menschen in ihren Kindern so oft Karikaturen und schlaue, ja wohl dumme Schwächlinge hinterlassen". Die „Schriften für und an seine lieben Deutschen" (II, Leipzig 1845) enthalten Bemerkungen über den Zusammenhang von Seelenarmut und widersprüchlicher Rassenmischung. Darin verteidigt er die Phantasiefülle und Herzhaftigkeit volkstumsnaher Menschen gegen den schauspielerischen, mechanisierenden Esprit: „Die Phantasiefülle fehlt." „Der Kopf hat das Herz verschlungen" (344). Dem Volkskundigen ist die Vorherrschaft „des Schlauen und Verschmitzten" in einem Volke ein untrügliches Anzeichen unglücklicher Mischungen (366—371). Nur durch Paarung des „Zusammengehörigen" und durch natürliche Auslese wird „ein edles und vorzügliches Geschlecht". „In einem reinen und ungemischten Volke sitzt der Adel der Leiber und Gemüter oft am meisten in denen, die einfach und natürlich in Feldern und Wäldern leben". Mit der Prägung vom „Adel der Leiber und Gemüter" betont Arndt die unzergeistigte Gestalt, d. h. die Rassigkeit oder das Rassige in Ausdrucksbewegung und Wuchsform der Menschengestalt. (Rassig = im Sinne „von ausgeprägter Eigenart", vgl. H. Paul, Deutsches Wörterbuch.)

II. Wechselseitigkeit von Landschaft und Rasse. A. Rosenbergs Begriff des „Vegetativ-Vitalen der Rasse" wiederholt die Auffassungen Goethes und Arndts von der Pflanzenhaftigkeit der Rassen. Das Polaritätsverhältnis von Mensch und Erde kann nicht mit irgendeiner Milieutheorie verwechselt werden. Leitsatz der Arndtschen Polaritätsauffassung: „Der Lebensatem, der den Menschen umweht, das Bild der Natur, die ihn umgibt, alle Durchscheine und Widerscheine der Elemente, deren äußere Zeichen sich ihm täglich darstellen — alle diese haben eine unvermeidliche Wirkung auf seine Seele und auf seinen Leib" (Über den Bauernstand, Berlin 1815, S. 21). Der ursprüngliche, rassige Mensch lebt nach Arndt als „Mikrokosmos" inmitten der Erdbilder des Makrokosmos, die ihrerseits die Seelen und Leiber auszeugen und ausprägen (Fragmente über Menschenbildung, Altona 1805, S. 24 u. 27). Weil nach Arndt in den ungemäßigten Zonen die Leiber erstarren oder erschlaffen, weil in diesen Erdbreiten die Leibesempfindungen das Überwiegen der seelischen Schauung verhindern, kann in Polar- und Äquatorgegenden keine leibseelische Hochblüte des Menschen stattfinden. Die Landstriche der gemäßigten Zonen „25—60° nördlicher und südlicher Breite" sind das „Herz der Welt", wo die seelenmächtigsten Rassen erwuchsen (Schriften, IV, 140).

III. Lehre von der Rassenentstehung. Arndt beantwortet in Weiterführung Goethescher Gedankengänge (Gespräch mit Eckermann vom 2. IV. 1829) die Frage: „Wie entstanden die verschiedenen Rassen?" folgendermaßen: Die Bildung der Menschenrassen müsse in vorgeschichtlichen und vorgeistigen Zeiten erfolgt sein, als Leib und Seele noch bildsam und prägbar während ungeheurer Zeiträume unter kosmischen Einwirkungen lebten. Er weist darauf hin, daß nach jener frühzeitlichen Rassenentstehung allem Anschein nach „jetzt keine neuen mehr entstehen". Die Gründe dafür sieht er in der übermäßigen „Humanisierung" der Erde durch den Geist und in der Isolation des Menschen, dessen Seele sich zunehmend den tellurischen Einflüssen verschloß. Trotz aller „Verrücktheit durch Geistigkeit" konnte die pflanzenhafte und ungeistige Rassenausprägung der Vorzeit niemals ganz ausgelöscht werden. Arndt erwartet daher von einer erneuten Hinwendung des Menschen zu den Mächten des Erscheinungsalls, daß wie vordem „Natur und Mensch zugleich verfielen", einst wieder die Bilder des Erdlebens und der Rassenseelen zugleich und polar aufblühen werden.

IV. Seelenkunde der nordischen Rasse. Zum Wesen der nordmenschlichen Rassenseele gehört der „Fernetrieb" der „Meeresanwohner" (Schriften, I, 140). Der weltweite Atem des Nordmeers haucht mit der „Wanderlust des Ozeans an". Die gegenseitige Abhängigkeit von Nordmensch und Nordlandschaft ist leibseelisch bedingt und wird nicht etwa vom Gewerbe der Fischer und Schiffer bestimmt. (Der Wächter, II, Köln 1815). Die Atmosphäre der stürmischen Meereswelt verleiht auch den Bauern „Flug der Phantasie", „das von Bildern zu Bildern, von Gestalten zu Gestalten Schweifende und Bildende" (Vers. i. vgl. Völkergesch., 394). Am Beispiel einer Landschaftsschilderung Islands gelangt Arndt zu Aufschlüssen über den nordischen Rassencharakter. Die andringende Gewalt der elementaren Erscheinungen: „der brausende Sturm, der donnernde Hekla, der mit Hagelschauern rauschende Regen, dicke Nebel und Wolken, die mit dickeren Schneegestöbern wechseln, während... aus den Wellen das öde Gekreisch der Seevögel tönt", stimmt die Seele mit der Dämonie der Landschaftsbilder zu einem fernegezogenen, schwermütigen, kühnen und trotzigen Wesen. Hier erblühte „die Überschwänglichkeit kolossaler Phantasie, der Geist des Gigantischen". Sprache und Rhythmus der Nordrassigen ist „kurz, geschwind, abgestoßen, ist gleich den Hieben des Schwertes, dem Schwirren des Falken und Geiers durch die Luft und dem Tanz der Schiffe durch stürmische Wogen!" Und noch ein zweites gibt nordischer Landschaft und Rassenseele kennzeichnendes Gepräge: die schimmernden Nordlichter, die Flammenhimmel der Morgen- und Abendröten, der Metallglanz der Nordlandschaften, von denen Arndt bis ins hohe Alter begeistert berichtet und welche nach ihm die Neigung des Nordmenschen zum Glanzrausch und zum „Feuersturm der Ehre" (J. Paul) bewirken.

Literatur

Kern, H.: Arndt, der ewige Deutsche. Jena 1930. — Heckscher, K.: Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises an Hand der Schriften E. M. Arndts dargestellt. Hamburg 1925. — Huth, O.: Das nordische Licht, Rhythmus. Z. dtsch. Kultur XIII, 12. Berlin 1935. — Ders.: Nordische Volkskunde von E. M. Arndt. Leipzig o. J.

R. Luck, Düsseldorf.

II. Neues Schrifttum

Die Gliederung des Schrifttums erfolgt nach den methodischen Gesichtspunkten der ganzheitlichen Forschung am Menschen: den 1. biologischen Abläufen, 2. morphologischen Körperbildungen und 3. psychologischen Verhaltensweisen, sowie der Einfügung der lebendigen Gesamtform in die 4. historischen Zeitfolgen und 5. den geographischen Raum. Das Schrifttum umfaßt damit alles, was Formenvielfalt und Formenwechsel von Menschengruppen betrifft, und nur dies.

(Bücher sind mit einem Stern * versehen)

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Erbkunde

***Generales, K. D. J.:** *Neue biometrische Untersuchungen von Spermien und Fertilität.* 84 S., F. Enke, Stuttgart 1938. (RM. 7.—.)

In Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Mikropathologie der Spermien, auf die an dieser Stelle schon früher hingewiesen wurde, berichtet der Verfasser über interessante Beziehungen zwischen Spermienbildung und Fertilität. In 70 Fällen wurde mit Hilfe einer besonderen biometrischen Methode an mehr als 20 000 Spermatozoen nachgewiesen, daß nicht nur Störungen der Mobilität, sondern auch Abweichungen im Längen- und Breitendurchmesser und im Volumen des Spermatozoenkopfes für das Vorhandensein einer herabgesetzten Fertilität oder völligen Sterilität von Bedeutung sind. Die fehlerkritisch erhärteten Ergebnisse der Arbeit geben uns wertvolle Einblicke in den Bau und die Funktion der Spermatozoen als Träger der männlichen Erbanlagen.

M. Werner, Frankfurt a. M.

*** Graewe, H.:** Zwillinge und Schule. (Biologische Zeitfragen.) 132 S., 49 Abb., K. Stenger, Erfurt 1938. (Geb. RM. 1.50.)

Nach einer kurzen Behandlung der Zwillingsentstehung gibt Verf. eine allgemeinverständliche Übersicht über die Verhaltensweisen und gegenseitigen Beziehungen von Zwillingen in der Schule. Bei den EZ reichen die Übereinstimmungen oft bis zu den kleinsten Besonderheiten, auffallende Verschiedenheiten auf psychischem Gebiet gehen nicht selten auf Unfälle zurück, besonders wenn diese das Großhirn betreffen. Die Art der Darstellung an Hand neuer eigener Beobachtungen des Verf. gibt dem Buch, das allerdings mehr für die Praxis des Lehrers, nicht für den Wissenschaftler bestimmt ist, seine besondere Note.

F. Steiniger, Berlin-Dahlem.

Hertwig, P.: *Allgemeine Erblehre.* Teil I: *Zytogenetik und Mutationsforschung.* Fortschr. Erbpath., Rassenhyg. u. ihrer Grenzgeb. I, 160—192, 1938.

Straff zusammengefaßt werden die Ergebnisse der letzten Jahre dargestellt, wobei in dem Abschnitt über die Chromosomen auch der Mensch und bei der Besprechung der Mutationsforschung die letzten Mutationsversuche an Säugetieren behandelt werden. Eine den Ausführungen angehängte Liste der selteneren Fachausdrücke wird der Nichtgenetiker begrüßen.

G. Heberer, Tübingen.

Koller, P. C.: *The genetical and mechanical properties of sex chromosomes.* III. Manch. Proc. of the Roy. Soc. Edinburgh LVII, 194—214, 1937.

Nach den hier vorgelegten Ergebnissen Kollers dürften nun wohl auch die letzten Zweifel an dem Vorhandensein eines Y-Chromosoms beim Menschen beseitigt sein. Das Verhalten des XY-Komplexes in der Spermatogenese wird eingehend behandelt und im Sinne der modernen zytogenetischen Vorstellungen interpretiert. So ergeben sich von der Zytologie her starke Stützen für die Richtigkeit der von Haldane hergestellten genetischen Karte des X-Chromosoms.

G. Heberer, Tübingen.

***Scheidt, W.:** *Das Erbgefüge menschlicher Bevölkerungen und seine Bedeutung für den Ausbau der Erbtheorie.* 58 S., G. Fischer, Jena 1937. (Br. RM. 3.60.)

Der Verf. dieser Studie, bekannt durch seine verschiedenen grundlegenden Arbeiten auf dem Gebiete der theoretischen Rassen- und Kulturbiologie, zeigt uns einen neuen Weg zur Ermittlung von Erbgeschehen innerhalb größerer Menschheitsgruppen. Ihm erscheint die „generative Lebensgemeinschaft", d. i. die Gesamtheit von Menschen, welche innerhalb eines bestimmten Wohngebietes durch Heirat in gegenseitige biologische Beziehung tritt, als die Grundlage künftiger genetischer Forschungen. Auf dieser Grundlage aufbauend, zeigt uns Scheidt die möglichen Berechnungen zur Ermittlung erbkundlicher Erkenntnisse.

R. Routil, Wien.

Koller, S.: *Die Grundformeln der erbbiologischen Bevölkerungstheorie in der Darstellung von W. Scheidt.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXII, 205—210, 1938.

Nachtsheim, H., Schick, R. und **v. Verschuer, O.:** *Die Bezeichnung der Gene.* Vorschläge für eine internationale genetische Nomenklatur. Z. indukt. Abstamm.Lehre. LXXIII. 55—62, 1937.

***N. N.:** *Neuere Fragen der Erbbiologie.* 5 Vorträge, geh. auf d. von d. Bundesleitung d. Bundes d. Deutschen am 4. und 5. Dez. 1937 in Teplitz abgehaltenen wissenschaftl. Lehrgang f. prakt. Ärzte. Bund d. Deutschen, Abt. Bevölkerungspolitik, Schr. Reihe C. H. 1. 55 S., Wächter-Verlag, Teplitz-Schönau 1938. (RM. 1.—.)

***Plate, L.:** *Hypothese einer variablen Erbkraft bei polyallelen Genen und bei Radikalen, ein Weg zur Erklärung der Vererbung erworbener Eigenschaften.* Acta Bibliogr.. Ser. A, II, Teil 2, Leiden 1936.

Snyder, L. H. and **Davison, D. F.:** *Studies in human inheritance. XVIII.* The inheritance of taste deficiency to Di-phenyl- guanidine. Eug. News XXII, 1—6, 1937.

***Zimmer, K. G.:** *Strahlungen, Wesen, Erzeugung und Mechanismus der biologischen Wirkung in Problemen theoretisch angewandter Genetik.* 72 S., 40 Abb., G. Thieme, Leipzig 1937. (RM. 3.20.)

Physiologie

Necrasov, O.: *Contribution à l'étude de la fréquence des facteurs sanguins M et N en Roumanie.* Ann. Sci. Univ. Jassy XXIII, 217—221, 1937.

Dies.: *Contribuţie la studiul grupelor sanguine in nordul Maldovei şi al Basarabiei.* Acad. Romana Mem. Sect. Stiintif. XII, Mem. 7, 1—7, 1937.

Verf. untersuchte bei 3460 Personen die klassischen Blutgruppen und bei 320 Studenten den MN-Faktor. Die Blutgruppenverteilung mit der Zunahme von B nach Nordosten entspricht der Stellung Rumäniens zwischen Ost und West. Die geographische und rassische Gliederung des MN-Faktors ergibt ja noch weniger klare Züge: Hier ordnet sich die untersuchte Gruppe dem großen europäischen Bereich geringen Übergewichtes von M über N ein. I. Schwidetzky, Breslau.

***de Rudder, B.:** *Über sog. „kosmische" Rhythmen beim Menschen.* 46 S., 2 Abb. G. Thieme, Leipzig 1937. (RM. 1.80.)

Der Frankfurter Pädiater, durch seine grundlegenden Bücher über den Wettereinfluß auf die Krankheiten und über die Zivilisationsseuchen rühmlich über die Grenzen seines Faches hinaus bekannt, nimmt sich in dieser erfrischenden Streitschrift den Mißbrauch des Wörtchens „kosmisch" vor. An einer Reihe von periodischen Tatsachen (Tagestemperaturperiodik, Stoffwechsel, Ernährung, Menstruation, Geburten u. a. m.) wird dargetan, wie vorsichtig man in der Konstruktion von „Rhythmen" überhaupt sein muß, wie leicht sich „Kurven" zum Beleg von Scheinrhythmen entwerfen lassen, und wie gerade mit Vorliebe „kosmisch" genannte Wiederholungen, z. B. die Jahreszeiten, streng erdlich (terrestrisch) bedingt sind. Man liest die Schrift mit vieler Belehrung. Bei der vom Verf. vorgeschlagenen „Nomenklaturvereinbarung" würde sich freilich der Ref. nicht so radikal gegen den Begriff „kosmisch" einstellen mögen, wie der Verf. Man braucht Bezeichnungen nicht preiszugeben, weil sie von andern mißbraucht werden, und niemals finde ich eine bloß negative Bezeichnung („extraterrestrisch") einer positiven vorzuziehen. Die „Höhenstrahlung" etwa wird mit „kosmisch" am allersachdienlichsten charakterisiert; der Name „Ultrastrahlung" bedeutet für sie eine ausgesprochene terminologische Verschlimmbesserung. Doch, darüber ist zu reden. W. Hellpach, Heidelberg.

Stołyhwo, E.: *Recherches sur la différenciation raciale de la longueur de la période génératrice de la femme.* Przegl. Antrop. XII, 19—22 (polnisch 1—19), 1938.

Verf. untersuchte bei 103 Polinnen und 41 Jüdinnen den Zusammenhang zwischen Rasse und generativer Periode. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß diese bei den Nordischen besonders kurz (27,6 Jahre), bei den Mediterranen besonders lang (39,3 Jahre) ist, während die Kurzkopfrassen eine mittlere Stellung einnehmen und bei ihnen die Osteuropiden an erster Stelle stehen. Diese interessanten Ergebnisse müßten freilich an einem größeren Material gesichert werden. — Verf. knüpft daran Vermutungen über die Brachykephalisation Europas, die sie mit der längeren Gebärfähigkeit und daher höheren Fruchtbarkeit der Alpinen in Zusammenhang bringen möchte. I. Schwidetzky, Breslau.

***Ammon, R.** und **Dirschel, W.:** *Fermente, Hormone, Vitamine und die Beziehungen dieser Wirkstoffe zueinander.* 431 S., G. Thieme, Leipzig 1938. (Lw. RM. 32.—.)

***Carnot, P.** et autres: *Les régulations hormonales en biologie, en clinique et en thérapeuthique.* J. B. Baillière & Fils, Paris 1937. (frcs. 100.—.)

***Heilbrunn, L. V.:** An Outline of General Physiology. 603 S. Saunders, Philadelphia 1937. ($ 3.—.)

2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Morphologie und Anatomie

Brost, K.: *Untersuchungen über das Rassenbecken an 450 Fällen der Universitäts-Frauenklinik Würzburg.* Verh. phys.-med. Ges. Würzburg (N. F.) LIX, 51—64, 1936.

Es ergab sich ein Zusammenhang zwischen Kopfform und Beckeneingang insofern, als Langköpfigkeit mit „platypellischem Becken" und Kurzköpfigkeit mit rundem Beckeneingang gekoppelt erscheint. Bei Benutzung von (freilich ziemlich rohen) Rassendiagnosen nähert sich bei nordisch-alpinen Mischtypen die Beckenform meist dem im Erscheinungsbild stärker vertretenen Anteil. I. Schwidetzky, Breslau.

***Brummelkamp, R.:** *Normale en abnormale hersengroei in verband met de cephalisatieleer.* Diss. 224 S., N. V. Noord-Hollandsche Uitgeversmaatschappij, Amsterdam 1937.

Verfasser geht den Feststellungen von Dubois, Kappers, Lapique, Mollison u. a. über die Beziehungen zwischen Hirn- und Körper- (Skelett-) Gewicht im Zusammenhang mit der absoluten Größe weiter nach. Er erhält durch Einführung eines „Cephalisationsfaktors", der die Werte ganzzahliger Exponenten von 2 annimmt, eine Gleichung von „universalem" Charakter, die es gestattet, auch Makro- und Mikrokephalie unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Die Anwendung auf 39 Fälle führt zu dem Nachweis, daß es sich in 8 Fällen von Mikrokephalie um Ausfall einer Zellteilungsstufe in der Hirnrinde handelte. Auch die menschlichen Rassen lassen sich hinsichtlich ihrer Schädelkapazität und ihrer Proportionen mit Hilfe der neuen Formel charakterisieren. Die gründliche Arbeit (346 Literaturangaben) rückt erneut das Hirn und insbesondere die sprunghafte Zunahme des Hirnvolumens in den Mittelpunkt stammesgeschichtlicher Betrachtungen. H. Grimm, Breslau.

N. N.: *Gegenbaurs Morphologisches Jahrbuch.* Eine Zeitschr. f. Anatomie und Entwicklungsgeschichte, LXXIX, H. 1, 1—160. Akademische Verlagsanstalt m. b. H., Leipzig 1937.

Unter den in dieser Zeitschrift vereinigten Aufsätzen sind immer solche, die die Forschung am Menschen angehen: steht v. Bochmanns Beitrag über die Entwicklung der hinteren Körperregion der Säugetierwelt noch in einem loseren Zusammenhang zur Anthropologie, so muß man doch dankbar sein, daß auf Remanes Anregung endlich der fast vergessene Bezirk der Schwanzwirbelsäule bearbeitet wurde. Die Vorgänge der „Cephalisation" und „Sakralisation" an der Primatenwirbelsäule bieten Probleme, die von Untersuchungen wie der vorliegenden entscheidend gefördert werden. De Jonge-Cohen beschreibt eine Dysmorphie an menschlichen Zähnen (9 Fälle margoider Entwicklung des Tuberculum dentis), Mengele rassenmorphologische Unterschiede des vorderen Unterkieferabschnitts bei 4 rassischen Gruppen nach zum Teil neuer Untersuchungstechnik, der endlich die Herausarbeitung deutlicher Unterschiede gelingt. H. Grimm, Breslau.

Seib, G. A.: *The m. pectoralis minor in American Whites and American Negroes.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXIII, 389—419, 1938.

Material: Anatomieleichen von 227 erwachsenen Weißen (200 ♂, 27 ♀) und 273 Negern (200 ♂, 73 ♀). Es fanden sich statistisch gesicherte Unterschiede zwischen Weißen und Negern im Ursprung des Muskels, der bei den Negern einen breiteren Ansatz und eine Neigung zu mehr kaudal ausgedehntem Ursprung zeigt, was auf Grund des Vergleichs mit Primaten als Primitivmerkmal anzusehen ist. I. Schwidetzky, Breslau.

Hrdlička, A.: *The femur of the old Peruvians.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXIII, 421—462, 1938.

Koenner, D. M.: *Anthropologische und morphologische Beobachtungen an der menschlichen Hand.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVIII, 246—263, 1938.

***Shellshear, J. L.:** *The Brain of the Aboriginal Australian: A Study in Cerebral Morphology.* 293 S. London 1937. (30 sh.)

***Todd, T. W.:** *Atlas of Skeletal Maturation.* Brown, Son & F., London 1938. (5 sh.)

Wagenseil, F.: *Untersuchungen über die Muskulatur der Chinesen.* Z. Morph. XXXVI, 39—150, 1936.

Weninger, M.: *Fingerabdrücke von zentralafrikanischen Batwa-Pygmoiden des Kivu-Gebietes.* Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXVII, 162—168, 1937.

Zielinska, H.: *Anthropomorphologie des M. glutaeus maximus.* Fol. anat. Warschau VII, 84—113, 1936/37.

Abstammungskunde

***Davies, A. M.:** *Evolution and Its Modern Critics.* 277 S., Th. Murby & Co., London 1937. (7 s. 6 d.)

Ursprünglich gegen Dewars „Difficulties of the Evolution theory" geschrieben, stellt das Buch jetzt eine Auseinandersetzung mit allen Anhängern der biblischen Schöpfungsgeschichte — mag diese wörtlich oder symbolisch aufgefaßt sein — dar. Besondere Aufmerksamkeit wird der These Dewars: „evolution within the family but not beyond it" gewidmet, wobei der Verf. seine Beispiele in erster Linie aus den Gruppen der Mollusken und der Säugetiere (unter häufiger Erwähnung des Menschen) bezieht, da sie ihm aus eigener paläontologischer Arbeit vertraut sind. Spezielle Einwände seiner Gegner zwingen ihn gelegentlich zu solch amüsanten Erörterungen wie der, ob anläßlich des Wunders von Petri Fischzug im See Genezareth nur eine der 20 dort vertretenen Spezies von Fischen, oder sämtliche, oder etwa gar keine neu erschaffen worden sei. Die ehrfurchtsvolle Haltung des Verf. gegenüber lebensgesetzlichen Problemen wird dadurch nicht berührt: „a belief in evolution ... in no way helps us to understand the mystery of conscious life ...".
H. Grimm, Breslau.

***Dewar, D.:** *Man: A Special Creation.* 123 S., Thynne & Co., London 1937. (3 s. 6 p.)

Verf. steht auf dem Boden der biblischen Schöpfungsgeschichte. Er setzt Evolutionstheorie und Darwinismus gleich und hat entdeckt, daß Darwins Originalwerke einige Schwächen aufweisen. Auch die Literatur des 20. Jahrhunderts ist insofern berücksichtigt, als Fälle aufgezählt sind, in denen Abstammungsforscher sich irrten („Hesperopithecus" usw.). Die Beweiskette wird mit der Feststellung geschlossen, daß jeder Gerichtshof die Unterlagen der modernen biologischen Anschauungen als wertlos zurückweisen würde. Dem Verf. ist offenbar entgangen, daß tatsächlich Gerichtsurteile gegen die Abstammungslehre gefällt worden sind, womit die Frage eigentlich in seinem Sinne geklärt erscheint und sein Buch überflüssig wäre, wenn nicht noch einige Nichtjuristen an der Evolutionstheorie festhielten!
H. Grimm, Breslau.

***v. Huene, Frhr. F.:** *Ist der Werdegang der Menschheit eine Entwicklung?* 113 S., Enke Verlag, Stuttgart 1937. (RM. 3.60; 5.—.)

Verf. blickt „aus biblisch-christlicher Vorstellungswelt heraus" auf den Werdegang des Menschen, — den „Zielpunkt der Schöpfung" — von der letzten vormenschlichen Stufe (Australopithecus) bis zum jetztzeitlichen „Homo inflatus", der immerhin — nach v. Huene — Schafwolle in sechsfach erhöhter Ausbeute aus einem in Nährlösung liegenden Schaffell (!) ziehen kann. Die Ehrfurcht, die jeden echten Forscher gerade beim Studium phylogenetischen Geschehens ergreifen muß, drückt sich bei v. Huene in einem Glauben an ein folgerichtiges göttliches Schaffen aus. Aber löst die Einführung des Glaubensfaktors nicht alles Rätselvolle (der als Saurierforscher bekannte Verf. macht besonders auf die Hirnvergrößerung z. B. in der Reihe der Skapalosauriden, Bauriamorphen, Säugetiere aufmerksam) zu leicht und schmerzlos auf? Der Biologe hat dann wenig mehr zu sagen, und an seiner Stelle hätten die Theologen zu entscheiden, ob sie, wie der Jesuit F. Rüschkamp, Adam und Eva als sinanthropusähnliche Formen ins früheste Diluvium oder mit dem Protestanten v. Huene das Paar nur 4000 bis 5000 Jahre vor Zeitwende ansetzen möchten.
H. Grimm, Breslau.

***Schwidetzky, G.:** *Rasse und Sprache 3. Pongonisch, Urdinarisch, Indogermanisch.* 32 S., 14 Abb. Dtsch. Ges. f. Tier- u. Ursprachenforschung Leipzig 1937.

Verf. vertritt die Auffassung, daß von den Primaten nicht nur Schimpansenverwandte, sondern u. a. auch Orang-Utang-Verwandte (Pongonen) bei der Menschwerdung beteiligt waren. Der Ausgangspunkt ist ein sprachlicher: Unter den Primaten besitzt nur der Orang den Lippenschnalz (pf). Es wird nunmehr der Nachweis zu erbringen versucht, daß noch heute eine Koppelung zwischen Häufungen von Lippenschnalzworten, insbesondere solchen mit urtümlichen Bedeutungen, und Orang-Utan-ähnlichen morphologischen Merkmalen (Langgesicht und Hochstirnigkeit) besteht.
E. Bohrer, Breslau.

Stolyhwo, K.: *Les praenéanderthaloides et les postnéanderthaloides et leur rapport avec la race du Néanderthal.* Etnolog. X, 147—168, Ljubljana 1937.

Autor hält daran fest, daß die Neanderthaler in der geraden Entwicklungsreihe der heutigen Hominiden liegen.
B. Škerlj, Ljubljana.

Clark, A. H.: *Eogenesis — the origin of animal forms.* Acta Biotheoretica III, 181—194, 1937.

***Grimes, Ch. W.:** *A Story of Evolution.* 286 S., C. P. Hoagland Co., Somerville, New Jersey 1937. ($ 2.00.)

***Hooton, E. A.:** *Apes, Men and Morons.* 307 S., G. P. Putnams Sons, New York 1937. ($ 3.00.)

Oetteking, B.: *Wesen und Bedeutung des Morphologisch-Primitiven beim Genus Homo.* (Vortragsber.) Bull. Schweiz. Ges. Anthrop. Ethnol. XIII, 7, 1936/37.

Pathologie

Bassin, R. und **Škerlj, B.:** *Augenfehler und Augenfarbe.* Klin. Mbl. Augenhk. XCVIII, 314—321, 1937.

Das interessante Ergebnis dieser Zusammenarbeit eines Ophthalmologen und eines Anthropologen ist, daß mittlere und schwere Refraktionsfehler bei hellen Augen, leichtere Fehler dagegen bei dunklen Augen häufiger sind (2848 Knaben, 1964 Mädchen). Die Unterschiede sind in beiden Geschlechtern im Prinzip gleichgerichtet.

I. Schwidetzky, Breslau.

Bauer, K. H.: *Fortschritte der experimentellen Krebsforschung.* Arch. Klin. Chirurgie CLXXXIX, S.A. 62 S., 1937.

Mit der „großen Wende in der Krebsforschung", als es 1913 erstmalig gelang, Krebs experimentell zu erzeugen, beginnt diese ausgezeichnete Übersicht, die bei geschickter Zusammendrängung des Stoffes in 29 Tab. bis zur therapeutischen Ausnutzung der neuentdeckten kanzerogenen Kohlenwasserstoffe führt. Verf. erörtert u. a. die Grenzen, die massenstatistischen und Stammbaumforschungen über Krebs und Vererbung beim Menschen gezogen sind (unter mehreren 100 Krebsarten 3, die mendeln. Konkordanter Krebs bei nur 15 EZ). Von großem Interesse für den Anthropologen dürften ferner sein die Mitteilungen über Art- und Rassendisposition für Krebs, über hormonale Einflüsse auf das Manifestwerden vorhandener erblicher Krebsanlagen und über die „Mutationstheorie der Geschwulstentstehung" (Bauer), mit der Verf. den Anschluß an die allgemeine Biologie vollzogen hofft. H. Grimm, Breslau.

Eugster, J.: *Zur Erblichkeitsfrage des endemischen Kretinismus. Untersuchungen an 204 Kretinen und deren Blutsverwandten.* I. Teil. Arch. Klaus. XIII, 383—494, 1938.

Ähnlich wie für den Kropf (vgl. Z. Rassenk. VI, 116, 1937) wird verneint, daß es sich beim Kretinismus um eine Erbkrankheit im eigentlichen Sinne handelt (keine Unterschiede zwischen EZ und ZZ, keine Häufung von Verwandtenehen bei den Eltern von Kretinen), wohl aber können bei der speziellen Ausprägung des Krankheitsbildes erbliche, konstitutionelle Momente mitwirken. — Verf. schließt sich der Auffassung an, daß es sich beim Kretinismus um eine Schädigung des Zytoplasmas der Keimzelle handelt.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Hofmeier, K.:** *Die Bedeutung der Erbanlagen für die Kinderheilkunde.* 14. Beih. Arch. Kinderheilk., 208 S., 26 Sippentaf., 15 Tab., F. Enke, Stuttgart 1938. (RM. 11.60 bzw. 13.20.)

Der behandelte Stoff wird in drei größere Abschnitte über „Angeborene erbliche Mißbildungen", „Erbliche Disposition zu Infektionskrankheiten" und „Erbliche Diathesen" eingeteilt. Die Grundbegriffe der Erbbiologie sind als bekannt vorausgesetzt. Die wichtigste, vor allem neuere Literatur, ist berücksichtigt und am Schluß zusammengestellt. Das klar geschriebene Buch bringt eine sehr gute Übersicht unseres erbbiologischen Wissens vom Standpunkt des Kinderklinikers aus und stellt in dieser Art eine beachtenswerte Neuerscheinung dar. M. Werner, Frankfurt a. M.

***Horvath, L.:** *Eine statistische Untersuchung als Beitrag zum Problem Rasse und Krebs.* Diss., 36 S., Pfau, Berlin 1937.

Entgegen einer gelegentlich geäußerten Ansicht, daß Angehörige der nordischen und alpinen Rasse häufiger an Krebs erkranken als Angehörige der mediterranen, konnte auf Grund von umfangreichen, allerdings für dieses Problem recht unzulänglichen Statistiken aus der Schweiz, Holland, Italien, Japan und den Vereinigten Staaten bei kritischer Beurteilung nicht auf einen Rassenunterschied in der Krebserkrankung und in der Krebssterblichkeit geschlossen werden. M. Werner, Frankfurt a. M.

Holland, D. F. and **Perrott, G. St. J.:** *Health of the Negro.* Milbank Mem. Fund. Quarterly XVI, 5—38, 1938.

Eliasberg, W.: *Problèmes de la race et alopsychothérapie dans leur rapport particulier avec psychothérapie des névroses chez les Juifs.* Rev. „Osé" XII, 9—16, 1937.

***Joyeux, Ch.** et **Sicé, A.:** *Précis de médicine coloniale.* 230 S., Masson & Cie., Paris 1937.

Levine: *Rasse und Tuberkulose.* Jb. Kinderheilk., 3. Folge, XCVIII, 305—306, 1937.

Olpp, G.: *Rasse und Tropenkrankheiten.* Arch. Schiffs-Tropenhyg. XL, 35—41, 1937.

Pflüger, H.: *Die geographische Verbreitung des Kropfes in Europa.* Dtsch. Arch. klin. Med. CLXXX, 212—232, 1937.

Potthoff, F.: *Konstitution, Rasse und Tuberkulose.* Beitr. Tuberkuloseforsch. LXXXIX, 180—212, 1937.

Schwarz, R.: *Scheinbare und echte Zahnkaries beim Menschen der Vorzeit.* Bull. Schweiz. Ges. Anthrop. Ethnol. XIV, 9—10, 1937—38.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie und Philosophie

***Dannheim, E.:** *Der Bauer des Nordens, ein rassenseelenkundlicher Versuch.* 152 S., Dittert & Co., Dresden 1937. (RM. 2.85.)

Die reiche norwegische Romanliteratur wird nach Claußscher Typologie betrachtet, wobei sich ergibt, daß aus bestimmten Gebieten des Landes vorwiegend Leistungs-, aus anderen Enthebungstypen geschildert werden; auch ein Zusammenhang mit den bekannten rassenkundlichen Landschaftsunterschieden soll bestehen. Für den kritischen und biologisch gebildeten Leser ein wertvoller und begrüßenswerter Versuch zumindest zur Volkscharakterkunde. F. Keiter, Hamburg.

***Hoppe, R.:** *Die romanische Geste im Rolandslied.* Schr. d. Albertus-Universität, Geisteswiss. R. X, 184 S., Ost-Europa-Verlag, Königsberg 1937. (RM. 7.80.)

Die Arbeit ist einer der ersten Versuche, die Frage der rassischen Hintergründe für die Literatur fruchtbar zu machen. Verf. untersucht zu diesem Zwecke das berühmteste altfranzösische Epos, das Rolandslied (ca. 1100), mit seinen italienischen, lateinischen und spanischen Fortsetzungen und Nachahmungen, sowie die Bearbeitungen in germanischen Ländern (England, Deutschland, Skandinavien usw.). Sie gelangt auf Grund sorgsamer Prüfungen zu dem Schluß, daß die verschiedenen lebhaften Gesten, an denen romanische Dichtung reich ist, ein charakteristisches Merkmal für alle romanischen Fassungen ist, während die „nordischen" Bearbeitungen dieses Darstellungsmittel, das mit Recht nicht nur als Stilmittel gewertet wird, nicht im entferntesten so intensiv anwenden. Man kann der angewandten Methode und den Schlußfolgerungen im ganzen zustimmen und — mit der notwendigen Vorsicht, die auch in dieser Untersuchung noch nicht ganz befriedigend durchgeführt erscheint — diese für weitere Arbeiten ähnlicher Art empfehlen.

F. Neubert, Breslau.

***Schröder, Chr. M.:** *Rasse und Religion.* 313 S., Reinhardt, München 1937 (RM 8.— bzw. 9.80).

Absicht des Verfassers ist, die Frage nach dem Verhältnis von Rasse und Religion zugleich von der Religionswissenschaft und der Rassenkunde her zu beantworten. Weder die indogermanischen, noch die semitischen, noch die ostasiatischen Religionen lassen sich zu entsprechenden Gruppen wesensmäßiger Geschlossenheit vereinen, obwohl zur Zeit ihrer Ausbildung diese Völkerkreise im großen und ganzen rassisch einheitlich gewesen seien. Dementgegen weisen einzelne Religionen aus ganz verschiedenen Kreisen untereinander auffällige Wesensverwandtschaften auf. So könne von einem „unmittelbaren Zusammenhang" von Rasse und Religion nicht die Rede sein (!). Für diese allzueinfache Deduktion, die den Kern des Problems ganz außer acht läßt, hätte es nicht der umfänglichen, gar nicht ausgenutzten Vorbereitungen bedurft, denen Verf. von 300 Textseiten 249 (größtenteils in Form einer kompendiösen Darstellung des derzeitigen Standes der Anthropologie) widmet. Das äußerst verwickelte Problem von der Religionsgeschichte der Hochkulturvölker anzugehen, muß mißlingen; hier nach „unmittelbaren" Zusammenhängen zu suchen, ist kulturbiologisch gesehen eine wenig sinnvolle Aufgabe. Die Frage nach den Beziehungen von Rasse und Religiosität bleibt völlig unberücksichtigt. — Tant de bruit ... E. H. Krüger, Breslau.

***Spann, O.:** *Naturphilosophie.* 292 S. (Die Herdflamme, Erg.-Bd. 7.) G. Fischer, Jena 1937. (Br. RM. 8.—; geb. RM. 9.50.)

***Spann, O.:** *Erkenne dich selbst. Eine Geistesphilosophie als Lehre vom Menschen und seiner Weltstellung.* 448 S. (Herdflamme, Erg.-Bd. 6.) G. Fischer, Jena 1935. (Br. RM. 12.—; geb. RM. 13.50.)

Eine Naturphilosophie ohne Bezug auf die konkreten Ergebnisse naturwissenschaftlicher Haltung und eine Seelenlehre ohne Rücksicht auf konkrete Seelenforschung, das ist der Inhalt dieser beiden Bücher. In konstruktiver Spekulation wird eine ontologische Metaphysik zu deduzieren unternommen. Bei den gelegentlich vorgenommenen Gegenüberstellungen mit Tatsachenergebnissen und Prinzipien der Einzelwissenschaften meint man immer wieder das Wort zu hören: „Um so schlimmer für die Tatsachen!" Der bedeutsame Kern der Spannschen Frageausrichtung ist das Ganzheitsproblem und die damit zusammenhängende Grundfrage der Ausgliederungsordnung. Dazu wird gelegentlich sehr Kluges gesagt. Aber die Gesamtauffassung ist durch die metaphysische, letzten Endes kirchlich-dogmatische Belastung völlig verworren. Der Kernpunkt der Unzulänglichkeit ist darin gegeben, daß hier nirgends die Eigenart des lebendigen Seins richtig erfaßt ist. Dadurch entstehen z. B. in der Darstellung der seelenkundlichen Probleme die eigentüm-

lichen Verbiegungen der Gesamtauffassung, die dem Ganzen den Charakter geben. Für den Leser dieser Zeitschrift mag ein bezeichnendes Beispiel die Art der Bücher beleuchten: Die Lehre von der Möglichkeit einer „inneren Rassenumartung" oder „Rassenwahl" auf Grund der Einstellung auf eine bestimmte Denk- und Fühlweise, auf eine Menschennatur bestimmten Schlages.

Gegen die wissenschaftliche Leichtfertigkeit, die hinter dieser Art „Philosophie" steht, kann nur aufs nachdrücklichste Front gemacht werden. B. Petermann, Hamburg.

***Weiser-Aall, L.:** *Volkskunde und Psychologie, eine Einführung.* 132 S., W. de Gruyter & Co., Berlin 1937. (RM. 5.20.)

Ein ausgezeichnetes Kurz-Kompendium heutiger Psychologie, geschrieben im Hinblick auf die seelengesetzliche Unterbauung und Deutung des Stoffes der historisch-philologischen Volkskunde. Beachtenswerte eigene Untersuchungen z. B. über Eidetik und über Traditionsübertragung. Volkscharakterkunde und Rassenpsychologie liegen nicht im Blickwinkel des Buches. F. Keiter, Hamburg.

Ehrhardt, A.: *Über den Zusammenhang von Rasse und Leistung. (Vorbericht über eine rassenpsychologische Untersuchung.)* Rasse V, 161—169, 1938.

Gesell, A. Thompson, H. and Amatrud, C. S.: *The psychology of early growth including norms of infant behaviour and a method of genetic analysis.* 290 pp., The Macmillan Co., New York 1938. ($ 4.—.)

Rassenlehre und Rassenpolitik

***Deisz, R.:** *Das Recht der Rasse.* Kommentar zur Rassengesetzgebung. 324 S., F. Eher Nachf., München 1938. (RM. 5.40.)

Das vorliegende Buch enthält die Texte der deutschen Rassengesetze (Reichsbürgergesetz, Blutschutzgesetz usw.) und ihrer Durchführungsbestimmungen, sowie eingehende Erläuterungen dazu, und zwar unter Verwertung der einschlägigen Rechtsprechung. Es ist ein ausgezeichnetes Werk zur lückenlosen Unterrichtung über dieses wichtige Rechtsgebiet. Br. Steinwallner, Bonn.

***Frercks, R.:** *Deutsche Rassenpolitik.* 75 S., Reclams Universal-Bibliothek, Leipzig 1937. (RM. —.75.)

Verf. gibt in diesem flüssig und anregend geschriebenen Reklambändchen einen knappen Überblick über die gedanklichen und biologischen Grundlinien der deutschen Bevölkerungspolitik. Von „Rassen"politik ist freilich am wenigsten die Rede. — Dem Werkchen darf man für Schulung und Unterricht weite Verbreitung wünschen. E. H. Krüger, Breslau.

***Grant, M.:** *Die Eroberung eines Kontinents.* 232 S., A. Metzner, Berlin 1937. (RM. 8.50.)

Daß dieses Buch, das in der englischen Fassung manche Schärfe und manch ungerechtes Urteil gegen die Deutschen enthält (vgl. Z. Rassenk. I, 107, 1935), ins Deutsche übertragen wurde, mag auf den ersten Blick überraschen. Es zeigt sich aber, daß die betreffenden Stellen gemildert oder geändert wurden (wie Eugen Fischer, der ein Vorwort schrieb, in Arch. Rass. Ges. Biol. XXXII, 278—279, 1938 mitteilt, mit Wissen und Willen des Verf.). Wenn auch jetzt noch die Rolle des Deutschtums an der Besiedlung und Erschließung Amerikas allzu kurz kommt, so verdient doch das Buch als historische Darstellung und als Vorkämpfer einer rassischen Geschichtsbetrachtung die weitere Verbreitung in Deutschland, die mit der Übersetzung gewährleistet ist. I. Schwidetzky, Breslau.

Moldovan, I.: *Notwendigkeit einer Fakultät für Ethnologie und Biopolitik.* Bul. Eug. Biopol. IX, 47 (rumänisch 67—74), 1938.

Verf. schlägt eine Reorganisation der Universität vor, zu dem Zwecke, in Forschung und Unterricht der Bedeutung von Familie und Volk gerecht werden zu können, sei es, daß eine neue Fakultät geschaffen oder die philosophische Fakultät derart umgeformt wird, daß sie dem neuen Zwecke entsprechen kann. Unter Ethnologie versteht der Verf. die Lehre vom Volke als Lebensstrom spezifischer Art, vergangene, gegenwärtige und kommende Generationen umfassend. Biopolitik ist Politik auf lebensgesetzlicher Basis. Als Fächer werden u. a. vorgeschlagen: Völkische Geschichte, Anthropologie, Volkspsychologie, Demographie, allgemeine Biologie. I. Schwidetzky, Breslau.

***Schickert, K.:** *Die Judenfrage in Ungarn. Jüdische Assimilation und antisemitische Bewegung im 19. und 20. Jahrh.* 201 S., Essener Verlagsanstalt, Essen 1937.

Die Arbeit ist wesentlich historisch aufgebaut. Sie schildert die Zuwanderung der Juden (vorwiegend aus Ostgalizien), den anfänglichen Widerstand der nichtjüdischen Bevölkerung, gegen den sich aber doch die Emanzipation durchsetzte, schließlich die Versuche der Assimilation und die Vormachtstellung der Juden im Vor- und Nachkriegsungarn bis zur jüngsten Wendung zum ungarischen Antisemitismus. „Nirgendwo in Europa, vielleicht sogar in der Welt, war es den Juden so leicht gemacht wie in diesem Lande. Alle Vorbedingungen waren gegeben, um die Lösung der Judenfrage durch die Assimilation zu erreichen, und doch ist der Fehlschlag offenkundig." I. Schwidetzky, Breslau.

4. Historische Anthropologie

(Abstammungslehre — Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Geschichte der Anthropologie und Naturwissenschaften

***Anker, J.** und **Dahl, S.:** *Werdegang der Biologie.* 304 S., 21 Textabb., 8 Taf. Hiersemann, Leipzig 1938. (RM. 8.50.)

Das aus dem Dänischen übersetzte Buch beschreibt die Entwicklung der Biologie in leicht verständlicher Form. Der I. Teil, der die Biologie bis Vesal und Harvey behandelt, gibt eine gute Übersicht über die Probleme der älteren Biologie. Durch die enge Verbindung der Biologie mit kulturgeschichtlichen und philosophischen Problemen entsteht ein geschlossenes Gesamtbild dieser Epoche. Die Beschreibung der Arbeit Vesals und Harveys leitet zur neueren Biologie über. Hier tritt die Schilderung der einzelnen Forscher mehr in den Vordergrund. Bei der Fülle des Stoffes ist es den Verff. nicht immer gelungen, die Entwicklung der Probleme so zusammenhängend darzustellen wie im I. Teil. Durch entsprechende Bilder und durch Teile von Originalschriften bedeutender Gelehrter gewinnt das Buch noch an Eindrücklichkeit. Das Buch kann empfohlen werden.

P. Dittus, Tübingen.

***van Bork-Feltkamp, A. J.:** *Anthropological Research in the Netherlands. Historical Survey.* 166 S. Noord-Hollandsche Uitgevers-Maatschappij, Amsterdam 1938.

Dies ist wohl die umfangreichste und eingehendste Geschichte der anthropologischen Forschung, die bisher für ein Land geschrieben wurde. Sie nennt nicht nur eine Fülle von Namen, deren Reihe mit Camper beginnt, sondern stellt auch die wichtigsten Ergebnisse selbst dar. Wenn auch die Darstellung im wesentlichen referierend ist und der Zusammenhang mit der Forschung anderer Länder nicht berücksichtigt wird, so ist doch der Rahmen der Anthropologie keineswegs eng gespannt. Nicht nur „Physische" Anthropologie und Abstammungskunde, sondern auch allgemeine Genetik, Bevölkerungsstatistik, Rassenhygiene und Völkerpsychologie werden mehr oder weniger ausführlich einbezogen und ebenso anthropologisch interessierende Ergebnisse oder Meinungen von Nachbarwissenschaftern aufgeführt. Eine Reihe von Abbildungen, vorwiegend Portraits, und eine Bibliographie von 20 Seiten vervollständigen die Darstellung.

I. Schwidetzky, Breslau.

***Decker, Ae.:** *Kenntnis und Pflege des Körpers bei Clemens von Alexandria.* 74 S., Felizian Rauch, Innsbruck 1936.

Zusammenstellung und Erläuterung der Auffassungen des Kirchenvaters zum Thema vom Gesichtspunkt des Theologen. D. Costa.

***Major, R. H.:** *Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte.* 344 S. P. Zsolnay Verlag. Berlin-Wien-Leipzig 1937. (RM. 6.50.)

Seitdem de Kruif die Romantik der „Mikrobenjäger" entdeckte, sind ihm viele Schriftsteller auf den verschlungenen epidemiologischen Entdeckungspfaden gefolgt. Auch Majors Buch erinnert manchmal daran, doch erscheint die Auswirkung der Seuchen auf historische Begebenheiten und Persönlichkeiten gegenüber dem Leben ihrer Erforscher und Überwinder weiter in den Vordergrund gerückt. Auch ist in dem Kapitel „Vermächtnis des Blutes" der Versuch, den Laien mit der Arbeit jener Menschen vertraut zu machen, „die in Zurückgezogenheit der Laboratorien ihre Jahre daransetzen, die Geheimnisse von Leben und Tod ans Licht zu bringen", zum erstenmal auf ein Stück Vererbungslehre (Hämophilie!) ausgedehnt. Geschickt ausgewählte Abbildungen belegen die Vertrautheit des Verf. mit den medizingeschichtlichen Quellen, so wie der Text von seinen vielfachen Reisebeobachtungen zeugt. H. Grimm, Breslau.

***Reuschel, H.:** *Die Rassenfrage bei Platon.* 47 S., Verlag Paul E. Linder, Markleeberg 1937.

Die kleine Schrift bringt beachtliche Kritik an den verschiedenen Auslegungen von Platons Stellung zur Rassenfrage und weist nach, daß Platon trotz aller biologischen Forderungen immer Philosoph ist und bleibt. D. Costa.

***Schlüter, H.:** *Virchow als Biologe.* 77 S., Hippokrates-Verlag Marquardt & Cie., Stuttgart-Leipzig 1938. (RM. 2.80.)

Es kann dem Benutzer der von R. Virchow zusammengetragenen anthropologischen Daten nicht gleichgültig sein, in welcher Grundeinstellung sie gesammelt wurden, möchten doch die osteometrischen Neigungen Virchows zunächst die geläufige Anschauung stützen, er sei „krasser Mechanist" gewesen. Verf. trägt aus den Schriften Virchows Belege dafür zusammen, daß er keineswegs einseitiger und unduldsamer Zellularpathologe war, sondern — um die Einheit der deutschen Heilkunde ringend — die Zellularpathologie dem einseitigen Herrschaftsanspruch anderer Lehren gegenüber besonders förderte. Als integrierender Bestandteil einer solchen geeinten Heilkunde erschien ihm offenbar die

Anthropologie, und danach sollte eine Zeit sich richten, die bei festlichem Anlaß (50. Tagg. d. Deutschen Gesellsch. f. innere Medizin) die Worte Virchows wiederholt!
H. Grimm, Breslau.

Friedrich, F.: *Ludwig Schemanns Lebenswerk.* Verg. Gegenwart XXVIII, 315—321, 1938.

***Reitz, A.:** *Leben und Gedanken des ausgezeichneten Doktors der Medizin Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus.* 117 S., Verlag Bika, Stuttgart 1937. (RM. 2.— bzw. 2.80.)

***Sharpe, E.:** *An eight-hundred year old book of indian medicine and formulas.* 135 S., Luzac 1937. (Rs. 6.—.)

Škerlj, B.: *The „Dinaric Race", the development of the term.* Anthrop. Prag XV, 98 (tschechisch 94—98). 1937.

Studnicka, F. K.: *Jan Ev. Purkyne et la theorie cellulaire.* In: In Memoriam Joh. Ev. Purkyne 1787—1937. 65—75, Prag 1937.

Sippenkunde

***v. Bazan, B.:** *Das deutsche Blut im deutschen Raum.* 99 S., A. Metzner, Berlin 1937. (Illw. RM. 2.80.)

Das Büchlein will vor allem zusammentragen, was die spezielle Familiengeschichte bereits für eine weiter und allgemeiner gefaßte „Volksgenealogie", Volksgeschichte oder deutsche Bevölkerungsgeschichte beigetragen hat. Dem Charakter der Quellen entsprechend liegt der Schwerpunkt demgemäß auf der neueren Zeit. Daß dabei auch mancherlei Bekanntes wiederholt wird (Ostwanderung u. a.), entspricht dem Rahmen des Buches, das nicht nur Materialsammlung, sondern auch für weitere Kreise lesbar sein will.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Helming, B.:** *Wargolshausen, ein mainfränkisches Inzuchtsdorf.* Schr. a. d. Rassenpolit. Amt d. NSDAP. bei der Gauleitung Main-Franken Nr. 12. 32 S., C. Triltsch, Würzburg 1937. (RM. 2.—.)

In das Dorf Wargolshausen/Grabfeld (heute 480 Einw.) zogen von 1700 bis 1936 nur 4 Familien von auswärts ein, dazu erfolgte ganz vereinzelt Einheirat aus einem Nachbardorf. Aufsplitterung des Feldbesitzes, anderskonfessionelle Umgebung führt zu Verwandtenehen. An 8 Sippschaftstafeln, die z. T. mehr als 100 Personen umfassen, verfolgt der Verf. die daraus resultierenden Inzuchtschäden. Die Hälfte aller heute lebenden Einwohner kommt in den 8 Sippschaftstafeln vor! Ein hervorragendes Beispiel für die Erbstruktur eines Ortes, den Heiratsgrenzen hoher Wirksamkeit von der Außenwelt abschlossen.
H. Grimm, Breslau.

***Roesler, G.:** *Sippenkunde. Inhalt und Wirkung der Blutsgemeinschaft.* Sippenbücherei XVI, 96 S., Starke, Görlitz 1937. (RM. 2.50 bzw. 3.—.)

Von einem Arzt geschrieben, sieht das Buch seine Aufgabe weniger in methodischer Beratung — obwohl ein Anhang schildert, wie man ein reichhaltiges Familienarchiv übersichtlich gliedern kann —, sondern im Hinweis auf die lebensgesetzlichen Aufschlüsse, die eine richtig betriebene Sippenforschung in Aussicht stellt. Verf. zeigt, wie man von der Dreiheit Vater, Mutter und Kind („Genealogisches Element") über Geschlecht und Sippe zu höheren „Sippungsformen" (Stämmen, Rassen, Volkskörper) kommt. Die Forderung E. Keysers (Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, Leipzig 1938): „gegenüber der bisher üblichen allzu individualistischen Beschäftigung mit der Geschichte der eigenen Ahnen ist es erforderlich, zunächst die Menge der Familien als Früchte am Baum des Volkstums zu kennzeichnen", ist hier erfüllt.
H. Grimm, Breslau.

***N. N.:** *Familiengeschichtlicher Wegweiser durch Stadt und Land.* Herausgeg. von Fr. Wecken. Degener & Co., Leipzig 1936 und 1937.
Heft 6. Hopf, H.: Die Freie Stadt Danzig, Stadt- und Landgebiet. 40 S.
Heft 7—9. Specht, R.: Das Land Anhalt. I—III. 90 S.

Die Schriftenreihe wurde bereits früher an dieser Stelle gewürdigt (vgl. Z. Rassenk. IV, 210, 1936). — Hopf gibt historische Daten, berücksichtigt frühere Verwaltungseinteilungen, was die Benutzung der Schrift erleichtert. — Specht widmet je einem der 3 anhaltischen Kreise ein klar aufgebautes Heft mit einem Gesamtregister der Orte. — Ausführlicher Schrifttumsnachweis. Wohlgelungene Hefte!
E. H. Krüger, Breslau.

Banniza von Bazan, H.: *Neue Wege der Stammtafelforschung.* Arch. Sippenforsch. XV, 2—3, 1938.

***Harrison, H. G.:** *A select bibliography of english genealogy. With brief lists for Scotland, Wales and Ireland.* 167 S., Phillimore, London 1937.

***Hayn, F.:** *Der Name in der Sippenforschung.* Praktikum f. Familienforscher XXIX. 30 S., Degener & Co., Leipzig 1937.

***Isenburg, W. Karl Prinz zu:** *Stammtafeln zur Geschichte europäischer Staaten.* Bd. 1, J. A. Stargardt, Berlin 1937.

Bevölkerungskunde und Volkskörperforschung

***Arlt, F.:** *Volksbiologische Untersuchungen über die Juden in Leipzig.* 4. Beih. z. Arch. Bevölkerungswiss. Bevölkerungspolitik VII, 47 S. Hirzel, Leipzig 1938.

Der Anteil der Juden in Wirtschaft und Wissenschaft könnte evtl. — obwohl nicht einwandfrei! — mit Hilfe einer Konfessionsstatistik festgelegt werden. Untersuchungen über das Judentum als biologischer Faktor mußten auf einer Volkskörperstatistik beruhen. Verf. hat diese Forderungen zum erstenmal erfüllt. Er bringt in 25 Tabellen Zahlenangaben über Herkunft, Wanderung, Altersaufbau, Heiratsalter, Fruchtbarkeit usw. von 11 077 im Jahre 1936 in Leipzig erfaßten Angehörigen des jüdischen Volkskörpers. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt der Mischehe und den entsprechenden außerehelichen Verbindungen. Auffällig ist die Unfruchtbarkeit der Mischehen und der in Deutschland geborenen Judengeneration überhaupt, während die Ehen der zugewanderten Ostjuden außerordentlich fruchtbar sind. Auch sonst birgt die Schrift zahlreiche wertvolle Aufschlüsse zur Volksbiologie der Juden. H. Grimm, Breslau.

***Haufe, H.:** *Die Bevölkerung Europas. Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert.* Neue dtsch. Forsch. LXV, 244 S., Junker & Dünnhaupt, Berlin 1936. (RM. 10.—.)

Die Arbeit, die den Begriff Bevölkerung als Prozeß, als „Peuplierung" faßt, untersucht den wichtigsten bevölkerungsgeschichtlichen Vorgang des letzten Jahrhunderts: die Verstädterung. Die zeitlichen und räumlichen Gesetzmäßigkeiten werden klar herausgearbeitet. Während im ersten Zeitabschnitt die Entwicklung vielfach „dispers" verläuft, treten im zweiten größere und klarere Linien heraus. Dabei fällt manch kluge Bemerkung auch über historische und volkswirtschaftliche Zusammenhänge. Der umfangreiche Tabellenanhang und die 4 Karten lassen die zugrundeliegende mühevolle Arbeit erkennen.

I. Schwidetzky, Breslau.

***v. Heek, F.:** *Chineesche Immigranten in Nederland.* Publicaties van het geografisch en sociografisch Seminarium der Universität von Amsterdam. 106 S., 1 Tabellenbeilage, N. V. J. Emmerings Uitgevens Mij., Amsterdam 1936. (F. 2.00.)

Die Schrift gibt ein Bild über die Zahl und örtliche Verteilung, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der chinesischen Einwanderer in Holland, deren Zahl der Verf. für Jänner 1936 mit 1086 annimmt. Insgesamt errechnete er die Zahl der außerhalb Chinas lebenden Chinesen für 1922 mit 6 Millionen Menschen, eine Zahl, die heute, nach all dem politischen Geschehen im Fernen Oosten, erheblich überschritten sein dürfte. Die die chinesischen Emigranten in Holland betreffende Untersuchung war unterstützt durch einen von den politischen Provinzbehörden bearbeiteten Fragebogen.

W. Winkler, Wien.

***Rogmann, H.:** *Die Bevölkerungsentwicklung im preußischen Osten in den letzten hundert Jahren.* 269 S. Volk und Reich Verlag, Berlin 1937. (RM. 8.— geb.)

Eine gründliche, klar gegliederte Untersuchung, die mit großer Schärfe die Haupttatsachen und -ursachen der ostdeutschen Bevölkerungsentwicklung herausarbeitet: trotz hoher Geburtenüberschüsse ungünstige Bevölkerungsbewegung und ungünstiger Altersaufbau als Folge der hohen Abwanderung, der als soziale Faktoren die agrarische Struktur und der Mangel an Industrien zugrunde liegen. — Die gelegentlichen Hinweise auf rassische Auslese bzw. Siebung müssen bei dem Stand unserer Kenntnisse vorläufig Vermutungen bleiben. I. Schwidetzky, Breslau.

***v. Ungern-Sternberg, R.:** *Bevölkerungsverhältnisse in Schweden, Norwegen und Dänemark.* Veröff. a. d. Geb. d. Volksgesundheitsdienstes, 435. Heft, 106 S., 28 Abb., R. Schoetz, Berlin 1937. (RM. 4.50.)

Setzt die monographische Behandlung der Verhältnisse einzelner europäischer Ländergruppen in der bekannten ausgezeichneten Weise fort. Das kulturbiologische Gesamtproblem wird gesehen, daher Rasse, Wirtschaft, Politik, Lebensstandard und Lebensmöglichkeiten mit breitem Verständnis mitbeachtet. Inhaltlich sei etwa die sehr starke Vermehrung der skandinavischen Bevölkerungen seit 1800 erwähnt, die z. B. Norwegen als unter heutigen technischen Umständen unausgleichbar übervölkert erscheinen läßt; Tatsachen, die zur Beurteilung des heutigen Geburtenschwundes sehr wichtig zu wissen sind. F. Keiter, Hamburg.

Düll, B. und **Düll, T.:** *Statistik über die Abhängigkeit der Sterblichkeit von geophysikalischen und kosmischen Vorgängen.* Med. Welt XI, 225—230, 263—264, 1937.

Harmsen, H.: *Volksbiologische Fragen des Deutschtums in Südosteuropa.* Auslandsdtsch. Volksforsch. I, 70—77, 1937.

Hüber, R.: *Indische Volksgesundheit und Probleme der Bevölkerungspolitik.* Dtsch. med. Wschr. LXIII, 977—980, 1937.

***Inouye, M.:** *Population of Japan.* Report submitted to the International Population Conference. 27 S. Home Office, Bureau of Social Affairs, Kojimachi-Ku, Tokyo 1937.

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Rassenverbreitung und -beschreibung

***Aul, J.:** *Données anthropologiques sur les Estoniens des districts occidentaux de l'Estonie et leur appartenance raciale.*

***Ders.:** *Zur Anthropologie der Estland-Schweden und zum Problem der anthropologischen Beeinflussung der Esten durch die Schweden.* Beide aus „Opetatud Eesti Seltsi aastaraamat". 48 bzw. 47 S., Tartu 1938 bzw. 1937.

Verf. untersuchte in den letzten 4 Jahren etwa 15 000 Rekruten, davon 3824 Individuen aus Westestland. Die Maße werden in Mittelwerten (Körperhöhe 173,1; Kopfindex 80,3; Gesichtsindex 86,5; Nasenindex 63,4), prozentualer Verteilung und sehr ansprechenden interpolierten Karten dargeboten. In Anlehnung an Lundborg und Linders werden sodann Kombinationstypen errechnet, die das Vorherrschen der nordischen Merkmalskombination zeigen, die allerdings im Osten Estlands gegenüber den Osteuropiden stärker zurücktreten soll. Der rassengeschichtliche Teil kommt zu dem Ergebnis, daß der rassische Dualismus — nordisch-osteuropid — sehr alt ist und bereits bei den finno-ugrischen Vorfahren der Esten vorhanden war. Jedenfalls kann der nordische Anteil nur in einem ganz geringen Bruchteil auf jüngere schwedische Einflüsse zurückgeführt werden. — Eine wichtige und sehr beachtliche Arbeit zur Rassenkunde des Baltikums, deren Ausdehnung über ganz Estland man mit Interesse erwarten kann. I. Schwidetzky, Breslau.

Datta, B.: *A note on the presence of light-coloured eye-iris amongst the population of north-eastern India.* Man in India XVIII, 1—8, 1938.

In Ergänzung des Census of India 1931 (Guha) beschreibt Verf. 11 Personen mit grünlicher bis hellgrauer Augenfarbe, bei denen er fremdvölkische Einschläge für unwahrscheinlich hält. Freilich: "Nobody can be sure of the remote past".
I. Schwidetzky, Breslau.

***Evans, Ivor H. N.:** *The Negritos of Malaya.* 323 S., Taf. University Press, Cambridge 1937. (25 sh.)

Verf. hat während seines zwei Jahrzehnte dauernden Aufenthaltes (bis 1932) die verschiedenen Negrito-Stämme, von denen die östlichen zumeist als Semang, die westlichen als Pangan bekannt sind, völkerkundlich erforscht. Sein Werk, das die gesamte über dieses Thema erschienene Literatur erfaßt, ist auch für den Rassenkundler unentbehrlich, denn er findet hier die einzelnen Stämme und ihre Sitze namentlich aufgeführt und wird in einem besonderen Abschnitt über die rassischen Merkmale der Negritos bis ins Einzelne unterrichtet. H. Damm, Leipzig.

Făkăoaru, I.: *Beitrag zum Studium der Rassenzusammensetzung der Minderheitsstudenten in Rumänien.* Bul. Eug. Biopol. IX, 28—29 (rumänisch 21—28), 1938.

Verf. untersuchte 487 rumänische, 295 ungarische, 63 deutsche und 102 jüdische Studenten. Es werden vor allem die Rassenanalysen mitgeteilt: unter den Rumänen stehen Mediterrane, bei den Ungarn Nordische und Mediterrane, unter den Deutschen Nordische an erster Stelle. Unter den rumänischen Studenten sind Mediterrane, Nordische und Dinarier (also die progressiven Leptosomen!) gegenüber der bäuerlichen Bevölkerung gehäuft. I. Schwidetzky, Breslau.

***Hambly, W. D.:** *Skeletal material from San José Ruin British Honduras.* Anthrop. Ser. Field Mus. Nat. Hist. XXV, Nr. 1, 19 S., Chicago 1937. ($ 30.—.)

Die Ruinen von San José lieferten reiche Belege für eine Mayakultur, aber nur spärliche körperliche Überreste ihrer Träger. Die bisherigen Funde, ausgegraben von J. E. Thompson, beschränken sich auf 3 Cranien, 3 Calvarien, 6 einzelne Mandibeln und wenige lange Extremitätenknochen; sie werden sorgfältig beschrieben und z. T. (Cranien) abgebildet. Die Maße erfahren einen Vergleich mit den Funden von Baking Pot und mit lebenden Mayas (Yucatan, nach Steggerda). Die metrischen Unterschiede sind gering, so daß Skelettmaterial und Lebende demselben Typus anzugehören scheinen. Unter den Schädeln fällt ein defektes Exemplar durch relativ große Länge (183 mm) und durch die Begleitfunde ("Associated artifacts represent imported or rare forms") aus der Reihe der übrigen heraus. H. Grimm, Breslau.

Kaudern, W.: *Anthropological Notes from Celebes.* Ethnological Studies, IV, 84—127, Göteborg 1937.

Mit großer Sorgfalt und Vorsicht, unterstützt durch Photos und Wiedergaben prächtiger bunter Ölgemälde des Verf., werden verschiedene Stämme von Zentral-, Nordwest-, Nordost-Celebes und der Peling-Insel beschrieben. Die Hauptmasse sind vorwiegend

Malayen mit hie und da stärkerem palämongolidem Einschlag, die Primitivstämme machen den Eindruck sehr vermischter Weddider. Negritoeinfluß ist nicht vorhanden. Die kleine Schrift zeigt in vorbildlicher Weise, welch wertvolle Bereicherung ein Nachbarfächler zur Anthropologie beisteuern kann. D. Costa.

***Müßen, G.:** *Anthropologische Untersuchungen in Wildenau.* Rassenforsch. H. 2, 43 S Palm & Enke, Erlangen 1938. (RM. 1.60.)

Wildenau ist ein kleines Dorf unmittelbar an der tschechoslowakischen Grenze. Untersucht wurden 77 ♂ und 95 ♀ über 7 Jahre; leider wird nicht gesagt, wieviel Individuen auf die für die Berechnungen verwendeten Altersklassen (über 20 bzw. 25 Jahre) entfallen. — Saubere Aufbereitung des metrischen und somatoskopischen Materials in der üblichen Weise und Vergleich mit einigen anderen süddeutschen Gruppen. — Die Umweltschilderung ist sehr kurz, der Abschnitt über „Untersuchung der Typen" primitiv.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Routil, R.:** *Völker und Rassen auf dem Boden Kärntens.* Schriften z. Geistesgesch. Kärntens, Band III, 88 S., Kollitsch, Klagenfurt 1937. (RM. 3.50.)

Eine historisch und gegenwartskundlich umfassende, viel eigenes Material verarbeitende Darstellung. Historische Veränderung der Kopfform (vor allem im Mittelalter). Karnerschädel. Schulkinderuntersuchungen. Anthropologie der in Wien lebenden Kärntner. Zusammenhang von Intelligenz, Schulweg und Wirtschaftslage der Eltern, Blutgruppenverhältnisse, Bevölkerungsstatistik, Volkscharaktermeinungen sind wichtige Gegenstände, die relative Seltenheit reiner dinarischer und „ostischer" Typen ein bemerkenswertes Ergebnis der verdienstvollen Untersuchung. F. Keiter, Hamburg.

***Shapiro, H. L. and Buck, P. H.:** *The Physical Characters of the Cook Islanders.* Mem. Bernice P. Bishop Mus. XII, Nr. 1, 35 S., Honolulu 1936.

Der Arbeit liegen Untersuchungen von 551 ♂ und 253 ♀ über 20 Jahre zugrunde, aus denen Europäer- und Chinesenmischlinge bereits ausgeschlossen sind. 10 Maße, 8 Indizes und 20 morphognostische Merkmale werden vorwiegend tabellarisch dargeboten und textlich kurz interpretiert. Sorgfältiger Vergleich der Einzelinseln untereinander. Die Unterschiede werden gedeutet aus der Überschneidung mehrerer Untertypen, die sich bei einer Gesamtbetrachtung Polynesiens aus dem im ganzen recht einheitlichen Typus herausheben; sie beruhen vor allem auf Unterschieden von Kopfmaßen und Kopfindex, während den Verschiedenheiten von Gesichtshöhe und Nasenhöhe auch meßtechnische Unterschiede zugrundeliegen können. — Leider keine Abbildungen.
I. Schwidetzky, Breslau.

***Tokareva, T.:** *Some materials on the craniology of the Aleuts.* Ž. Anthrop. 1, 72 (russisch 57—71), 1937.

Aus der metrischen Analyse von 32 ♂- und 29 ♀-Schädeln und ihrem Vergleich mit nordasiatischen und nordamerikanischen Serien schließt Verf., daß sich die Aleuten von Giljaken und Eskimo deutlich unterscheiden und den Tlinkit einerseits, einem neolithischen Typus des Baikalgebiets andererseits ähneln. I. Schwidetzky, Breslau.

***Wrzosek, A.:** *Les femmes Kąchoubes au point de vue anthropologique.* Przegl. Antrop. XII, 105 (polnisch 87—104), 1938.

Mittelwerte, Prozentzahlen und Individualangabe von 28 metrischen und morphognostischen Merkmalen von 100 kaschubischen Frauen aus einem engbegrenzten Bezirk (Körperhöhe 158,7; Kopfindex 84, 4; Gesichtsindex 82,1; Nasenindex 58, 6; rein hell 27%, gemischt 66%, rein dunkel 7%). — Am häufigsten findet Verf. den „subnordischen" Typus, der leider nicht definiert wird. Nordische sollen selten sein, häufiger Individuen, die vom nordischen Idealtypus nur durch Kurzköpfigkeit abweichen.
I. Schwidetzky, Breslau.

Dart, R. A.: *The physical characters of the Auni-Khomani Bushmen.* Bantu Studies XI, 175—246, 1937.

Ginsburg, V. V.: *The anthropological composition of the population of the western Pamirs according to N. V. Bogoyavlensky's material.* Ž. Anthrop. 1, 114 (russisch 91—113), 1937.

Meiring, A. J. D.: *The „Wilton" skulls of the Matjes river shelter.* Soölogiese Navorsing Nast. Mus., Bloemfontein I. 51—79. 1937.

Sabatini, A.: *Antropologia delle popolazioni di Cufra. Gli Zuéia, i Tébu, i Sudanesi.* Riv. Anthrop. XXXI, 161—186, 1935/37.

***Sanielivici, H.:** *Les génératrices, les origines et la classification des races humaines.* E. Nourry, Paris 1937.

Škerlj, B.: *Die dinarische Rasse.* Ciba Z. Nr. 50, S.A. 1 S., 1937.

Zimmermann, G:. *Rassenkundliche Erhebungen auf der Danziger Nehrung.* Weichselland. Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver. XXXVII, 25—30. 1938.

Kolonialkunde und Rassenkontakt

***Doyle, B. W.:** *The etiquette of race relations in the south. A Study in Social Control.* 249 S., The University of Chicago Press, Chicago/Illinois 1937. (11 s. 6 d.)

Der Verf. versteht unter „Etiquette" die Gesamtheit der aus einer bestimmten psychischen Einstellung herausgewachsenen äußeren Formen, in deren Rahmen sich das Zusammenleben von Weißen und Negern abspielt, wobei er — hierin auf Spencer fußend — in der Herrschaft des Zeremoniells die ursprünglichste und umfassendste Art der Ermöglichung und Regelung zwischenmenschlicher Beziehungen sieht. An Hand eines sorgfältig gesammelten und reichhaltigen Materials gibt der Verf. dann eine ins einzelne gehende Schilderung dieses Zeremoniells zwischenrassischer Beziehungen in seiner Entwicklung und Wandlung — beginnend mit der Zeit des frühesten Zusammentreffens der beiden Rassen auf amerikanischem Boden (1619), über die Epoche der Sklaverei, des Bürgerkrieges und der Rekonstruktionsperiode, bis in die neueste Zeit. — Die Untersuchung ist ein dankenswerter Beitrag zur Kenntnis der in sozialen Situationen wirksamen Kräfte. J. Heim-Lebrecht, Grimmen.

***Findlay, G.:** *Miscegenation. A study of the biological sources of inheritance of the South African Europaen population.* 47 S., van Schaik, Pretoria 1936. (1 s. 6 d.)

Der Verf. untersucht, z. T. mit Aufstellung von ausführlichen Berechnungen, in welchem Umfange farbiges Blut von der weißen Bevölkerung Südafrikas aufgenommen worden ist und trotz der sozialen Scheidung von Weißen und Nichtweißen, der „colour bar", noch dauernd in sie einfließt. Er betont, daß diese Blutmischung z. T. zu guten Ergebnissen geführt hat, befürwortet aber eine soziale Gleichstellung der Weißen mit den Mischlingen, weil dadurch für diese der Antrieb, in die Gesellschaft der Weißen einzudringen, wegfallen und die Reinerhaltung der weißen Rasse gefördert werden würde.

J. Hoge, Stellenbosch.

***Jefferson, T. Le Roy:** *The Old Negro and the New Negro.* 118 S., Meador Publishing Co., Boston 1936. ($ 1.50.)

Der Verf., ein amerikanischer Neger, zeigt seinen Rassengenossen in Amerika ihre Fehler und Schwächen: Gleichgültigkeit, Unzuverlässigkeit, Mangel an Vorsorge, die veranlaßt haben, daß sie gegenüber anderen Rassen ins Hintertreffen geraten sind, und malt ihnen den „besseren Neger", der alle jene Tugenden besitzt, die den Weißen zum Herrn Amerikas gemacht haben. Das Buch ist sehr schlicht und dabei lebhaft geschrieben, es wendet sich an den „gemeinen Mann". D. Westermann, Berlin.

***Tornau, U.:** *Menschen und Weltreiche. Bevölkerungspolitisches Ringen am Stillen Ozean.* 216 S. Verlag der deutschen Ärzteschaft, Berlin 1937. (RM. 3.45, bzw. 4.35.)

Mit großer Sachkenntnis und Klarheit beleuchtet der Verf. das Ringen im „Fernen Osten" vom bevölkerungspolitischen Gesichtspunkt. Besitz und Nichtachtung der biologischen Voraussetzungen auf der einen Seite (England) — Raummangel und Bevölkerungsüberschuß auf der anderen (Japan)! Auf die Dauer ist die eindeutig einseitige Besitzverteilung auf der Erde (Australien), sei sie auch Jahrhunderte alt, nicht durch Flotten und Geschütze aufrecht zu erhalten. Das Buch steht unter dem Leitwort Mussolinis: „Anrecht auf das Imperium haben die fruchtbaren Völker."

O. Wichle, Breslau.

***Witschi, H.:** *Bedrohtes Volk.* 206 S., Evangelischer Missionsverlag, Stuttgart-Basel 1938. (RM. 3.50 bzw. 4.50.)

Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, eigene Beobachtungen unter den Dajak Südborneos durch vorhandene Arbeiten zu ergänzen und ein geschlossenes Kulturbild zur Darstellung zu bringen. Diese Stämme können nicht mehr die ihnen artgemäße Kultur formen und vollenden, sondern werden zwischen malayischen, islamitischen und europäisch-christlichen Einflüssen hin und her gezogen. Die religiösen Verhältnisse finden eine besonders breite Behandlung. Einen neuen, wenn überhaupt möglichen Aufstieg sieht Verf. unter dem Einfluß christlicher Missionstätigkeit. K. Pieper, Breslau.

***Kuczynski, R. R.:** *Colonial Population.* 101 S., Oxford University Press, London 1937. ($ 1.75.)

***Schmidt-Pretoria, W.:** *Der Kulturanteil des Deutschtums am Aufbau des Burenvolkes.* 300 S., Hahnsche Buchhandlung, Hannover 1938.

***Schneefuß, W.:** *Gefahrenzonen des britischen Weltreichs.* 120 S., Goldmann, Leipzig 1938 (RM 2.50).

Thurnwald, R. C.: *The African in transition: some comparisons with Melanesia.* Africa XI, 174—186, 1938.

III. Nachrichten[1])

Dänemark

Vom 31. Juli bis 6. August 1938 fand in Kopenhagen der 2. Internationale Kongreß der anthropologischen und ethnologischen Wissenschaften statt, an dem rund 700 Gelehrte aus über 50 Ländern aller Erdteile teilnahmen. Er wurde in Gegenwart des Königs feierlich eröffnet. Von den etwa 170 Vorträgen war ein großer Teil der Völkerkunde gewidmet, doch war auch die Anthropologie mit allen ihren Zweigen vertreten. So wurden Ergebnisse rassenkundlicher Erhebungen aus der Schweiz, Iran, Arabien, Rumänien, Grönland u. a. vorgelegt. Auf dem Gebiet der Abstammungskunde interessierte besonders die Rekonstruktion des neuen ostafrikanischen Menschenfundes (vgl. Z. Rassenk. VII, 110). Die menschliche Erbkunde war u. a. durch Vorträge über Rassenmischung, die Gruppenphysiologie durch solche über neue Ergebnisse der Blutgruppenforschung vertreten; Erb- und Rassenpsychologie fanden mit dem Vortrag des deutschen Delegationsführers Prof. E. Fischer über „Rasse und Vererbung geistiger Eigenschaften" eine besonders aktuelle und lebhaft diskutierte Behandlung. — In den Vorträgen ebenso wie in den Führungen und Exkursionen spielten Fragen der Eskimoforschung, die in Kopenhagen eine zentrale Pflegestätte hat, eine wichtige Rolle. Eine Gruppe von Eskimos war sogar zu dem Kongreß nach Dänemark gebracht worden. — In einer anthropologischen Ausstellung wurde Skelettmaterial der Eskimo, der grönländischen Normannen und aus verschiedenen Zeitabschnitten der dänischen Vorgeschichte vorgelegt.

Deutschland

— Die für die Zeit vom 15. bis 18. Sept. angesetzte *Tagung der Deutschen Gesellschaft für Rassenforschung* wurde mit Rücksicht auf mehrere fast gleichzeitig stattfindende naturwissenschaftliche Kongresse (vgl. Z. Rassenk. VIII, 118) auf März 1939 verschoben.

— Im Anschluß an die Naturforscherversammlung veranstaltet die Universität Tübingen gemeinsam mit dem Deutschen Biologenverband am 22. September eine *Correns-Gedächtnisfeier,* verbunden mit der Einweihung eines Gedächtnismales im Botanischen Garten zur Erinnerung an die Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln.

— Dr. H. B. Peters, Stuttgart, unternahm im Frühjahr 1938 eine zweimonatige *Forschungsreise nach Libyen* zum Studium des Zusammenhangs zwischen Menschen- und Haustierrassen.

— Im „Kleinen Schulerloch" bei Kehlheim wurde die *erste altsteinzeitliche Felszeichnung auf deutschem Boden* entdeckt. Sie ist 14 cm hoch und stellt wahrscheinlich eine Hirschkuh dar (Z).

— *Gestorben:* Am 11. August im Alter von 47 Jahren *Johannes Lange,* Professor für Psychiatrie an der Universität Breslau, in Anthropologenkreisen bekannt durch hervorragende Forschungen zur Erbpsychiatrie (1929 Verbrechen als Schicksal, 1934 Psychopathie und Erbpflege), die ihn auch zu allgemeinen Fragen der menschlichen Erbkunde führten. Die „Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen" verliert in ihm einen klugen und vielseitigen Mitarbeiter. — Am 9. August in Biganzolo am Lago Maggiore Geheimrat Prof. *Leo Frobenius,* kurz nach seinem 65. Geburtstag (vgl. Z. Rassenk. VIII, 118), an dem ihm zahlreiche Ehrungen zuteil geworden waren. U. a. war ihm die Goetheplakette der Stadt Frankfurt verliehen worden. — Prof. Dr. *Alfred Fischel,* em. Prof. für Embryologie an der Universität Wien, Herausgeber der Zeitschrift für Wissenschaftliche Biologie (1929 Lehrbuch d. Entwicklung d. Menschen, 1931 Grundriß d. Entwicklung d. Menschen).

Großbritannien und Irland

— Das *Royal Anthropological Institute* bezog ein neues Heim Bedford Square 21, W. C. 1.

— Im Anschluß an mehrwöchentliche Pressediskussionen, die das lebhafte Interesse weiter Kreise am *Schutz der Eingeborenen in den Britischen Kolonien* gezeigt hatten, veranstaltete die Aborigines Protection Society am 28. April 1938 eine große Versammlung unter Vorsitz von Lord Moyne, auf der von verschiedenen Sprechern Eingeborenenfragen behandelt wurden.

— Die Harvard-Universität, Cambridge, U.S.A., führte in Irland eine umfangreiche anthropologische Erhebung durch. Es wurden 10 000 Männer aus allen Teilen der Insel und 2000 Frauen aus dem Westen untersucht.

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten.

— Vom 24. bis 27. Mai 1938 feierte die *Linné-Gesellschaft in London ihr 150jähriges Bestehen.* Artbegriff und Artentstehung waren die Hauptgegenstände der Vorträge.

— Am 3. Mai 1938 wurde in der Thane-Bibliothek der Medizinischen Fakultät der Universität London eine *Bronzebüste des 1937 verstorbenen Sir Grafton Elliot Smith* (vgl. Z. Rassenk. V, 207, 1937) enthüllt.

— Zur Feier seines 25jährigen Dienstjubiläums als Konservator des Museum of the Royal College of Surgeons of England wurde *Sir Arthur Keith* am 14. Februar 1938 eine Bronzebüste von ihm selbst, angefertigt von Miss Kathleen Parbury, überreicht. Sie wird im Museum aufgestellt werden.

— *Verliehen:* Prof. *J. B. S. Haldane* der Weldon-Memorial-Preis für 1938.

Indien und Indochina

— Die von Prof. *Frhr. v. Eickstedt* geführte Expedition hat nach Abschluß der Arbeiten in Kambodscha und Siam in längeren Reisen zu Fuß und Elefant die Urwälder der siamesischen West-Laos von Prag über Nan und Hung Sa durchquert und sich im Sampan den Mäkong hinab nach Luang Prabang, dem Hauptort des gleichnamigen Königreichs in Französisch Ost-Laos, begeben. Dabei gelangten, z. T. in beschwerlichen Stichexpeditionen, die palämongoliden West- und Ost-Lao, die stärker weddiden Kha Tin und Kha Mou sowie die altsiniden Yao und Schwarzen Mäo (Miau-Tse) zur Beobachtung bzw. Untersuchung. Neben den üblichen Rassenmerkmalen wurden Konstitution, Gesichtsrelief, Handform und psychologisches Verhalten studiert. Der bei Chieng Dao Anfang April begonnene „typologische Querschnitt" durch das nördliche Hinterindien wurde dann über Xieng Khouang und die Gebiete der Weißen Mäo, Moi und Tho bis in das südsinid-annamitische Nordindochina weitergeführt und fand in Hanoi in Tonkin Anfang Juli seinen Abschluß, nachdem rund 2000 km zurückgelegt waren.

— In der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin berichtete Prof. *H. de Terra*, New Haven, über die Ergebnisse einer Forschungsreise nach Indien (vgl. Z. Rassenk. VII, 112). Es konnten vier Himalaja-Vereisungen festgestellt werden. In Nordwestindien wurden in Schichten der zweiten Zwischeneiszeit bearbeitete Schlagsteine aus Quarzit gefunden, die als die bisher ältesten menschlichen Werkzeuge angesprochen werden. (Z)

Italien

— Durch ministerielle Verfügung wurde das demographische Zentralamt beim Ministerium des Innern in ein *Hauptamt für Bevölkerung und Rasse* (Direzione Generale per la Demografia e la Razza) umgewandelt.

— Im September 1938 feiert die *Universität in Bologna* — die älteste der Welt — ihr *850jähriges Bestehen.* Gleichzeitig wird dort die 27. Tagung der Italienischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften und in ihrem Rahmen eine *Tagung der italienischen Gesellschaft für Genetik und Eugenik* stattfinden.

— Um eine noch reinlichere *Trennung zwischen Europäern und Eingeborenen* in Äthiopien durchzuführen, wurde Weißen aller Nationen verboten, in Addis Abeba und anderen großen Siedlungen Eingeborenenlokale zu besuchen.

— Beim Anthropologischen Institut der Universität Bologna wurde ein *Internationales Büro für die Verarbeitung anthropometrischer Daten* gegründet.

Prof. Dr. L. Cipriani, Florenz.

— Am 14. Juli 1938 veröffentlichte eine Gruppe von Universitätsprofessoren unter der Aegide des Ministeriums für Volkskultur *10 Thesen zum italienischen Standpunkt in der Rassenfrage.* Der 10. Artikel lautet: „Die rein europäischen körperlichen und seelischen Wesenszüge der Italiener dürfen in keiner Weise geändert werden. Die einzige zulässige Vermischung besteht im Rahmen der europäischen Rassen, in welchem Falle man nicht von Kreuzungen sprechen kann, da diese Rassen einem gemeinsamen Stamm angehören. Der rein europäische Charakter der Italiener wird aber verändert durch Kreuzung mit irgendwelchen nichteuropäischen Rassen, die Trägerin einer Kultur sind, die der tausendjährigen Kultur der Arier widerspricht." (Z)

Ostafrika

— In einer Höhle in der Njoro-Waldreserve, in Kenya, entdeckte (nach einem Bericht der African World vom 28. Mai 1938) L e a k e y durch Ausgrabungen ein *„Mausoleum" des Steinzeitmenschen*, das nach seiner Schätzung auf etwa 4000 Jahre v. Chr. anzusetzen ist. Die Leichen wurden in die Höhle gebracht, hier in ein flaches Loch gelegt und dann durch ein darüber angezündetes Feuer zu Asche verbrannt. Neue Gräber wurden in die alten Aschenreste gegraben. In dem bis jetzt ausgegrabenen sehr kleinen Teil der Höhle

wurden die Reste von wenigstens 60 Leichen gefunden. Eine große Zahl von Gegenständen fanden sich in den Gräbern, u. a. 500 Steinperlen und 1000 Knochenperlen. Unter den Steinperlen finden sich solche aus Opal und Nephrit (Jade), wie auch aus Bergkristall und grünem Quarz; ebenso fand man Anhänger aus Nephrit. Viele der Perlen sind künstlerisch gearbeitet und erwecken den Eindruck, daß sie von Händlern aus Ägypten oder Mesopotamien gebracht wurden. Es fanden sich auch verkohlte Reste von Körben und Stricken und ein besonders fein geschnitztes Holzgefäß. *D. Westermann*, Berlin.

Polen

— Nach einem Entwurf für die *Reform der Magisterprüfungen* (die dem deutschen Staatsexamen für das höhere Lehrfach entsprechen) ist die Anthropologie als Prüfungsfach nur noch in Verbindung mit Ethnologie und Vorgeschichte zugelassen. M y d l a r s k i bezeichnet diesen Entwurf als „Liquidation der Anthropologie in Polen" und fordert, daß die Biologie des Menschen auch von Studenten der Biologie und Geographie als Fach gewählt werden kann (Pzegl. Antrop. XII, 324 ff.).

— Bei Janisławice, Woj. Warschau, wurde ein gut erhaltenes *Skelett aus dem Tardenoisien* — der erste mesolithische Menschenfund aus Polen! — ausgegraben. Nach einer vorläufigen Mitteilung (Żejmo-Żejmis) dürfte es sich um ein mittelgroßes, ausgesprochen kurzschädliges Individuum handeln.

— Auf einer Sitzung der Eugenischen Sektion des Staatlichen Gesundheitsrates wurde grundsätzlich beschlossen, in Polen ein *Eugenisches Institut* zu gründen und die öffentlichen Mittel für eugenische Arbeiten zu erhöhen. (Z)

— Prof. *F. Frassetto*, Bologna, hielt an der Universität Krakau 3 Vorlesungen.

— Am 5. Februar fand in Posen die *13. Jahresversammlung der Polnischen Anthropologischen Gesellschaft* (Vorsitzender Prof. A. W r z o s e k) statt.

— *Ernannt:* Dozent Dr. *J. Mydlarski* zum ordentlichen Mitglied der Warschauer Gesellschaft der Wissenschaften.

Schweden

— *Gestorben:* Am 14. Februar 1938 in Uppsala kurz nach seinem 75. Geburtstag *Johan Vilhelm Hultkrantz*, em. Professor für Anatomie, der sich in zahlreichen Arbeiten auch mit anthropologischen Fragen (insbesondere Kraniologie und Rassenhygiene) beschäftigt hat. Die schwedische Gesellschaft für Anthropologie und Geographie gab ihm 1896 den Auftrag, zusammen mit Gustav R e t z i u s die schwedischen Rekruten anthropologisch zu untersuchen. Er veröffentlichte zwei wichtige Arbeiten über die Körperhöhe in Schweden, die für die Zeit von 1890—1926 eine regelmäßige jährliche Zunahme von 0,09 cm nachwiesen (von B a c k m a n „Hultkrantzsche Zahl" genannt). 1921—1929 war er ferner im Präsidium des Staatsinstituts für Rassenbiologie in Uppsala (nach G. B a c k m a n).

U.S.A.

— Während bis jetzt keine Spuren altsteinzeitlicher Besiedlung westlich des Felsengebirges bekannt waren, wird diese nunmehr durch *Ausgrabungen in mehreren Höhlen am Großen Salzsee* belegt. Die ältesten Funde werden auf etwa das Jahr 10 000 v. Chr. datiert. Die Beziehungen zu den anderen altsteinzeitlichen Kulturen Nordamerikas liegen noch nicht ganz klar (Smith. Inst. Bull. 116, 1937).

— Nach einer Mitteilung des Science Service in Washington nahm eine gemeinsame *Expedition der Carnegie Institution* in Washington *und des South West Museum* in Los Angeles in Lake County, Californien, Ausgrabungen vor, bei denen neben Werkzeugen vom Folsom-Typ (vgl. Howard, Z. Rassenk. VI, 331—336) noch ältere Kulturschichten gefunden wurden.

— Das Panamerikanische Institut für Geographie und Geschichte bereitet umfangreiche *Untersuchungen der Eingeborenenvölker Zentralamerikas* unter Leitung von Miss *Ada d'Aloja* vor, in der auch anthropologische Erhebungen vorgesehen sind.

— Nach einer Denkschrift des Amts für Volksgesundheit und Bevölkerungspolitik, die Präsident Roosevelt überreicht wurde, ist *bei den Indianern zur Zeit die Geburtenziffer* am höchsten. Bei Weißen und Negern ist sie annähernd gleich groß. (Z)

— Die Amerikanische Physiologische Gesellschaft gibt eine *neue Zeitschrift „Annual Review of Physiology"*, redigiert von Prof. J. M u r r a y L u c k, Stanford University California, heraus, die laufend über die Fortschritte der physiologischen Forschung berichten soll.

— *Verliehen:* Der *Cameron-Preis* der Universität Edinburgh Dr. *Karl Landsteiner*, New York, in Anerkennung seiner Verdienste um die Blutgruppenforschung.



Zeitschrift für Rassenkunde

und die gesamte Forschung am Menschen

Herausgegeben von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor und Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts zu Breslau

Mit 65 Abbildungen und 59 Tabellen



1938

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint jährlich in 2 Bänden zu je 3 Heften

Preis des Bandes RM. 22.— Ausgabe 25. November 1938

JAHRGANG 1938 8. BAND 3. HEFT

Jahrgang 1938, Bd. VIII, Heft 3

INHALTSVERZEICHNIS

A. Aufsätze

B. Umschau und Fortschritte

I. Kleine Beiträge

II. Neues Schrifttum

III. Nachrichten

Die malayische Varietät Blumenbachs

Von Prof. Dr. phil. *Hans Plischke*, Göttingen

Mit 1 Abbildung

Johann Friedrich Blumenbachs Einteilung der Menschheit in fünf Rassen oder, wie Blumenbach zunächst zu sagen pflegte, Varietäten, in die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malayische Varietät, ist weit bis in das 19. Jahrhundert hinein in Geltung geblieben. Die Anregung zur Beschäftigung mit diesem Stoff gewann Blumenbach als Student in Göttingen, und zwar durch Christian Wilhelm Büttner, der in einer Vorlesung über Naturgeschichte eingehend den Menschen und seine Arten behandelte, diesen Stoff sogar zur Grundlage und zum Ausgangspunkt seiner Ausführungen machte. Büttner zog dabei zahlreiche Lesefrüchte und Bildmaterialien aus Reisebeschreibungen heran. Diese Ausführungen veranlaßten den damals 22jähr. Blumenbach, über den Menschen und seine Arten zu arbeiten und über den Stoff, als Ergebnis seiner Studien, eine Dissertation zu schreiben, die er 1776 zu Göttingen unter dem Titel: *De generis humani varietate nativa liber* in den Druck gab. Sie umfaßte 100 Druckseiten. Darin beruft Blumenbach sich oft auf die Beobachtungen und Gedanken Büttners, ebenso aber auch auf Sammlungsstücke aus dem stattlichen Naturalienkabinett, das — wie viele Naturforscher dieser Zeit — auch Büttner besaß. Herangezogen werden überdies Angaben aus vielen Reisebeschreibungen, mit denen sich Blumenbach sein ganzes Leben lang sehr gern befaßt hat[1], darunter auch solche, die über Beobachtungen auf den jüngsten Entdeckungs- und Forschungsfahrten berichteten. Damals wurden unter französischer und englischer Führung die Inselwelten des Stillen Ozeans, namentlich die Inselgruppen Polynesiens, für Europa erschlossen. Mit den Weltumseglungsfahrten von James Cook überflügelte England im Südmeer den französischen Rivalen. Als der junge Mediziner und Naturforscher Blumenbach an seiner Dissertation arbeitete, lagen einige Berichte über die erfolgreiche erste Reise von James Cook bereits der Öffentlichkeit vor, so die Bearbeitung, die der Engländer John Hawkesworth von den Berichten und Tagebüchern der englischen Südseefahrer Byron, Wallis, Carteret und Cook sowie seines Begleiters Sir Joseph Banks gegeben hatte und wovon Johann Friedrich Schiller[2]) 1774 zu Berlin eine mehrbändige deutsche Übersetzung veranstaltet hatte, ferner der Bericht des Engländers Sidney Parkinson, der als Maler und Mitarbeiter von Sir Joseph Banks die erste Fahrt James Cook's durch

[1]) Plischke, Hans, Johann Friedrich Blumenbachs Einfluß auf die Entdeckungsreisenden seiner Zeit. Göttingen 1937. = Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse. Dritte Folge, Nr. 20.

[2]) Der Übersetzer J. F. Schiller war ein Vetter des Dichters. Er lebte in Mainz. Siehe Börckel, Der Buchdrucker und Sprachmeister J. F. Schiller. In: Zeitschrift für Bücherfreunde. 1904/05, S. 58 ff.

das Südmeer von Tahiti über Neuseeland zur Ostküste Australiens erlebt hatte[3]). Die zweite Weltumseglungsfahrt, auf der Cook im Süden des Indischen, Pazifischen und Atlantischen Ozeans nach einem südlichen Kontinent suchte, war durchgeführt, als Blumenbach sich in Göttingen mit den Menschen und seinen Arten zu beschäftigen begann. 1775 besuchte der Göttinger Professor Georg Christoph Lichtenberg London und traf dort mit Teilnehmern an dieser Reise zusammen. Er erkundigte sich für Blumenbach auch nach Beobachtungen über die Menschen auf Tahiti, überhaupt im Südmeer[4]). Blumenbach nimmt auf diese Bemühungen Bezug. Er beruft sich ferner auf den Bericht von Parkinson und erwähnt Johann Reinhold Forster, der zusammen mit seinem Sohn Georg als Wissenschaflter an der zweiten Fahrt von James Cook teilgenommen hatte. Ihm standen also Materialien über die Bewohner der malaiisch-ozeanischen Inselwelt zur Verfügung. Trotzdem ist er in der ersten Ausgabe seiner Doktorarbeit noch nicht über die von Linné gegebene Vierteilung (Americanus, Europaeus, Asiaticus, Afer) hinausgekommen. Die „malayische Varietät" erscheint noch nicht.

Im engsten Anschluß an Linné und unter ausdrücklicher Berufung auf diesen unterscheidet er „quattuor varietates" und sagt für das malaiisch-ozeanische Gebiet: „Altera est Asiae trans Gangetanae et infra Amur fl. positae Vulturnoque obuersae, cum Insulanis et magna parte terrarum quae nuper melius innotuerunt, australium." Er kennzeichnet diesen Asiaten folgendermaßen: „Coloris fusci homines, naso simo, oculorum palpebris conniuentibus et in cantho externo sursum ductis, pilis parcioribus, rigidis."[5]).

Fünf Jahre später war eine Neuauflage dieser Untersuchung erforderlich. Sie erschien, 128 Seiten stark, gegenüber der ersten Auflage weitgehend verändert, Göttingen 1781 unter dem Titel: „Jo. Frid. Blumenbachii De generis humani varietate nativa liber. Editio altera longe auctior et emendatior."

In dieser zweiten Ausgabe erscheinen zum erstenmal „quinque generis humani varietates". Den Hauptanstoß zu dieser neuen Erkenntnis gab wohl das mittlerweile erschienene Werk von Johann Reinhold Forster: „Observations made during a voyage round the world, on physical geography, natural history and ethic philosophy. London 1778." Denn auf dieses Buch bezieht sich Blumenbach. Er übernimmt sogar die von Johann Reinhold Forster betonte Tatsache, daß die Bevölkerung des Stillen Ozeans keine Einheit sei, sondern sich in zwei Gruppen gliedern lasse. Diese fünfte Menschenart, mit der nun Blumenbach rechnet, umfaßt die Bewohner der in dieser Zeit besonders bekannt geworden ozeanischen Inselwelt. Blumenbach sagt darüber: „Quintam demum constituit novus orbis australis, cui ni fallor quoque insulae Sundaicae, Moluccae, Philippinae etc, commode accenseri possent,

[3]) Parkinson starb auf der Heimfahrt im Indischen Ozean an einem Fieber, das er sich in Batavia zugezogen hatte. Hawkesworth, John, An account of the voyages untertaken by the order of the present majesty for making discoveries in the Southern Hemisphere, and succesively performed by Commodore Byron, Captain Walli Captain Carteret, and Captain Cook. London 1773. Parkinson, Sidney, A journal of a voyage to the South Seas in H.M.S. the Endeavour. London 1773. Davon eine französische Ausgabe Paris 1779.

[4]) Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von A. Leitzmann und C. Schüddekopf. Bd. 1. Leipzig 1901, S. 245.

[5]) Joh. Friedr. Blumenbachii De generis humani varietate nativa liber. Göttingen 1776, S. 41.

hominibus in universum coloris intense fusci, naso lato, et denso capillo. Illos qui archipelagum pacificum inhabitant Cel. Jo. Reinh. Forster iterum in binas dividit tribus. Altera quam Utahittenses, Nouozeelandi et incolae insularum amicarum (Friendly Isles), Societatis, Paschatis, Marquesas etc. constituunt, homines elegantioris figurae et placidi magis ingenii complectitur: cum reliqui qui nempe nouam Caledoniam, Tannam, Novas Hebrides etc incolunt, magis nigri, crispi, et quod ad ingenium magis diffidentes et feroces sint."[6])

Hervorgehoben werden muß, daß in diesem Schema kurze treffende Benennungen für die einzelnen Menschenarten, also auch der Begriff „malayische Varietät", noch fehlen.

Die von Johann Reinhold Forster ausgesprochenen Gedankengänge über die Bevölkerung des Stillen Ozeans hat Blumenbach nicht weiter verfolgt oder vertieft. Er hat vielmehr in der späteren Auflage seiner Dissertation die von Forster festgelegte Gliederung in „zwo Hauptabtheilungen" fallen gelassen und somit diese in das Einzelne gehende Beobachtungsgrundlage nicht voll ausgenutzt. Johann Reinhold Forster gliederte die „auf den Inseln des Südmeeres vorhandene Menschengattung" in „zwo Hauptabtheilungen"[7]). Er kennzeichnet sie folgendermaßen: „Die eine ist von hellerer Farbe, wohl gebildet, von starkem Muskelbau, ansehnlicher Größe, und sanftem gutherzigem Charakter; die andere schwärzer, mit kraus und wollig werdendem Haar, dürrer, kleiner, fast noch lebhafter als jene, aber zugleich mißtrauischer. Die erste Klasse bewohnt O-Taheiti, die Societäts-, die Marquisas- und die freundschaftlichen Inseln, Ostereiland, und Neuseeland. Die andere trifft man auf Neukaledonien, Tanna und den übrigen neuen Hebriden, vorzüglich aber in Mallikollo an." Damit liegt bei Johann Reinhold Forster der im 19. Jahrhundert in den Vordergrund gerückte Unterschied zwischen der polynesischen und melanesischen Bevölkerung des Stillen Ozeans schon vor. Diese Erkenntnisse beruhten auf eigenen Beobachtungen, die Forster als Wissenschaftler durch die Beteiligung an der zweiten Weltumseglungsfahrt von James Cook in der melanesischen und polynesischen Inselwelt hatte gewinnen können. Herder[8]) und Meiners[9]) übernahmen diese Gesichtspunkte. Auch Georg Forster, der auf dieser großen Fahrt wissenschaftlicher Gehilfe seines Vaters gewesen war, stand auf dem Boden dieser Gliederung[10]). Ähnliche Feststellungen machte der Franzose Rossel, der an der Expedition von d'Entrecasteaux teilnahm[11]), der Engländer Vancouver[12]), ferner der Missionar Wilson[13]). Stark zur Geltung kommen sie bei Adalbert von Chamisso, der als Wissenschaftler an einer russischen Weltumseglungsfahrt unter Kotze-

[6]) Joh. Fridr. Blumenbachii De generis humani varietate nativa liber. Editio altera. Göttingen 1781, S. 52.

[7]) Johann Reinhold Forsters Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung. Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf einer Reise um die Welt gesammelt. Übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von dessen Sohn und Reisegefährten Georg Forster. Berlin 1783, S. 203 ff.

[8]) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Riga 1786. Bd. 2, S. 56 ff.

[9]) Meiners, Grundriß einer Geschichte der Menschheit. 2. Ausgabe. Lemgo 1793.

[10]) Georg Forster, Neuholland. In: Georg Forsters Sämtliche Schriften. Leipzig 1843, Bd. 4, S. 201.

[11]) Rossel, Voyage de d'Entrecasteaux. Paris 1808, Bd. 1, S. 311.

[12]) Vancouver, Reise nach dem nördlichen Theile der Südsee. Berlin 1799, S. 56.

[13]) Wilson, Missionsreise in das südliche Stille Meer. Berlin 1800, S. 82/83, 410 u. 419.

bue teilnahm und der eigene Wahrnehmungen und die Erkenntnisse seiner Vorgänger (J. R. Forster, die linguistischen Arbeiten von W. Marsden, T. Leyden) verarbeitete[14]).

Eine dritte Ausgabe der Dissertation von Blumenbach erschien, wiederum wesentlich erweitert und verändert, 326 Seiten stark, Göttingen 1795. Sie brachte die endgültige Festlegung und Formulierung für die Rasseneinteilung Blumenbachs. Die darin gegebene Nomenklatur hat Blumenbach nun dauernd beibehalten. In dieser Gestaltung ging seine Rasseneinteilung in die wissenschaftliche Literatur ein.

Blumenbach spricht in der lateinischen Ausgabe von Caucasicae, Mongolicae, Aethiopicae, Americanae, Malaicae. Die von Johann Gottfried Gruber 1795 zu Leipzig herausgegebene deutsche Ausgabe, die den Titel: „Joh. Friedr. Blumenbach, Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Nach der dritten Ausgabe und den Erinnerungen des Verfassers übersetzt, und mit einigen Zusätzen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Johann Gottfried Gruber", trägt, übersetzt kaukasische, mongolische, aethiopische, amerikanische und malayische Varietät oder Hauptvarietät. Für Varietät wird in dieser deutschen Ausgabe auch das Wort Rasse gebraucht[15]). Die von ihm neu aufgestellte Varietät nannte er die malayische wohl deshalb, weil schon auf der ersten Reise von James Cook festgestellt worden war, daß Tupia, ein Tahitier, den man mit nach Europa nehmen wollte, sich im Malaiischen Archipel fern der Heimat mit seiner Muttersprache verständigen konnte, daß also die tahitische Sprache mit den malaiischen Dialekten verwandt sein mußte[16]). Auf der zweiten Fahrt von James Cook wurde die Erkenntnis dieser Sprachzusammenhänge vertieft, so besonders durch Johann Reinhold Forster und Georg Forster, die zugleich schon erkannten, daß der linguistischen eine Verwandtschaft nach der Art entsprach[17]). Blumenbach betonte selbst: „Die malayische kann man sie nennen, weil bey weitem die meisten Menschen aus dieser Race, besonders an Malakka liegenden indianischen Inseln der Sandwichs-, Societäts- und Freundschaftsinseln, ja selbst die Madagassen, bis zu den Bewohnern der Osterinseln hinauf, die malayische Sprache reden."[18])

Diese dritte Ausgabe ist gewidmet dem berühmten englischen Naturforscher Sir Joseph Banks, der an der ersten Weltumseglungsfahrt von James Cook auf eigne Kosten als Naturforscher teilgenommen hatte. Zu diesem angesehenen und einflußreichen Gelehrten hat Blumenbach über viele Jahre enge Beziehungen gehabt. Er stand mit ihm in regem Briefwechsel und Gedankenaus-

---

[14]) Chamisso, Reise um die Welt. 2. Teil. Bemerkungen und Ansichten. In: Chamissos sämtliche Werke, Bd. 4, S. 39 ff.

[15]) In den lateinischen Ausgaben (1776, 1781, 1795) verwendet Blumenbach den Ausdruck „varietas". In der mit Billigung Blumenbachs hergestellten deutschen Ausgabe (Leipzig 1798) wird in derselben Bedeutung von Varietäten und Rassen, in der französischen Schreibart Racen, gesprochen.

[16]) Hooker, Journal of Sir Joseph Banks. London 1896, S. 358 ff. u. 424. Hawkesworth, Geschichte der englischen See-Reisen und Entdeckungen im Südmeer. Berlin 1775, Bd. 4, S. 669 u. 793.

[17]) Johann Reinhold Forster, Bemerkungen ... Berlin 1783, S. 346 ff. Georg Forster, Reise um die Welt. In: Georg Forsters sämtliche Schriften. Bd. 1, S. 156, 160, 162, 227, 286, 293—294, 378—379.

[18]) Blumenbach, Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Leipzig 1798, S. 223.

tausch und hat bei seinem Aufenthalt zu London im Jahre 1791 auch längere Zeit in der Bücherei und den stattlichen Sammlungen, die Banks besaß, arbeiten können. Zur Festigung der rassenkundlichen Erkenntnisse Blumenbachs, insbesondere für die Aufstellung der „malayischen Varietät", war sein wissenschaftlicher Verkehr mit Sir Joseph Banks nicht ohne Bedeutung. Davon legt Zeugnis ab die Tatsache, daß Blumenbach die dritte Auflage seiner Dissertation dem englischen Gelehrten widmete. Dafür gibt schließlich der Inhalt dieser Widmung den Beweis. Blumenbach sagt darin: „Denn außerdem, daß Sie seit mehreren Jahren her weder Mühe noch Kosten gespart haben, meine Sammlung der Hirnschädel verschiedener Völker mit solchen Stücken zu bereichern, nach welchen mich gerade am allersehnlichsten verlangte, mit Hirnschädeln nämlich von Amerikanern und Insulanern des Südmeers, erlaubten Sie mir, als ich vor drei Jahren in London war, ... von allen für das Studium der Anthropologie gesammelten Schätzen, womit Ihre Bibliothek prangt, als der Gemählde, der von den besten Künstlern nach der Natur selbst gezeichneten Abbildungen auch einen so gänzlich uneingeschränkten Gebrauch, daß ich mir Kopien davon machen, von allem nach Belieben Abschrift nehmen, und also mit so vielen und so wichtigen Hülfsmitteln versehen, zu einer neuen Auflage meines Werkes schreiten konnte, so daß ich es nun ohne Verdacht von Pralerey unendlich vermehrt und nach der Natur selbst vollendet zu nennen wage."

Für die „malayische Varietät" standen Blumenbach Beweisstücke und Belege zur Verfügung, die er Banks verdankte, vor allem der Schädel eines Tahitiers, den der englische Kapitän William Bligh — bekannt geworden durch die Meuterei auf seinem Schiff „Bounty", die zur Besiedelung der ursprünglich unbewohnten Insel Pitcairn führte — von den Gesellschaftsinseln nach England gebracht hatte. Auch zwei Schädel von Australien, von der Ostküste, aus der Gegend von Sidney, wo 1788 die Engländer eine Verbrecherkolonie angelegt hatten, erhielt er durch Banks[20]). Schließlich kamen durch dieselben Beziehungen Bildmaterialien, die Banks an Ort und Stelle von Bewohnern des Südmeeres, darunter von Neuseeländern, hatte anfertigen lassen, in Blumenbachs Besitz. Wichtig wurden auch Bilder von dem Tahitier Omai, der 1775 nach London gebracht worden war und von dem der englische Künstler Sir Joshua Reynolds ein Bild angefertigt hatte. Lady Banks schenkte Blumenbach überdies ein „Miniatur-Gemählde", das den Tahitier Omai darstellte[21]). An Hand dieser Bildunterlagen veröffentlichte Blumenbach

---

[19]) Blumenbach, Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Leipzig 1798, S. 15—16.

[20]) Diese Belegstücke erhielt Blumenbach 1793/94. Sie befinden sich in der berühmten Schädelsammlung Blumenbachs, die im Anatomischen Institut der Universität Göttingen aufbewahrt wird. Außerdem erhielt Blumenbach noch folgende Belege für seine „malayische Varietät": den Schädel eines Javanen, den Schädel eines Marquesaners (als Geschenk seines Schülers von Langsdorff, der unter Krusenstern durch die Südsee gefahren war), den Schädel eines Buginesen, den Schädel einer Makassarin und einer Balinesin. Siehe dazu Joh. Friedr. Blumenbach, Decas tertia collectiones suae craniorum diversarum gentium illustrata. Göttingen 1795, S. 11 ff., 13 ff., 15/16. Joh. Friedr. Blumenbach, Decas quinta collectionis suae craniorum diversarum gentium illustrata. Göttingen 1808, S. 17, 18 u. 19.

[21]) Joh. Friedr. Blumenbach, Abbildungen naturhistorischer Gegenstände. Heft 1. Göttingen 1810, Nr. 4. H. Plischke, Tahti und Göttingen um 1780. In: Gabe des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung. Göttingen (Ernst Große). 1938, S. 5 ff.



Abb. 1. Der Tahitier Omai

Aus: Joh. Fried. Blumenbach, Abbildungen naturhistorischer Gegenstände. Heft 1. Zweyte Auflage. Göttingen 1810. Nr. 4

zur Kennzeichnung und Veranschaulichung der „malayischen Varietät" ein Kopfbild des Tahitiers Omai (Bildbeilage).

Die „malayische Varietät" gliederte sich in Blumenbachs Rassenschema folgender Art ein. Im Amerikaner, dem Indianer als dem Urbewohner Amerikas, erblickte er einen Übergang von der „kaukasischen Varietät", der „ursprünglichen Mittelform" zu einem der beiden „Extreme", nämlich der „mongolischen Varietät". Die „malayische Varietät" war ein Übergang von der Urrasse der Menschheit, der kaukasischen, zu dem anderen „Extrem", der „aethiopischen Varietät". Sie umfaßte „die Südseeinsulaner nebst den Bewohnern der marianischen, philippinischen, molukkischen, sundischen Inseln und der Halbinsel Malakka[22])". Die Bewohner der melanesischen Inselwelt und Australiens bildeten den „unmerklichen" Übergang zur „aethiopischen Varietät", dagegen die Bewohner Tahitis und anderer polynesischer Inseln den zur „kaukasischen Varietät" [23]).

Die Verwickeltheit und die Gliederung, die das Bevölkerungsbild im Stillen Ozean zeigt, kommt bei Blumenbach nicht voll zur Geltung, trotzdem in den Beobachtungen der Entdecker und Forschungsreisenden dieser Zeit Grundlagen zur Erkenntnis derselben geliefert waren und trotzdem Johann Reinhold Forster und sein Sohn Georg sogar zu einer klassifizierenden Auswertung dieser rassenkundlichen Feststellungen und ihrer eigenen Erfahrungen gelangt waren. Blumenbach nahm diese zwar zur Kenntnis, folgte den darin zu gewinnenden Anregungen jedoch nur so weit, daß er die Verschiedenartigkeit zum Beweis seiner Theorie von den Übergängen aus einem Rassenextrem zum

[22]) Blumenbach, Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Leipzig 1798, S. 208.
[23]) Ebenda. S. 223/4.

anderen über die Ursprungs- und Mittelstellung der „kaukasischen Varietät“ benutzte. Aber gerade für diesen Gedankengang waren aus den Beobachtungen und Ausführungen namentlich Johann Reinhold Forsters bekräftigende Gesichtspunkte zu ziehen. Denn auch Johann Reinhold Forster hatte für die zwei „Hauptabteilungen“ der im „Südmeer vorhandenen „Menschengattung“ von „mehreren Abarten“ gesprochen, die sich „stufenweis einander näherkommen“.

An dem Schema seiner Rasseneinteilung hat Blumenbach jahrelang gearbeitet. Unter dem Einfluß der entdeckungsgeschichtlichen Ereignisse und Erfolge der Zeit um 1775, die auf Fahrten durch die pazifische Inselwelt stark abgestellt waren, traten die Bewohner des Stillen Ozeans und ihre rassen- und kulturgeschichtlichen Beziehungen zu Südostasien, also zum Malaiischen Archipel, eindrucksvoll hervor. Dies veranlaßte Blumenbach, in der zweiten Auflage (1781) seiner Dissertation zur Aufstellung der „malayischen Varietät“, die dann in der dritten Auflage (1795) noch greifbarer herausgearbeitet erscheint. Bei der Gewinnung dieser über Linné hinausführenden Erkenntnisse spielten Beziehungen mit, die Blumenbach als angesehener Göttinger Professor gerade nach England, mit dem Hannover damals in Personalunion stand, erfolgreich pflegen konnte. Für seine Studien über die „malayische Varietät“ verdankte Blumenbach wertvolle Unterlagen dem Engländer Sir Joseph Banks, einem der einflußreichsten Naturforscher dieser Zeit. Adalbert von Chamisso erwähnt einmal, er sei stolz darauf, den drei größten Männern seiner Lebenszeit die Hand geschüttelt zu haben. Unter diesen drei Größen nennt er den Naturforscher Sir Joseph Banks, den er im Juni 1818 in London bei seiner Heimkehr aus dem Südmeere aufsuchte.

Siebungs- und Ausleseerscheinungen im Handwerkernachwuchs

(Nach Erhebungen in Hamburger Berufsschulen)

Von

W. Fielmann, Hamburg

Mit 30 Tabellen

Inhaltsverzeichnis



Einleitung:

Die Begriffe Siebung und Auslese

Unter Siebung versteht die Rassenbiologie den Lebensvorgang der Gruppierung einer Bevölkerung nach Erbeigenschaften. Die Häufung bestimmter Erbeigenschaftsträger in bestimmten Gruppen hat darin ihre Ursache, daß diese Eigenschaften mehr oder minder die Vorbedingungen für die Gruppenzugehörigkeit sind. Es ist z. B. die Einsicht geläufig, daß die Angehörigen wissenschaftlicher, künstlerischer, spezifisch technischer oder organisatorischer Berufe eine an ihre Berufsanforderungen angepaßte spezielle Veranlagung besitzen müssen. Dasselbe gilt aber abgewandelt für alle, auch für engere, Berufsgruppen. Ebenso ist die soziale Schichtung im großen und ganzen das Ergebnis einer Siebung nach Erbausstattung. Damit soll nicht behauptet werden, daß Gunst oder Ungunst der Umweltverhältnisse für die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht keine Bedeutung hätten, auch nicht, daß die Stufenfolge der sozialen Schichten über die Erbausstattung beliebig herausgegriffener Angehörigen entschiede. Es wird damit nur die durch zahlreiche Untersuchungen gesicherte und durch die „Freizügigkeit" des modernen Lebens fortschreitend schärfer hervortretende Tatsache bezeichnet, daß die soziale Schichtung eine Stufenordnung der durchschnittlichen Erbbeschaffenheit ihrer Angehörigen bedeutet.

Als Auslese bezeichnet man die unterschiedliche Fortpflanzung unterschiedlicher Erbträger. Wenn die Träger einer bestimmten Erbeigenschaft oder -eigenschaftsgruppe sich stärker fortpflanzen als andere Erbträger, so werden sie ihnen gegenüber ausgelesen; die Zusammensetzung der Bevölkerung verschiebt sich zu ihren Gunsten. Beruht die Auslese nicht — wie es natürlich und auf die Dauer lebensnotwendig ist — auf der Fruchtbarkeitsüberlegenheit der tüchtigeren, sondern der untüchtigeren Erbträger, so bezeichnet man diesen Vorgang als Gegenauslese. Ihm sind große Kulturvölker zum Opfer gefallen, und sie bedroht als ernsteste Gefahr auch unser Volk und seine Kultur.

Der Zusammenhang zwischen Siebung und Auslese besteht darin, daß die erstere durch gruppenmäßige Zusammenfassung erbähnlicher Individuen der letzteren sortiertes Material zum Ansatz darbietet. Die Wirkung einer an Siebungsgruppen angreifenden Auslese kann — wie jede Auslese — nach zwei Richtungen gehen. Sie wirkt lebenfördernd durch Auslese der erbmäßig besser ausgestatteten Siebungsgruppen, aber zerstörend durch Gegenauslese der Gruppen minderer Erbausstattung.

A. Siebungserscheinungen im Handwerkernachwuchs

I. Siebung nach der Schulreife

1. Siebung von Berufsbewerbern in eine Berufszuwachs- und eine Berufswunschgruppe

Den ersten Anlaß zu einer genaueren Untersuchung von Siebungserscheinungen in der Berufsschule gab dem Verfasser der Umstand, daß er durch eine neuartige schulorganisatorische Maßnahme Gelegenheit bekam, zwei Siebungsgruppen besonderer Art und von besonders auffallender Differenzierung in

der Schularbeit kennenzulernen: Klassen des Allgemeinen Berufsjahres gegenüber den entsprechenden normalen Lehrlingsklassen.

Es ist bekannt, daß die Zahl der jährlich neu auftretenden Berufsbewerber nicht immer mit dem jeweiligen Nachwuchsbedarf der Wirtschaft übereinstimmt. Aus den letzten Jahren ist uns geläufig, daß der Zudrang stärker war als die Aufnahmefähigkeit. Unter solchen Umständen wird also nur ein Teil der Bewerber in Lehrstellen einrücken, um die der andere Teil sich vergeblich bemüht. Die Verteilung der Bewerber auf die beiden Gruppen wird aller Vermutung nach nicht zufällig erfolgen. Es ist im Gegenteil zu erwarten, daß hier eine Siebung nach berufspraktisch bedeutungsvollen Merkmalen erfolgt. Diese Vermutung wird im folgenden an dem Material einer speziellen Berufsgruppe in Hamburg überprüft.

Es handelt sich um diejenigen Jugendlichen, die sich Ostern 1935 und Ostern 1936 um eine Lehrstelle im Bäckergewerbe bewarben. Sie waren über die reguläre Berufsschule und das Allgemeine Berufsjahr statistisch faßbar. Die in Lehrstellen aufgenommenen Berufsbewerber (Berufszuwachsgruppe) besuchen die Fachklassen der Gewerblichen Berufsschule. Diejenigen für den Bäckerberuf Entschlossenen, die keine Lehrstelle erhielten (Berufswunschgruppe), wurden zuerst 1935 in der Hoffnung auf eine spätere Überführung in den gewünschten Beruf im Rahmen des Allgemeinen Berufsjahres in der Fachgewerbeschule für das Nahrungsmittelgewerbe schulisch betreut.

Die Zahl der 1935 neu eingetretenen Bäckerlehrlinge betrug 92. In der Bäckerklasse des Allgemeinen Berufsjahres befanden sich am Erhebungstage 34 Schüler. Zur Beurteilung der bei der Scheidung in Berufszuwachsgruppe (Bä) und Berufswunschgruppe (Bj) wirksam gewesenen Siebung wird die erlangte Schulreife und die soziale Herkunft der Schüler benutzt. Das geschieht nicht nur, weil darüber Angaben leicht erreichbar waren, sondern weil das erste Merkmal berufspraktisch wichtig ist und beide biologisch bedeutungsvoll sind. An Hand der Schulentlassungszeugnisse wird zuerst die erlangte Volksschulreife — oder ein ihr mindestens entsprechender Abgang aus einer anderen Schule — beachtet und gefragt, ob zwischen der Schulreife und der Zugehörigkeit zur Bä- oder Bj-Gruppe ein Zusammenhang besteht. Eine Aufstellung nach der Vierfeldertafel ergibt:

	Bä	Bj
Volksschulreife	69 a	b 16
keine Volksschulreife	23 c	d 16

Für die Gewinnung einer einzigen Zahl zum Ausdruck des Zusammenhanges wird die Zusammenhangsrechnung nach Scheidt[1]) benutzt. Sie geht im Grundgedanken zurück auf den unmittelbaren Vergleich. Ein Vergleich erfordert stets zwei Merkmale, ein Unterscheidungsmerkmal und ein Vergleichsmerkmal; d. h. vergleichen kann man nur zwei bereits durch ein anderes als das Vergleichsmerkmal verschiedene Gegenstände. „Von zwei verschieden langen, im übrigen aber völlig gleichen Gegenständen kann man nicht sagen, ‚welcher' der kleinere und ‚welcher' der größere sei", da dies Urteil ja voraussetzen würde, daß sie sich noch anders als durch die Länge unterscheiden. Im vorliegenden Fall wird unterschieden nach der Zugehörigkeit zur Bäcker-

[1]) Scheidt, W.: Die Zahl in der lebensgesetzlichen Forschung. Lebensgesetze des Volkstums, H. 4; Hamburg 1934.

oder Bj-Klasse, verglichen wird jedesmal nach der Schulreife. Die Urteile sind alternativ. Aus den 92 + 32 Schülern lassen sich $\frac{n^2 - n}{2} = 7626$ Vergleichspaare bilden. Aber nicht in jedem Vergleichsfall ist ein Urteil möglich. Wird z. B. ein Vergleichspaar von einem Bä mit Volksschulreife und einem Bj ebenfalls mit Volksschulreife gebildet, so ist kein Urteil möglich, weil hinsichtlich des Vergleichsmerkmales kein Unterschied besteht. Dasselbe gilt, wenn beide Partner die Volksschulreife nicht besitzen. Ebenfalls ergeben die Vergleichspaare, die aus einem Bä mit Volksschulreife und einem andern Bä ohne diese Reife gebildet werden, kein Urteil, da in diesem Falle wohl ein Unterschied hinsichtlich des Vergleichsmerkmals festgestellt werden kann, dieser Unterschied aber der einzige ist und er also keinem andern zugeurteilt werden kann. Das gleiche gilt für die Paare aus Bj-Schülern mit verschiedenem Schulabgang.

Es ergibt sich also aus der theoretischen Überlegung und aus ihrer Erprobung am Beispiel, daß nach der Aufteilung der Vierfeldertafel nur die Fälle a . d und b . c ein Urteil darüber erlauben, ob zwischen der Zugehörigkeit zur Bä- oder Bj-Gruppe und der Erlangung der Volksschulreife ein Zusammenhang besteht. Die Urteile a . d sprechen die Volksschulreife den Bä zu, den Bj ab. Aus den Vergleichspaaren b . c ergibt sich das entgegengesetzte Urteil: Bj Volksschulreife, Bä keine. Aus dem Verhältnis der beiden Urteilsgruppen von entgegengesetztem Sinne ergibt sich eine Zusammenhangszahl nach der Formel

$$Z = \frac{s - d}{s + d}$$

Die Bezeichnung s (syntropisch oder gleichsinnig) und d (dystropisch oder gegensinnig) dient lediglich der Unterscheidung der Urteilsgruppen. Was als s oder d gelten soll, ist schließlich gleichgültig. Im vorliegenden Falle werden die Fälle a . d (Bä Reife, Bj keine Reife) als gleichsinnig aufgefaßt. Die Zusammenhangszahl ist also der Quotient aus der Differenz der verschiedensinnigen Urteilsgruppen und ihrer Summe, das ist der Zahl aller möglichen Urteile. Der Zusammenhang der Merkmale ist um so größer, je mehr die gleichsinnigen Urteile über die gegensinnigen oder umgekehrt die gegensinnigen Urteile über die gleichsinnigen überwiegen. Die Zusammenhangszahl schwankt zwischen + 1 und — 1 und ergibt positive Werte, wenn von dem Vorhandensein eines Merkmals (z. B. Bä) auf das Vorhandensein des andern (z. B. Volksschulreife) oder vom Fehlen des einen Merkmals (z. B. keine Bä) auf das Fehlen des andern (keine Volksschulreife) geschlossen werden kann. Negative Werte ergeben sich, wenn von dem Vorhandensein des einen Merkmals auf das Fehlen des andern und umgekehrt geschlossen werden kann. Wenn ein Schluß von dem einen Merkmal auf das andere überhaupt nicht möglich ist, besteht kein Zusammenhang $Z = \pm 0$.

Auf das vorliegende Material angewandt, ergibt die Zusammenhangsrechnung:

$$s = 69 \cdot 16 = 1104$$
$$d = 16 \cdot 23 = 368$$
$$Z = \frac{1104 - 368}{1104 + 368} = \frac{736}{1472} = + 0{,}5$$

Unter 1472 Urteilen, die insgesamt möglich sind, wird also die bessere Schulreife 1104mal den Bä, nur 368mal den Bj zugesprochen. Der Zusammenhang ist stark. Zur Veranschaulichung soll Z 0,5 noch einmal in der uns aus der Prozentrechnung vertrauten Weise für 100 Gesamturteile ausgedrückt werden.

$$Z\ 0{,}5 = \frac{75 - 25}{75 + 25} = \frac{50}{100}$$

Unter 100 Urteilen geben also 75 den Bä, 25 den Bj die bessere Schulreife.

1936 führte die gleiche Untersuchung zu folgendem Ergebnis. Die Gesamt-

zahl der Bewerber betrug 120. Davon hatten 99 eine Lehrstelle erhalten und 21 befanden sich in der Bj-Klasse. Nach der Schulreife verteilten sie sich so:

	Bä	Bj
Volksschulreife	80_a	$_b9$
keine Volksschulreife	19^c	$^d12$

Für den Zusammenhang zwischen Zugehörigkeit zu Bä oder Bj und Schulreife ergibt sich

$$Z = \frac{s-d}{s+d} = \frac{960-171}{960+171} = \frac{789}{1131} = +0{,}70$$

Das heißt also: Von 100 Urteilen lauten 85 für höhere Schulreife der Bäcker, nur 15 für höhere Schulreife der zugehörigen Bj-Klasse.

Dieser starke Zusammenhang macht deutlich, wie sehr das geistige Niveau der in der Bewerbung um die Lehrstellen erfolglos gebliebenen Berufswunschgruppe gegenüber der Berufszuwachsgruppe zurückbleibt und wie weit das Handwerk bei seiner Auswahl der durch die Schulreife ausgewiesenen geistigen Verfassung parallel geht. Der Grad der Differenzierung übertrifft sicher die übliche Erwartung bei weitem. Wenn daher immer wieder — und nicht nur verständlicherweise von den durch Mißerfolg Getroffenen — zur Erklärung dieses Siebungsvorganges zuerst und hauptsächlich Umstände herangezogen werden, die Zufälligkeiten sind oder sein sollen, z. B. Glück, Pech, Beziehungen, so widerspricht das offenkundigen Tatsachen. Die entscheidende Ursache dieser Gruppierung sind nicht Zufälligkeiten, sondern Anforderungen, denen die eine Gruppe weit mehr entsprochen hat als die andere. Daß aber das Vermögen, den von Bäckermeistern an ihre Lehrlinge gestellten Anforderungen zu genügen, weitgehend mit dem Grade der erreichten Schulreife zusammenhängt, darf wohl als ohne weiteres einsichtig gelten. Zur Berufseignung auch eines Handwerkers gehört eben wesentlich geistige Leistungsfähigkeit. Und darin steht die Gruppe der erfolglosen Bewerber hinter den erfolgreichen ganz beträchtlich zurück.

2. Siebungsgruppen im Handwerkernachwuchs

Die eben benutzte Untersuchungsmethode wird nun auch auf Siebungsgruppen innerhalb des Berufsnachwuchses angewandt. Es ist der Lehrlingsnachwuchs des Nahrungs-, Bekleidungs- und graphischen Gewerbes in Hamburg nach dem Stand im Sommer 1936 beinahe vollständig erfaßt, dazu eine Gruppe von 315 Ungelernten. Für 3 bzw. 4 Jahrgänge der drei „gelernten" Berufsgruppen ist also das gesamte Material aus etwa 1 Million Großstadtbevölkerung vorhanden. Es kann wohl angenommen werden, daß sich daraus wichtige Ergebnisse von weitgehend repräsentativer Bedeutung gewinnen lassen.

Als Siebungsmaß wird die beim Eintritt in die Berufsschule erlangte Schulreife beibehalten, allerdings in einer den anderen Verhältnissen angepaßten größeren Differenzierung. Die grobe Trennung in eine Gruppe mit Volksschulreife und eine zweite ohne diese Reife empfahl sich bei der ersten Untersuchung dadurch, daß es sich fast nur um Volksschüler aus der ersten und der zweiten Klasse handelte. Die Schüler, die jetzt untersucht werden, ver-

teilen sich aber auf alle Schulreifestufen vom Abiturienten bis zum Hilfsschüler. Gegenüber einem solchen Material würde die Zusammenstreichung auf nur zwei Stufen eine gewaltsame Vergröberung bedeuten. Angesichts der Notwendigkeit einer feineren Unterscheidung wurde aber von der Möglichkeit, Zensuren dafür zu benutzen, Abstand genommen. Vergleichen ließen sich immer nur Zensuren innerhalb derselben Schulreifestufe. Wenn man durch ihre Berücksichtigung den Maßstab verfeinerte, könnte man rechnerisch leicht zu spezielleren Ergebnissen gelangen. Ihre biologische Bedeutung bliebe aber fraglich, weil die Sicherheit fehlt, daß zur Festsetzung dieser Leistungsurteile immer derselbe Maßstab benutzt wurde. Die Schulpraxis lehrt immer wieder, daß aus mancherlei Ursachen unterschiedliche Bewertung sich nicht ausschließen läßt und daß die daraus resultierenden Urteilsdifferenzen sehr bedeutend sein können. Sie werden um so eher auftreten und um so beträchtlicher sein, je feiner der angelegte Maßstab ist. Unter vielen Beurteilern wird leichter Übereinstimmung darin zu erzielen sein, ob ein Schüler in die nächstfolgende Klasse versetzt werden kann, als darin, ob er im Rechnen eine 2 oder eine 3 verdient. Demnach wird in der folgenden Bearbeitung darauf verzichtet, die Differenzierung rechnerisch möglichst weit zu treiben. Es wird vielmehr darauf Bedacht genommen, daß die Gruppen mit hinreichender Sicherheit geschieden sind, so daß sie als Gruppen unterschiedlicher Leistungsfähigkeit mit Recht gelten können, also biologische Bedeutung haben. Es werden folgende Schulreifestufen unterschieden: Abitur, Mittlere Reife (oder Obersekunda-Reife), Volksschulklasse 1, 2, 3, 4, Hilfsschule.

a) Siebung im Nahrungsgewerbe

Als Nahrungsgewerbe (Na) sind die Berufe der Bäcker (Bä), Konditoren (Kd), Schlachter (Schl), Köche (Kö), Kellner (Ke) und Küfer (Kü) mit den Verkäuferinnen (V) in Bäckereien, Konditoreien und Schlächtereien zusammengefaßt.

Die Verteilung nach der Schulreife zeigt die folgende Übersicht:

Tab. 1. Verteilung des Nachwuchses im Hamburger Nahrungsgewerbe auf Berufe und Schulreifestufen

	Schulreifestufen							
Beruf	Ab	MR	V 1	V 2	V 3	V 4	Hi	Summe
Bä		5	237	53	5	1		301
Kd		4	158	14	2			178
Schl		3	83	24	5	1		116
Kö		17	169	15				201
Ke		2	172	19	1	1		195
Kü		5	21	6	2			34
V			65	12				77
Na		36	905	143	15	3		1102

Für das Nahrungsgewerbe fallen die beiden äußersten Schulreifestufen völlig aus, es gibt keine Abiturienten und keine Hilfsschüler. Die Verteilung auf die verbleibenden 5 Stufen ist aber augenscheinlich stark verschieden, so daß zwischen der Zugehörigkeit zu einem Berufe und dem Grad der Schulreife charakteristische Beziehungen bestehen. Wir benutzen zu ihrer Bestimmung wieder die Zusammenhangsrechnung.

Da das Nahrungsgewerbe 7 Berufe umfaßt, ergeben sich, wenn man alle mit allen vergleicht, für die Zusammenhangsrechnung $\frac{7^2 - 7}{2} = 21$ verschiedene

Vergleichspaare. Stellen wir die Vergleichsmöglichkeiten mit den sich ergebenden Zusammenhangszahlen in der Weise tabellenmäßig dar, daß wir die Reihenfolge der Berufe nach der Häufigkeit bestimmen, mit der sie anderen Berufen überlegen sind, so ergibt sich das folgende Bild.

Tab. 2. Rangordnung nach der Schulreife im Nachwuchs des Hamburger Nahrungsgewerbes

	Kö	Kd	Kü	Ke	V	Bä	Schl
Kö	—	0,29	0,15	0,41	0,55	0,69	0,60
Kd	· 0,29	—	0,07	0,14	0,35	0,38	0,47
Kü	0,15	0,07	—	0,02	0,08	0,12	0,21
Ke	0,41	0,14	0,02	—	0,25	0,28	0,39
V	0,55	0,35	0,08	0,25	—	0,09	0,24
Bä	0,69	0,38	0,12	0,28	0,09	—	0,15
Schl	0,60	0,47	0,21	0,39	0,24	0,15	—

Die aus zwei spiegelbildlich gleichen Hälften bestehende Tabelle ist von links nach rechts zu lesen, und die positiven oder negativen Zahlen sind unter der Annahme zu verstehen, daß der Zusammenhang zwischen einem linksstehenden Beruf und besserer Schulreife in jeder Vergleichsreihe als syntropisch gilt. Auf diese Weise erhält man eine widerspruchsfreie Ordnung. Man kann sie nicht einfach dadurch erreichen, daß man von irgendeinem Beruf ausgeht und ihn hinsichtlich der Schulreife mit allen andern Berufen vergleicht. Würde man z. B. von den Köchen ausgehen, so ergäbe sich folgende Reihe: Kö, Kü, Kd, Ke, V, Schl, Bä. Von den Konditoren ausgehend erhielte man die Reihe: Kö, Kd, Kü, Ke, V, Bä, Schl, von den Schlachtern aus die Folge: Kö, Kd, Ke, Kü, V, Bä, Schl.

Die verschiedenen Reihen entstehen dadurch, daß jedesmal ein anderer Maßstab für die Bestimmung der Reihenfolge verwendet wird. Den Maßstab gibt jeweils der Beruf, mit dem alle andern verglichen werden. Die Meßergebnisse, die Zusammenhangszahlen, haben keine absolute, sondern eine relative Bedeutung. Sie sind lediglich Ergebnisse des unmittelbaren Vergleichs von je zwei Gruppen. Es ist ja nicht etwa so, als hätte man 7 Stäbe, deren lineare Ausdehnung bei jedem einzelnen durch eine einzige absolute Zahl mathematisch genau bestimmt wäre, in eine Größenordnung zu bringen. Hier gäbe es allerdings nur eine einzige Reihenfolge, weil jeder Stab durch seine Längenzahl innerhalb der natürlichen Zahlenreihe nur einen und keinen andern Ort erhalten könnte. Wäre die Schulreife eines jeden Berufes nach irgendeinem gemeinsamen Maßstab ebenso durch eine einzige Zahl festgelegt, so wäre auch hier nur eine einzige Rangordnung möglich. (Man könnte z. B. den Schulreifestufen vom Abitur bis zur Hilfsschule die Meßzahlen 1 bis 6 geben, jede Meßzahl mit dem Hundertsatz der auf sie entfallenden Berufszugehörigen multiplizieren und die Produkte addieren. Dann erhielte man innerhalb der natürlichen Zahlenreihe Zahlen zwischen 100 und 600, und jeder Beruf hätte nur eine Ordnungsstelle.) Nun ist aber die Schulreife durch mehrere nebengeordnete Zahlen bestimmt und daher eine Rangordnung ohne weitere vereinfachende Rechnung nicht möglich. Diese Vereinfachung auf einen Zahlenausdruck erfolgt in der Zusammenhangsrechnung relativistisch, indem man je zwei Berufsgruppen einander gegenüberstellt und sie auf alle Urteilsmöglichkeiten für bessere oder geringere Schulreife überprüft. Wie oft das eine oder das andere Urteil möglich ist, das richtet sich ganz nach der Verteilung der Berufszugehörigen beider Gruppen auf die Reifestufen; denn daraus ergeben sich die für die Zusammenhangsrechnung in Frage kommenden Kombinationsmöglichkeiten. Das Ergebnis, die Zusammenhangszahl, ist also lediglich ein Urteil über eine aus ganz bestimmter Besetzung von Schulreifestufen zweier Gruppen sich ergebende spezielle Kombinatorik. Wird mit einer Gruppe A nicht nur eine Gruppe B, sondern auch eine Gruppe C verglichen, so kann also das Verhältnis von B zu C aus dem Vergleich von A mit B und mit C nicht zuverlässig bestimmt werden. Beispiel: Ist Z aus Kö : Kd + 0,29, aus Kö : Kü + 0,15, so folgt daraus nicht, daß Z aus Kü : Kd für Kü positiv ist und wie groß Z ist. Über die die Zusammenhangszahl liefernden Kombinationsfälle zwischen Kü und Kd

kann eben aus dem Vergleich beider Gruppen mit den Köchen keine genaue Aussage gewonnen werden. Sie erhält man nur aus dem direkten Vergleich. Der zeigt in diesem Falle, daß die Kd den Kü überlegen sind. Wenn also alle andern Berufe mit einem ausgewählten verglichen — an diesem gemessen — werden, so hat die aus den Zusammenhangszahlen gewonnene Reihenfolge zunächst nur Gültigkeit nach Maßgabe dieses ausgewählten Berufes. Über Ergebnisse aus Vergleichen mit einem andern Maßstab kann nichts Genaues ausgesagt werden.

Diese Verhältnisse erscheinen fremder als sie sind. In Wirklichkeit sind sie z. B. jedem sportlich Interessierten geläufig. Wenn es sich etwa darum handelt, in einem Gebiete eine Rangordnung der Fußballmannschaften neu zu ermitteln, dann geht man nicht so vor, daß man alle Mannschaften gegen den bisherigen Meister antreten läßt und die Rangordnung nach der Punktzahl bestimmt, die jede in solchen Spielen erreicht, sondern man läßt die in Frage kommenden Mannschaften in Vor-, Zwischen- und Endrunden in wohlüberlegten Gegenüberstellungen spielen und bestimmt den Sieger nach der insgesamt erreichten Punktzahl. Das entspricht völlig unserer Weise, eine Rangordnung nach der Schulreife festzustellen, und entspringt durchaus nicht allein dem Wunsche nach regem Spielbetrieb oder organisatorischen Notwendigkeiten. Es spricht sich darin die Erkenntnis aus, daß eine zuverlässige Rangordnung nur aus dem Kampf aller mit allen gewonnen werden kann. Wenn z. B. zwei Mannschaften A und B sich in wiederholten Spielen gegeneinander gleich stark zeigen, so ist es dennoch möglich, daß eine Mannschaft C sich wohl A, aber nicht B überlegen erweist, ja von B klar übertroffen wird. Das braucht durchaus kein Zufallsergebnis sein, sondern kann der wirklichen Spielstärke völlig entsprechen. Die Spielstärke einer Fußballmannschaft — als eine von Zufälligkeiten gereinigte Größe betrachtet — ist nämlich auch aus vielen Faktoren zusammengesetzt, z. B. Spieltechnik des einzelnen Mannes, Ausdauer, Schnelligkeit, Kombinationsfähigkeit, Kampftaktik, Anpassung an die Kampfweise des Gegners, Kampfgeist, Spielstärke der Mannschaftsgruppen. Es ergibt sich nun im Spiel zweier Mannschaften ein jeweils ganz besonderes Gegeneinander der bei beiden individuell kombinierten Spielstärkefaktoren. Und wenn C in diesem Gegeneinanderspielen auf Grund einer speziellen Faktorenkombination A überlegen ist, so besteht doch keine Gewißheit, daß diese oder eine andere Überlegenheitskonstellation auch gegenüber B, deren Spielstärke ganz anders gefügt sein kann, auftritt. Ganz gleiche Verhältnisse sind jedem Schachspieler aus dem Turnierbetrieb geläufig. Man bestimmt nicht die Spielstärkenordnung nach den Erfolgen gegen einen ausgewählten Spieler von ganz individuell begründeter Spielstärke, sondern nach dem Erfolg in vielen Spielen mit allen in Betracht kommenden Gegnern.

Die auf Grund der vorstehenden Überlegungen gewonnene Rangordnung nach der Schulreife zeigt die Köche allen anderen Berufen des Nahrungsgewerbes überlegen, die Schlachter von allen andern übertroffen. Zwischen ihnen ordnen sich die übrigen 5 Berufe in ziemlich gleichen Abständen ein. Diese Differenzierung nach der Schulreife ist ohne wesentliche Beteiligung einer zentralen Stelle zur Lenkung des Arbeitseinsatzes erfolgt. Die allermeisten Schüler haben ihre Lehrstelle bis Ostern 1936 ohne Vermittlung des Arbeitsamtes gefunden. Es liegt also eine berufseigene Siebung vor. Sie erfolgt teils unter Einschaltung einer fast ausschließlich auf Feststellung des Schulerfolges gerichteten Prüfung. Die siebente Wirkung ist jedoch nicht bedeutend, da zur Prüfung immer nur solche Schüler zugelassen werden, die bereits eine Lehrstelle gefunden haben, und jeder Beruf erfahrungsgemäß ein bestimmtes Niveau bei der Auswahl seines Nachwuchses auch ohne besondere Siebungsveranstaltungen innehält. Die Köche z. B. haben auf eine solche Zulassungsprüfung bisher verzichtet, und ihre Lehrlinge sind trotzdem im Nahrungsgewerbe die Gruppe mit der besten Schulbildung. Hier sind also für die

Siebung der verschiedenen Berufsbewerber in die verschiedenen Berufe spezielle siebungsorganisatorische Maßnahmen nicht entscheidend. Siebend wirken in jedem Falle bestimmte Berufsanforderungen, ob mit oder ohne institutionelle Überwachung. Das Maß der Anforderung wird durch die Arbeitsleistung des einzelnen Berufes bestimmt und von den Berufsausübenden, die die nötige Leistung erfüllen, also die erforderliche Leistungsfähigkeit genau kennen, an den Nachwuchs angelegt. Andererseits findet ohne Zweifel auch von seiten der vor die Berufswahl gestellten Jugendlichen eine spontane Vorsiebung dadurch statt, daß auf Grund ungefähr zutreffender Vorstellungen von den Leistungsforderungen verschiedener Berufe meist nur solche Jugendliche sich ihnen zuwenden, die auch die erforderliche Eignung besitzen. Wer z. B. als Berufsbewerber mit sehr geringer Schulreife auftreten muß, meidet solche Berufe, von denen er annimmt, daß sie gute geistige Befähigung verlangen. Im großen und ganzen sucht jeder einen Arbeitsplatz, für den er geeignet ist, und so findet, von den Berufsausübenden und von den Berufsbewerbern zugleich betrieben, eine Anpassung statt, die normalerweise den Berufsbedürfnissen genügt.

Wir wenden uns jetzt Einzelergebnissen zu. Die Schlachter stehen in der Rangordnung an letzter Stelle. Das bedeutet also, daß sie hinsichtlich der allgemeinen geistigen Leistungsfähigkeit, die sich in der Schulreife ausspricht, innerhalb des Nahrungsgewerbes mit dem geringsten Maße auskommen. Dem Berufe müssen auch Menschen mit geringen intellektuellen Fähigkeiten genügen. Das trifft wohl eigentlich für den Schlachter im engeren Sinne, sicher weniger für den „Fleischer", den Verarbeiter und teils auch Verkäufer des Fleisches und seiner Produkte zu. Wahrscheinlich spielt auch der Umstand eine Rolle, daß eine ganz eigenartige Gemütsverfassung dazu gehört, sich aus Neigung für den „blutigen" Beruf des Schlachters zu entscheiden. Die meisten Menschen jedenfalls stehen einer solchen Tätigkeit gefühlsmäßig fern, und es könnte sehr wohl sein, daß zwischen der gefühlsmäßigen Hinwendung zu solcher Berufsarbeit und geringer entwickelter Intelligenz ein Zusammenhang bestünde.

In naher Nachbarschaft der Schlachter befinden sich die Bäcker. Auch hier sind die geistigen Berufsanforderungen relativ gering. Jedenfalls gilt das für die Masse der Berufsangehörigen. Interessant und aufschlußreich ist die deutliche Differenzierung der so nahe verwandten Bäcker und Konditoren: $Z = 0.38$. Die Arbeitsgebiete des Bäckers und Konditors greifen ineinander über, oft wird innerhalb eines Betriebes Bäckerei und Konditorei ausgeübt, zuweilen erlernt jemand wegen der engen Berufsverwandtschaft beide Berufe ordnungsgemäß, und doch ist der Berufsnachwuchs nach der Schulreife stark differenziert. Sicher ist die trotz der engen Verwandtschaft charakteristisch verschiedene Leistungsforderung die Ursache. Die Konditoren haben die Bäckerei ins Genießerische raffiniert und ins Künstlerische verfeinert. Für sie reicht die gröbere Technik des Bäckers nicht aus, und sie gebrauchen einen ästhetisch entwickelten Formen-, Farb- und Geschmacksinn. Diese Verfeinerung ins Kunsthandwerkerische, die unmittelbar den Intellekt nicht zu betreffen scheint, ist doch offensichtlich keine isolierte Fähigkeit, sondern tritt im Zusammenhang allgemein gesteigerter und differenzierter Fähigkeiten auf. Hinzu kommt, daß entsprechend den qualifizierten Leistungen ein tüchtiger

Konditor bedeutend bessere Verdienstmöglichkeiten hat als ein Bäcker. Auch darum geben befähigte Berufsbewerber der Konditorei den Vorzug. Das soziale Ansehen scheint dem zu entsprechen.

Für die beste Gruppe, die Köche, bestehen ähnliche Verhältnisse wie für die Konditoren. Die Anforderungen an einen großstädtischen Koch im Hotel oder Restaurant sind vielseitig und nicht bescheiden. Wenn auch der Beruf körperlich sehr anstrengend ist, so ist doch der Verdienst relativ gut, besonders wenn man die Aufstiegmöglichkeiten in der Küche oder in die Betriebsleitung berücksichtigt. Für Hamburg kommen außerdem die besonderen Möglichkeiten in Betracht, die die Seefahrt den Köchen — wie den Kellnern -- bietet.

Es wurde bereits hervorgehoben, daß die vorliegende Untersuchung den gesamten Nachwuchs des Nahrungsgewerbes, wie er 1936 in Hamburg vorhanden war, erfaßt. Für diesen Zeitpunkt und für dieses Gebiet ist also das Material vollständig, und die Ergebnisse sind daher völlig gesichert. Darf man sie aber als repräsentativ für den gesamten derzeitigen Nachwuchs dieser Berufe in Deutschland ansehen? Wohl spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die wesentlichen Ergebnisse allgemeine Gültigkeit haben. Sicherheit aber läßt sich nur aus Paralleluntersuchungen gewinnen. Darum ist es außerordentlich wertvoll, daß zufällig aus Berlin gleiches Material über die Ostern 1936 neu eingeschulten Lehrlinge zur Verfügung steht[1]).

Tab. 3. Verteilung der Ostern 1936 in Berlin neu eingetretenen Lehrlinge des Nahrungsgewerbes auf Berufe und Schulreifestufen

	Ab	MR	V 1	V 2—3	V 4	Hi	Summe
Bä		4	374	107	4	2	491
Kd		2	25	3			30
Kö		9	48	8	1		66
Schl		2	72	47		1	122
Ke		3	78	22			103
Br	1	6	36	1			44
Na	1	26	633	188	5	3	856

In diesem Material treten neu die Brauer als eine besondere Gruppe auf, die derzeit in Hamburg noch so wenig zahlreich waren, daß sie in den Kellnerklassen untergebracht wurden. Küfer und Verkäuferinnen sind nicht aufgeführt.

Die Berechnung des Zusammenhanges zwischen der Zugehörigkeit zu dem einen oder dem andern Beruf und der Schulreife und die Aufstellung einer Rangordnung führt zu folgendem Ergebnis:

Tab. 4. Rangordnung der Ostern 1936 in Berlin neu eingetretenen Berufszuwachsgruppen des Nahrungsgewerbes nach der Schulreife

	Br	Kö	Kd	Ke	Bä	Schl
Br		0,32	0,51	0,78	0,87	0,89
Kö		—	0,07	0,37	0,44	0,61
Kd			—	0,40	0,51	0,68
Ke				—	0,09	0,40
Bä					—	0,33
Schl						—

[1]) Das Material wurde dem Verfasser von Herrn Berufsschuldirektor K. Netzeband freundlich zur Verfügung gestellt. Vgl. dazu Deutsche Berufserziehung, Ausgabe A, H. 3/4 und 5/6 1936: „Kenntnisgrundlagen der Berufsschularbeit" von K. Netzeband.

Sieht man von den neu aufgetretenen Brauern ab, so zeigt die Tabelle genau die gleiche Rangordnung nach der Schulreife wie in den Hamburger Ergebnissen. Das ist eine sehr wichtige Bestätigung — wenn auch nur ein Lehrjahr erfaßt ist — und verstärkt den Eindruck, daß hier typische Verhältnisse vorliegen. Die Schlachter treten in vergrößertem Abstande von den Bäckern noch deutlicher als letzte Gruppe heraus, die Köche sind nach oben weniger stark herausgehoben und stehen etwa mit den Konditoren gleich, während die Kellner auch hier klar die Mittelgruppe bilden. Die hervorragende Stellung der Brauer ist vermutlich dadurch bedingt, daß bislang in Brauereien der größte Teil der Arbeiter nur angelernt ist und lediglich für die verantwortlicheren Posten eine reguläre Lehrzeit gefordert wird.

b) Siebung im Bekleidungsgewerbe

Es wird jetzt dieselbe Untersuchung für das Bekleidungsgewerbe durchgeführt. Erfaßt sind 1544 Lehrlinge (männliche und weibliche). Drei Schneiderinnen mit dem Abiturientenzeugnis mußten ausgeschieden werden, da sie nicht beabsichtigen, im Beruf zu bleiben, sondern Berufsschullehrerinnen werden wollen. Das Bekleidungsgewerbe wird in 12 Berufe gegliedert: Schneider (Sd), Schuhmacher (Schu), Kürschner (Kr), Herrenschneiderinnen (Sdr), Damenschneiderinnen (Sn), Putzmacherinnen (Pu), Wäschenäherinnen (Wä), Pelznäherinnen (Pz), Mützenmacherinnen (Mü), Strickerinnen (Str), Plätterinnen (Pl) und gemischte Berufe (Gem). Es folgt die Verteilung des Nachwuchses auf die Schulreifestufen.

Tab. 5. Verteilung des Nachwuchses im Hamburger Bekleidungsgewerbe auf Berufe und Schulreifestufen

	Ab	MR	V 1	V 2	V 3	V 4	Hi	Summe
Sd		3	83	13	3			102
Schu		2	41	12	8	1	1	65
Kr		1	20	4				25
Sdr		1	44	1				46
Sn	2	65	409	3				479
Pu		9	197	13				219
Wä			91	18	1		1	111
Pz			39	7	2	1		49
Mü			56	16	3			75
Str		1	20	6	1			28
Pl		1	147	82	21	1	5	257
Gem		1	68	16	3			88
Bekl	2	84	1215	191	42	3	7	1544

Der erste Überblick zeigt, daß die Schulreife eine größere Spannweite besitzt. Vom Abitur bis zur Hilfsschule sind alle Stufen vertreten. Die Berechnung der Zusammenhangszahlen und die Aufstellung einer Rangordnung nach der Schulreife führt zu folgendem Ergebnis. (Dabei scheiden die Gemischtklassen aus, weil sie keine beruflich einheitliche Schülergruppe enthalten.)

Wir finden ganz enorm hohe Zusammenhangszahlen, in 4 Fällen für das Schulreifeverhältnis der Schneiderinnen 0,97. Die Urteile für bessere Schulreife stehen also im Verhältnis 98,5 : 1,5, d. h. praktisch, fast in jedem Vergleichsfalle, der ein Urteil zuläßt, sind die Schneiderinnen besser als die 4 anderen Berufe. Zuunterst in der Reihe stehen die Plätterinnen. Die Ursache liegt sicher darin, daß die durchschnittlichen Anforderungen des Berufes an geistige Arbeit recht niedrig sind, die Arbeit aber körperlich sehr anstrengend ist und mäßig ent-

Tab. 6. Rangordnung nach der Schulreife im Nachwuchs des Hamburger Bekleidungsgewerbes

	Sn	Sdr	Pu	Sd	Kr	Wä	Pz	Str	Mü	Schu	Pl
Sn		0,73	0,64	0,80	0,75	0,97	0,97	0,82	0,97	0,87	0,97
Sdr			0,13	0,57	0,51	0,83	0,85	0,69	0,88	0,78	0,91
Pu				0,41	0,36	0,62	0,66	0,55	0,72	0,68	0,85
Sd					0,03	0,14	0,22	0,21	0,32	0,41	0,58
Kr						0,18	0,25	0,24	0,35	0,44	0,61
Wä							0,09	0,11	0,21	0,34	0,53
Pz								0,02	0,11	0,26	0,43
Str									0,07	0,23	0,39
Mü										0,18	0,33
Schu											0,11
Pl											

lohnt wird. Da auch besondere Anziehungspunkte anderer Art mangeln, muß sich der Beruf mit einem Nachwuchs von durchschnittlich recht bescheidener Schulreife begnügen.

Ganz ähnliche Verhältnisse gelten für die Schuhmacher. Eigentlich ist schon ihre Berufsbezeichnung irreführend. Die Schuhmacher unserer Eltern und Großeltern sind ja inzwischen durch die übermächtige Konkurrenz der Schuhfabriken größtenteils zu Schuhflickern hinabgedrückt worden. Die handwerksmäßige Neufertigung von Schuhzeug beschränkt sich heute auf einen kleinen Kreis besonders zahlungsfähiger und anspruchsvoller Auftraggeber und auf orthopädische Arbeiten für solche Kunden, deren Bedürfnisse infolge krankhaft veränderter Füße durch die industrielle Normalfabrikation nicht befriedigt werden können. Diese Strukturwandlung zunächst technischer und wirtschaftlicher Art kann auf die Qualität des Berufsnachwuchses nicht ohne Folgen sein. Da dem Schuhmacherhandwerk heute eine besondere Anziehungskraft für schulisch tüchtige Berufsbewerber mangelt, geht dem Rückgang der technischen Leistungsforderung und damit verbunden der wirtschaftlichen Möglichkeiten ein Rückgang der Leistungsfähigkeit des Nachwuchses parallel. Diese Deutung überschreitet allerdings den Befund eines gegenwärtigen Tiefstandes, aber sie liegt doch sehr nahe. Bezeichnend ist, daß die Schuhmacherlehrlinge auch durch eine schulmäßig gerichtete Eignungsprüfung besonders gesiebt werden. Ohne diese Maßnahme wäre also die Schulreife noch geringer. Es trauen sich immer wieder Jungen mit schlechten und sehr schlechten Schulerfolgen zu, Schuhmacher werden zu können, damit die Einschätzung einer anonymen Öffentlichkeit ausdrückend. Die Bestätigung liefert der Beruf selbst, indem er solche Lehrlinge aufnimmt und nach erfolgter Lehre als ordnungsgemäß ausgebildet zu Gesellen losspricht. Das geschieht nicht etwa unter dem Drucke eines allgemeinen Mangels an Lehrstellenbewerbern, sondern erfolgte auch in den Jahren eines Überangebotes an Berufsbewerbern.

Besondere Beachtung verdienen noch die Verhältnisse bei den Berufsgruppen des Schneiderhandwerks. Hier stehen die Herrenschneider in der Rangordnung an letzter Stelle und werden schon von ihren engsten Berufskameradinnen, den Herrenschneiderinnen[1]), eindrucksvoll übertroffen: Z = 0,57. Von 46 Herrenschneiderinnen kommt nur eine aus der 2. Klasse der Volksschule, wogegen sich unter reichlich doppelt so viel Schneidern (102) 16 ohne Volksschulreife befinden. Wir haben hier also ein Beispiel dafür, daß gleiche Anforderungen doch zwei stark unterschiedene Gruppen aussieben, die also einen verschie-

[1]) Kurzform für Mantel- und Kostümschneiderinnen.

denen Grad der Siebungsempfindlichkeit besitzen müssen. Das Ergebnis ist verständlich als spontane Vorsiebung und hat seine wesentliche Grundlage darin, daß die Schneiderei unter den weiblichen Handwerksberufen eine ganz andere Stellung einnimmt als unter den männlichen. Unter den weiblichen Handwerken ist die Schneiderei ein besonders qualifizierter Beruf, der demgemäß ganz vorwiegend eine qualifizierte Schicht derjenigen Mädchen an sich zieht, die sich überhaupt entschließen, ein Handwerk zu erlernen. Von der Schneiderei als männlichem Beruf kann nicht gerade behauptet werden, daß er die intelligentesten Jungen an sich ziehe. In einer Rangordnung von 9 männlichen Berufen des Nahrungs- und Bekleidungsgewerbes stehen die Schneider nach dem Hamburger Material hinsichtlich der Schulreife an 6. Stelle.

Was über die Schneiderei als weiblichen Handwerksberuf gesagt wurde, gilt insbesondere für die Damenschneiderinnen, die eigentlichen Schneiderinnen, denen gegenüber die Herrenschneiderinnen zahlenmäßig gar nicht ins Gewicht fallen (479 gegen 46). Sie sind ihren Berufskolleginnen nach der Schulreife noch stärker überlegen als diese den Schneidern: Z = 0,73. Das wird verständlich, wenn man bedenkt, wie einfach, anspruchslos und konservativ die Herrenkleidung sich ausnimmt gegenüber der vielfältigen, geschmacklich höchst raffinierten und immer wechselnden Damenmode. Hinzu kommt, daß die Erlernung der Schneiderei für die künftige Hausfrau von wesentlichem Nutzen ist und dadurch ein starker Zudrang von Lehrstellenbewerberinnen entsteht, infolgedessen die Möglichkeit strengerer Siebung. Die Anziehungskraft der Mäntel- und Kostümschneiderei dürfte geringer sein, und vermutlich hat der Umstand Bedeutung, daß die in diesem Zweige tätigen Schneiderinnen meist unter männlicher Leitung als Zuarbeiterinnen tätig bleiben.

Den Schneiderinnen beruflich nächstverwandt sind die Wäschenäherinnen. Mit den offensichtlich weit geringeren Berufsanforderungen stimmt es überein, daß sie in der Schulreifeordnung von den Schneiderinnen beider Sparten stark differenziert sind: Z = 0,97 und 0,83.

Die im Nachwuchs des Hamburger Bekleidungsgewerbes gewonnenen Siebungsergebnisse vergleichen wir ebenfalls mit dem Berliner Material. Es enthält keine Angaben über Herrenschneiderinnen, Strickerinnen, Kürschner und Schuhmacher. Neu treten die Stickerinnen auf.

Tab. 7. Verteilung der Ostern 1936 in Berlin neu eingetretenen weiblichen Lehrlinge des Bekleidungsgewerbes auf Berufe und Schulreifestufen

	MR	V 1	V 2/3	V 4	Summe
Sd		86	22		108
Sn	38	334	124	5	501
Wä		58	21		79
Pu		59	16		75
Pl		11	19	1	31
Sti	4	30	5	1	40
Pz, Mü		16	7		23
Bekl	42	594	214	7	857

Für die vergleichbaren Berufe ergibt sich bis auf eine unbedeutende Verschiebung zwischen Schneidern und Putzmacherinnen, die auch in Hamburg sehr schwach differenziert sind, dieselbe Reihenfolge. Auffällig ist, daß sich Schneider und Schneiderinnen nach der Schulreife kaum scheiden lassen. Doch läßt sich diese Erscheinung befriedigend aus einer unterschiedlichen

Tab. 8. Rangordnung der Ostern 1936 in Berlin neu eingetretenen weiblichen Lehrlinge des Bekleidungsgewerbes nach der Schulreife

	Sti	Sn	Sd	Pu	Wä	Pz, Mü	Pl
Sti	—	0,24	0,34	0,36	0,51	0,49	0,79
Sn		—	0,01	0,03	0,14	0,21	0,70
Sd			—	0,03	0,17	0,26	0,76
Pu				—	0,14	0,23	0,74
Wä					—	0,09	0,67
Pz, Mü						—	0,62
Pl							—

Lehrlingspolitik erklären. Die Hamburger Damenschneiderinnen-Innung betont und stützt das Leistungsniveau ihres Berufes durch den Grundsatz, nur solche Lehrlinge aufzunehmen, die mindestens die Volksschulreife besitzen. Die 3 Schülerinnen aus V 2 sind unter den 479 Lehrlingen die ganz verschwindenden Ausnahmen. In Berlin ist das ganz anders. Reichlich ein Viertel aller Lehrlinge kommen aus niederen Klassen der Volksschule bis zur vierten Klasse. Man scheint in Berlin eine mindere Schulreife für das Gelingen der Ausbildung weniger hinderlich zu halten und das Maß beruflichen Könnens mit mehr Nachsicht zu handhaben. Ob eine örtliche Strukturverschiedenheit des Berufes dabei mitspielt, kann nicht beurteilt werden.

Wie man sieht, ist es also sehr wohl möglich, das Schulreifeniveau eines Berufes durch entsprechende Siebungsforderungen bedeutend zu beeinflussen. Doch darf dies Beispiel nicht dazu verführen zu glauben, das sei überall in weitem Maße willkürlich möglich. Festsetzen läßt sich nur eine untere Grenze, die normalerweise nicht unterschritten werden soll. Damit wird nicht zugleich die obere Grenze hinausgeschoben oder eine Häufung des Nachwuchses an dieser Grenze erzwungen. Auch kann es sehr wohl geschehen, daß ein in den Berufszustrom eingeschaltetes Sieb nicht nur die Wirkung hat, den Strom zu reinigen, sondern ihn zu verstopfen. Es ist z. B. allen Umständen nach als ausgeschlossen zu betrachten, daß sich die Plätterinnen, die Bäcker oder die Schlachter und Schuhmacher einen Nachwuchs in dem bisher üblichen Umfange sichern könnten, wenn sie alle Bewerber ohne mindestens Volksschulreife abweisen wollten. Daß für den Beruf der Schneiderinnen eine solche Bedingung gestellt werden kann, ohne Nachwuchsmangel zur Folge zu haben, und daß die Schulreife eines nicht unbedeutenden Anteils eine Stufe über dem Mindestmaß liegt, dokumentiert eindrucksvoll die Anziehungskraft, die dieser Beruf ausübt.

c) Siebung im graphischen Gewerbe

Als graphisches Gewerbe werden zusammengefaßt: Setzer (S), Drucker (Dr), Chemigraphen (Cg), Steindrucker (St), Buchbinder (Bb), Photographen (P).

Tab. 9. Verteilung des Nachwuchses im graphischen Gewerbe zu Hamburg auf Berufe und Schulreifestufen

	Ab	MR	V 1	V 2	V 3	Summe
S	2	40	145			187
Dr		10	102		1	113
Cg		11	38			49
Bb		1	46	2		49
P	2	23	19	1		45
St		2	37	4	1	44
Gr	4	87	387	7	2	487

Tab. 10. Rangordnung im Hamburger graphischen Nachwuchs nach der Schulreife

	P	S	Cg	Dr	Bb	St
P	—	0,56	0,58	0,78	0,90	0,87
S		—	0,03	0,49	0,88	0.80
Cg			—	0,47	0,88	0,79
Dr				—	0,50	0,49
Bb					—	0,30
St						—

Es wird auch hier wieder deutlich, daß die Zusammenhangszahlen nach der Schulreife das Niveau der Berufsanforderungen offenbar charakteristisch kennzeichnen. Daß z. B. die Drucker von den Setzern stark übertroffen werden, leuchtet ein. Ebenso erscheint die gute Schulreife der Photographen und die relativ niedrige Einordnung der Buchbinder auch ohne genauere Kenntnis der Berufsverhältnisse verständlich.

Das Berliner Vergleichsmaterial liefert allerdings ein etwas anderes Bild. (Für Steindrucker fehlen Angaben.)

Tab. 11. Verteilung der Ostern 1936 in Berlin neu eingetretenen Lehrlinge des graphischen Gewerbes auf Berufe und Schulreifestufen

	Ab	MR	V 1	V 2/3	Summe
S		8	99	1	108
Dr		9	40	2	51
Cg		8	45	4	57
Bb		7	52	6	65
P		2	11	1	14
Gr		34	247	14	295

Tab. 12. Rangordnung im Ostern 1936 in Berlin eingetretenen graphischen Nachwuchs nach der Schulreife

	Dr	P	Cg	S	Bb
Dr	—	0,17	0,17	0,30	0,31
P		—	0,004	0,04	0,14
Cg			—	0,03	0,14
S				—	0,17
Bb					—

Es zeigt sich, daß die Differenzierung nach der Schulreife außerordentlich gering ist. Die höchste Zusammenhangszahl ergibt sich im Vergleich der Buchbinder mit den Druckern zu 0,31. Die Hamburger Buchbinder liefern als Vergleichsmaßstab Zusammenhangszahlen von 0,50—0,90. Photographen, Chemigraphen und Setzer ergeben im Vergleich miteinander so minimale Zusammenhangszahlen, daß eine Differenzierung praktisch unmöglich ist. Sie bilden die gleichartige Mittelgruppe, von der sich nach oben die Drucker und nach unten die Buchbinder etwa in gleicher Weise deutlich absetzen. Gegenüber den Hamburger Verhältnissen fällt ganz besonders die Umkehrung der so einleuchtend erschienenen Überlegenheit der Setzer über die Drucker auf. Die hervorragende Stellung der Photographen findet ebenfalls durchaus keine Entsprechung.

Die Ursachen für das abweichende Bild können verschiedener Art sein. Es ist möglich, daß die zufällige Besetzung dieses einen Jahrganges eine Rolle spielt. Es können sich aber auch andersartige Berufsverhältnisse an einem andern Ort auf diese Weise ausdrücken. Welcher Art sie sind, läßt sich aus

den Ergebnissen leider — aber natürlicherweise — nicht erkennen. Sie könnten nur durch besondere Nachforschung sichtbar werden. Jedenfalls werden wir gewarnt, erste Ergebnisse eilfertig für typisch zu halten.

d) Berufsgruppen als Siebungsgruppen

Bisher wurde untersucht, welche Beziehungen innerhalb der Gruppen des Nahrungs-, Bekleidungs- und graphischen Gewerbes zwischen der Zugehörigkeit zwischen einem oder dem andern Beruf und der Schulreife bestehen. Die Fragestellung wird jetzt dahin erweitert, ob entsprechende Beziehungen auch zwischen diesen Berufsgruppen bestehen. Wir stellen erst das Material zusammen. Dabei werden auch die Ungelernten, die bisher wegen des Fehlens beruflicher Differenzierung außer Betracht blieben, einbezogen. Wegen Schwierigkeiten der Erhebung sind nicht alle Ungelernten in Hamburg erfaßt, sondern es sind nur reichlich 300 herausgegriffen. Doch wurde dabei Vorsicht geübt, nicht eine einseitige Auswahl zu treffen, sondern dieser Gruppe wenigstens hinsichtlich der Schulreife repräsentativen Charakter zu sichern.

Tab. 13. Verteilung des Nachwuchses einiger Handwerkergruppen in Hamburg auf Schulreifestufen

	Ab	MR	V 1	V 2	V 3	V 4/Hi	Summe
Gr	4	87	387	7	2		487
Bekl	2	84	1215	191	42	10	1544
Na		36	905	143	15	3	1102
U		1	140	87	47	40	315

Ein Überblick über die absoluten Zahlen genügt, um zu erkennen, daß sich mindestens das graphische Gewerbe und die Ungelernten als äußerste Gruppen deutlich herausheben. Die Berechnung der Zusammenhangszahlen liefert die Bestätigung.

Tab. 14. Rangordnung des Nachwuchses einiger Handwerkergruppen in Hamburg nach der Schulreife

	Gr	Bekl	Na	U
Gr	—	0,67	0,78	0,96
Bekl		—	0,02	0,73
Na			—	0,76
U				—

Zwischen dem Nahrungs- und Bekleidungsgewerbe besteht nach der Schulreife praktisch kein Zusammenhang. Aber beide Gruppen sind durch sehr hohe Zusammenhangszahlen etwa gleich stark nach unten gegen die Ungelernten wie nach oben gegen das graphische Gewerbe abgesetzt. Zwischen dem graphischen Gewerbe und den Ungelernten ergibt sich die extrem hohe Zusammenhangszahl 0,96.

Wir ziehen zum Vergleich das Berliner Material heran.

Tab. 15. Schulreifeverteilung des Ostern 1936 in Berlin neu eingetretenen Nachwuchses einiger Handwerkergruppen

	Ab	MR	V 1	V 2/3	V 4	Hi	Summe
Gr		34	247	14			295
Na	1	26	633	188	5	3	856
Bekl		42	594	214	7		857
U		6	2383	1692	272		4353

Die Angaben für die Ungelernten sind leider unvollständig. Hilfsschüler sind bei ihnen gar nicht vertreten, nicht etwa, weil es keine gäbe, sondern weil sie so zahlreich sind, daß sie besondere Berufsschulen besuchen und durch diesen Umstand von der Erhebung bedauerlicherweise nicht erfaßt wurden. Das ist bei der Beurteilung der Zusammenhangszahlen, die die Ungelernten betreffen, zu beachten. Sie würden bei vollständigem Material wesentlich höher liegen, d. h. also, die Ungelernten sind in Wirklichkeit wesentlich stärker von den anderen Gruppen abgesetzt, als es die folgenden Zusammenhangszahlen angeben.

Tab. 16. Rangordnung des Ostern 1936 in Berlin neu eingetretenen Nachwuchses einiger Handwerkergruppen nach der Schulreife

	Gr	Na	Bekl	U
Gr	—	0,66	0,69	(0,90)
Na		—	0,05	(0,50)
Bekl			—	(0,44)
U				—

Nach dieser Berücksichtigung ergibt sich aus dem Berliner Material völlig das Bild der Verhältnisse in Hamburg. Für die vier Berufsgruppen ist es zweifellos typisch.

Die beleuchteten Siebungsverhältnisse innerhalb der Berufsgruppen und zwischen ihnen überblickend, läßt sich abschließend folgendes feststellen: Innerhalb der untersuchten Berufsgruppen bedeutet die Differenzierung in Einzelberufe weitgehend auch zugleich eine Differenzierung nach der Schulreife. Das entspricht durchaus der arbeitsteiligen Funktion. Gegenüber den verschiedenen Aufgaben, die eine Berufsgruppe zu bewältigen hat, bedeutet die Aufgliederung in Einzelberufe nicht einfach, daß beliebige Berufsangehörige bestimmten Aufgaben zugeordnet sind, sondern daß die jeweils Geeignetsten bestimmte Funktionen übernehmen. (Es wird nochmals darauf hingewiesen, daß immer von Gruppen, nie von Einzelfällen die Rede ist.) Ist für die Eignung zu speziellen Funktionen geistige Leistungsfähigkeit bedeutsam, so wird sich das im groben an den Schulerfolgen des Nachwuchses ablesen lassen, da die Erzielung geistiger Leistungsfähigkeit und geistiger Leistungen eine wesentliche Aufgabe der Schule ist. Die Schulzeugnisse haben demnach — gewiß mit allen gebotenen Einschränkungen — die Bedeutung von berufspraktisch wichtigen Bewährungsurteilen. Man wird allgemein sagen dürfen, daß der Grad der Anforderungsdifferenzierung in einer Berufsgruppe den Grad der berufswichtigen Eigenschaftsdifferenzierung bestimmt. Die Eigenschaftsdifferenzierung kann, den verschiedenen Anforderungen entsprechend, in viele Richtungen gehen. Eine Hauptrichtung ist hier verfolgt worden.

Bei der Gliederung des Gesamthandwerks in Berufsgruppen wiederholen sich die Verhältnisse. Auch hier bleibt besonders zu beachten, daß die Differenzierung in gesonderte Berufsgruppen mit speziellen technischen und wirtschaftlichen Aufgaben zwar stets eine Siebung der Berufstätigen nach spezieller Eignung bedeutet, nicht aber immer zugleich eine Siebung nach dem Grade der „allgemeinen Intelligenz". Innerhalb derselben „Intelligenzstufe" ist natürlich sehr leicht eine Differenzierung nach besonderen Begabungen

möglich, auch nach „intelligenzferneren", wie z. B. Geschicklichkeit zu besonderen Techniken[1]).

Die Siebung der Berufsgruppen wirkt sich, da es sich um Kollektivgegenstände handelt, nur in einer mehr oder weniger breiten Streuung aus. Darum ist es leicht möglich, daß die Gegenüberstellung zweier Einzelberufe aus Berufsgruppen, die nach der Schulreife einen bestimmt gerichteten hohen Zusammenhang zeigen, einen Zusammenhang im entgegengesetzten Sinne ergibt. Im Vergleich des graphischen Gewerbes mit dem Nahrungsgewerbe besteht z. B. ein starker positiver Zusammenhang zwischen Zugehörigkeit zum graphischen Gewerbe und höherer Schulreife: Z = 0,78. Vergleicht man aber die Steindrucker mit den Köchen, so ergibt sich ein Zusammenhang entgegengesetzten Sinnes: Z = 0,26. Das veranschaulicht die Begrenzung einer Gruppenaussage. Auf Untergruppen oder Einzelfälle nimmt sie keinen Bezug, hat also für sie auch keine Gültigkeit. Erfahrungsgemäß muß das zur Verhütung von Mißverständnissen immer wieder klargestellt werden.

II. Siebung nach der sozialen Herkunft

Bei dem Versuch, den Berufsnachwuchs nach seiner sozialen Herkunft zu gliedern, ergaben sich 5 Stufen. Die Aufstellung einer solchen Stufenfolge ist gewiß schwierig und bleibt immer mit Fragwürdigkeiten behaftet, aber die Tatsache der gemeinten Schichtung — die gegenüber sittlichen Maßstäben selbstverständlich indifferent ist — ist doch so offenkundig und biologisch so wichtig wie selbstverständlich, daß versucht werden muß, sie mit unseren Darstellungsmitteln zu erfassen. Es folgt die Verteilung der Väter auf die 5 Stufen. Die Aufstellung soll nicht erschöpfend sein, sondern lediglich durch Beispiele die Gruppen kennzeichnen.

I. Ungelernte und angelernte Arbeiter.
II. Gelernte Arbeiter, niedere Angestellte und Beamte, Inhaber kleiner Geschäfte.
III. Selbständige Handwerksmeister, Angestellte und Beamte in etwas gehobener Stellung (Bürovorsteher, Sekretär, Obersekretär, Oberwachtmeister. Hauptwachtmeister), Inhaber mäßig kleiner Geschäfte.
IV. Inhaber mittlerer Geschäfte oder Betriebe, Ingenieure, Lehrer, Inspektoren.
V. Akademiker, Kapitänleutnant, Generaldirektor.

1. Siebung in Berufszuwachsgruppe und Berufswunschgruppe

Die Jugendlichen, die sich Ostern 1935 mit und ohne Erfolg um eine Lehrstelle als Bäcker bewarben, verteilen sich nach der sozialen Herkunft folgenderweise:

Stufe	I	II	III	IV	Summe
Bä	14	58	15	3	90
Bj	8	20	4		32

(Von 2 Bäckern fehlt die Angabe)

[1]) Es ist gewiß mißlich, mit so unbestimmten und problematischen Begriffen wie „allgemeine geistige Leistungsfähigkeit" zu arbeiten. Für den Zweck dieser Untersuchung aber dürften sie als Bestimmungs- und Verständigungsmittel immerhin ausreichen.

Auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zur Bä- oder Bj-Gruppe und der sozialen Herkunft ergibt sich:

Bä sozial höher	Bj sozial höher
76 · 8 = 608	24 · 14 = 336
18 · 20 = 360	4 · 58 = 232
3 · 4 = 12	568
980	

Läßt man den Zusammenhang von Bä und sozial höherer Herkunft als gleichsinnig gelten, so ist

$$Z = \frac{980 - 568}{1548} = +0,27$$

1936 ergab sich die nachstehende Verteilung:

Stufe	I	II	III	IV
Bä	25	54	16	1
Bj	8	12	1	

(Von 3 Bäckern fehlt die Angabe)

Die Berechnung läßt abermals einen positiven Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zur Gruppe der Erfolgreichen (Bä) und sozial höherer Herkunft erkennen: $Z = +0,34$. Die Tatsache solcher Herkunftssiebung bedarf einer zureichenden Erklärung; sie wird weiter unten genauer untersucht. Bleibt man sich der Bedeutung bewußt, die der Anlagebeschaffenheit bei der Siebung der Lehrstellenbewerber in Erfolgreiche und Erfolglose zukommt, so erscheint es wohl möglich, eine vorläufige Deutung zu finden. Der deutliche positive Zusammenhang zwischen Bä und höherer sozialer Herkunft, Bj und niederer sozialer Herkunft hat vermutlich überwiegend darin seine Ursache, daß die soziale Gruppierung der Eltern eine Siebung nach der Anlagebeschaffenheit bedeutet und die Siebungsrichtung sich auf Grund der Erbähnlichkeit bei ihren Nachkommen wiederholt.

2. Berufsgruppen als Siebungsgruppen

Der Berufsnachwuchs der vier untersuchten Berufsgruppen in Hamburg verteilt sich nach der sozialen Herkunft wie folgt:

Tab. 17. Verteilung des Nachwuchses einiger Handwerkergruppen in Hamburg nach der sozialen Herkunft

	V	IV	III	II	I	Summe
Gr	8	24	95	301	56	484
Na	3	43	205	679	135	1065
Bekl	4	62	204	946	249	1465
U		3	20	202	79	304
Summe	15	132	524	2128	519	3318

Die gegenüber den Schulreifezahlen kleineren Summen ergeben sich aus dem Umstand, daß aus verschiedenen Gründen — z. B. Vater unbekannt oder früh verstorben — für manche Schüler die soziale Herkunft sich nicht ermitteln ließ.

Berechnet man wie bei der Schulreifeverteilung die Zusammenhangszahlen und ordnet danach die Berufsgruppen, so kommt man zu nachstehendem Ergebnis.

Tab. 18. Ordnung des Nachwuchses einiger Handwerkergruppen in Hamburg nach der sozialen Herkunft

	Gr	Na	Bekl	U
Gr	—	0,06	0,20	0,46
Na		—	0,14	0,46
Bekl			—	0,32
U				—

Innerhalb der drei „gelernten" Berufsgruppen ergibt sich kaum ein oder doch nur ein ziemlich schwacher Zusammenhang. Die Ungelernten dagegen sind von ihnen klar abgesetzt. Warum ist der Nachwuchs der „ungelernten Berufe" so deutlich sozial tiefer geschichtet als der Nachwuchs, der den „gelernten Berufen" zustrebt?

Da als selbstverständlich gelten kann, daß auch aus niederer sozialer Schichtung der Zugang zu den gelernten Berufen (nach unserer Ordnung im wesentlichen Stufe II und III) erstrebenswerter erscheint als zu den ungelernten (Stufe I), so muß niedere soziale Herkunft die soziale Höherschichtung erschweren. Diese Tatsache ist allgemein bekannt und anerkannt, allerdings meist nur in dem individualistischen und tendenziös belasteten Sinne, daß einem tüchtigen Menschen durch eine ungünstige soziale Herkunft der Aufstieg erschwert wird. Für unsere Untersuchung soll lediglich das Gruppenurteil festgehalten werden, daß zwischen der sozialen Schichtung der Eltern und dem sozialen Niveau der Berufe, in die ihre Kinder eintreten, ein positiver Zusammenhang besteht. Über die Ursachen dieses Zusammenhanges ist damit noch nichts ausgesagt. Sie können in zwei Richtungen gesucht werden. Entweder sind wirklich erschwerende äußere Umstände schuld — z. B. die Nötigung, bei eigenem geringen Einkommen die Kinder möglichst schnell in Verdienst zu bringen —, oder aber die soziale Herkunft hat einen Zusammenhang mit der zum Eintritt in eine bestimmte Schicht erforderlichen Eignung. Zweifellos wirken beide Ursachen zusammen. Über die erste läßt sich nach dem vorliegenden Material nichts ausmachen. Zur Beurteilung der zweiten aber gibt es einige Möglichkeiten. Aus den Siebungserscheinungen nach der Schulreife haben wir die Überzeugung gewonnen, daß die Einordnung der Werktätigen in verschiedene Berufe und Berufsgruppen im großen und ganzen nach Maßgabe der erforderlichen Eignung erfolgt. Dasselbe muß dann für die umfassendere Zugehörigkeit zu sozialen Schichten gelten, die ja nach Berufszugehörigkeit und Berufsstellung bestimmt wird. Das Leistungsniveau der verschiedenen sozialen Schichten müßte sich, soweit geistige Leistungsfähigkeit in Frage kommt, in der Schulreife der aus ihnen hervorgehenden Jugendlichen widerspiegeln.

III. Zusammenhänge zwischen der Siebung nach Schulreife und nach sozialer Herkunft

Zunächst wird die Verteilung des Berufsnachwuchses nach sozialer Herkunft und Schulreife gegeben. Wegen der geringen Zahl der Fälle ist Stufe V mit Stufe IV zusammengelegt.

Tab. 19. Verteilung des Nachwuchses einiger Berufsgruppen in Hamburg nach sozialer Herkunft und Schulreife

		Ab	MR	V 1	V 2	V 3	V 4	Hi	Summe
I	Na			112	21	2			135
	Bekl		1	178	58	8		4	249
	Gr	2	3	51					56
	U			33	28	13	3	2	79
Summe I		2	4	374	107	23	3	6	519
II	Na		7	569	92	8	3		679
	Bekl		27	788	104	24	1	2	946
	Gr		49	247	3	2			301
	U		1	90	50	29	5	27	202
Summe II			84	1694	249	63	9	29	2128
III	Na		18	162	19	6			205
	Bekl	1	19	160	18	5	1		204
	Gr	1	22	68	4				95
	U			11	4	3	1	1	20
Summe III		2	59	401	45	14	2	1	524
IV/V	Na		9	31	3				46
	Bekl	1	24	37					66
	Gr	1	10	13					32
	U			3					3
Summe IV/V		2	43	84	3				147

Die Zahlen dieser Aufstellung bedürfen vor ihrer Verrechnung einer kritischen Überprüfung und Korrektur. Wir überlegen zunächst, ob sie für die unterschiedenen Schichten als repräsentativ gelten können. Das ist sicher in sehr verschiedenem Grade der Fall. Man darf wohl annehmen, daß die Schulerfolge der Stufen I—III annähernd typisch auftreten, weil die aus diesen Schichten kommenden Jugendlichen sicher ganz überwiegend in Berufe derselben Schichten — wie sie U, Na, Bekl, Gr darstellen — hineingehen. Derselbe Umstand gilt nicht für die Gruppen IV und V, weil sie wohl als Herkunftsgruppen, aber nicht als Zugangsgruppen auftreten. Für diese beiden Herkunftsgruppen wird die Verteilung sicher untypisch und zu ungünstig sein, da sie relativ viele Vertreter umfaßt, die vermutlich sozial hinabsteigen.

Schwerwiegender ist gegenüber dem Material der Einwand, daß die ausgezählten Schulerfolge in den verschiedenen Herkunftsschichten die geistige Begabung in sehr verschiedenem Grade zum Ausdruck bringen, da der Schulerfolg immer auch von der Gunst oder Ungunst häuslicher Verhältnisse beeinflußt wird und diese besonders dann oft ausschlaggebend sind, wenn es sich um eine mit beträchtlichen Kosten verknüpfte Ausdehnung des Schulbesuches über die Volksschulpflicht hinaus handelt. Da die Umstände nun durchgehend mit höherer sozialer Schichtung günstiger werden, können schon deshalb die Schulerfolge für sie besser sein. Um nun den Einfluß des Milieus möglichst auszuschalten, stufen wir alle Schulerfolge, die die Volksschulreife überschreiten, auf diese zurück. Es wird also verfahren, als hätten alle Schüler gleicherweise nur die Volksschule besuchen können. Daß dann die Schüler mit dem Abitur und der Mittleren Reife auch die Volkschulreife erlangt hätten, begegnet wohl keinem Zweifel. Die so erhaltenen Schulreifestufen haben, soweit es die Klassendifferenzierung der Volksschule überhaupt möglich macht, weitgehend den Charakter von Begabungsstufen. Die oberste Stufe ist allerdings mit einem Differenzierungsmangel behaftet, da sie den über ihren Durchschnitt hinausgehenden Begabungen keinen Ausdruck mehr geben kann. Dieser Mangel wird die vom Abitur und der Mittleren Reife zurückgestuften Schüler mehr betreffen als den Durchschnitt aus V 1. Man kann aber wohl — ohne Erörterung weiterer Bedenken — nach dieser Zurückführung die Rechnung mit Aussicht auf annähernd typische, den wirklichen Zusammenhang noch abgeschwächt zeigende Ergebnisse durchführen.

Tab. 20. Verteilung des Berufsnachwuchses nach sozialer Herkunft und reduzierten Schulreifestufen

	V 1	V 2	V 3	V 4	Hi	Summe
I	380	107	23	3	6	519
II	1778	249	63	9	29	2128
III	462	45	14	2	1	524
IV/V	143	4				147

Über die daraus gewonnenen Zusammenhangszahlen gibt die nächste Tabelle Auskunft.

Tab. 21. Ordnung der sozialen Herkunftsstufen nach der reduzierten Schulreife

	IV/V	III	II	I
IV/V	—	0,66	0,75	0,86
III		—	0,19	0,44
II			—	0,28
I				—

Es zeigt sich in der Gegenüberstellung von je zwei Herkunftsstufen in jedem Falle ein deutlicher und teils sehr beträchtlicher Zusammenhang zwischen höherer Stufe und höherer Schulreife. Die Stufen I—III erweisen sich als enger benachbart gegenüber der stark abgehobenen Gruppe IV + V. Das dürfte die geistige Begabung dieser Gruppen gut kennzeichnen und entspricht auch dem relativ häufigen Übergang innerhalb der drei unteren Stufen.

Blicken wir jetzt noch einmal auf die Zusammenhänge der Berufsgruppen nach der sozialen Herkunft zurück (Tabelle 16 u. 17) und nehmen wir die Frage wieder auf, warum der Nachwuchs der „ungelernten Berufe“ so deutlich sozial tiefer geschichtet ist als der Nachwuchs, der den „gelernten Berufen“ zustrebt, so können wir jetzt antworten, daß darin ein Zusammenhang nach der geistigen Leistungsfähigkeit sichtbar wird.

Betrachten wir die Zusammenhänge der Berufszuwachsgruppen nach der sozialen Herkunft (Tabelle 17) neben den Zusammenhängen nach der Schulreife (Tabelle 13), so fällt im allgemeinen auf, daß die Zusammenhangszahlen nach der Schulreife viel höher sind, und insbesondere, daß sich das graphische Gewerbe von den beiden anderen „gelernten“ Berufsgruppen nicht durch die soziale Herkunft des Nachwuchses, wohl aber sehr deutlich durch seine Schulreife abhebt. Die Größe der Zusammenhangszahlen beiderlei Art ohne weiteres zu vergleichen, hat allerdings nur dann Sinn, wenn die verwendeten ganz verschiedenartigen Maßstäbe relativ etwa gleich genau messen. Das ist hier annähernd der Fall; denn der Herkunftsgliederung des Materials in 5 Stufen entspricht die Schulreifeverteilung auf im wesentlichen auch 5 Stufen (MR—V4; die wenigen Hilfsschüler können ohne merkliche Änderung der Resultate zu der letzten Gruppe gezählt werden). Man darf also wohl sagen, daß die untersuchten Berufszuwachsgruppen viel stärker nach der Schulreife als nach der sozialen Herkunft gesiebt sind. Die Angepaßtheit des Berufsnachwuchses ist eben viel stärker von dem Grade der Schulreife als von der Herkunft aus einer sozialen Schicht abhängig. Die Schulreife drückt besser, weil unmittelbarer, die Eignung aus als die Herkunft. Aus ihr spricht im allgemeinen weit deutlicher die Begabung des Betreffenden als aus dem von noch vielen anderen Faktoren außer der Begabung wesentlich abhängigen sozialen Lebenserfolg seines ihm nur erbähnlichen Vaters.

Das graphische Gewerbe vermag aus derselben sozialen Schichtung, die auch dem Nahrungs- und Bekleidungsgewerbe den Nachwuchs liefert, eine Nachwuchsgruppe an sich zu ziehen, die durch ihre Schulreife die beiden andern Gruppen weit übertrifft. Es liefert damit ein Beispiel für die starke Differenzierung nach geistiger Begabung, die innerhalb gleicher sozialer Höhenlage verschiedene Berufsanforderungen hervorbringen können.

IV. Zusammenhänge zwischen Berufswahl und väterlichem Beruf

Bei der Auszählung der Schüler nach ihrer sozialen Herkunft, die sich auf den väterlichen Beruf stützte, fiel wiederholt auf, daß in Berufszuwachsgruppen Väter desselben Berufes überdurchschnittlich häufig auftreten. Diesem Zusammenhang wird jetzt systematisch nachgegangen, allerdings nur für den männlichen Berufsnachwuchs. Zunächst wird untersucht, wie oft die vier bearbeiteten Berufsgruppen bei den Vätern auftreten und wie sich die gefundenen Zahlen auf den Nachwuchs derselben Gruppen verteilen. Das Ergebnis ist in folgender Tabelle dargestellt.

Tab. 22. Gleichberufliche Herkunft des Nachwuchses einiger Handwerkergruppen in Hamburg

		Söhne				
		Na 936	Bekl 190	Gr 468	U 304	Zusammen 1898 Schüler
Väter	Na	183 = 19,5 %	7 = 3,7 %	15 = 3,2 %	17 = 5,7 %	zus. 222 = 11,7 %
	Bekl	29 = 3,1 %	61 = 32,1 %	15 = 3,2 %	7 = 2,3 %	zus. 112 = 5,9 %
	Gr	7 = 0,8 %	2 = 1,0 %	62 = 13,3 %	4 = 1,3 %	zus. 75 = 4,0 %
	U	90 = 9,6 %	25 = 13,2 %	54 = 11,5 %	79 = 26,3 %	zus. 248 = 13,1 %
	Summe	309 = 33,0 %	95 = 50,0 %	146 = 31,2 %	107 = 35,6 %	zus. 657 = 34,7 %

(Die Prozentzahlen beziehen sich auf den gesamten männlichen Nachwuchs der zugehörigen Berufsgruppen.)

Die Aufstellung zeigt auf den ersten Blick, daß innerhalb des Untersuchungsbereiches zwischen der Berufszugehörigkeit der Väter und Söhne ein starker Zusammenhang besteht. Die Zusammenhangszahlen könnte man nach folgendem Beispiel berechnen:

		Väter Na	Väter nicht Na
Söhne	Na	183	753
	nicht Na	39	923

Für den positiven Zusammenhang zwischen dem Beruf der Söhne und Väter ergeben sich 183 . 923 = 168 909 Urteile, dagegen 39 . 753 = 29 367 Urteile: demnach Z = + 0,70.

Aufschlußreicher aber als solche nur für diese bestimmte Berufsgruppenzusammenstellung gültigen Zahlen ist die Bestimmung des relativen Anteils derjenigen Jugendlichen an dem Nachwuchs jeder Gruppe, deren Väter demselben Beruf angehören, also zu untersuchen, in welchem Grade eine jede Berufsgruppe selbst ihren Nachwuchs stellt, und zu vergleichen, wie groß der

Anteil anderer Berufsgruppen ist. Allgemein erkennt man, daß in jedem Falle die Berufsgruppe selbst das größte Kontingent des Nachwuchses stellt. Im einzelnen bestehen große Unterschiede. Im Bekleidungsgewerbe kommen 32,1% aller Lehrlinge aus demselben Beruf, im graphischen Gewerbe beträgt der Satz nur 13,3%. Die Berufsgruppen haben also sehr verschieden starken Generationszusammenhang. Das wird sicher von dem Grad der jeweils erreichten Anpassung und von der wirtschaftlichen Struktur wesentlich mitbestimmt. Einiges dazu wird sich noch bei der Betrachtung einzelner Berufe ergeben. Eindrucksvoll ist für jede Berufsnachwuchsgruppe der Beteiligungsunterschied zwischen den andersberuflichen väterlichen Gruppen. Das graphische Gewerbe z. B. stellt für das Nahrungsgewerbe nur 0,8% des Nachwuchses, die Ungelernten aber 12mal so viel. Fast dasselbe Verhältnis findet sich im Nachwuchs des Bekleidungsgewerbes. Auch für das graphische Gewerbe ist der Nachwuchs von Söhnen ungelernter Arbeiter bedeutsam. Es gibt demnach für jede Berufsgruppe nachwuchsnahe und nachwuchsferne Berufsgruppen nach deren Anteil an der Zusammensetzung des Nachwuchses. Die Verhältnisse sind nicht beiderseitig gleich. Beispielsweise sind die Söhne der Ungelernten für den Nachwuchs des graphischen Gewerbes wichtig, also nachwuchsnahe. Daraus folgt natürlich nicht, daß die Söhne der „Graphiker" in gleicher Weise für den Nachwuchs der Ungelernten Bedeutung haben. Das Gegenteil ist der Fall; für die Ungelernten ist das graphische Gewerbe nachwuchsfern. Wieweit die Ergebnisse typisch sind, läßt sich ohne Paralleluntersuchungen nicht sagen.

Es wird jetzt für einzelne Berufe der Anteil des berufseigenen Nachwuchses dargestellt.

Bäckerlehrlinge bekannter Herkunft		289	
Vater auch Bäcker	unselbständig	7	
	selbständig	23	30 = 10,4%

Konditorlehrlinge bekannter Herkunft		177	
Vater auch Konditor	unselbständig	2	
	selbständig	12	14 = 7,9%

Faßt man Bäcker und Konditoren als engst verwandte Berufe zusammen, so erhält man das folgende Ergebnis:

Bä- und Kd-Lehrlinge bekannter Herkunft		466	
Vater auch Bä oder Kd	unselbständig	14	
	selbständig	38	52 = 11,2%

Schlachterlehrlinge bekannter Herkunft		114	
Vater auch Schlachter	unselbständig	8	
	selbständig	20	28 = 24,6%

Kochlehrlinge bekannter Herkunft		114	
Vater auch Koch	unselbständig	3	
	selbständig	10	13 = 11,4%

Als „selbständige Köche" wurden auch die Hoteliers, Restaurateure und Gastwirte gezählt, da der Zugang in diese Berufe sowohl vom Koch wie vom Kellner aus erfolgte und teils noch erfolgt.

Kellnerlehrlinge bekannter Herkunft		182	
Vater auch Kellner	unselbständig	16	
	selbständig	16	32 = 17,6%

Kellner und Köche als Gastronomen vereinigt, ergeben diese Verteilung:

Lehrlinge des Gastgewerbes bekannter Herkunft . . .		296	
Vater im Gastgewerbe	unselbständig	26	
	selbständig	26	52 = 17,6%
Schuhmacherlehrlinge bekannter Herkunft		59	
Vater auch Schuhmacher	unselbständig	3	
	selbständig	11	14 = 23,7%
Schneiderlehrlinge bekannter Herkunft		98	
Vater auch Schneider	unselbständig	7	
	selbständig	19	26 = 26,5%
Kürschnerlehrlinge bekannter Herkunft		26	
Vater auch Kürschner	unselbständig	1	
	selbständig	8	9 = 34,6%

Im Überblick zeigt sich nach dem Berufsnachwuchs, den der Beruf selber stellt, eine Dreiteilung. Der Anteil liegt bei den Konditoren, Bäckern und Köchen um 10%, er steigt bei den Kellnern auf 17,6% und macht für die Schlachter, Schuhmacher und Schneider ungefähr 1/4 aller Lehrlinge aus, bei den Kürschnern sogar 1/3. Auch diese Zahlen aber verdienen vor der Auswertung eine kritische Überprüfung.

Sie sind alle in Beziehung zur augenblicklichen Lehrlingszahl gewonnen und geben bei verschiedener relativer Größe dieser Zahl ein ganz verschiedenes Bild. Ist sie überhöht, so ergeben sich zu kleine Werte, umgekehrt zu große. Ob z.B. für die Bäcker in Hamburg[1]) 30 aus dem eigenen Stande kommende Lehrlinge als Nachwuchs viel oder wenig sind, läßt sich einigermaßen zuverlässig nur beurteilen, wenn man die „normale" Nachwuchsstärke kennt, und die läßt sich nicht bestimmen ohne Kenntnis der Zahl der Arbeitsplätze, die in dem Wirtschaftsgebiet zur Verfügung stehen. Nun gibt es in Hamburg nicht ganz 300 selbständige Bäcker, bei denen etwa 930 Gesellen beschäftigt sind; dazu kommen an 500 Gesellen in Brotfabriken. Das ergibt also etwa 1800 Bäcker in Hamburg. Nimmt man eine durchschnittliche Arbeitsfähigkeit von 30 Jahren an, so sind jährlich 60 Bäcker zu ersetzen. Für 3 Ausbildungsjahrgänge würde die Lehrlingszahl also etwa 180—200 betragen, nicht 300, wie es der Fall ist. Von 200 Lehrlingen machen die Bäckersöhne aber nicht 10%, sondern 15% aus. Und daß ihre Zahl durch eine Beschränkung der Lehrlingshaltung kaum beeinflußt werden würde, ist sicher. Auch wenn die Lehrstellen knapp sind, erhalten Bäckersöhne relativ leicht und Meistersöhne wohl immer einen Platz. Für die Konditoren hat die Berücksichtigung der „normalen" Nachwuchsstärke erhöhte Bedeutung. Im April 1937 gab es in Hamburg (nach Mitteilung der DAF.) 412 selbständige Konditoren und 249 Gesellen, zusammen also 661. Setzt man die durchschnittliche Dauer der Arbeitsfähigkeit wie bei den Bäckern an, so ergibt sich ein jährlicher Nachwuchsbedarf von etwa 25 Lehrlingen, das sind 75 in 3 Lehrjahren, also 100 weniger als vorhanden. (Einflüsse von Wanderungsbewegungen können nicht in Rechnung gestellt werden, weil dem Verfasser deren Richtung und Grad unbekannt sind. Die Zahl der am Ort verfügbaren Arbeitsplätze für Konditoren — wie für Bäcker — dürfte einigermaßen konstant sein.) Die 14 Konditorsöhne machen von dem „normalisierten" Nachwuchs etwa 20% aus. Es ergibt sich so ein völlig verändertes Bild vom berufseigenen Nachwuchs.

[1]) Gemeint ist immer Hamburg vor dem 1. April 1937, also nicht Groß-Hamburg

Nach der Berichtung der Ergebnisse in zwei Fällen bleibt das Auftreten von Berufen mit besonders starker Nachwuchsbeteiligung aus eigenen Reihen auffällig. Auf die Ursache weist die Verteilung der Söhne von Berufsangehörigen nach Selbständigkeit und Unselbständigkeit hin. Die Söhne von Selbständigen des Handwerks sind mehrfach stärker vertreten als die Söhne Unselbständiger. Dieselbe Erscheinung finden wir auch bei Bäckern und Köchen. Allein die Kellner machen eine Ausnahme. Die Generationsfestigkeit in der Berufswahl kommt also ganz überwiegend dadurch zustande, daß die Söhne der Selbständigen eines Berufes wieder den Beruf ihrer Väter wählen, und beruht sehr viel weniger darauf, daß die Söhne unselbständiger Berufsangehöriger die Berufsentscheidung ihrer Väter wiederholen. Um diese Verhältnisse richtig würdigen zu können, müßte man die jeweils erhaltenen Zahlen mit den Gesamtzahlen der in dem Beruf tätigen Meister und Gesellen vergleichen. Für die Bäcker z. B. ist die Zahl der Gesellen etwa 5mal so groß wie die Zahl der Selbständigen. Verhält sich nun ohne Rücksicht darauf der von den Bäckergesellen gestellte Nachwuchs zu dem aus der Meisterschaft kommenden wie 1 : 3, so ergibt sich nach Berücksichtigung der Größenverschiedenheit beider Gruppen ein Beteiligungsverhältnis von 1 : 15. Entgegengesetzt würde die Berichtigung für die Konditoren auslaufen, weil hier die Zahl der Selbständigen größer ist als die der Gehilfen. Diese berichtigten Verhältnisse erst können die verschiedene Stärke der vom Beruf ausgehenden Anziehungskraft einigermaßen zutreffend ausdrücken. Auch ohne diese Korrektur überall durchzuführen, darf allgemein festgestellt werden, daß die Meistersöhne der untersuchten Berufe in viel stärkerem Maße in den väterlichen Beruf hineingehen als die Gehilfensöhne. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, wieviel stärker im allgemeinen für die ersteren die materielle und die seelische Bindung sein muß. Die Gehilfensöhne wachsen in viel größerer Ferne von ihres Vaters Beruf auf, und die Väter scheinen es wenig erstrebenswert zu halten, ihre Söhne in ihren eigenen Beruf hineinzubringen. Die Arbeits- und Erwerbsbedingungen bieten wahrscheinlich keinen Anreiz. Für die Handwerke, bei denen durch Übergang des Berufes von Selbständigen auf ihre Söhne eine beträchtliche generative Berufsbeständigkeit entsteht, muß angenommen werden, daß der Anteil Selbständiger an der Gesamtzahl der Berufstätigen besonders groß ist. Das trifft zu für die Schuhmacher, Schneider, Kürschner, Konditoren und Schlachter in Hamburg. (Es gab im April 1937 702 selbständige Schlachter und 1073 Gesellen am Orte; Angabe der DAF.) Kleingewerbliche Struktur eines Berufes ist wohl meist mit hoher Generationsbeständigkeit der Berufswahl verbunden. Steigende Betriebsgröße wird im allgemeinen lockernd wirken, doch spielen sicher im einzelnen so viele und verschiedenartige Faktoren der Berufsanziehung mit, daß es sich verbietet, über den vorliegenden Befund hinaus zu verallgemeinern.

V. Väterliche Berufsgruppen als Siebungsgruppen

Am Schlusse der Untersuchung von Siebungsverhältnissen soll versucht werden, väterliche Berufsgruppen als Siebungsgruppen zu kennzeichnen. Während also bisher unmittelbar nur über den derzeitigen Nachwuchs des Nahrungs-, Bekleidungs- und graphischen Gewerbes und der Ungelernten etwas ausgesagt

wurde, wird es nun unternommen, die „Stammannschaften" über die ihnen angehörigen Väter mehr direkt zu erfassen. Eigentlich wäre es für eine solche „direkte" Aussage nötig, eine „direkte", also von den bereits ausgebildeten Berufsangehörigen ausgehende Materialsammlung zu besitzen. Das ist wegen der primär anderen Fragestellung dieser Untersuchung und wegen der einem solchen Unternehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht der Fall. Es darf aber erwartet werden, daß sich trotzdem brauchbare Ergebnisse gewinnen lassen.

Wir benutzen zur Kennzeichnung der väterlichen Gruppen wieder die Schulreife, aber nicht die der Väter — weil die Angaben fehlen —, sondern diejenigen ihrer Kinder, indem wir uns auf die Erbähnlichkeit stützen und zugleich annehmen, daß die erfaßten Väter ihre Berufsgruppen einigermaßen repräsentieren.

Tab. 23. Schulreifeverteilung der als Berufsnachwuchs von Na, Bekl, Gr und U erfaßten Kinder derselben väterlichen Berufsgruppen

		MR	V 1	V 2	V 3	V 4	Hi	Summe
	Na	17	233	38	8	1	3	300
väterliche	Bekl	6	114	16	2		1	139
Gruppen	Gr	14	65	10	3		1	93
	U	4	372	107	23	3	6	515

Die Berechnung der Zusammenhangszahlen führt zu nachstehendem Resultat.

Tab. 24. Berufsgruppenordnung nach den Zusammenhangszahlen aus Tabelle 23

	Gr	Bekl	Na	U
Gr	—	0,19	0,21	0,47
Bekl		—	0,05	0,42
Na			—	0,37
U				—

Ein Vergleich mit den aus den Nachwuchsgruppen gewonnenen entsprechenden Tabellen (S. 13 und 14) zeigt eine verblüffende Übereinstimmung der Beziehungen. Nicht nur ist die Rangordnung dieselbe, sondern in beiden Fällen auch die Differenzierung zwischen Na und Bekl sehr gering, ihr gemeinsamer Abstand von Gr aber klar und von U beträchtlich. Es festigt sich die Gewißheit, daß für die untersuchten Gruppen typische Verhältnisse erkannt sind. Daß die Zusammenhangszahlen für die Zuwachsgruppen höher sind als für die Stammgruppen, bedeutet keinen Einwand, sondern eine Bestätigung. Wenn zwischen der Zugehörigkeit zu einem oder dem andern Beruf und der Schulreife infolge Siebung bestimmte Zusammenhänge bestehen, dann ist zu erwarten, daß zwischen den Kindern dieser Berufsgruppen der gleichsinnige Zusammenhang geringer ist, da sie ihren Vätern nicht erbgleich, sondern nur erbähnlich sind und den Siebungswirkungen des väterlichen Berufes noch nicht unterworfen.

Es wird davon abgesehen, die gleiche Rechnung auch für Einzelberufe innerhalb der vier großen Berufsgruppen durchzuführen, da die Fälle so wenig zahlreich sein würden, daß nach Lage der Dinge keine typischen Ergebnisse mehr erwartet werden können. Es sei nur daran erinnert, daß eine Schulreifebeurteilung väterlicher Gruppen, die ihr Material aus dem Nachwuchs des männ-

lichen Na und Bekl nimmt, Söhne von Selbständigen weit mehr erfaßt als von Unselbständigen und schon deshalb keine repräsentativen Ergebnisse für Einzelberufe liefern kann.

Für die Frage nach dem berufstypischen Wert der von Berufsnachwuchsgruppen aus gewonnenen Ergebnisse muß auch ein bisher noch nicht erwähnter Umstand beachtet werden. Was in den Beruf eintritt, braucht nicht darin bleiben. Es kann sich nachträglich herausstellen, daß die Eignung zur Behauptung nicht genügt, daß die Neigung verfliegt oder der Beruf Durchgang zu einer höheren Stufe wird. Die nachträglichen Veränderungen im Bestande eines Berufes sind sicher verschieden, in Einzelfällen aber bedeutsam und verlangen dann Berücksichtigung. Für die behandelten Berufsgruppen stehen darüber keine Angaben zur Verfügung.

Im ganzen darf wohl nach allen erwogenen Umständen angenommen werden, daß die bei den Berufsnachwuchsgruppen gefundenen — und hinsichtlich der Schulreifesiebung für die großen väterlichen Berufsgruppen bestätigten — Verhältnisse auch für die Stammgruppen weitgehend Geltung haben.

B. Ausleseerscheinungen im Handwerkernachwuchs

Auslese ist, wie eingangs definiert, unterschiedliche Vermehrung unterschiedlicher Erbträger. Wir wissen, was die bisherigen Ergebnisse dieser Untersuchung bestätigen, daß Menschen verschiedener Erbausstattung in einer Bevölkerung nicht zufällig verteilt sind, sondern nach Maßgabe ihrer Erbanlagen und bestimmter Lebensanforderungen in Siebungsgruppen mehr oder weniger gehäuft auftreten. Wenn Siebungsgruppen sich verschieden stark vermehren, werden sie also zu Auslesegruppen.

I. Überblick über die Vermehrungslage

Zum ersten Einblick in die überhaupt vorgefundene Vermehrungslage wird eine Gesamtübersicht nach Geschwisterzahlen gegeben. Unter Geschwistern werden lebende Kinder der leiblichen Mutter verstanden. Die Zahlen sind also keine Geburtenziffern und auch nicht Kinderzahlen je Familie völlig gleichzusetzen; die Zähleinheit ist die leibliche Mutter.

Geschwisterzahl	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
Fälle	811	1223	709	349	162	93	46	20	13	1	3	1	1

Die gefährliche Gesamtlage wird schon aus diesen rohen Zahlen deutlich. Darin treten 2 Kinder je Mutter weit am häufigsten auf, und dann folgen nicht etwa kinderreichere Familien[1]), sondern zuerst die Fälle mit nur einem Kinde. Die Drei-Kinder-Familien machen weniger als 60% der Zwei-Kinder-Familien aus. Vier Kinder treten kaum so häufig auf wie drei, und die hohen Kinderzahlen sind sehr selten. Die Berechnung der durchschnittlichen Kinderzahl ergibt 2,5 je Mutter.

Diese rohen Zahlen jedoch sind untauglich, die wahre Lage zu kennzeichnen: sie beschönigen die Wirklichkeit ungemein. Wenn man nämlich, wie es hier

[1]) Familie gilt in diesem Zusammenhang lediglich als Kurzform für: lebende Kinder einer Mutter.

geschehen ist, zur Ermittlung der Geschwisterzahlen nicht von den Familien ausgeht, sondern von den an irgendeiner Stelle außerhalb der Familien zählbar werdenden Geschwistern, so ist die erhaltene Verteilung auf Geschwistergrößenklassen ohne Korrektur irreführend. Für eine Familie besteht nämlich um so mehr Wahrscheinlichkeit, an der Zählstelle erfaßt zu werden, je größer sie ist. Sind in einer Familie z. B. 5 Kinder vorhanden, so ist für sie die Aussicht, die Zählstelle zu berühren und dort notiert zu werden, fünfmal so groß wie für eine Familie mit einem Kind. Will man Zahlen erhalten, die der Wirklichkeit — wahrscheinlch — entsprechen, so muß man daher die für jede Familiengröße gefundene Häufigkeitszahl durch die Größenzahl teilen[1]). Führt man diese Reduktion durch, so ergeben sich folgende Zahlen:

Reduzierte Geschwisterzahlen

Geschwisterzahl	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
Fälle	811	611,5	236,3	87,3	32,4	15,5	6,57	2,5	1,44	0,1	0,27	0,08	0,08

Nach dieser Berichtigung stellt sich heraus, daß die Ein-Kind-Familie weit häufiger ist als alle anderen.

Berechnet man nach den reduzierten Werten die durchschnittliche Geschwisterzahl, so kommt man auf 1,8 je Mutter. Auch diese Angabe aber ist noch nicht stichhaltig. Die Ursache ist wieder der Umstand, daß die Zählung nicht von den Familien, sondern von den Kindern ausging. Eine solche Zählung liefert nur Aussagen über fruchtbare Ehen; die kinderlosen kann sie überhaupt nicht fassen[2]). Sie müssen aber bei der Errechnung einer durchschnittlichen Kinderzahl je Ehe berücksichtigt werden. Nimmt man mit Lenz an, daß 15% aller Ehen unfruchtbar bleiben, dann schrumpft die Durchschnittszahl auf 1,8 . 0,85 = 1,53 zusammen. Bei der Beurteilung dieser Zahl ist zu berücksichtigen, daß die erfaßten Ehen, aus denen 14—18jährige und ältere Schüler entstammen, als abgeschlossen gelten müssen. Eine Erhöhung durch weitere Geburten ist also nicht zu erwarten. Daß diese Nachwuchsgröße zur reinen Bestanderhaltung längst nicht genügt, ist unbezweifelbar gewiß.

II. Berufsgruppen als Auslesegruppen

Durch Auslese wird das Gesamtbild vielfach differenziert. Einige charakteristische Züge lassen sich in bezug auf die im ersten Teil gekennzeichneten Siebungsgruppen zeigen. Wir haben Siebungsgruppen dreierlei Art unterschieden: Berufsgruppen, soziale Herkunftsgruppen und Schulreifegruppen und prüfen zunächst die Ausleseverhältnisse in den Berufsgruppen. Die Kennzeichnung der Vermehrungslage in den einzelnen Berufsgruppen kann nicht von den Zuwachsgruppen ausgehen, sondern muß auf die berufszugehörigen Väter und die Kinderzahlen ihrer Familien zurückgreifen. Infolgedessen hat das primär Berufszuwachsgruppen erfassende Material nur beschränkte Auswertungsmöglichkeit für die neue Fragestellung.

[1]) Methode nach Weinberg, angegeben in Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1925, Bd. 17, H. 4, „Ein Beitrag zur Fortpflanzung verschieden begabter Familien" von Fürst und Lenz.

[2]) Es wird hier die Tatsache vernachlässigt, daß das Material auch uneheliche Kinder enthält.

Für die vier väterlichen Berufsgruppen ergibt sich folgende Besetzung der Geschwistergrößenklassen:

Tab. 25. Verteilung väterlicher Berufsgruppen auf Familiengrößen

Geschwisterzahl	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	Fälle
Na	70	121	58	25	14	4	2	1			295
Bekl	31	46	29	13	12	4	3			1	139
Gr	21	40	11	8	2	8	1	1			92
U	90	161	117	76	35	18	7	7	3	1	515

Nach Durchführung der Reduktion ergeben sich die nachstehenden Durchschnittswerte:

Tab. 26. Reduzierte durchschnittliche Geschwisterzahlen

	Kinder	
	je fruchtbare Familie	je Familie
Na	1,9	1,61
Bekl	1,97	1,67
Gr	1,87	1,59
U	2,28	1,94

Die unter dem Erhaltungsminimum bleibenden reduzierten Zahlen übertreffen alle den Durchschnitt des nach der beruflichen Herkunft stark gemischten Gesamtnachwuchses der untersuchten Gruppen, allerdings bei den gelernten Berufen nur geringfügig. Die Ungelernten sind abermals deutlich abgesetzt. Obgleich ihre wirtschaftliche Lage sicher am wenigsten günstig ist. haben sie die meisten Kinder. Nach den Ergebnissen der Siebungsuntersuchung fällt diese Vermehrungsüberlegenheit mit einer Unterlegenheit der geistigen Begabung zusammen. Wir stehen vor der Tatsache einer Gegenauslese.

Über die Nachwuchsstärke in den Einzelberufen läßt sich wegen der kleinen Zahlen nichts Zuverlässiges ausmachen. (125 Kellnerfamilien kommen auf eine reduzierte Kinderzahl von 1,95, unter Berücksichtigung der kinderlosen Ehen also auf 1,66.)

III. Schulreifegruppen als Auslesegruppen

Wenn man die Geschwisterzahlen aller 3432 Schüler nach Schulreifegruppen sondert, ergibt sich, daß die Schulreifegruppen auch Auslesegruppen sind.

Tab. 27. Verteilung des gesamten Berufsnachwuchses nach Schulreifestufen und Geschwisterzahlen

Geschwisterzahlen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	Fälle
Ab	2	2	1	1										6
MR	56	85	30	18	8	5	3	1	1					207
V 1	647	976	544	249	117	59	32	11	7	1	3		1	2647
V 2	75	133	101	58	26	22	6	4	3					428
V 3	26	18	24	18	5	5	4	4	1			1		106
V 4	1	4	2	1	4									12
Hi	4	5	7	4	2	2	1		1					26

Aus der vorstehenden Verteilung ergeben sich die folgenden reduzierten Werte. (Die 6 Abiturienten bleiben unberücksichtigt. Von den Schulreifestufen unterhalb der Volksschulreife werden je zwei Stufen zusammengefaßt):

Tab. 28. Reduzierte durchschnittliche Geschwisterzahlen für Schulreifestufen

	Kinder je fruchtbare Familie	Kinder je Familie
MR	1,78	1,51
V 1	1,87	1,59
V 2/3	2,13	1,81
V 4/Hi	2,45	2,08

Das allgemeine Ergebnis ist also: Je geringer die Schulreife, desto höher die Geschwisterzahl. Da sich in der Schulreife entscheidend Erbqualitäten äußern, bedeutet ein solcher Zusammenhang abermals Gegenauslese, Vermehrungsüberlegenheit von Gruppen minderer Erbausstattung. Daß der absolute Unterschied nur gering ist, kann bei so kleinen Geschwisterzahlen nicht verwundern und darf über den Ernst der Lage nicht hinwegtäuschen. Im Leben eines Volkes genügen bereits geringe Fortpflanzungsdifferenzen zwischen Siebungsgruppen, um in wenigen Generationen ihr Stärkeverhältnis entscheidend zu ändern. Nach unserem Material besitzt die Gruppe V4/Hi etwa 2 Kinder je Familie, die Gruppe V1 etwa 1,5. Nimmt man an, daß eine Siebungsgruppe mit einer Erbausstattung, die nur für die Hilfsschule und die 4. Klasse der Volksschule ausreicht, in jeder Generation je Familie 2 Nachkommen zur Fortpflanzung bringt, eine gleich starke Siebungsgruppe mit einer V1 entsprechenden Erbausstattung aber nur 1,5, so ist das Zahlenverhältnis dieser Gruppen bereits in der 3. Generation 100 : 56: Die schlecht Begabten haben ihre Zahl behauptet, die besser Begabten sind fast auf die Hälfte zusammengeschrumpft. Ein solcher Vorgang müßte für unser Volk von katastrophalen Folgen sein. Es wäre unmöglich, daß der gegenwärtige Stand der Leistungsfähigkeit dabei aufrechterhalten bliebe, und es wäre infolgedessen unmöglich, den nationalen Existenzkampf erfolgreich zu bestehen. Bei den gegenwärtigen Anstrengungen um Geburtensteigerung ist es dringend nötig, sich solcher Umstände bewußt zu bleiben und sie praktisch immer zu berücksichtigen. Es besteht allzusehr die Gefahr, daß die quantitative Bewegung die Aufmerksamkeit übermächtig an sich zieht auf Kosten der mindestens gleich wichtigen qualitativen Vorgänge. Mit der Sterilisierung Erbkranker — im Sinne des Gesetzes —, die allein im öffentlichen Bewußtsein zu einem festen Bestand geworden ist, wird ja nur der unerwünschteste Nachwuchs eingedämmt, aber nicht der lebensnotwendige Verlauf qualitativer Vorgänge in dem breiten Spielraum des Nicht-Erbkranken, des „Normalen", gesichert.

IV. Soziale Herkunftsgruppen als Auslesegruppen

Untersucht man die sozialen Herkunftsgruppen auf Geschwisterzahlen, so kommt man zu ganz entsprechenden Ergebnissen.

Tab. 29. Verteilung des gesamten Berufsnachwuchses nach sozialer Herkunft und Geschwisterzahlen

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	Fälle
I	90	161	117	76	35	18	7	7	4	1			1	517
II	516	749	439	203	94	61	32	9	7		3	1		2114
III	112	207	117	50	22	8	5	2	1					524
IV/V	40	58	26	11	7	3	2		1					148

Tab. 30. Reduzierte durchschnittliche Geschwisterzahlen für soziale Herkunftsgruppen

	Kinder je fruchtbare Familie	Kinder je Familie
I	2,14	1,82
II	1,88	1,60
III	1,91	1,62
IV/V	1,78	1,51

In keiner sozialen Stufe genügt der Nachwuchs zur Bestanderhaltung. Die Fortpflanzungsunterschiede sind sehr gering. Sie geben aber der untersten Schicht einen Vorsprung gegenüber den drei anderen. (Stufe IV und V wurden wegen der geringen Zahl der Fälle in V zusammengelegt.) Die oberste Stufe hat den schwächsten Nachwuchs. Stufe II und III sind durch die Nachwuchsstärke nicht wohl unterscheidbar.

Ein Vergleich der Ausleseverhältnisse in den sozialen Herkunftsgruppen mit denen der Berufsgruppen und Schulreifegruppen zeigt, daß die Gegenauslese am schärfsten bei den Schulreifegruppen ansetzt. Da die Schulreife am schärfsten siebt, ist diese Tatsache besonders bedrohlich.

Im ganzen liefern die Vermehrungs- und Ausleseergebnisse des bearbeiteten Materials ein Bild, wie es sich im großen für das ganze deutsche Volk wesentlich im Verlaufe einer Generation herausgebildet hat. Der um die Jahrhundertwende einsetzende Geburtenrückgang hat einen Tiefstand erreicht, der die reine Bestanderhaltung auf die Dauer unmöglich macht. Die Geburtenbeschränkung, die in den obersten sozialen Schichten begann, hat längst alle Schichten ergriffen. Geblieben ist eine Fortpflanzungsdifferenzierung mit Gegenauslesewirkung. Die Wandlung seit 1934 ist zwar von grundlegender Bedeutung, weil durch sie die rückläufige Geburtenbewegung nicht nur aufgehalten, sondern umgekehrt wurde; aber die bisherigen Erfolge genügen noch nicht, um die schweren Gefahren zu bannen.

Zusammenfassung

Siebungserscheinungen.

In allen drei untersuchten Berufsgruppen sind die fast ausschließlich ohne bindende Mindestreifen zugänglichen Einzelberufe nach der Schulreife ihres Nachwuchses charakteristisch und teils sehr stark differenziert. Im Hamburger Nahrungsgewerbe ergibt sich, mit der besten Schulreife beginnend, folgende Ordnung des Nachwuchses: Köche, Konditoren, Küfer, Kellner, Verkäuferinnen, Bäcker, Schlachter. Die Reihe wird durch die Berliner Angaben bestätigt; sie kann im wesentlichen als typisch gelten.

Das Bekleidungsgewerbe weist mit großer Spannweite folgende Reihe auf: Damenschneiderinnen, Herrenschneiderinnen, Putzmacherinnen, Schneider, Kürschner, Wäschenäherinnen, Pelznäherinnen, Strickerinnen, Mützennäherinnen, Schuhmacher, Plätterinnen. Die Berliner Zahlen liefern im allgemeinen das gleiche Bild.

Rangordnung im graphischen Gewerbe: Photographen, Setzer, Chemigraphen, Drucker, Buchbinder, Steindrucker. Die Berliner Zugänge Ostern 1936 zeigen eine weit geringere Differenzierung und eine andere Ordnung. Über die

Ursachen läßt sich ohne genauere Untersuchung nichts Verläßliches ausmachen.

Auch die Berufsgruppen sind gesiebt. Der Nachwuchs des graphischen Gewerbes hat eine weit bessere Schulreife als der des Nahrungs- und Bekleidungsgewerbes. Diese beiden sind wieder sehr stark von den „Ungelernten" abgesetzt.

Nach der sozialen Herkunft des Nachwuchses zeigen die drei „gelernten" Berufsgruppen kaum eine Differenzierung; die „Ungelernten" dagegen sind klar abgehoben.

Eine kritische Auswertung des Materials, die den Schulreifestufen entscheidend den Charakter von Begabungsstufen verleiht, ergibt in jedem Falle einen deutlichen und teils sehr beträchtlichen Zusammenhang zwischen höherer Herkunft und höherer Schulreife. Die Berufsgruppen sind weit stärker nach der Schulreife als nach der sozialen Herkunft gesiebt.

Zwischen der Berufszugehörigkeit der Väter und Söhne besteht ein starker, aber nach dem Grade der jeweils erreichten Anpassung und nach der wirtschaftlichen Struktur verschiedener Zusammenhang. Es gibt für jeden Beruf nach dem Anteil an seinem Nachwuchs nachwuchsnahe und nachwuchsferne Berufe. Die Generationsfestigkeit in der Berufswahl kommt ganz überwiegend dadurch zustande, daß die Söhne der Selbständigen wieder den Beruf ihrer Väter wählen, und beruht sehr viel weniger darauf, daß die Söhne unselbständiger Berufsangehöriger die Berufsentscheidung ihrer Väter wiederholen.

Die Beurteilung der nach Berufsgruppen geschiedenen Väter auf Grund der Schulreife ihrer Kinder führt zu derselben Rangordnung, die sich für die Nachwuchsgruppen ergab. Es sind offenbar berufstypische Verhältnisse erkannt.

Ausleseerscheinungen.

Bei einer aus dem Gesamtmaterial errechneten durchschnittlichen Kinderzahl von 1,8 je fruchtbare Familie und 1,53 je Familie zeigen am stärksten die Schulreifegruppen, abgeschwächt aber auch die Berufsgruppen und sozialen Herkunftsgruppen Nachwuchsunterschiede im Sinne der Gegenauslese.



Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau
(Direktor: Prof. Dr. Freiherr v. Eickstedt)

Zur Anthropologie japanischer Wettkämpfer

Von

Werner Klenke, Breslau

Mit 40 Abbildungen und 21 Tabellen

Zweiter Teil

II.

Die rassische Zusammensetzung der Olympiakämpfer

1. Material und Methode

Von den 160 japanischen Olympiakämpfern wurden 50 untersucht. Dank dem Entgegenkommen der einzelnen Sportführer war es dabei möglich, ganze Mannschaften zu erfassen, so die Boxstaffel, die Turner und die Fußballmannschaft. Den zahlenmäßig größten Anteil stellen jedoch die Schwimmer und Wasserballspieler. Das durchschnittliche Alter beträgt 22,5 Jahre. Der Älteste, bezeichnenderweise ein Marathonläufer, war 31 Jahre, der einzige Siebzehnjährige ein Schwimmer. Der größte Teil der Sportler stammt aus dem mittleren Hondo, nur wenige haben ihre Eltern im Norden, einige auf Korea, auf Schikoko und Kiuschiu.

Neben der photographischen Aufnahme, die von jedem der 50 Sportler in den üblichen anthropologischen Normen hergestellt worden ist, wurden am Schluß der Untersuchung eines jeden Individuums die gewonnenen Maße und Beobachtungen zur Rassendiagnose zusammengefaßt. Diese Methode stellt eine grundlegend neue Arbeitsweise der Breslauer anthropologischen Schule dar und ist durch v. Eickstedt in der Zeitschrift für Rassenkunde[55]) entwickelt worden. Beim Stellen der Diagnose kam dem Verf. zustatten, daß es ihm möglich war, bereits im Rahmen der „Rassenuntersuchung Schlesien" über 4300 Diagnosen zu stellen. Mit der zugrundegelegten Typologie konnten so fast alle Individuen ihre rassische Bestimmung finden. Den Formeln selbst wurde die 6-Punkt-Wertung zugrunde gelegt, wobei folgende Abkürzungen für die einzuordnenden Rassen zur Anwendung kamen: si für sinid, pam für palämongolid, tun für tungid, ai für ainuid, pol für polynesid und jak für den Jakonintypus, von dem erst durch größere Untersuchungen zu sichern sein wird, ob es sich um einen Hormonaltypus oder eine Rassenmischung aus turaniden, dinariden und orientaliden Elementen handelt. Ergab sich, daß Merkmale nicht eindeutig

[55]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Anlage und Durchführung von rassenkundlichen Gauuntersuchungen. Z. f. Rassenk. II, 1—32, 1935.
Ders.: Quantitative Bevölkerungsanalyse vom rassischen Standpunkt. Ber. Int. Kongr. Bev. Wiss. (Berlin 1935), 495—506, München 1936.
Ders.: Neue Wege der Rassenforschung. Forsch. Fortschr. XII, 1—4. 1936.

einer bestimmten Rasse zugeordnet werden konnten, so wurden sie mit dem Hinweis auf den vermuteten Einschlag als x-Komponenten in die Formel eingefügt.

Als Merkmale der siniden Rasse wurden angesehen: schlanker Hochwuchs, langer Kopf, geneigte Stirn, langes ovales Gesicht, lange gerade Nase, wenig betonte Jochbögen, abgeschwächt mongolide Augenform, leicht fliehendes Kinn, straffes Haar.

Palämongolide Rasse: Untersetzter Kleinwuchs, mäßig kurzer Kopf mit gerader Stirn, niedriges eckiges Gesicht, mittellange Nase mit geradem niedrigen Rücken, gerundete und schwach betonte Wangenbeine, leicht fliehendes Kinn, schlichtes Haar, stark entwickelte Deckfalte des oberen Augenlides, schwach ausgebildete oder fehlende Plica marginalis.

Tungide Rasse: Grober Kleinwuchs, extreme Kurzköpfigkeit mit niedriger, sehr fliehender Stirn, breites, sehr flaches und mittelhohes Gesicht, mittellange Nase mit flacher, breiter Wurzel und gelegentlich konkavem Rücken, stark vorspringende Jochbögen, enges, geschlitztes Auge mit Plica marg., rundes, oft kräftig vorgeschobenes Kinn, straffes Haar.

Ainuide Rasse: Extremer Kleinwuchs, untersetzter Körperbau, langer Kopf, leicht geneigte Stirn, die durch kräftig entwickelten Torus supraorbitalis gekennzeichnet wird. Das Gesicht ist niedrig, eckig, die Nase mittellang mit geradem Rücken und scharf von der Stirn abgesetzter Wurzel. Als einzig sicheres mongolides Merkmal finden sich nach Montandon vorspringende Jochbögen. Die Augen sind eng, die Plica fand Koganei nur bei 12,8%, wohl Mischtypen. Nach Baelz weisen die Ainuiden ein kräftiges breites Kinn auf, das Haar ist schlicht.

Danach sind also eine relativ große Anzahl von Merkmalen zur Scheidung der Rassen herangezogen worden. Das erwies sich bei den Untersuchungen als durchaus notwendig. Denn einmal konnte sich die Rassendiagnose schon deshalb nicht auf nur wenige Merkmale, etwa die Indizes von Kopf, Gesicht und Nase und die Körperhöhe beschränken, weil durch diese die Palämongoliden von den Tungiden überhaupt nicht sicher zu trennen sind. Zum anderen können die Indizes in den meisten Fällen überhaupt erst durch die Berücksichtigung von Formmerkmalen ihre rassische Einordnung erfahren. So mußte außer dem Kopfindex zumindest noch die Stirnform zur Diagnose herangezogen werden, da die beiden Kurzkopfrassen, mit denen im vorliegenden Gebiet vor allem zu rechnen ist, die Palämongoliden und die Tungiden, gerade durch die Stirnform getrennt werden können. Auch bei dem Gesichtsindex ergab bei den sehr häufigen mittleren Höhen erst der Umriß, ob die Gesamtform noch in die Variationsbreite der siniden Rasse mit ihrem ovalen Gesichtsumriß oder einer der kurzgesichtigen Rassen fiel, deren meist eckige Gesichtsform dann wieder im Zusammenhang mit weiteren Merkmalen rassisch eingeordnet wurde. Ebenso wie bei der Gesichtsform stehen sich auch bei der Nasenform in Japan drei kurznasige und eine langnasige Rasse gegenüber. Um so notwendiger wird auch hier neben dem Index die Bestimmung der Form. Dabei ermöglichte im allgemeinen schon die Berücksichtigung des Nasenrückens die rassische Einordnung. Lediglich dann, wenn durch kennzeichnende Merkmale das Vorhandensein der palämongoliden und ainuiden Rasse in einem Erscheinungsbild festgestellt waren, mußte zur Einordnung der Nasenform, die ja bei beiden Rassen relativ kurz und gerade ist, noch die Form der Kuppe, der Flügel oder der Nasenwurzel beachtet werden. Diese Merkmale wurden nur zur Sicherung herangezogen, fanden aber keine Verwendung in der Punktwertung, da es einmal nicht möglich war, allzusehr in morphologische Einzelheiten zu gehen, die ja noch nicht bei allen asiatischen Rassen gleichmäßig gesichert sind, und es zum anderen auch nicht ratsam erschien, kleinste Eigentümlichkeiten zu berücksichtigen, wodurch die Gefahr wuchs, diese gegenüber den großen Proportionen überzubewerten. Das gleiche galt bei der Beobachtung der Körper-, Kinn-, Augen-, Jochbogen- und Haarform, die aber auch sämtlich in das Wertungssystem einbezogen werden mußten, da sie bei bestimmten Mischungen kennzeichnende Scheidungsmerkmale darstellen.

2. Metrische Ergebnisse und Beobachtungen:

Bei den 50 untersuchten Olympiakämpfern wurden folgende körperliche Rassenmerkmale festgestellt:

Absolute Kopflänge: Sie beträgt 187,8 mm im Durchschnitt und variiert zwischen 176 und 198 mm. Die Verteilung der einzelnen Werte auf die gebräuchlichen Häufigkeitsklassen zeigt die folgende Tabelle (in %).

Tab. 1. Kopflänge

Sehr kurz x—169	Kurz 170—177	Mittel 178—185	Lang 186—193	Sehr lang 194—x
—	4	22	64	10

Danach überwiegen eindeutig die Langköpfigen. Im Vergleich mit anderen Untersuchungen liegt der Mittelwert allerdings relativ niedrig. So fand Matsumura[56]) bei 6000 männlichen Japanern einen Durchschnitt von 188,33 mm. Lediglich die 53 von Baelz[57]) untersuchten Studenten liegen mit 186 mm noch unter dem Durchschnitt der Olympioniken, während die 21—25jährigen aus dem Material von Onishi[58]) mit 187,7 mm nahezu die gleiche mittlere Kopflänge wie unsere fast gleichaltrige Serie besitzen. Einen ersten geographischen Überblick ermöglichen die Karten Matsumuras. Darin fallen vor allem die gleichmäßig hohen Werte im Norden Japans auf, während die niedrigsten Kopflängen gerade in den Provinzen vorliegen, aus denen vornehmlich die Eltern unserer Gruppe stammen.

Kopfbreite: Sie beträgt im Mittel 155,2 mm und schwankt zwischen 141 und 166 mm. In der prozentualen Aufteilung der Werte ergeben sich folgende Häufungen:

Tab. 2. Kopfbreite

Sehr schmal x—139	Schmal 140—147	Mittel 148—155	Breit 156—163	Sehr breit, 164—x
—	6	38	54	2

Danach liegen die Durchschnittswerte an der Grenze zwischen „mittel" und „breit". Matsumura fand dagegen nur einen Mittelwert von 152,2 mm. Seine Untersuchten sind also sowohl lang- als auch schmalköpfiger. Wieder ergibt seine Häufigkeitskurve trotz des umfangreichen Materials eine deutliche Zweigipfligkeit. Geringere Werte geben Baelz[59]), Weisbach[60]), Roshdestwensky[61]), Bean[62]) und auch Onishi an. Die geographische Verbreitung

[56]) Matsumura, A.: On the Cephalic Index and Stature of the Japanese and their Local Differences. Jour. Fac. Science Imp. Univ. Tokyo. Sec. V, Vol. I, 1—312, 1925.

[57]) Baelz, E.: Die körperlichen Eigenschaften der Japaner, a. a. O. zit. III, S. 330, IV, 35.

[58]) Onishi, Y.: Head-measurements of the Japanese. Journ. Ophthalm. Soc. Japan. Fukuoka XXIII, 1919; XXIV, 1920; XXV, 1921. (Nach Matsumura, 306.)

[59]) Baelz, E.: a. a. O. zit. III, 330; IV, 35.

[60]) Weisbach, A.: Körpermessungen verschiedener Menschenrassen. 336 S., Berlin 1878. — Vgl. S. 95.

[61]) Roshdestwensky, A.: Zur Anthropologie der Japaner. J. Russ. d'Anthr. VIII. 43—54, 1912. (Russ.)

[62]) Bean, R. B.: Filipino Types. Philipp. J. Sci. A: General Science IV, 1909, S. 359 ff.

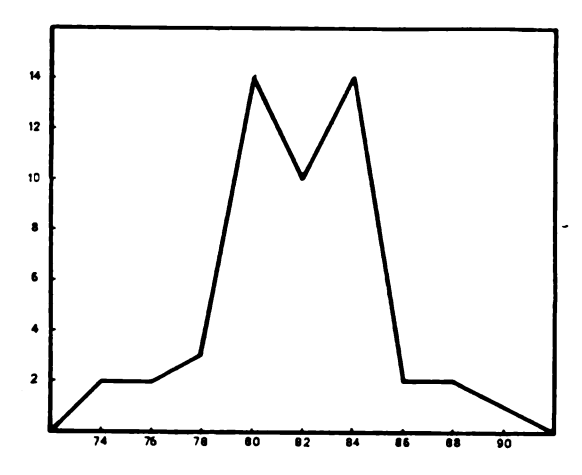


Abb. 1. Häufigkeitskurve des Kopfindex

des Merkmals verläuft bei Matsumura nicht überall gleichsinnig mit der Kopflänge. So nimmt im Norden wohl die Kopfbreite mit der Kopflänge zu. Dagegen weisen z. B. die Provinzen im Westen von Kiuschiu sowohl sehr lange als auch sehr schmale Köpfe auf.

Kopfindex: Er beträgt bei den 50 Wettkämpfern 82,8 im Mittel und zeigt eine Schwankungsbreite von 74—90.

Tab. 3. Kopfindex

Lang x—75,9	Mittellang 76—80,9	Kurz 81—85,9	Sehr kurz 86—90,9	Kugelförmig 91—x
4	22	64	10	—

Matsumura fand einen Index von 80,8, Iwata[63]) einen solchen von 81,9. Die Werte der übrigen Autoren bleiben darunter.

Zeigen schon die obigen prozentualen Einteilungen, daß sich unter dem Mittelwert sowohl Langköpfige als auch ausgesprochen Kurzköpfige befinden, so gibt die obenstehende Kurve die Häufung der Werte im einzelnen wieder (Abb. 1). Danach lassen sich zwei deutlich abgrenzbare Gruppen mit Gipfeln bei 80 und 84 erkennen. Daraus ergibt sich ein weiterer Hinweis auf verschiedenrassiges Material. Die Möglichkeit zur Erklärung unseres gegenüber den Ergebnissen von Matsumura abweichenden Mittelwertes gibt dessen Verbreitungskarte. Darin fallen die Gebiete, aus denen die Olympiakämpfer vornehmlich stammen, mit hohen Werten zwischen 81 und 83 heraus. Wie wenig allerdings die Verbreitung eines einzelnen Merkmals oder Merkmalskomplexes, wie ihn die Kopfform darstellt, geeignet ist, rassische Zusammenhänge zu erkennen, betont Matsumura selbst, wenn er am Schluß seiner umfangreichen Aufstellung von asiatischen Vergleichswerten schreibt, „it may be impossible to conclude, whether the mean values obtained from the Japanese particularly resemble those of any group mentioned above".

[63]) Iwata, H.: Anthropological Studies on the Auricle of the Japanese. Official Gazette, Tokyo 1913, Nr. 333. (Nach Matsumura.)

Morphologische Gesichtshöhe: Infolge der noch wenig einheitlichen Methode bei der Abnahme dieses und der folgenden Maße wird hier von einer vergleichenden Betrachtung abgesehen[64]). Die Maße zeigen bei einem Mittelwert von 125,6 und einer Schwankungsbreite von 108—138 folgende prozentuale Häufungen:

Tab. 4. Morphologische Ganzgesichtshöhe

Sehr niedrig x—111	Niedrig 112—117	Mittel 118—123	Hoch 124—129	Sehr hoch 130—x
2	4	34	36	24

Jochbogenbreite: Die Untersuchten haben im Durchschnitt mittelbreite Jochbögen (M = 142,2 mm). Innerhalb der festgestellten Schwankungsbreite von 125—150 mm ergeben sich folgende Häufungen:

Tab. 5. Jochbogenbreite

Sehr schmal x—127	Schmal 128—135	Mittel 136—143	Breit 144—151
2	4	54	40

Somit sind also die Gesichter im Durchschnitt nicht nur relativ hoch, sondern zugleich auch breit.

Morphologischer Gesichtsindex: Er ergibt einen Mittelwert von 88,2 und eine Schwankungsbreite von 79—102. Die einzelnen Werte verteilen sich wie folgt:

Tab. 6. Morphologischer Gesichtsindex

Sehr niedrig x—78,9	Niedrig 79—83,9	Mittel 84—87,9	Hoch 88—92,9	Sehr hoch 93—x
—	14	38	38	10

Es treten also sowohl Niedrig- als auch Hochgesichtige auf und weisen auf entsprechende Rassen. Auch aus der Kurve (Abb. 2) geht diese Gruppierung hervor, ein Gipfel bei 84 steht einer Häufung bei 90 gegenüber.

Nasenhöhe: Sie beträgt 54,5 mm im Durchschnitt. Darüber hinaus weist bereits die hohe Schwankungsbreite (V = 46—61) auf rassisch heterogenes Material hin. Das ergibt auch die prozentuale Einteilung nach Häufungsklassen:

Tab. 7. Nasenhöhe

Sehr niedrig x—49	Niedrig 50—52	Mittel 53—55	Hoch 56—58	Sehr hoch 59—x
6	22	32	32	8

Nasenbreite: Um ein Mittel von 37,1 häufen sich innerhalb einer Schwankungsbreite von 33—41 mm die einzelnen Werte in der folgenden Weise:

[64]) Wagenseil, F.: a. a. O. zit S. 161.

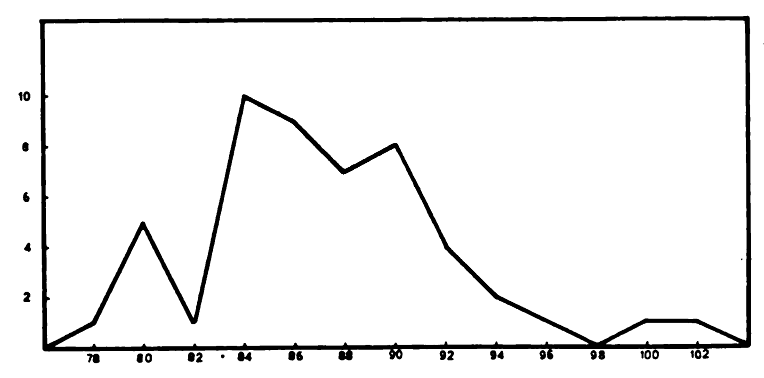


Abb. 2. Häufigkeitskurve des Gesichtsindex

Tab. 8. Nasenbreite

Schmal 31—33	Mittel 34—36	Breit 37—39	Sehr breit 40—x
8	34	46	12

Die Nasen sind demnach nicht nur relativ hoch, sondern auch sehr häufig breit.

Nasenindex: Er beträgt im Durchschnitt 68,7, womit die Untersuchten bei Zugrundelegung der Martinschen Einteilung an der Grenze zwischen Leptorrhinie und Mesorrhinie stehen. Sehr hoch ist die Schwankungsbreite von 50—85. Innerhalb derselben gruppieren sich:

Tab. 9. Nasenindex

Sehr schmal x—54,9	Schmal 55—69,9	Mittel 70—84,9	Breit 85—99,9
2	62	34	2

Nach dem vorliegenden Schema würden sich nur 2% breite Nasenformen finden. Wie die Beobachtung lehrte, lag deren Prozentsatz aber viel höher, so daß die obige Abgrenzung bei der Rassendiagnose nur mit großer Vorsicht berücksichtigt werden konnte, wobei die absoluten Maße und die Form des Nasenrückens jeweils einbezogen wurden. Auch die Kurve (Abb. 3) zeigt, daß die Häufungen des vorliegenden Rassenmerkmals wahrscheinlich näher beieinanderliegen, als es das Schema zuläßt. So findet sich die Häufung der ausgesprochen Langnasigen bei 65, eine zweite Konzentration aber bereits bei 69.

Körperhöhe: Sie beträgt im Mittel 166,6 cm. Damit stehen die Olympiakämpfer weit über dem Durchschnitt des Volkes. Denn Körpermessungen an 20 000 versicherten Männern der Meiji-Lebensversicherungsgesellschaft ergaben eine größte mittlere Körperhöhe von 160,9 cm[65]). Diese wurde im 29. Lebens-

[65]) Indo: Tabelle der Körpermessungen an Versicherten der Meiji-Lebensversicherungsgesellschaft. 1894.
Vgl. a. Miwa, Tokkan: Altersbestimmung durch Körperlänge und Kopfumfang. Mitt. staatsmed. Ges. Tokyo Nr. 172, 1901. (Nach Koganei, Y.: Messungen an chinesischen Soldaten. Mitt. Med. Fak. Kais.-Jap. Univ. Tokio VI. Nr. 1, 123—145, 1903.)

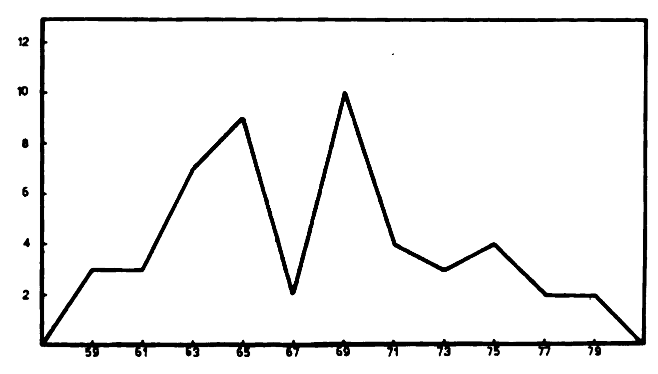


Abb. 3. Häufigkeitskurve des Nasenindex

jahr erreicht. Die mit den Olympiakämpfern Gleichaltrigen waren 158,6 cm groß. Selbst Soldatenuntersuchungen in den Jahren 1900 und 1901 ergaben bei den 23jährigen nur eine mittlere Körperhöhe von 162,7 bzw. 164,5 cm[66]). Baelz fand sogar nur eine durchschnittliche Höhe von 158—159 cm, wobei Studenten und Gelehrte über dem Durchschnitt standen. Neuere Messungsresultate zeigen im allgemeinen etwas größere Werte, möglicherweise infolge der allgemeinen Zunahme der Körperhöhe, wie sie auch sonst bei Kulturvölkern zu beobachten ist[67]). Nagai nimmt 160 cm als den heutigen Normalwert an[68]). Dabei folgte er Joshida[69]), der 6662 Dienstpflichtige aus Tokyo und Umgebung untersuchte. Dessen Häufigkeitskurve ergibt eine fast symmetrische Zweigipfligkeit mit je einer Konzentration bei 158 und 162 cm. Auch bei den Untersuchungen Matsumuras an japanischen Erwachsenen ergaben sich bei einem Mittelwert von 162 cm zwei deutlich unterscheidbare Körperhöhengruppen, so daß sich damit auch bei der Körperhöhe Kriterien für verschiedenrassige Zusammensetzung des japanischen Volkes ergeben. Auch geographische Unterschiede in der Körperhöhe sind gefunden worden. So weisen nach Hasebe[70]) die Soldaten der Provinzen Iwate, Kyoto, Osaka, Saga höheren Wuchs als die aus Tochigi, Gumma, Saitama und Kagawa auf..

Im vorliegenden Material finden sich Körperhöhen von 148—178 cm. Im einzelnen gruppieren sich die Werte wie folgt:

Tab. 10. Körperhöhe

Sehr klein 130—149,9	Klein 150—159,9	Untermittelgroß 160—163,9	Mittelgroß 164—166,9	Übermittelgroß 167—169,9	Groß 170—179,9
2	8	20	22	16	32

[66]) Statistischer Jahresber. d. Kriegsministeriums. XIV, 286; XV, 206. (Nach Koganei, Y.: Messungen an chinesischen Soldaten. Mitt. Med. Fak. Kais.-Jap. Univ. Tokio VI, Nr. 1, 123—145, 1903.)

[67]) Koch, J. W.: Über die Veränderung menschlichen Wachstums im 1. Drittel des 20. Jahrhunderts. 56 S., Leipzig 1935.

[68]) Nagai, S.: Die Körperkonstitution des Japaners. In: Brugsch-Lewy: Die Biologie der Person II. 425—509, 1931.

[69]) Joshida, A.: Shakai Igaku Zasshi. Z. f. Sozialmed. Nr. 478, 1926.

[70]) Hasebe, K.: Geographical distribution of Stature of the Japanese. Tohoku Jour. Med. II, 132, 1917. (Nach Matsumura.)

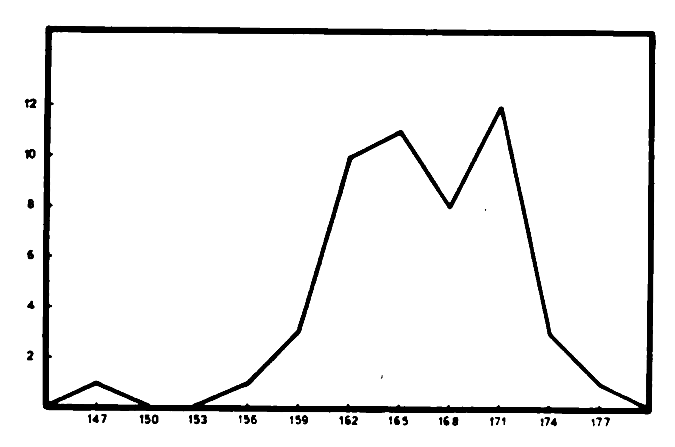


Abb. 4. Häufigkeitskurve der Körperhöhe

Entsprechend dem hohen Mittelwert finden sich somit auch absolut Großwüchsige in sehr hohem Prozentsatz, die nach Aussage der Kurve (Abb. 4) sich um 171 cm konzentrieren, während eine größere Gruppe Mittelhochwüchsiger mit Werten um 165 auftritt.

Bei einem Überblick über sämtliche metrischen Ergebnisse zeigt sich, daß sowohl die sehr unterschiedlichen Körperhöhen als auch die sehr große Schwankungsbreite von Kopf-, Gesichts- und Nasenindex verschiedene Rassen unter den Olympiakämpfern erwarten lassen.

Tab. 11. Mittelwerte

	Kopf-länge	Kopf-breite	Kopf-index	Joch-bogen-breite	Morph. Ganzge-sichts-höhe	Ge-sichts-index	Nasen-höhe	Nasen-breite	Nasen-index	Körper-höhe
50 Japaner	187,8	155,2	82,8	142,2	125,6	88,2	54,5	37,1	68,7	166,6
7 Boxer und 1 Ringer	186,1	155,5	83,6	141,8	126,2	89,3	54,5	37,4	69,5	167,9
13 Fußballer	187,9	157,2	83,9	142,3	123,2	86,7	53,5	36,9	69,3	168,0
3 Marathonläufer und 1 Geher	187,5	153,0	81,8	145,0	128,3	88,8	56,0	37,3	66,0	167,5
8 Turner	187,8	151,2	80,8	136,6	121,6	90,5	54,0	37,0	69,0	161,3
12 Schwimmer und 5 Wasserballspieler	188,5	155,9	82,9	144,2	128,2	89,0	54,8	37,1	68,2	167,2

Beobachtungen: Um die rassische Einordnung der auf der metrischen Grundlage gewonnenen Ergebnisse zu erleichtern oder zu ermöglichen, wurden folgende Merkmale, die metrisch nicht oder nur schwer faßbar sind, rein beobachtungsmäßig festgestellt und in die Diagnose eingeordnet.

Höhe des Gesichts: Da bei der Rassendiagnose, die unmittelbar nach Abnahme der Maße gestellt wurde, der morphologische Gesichtsindex noch nicht bekannt war, wurde die Höhe des Gesichts zunächst auch beobachtungsmäßig festgestellt und diagnostisch verwertet.

Gesichtsumriß: Wie an anderer Stelle ausgeführt wurde, ermöglichte in vielen Fällen nur der Gesichtsumriß die rassische Zuordnung der Gesamtform. Es wurden festgestellt:

Tab. 12. Gesichtsumriß

e	e—r	e—o	e—sp	r	r—o	o	o—sp	sp
14	6	20	6	4	10	36	4	—

e = eckig, r = rund, o = oval, sp = spitz

Danach finden sich also vorwiegend ovale Gesichtsformen, die auf einen relativ hohen siniden Einschlag hinweisen.

Stirnform: Diese Beobachtung, welche die Möglichkeit schuf, die tungiden Kurzköpfe mit ihrer stark fliehenden Stirn von den Palämongoliden mit gerader Stirn zu trennen, ergab folgende Häufungen:

Tab. 13. Stirnform

g	g—m	m	m—f	f	f
28	8	36	2	24	2

g = gerade, m = mittel, f = fliehend

Da auch die siniden Langköpfe geneigte Stirnformen aufweisen, dürfte deren Schwankungsbreite noch bis in die fliehenden Stirnformen hineinreichen, so daß also auch hier erst die Kombination mit dem Kopfindex eine rassische Zuordnung ermöglicht.

Jochbogenform: Neben der metrischen Feststellung der Jochbogenbreite mußte beobachtungsmäßig auch der Grad des Hervorspringens der Jochbogen bestimmt werden, da dieser einen wichtigen Anhaltspunkt zur Scheidung von tun und ai auf der einen und pam auf der anderen Seite bildete.

Tab. 14. Jochbogenform

a	a—m	m	m—v	v	v
4	2	20	14	40	20

a = anliegend, m = mittel, v = vorspringend

Der hohe Prozentsatz betonter Jochbögen weist darauf hin, daß hier möglicherweise dominante Vererbung vorliegt, da die im Zusammenhang mit weiteren Merkmalen festgestellten typisch mongoliden Rassen in geringerer Häufung auftreten.

Nasenrücken: Die vielfältigen Formen desselben machten die gesonderte Bezeichnung einer Reihe von Übergängen notwendig.

Tab. 15. Nasenrücken

ka	ka—g	g	g—w	g—ke	w	ke—w	ke	ke
8	16	44	12	2	10	2	4	2

ka = konkav, g = gerade, ke = konvex, w = wellig

Auffällig und mit keiner der in Japan angenommenen Rassen in Verbindung zu setzen waren die konvexförmigen Nasen, die sich auch noch bei einem Teil der welligen Nasenformen angedeutet fanden.

K i n n f o r m : Von fliehend über mittel zu vorspringend wurden festgestellt:

Tab. 16. Kinnformen

f̲	f	f—m	m	m—v	v	v̲
18	28	8	28	10	6	2

f = fliehend, m = mittel, v = vorspringend

Dieses prozentuale Verhältnis deutet an, daß die Rassen mit unbetonten und fliehenden Kinnformen, also si und pam, häufiger zu erwarten sein werden als ai und tun mit ihrem prominenten, zumindest aber nicht fliehenden Kinn.

A u g e n ö f f n u n g : Die Übergangsreihe von extrem engen Schlitzaugen bis zu mittelweiten Augenspalten läßt auch dieses Merkmal bei Scheidung der Rassen, vor allem bei den sich abschwächenden Mongolismen von tun über si zu pam als brauchbares Kriterium erscheinen.

Tab. 17. Augenöffnung

e̲	e	m	m—w
12	50	36	2

e = eng, m = mittel, w = weit

P l i c a s e m i l u n a r i s : Diese über die Caruncula lacrimalis ziehende obere Deckfalte ist nur vereinzelt voll ausgebildet, oft fehlt sie ganz.

Tab. 18. Plica marginalis

P	(P)	fehlend
26	26	48

H a a r f o r m : Von straff bis schlicht finden sich:

Tab. 19. Haarform

str	str—m	m	m—schl	schl
68	8	4	4	16

str = straff, m = mittel, schl = schlicht

Außerdem wurden Haar- und Augenfarben festgestellt, denen aber bei den vorliegenden Dunkelrassen kein diagnostischer Wert zukommt. Der Farbton der Haare war nach der F i s c h e r - S a l l e r schen Tafel fast durchweg Y und dunkler. In der Farbe der Augen konnte bei drei Sportlern deutliche Mischfarbigkeit festgestellt werden (Nr. 10 der Tafel von M a r t i n - S c h u l t z). Der hellbraune Ton der Nr. 11 fand sich in zwei Fällen.

W u c h s f o r m : Von schlank bis untersetzt wurden beobachtet:

Tab. 20. Wuchsform

schl	schl—m	m	m—u	u
26	2	40	8	24

schl = schlank, m = mittel, u = untersetzt

Sehr hoch ist der Prozentsatz der „mittleren" Wuchsform. Darunter sind nicht nur die Muskulären, sondern auch die zahlreichen Mischformen zwischen den Leptosomen und Pyknikern zusammengefaßt.

Schließlich wurden auch Kopfhöhe, Hinterhauptsform, Augenlage und Form der Nasenkuppe beobachtet. Diese Merkmale konnten jedoch nicht in die Punktwertung einbezogen werden, da sie entweder noch nicht von allen fraglichen Rassen gleichmäßig bekannt sind oder nur als geringfügige Anhaltspunkte gelten konnten. Auffällig war bei einigen Individuen der hohe Kopf mit dem steilen Hinterhaupt. Die Augenspalten waren fast durchweg schräg, die Nasenkuppen sehr häufig stumpf.

Zusammenfassend ergibt sich, daß unter den Olympiakämpfern sowohl Langköpfige als auch Kurzköpfige, Niedrig- und Hochgesichtige, Kurz- und Langnasige, Hoch- und Niedrigwüchsige auftreten. Alle diese Merkmale weisen auf verschiedenrassige Zusammensetzung hin. Ihre Zuordnung erfuhren sie im Zusammenhang mit den Beobachtungen. Im folgenden sollen die hiermit gewonnenen Ergebnisse vorweggenommen werden. Die Kontrollmethoden werden in einem besonderen Kapitel entwickelt.

3. Die Verteilung der Rassen

Im körperlichen Erscheinungsbild der Untersuchten wurden folgende Rassen festgestellt: die sinide, palämongolide, tungide, ainuide und polyneside. Außerdem fand sich der Jakonintypus. Insgesamt verteilen sich die 300 Einzelpunkte auf die einzelnen Rassen in der folgenden Weise:

pam	si	tun	ai	Jak	pol	x	x^{mong}	x^{Jak}	x^{pam}	x^{si}	x^{ai}	x^{tun}
82	128	40	14	16	3	6	2	4	1	2	1	1

Daraus ergibt sich nach Einordnung der x-Komponenten, die 3.7% der aufgelösten Rassenformeln betragen, folgendes prozentuales Verhältnis der Rassen:

44% sinid	6% jakonid
29% palämongolid	5% ainuid
15% tungid	1% polynesid

Trotz der Vereinfachung, welche die 6-Punkt-Wertung mit sich bringt, weist der größte Teil der Diagnosen mehrere Rassenbestandteile auf. Als einrassig konnten nur 10% der Untersuchten bezeichnet werden, während 80% als zweirassig angesehen wurden und die restlichen 10% der Formeln drei Bestandteile umfassen. Die beiden vornehmlich auftretenden Rassen sind in der folgenden Weise an dem allgemeinen Typus beteiligt: Sinider Einschlag bzw. typisch sinides Erscheinungsbild findet sich bei 82% der Untersuchten, während sich palämongolide Anhaltspunkte zu 52% ergaben. Demnach sind also die Hauptrassen weitgehender an dem Durchschnittstypus beteiligt, als es die statistische Aufrechnung der Formeln in Erscheinung bringt. Auf die Bedeutung dieser rassischen Mischungsverhältnisse gerade für die Sportanthropologie wird noch an anderer Stelle einzugehen sein.

Bei einem Überblick über die Gesamtergebnisse zeigt sich, daß unter Zugrundelegung der v. Baelzschen Beobachtung, wonach die Hauptmasse des

japanischen Volkes von dem vorwiegend palämongolid bestimmten Satsumatypus gebildet wird, bei den untersuchten Olympiakämpfern dieses Verhältnis zugunsten der siniden Rasse verschoben ist. In die gleiche Richtung weist der gegenüber der Durchschnittshöhe des Volkes wesentlich höhere Körperwuchs. Die Erscheinung, daß die sinide Rasse vor allen Dingen unter den höheren Ständen anzutreffen ist, deutet weiter darauf hin, daß hier nicht nur eine physische, sondern auch eine psychische Auslesegruppe vorliegt. Schließlich bildet die Tatsache, daß die Wettkämpfer überdurchschnittlich groß sind, einen Hinweis darauf, daß die sportlichen Welthöchstleistungen bei den an sich kleinwüchsigen Japanern vor allem von überdurchschnittlich hohen Gestalten erreicht werden.

4. Kontrollmethoden

Die Rassenformeln ermöglichten die quantitative Analyse. Bei ihnen muß daher die Kontrolle ansetzen.

Nachprüfung der Einzeldiagnosen. Jede Diagnose wurde am Arbeitstisch mit den Maßen, den Beobachtungen und dem Foto verglichen. Das genaue Auszählen der Merkmale ergab nun, ob die Formel eine Veränderung zugunsten der einen oder anderen festgestellten Komponente erfahren mußte.

Dabei kam den Merkmalen nicht immer der gleiche diagnostische Wert zu. Waren so in einem Individuum lediglich Anhaltspunkte zweier Kleinwuchsrassen festgestellt, so mußte die geringe Körperhöhe selbst bei der mengenmäßigen Abgrenzung der beiden Anteile unberücksichtigt bleiben. Wenn andererseits ein Erscheinungsbild durch eine bestimmte Rasse überwiegend beherrscht wurde, so fanden Merkmale, die gerade noch am Rande der Variationsbreite dieser Körperformgruppe lagen, Einordnung in diese Rasse. Die Schwankungsbreite der einzelnen Merkmale wurde wie folgt begrenzt: als hochwüchsig sind diejenigen Individuen angesehen worden, die 170 cm überschritten. Fand sich bei Übermittelgroßen (167—169,9 cm) zugleich schlanker Wuchs, so wurde die gesamte Wuchsform auch dieser Körperhöhengruppe noch in die Schwankungsbreite der Hochwuchsrassen einbezogen. Eine geringere Körperhöhe, zu der sich keine weiteren Merkmale einer Kleinwuchsrasse gesellten, wurde als x in der Formel vermerkt. Auf der anderen Seite wurde die obere Grenze für Kleinwuchs bei 164 festgesetzt, in Verbindung mit breitem oder untersetztem Körperbau wurden auch Körperhöhen bis 167 einbezogen. Eine gewisse Variationsbreite blieb auch bei der Begrenzung des Kopfindex gewahrt. Wies die Kopfform unter besonderer Berücksichtigung der Stirn auf si, so wurden auch noch mittellange Köpfe bis etwa 81 in die Schwankungsbreite dieser Rasse einbezogen — vor allem dann, wenn die absolute Länge sehr hoch war. Umgekehrt wurde bei den hyperbrachykephalen Tungiden auch dann, wenn eine gemäßigte Kurzköpfigkeit (81—85,4) in Verbindung mit sehr fliehender Stirn auftrat, tungide Gesamtform angenommen. Bei dem Gesichtsindex wurden folgende gleitenden Grenzen festgesetzt: als eindeutig hochgesichtig sind Werte über 88 angesehen worden. Mittelhohe Gesichter (84—88) mit ovalem Umriß ergaben noch zwei Anhaltspunkte für si, während mittelhohe Gesichter mit eckigem Umriß noch in die Schwankungsbreite von pam oder einer anderen Kleinwuchsrasse einbezogen wurden. Dabei mußte in jedem Falle auch die absolute Höhe des Gesichts berücksichtigt werden, so daß ein dem Index nach mittelhohes Gesicht mit großer absoluter Höhe und eckigem bis ovalem Umriß noch für sinid gewertet wurde. In der gleichen Weise fanden die absoluten Maße auch bei der rassischen Einordnung des Nasenindex Berücksichtigung. Die Wertung der Beobachtungsmerkmale ist bereits an anderer Stelle angegeben worden.

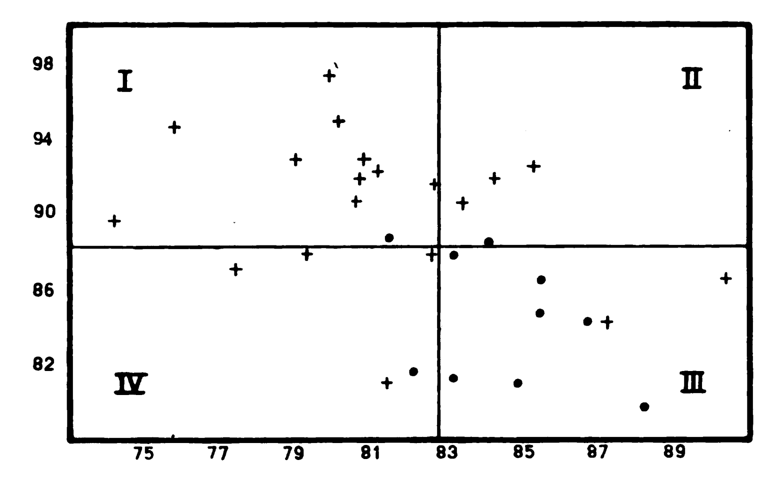


Abb. 5. Signierte Kombinationstafel von Kopf- und Gesichtsindex
+ = vorwiegend sinid, ● = vorwiegend palämongolid

Insgesamt ergeben sich so 13 Anhaltspunkte für die rassische Bestimmung jeden Individuums. Davon entfallen je zwei Wertungspunkte auf Körper-, Kopf-, Gesichts- und Nasenform. Dazu treten Jochbogenform, Weite der Augenspalten, Plica, Kinn und Haarform als je 1 Anhaltspunkt. Entsprechend ihrem diagnostischen Wert fanden diese Merkmale ihre rassische Einordnung. Dabei wurde versucht, der natürlichen Variabilität gerecht zu werden.

Einzelne Rassendiagnosen sollen an Hand der beigefügten Bilder entwickelt werden.

Kombinationstafel und Kombinationsindex: Mit Hilfe der Kombinationstafeln[71]) wurden die Beziehungen je zweier Merkmale bzw. Indizes untersucht. Durch Einführung einer bestimmten Signatur für jede Rasse wurde zugleich eine Kontrolle der Rassendiagnosen erreicht[72]). Infolge der geringen Zahl konnten dabei freilich nur die vorwiegend Siniden und Palämongoliden berücksichtigt werden.

In der folgenden „signierten Kombinationstafel" von Kopf- und Gesichtsindex ergibt sich so, daß die als sinid Bezeichneten auch zugleich vorwiegend langköpfig und langgesichtig sind, während sich die als palämongolid Bestimmten vor allem unter den Kurzköpfigen und Kurzgesichtigen finden (Abb. 5). Um diese Häufungen im Kombinationsfeld auch zahlmäßig fassen zu können, wurde nach der Methode von I. Schwidetzky[73]) der Kombinationsindex errechnet. 53% der als vorwiegend sinid diagnostizierten Langköpfig-Langgesichtigen fallen danach in den für sie kennzeichnenden Quadranten, bei den Palämongoliden sind es 70%. Daraus ergibt sich ein Kombinationsindex von 58,6. Dieser

[71]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Bemerkungen zu biometrischen und graphischen Methoden in der Anthropologie. Z. f. Ethnol. LII—LIII, 368—379, 1920/21.
Struck, B.: Somatische Sprachgruppen und Typen in Kordofan. Ein Beitrag zur Methode der Typenanalyse. Z. f. Ethnol. LII—LIII, 129—173, 1920/21.

[72]) Schwidetzky, I.: Methoden zur Kontrolle der v. Eickstedtschen Rassenformeln. Z. f. Rassenk. II, 32—40, 1935.

[73]) Schwidetzky, I.: Weitere Methoden zur Kontrolle der v. Eickstedtschen Rassenformeln. Z. f. Rassenk. III, 46—55, 1936.

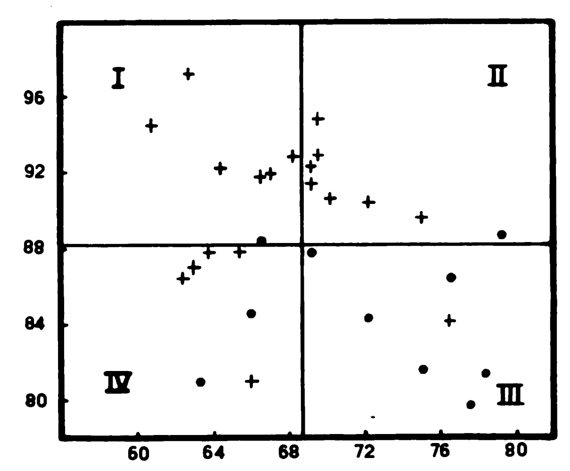


Abb. 6. Signierte Kombinationstafel von Gesichts- und Nasenindex

+ = vorwiegend sinid, ● = vorwiegend palämongolid

wurde auch für eine ganze Reihe weiterer Merkmale berechnet (vgl. Tab. 21). Er ergab bei den Indizes und der Körperhöhe durchweg Werte über 25,0. Auch Beobachtungsmerkmale, welche die Trennung von si und pam erleichtern, wurden in das System einbezogen. Hier ergab sich ebenfalls bei Stirnform, Gesichtsumriß und Körperbau eine enge Bindung zwischen Merkmalskombination und Rassendiagnose. Lediglich bei der Haarform der Palämongoliden trat eine Unstimmigkeit auf. Der Fehler kann in der geringen Zahl liegen und beruht möglicherweise zugleich darauf, daß Straffhaar dominant über Schlichthaar ist und so bei den vorwiegend Palämongoliden Straffhaar häufiger auftritt, als es nach obigen Annahmen zu erwarten war. Daß es sich um keinen Fehler in der Diagnose handeln kann, geht daraus hervor, daß sich alle übrigen Merkmalskombinationen in hohem Maße dem jeweiligen palämongoliden Quadranten zuordnen. Wenn sich bei Verbindung von Gesichts- und Nasenindex der als vorwiegend sinid Diagnostizierten nur ein Index von 31,6 ergibt, so liegt der Grund darin, daß die vorliegenden Mittelwerte nicht am Rande, sondern innerhalb der siniden Variationsbreite liegen. Dadurch zerschneidet das Achsenkreuz die auf Abb. 6 ersichtlich werdenden natürlichen Häufungen. Da sich in den übrigen Kombinationen dieser Fehler nicht wesentlich bemerkbar machte, wurde davon abgesehen, die Abgrenzungen nach dem beim Diagnostizieren angewandten Prinzip vorzunehmen, weil auch hierdurch infolge der berücksichtigten Schwankungsbreite der Merkmale eine absolute Sicherung nicht zu erreichen gewesen wäre. Um dem Kombinationsindex dennoch einen größeren Aussagewert zu geben, wurde auch der Häufungsgrad der Signaturen aus demjenigen Quadranten berechnet, der am wenigsten bezeichnend für die jeweilige Rasse ist. Dieser Minuspol ergibt z. B. bei der oben besprochenen Kombination von Gesichts- und Nasenindex der Siniden einen Index von 5,3. Demnach wurden nur in 5,3% aller Fälle Niedriggesichtig-Kurznasige als vorwiegend sinid bezeichnet.

Wird rückblickend durch die Methode des Kombinationsindex vor allem die qualitative Typenaussonderung geprüft, so vermochte die Rassendiagnose die Anteile auch quantitativ festzulegen. Die eingehende Nachdiagnose dürfte die Ergebnisse soweit gesichert haben, daß nun an ihre Auswertung gegangen werden kann.

Tab. 21. Kombinationsindex

	Kombination im kennzeichnenden Quadranten			Kombination im Gegenquadranten	
	si	pam	Index	si	pam
Kopfindex—Gesichtsindex	53,0	70,0	58,6	10,5	10,0
Kopfindex—Nasenindex	47,4	50,0	48,3	15,8	0,0
Kopfindex—Körperhöhe	47,4	60,0	51,7	0,0	0,0
Gesichtsindex—Nasenindex	31,6	60,0	41,4	5,3	10,0
Gesichtsindex—Körperhöhe	47,4	70,0	55,2	5,3	0,0
Nasenindex—Körperhöhe	42,1	50,0	44,8	10,5	0,0
Kopfindex—Stirnform	63,2	80,0	68,9	21,1	—
Gesichtsindex—Gesichtsumriß	63,2	70,0	65,5	5,3	10,0
Stirn—Gesichtsumriß	63,2	90,0	72,4	21,1	10,0
Kopfindex—Haarform	57,9	20,0	44,8	5,3	20,0
Gesichtsindex—Haarform	57,9	20,0	44,8	—	20,0
Nasenindex—Haarform	52,6	20,0	41,6	5,3	30,0
Körperhöhe—Haarform	68,4	20,0	51,7	5,3	20,0
Körperhöhe—Wuchsform	63,2	70,0	65,5	21,1	10,0
Kopfindex—Wuchsform	57,9	70,0	62,1	15,8	10,0
Gesichtsindex—Wuchsform	57,9	60,0	58,6	10,5	10,0
Nasenindex—Wuchsform	42,1	50,0	44,8	31,6	10,0

III.

Sport, Körperbau und Rasse

Die gleichzeitige Feststellung des Körperbautypus und der rassischen Zusammensetzung der Olympiakämpfer ermöglichte es, der Frage nach der Bedeutung und den Beziehungen dieser beiden Bauprinzipien nachzugehen. Dabei handelt es sich seit den Untersuchungen von Henckel[74]) und v. Rohden[75]), die nachwiesen, daß die Konstitutionstypen quer durch die Rassen hindurchgehen, im Vorliegenden nur noch um die Frage, bis zu welchem Grade sich die einzelnen Körperbautypen in den vorgefundenen Rassen häufen. Darüber hinaus wird zu untersuchen sein, ob sich rassische Unterschiede zwischen den einzelnen Sportgruppen finden. An größerem Material dürfte sich dann sichern lassen, ob nicht die festgestellte Konzentrierung besonderer Körperbautypen in den einzelnen Sportzweigen auf ganz bestimmte Rassenmischung zurückgeht. Hinweise ergeben sich bereits aus dem Folgenden. Dabei muß vorausgeschickt werden, daß das Problem erst angegangen werden kann, wenn eine möglichst exakte Rassendiagnose vorliegt, die sich nicht nur auf wenige Merkmale stützt, sondern den gesamten rassischen Typus zu erfassen sucht, indem sie durch Berücksichtigung einer ausreichenden Anzahl von Merkmalen die einzelnen Anteile in den meist vorliegenden Mischformen mengenmäßig zu sichern versucht. Das sollte im Vorliegenden durch die v. Eickstedtschen Methoden der Rassenbestimmung erreicht werden.

[74]) Henckel, K. O.: Körperbaustudien an Geisteskranken. III. Konstitutioneller Habitus und Rassenzugehörigkeit. Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychol. XCIII, 27, 1924. — Studien über den konstitutionellen Habitus der Schizophrenen und Manisch-Depressiven. Z. f. Konst. XI, 639—716, 1925. — Über Konstitution und Rasse. Z. f. Konst. XII, 215—243, 1926.

[75]) v. Rohden, F.: Über Beziehungen zwischen Konstitution und Rasse. Z. f. d. ges. Neurol. XCVIII, 255 ff., 1925.

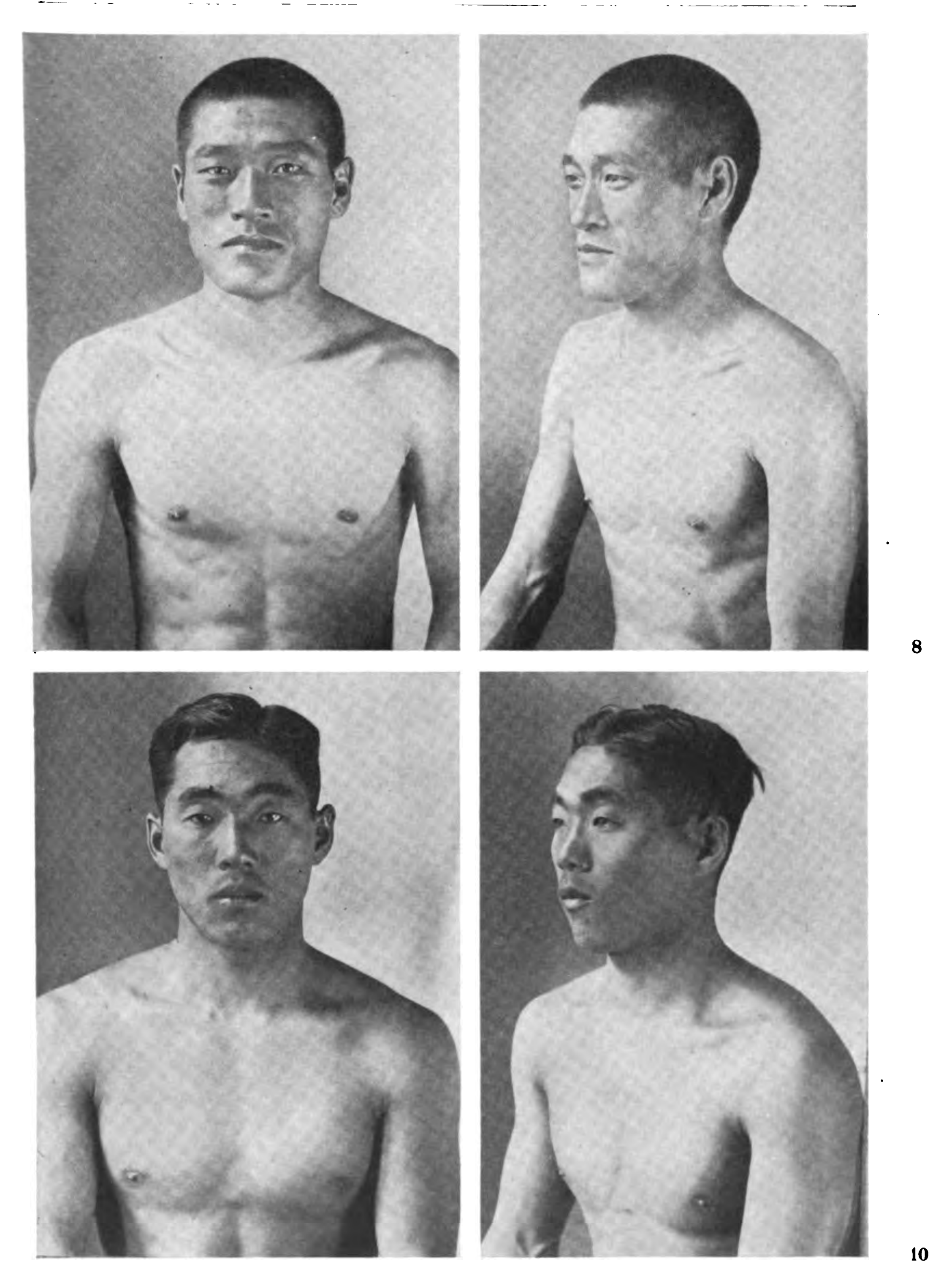


Abb. 7—10. Vorwiegend Tungide. — Abb. 7, 8. Marathonläufer. — Abb. 9, 10. Schwimmer

Danach findet sich die schlankwüchsige sinide Rasse zu 44% im Gesamtmaterial. Dagegen wurde „Schlankwuchs“ bei den 50 Untersuchten nur zu 26% festgestellt. Dementsprechend waren von den 19 Individuen, die als vorwiegend sinid diagnostiziert wurden, trotz des relativ hohen Kombinationsindex nur 7 ausgesprochen schlank, während die übrigen „mittleren“ Körperbau aufwiesen. Dabei bleibt es zunächst gleichgültig, ob diese Formen auf Modifikationen zurückgehen[76]) und dabei gerade noch in der Schwankungsbreite der siniden Rasse liegen, oder ob es sich bereits um erscheinungsbildliche Äußerungen eines Einschlags der Breitwuchsrassen handelt. Hier ist vorläufig nur die Tatsache von Wichtigkeit, daß sich im Rahmen der zahlreichen eindeutig siniden Merkmale, die zu dem hohen Prozentsatz sinider Anteile in den Diagnosen führten, nur wenig typische Körperbauformen dieser Rasse finden. Der hohe Prozentsatz Sinider unter den Olympiakämpfern muß daher nicht so sehr auf die schlanken Wuchsformen der siniden Rasse, die für körperliche Höchstleistungen weniger geeignet erschienen, als auf andere Merkmale zurückgeführt werden. Diese können sich neben dem Körperlichen sowohl in physiologischen als auch in psychologischen Verhaltensweisen äußern, ja es wird sogar wahrscheinlich, daß bei dem starken Vorherrschen sinider Merkmale im körperlichen Erscheinungsbild allgemein auch das Gesamtgefüge entsprechend bestimmt sein wird. Untersuchungen von Saza[77]) u. a. weisen in dieselbe Richtung. Danach hatten Leptosome, Athletiker und Dysplastiker zu 90.3% schizothymes Temperament. Da die rassische Zusammensetzung dieser Körperbaugruppen nicht festgestellt wurde, kann die Frage nach der Abgrenzung der Beziehungen zwischen Konstitution und Rasse hieran freilich ebensowenig erörtert werden, wie an den vorliegenden Untersuchungen, bei denen noch keine rassenpsychologische Charakteristik gegeben werden konnte — wenn auch schon durch die einfache Beobachtung das verhaltene Wesen der Tungiden von dem heiteren der Palämongoliden unterschieden werden konnte, von denen sich wiederum die aristokratische Haltung der Siniden wesentlich abhob.

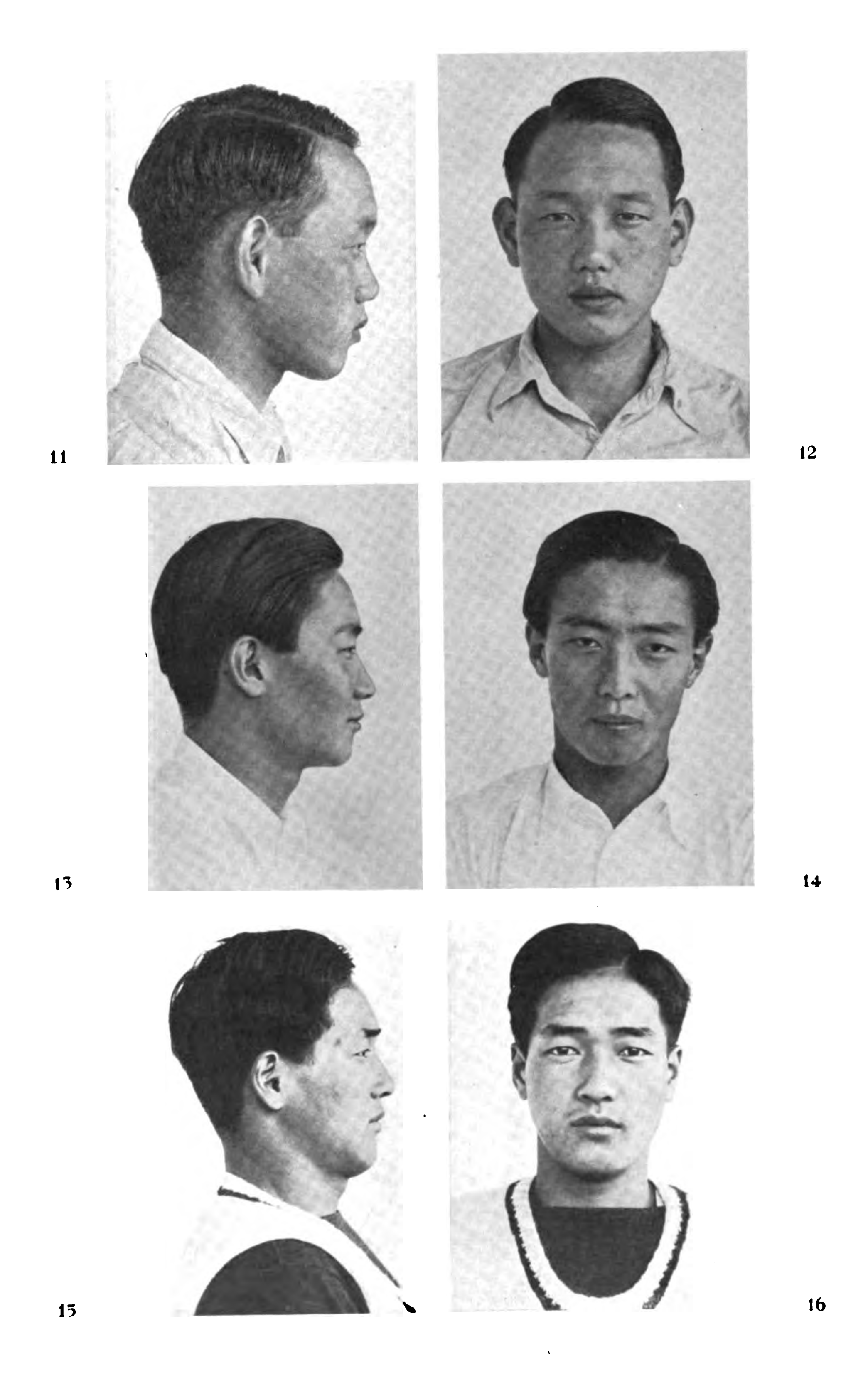
Aber auch schon körperliche Merkmale lassen erkennen, warum der sinide Anteil bei den Olympiakämpfern überdurchschnittlich hoch liegt. So wurde im Gesamtmaterial eine Körperhöhe von 166,6 cm festgestellt, die weit über dem Durchschnitt des Volkes liegt. Die einzige Hochwuchsrasse, die wesentlich unter den Japanern auftritt, ist aber die sinide. Damit ergibt sich, daß in den vielen Sportzweigen, in denen sich eine enge Korrelation zwischen Leistung und Hochwuchs zeigt[78]), immer wieder innerhalb des japanischen Volkskörpers

[76]) v. Verschuer, O. Frhr.: Zur Frage Körperbau und Rasse. Z. f. Konst. XI, 734—761. 1925.

[77]) Saza, K.: Untersuchung über Körperbau und Charakter der Verbrecher. Tokyo 1934. Nach Kretschmer, E.: Konstitution und Rasse. Z. f. Rassenk. IV, 87—88. 1936.

[78]) Schwarze, M.: Körperlänge und Hochspringen. In: Der Turner aus Sachsen. XXVIII, Nr. 8. 1922. — Körperlänge und Kugelstoßen. Ebda. Nr. 10. (Nach Bach.)
Kohlrausch, W. und Mallwitz, A.: Über den Zusammenhang von Körperform und Leistung. Z. f. Konst. X. 444—446, 1925.
Böning, H.: Über die Abhängigkeit des Körperbauindex gleichaltriger Jugendlicher von der Körpergröße. Anthr. Anz. III, 250—256, 1926.
Bach, F.: Körperproportionen und Leibesübungen. Körperbaustudien an 3457 Teilnehmern am Deutschen Turnfest in München 1923. Z. f. Konst. XII, 469—524, 1926. —
(Forts. S. 282)

Abb. 11—16. Vorwiegend Sinide. — Abb. 11, 12 und 13, 14. Fußballspieler. — Abb. 15, 16. Turner.



11 12

13 14

15 16

die sinide Rasse in den Vordergrund treten wird. Daher spiegeln auch die Olympiakämpfer nicht die typische Rassenzusammensetzung des Volkes wider. sondern stellen eine körperliche und rassische Auslese dar, die sich aus einer im japanischen Volk nicht allzu häufig vertretenen Rasse rekrutiert[79]). Mit dieser schmalen Auslesebasis dürfte es in erster Linie zusammenhängen, daß die Japaner auch in Zukunft vor allem in bestimmten Zweigen der Leichtathletik nur unter Aufbietung aller Talente mit der Entwicklung der Höchstleistungen Schritt zu halten in der Lage sein werden.

Die zweite Hauptkomponente stellen die Palämongoliden mit 29% dar. Anteile dieser Rasse wurden bei 52% aller Untersuchten festgestellt. Ausgesprochen untersetzt waren im Gesamtmaterial dagegen nur 24%. Werden die Mischformen zwischen mittel bis untersetzt hinzugerechnet, so ergeben sich 32%. Diese können sowohl palämongolid als auch ainuid und tungid bedingt sein. Danach muß also untersetzter Wuchs bei den Palämongoliden weniger häufig anzutreffen sein, als es die Rassendiagnose erwarten läßt. Immerhin findet sich bei 6 von 9 vorwiegend Palämongoliden untersetzter Wuchs, während in den zahlreichen Fällen, in denen geringerer palämongolider Einschlag vorliegt, dieser sich nur selten in pyknischem Habitus äußert. Werden alle Anteile der Kleinwuchsrassen zusammengefaßt, so ergibt sich, daß 49% sämtlicher Bestandteile der aufgelösten Rassenformeln auf palämongolid, tungid oder ainuid hinweisen, während entsprechende Wuchsformen nur zu 24 bzw. 32% auftreten. Demnach ist also der untersetzte Körperbau ebenso wie der ausgesprochene Schlankwuchs in geringerem Maße anzutreffen, als es die Diagnosen erwarten lassen. Die Hauptmasse der Wettkämpfer nähert sich vielmehr einem mittleren Körperbautypus. Über 40% der Untersuchten setzen sich aus derartigen Körperformen zusammen. Dabei handelt es sich keinesfalls immer um den Kretschmerschen athletischen Typus. Sehr oft fanden sich vielmehr körperbauliche Merkmale einer Schlank- und einer Breitwuchsrasse zugleich

---

Proportionsstudien an sporttreibenden Männern und Frauen mit besonderer Berücksichtigung der Körpergröße. Z. f. Konst. XIII, 219—240, 1928. — Ergebnisse der Körpermessung an den Turnern und Turnerinnen bei den Kampfspielen in Köln 1926. Dtsch. Turnzeitung LXXII, Nr. 19, 1927.

Teßmann, O.: Die Abhängigkeit körperlicher Leistungen von Körpergröße, Lebensalter und Körperfülle bei Volksschülern. „Die Leibesübungen" IV, H. 17, 1928.

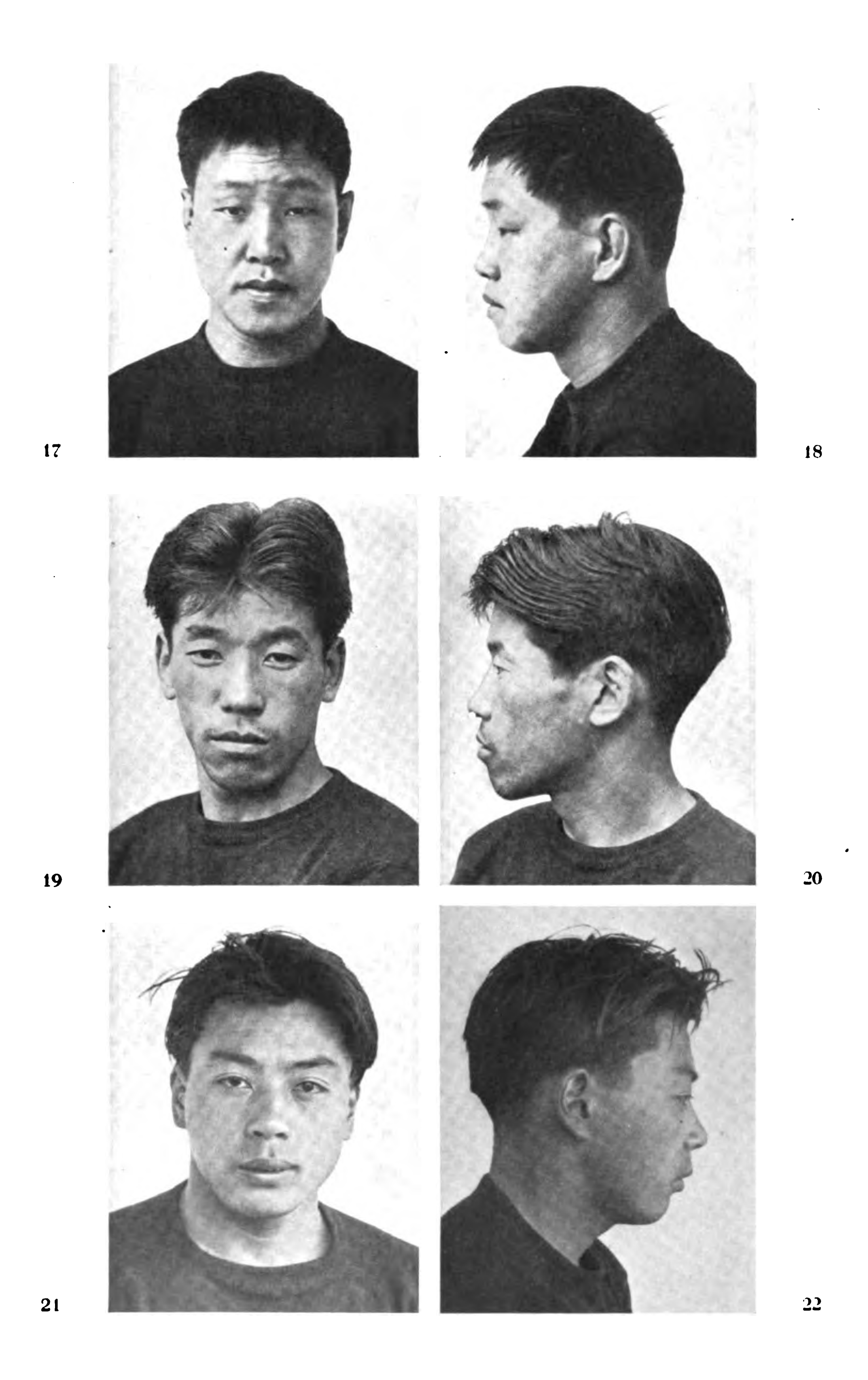
Schiötz, C.: Massenuntersuchungen über die sportliche Leistungsfähigkeit von Knaben und Mädchen der höheren Schulen. Berlin 1929.

Breitinger, E.: Körperform und sportliche Leistung Jugendlicher. 110 S., München 1933.

Milicerowa, H.: Körperbau und Hochsprung. Przeglad fizjologji ruchu. S.A. 23 S., 1933.

[79]) Rassische Auslese wurde auch bei deutschen Sportlern festgestellt: Bewersdorff, E.: Körpergröße und Gewicht, Haar- und Augenfarbe der Teilnehmer am deutsch-akademischen Olympia 1924. Diss. Marburg 1925. — Tirala, L.: Sport und Rasse. 207 S., Frankfurt a. M. 1936.
Polnische Untersuchungen dagegen ergaben, daß keiner der anthropologischen Typen in allen oder der Mehrzahl der Sportarten führend ist: Bryk, J.: Die anthropologischen Typen des südöstlichen Polen, ihre Entwicklung und physische Kraft. Kosmos Lemberg LV, 17—81, 1930. Nach Schwidetzky, I.: Die Rassenforschung in Polen. Z. f. Rassenk. I; vgl. S. 290—291, 1935.

Abb. 17—22. Vorwiegend Sinide. — Abb. 17—20. Boxer. — Abb. 21, 22. Schwimmer.



17 18 19 20 21 22

(vgl. Diagnose zu Abb. 7, 8). Dementsprechend liegt gerade bei den mittleren Körperbautypen die rassische Durchmischung mit 75% Zweirassigen und 16% Dreirassigen überdurchschnittlich hoch. Neben der rassischen Bedingtheit des Körperbautypus werden auch nichterbliche Einflüsse typenformend sein. Denn nach Untersuchungen durch v. Verschuer[80]) ist die Paravariabilität bei eineiigen Zwillingen gerade in den Massen am größten, die für die Charakterisierung der Körperbautypen die größte Rolle spielen. Entsprechend stellte Kohlrausch[81]) eine metrisch-faßbare günstige körperliche Entwicklung durch sportliche Betätigung fest. An Studentenmaterial fand auch Suk[82]) ein anderes physiologisches Verhalten nach körperlichem Training als nach Geistesarbeit. Inzwischen hat Škerlj[83]) nachzuweisen versucht, daß dieses Modeln der Umwelt am körperlichen Typus sich bei bestimmter sportlicher Betätigung in einer Annäherung an den entsprechenden Höchstleistungstypus äußert, der bei Frauen freilich nicht immer als bevölkerungspolitisch wertvoll angesehen werden kann. Die Unterschiede, die nach Untersuchungen von Schenk[84]), Bach[85]) u.a. in den Körperproportionen von Sportlern und Nichtsportlern bestehen, dürften damit nun mit um so größerer Wahrscheinlichkeit nicht nur auf Auslese, sondern auf sekundäre Veränderungen durch intensive Leibesübungen zurückzuführen sein. Freilich kann es sich dabei nur um eine relativ geringe Variabilität handeln. Bei keinem der bisher beschriebenen Fälle haben nach v. Verschuer[86]) eineiige Zwillinge verschiedenen Körperbautypus besessen. Die für die einzelnen Sportarten bestehenden Eignungstypen werden daher in erster Linie auf Auslese bestimmter Rassenmischungen zurückgehen. Darauf weisen auch die folgenden Ausführungen.

Die rassische Zusammensetzung in den einzelnen Sportarten

Wenn auch bei allen Gruppen der sinide Einschlag bestimmend hervortritt. so bestehen doch wesentliche Schwankungen im Mischungsverhältnis.

[80]) v. Verschuer, O. Frhr.: Die Wirkung der Umwelt auf die anthropologischen Merkmale nach Untersuchungen an eineiigen Zwillingen. Arch. Rass. Ges. Biol. XVII, 149—164, 1920.

[81]) Kohlrausch, W.: Über die Einflüsse funktioneller Beanspruchung auf die Rassenentwicklung erwachsener junger Männer, gewonnen aus den Beobachtungen an Studenten der Deutschen Hochschule für Leibesübungen. Z. f. Konst. X, 434—443, 1925.

[82]) Suk, V.: Health Status of Students after Physical Training and after Brain Work. Anthr. Prag VII, 130—168, 1929.
Psychologische Untersuchungen weisen in dieselbe Richtung: Jaensch, E. R. und W.: Einfache psychische Vorgänge und somatische Korrelationserscheinungen nach sportlicher Leistung und im Training. Sb. Ges. z. Beförderung d. ges. Naturwiss. z. Marburg (1925). 49—58, 1926.

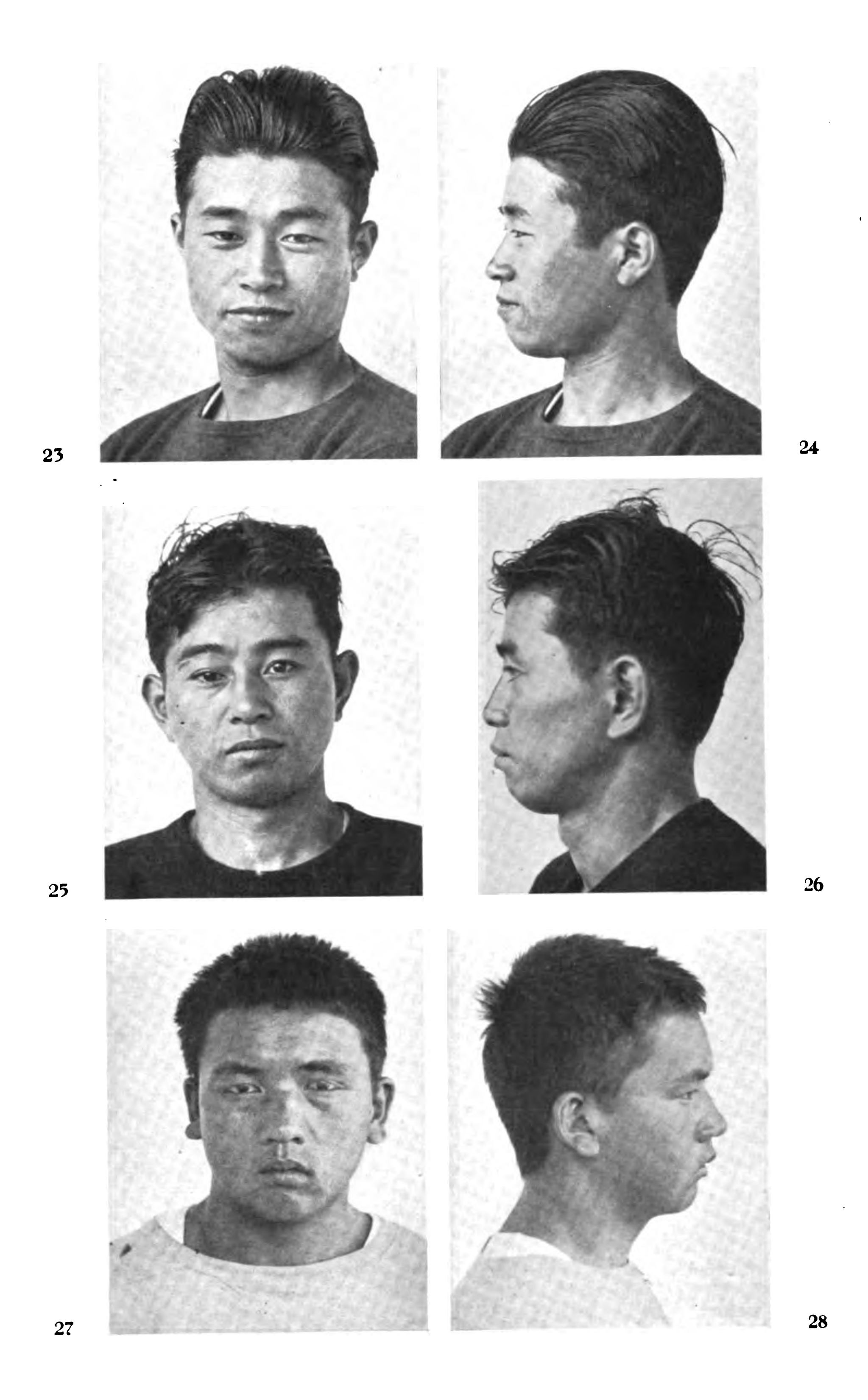
[83]) Škerlj, B.: Menschlicher Körper und Leibesübungen. Prace Antrop. Inst. Nauk. Antrop. i. Etnol. T. NW II. 140 S., Warschau 1936.
Ders.: Beobachtungen am sporttreibenden weiblichen Körper. Med. Welt, S.A. 23 S., 1936.

[84]) Schenk, P.: Körperbaustudien an sporttreibenden und an nichtsporttreibenden Studenten. Sb. Ges. z. Beförderung d. ges. Naturwiss. z. Marburg, Jg. 1925, 18—49. 1926.

[85]) Bach, F.: Brustumfang und Leibesübungen. Anthrop. Anz. II, 167—176, 1925.
Weitere Literatur bei Weidenreich, F.: a.a.O. zit. S. 146—160, 1927.

[86]) v. Verschuer, O. Frhr.: a. a. O. zit. S. 761, 1925.

Abb. 23—28. Vorwiegend Palämongolide. — Abb. 23, 24. Turner. — Abb. 25, 26. Boxer. — Abb. 27, 28. Schwimmer.



23 24

25 26

27 28

Turner

Infolge der außerordentlich geringen Körperhöhe findet sich bei ihnen in Verbindung mit weiteren entsprechenden palämongoliden Merkmalen der relativ höchste Einschlag dieser Rasse.

pam	si	tun	ai	
44	46	8	2	%

Damit setzen sich die Turner zu 54% aus Breitwuchsrassen und zu 46% aus Merkmalskombinationen der siniden Hochwuchsrasse zusammen. Palämongolide Hinweise treten mehr in den Wuchskomponenten und Beobachtungsmerkmalen als denen der Gesichts- und Kopfform auf. Denn die Turner haben die durchschnittlich längsten Köpfe und Gesichtsformen, während sie zugleich außerordentlich niedrige Körperhöhe mit Breitwüchsigkeit verbinden. Damit ergeben sich erste Kriterien, daß auch unter den japanischen Sportlern der in Deutschland festgestellte Typ des Geräteturners mit entsprechenden Körperproportionen vorhanden ist[87]). Auf gleiche Körperbautypen bei verschiedenen Rassen, aber ein und derselben Sportart, ist auch neuerdings wieder von Jaensch und Hoffmann hingewiesen worden[88]).

Boxer

Diese Gruppe setzt sich aus folgenden Rassen zusammen:

pam	si	tun	ai	jak	
32	39	7	11	11	%

Hier halten sich also Hoch- und Kleinwuchsrassen das Gleichgewicht, wobei mit zunehmender Gewichtsklasse auch der sinide Einschlag steigt. Infolge der geringen Zahl kann daraus freilich noch keine Regel abgeleitet werden. Auffällig ist, daß der unter dieser Gruppe befindliche Ringer vorwiegend ainuid bestimmt erscheint. Er war entsprechend dem gleichen europäischen Typ[89]) von massiger, relativ hoher Gestalt mit großer Schulterbreite (Abb. 31, 32). Der Führer der Staffel war bezeichnend jakonid (Abb. 35, 36).

Marathonläufer

Die drei japanischen Marathonläufer sind sämtlich vorwiegend tungid. Trotz der geringen Zahl dürften sich hier biologische Zusammenhänge andeuten. Denn unter den drei Japanern findet sich der Welt bester Marathonläufer! Aber auch den dritten Platz in diesem schwersten aller olympischen Kämpfe konnte ein Japaner belegen. Gerade die grobmongolide tungide Rasse erscheint demnach für diese nahezu übermenschliche Anstrengung sowohl in psychischer als auch in physischer Hinsicht besonders geeignet. Gemeinsam mit dem Geher haben die Marathonläufer das hohe durchschnittliche Alter von 26,5 Jahren.

[87]) Vgl. Krümmel, C.: Körperbautypen im Sport. Sportsonntag Nr. 47, 1924.
Kohlrausch, W.: Sporttypen. Mitt. d. Gymnast. Ges. Bern VI, H. 10—11, 1925.
Ders.: Sporttypen. In: Arzt und Skilauf. Hsg. v. H. Rautmann, S. 110, Jena 1927.

[88]) Jaensch, W. und Hoffmann, A.: Rasse, Konstitution und Höchstleistung bei den Siegern des XI. Olympia. Münch. med. Wschr. Nr. 1, 16—22, 1937.

[89]) Bach, F.: Leitfaden zu anthropometrischen Sporttypenuntersuchungen und deren statistischer Auswertung. 107 S., München 1930. — Vgl. S. 84.

Die gleiche Feststellung konnte bei den 31 untersuchten Marathonläufern und Gehern von weiteren 14 Nationen gewonnen werden. Sie haben ein mittleres Alter von 30,1 Jahren. Von anderer Seite wurde auch bei den deutschen Marathonläufern hohes Alter festgestellt[90]).

Schwimmer

Bei dieser größten Gruppe ergibt sich folgende rassische Verteilung:

pam	si	tun	ai	jak	pol	
23	39	18	9	8	3	%

Obwohl danach die Hoch- und Kleinwuchsrassen in annähernd gleicher Weise wie z. B. bei den Turnern auftreten, ergibt sich doch eine wesentlich andere Verteilung innerhalb dieser Rassengruppen: Der palämongolide Anteil sinkt zugunsten der Tungiden. Trotz dieser Tendenz erhöhten Anteils der grobknochigen tungiden Rasse und verminderten Einschlags der untersetzten palämongoliden Rasse mit ihren gerundeten Formen wurde gerade bei den Schwimmern analog den mitteleuropäischen Verhältnissen starke Entwicklung des Unterhautfettpolsters beobachtet (vgl. Abb. 9, 10). Diese dürfte demnach gerade bei den japanischen Schwimmern vor allem auf funktionelle Beanspruchung zurückzuführen sein. Dementsprechend wurden bei diesen trotz wechselnder Körperhöhen fast nur mittlere und auch eindeutig untersetzte Wuchsformen beobachtet.

Fußballspieler

Die 13 Fußballspieler setzen sich aus folgenden Rassen zusammen:

pam	si	tun	jak	
33	52	6	9	%

Auch hier also überwiegt wie bei allen übrigen Sportgruppen die sinide Rasse. Sie erreicht dabei sogar den höchsten Prozentsatz aller Untersuchungsgruppen. Doch auch hier waren Rassentypus, Körperhöhe und Wuchsform in wechselnder Weise kombiniert. So verband sich bei vorwiegend Palämongoliden Hoch- und Niedrigwuchs sowohl mit schlankem aber auch untersetztem Körperbau. In welcher Richtung sich die typische körperbauliche Mischung bewegt, kann infolge des zahlenmäßig geringen Materials noch nicht entschieden werden. Bei den „häufig" vorwiegend Siniden trat meist Hochwuchs und zugleich schlanker Körperbau auf.

Zusammenfassung

Nach einem Überblick über die historische Entwicklung der Anschauungen über die Rassen Japans wurde auf Grund der so gewonnenen Typologie die rassische Zusammensetzung der 50 untersuchten japanischen Olympiakämpfer festgestellt. Diese Typenaussonderung wurde mit den v. Eickstedtschen Rassenformeln vorgenommen. Danach setzt sich jede Diagnose aus einer Zu-

[90]) Jaensch, W. und Hoffmann, A.: Hochleistung und Körperbau unter Berücksichtigung früherer Olympia-Teilnehmer und internationaler Wettkämpfer. Münch. med. Wschr. Nr. 30, 1212—1218, 1936.

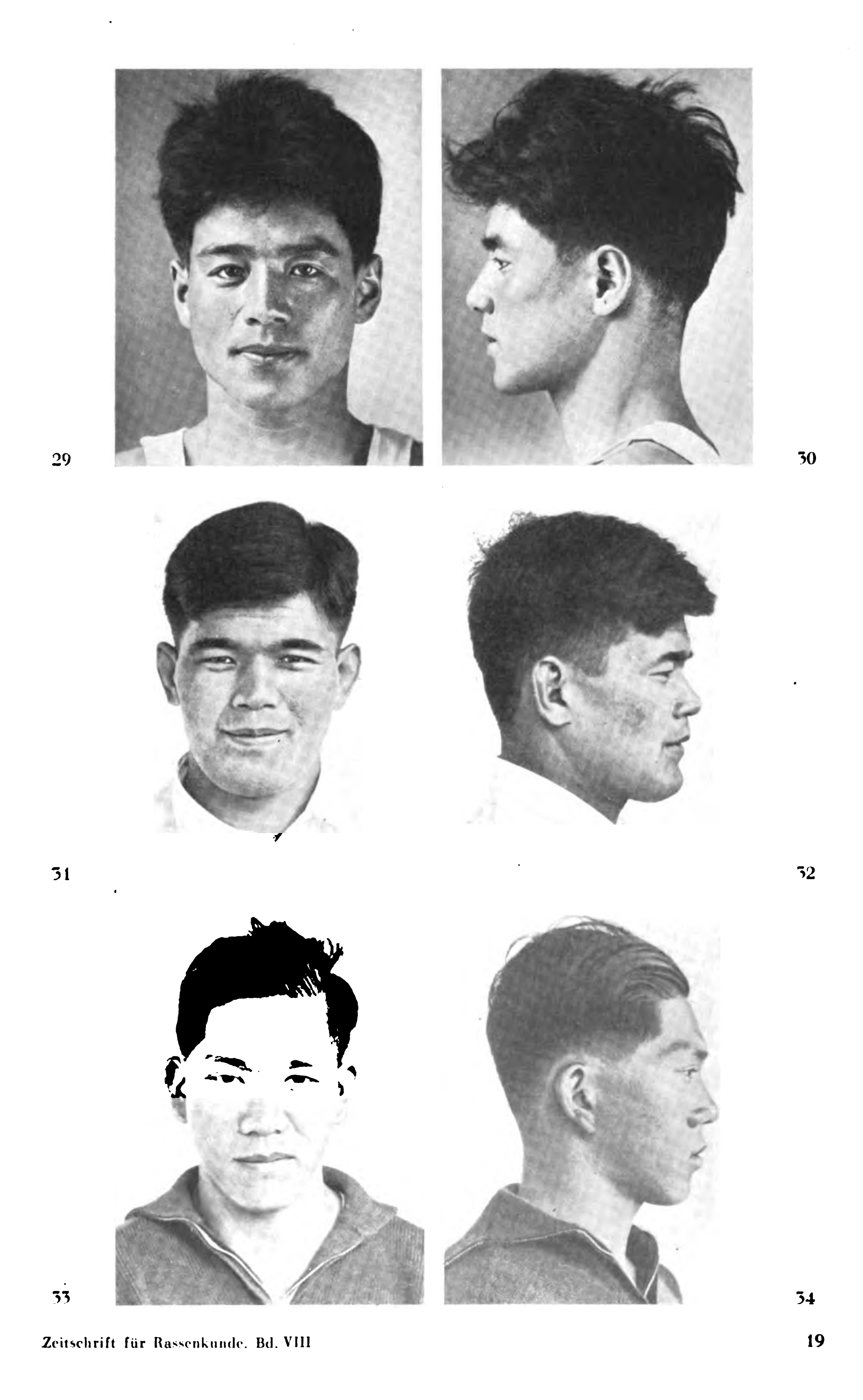
sammenschau von 13 Merkmalen zusammen, die jeweils entsprechend ihrem differentialdiagnostischen Wert Verwendung fanden, wobei auch die natürliche Variabilität der Merkmale berücksichtigt wurde.

Die Auflösung der Formeln ergab, daß die Untersuchten zu 44% sinid, zu 29% palämongolid, zu 13% tungid, zu 5% ainuid, zu 1% polynesid und zu 6% durch den Jakonintypus, der als ein europid-mongolides Rassengemisch oder als Hormonaltypus der siniden Rasse anzusehen ist, bestimmt waren. Damit stellen die Olympiakämpfer nicht die typische Mischung ihres Volkes, sondern eine Auslese dar. Denn bei ihnen herrscht die sinide Rasse vor, die im Gesamtvolk vornehmlich nur in den höheren Schichten beobachtet worden ist. Der wesentlichste Grund für das Überwiegen dieser Körperformgruppe unter den Olympiakämpfern dürfte darin bestehen, daß es sich hier um die einzige Hochwuchsrasse im japanischen Volk handelt, die infolge der häufigen Korrelation sportlicher Höchstleistung mit Hochwüchsigkeit eine wesentliche, freilich relativ schmale Auslesebasis darstellt.

Weiter wurde festgestellt, daß bei den verglichenen Sportgruppen der Turner, Boxer, Marathonläufer, Schwimmer und Fußballspieler die rassische Zusammensetzung nicht die gleiche ist. So verbanden sich bei den Turnern mit dem Kleinwuchs zugleich kennzeichnende und weitere entsprechende Merkmale der palämongoliden Rasse in großer Zahl, während bei den hochwüchsigen Fußballspielern sinide Merkmale häufiger auftraten. Damit beruht der körperbauliche Unterschied, der zwischen den Sportgruppen besteht, in erster Linie auf wechselndem rassischen Mischungsverhältnis. Im einzelnen war freilich die Korrelation zwischen Körperbau und Rasse sehr oft gestört. Das war schon deshalb zu erwarten, weil die rassische Durchmischung relativ groß ist. Denn nur 10% der Untersuchten konnten als einrassig bezeichnet werden, 80% waren zweirassig und die restlichen 10% der Formeln wiesen drei Rassenbestandteile auf. Immerhin findet sich unter den Fußballspielern, die am stärksten sinid bestimmt sind, ein höherer Prozentsatz Schlankwüchsiger als etwa unter den Turnern. Werden alle vorwiegend Siniden zusammengefaßt, so ergibt sich dagegen, daß der Anteil der absolut Schlankwüchsigen wesentlich geringer ist, als es die Rassendiagnosen erwarten lassen. Der hohe Prozentsatz dieser Rasse kommt vielmehr in zahlreichen anderen siniden Merkmalen zum Ausdruck.

Auf der anderen Seite finden sich aber auch typisch pyknische Formen bei den Untersuchten mit vorwiegendem Einschlag einer Kleinwuchsrasse relativ selten. Beide körperbaulichen Extreme scheinen demnach für Höchstleistungen in den vorliegenden Sportarten wenig geeignet. Die Hauptmasse der japanischen Olympiakämpfer nähert sich vielmehr einem mittleren Körperbautypus, bei dem neben dem Kretschmerschen athletischen Typus auch typische körperbauliche Merkmale einer Schlank- und einer Breitwuchsrasse korreliert waren. Das weist darauf hin, daß es sich auch bei dieser Häufung von mittleren Körperbautypen in erster Linie um ganz bestimmte rassische Mischungen handelt. Es wurde darauf hingewiesen, daß daneben auch durch funktionelle Beanspruchung der Typus innerhalb seines erblichen Potentials parakinetisch beeinflußt werden kann.

Abb. 29—34. Vorwiegend Ainuide. — Abb. 29, 30. Schwimmer. — Abb. 31, 32. Ringer. — Abb. 33, 34. Wasserballspieler.



29 30

31 32

33 34

Schließlich ergaben sich erste Kriterien dafür, daß auch unter den japanischen Sportlern die bei deutschen Wettkämpfern festgestellten Sporttypen mit entsprechenden Körperproportionen auftreten.

Rassendiagnosen der Abgebildeten

Abb. 7, 8. Extrem mongolide Merkmale wie das breite Gesicht, die große Augendistanz, die Plica semilunaris, die starke Schlitzung der Augen und das breite vorgeschobene Kinn weisen auf tungiden Einschlag hin. Als sinid muß dagegen die Kopfform, das hohe Gesicht und die Nasenhöhe in Verbindung mit dem ziemlich schmalen, mittelhohen und geraden Rücken angesprochen werden, während Kuppe und Flügel wieder auf tun hinweisen. Der nach einer anderen Abbildung relativ schlanke Wuchs hat Anlaß gegeben, Son als Choshiu-Typ zu bezeichnen[91]). Dabei dürfen wohl die unteren Extremitäten als schlank bezeichnet werden. Das Brustbild der vorliegenden Abbildung zeigt dagegen derbe Breitwüchsigkeit. Darüber hinaus lassen sich auch die übrigen Rassenmerkmale zum größten Teil nicht in die Baelz sche Beschreibung des Choshiu-Typus einordnen. Bei Zugrundelegung unserer heutigen Kenntnisse zeigt sich, daß Sơn eine glückliche Mischung einer Schlankwuchs- mit einer Breitwuchsrasse ist, daß daher sein Körperbau und damit auch sein Konstitutionstypus scharf von seinem Rassentypus geschieden werden muß, eine Notwendigkeit, die auch Jaensch an anderer Stelle grundsätzlich betont[92]). Der rassische Typus wird im Körperlichen zu annähernd gleichen Teilen von der tungiden und siniden Rasse bestimmt. Bei der Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit wird daher auch die psychische Reaktionslage dieser Rassen neben der konstitutionell bedingten Psyche berücksichtigt werden müssen. Diagnose: tun si (6 : 5). Jochbogen- und Haarform blieben unberücksichtigt, da sie in die Variationsbreite beider Rassen fallen.

Abb. 9, 10. Der Typus ist vorwiegend tungid bestimmt. Denn zu dem untersetzten Kleinwuchs gesellen sich als kennzeichnende Merkmale der typisch mongoliden Körperformgruppe der Tungiden die extrem vorspringenden Jochbögen, die stark geneigte Stirn, die Mongolenfalte bei geschlitzten Lidern und die gerade bis konkave Nase mit ihrer flachen, breiten Wurzel. Auch das Haar ist straff. Lediglich das hohe Gesicht weist im Zusammenhang mit dem relativ niedrigen Kopfindex und dem fliehenden Kinn auf siniden Einschlag. Verhältnis der Merkmale: 9 : 4. Diagnose nach Berücksichtigung des Gesamteindruckes: tun (si).

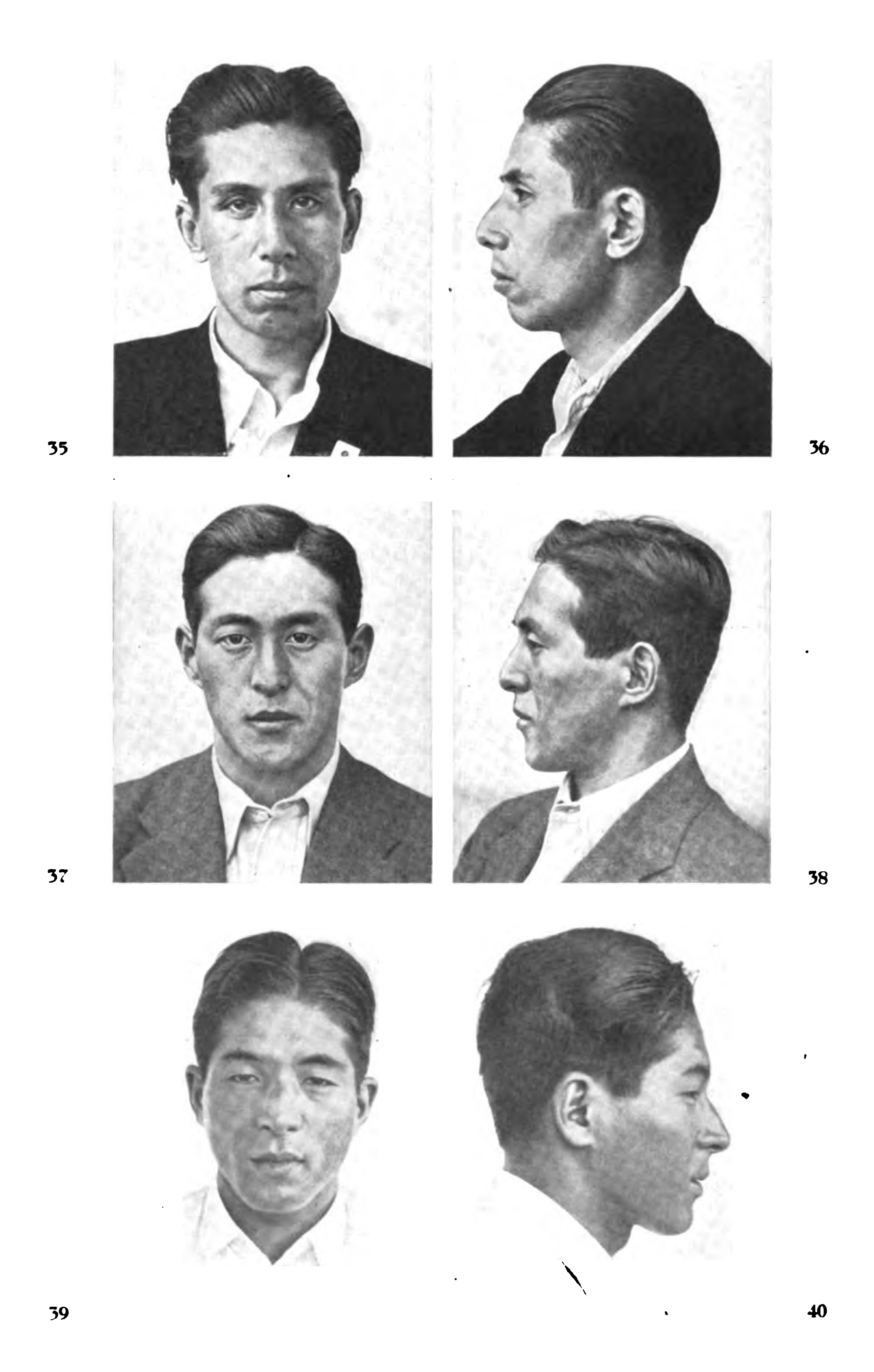
Abb. 11, 12. Sinid nach Gesichts-, Kopf- und Augenform. Für den niedrigen, untersetzten Wuchs finden sich rassisch-kennzeichnende Anhaltspunkte in den sehr dicken Lippen und der gehobenen Nasenkuppe, die, da extreme Mongolismen fehlen, am wahrscheinlichsten von pam herzuleiten sind. Diagnose: si (x^{pam}).

Abb. 13, 14. Das hohe, ovale Gesicht und die lange, gerade Nase weisen im Zusammenhang mit der Körper- und Augenform auf sinidbestimmten Typus. Auch Kinn und Stirn fallen in die Variationsbreite dieser Rasse. Lediglich der hohe Kopfindex weist auf weiteren Einschlag, der aber durch keine kennzeichnenden Merkmale zu stützen ist. Diagnose: si (x).

Abb. 15, 16. Sinid nach dem mittellangen Kopf und der geneigten Stirn, dem hohen, ovalen Gesicht und der langen Nase mit dem geraden, hohen Rücken. Da sich im übrigen nur palämongolide Hinweise finden, ergibt auch das mittelstraffe Haar einen Anhaltspunkt für si. Auf pam deuten die geblähten Nasenflügel, die vollen Lippen, der leicht untersetzte Körperbau und mit diesem im Zusammenhang die Körperhöhe. Diagnose: si pam (7 : 3).

[91]) Jaensch, W.: a. a. O. zit. S. 17.
[92]) Jaensch, W.: Körperformung, Rasse, Seele und Leibesübungen. 112 S., Berlin 1936.

Abb. 35—40. Jakonintypus. — Abb. 35, 36. Leiter der Boxstaffel. — Abb. 37, 38. Wasserballspieler. — Abb. 39, 40. Fußballspieler.


35 36

37 38

39 40

Abb. 17, 18. Vorwiegend sinid. Lediglich der kurze Kopf, die vollen Lippen und die extrem mongolide Form der Augenspalten lassen einen geringen tungiden Einschlag vermuten. Charakteristisch tritt die bei den Siniden beobachtete leichte alveoläre Prognathie hervor. Diagnose: si (tun).

Abb. 19, 20. Nach dem hohen, ovalen Gesicht, der langen, mittelhohen Nase und der Kopfform typisch sinid. Die geringe Körperhöhe mit ihrer mittelbreiten Wuchsform dürfte dagegen kaum noch durch diese Rasse bedingt sein. Da auch Lippenform, Nasenkuppe, Augenlid- und Jochbogenform sowohl in die Variationsbreite der siniden als auch der tungiden Rassen fallen, wird ein Einschlag dieser Körperformgruppe wahrscheinlich. Diagnose: si (x^{tun}).

Abb. 21, 22. Sinid nach dem hohen Wuchs, dem langen, ovalen Gesicht, der langen, in ihrem Rücken geraden Nase, den mittelweiten Augen, denen nicht nur die Plica, sondern auch das Überhängen der Deckfalte fehlt. Das Haar ist straff. Auch das leicht fliehende, aber nicht grobe Kinn weist auf si. Dagegen liegt der Kopfindex relativ hoch und läßt im Zusammenhang mit der nur wenig geneigten Stirn, der leicht aufgesetzten Nasenkuppe, den geblähten Flügeln, dem aufwärtsgerichteten Nasenboden, den vollen Lippen und dem mittleren bis untersetzten Wuchs palämongoliden Einschlag wahrscheinlich werden. Diagnose: si pam.

Abb. 23, 24. Kennzeichnend palämongolid. Als einzige mongolide Differenzierung könnten die geschlitzten, sehr engen Augenspalten angesehen werden. Diagnose: pam.

Abb. 25, 26. Kopf-, Gesichtsindex und Körperhöhe fallen in die Variationsbreite der palämongoliden Rasse. Doch erst die Formeigentümlichkeiten lassen deutliche Rasseninfantilismen erkennen. So weist der Kopf eine steile Stirn auf, das Gesicht ist niedrigrundlich, auch die wenig hervortretenden Jochbögen und die fehlende Plica deuten darauf hin, daß hier nichtausspezialisierte Rassenmerkmale einer phylogenetisch älteren Stufe vorliegen. Der niedrige, leicht untersetzte Wuchs, das fliehende Kinnprofil vervollständigen das Bild einer überwiegend palämongoliden Erscheinung. Lediglich der niedrige Nasenindex und der mittelhohe, gerade bis wellige Nasenrücken weisen im Zusammenhang mit dem mittelstraffen Haar auf die Möglichkeit siniden Einschlags. Diagnose: pam (x^{si}).

Abb. 27, 28. Hier erweist sich deutlich die Notwendigkeit der Einbeziehung von Formmerkmalen bei der rassischen Einordnung der Indizes. Diese bewegen sich sämtlich in der Schwankungsbreite mehrerer Rassen, so daß der kurze und runde Kopf erst durch die Berücksichtigung der geraden Stirn eine kennzeichnend palämongolide und nicht tungide Gesamtform ergibt. Auch das mittelhohe Gesicht wird erst durch den runden Umriß, die mittellange Nase erst durch die stumpfe Kuppe und die geblähten Flügel eine im wesentlichen palämongolid bestimmte Form. Dazu tritt untersetzter, aber übermittelhoher Wuchs. Im Zusammenhang mit dem straffen Haar und dem relativ hohen Nasenrücken ergeben sich so Anhaltspunkte für si. Augen-, Jochbogen- und Kinnform fallen in die Variationsbreite beider Rassen. Diagnose: pam si (6 : 3).

Abb. 29, 30. Am auffälligsten tritt in der Profilansicht zunächst der typisch europide Gesichtsschnitt in Erscheinung. Sowohl der leicht angedeutete Torus supraorbitalis als auch die im scharfen Knick von der Stirn absetzende gerade Nase und das prominente Kinn deuten so auf Ainu-Beimischung. Auch die Augenform, die buschigen Brauen und der Gesichtsumriß weisen auf diesen nichtmongoliden Einschlag. Der hohe Kopfindex fällt dagegen nicht mehr in diese Variationsbreite, ohne daß freilich weitere Merkmale einer Kurzkopfrasse gesichert werden könnten. Dagegen darf der hohe Wuchs in Verbindung mit den straffen Haaren und der großen absoluten Höhe des Gesichtes mit der siniden Rasse in Beziehung gebracht werden. Diagnose: ai (si, x).

Abb. 31, 32. Wieder weist die Profillinie auf nichtmongolischen Einschlag. Auch die buschigen Augenbrauen liegen nur wenig über den Lidern. Zusammen mit dem massigen, betonten Kinn und den angedeuteten Überaugenwülsten ergeben sich so ainuide Anhaltspunkte. Da bei dieser Rasse auch gelegentlich Schlitzung der Augen auftreten kann und nach Montandon sich auch Mesokephalie bis 82 findet, wird nur der hohe Wuchs und

das straffe Haar als fremder, sicher mongolider Einschlag gedeutet werden können. Diagnose: ai (x^{mong}).

Abb. 33, 34. Auch hier dürfte Ainu-Einschlag vorliegen, der sich in der kräftigen Überaugenpartie, der von der Stirn abgesetzten Nase und dem massigen Unterkiefer andeutet. Hinweise auf weiteren Einschlag bestehen in dem straffen Haar, der geschlitzten Augenlidform mit der angedeuteten Plica, der Körperhöhe und dem hohen Gesicht, die zusammen auf si deuten. Kopf-, Kinn- und Jochbogenform fallen in die Schwankungsbreite beider Rassen. Diagnose: si ai.

Abb. 35, 36. Man ist zunächst versucht zu fragen, ob es sich hier überhaupt um einen Japaner handelt. Doch einen ganz ähnlichen Typus stellt Isibasi Sukesajemon dar, der in v. Siebolds Bilderarchiv abgebildet ist[93]). Dort wie hier tritt uns ein kennzeichnender Vertreter des Jakonintypus entgegen. Handelt es sich bei dem vorliegenden Beamten um einen Sozialtypus der siniden Rasse, so werden freilich erst familienanthropologische Untersuchungen ergeben, ob mit Bauer[94]) autochthone Veränderungen im Bau der einzelnen Merkmale oder primäre Differenzen des Nervensystems oder des endokrinen Apparates vorliegen. Im übrigen weist die Erscheinung möglicherweise auf die dinaride Rasse, deren Auftreten an anderer Stelle in das Bereich des Möglichen gerückt wurde. Nasen- und Augenspaltenform sind weder orientalid noch turanid. Vielmehr verbinden sich diese Merkmale zusammen mit dem hohen und kurzen Kopf, dessen hoher Stirn und flachem Hinterhaupt und dem langen Gesicht mit dem massigen Unterkiefer zu einer kennzeichnenden dinariden Gesamtform. Dazu tritt der hohe, schlanke Wuchs. Diagnose: jak (mong).

Abb. 37, 38. Wenn es sich hier nicht ebenfalls um einen siniden Hormonaltypus handelt, könnte auch hier eine europid-mongolide Mischform vorliegen. Mongolide Merkmale finden sich in der Deckfalte des oberen Augenlides und in den betonten Jochbögen. Kennzeichnend europid wirkt dagegen die orientaliforme Nasenform. Auch die Augenlider erscheinen nahezu mandelförmig, dadurch, daß der untere Augenlidrand eine feine mediale Einbiegung erfährt. Das lange, ovale Gesicht, die weichen Lippen, Kinnform und der kleine Wuchs vervollständigen diesen Typus. Auch die Kopfform ordnet sich in das Gesamtbild ein, nur der Index liegt zu hoch. Diagnose: (jak (si, x).

Abb. 39, 40. Hier könnte einer der „amerikanischen" Typen ten Kates vorliegen. Tatsächlich ist der Anklang an die nordamerikanischen Silviden[95]) nicht zu verkennen. Bei diesen handelt es sich ja, wie bei allen amerikanischen Rassen, um Hominidengruppen aus Asien, deren Erscheinungsbild sowohl europide als auch mongolide Merkmale aufweist. Müssen diese aber als Spezialisierungen angesprochen werden, so kann es sich bei der vorliegenden Erscheinung sehr wohl und wahrscheinlich um eine zufällige Kombination handeln, zumal derartige Typen sonst nicht beobachtet worden sind. Dürfen die extrem mongoliden Merkmale, Jochbogen-, Augenform und Straffhaar als tungid angesehen werden, so wird demgegenüber die Zuordnung der übrigen Merkmale, soweit es sich überhaupt um typische Rassenmerkmale handelt, schwieriger. Möglicherweise deuten die Nasenformen, das lange Gesicht und der hohe steile Kopf auf turanid. Auch der sich nach unten verjüngende Gesichtsumriß mit dem im Gegensatz zu dem dinariden betonten Kinn ergeben turanide Anhaltspunkte. Diagnose: jak tun (8 : 3).

---

[93]) v. Siebold, a. a. O. zit. II, Tafel VIII.

[94]) Bauer, J.: Methoden der Konstitutionsforschung. Handb. d. biol. Arbeitsmeth., Abt. IX, III, H. 1. 34 S., Berlin 1929.

[95]) v. Eickstedt, E. Frhr.: a. a. O. zit. S. 696—704, 1934.

Forschungen in Süd- und Ostasien

I. Travancore, Cochinchina und Kambodscha

Von

Egon Frhr. von Eickstedt, Breslau

Mit 21 Textabbildungen

1. Plan und Probleme

Eine persönliche Einladung zur Teilnahme an der Silberjubiläumssitzung der Indian Science Congress Association, die im Januar 1938 zusammen mit der British Association for the Advancement of Science in Calcutta tagte, gab den äußeren Anlaß zu einer seit einem Jahrzehnt geplanten Expedition des Breslauer Anthropologischen Instituts. Ihre Aufgabe war die Ergänzung und Erweiterung früherer Reisen und Expeditionen des Verfassers. So sollte vor allem versucht werden, der erstmaligen Feststellung des rassischen und konstitutionellen Typengehalts und der Typengrenzen im westlichen Südasien und Orient nunmehr auch diejenige im östlichen Südasien und der anschließenden Gebiete Ostasiens und der Südsee folgen zu lassen oder mindestens ihre Klärung zu fördern.

Im Vordergrund des Interesses standen dabei Verbreitung und Rassengeschichte der Kleinwuchsformen, wie sie im weddiden und palämongoliden Kreis auftreten, und der Versuch, ihre Schichtung und Verzahnung unter sich und mit den höheren Formen einerseits und mit den ostnegriden Resten andererseits herauszuschälen. Die Anwesenheit dieser Primitivelemente aus allen drei großen Rassenkreisen, dem europiden wie mongoliden wie negriden, steht zwar außer Frage, aber der quantitative Typengehalt der einzelnen Völker und Stämme unterliegt fast überall noch Zweifeln, die Typengrenzen sind ganz ungenau, weddide und negride Elemente wurden verwechselt oder in unsicherer Form über sie berichtet und die scharfen volksmäßigen oder stammesmäßigen Harmonisierungen nur selten auf ihre rassische Basis zurückgeführt. Von großen Völkern, ja alten Kulturvölkern wie Tai oder Kmer, liegen kaum einige wenige Bilder und einige wenige, oft noch meßtechnisch anfechtbare Mittelwerte vor, die nur vermuten lassen können, nach welchen Richtungen sich die rassische

Zusammensetzung bewegt. Diese Lücken finden sich in der Anthropologie des ganzen Hinterindien, Indochina und Indonesien. Die wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung unserer anthropologischen Kenntnisse dieser Gebiete und ihr derzeitiger dürftiger Stand wurde bereits kürzlich an dieser Stelle erörtert (Z. Rassenk. 1937 V, 273 ff., VI 187—198 ff.).

Es wurde auch darauf hingewiesen, welche menschheitsgeschichtliche Bedeutung gerade diesen Räumen zukommt (1930, 1933). Sie stehen in anthropodynamischer Hinsicht unter dem Einfluß zweier großer Druckzentren: des siniden Druckzentrums, dessen älteste, ältere und neuzeitliche Auswirkungen überall handgreiflich deutlich in Erscheinung treten und das auf verschiedenen Wegen noch heute und täglich seine außerordentliche Stärke erweist, und der süd-himalayischen Stromlinie, die in den ältesten Zeiten eine große Kraft entfaltete und bis tief in die historischen Epochen hinein mit dem Ostwärtsgreifen indider Elemente Bedeutung besaß, heute jedoch stark im Abklingen begriffen ist. Schübe, Kämpfe, Epochen und Wanderungen haben hier gewechselt und im Zusammenspiel mit gleichfalls wechselnden wirtschaftlichen Stadien und Anpassungen und — noch wichtiger — geologischen Änderungen zu der geradezu verwirrenden Typenfülle geführt, die heute der Raum zwischen Indien, China und Insulinde enthält. Uralte Rassenströme haben sich hier verflochten, jüngere Wanderungen und Wellen haben sich dazwischen geschoben oder darüber gedeckt, die geologische Zertrümmerung des hinterindischen Raumes mit ihren weiten Transgressionen des Meeres haben die beginnenden Großgruppen wieder aufgebrochen und zu Inseltypen und kontinentalen Isolierungsgebieten geführt, die mit Seefahrt und Krieg der jüngeren Kulturepochen abermalige Störungen erfuhren. So kommt es, daß die älteren Reisenden zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nicht über einige Typenbeschreibungen von Völkern (Finlayson, Crawford, Raffles, Marsden u. a.) hinauskamen und die allein atomistisch-metrisch arbeitende Anthropologie nicht in der Lage war, die Typenballungen und Typenschichtungen voneinander zu sondern.

Dazu tritt ein zweites, weniger rassenhistorisches als rassenbiologisches Moment, das seinerseits die Typenanalyse hier wie anderwärts erschwert. Rassen, die zoologischen, systematischen Formengruppen, sind bekanntlich durch bestimmte, typische Einzelmerkmale und durch ihre bestimmte, typische Verbindung in Individuen und räumlich zusammenhängenden Typenkreisen gekennzeichnet. Dabei kommt jedoch den verwendeten Merkmalen eine sehr verschiedene biologische Wertigkeit zu. Ihr klassifikatorischer Wert ist gleichfalls ganz verschieden.

Ausschließlich systematisch-klassifikatorischen Wert besitzen Einzelmerkmale wie Nasenkuppenform, Mongolenfaltenausprägung, Wangen- oder Lippen- oder Ohrkonfiguration. Das sind systematische Rassenmerkmale im engeren Sinn des Wortes. Daneben stehen andere Merkmale, die nicht nur für einzelne geographische Typenkreise gelten, sondern sich innerhalb der ganzen Menschheit auswirken und somit zu einer Variabilität der rassischen Erscheinungsgruppen führen, die sich keineswegs immer mit den typischen Häufungen der typischen Einzelmerkmale ganz zu decken braucht. Sie wirken sich aber auch innerhalb des ganzen Individuums aus und gestalten und formen die rassentypischen Einzelmerkmale um. Den Einzelmerkmalen stehen also ganzheitliche Merkmale gegenüber. Das sind vor allem Körperproportion, Entwicklungs-

zustand und Knochenbau. Jede rassische Klassifikationsgruppe, aber auch jedes rassengemischte Volk zeigt die Variabilität und das Formenspiel zwischen Langwuchs- und Breitwuchstypen. Ihm müssen die Einzelmerkmale folgen. Ebenso finden sich in jeder größeren Rassengruppe Individuen oder Gruppen mit Merkmalen, die in phylogenetischer Hinsicht mehr progressiv oder primitiv sind, und die wieder das gesamte Individuum erfassen und mitformen. Und schließlich spielt unabhängig von der Fülle der rassischen Einzelmerkmale wie den proportionalen und phylogenetischen Durchstrahlungen des Individuums noch die Stärke des Knochenbaus an Kopf und Gliedern — der nicht gleichgeprägt zu sein braucht — eine beträchtliche Rolle für die endgültige Gesamtprägung eines Individuums oder einer Rassengruppe.

Das alles heißt aber: die typischen Merkmalshäufungen der Klassifikationsgruppen finden ganzheitliche Abwandlungen. So kann ein untersetzter Indider weddiden oder brachiden Einschlag, kann ein untersetzter Nordider alpinen Einschlag aufweisen, kann aber auch nur der körperbaulichen Variabilität seiner Gruppe folgen. Hier liegen Fragen, die für den Einzelfall immer offen bleiben werden, die aber für die Gruppe eine befriedigende Antwort finden können. Denn jede Gruppe typischer Merkmalshäufung der Einzelformen von Nase, Kopf, Gesicht oder Höhe wird auch in den genannten drei ganzheitlichen Merkmalen eine bestimmte Neigung und damit einen positiven Beitrag zu rassentypischer Häufung als solcher aufweisen. Doch sind das dann gewiß nicht Merkmale, aus denen man ohne weiteres auf Verwandtschaft oder Wanderungen schließen könnte — weder Kurzbautypen noch primitive Formen brauchen an sich und unter sich zusammenhängen. Das Übersehen derartiger selbständiger hormonaler Konstellationen — wie sie ja alle die erwähnten ganzheitlichen Merkmale darstellen — hat besonders in der Frage der sogenannten australoiden (richtiger australiformen) Schichten und Beziehungen eine oft unklare und verhängnisvolle Rolle gespielt. In Indien wird damit die Frage der Beziehungen zwischen Melaniden und Melanesiden, in Hinterindien der Verwechslung weddider und negritider Prägungen berührt. Andererseits führen eben diese Konstellationen zu der typischen Gesamtprägung von Individuum und Gruppe.

Diese Gesamtprägung ist ihr „Stil". Er ergibt sich aus dem Zusammenklang von vier biologischen Elementen und besitzt eine hervorragende rassische und klassifikatorische Bedeutung in anatomischer wie in psychologischer Hinsicht. Aber ihr Wesen muß berücksichtigt werden, wenn man derart verwirrenden Typenreichtum, wie sie der südasiatisch-indonesische Raum bietet, auf seine biologischen Grundzüge zurückzuführen versuchen möchte. Sonst führen konstitutionelle Varianten zu Lokalrassen und hormonale Harmonisierungen zu pseudo-europiden Typen, und die Grundzüge und Grundlagen verschleiern sich hoffnungslos.

Für die geplanten Studienreisen lagen damit Aufgabe und Warnung gleichzeitig vor. Der „Stil" der Gesichtsprägung sollte zudem mit einer Reihe neuer Maße erfaßt und metrischer Vergleichbarkeit zugeführt werden, wovon noch im einzelnen die Rede sein wird, und rassen- und völkerpsychologische Beobachtungen das Gefundene auch nach der seelenkundlichen Seite ausbauen.

Aus dem Gesagten ergeben sich Reiseweg und Einzelproblematik ohne weiteres. Beginn mußte Indien sein, die Melanidenfrage, das Negritoproblem, die

Weddiden. Zu den ganz wenigen primitiven Waldstämmen, die dem Verfasser noch nicht durch persönliche Berührung bekannt waren, gehörten die Kanikar im südlichsten Süden der Halbinsel. Sie sollten daher zuerst aufgesucht werden. Bei ihnen, die Ceylon am nächsten sind, war die Frage der Beziehung zur maliden oder gondiden Gruppe von besonderem Interesse und konnte auch zur Klärung der hinterindischen Probleme beitragen. Denn hier war in erster Linie festzustellen, ob die wiederholt berichteten negritiden Einschläge oder sogar Reste auch außerhalb von Malaya zu Recht bestehen, und ob sich hier maloide oder gondoide Formen ergeben. Das erforderte die Untersuchungen der Porr im Hinterland von Tschantabun, also den Cardamombergen zwischen dem Golf von Siam und dem großen Binnensee Tonle Sap in Kambodscha, an dessen Ufern noch vor einem Halbjahrtausend eine der größten Kulturen Asiens geblüht hatte. Zuletzt hatte Brengues 1905 von 20% negritidem Blut im Innern der Cardamomberge, im Dorf Sre Ten Yor, gesprochen. Aber seine Bilder waren ungenügend, die Maße zeigten nichts Eindeutiges, die Angaben widersprachen sich teilweise. Bestand die Schätzung des Prozentsatzes zu Recht? Wie stellte sich die Typenverteilung der Porr zu der bei den Annamiten, Cochinchinesen, Tonkinesen, Kambodschanern, Siamesen, Laoten? Irgend etwas Handgreifliches weist die Literatur darüber nicht auf. Ebenso ist nur wenig Positives über die weiteren Ausstrahlungen der beteiligten Typen nach Malaya und Indonesien oder China bekannt. Hier war des weiteren nach Schichfungen und Grenzen zu suchen. Davon soll in späteren Berichten die Rede sein, der diesmalige wird Indien und das südliche Indochina zu schildern haben.

Die Möglichkeit, das wissenschaftlich wie räumlich ziemlich umfangreiche Programm angehen und durchführen zu können, verdankt der Verf. vor allem drei Instanzen. Die erste ist die Indian Science Congress Association, die Anstoß und erste Grundlage gab, die zweite ist die Forschungsgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, die durch Gewährung von Photomaterial und Mitteln beisprang, und die dritte das Auswärtige Amt, das durch diplomatische Vorbereitung wie Beschaffung von Devisen — ohne die überhaupt keine Arbeit hätte stattfinden können — die Ziele der Expedition unterstützte und die Unkosten des Verf. verringerte. Für diese entscheidenden Hilfen fühle ich aufrichtige und tiefe Dankbarkeit. Des weiteren habe ich dem Herrn Reichsminister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung für die Gewährung des Urlaubs zu danken, der auch die Ausnutzung des Gebotenen ermöglichte, sodann meiner Frau, die den „Nachschub" der Expedition organisierte und durchführte, und der Ersten Assistentin am Anthropologischen Institut Breslau, Fräulein Dr. habil. Schwidetzky, die Vorlesungen, Verwaltung und Zeitschrift übernahm. Die beteiligten ausländischen Regierungen und zahlreiche Landsleute, Freunde und Kollegen im Fernen Osten haben schließlich im Laufe der Reisen helfend und fördernd eingegriffen, wovon an geeigneten Stellen im Bericht selbst noch die Rede sein wird.

2. Neue Beobachtungen in Südindien

Das interessanteste Problem der indischen Anthropologie ist gewiß die Frage nach Stellung und Herkunft der vor allem in Südindien verbreiteten dunkelhäutigen Rassenelemente. So offensichtlich ihr Vorhandensein als solches ist, so schwer ist es doch, deren biologischen Charakter eindeutig zu umschreiben. Zwar wird heute kaum noch ein ernster Forscher daran glauben, daß afrikanische, melanesische oder andamanische Rassen nach Indien gewandert oder

hingebracht worden seien, daß hier also in der geologischen Neuzeit irgendwelche nennenswerten Verschiebungen stattgefunden hätten, und die Ansicht ist mehr-minder allgemein, daß mit den „Schwarzindern" autochthone Elemente und Einschmelzungen vorliegen. Nur hie und da spukt in zweitrangiger und meist fremdsprachiger Literatur noch der berüchtigte Huxleysche Hafenkuli (Z. Rassenk. 1937 VI, 48) nach, dessen Einfluß sogar die Sarasins unterlagen. Aber sie schworen ab (Z. Rassenk. VI, 162), und seitdem ist die Sage von Australiern oder Australoiden in Südindien erledigt. Von Verwandtschaften kann hier keine Rede sein. Wohl aber haben wir australi f o r m e Typen, wo im indischen Rassenkreis sich primitive Züge mit Grobkomponenten verbinden. Es stehen also Entwicklungsstufen und Knochenbaustil zur Diskussion, zwei jener anthropologischen Merkmalsganzheiten, die wir eingangs erwähnten. Sie nehmen sowohl an der Bildung dunkler wie heller Rassen in Südindien teil. Umfang und Stärke dieser Erscheinung sind aber bisher wenig berücksichtigt worden, und selbst die Grenzen der Haupttypen sind noch nicht allerorten klar.

Im groben genommen fallen allerdings Raum und Rasse in Indien so stark zusammen, daß kaum Zweifel walten können: alle ebenen Gebiete zeigen progressive Formen, im Norden hellhäutige, im Süden dunkele, alle Dschungelgebiete primitive Formen, im Norden wieder helle, im Süden dunkele. Daraus ergibt sich eine sehr einfache Viergliederung der indischen Rassen in Indide, Melanide, Malide und Gondide, wobei als Schönheitsfehler nur die Tatsache bestehen bleibt, daß der numerische Anteil sehr verschieden ist. Denn die Indiden weisen eine beträchtliche Zahl gut unterscheidbarer, weitverbreiteter Untertypen auf (Z. Rassenk. VI, 185), die Maliden sind dagegen nur über einen geringen Raum verbreitet. Doch die Frage der Gliederung nach drei oder vier Hauptgruppen und die Art der Zusammenstellung der Untergruppen ist nur von äußerlicher und geringer Bedeutung. Die Hauptgruppen als solche, wie sie vom Verfasser erstmalig 1931 aufgestellt wurden, haben sich immer wieder bestätigt, sogar auf rechnerisch-spekulativem Wege (C e n s u s o f I n d i a 1931, veröffentlicht 1935). Auch die Grenzen sind für die Melaniden im Westen ganz klar, wo sie durch die indischen Cardamomberge mit ihren maliden Stämmen scharf von der malabarischen Ebene mit der keraliden Unterrasse der Indiden getrennt sind. Auch gegen Nordwesten ist wenigstens ein starker quantitativer Unterschied am Abfall des Dekkanplateaus, also zwischen Mysore und dem Tamilland, festzustellen. Nur im Nordosten an der Küste liegen die Dinge anders. Hier streckt sich die offene schmale Alluvialebene am Fuß der Ostghats von Bengalen bis in den Süden entlang, und fast unmerklich gehen die Rassenelemente ineinander über. Gewiß ist bei Ellore der Grundstock der Bevölkerung noch melanid und bei Vizagapatam trotz drawidischer Telegusprache eindeutig melanid. Strittig ist aber das weite dazwischenliegende Godaveri-Gebiet.

Die zweimalige Durchquerung der Halbinsel, nämlich im Dezember 1937, von Dhanushkodi im Süden bis Calcutta im Norden und im Januar wieder zurück, gab zu Beobachtungen über die melaniden Rassengrenzen Gelegenheit. Von Colombo aus dauert diese Reise vier Nächte und drei Tage. Abends verläßt der Zug Maradana Station, erreicht am Morgen gegen 6 Uhr den Perlfischerort Manār, von wo nach vielen Förmlichkeiten ein Dampfboot in zwei Stunden entlang der „Adamsbrücke" Dhanushkodi anläuft — ein Anlegeplatz



in ödem Dünengelände und mit ein paar Kulihütten, von denen als erster „Gruß“ auf britisch-indischem Gebiet eine Fahne mit Hammer und Sichel weht. Sie begegnet dem Reisenden allerdings kaum wieder, desto mehr aber die Kongreßflagge. Unter den Kulis sind kleine untersetzte Gestalten mit breitem Gesicht, fliehendem Kinn und englockigem Haar nicht selten. Auch die Grobkomponente ist im Gesicht oft stark ausgeprägt. So mischen sich malide und australiforme Züge und bestätigen, was auch die Plantagenarbeiter aus dem Ramnād-Distrikt in Ceylon zeigen, daß nämlich gerade Ramnād und nicht etwa das südlichere Tinnevelli oder bergnähere Dindigal in seinen unteren Kasten stark malide Elemente enthält.

Dann führt die Fahrt durch Pudukottai, das Kerngebiet der einstigen Krieger- und Räuberkasten der Maraver und Kaller, und damit durch melanides Kerngebiet überhaupt. Am nächsten Morgen ist Madras erreicht, das der ganzen Präsidentschaft den Namen gab. Aber gerade der typische Madrassi ist nicht der typische Melanide. Die derben, tiefdunklen Gesichter von Kaller oder Paller sind typisch melanid, der Madrassi ist dagegen zarter und langgesichtiger und nähert sich schon den Typenharmonisierungen, wie sie Mysore zeigt. Die Grobkomponente aber ist für die Melaniden so kennzeichnend, wie die Grazilkomponente für den Kern der Indiden. Es bleibt Zeit, einen Gang durch eines der Großdörfer zu machen, aus denen sich das weitläufige Madras zusammensetzt, und gerade an diesem aus so zahlreichen früheren Besuchen wohlvertrauten Ort die Stimmung und Seele des fernen Orients aufzunehmen — und seine Gerüche, seinen Schmutz, das enge Wirrwarr in weiten Räumen, die Buntheit, den Lärm, das Anderssein.

Am nächsten Morgen läuft der Zug in Bezvada und Rajamundri ein, deren typische Bauten im voraus vor dem geistigen Auge aufspringen, ehe sie wieder Wirklichkeit werden. Donnernd und rauschend fährt die lange Wagenreihe über die gewaltigen Eisenbahnbrücken von Kistna und Godaveri. Hier liegt, der Theorie nach, Einbruchsgebiet der Indiden. Aber ein Blick auf Händler und Kulis oder Wagenlenker, auf die Einheimischen also, zeigt, daß der melanide Einfluß noch keineswegs abgeklungen ist. Das Godaveridelta ist alles andere als eine scharfe Grenze zwischen Melanid und Indid. Erst bei Tuni und Anakapalle ist eindeutig indides Gebiet erreicht. Allerdings mildert sich der Eindruck wieder auf der Rückfahrt, wo sich umgekehrt indide Elemente ins Kistnagebiet verfolgen lassen. Bei Samalkot bestätigt sich der einstige Eindruck eines kräftigen Vorstoßes des nördlichsten Ausläufers der Maliden. Es liegt also eine breite Übergangszone vor, deren quantitative Typenreihe erst rassendiagnostische Einzeluntersuchungen von Dorf zu Dorf klären könnten.

Es folgt die Kongreßwoche in Calcutta mit ihren zahlreichen Vorträgen und fast noch zahlreicheren Teas, Alt Homes und Dinners, mit den Besichtigungen neuer akademischer, industrieller und kommerzieller Einrichtungen, mit dem Wiedertreffen zahlreicher alter Freunde aus Indien und England und Gewinnen neuer Freunde. In liebenswürdigster und herzlichster Weise fand ich in diesen Tagen Aufnahme bei Herrn Geisse, und die Herren Generalkonsul Graf Podewils, Dr. Brocke von den I.G. Farben und Professor Natesan und Krishna Iyer, Söhne meines verstorbenen Freundes Rao Bahadur Iyer, greifen für die weiteren Ziele der Reise helfend ein. In altvertrauten und kaum veränderten Bazaaren wird die Ausrüstung ergänzt und das vielfältige Typenbild in der Stadt gibt zu Überprüfungen Gelegenheit.

Dann verläßt eines Abends der Südexpreß wieder die Stadt und das für die indische Oststrecke so ungemein typische brausende Dröhnen der Stahlbrücken über die unzähligen Flüsse und Ströme, die der Ostabdachung der Halbinsel folgen, füllt wieder die




Abb. 1. Der Tänzer Gopinad

sternklaren Nächte. Zum zweitenmal fährt der Zug am Mahendragiri im Soraland vorüber, wo ich meine indischen Untersuchungen vor 11 Jahren begann, und diesmal teilen die beiden jungen Prinzen von Parlakimedi mein Abteil, die jetzt in dem gleichen Raum der einstigen Residency hausen, in dem ich vor und nach der Soraexpedition lebte. Andere Freunde sind im Zug, von neuen Bekannten hört man von den volklichen und personellen Änderungen, die gemeinsame Bekannte betreffen. 11 Jahre scheinen auf ebensoviel Monate zusammengeschrumpft. In jeder Station setzt dann wieder in grellem Sonnenglast das gleiche Lärmen und wirbelnde Drängen einer im wahrsten Sinne des Wortes bunten Menge ein, die unvermeidlichen räudigen Köter und flinken Krähen, Staub, Currygerüche, Angloinder, Spencers blau-weiße Boys vervollständigen das typische Bild einer indischen Station, die immer wieder zu unendlich vielen Einzelbeobachtungen Gelegenheit und Anlaß gibt. Die Nächte, die in Calcutta so kühl waren, daß die Wollweste hervorgeholt wurde, werden wieder wärmer, wie südwärts Breitengrad um Breitengrad überholt wird. In Madras werden die Kollegen Graveley und Raghavan begrüßt, vor dem weiten schönen Universitätskomplex von Tambaran bei Madras mit Freund Barnes, dem Chemiker, die einstige, glänzende Hauptstadt der Cholas, das alte, etwas vernachlässigte Conjeeveram (Kanjíveram), besucht.

Am Abend des 18. Januars stehen in Trivandram die Staatsautos des Maharaja von Travancore, als dessen Gast ich meine Zeit in dem so ungemein interessanten Staat, wo älteste und neueste Kultur Indiens sich unmittelbar berühren, verbringen darf. Frau Watts sorgt für das leibliche Wohl, Krishna Iyer, der mir als Begleiter beigegeben wurde, für das geistige, was beide in der ausgezeichnetsten Weise durchführten. Hilfen verdanke ich sodann dem geistreichen und gewandten Dewan (Staatskanzler) des Staates, Sir C. P. Ramaswamy Iyer, dem Minister Dr. Kunjan Pillai, Verfasser des Travancore-Census 1931, dem Vice Chancelor (Rektor) der entstehenden, wesentlich auf praktische Ziele gerichteten Universität, und Herrn Oberst Watkis, dem Kommandanten der Palastgarde und Truppen des Maharaja. In liebenswürdiger Weise interessierte sich auch der junge hochgebildete und tatkräftige Maharaja, der kürzlich die Tempel seines Landes den Outcasts öffnete, für meine Arbeiten, und die Aufenthalte im Palast wurden





Abb. 2. Frau und Mann der Kanikar

durch alte Spiele, wie sie sich gerade in Malabar erhalten haben, und durch die erstklassigen Darbietungen des Chefs der Palast-Tanz-Schule, Herrn Gopinad, ethnologisch und anthropologisch besonders anziehend. Von Gopinad konnte eine größere Reihe ausdruckskundlicher Aufnahmen gemacht werden (Abb. 1). In der überfüllten Victoria Hall wurde unter Vorsitz des Staatskanzlers ein Vortrag über „The vedic Nagas in the racial biology of India" gehalten.

3. Untersuchungen bei den Kanikar

Das Hauptinteresse in Travancore aber galt den Ureinwohnern der südlichen Waldgebirge, den Kanikar. Sie wurden an zwei Stellen besucht und gemessen, in Kallār 70 Meilen n.nö und in Pēchipāra 100 Meilen s.sö von Trivandram. Das gab Anlaß zu mehrfachen Autofahrten durch das ganze Land zum Studium der ländlichen Typen, die hier weit weniger ausgesprochen keralid erscheinen als im nördlichen Malabar, und zum Besuch des Landsend von Indien, dem Cap Comorin. Hier greifen sehr deutlich melanide Elemente um die Südspitze der ins Meer tauchenden Gebirgskette vor und hinauf bis in die Gegend der alten Festung Padmanabhapuram. Noch ganz in melanidem Gebiet liegt Nagacoil, die Stadt, die „Schlangentempel" heißt. In der Tat gelang es nach mehrfachem Fragen, einen ersichtlich sehr alten Schlangentempel mit einem wohl über tausendjährigen Bo-Baum zu finden, dessen Beziehung und Bedeutung für den gerade in Malabar erhaltenen Nagakult und für die Rassengeschichte Indiens bisher keine Beachtung gefunden hatten. Einen steinernen Naga-Krishna aus Nagacoil beförderte Herr Bahr aus Madras freundlicherweise in die Heimat. Die für Indien so typischen Kontraste traten besonders scharf an jenem Tage heraus, wo morgens im dichten Urwald noch die Kanikar untersucht wurden, am Nachmittag aber im weiten stilschönen Palast des Maharaja ein Tee mit fremden Gästen und den Spitzen des Staates stattfand.

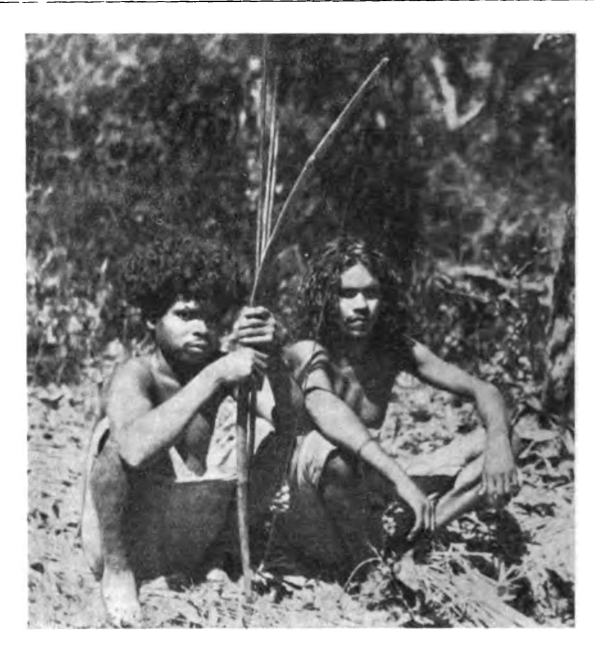


Abb. 3. Kanikar-Männer

Die Kanikar selbst finden sich mit einer Kopfzahl von etwa 6½ Tausend Individuen an den Wasserläufen der Cardamomberge, etwa südlich der Höhe Koilon (Quilon), wo sie ein halbnomadisches Leben mit Sammler- und Naßkultur führen. Sehr ausgesprochen ist ihr soziologisch-kultureller Zweizerfall in eine Nordgruppe nördlich der Höhe Naduvangad, die wohlhabender ist und zerstreute Einzelhütten baut, und eine südliche, die Zeilendörfer errichtet. Bekannt sind die Baumhütten der Kanikar, die sich jedoch nur dort finden, wo wilde Tiere und besonders Elefanten die Gegend unsicher machen. Baumhütten sind hier also eine sekundäre, keinesweges eine ursprüngliche Erscheinung. Bei beiden Gruppen treten exogame Clans mit mutterrechtlichen Einschlägen, Gemeinschafts- und Junggesellenhütten, ausgesprochene Bambuskultur, Bogen, Schleuder, Feuerbohrer auf. Die Eigennamen sind hinduistisch, und zwar kehren wenige gleiche Namen immer wieder, so z. B. bei den Frauen Parvati (die Göttin der Schönheit), bei den Männern Mallan.

Zuerst wurde die Nordgruppe bei Kallăr am Fuß des schönen Ponmudi-Berges mit seinem „Sanatorium" und seiner herrlichen Fernsicht nach Ost und West aufgenommen. Die meisten von diesen Leuten in der Literatur veröffentlichten Bilder zeigen verhältnismäßig progressive Typen, wie sie auch unter den niedersten Kasten der Ebenen auftreten. Daher war der erste spontane Eindruck völlig unerwartet: das sind ja Weddas! Gesichtsschnitt, Typenvariabilität, Haltung, Wesen, Geruch erinnerten immer wieder an das aus Ceylon aus längerem Zusammenleben wohlbekannte Bild. Allerdings sind diese Kanikar weit besser genährt, die würdigen alten Typen fehlen, die feinere Komponente, die auf singhalesiden Einschlag zurückgeht, gleichfalls. Immer aber bleibt noch eine gute Zahl von Typen, die von häufigen Merkmalskombinationen bei den Weddas, und zwar den Dschungel-, nicht den Dorf- oder gar

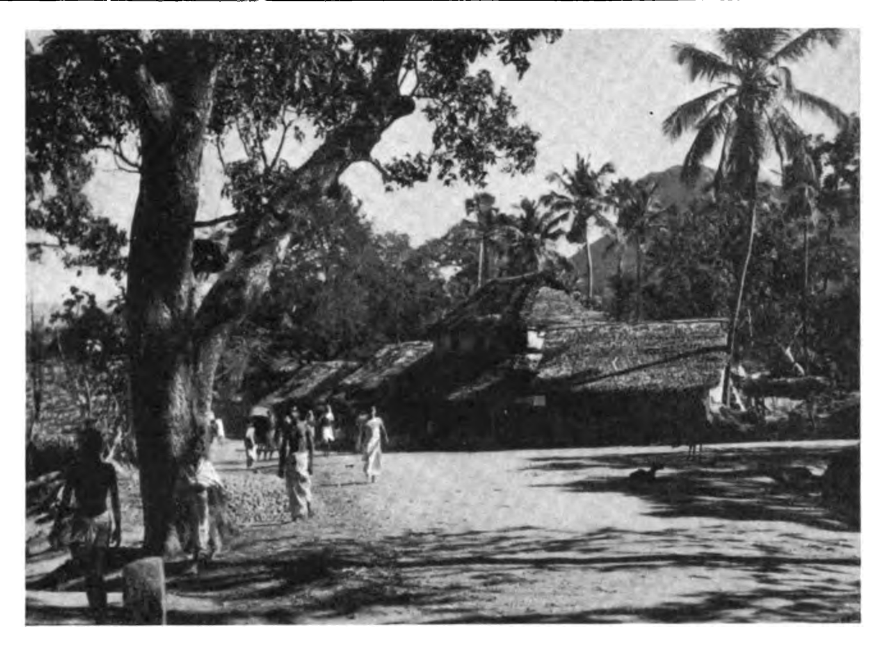


Abb. 4. Straße in Travancore

Küstenweddas, nicht zu trennen sind. Das ist um so interessanter, als es sich hier um die räumlich nächsten Festlandsnachbarn der Weddas handelt, die heute allerdings durch den weiten Golf von Manār und die singhalesische Siedlungszone voneinander getrennt sind.

Die Frage der Beziehungen zu den dunkelhäutigen Rassen wird dadurch jedoch eher erschwert. Denn wie bei den Weddas findet sich englockiges Haar nur verhältnismäßig selten, und leichte Kräuselung konnte nur in zwei Fällen festgestellt werden. Haarproben wurden reichlich gesammelt. Auch die Hautfarbe weist nur selten die ganz dunklen Stufen auf, wie sie etwa die Panyer (und die Tamilen) zeigen. Es findet sich vielmehr eine enge Gedrängtheit der Farbtöne bei Männern um 29, bei Frauen um 26. Das ist allerdings immerhin beträchtlich dunkler als bei typischen Gondiden, etwa bei Khond oder Oraon. Die geringe Farbenvariabilität spricht gewiß nicht für Mischung, mindestens nicht für rezente Mischung. Die Harmonisierung als solche, der Stammestypus, kann hier als ebenso ausgesprochen wie bei den anderen Primitivgruppen Südindiens gelten. Man wird ihn nur noch als abgeschwächt malid bezeichnen können. Denn es fehlen die oft gekräuselten Haare der Kadr wie deren dunkle Haut, und sowohl die Primitivkomponente als auch die Grobkomponente sind nicht so stark entwickelt wie bei diesen und den Panyer. Das alles bedeutet auch wieder Annäherungen an die eigentlichen Weddas. So läuft auch die morphologische Typenvariabilität, wie Abb. 3 zeigt, von Individuen, die Senoi sein könnten, zu Individuen, die Weddas sein könnten.

Die Untersuchungen bei der Südgruppe bestätigten diesen Eindruck. Im übrigen aber ergaben sich auch Unterschiede. Die Kallar-Kanikar sind wohlgenährt, vergnügt, geweckt und wurden bald zutraulich und gingen dann gern auf kleine Scherze ein, machten auch von sich aus Bemerkungen. Es gelang am



Abb. 5. Messen der Höhe der Nasenkuppe über den Angulare-Punkten

ersten Tag nur, einen Teil der Arbeit bei den zahlreich Erschienenen zu bewältigen und alle anderen mußten auf vier Tage später noch einmal bestellt werden. Es ist bezeichnend, daß alle Männer und Frauen bis auf einen Mann wiederkamen — und die Dschungelpfade sind beschwerlich, die Frauen müssen kochen und Kinder hüten. Ganz anders verhielten sich die Pechipāra-Kanikar. Sie waren scheu, ja mißtrauisch, die Frauen, von denen überhaupt nur vier meßbare Individuen erschienen, verschlossen und ängstlich. Die Leute machten zudem einen ärmlichen und sogar vielfach elenden Eindruck. Auch der gesamte Gruppentypus wich von dem der nördlichen Kanikar etwas ab. Insgesamt wurden hier 72 Männer und 28 Frauen gemessen und photographiert, wobei auch die konstitutionell wichtigen Maße, wie Gewicht und Brustumfang, festgestellt wurden. Eine Vergleichsserie indider Naïr aus der Palastgarde des Maharaja, die gleichzeitig frühere (noch unveröffentlichte) Messungen an Naïr ergänzt und mit zahlreichen Haarproben das häufig englockige Haar der Keraliden zeigt, konnte schließlich noch in Trivandram selbst gewonnen werden. Die Überschneidungen sind nicht ohne Reiz: indide Naïr mit durch Kurzschnitt kaum verborgener Englockigkeit und malide Kanikar mit trotz verhältnismäßiger Länge häufig schlichtem Haar.

4. Stilmaße

An den Kanikar wurden auch erstmalig Stilmaße abgenommen, wobei der v. Eickstedtsche Tiefenmesser — der auf den Gleiter aufgesetzt wird — Verwendung fand. Sind doch für die Form eines Gesichts gewiß nicht nur die absoluten Höhen- und Breitenmaße und ihre Inbeziehungsetzungen, sondern auch die gegenseitige Lagerung der Formelemente und damit die Tiefenbeziehungen von Bedeutung. Die Anthropologie hat sich bisher wenig um sie gekümmert, wie überhaupt um das Problem der Form, der Dreidimensionalität des Körpers. Erst die Mitberücksichtigung der Tiefenkomponente aber erschließt das rassisch so kennzeichnende Relief des Gesichts, das durch die Art der Zuordnung der einzelnen Formelemente entsteht und seinen Stil bedingt. Man denke an die Spitzheit des Dinariergesichts, die Kantigkeit des fälischen, die Rundheit des weddiden, die Flachheit des mongoliden. Reliefenergie und Stil können beschrieben, können aber außerdem am Schädel wie Kopf durch geeignete Maße und Indizes erfaßt und auf kurze Zahlenausdrücke zurückgeführt werden.

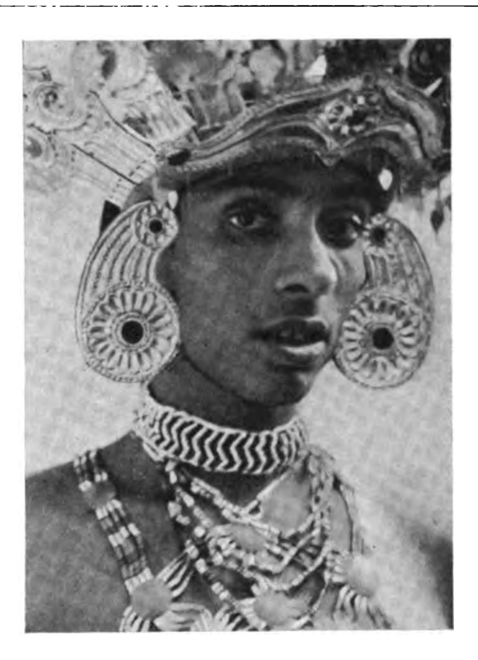


Abb. 6. Tempeltänzer aus Kandy
Grober singhalesischer Typus

Dazu ist eine gemeinsame Basislinie für eine größere Anzahl von Tiefenbestimmungen wenn nicht unumgänglich, so doch empfehlenswert. Sie bietet sich in der Tragion-Distanz. Von hier wird ein oberer und ein mittlerer Gesichtsschnitt gelegt, dessen Einzelelemente die Formteile erschließen. Der obere läuft von Tragion über Ektokonchion und Subnasion zu den entsprechenden Punkten der Gegenseite, der mittlere und wichtigere von Tragion über Angulare und Pronasale zur Gegenseite, wozu die Breite und Tiefe von Nasenkuppe und Nasenwurzel treten. Ein unterer Schnitt kann von Gonion über Gnathion zu Gonion gelegt werden. Die Inbeziehungsetzung der einzelnen Komponenten des Gesichtes durch Indizes und an der Zeichnung erschließt dann den typischen Stil des Rassengesichts.

5. Ceylon

An Travancore schloß sich nach einer Unterbrechung in Madura mit seinem wuchtigen merkwürdigen Tempel, der dankenswerterweise auch Fremden zugänglich ist, dann Ceylon an: der Aufenthalt in Colombo, wo mich das gastliche Haus des Kollegen Marett und seiner Frau aufnahm, der besonders erfreuliche Vortrag in der Asiatic Society unter Vorsitz des Kultusministers, der unter dem Titel „Modern Methods of Racial Diagnosis" eine begriffliche Auseinandersetzung und methodische Schilderung, sowie ihre Anwendung auf Ceylon und seine alte Geschichte brachte, der Besuch des altvertrauten Kandy, wo der liebenswürdige Dr. Nell — wie in Colombo — Tänze vorführen ließ und sein neues Museum und den sehr störenden neuen Tempelanbau zeigte.

Auch sonst hatte sich vieles geändert: der Ratemahatmaya von Bibile[1]) ge-

[1]) v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassengeschichte einer singhalesisch-weddaischen Adelsfamilie. Arch. Rass. Ges. Biol. XIX, 369—388, 1927.

storben, ebenso Tuta Vidane, der Korala von Galagoda erschossen von dem romantischen Tinahamy, den die Polizei seit zwei Jahren vergeblich in den Dschungeln des Weddalandes sucht und über den der bekannte Weddaforscher Spittel bereits eine Geschichte schreibt. Es ist eine typische Geschichte des Weddalandes, wie sie im Lauf der Jahrhunderte in ähnlicher Art unzähligemal geschah.

Beobachtungen zeigten wieder die starke Ausprägung der Grobkomponente unter den Singhalesen, die in dem sonst vielfach so ähnlichen Malabar in dieser Stärke fehlt, und die hellen Singhaleside morphologisch sehr nahe an die tiefdunklen Melaniden, ihre unmittelbaren Nachbarn, rückt, die sie gleichfalls besitzen. — Dann brachte mich die allen Ostasienfahrern wohlbekannte schöne „Gneisenau" in eine ganz andere, neue, fremde Welt.

6. Singapore und die chinesische Expansion

Singapore, Welthandelsstadt und strategisches Zentrum ersten Ranges, ist Hauptstadt der Malayenstaaten von Malakka. Aber Malayen sucht man in seinen Straßen fast vergeblich, sie sind noch seltener als etwa Birmanen in Rangoon, oder Siamesen in Bazaarständen von Bangkok. Singapore ist vielmehr Chinesenstadt, ist westlichster Ausläufer und Bollwerk der gewaltigen siniden Ausbreitung, die seit Jahrhunderten und besonders stark anschwellend im letzten Halbjahrhundert südwärts und westwärts läuft. Sie greift hauptsächlich von Kwangtung (Kanton), Fukien und Hainan ins nahe Indonesien über und zwar über See. Aber auch zu Land findet ein Einrücken statt, denn die altchinesischen Bergvölker der Yao, Miao, Ho u. a. — die keineswegs einer rassisch primitiven Urbevölkerung angehören — drängen unaufhaltsam über die Hochgebirge südwärts vor und sind längst bis in die höheren Bergzonen des mittleren Siam und Indochina gelangt, die sie als von niemandem bestrittene Domäne in Besitz genommen haben. Einfallstor für die mächtige, zur See weitergreifende Kolonisation der Chinesen sind vor allem Singapore und Bangkok, aber auch Saigon und Hanoi. Von hier rücken sie langsam und zäh weiter und sinisieren das ganze Gebiet. Dafür sind Hunderttausende hinterindischer Dörfer Zeugnis. Denn kein noch so kleines Dorf, das nur einige Bedeutung und nicht auch seinen Chinesenladen oder schon eine chinesische Bazaarzeile besäße. Wenn es von einem ganz fernen Urwaldflecken heißt: dort gibt es keinen Chinesen, so ist das gleichbedeutend mit dem Fehlen eines Ladens und der Möglichkeit des Einkaufens jener von den Chinesen so ungemein geschickt zusammengestellten kleinen Auswahl notwendigster Gegenstände des alltäglichen Lebens. Die besseren derselben sind immer noch europäischer Herkunft, die weniger guten Lebensmittel oft chinesisches, die sehr billigen Gebrauchsgegenstände japanisches Erzeugnis.

So verhält es sich auch in den Städten. Keine derselben ist — mit Ausnahme der großen Hafenstädte — überhaupt Stadt im europäischen Sinn. Denn um einen Kern öffentlicher Gebäude und Bazaarzeilen ziehen sich weite Siedlungszonen von erst villenartigem und dann rein bäuerlichem Gepräge. Die Bazaarzeilen aber sind so gut wie ausschließlich in chinesischer Hand. Der Bazaar von



Bangkok, und damit das eigentliche Zentrum der Stadt, ist ebenso wie in Prae oder Chiengmai, in Penang oder Pnom-Penh eine richtige reine Chinesenstadt. So wirkt letzten Endes selbst Bangkok mit seinen Gärten und Kanälen wie ein riesiges Dorf mit einem riesigen Chinesenbazaar. Die Malayen sind Bauern und Seefahrer, Kambodschaner, Lao und Siamesen sind reine Ackerbauvölker, dazu in psychischer Hinsicht zufrieden, heiter, anspruchslos, arbeitsscheu, indolent. Daher wird das städtische Leben, wenn man von den kleinen Beamtenkolonien absieht, von Chinesen getragen. Nur in Indochina und besonders Annam machen die geschickten und verschlagenen Annamiten den Chinesen die wirtschaftliche Herrschaft streitig, aber im wesentlichen auch nur als Handwerker, viel weniger als Händler oder gar Großkaufleute. So liegt im Grunde genommen der Handel und die höhere Kultur ganz in chinesischen Händen. Der Lebensnerv der Entwicklung der Völker, ihre Wirtschaft, wird so gut wie ausschließlich vom Sinidentum überwacht. Vier bis fünf Millionen Chinesen und Chinesenstämmlinge mag Hinterindien heute besitzen. Das ist natürlich von großer Bedeutung für die Zukunft Ostasiens, ja der Welt.

Die eingeschlagene Richtung setzt sich unaufhaltsam und in raschestem Tempo fort. Der Chinese greift sofort zu, ja er sieht in die Zukunft, spekuliert im voraus auf Handelswege und Handelszweige, was seinen Wirtsvölkern — vielleicht den Kolonialvölkern von morgen — völlig abgeht. Der palämongolide oder weddide Bauer kennt nur das Heute. Der Chinese ist aktiv, entschlußkräftig, energisch und rasch, unermüdlich in der Arbeit, deren schwerste Formen die sozial tiefstehenden Chinesen als Ku Li = Schwerstarbeiter keineswegs scheuen. Das Wort Kuli hat daher im Osten keine abwertende Bedeutung. Der Chinese verfügt aber auch oft über eine durchdringende Intelligenz und emsigen Fleiß im Kleinen, ist sparsam und nüchtern, oft höflich und kultiviert, wenn auch leicht kindlich-überheblich, eitel, furchtsam-mißtrauisch und ungenau. Die geistige und charakterliche Überlegenheit der Chinesen wird von seinen gutmütigen, weichen, gleichgiltigen Wirtsvölkern in Hinterindien voll und ganz anerkannt, und ein kambodschanisches Mädchen ist glücklich, wenn sie einen chinesischen Gatten gewinnt. Dabei ist dies nicht selten der Fall, denn immer noch bringen nur wenige der chinesischen Einwanderer ihre Frauen mit, viele kehren auch heute noch nach erfolgreicher Tätigkeit wieder in die Heimat zurück. Sie sehen Ehen mit den Landbewohnern um so lieber, als die siniden Züge sich dominant erweisen und die Nachkommenschaft — an sich unverkennbar — doch wesentlich sinide Züge trägt. Sehr oft werden dabei gerade die guten charakterlichen Eigenschaften der Elternvölker vereinigt: chinesische Intelligenz und Emsigkeit, kambodschanische Gutmütigkeit und Heiterkeit. So sind sino-kambodschanische Mischlinge allgemein gesucht und beliebt und erfreuen sich auch bei den Europäern des besten Rufs. Ähnlich liegen die Dinge in Siam, wo insbesondere die oberen Kreise stark sinid durchsetzt sind. Das wird neuerdings durch das Verbot der Ausländerehen erheblich eingeschränkt: Siam sieht die Gefahr einer stillen Sinisierung und erkauft ihr Bannen im Augenblick zum Teil mit der Ausschaltung des wertvolleren aber fremden Erbguts. Gleichzeitig wird die chinesische Einwanderung nach Möglichkeit, aber mit geringem Erfolg gedrosselt.

Singapore macht zuerst und mit Wucht diese Entwicklung im Osten klar, spätere Reisen und Beobachtungen ergänzten und vertieften die ersten Eindrücke. North Bridge Road oder High Street, die Hauptstraßen in Singapore, könnten in Kanton oder Hankau liegen: chinesisch die Häuser, die Aufschriften, die Bewohner, chinesisch die großen Eingeborenenhotels und die — im Osten immer mit ihnen verbundene — Prostitution. Sie ist zudem anders als die europäische: die chinesische Hetäre ist ganz Dame, ist zurückhaltend, still, vornehm, trägt das enganliegende lange Seidenkleid mit hohem Kragen wie die oberen Klassen und ist zumeist nur daran erkenntlich, daß sich die „Mutter" in ihrer Begleitung oder Nähe befindet. Wie alle Chinesinnen, die etwas auf sich halten, trägt sie ihr straffes Haar in Dauerwellen — während es die Negerin in Annäherung an das europide Ideal glatt streicht! Das neuerliche Verbot der Bordelle in Singapore hat allerdings auch ein sehr unerquickliches abendliches Straßenleben im Vergnügungsviertel von Jalam Bazaar aufkommen lassen. Dort befinden sich außerdem die großen Rummelplätze wie New World, Happy World, Big World, deren Theater, Schaubuden, Gaststätten und Tanzbars ausgezeichnete Gelegenheit zum Beobachten chinesischen Lebens und sinider Typenmannigfaltigkeit geben. Fahrten im billigen Trolly Bus in die Vorstädte und Hafenteile zeigten zudem mit der Möglichkeit unmittelbaren morphologischen Vergleichs melanide Südinder, nordindide Sikh, die ubiquitären Afghanen, Europäer, Eurasier und hier auch gelegentlich einmal einige Malayen. Herr Generalkonsul Maenss und Herr Kanzler Dwarst halfen in liebenswürdigster Weise durch praktische Hinweise auf billige und billigste Möglichkeiten — die wohl oder übel von jetzt ab immer im Vordergrund des Interesses stehen mußten — und die jungen Kollegen von dem wirklich schönen Raffles Museum, die Herren Twidie und Collins, gaben in anregenden Zusammenkünften mancherlei Aufschlüsse über Land und Leben. Eine kleine Negrito-Expedition wurde wie stets mit rascher, knapper und wirksamer Unterstützung der britischen Behörden eingerichtet, und nach einer Woche konnte die Hochburg östlichen Lebens und östlicher Interessen am 9. Februar mit einem kleinen Küstenfahrer, der „Kutsang", in Richtung Saigon verlassen werden, deren Handvoll Passagiere verschiedenster Nation rasch einen Freundeskreis bildete, der nur mit Bedauern das Auftauchen der Pulo-Kondor-Inseln, einer kolonialfranzösischen Strafsiedlung, und damit das Ende der Reise sah.

7. Hinterindische Rassenfragen

Während Vorderindien zur europiden Rassengruppe gehört, liegt Hinterindien im Bereich der Mongoliden. Und während die Typengliederung für Vorderindien seit der Deutschen Indien-Expedition 1926—1929 in ihren wesentlichen Zügen bekannt ist, und nur die Einstufung oder Zuordnung einzelner Unterrassen wissenschaftlich sehr belanglosen klassifikatorischen Meinungsverschiedenheiten unterliegen, ist Hinterindien in rassischer Hinsicht nur ganz dürftig bekannt. Denn außer einigen anthropometrischen Stichproben und allgemeinen Völkerbeschreibungen teils schon sehr alter Autoren liegt bisher nichts vor, was eine zuverlässige Übersicht oder Gliederung ermöglichen könnte. So zeigen auch die rassenkundlichen Lehrbücher bei der Behandlung der Hinterinder eine gewisse Unsicherheit oder beschränken sich überhaupt darauf, die Völker und Volkstypen zu beschreiben. Aber auch diese sind bisher nicht vollständig erfaßt worden, weder in Schichtung und Grenzen, noch in morphologischer Hinsicht. Das teilweise recht gute Bildmaterial aber läßt, da es sich immer nur um einige wenige Individuen handelt, bloß Richtungen und große Linien der Typenentwicklung vermuten, gibt jedoch über deren zahlenmäßige Verteilung, Grenzen und Verzahnungen naturgemäß gar keine Auskunft.

Was bisher als einigermaßen feststehend angesehen werden konnte, war daher nur Folgendes. Die Masse der hinterindischen Bevölkerung gehört in typologischer Hinsicht zu der südostasiatischen Tropenform, die wir als die Palämongoliden — Homo sapiens palaemongolicus — bezeichnen. Sie zerfällt in eine große Zahl von Untertypen, die von Japan über Indochina nach Indonesien reichen. Alle Gruppen sind durch geringe Körperhöhe, grazilen Bau und kurze Beine, braungelbliche und nur mäßig dunkle Hautfarbe, breite und flache, kuppig-nüstrige Nase, dicke Lippen und eine sehr geringe Ausprägung der typisch mongoliden Merkmale bei deutlicher Neigung zu infantiler Primitivität gekennzeichnet. In der Spielweite der geographischen Variabilität treten aber auch progressivere und dann europiforme Typen auf, und zwar vor allem in den Tälern des Kontinents und den Küstengebieten der Inselflur. Daraus ergab sich eine Untergliederung in I. die kontinentalen Palämongoliden oder Pariden mit a) progressiven schaniden Taltypen und b) primitiven Bergtypen, sowie II. die insularen Palämongoliden oder Nesiden mit a) den Deuteromalayiden der Küsten und b) den Protomalayiden des Binnenlandes (vgl. Z. Rassenk. VI, S. 198).

Dieses scheinbar einfache Bild wird allerdings insofern verwickelt, als sich die Typenverteilung keineswegs regelmäßig an das Tal-Küstenschema hält, und zudem beträchtliche Mengen weiterer Typen hinzutreten. Unter diesen ist an erster Stelle die weddide Rasse zu nennen, deren Einschläge besonders in Indonesien zu kennzeichnenden Stammes- und Inseltypen führen. Das ist um so interessanter, als es letzten Endes nichts anderes als das Hereingreifen europider Elemente in die ostasiatisch-mongolide Welt bedeutet. Sie fehlen auch im kontinentalen Hinterindien keineswegs, doch ist ihr Anteil und ihre Verbreitung völlig unbekannt. Ihre progressiveren Spielformen, mögen sie lokal vereinzelt oder geographisch gehäuft auftreten, mußten notwendigerweise den Eindruck hervorrufen, daß eigentlich europide Elemente am Aufbau der südostasiatischen Bevölkerung beteiligt sind. Das ist an sich nicht unmöglich und nach Umfang wie Gegend noch eine offene Frage, und zwar bis in das westliche China hinauf. Ebenso unklar ist es, ob die auf Malakka mit den Senoi in zwar kleinem aber doch geschlossenem Gebiet auftretenden kontinentalen Weddiden auch sonst noch in Hinterindien als kompakte Masse vorkommen und die den Senoi benachbarten negritiden Semang etwa noch Reste im Innern des Kontinents zeigen. Auch finden sich ersichtlich gröbere und zartere Typengruppen, deren Zusammenhang mit den übrigen Rassen in keiner Weise feststeht, von rezenteren Mischungen mit Siniden, Indiden, West-Europiden u. a. ganz zu schweigen.

Danach lagen die Aufgaben für Hinterindien klar zutage. Es waren die wesentlichen Typengruppen zunächst als solche zu bestimmen, aus der Verflechtung in vielrassigen Völkern herauszuschälen und in Menge, Verbreitung und Schichtung nach Möglichkeit zu erfassen. Da es sich hierbei um räumliche, geographische Verbreitungen handelt, war vor allem ein systematisches räumliches Vorgehen erwünscht. Daß diesem zahlreiche Schwierigkeiten sowohl verkehrstechnischer wie klimatischer Art und nicht zuletzt die schmerzliche Devisenfrage entgegenstanden, braucht nicht besonders betont zu werden. Trotzdem mußte versucht werden, über Stichproben hinauszukommen und gewissermaßen typologische Q u e r s c h n i t t e durch das ganze fragliche Ge-

biet, also zunächst das kontinentale Hinterindien, zu legen und dabei die rassischen Knotenpunkte zu bevorzugen. Diese pflegen meist in der Nähe schroffer morphologischer Unterschiede — Berggebiete und Alluvialebenen u. dgl. — zu liegen. Deren Schneidung also wurde versucht, daneben das Aufsuchen der Talungszentren und der Bergrückzugsgebiete.

Es gelang dies, um es schon hier vorauszunehmen, besonders für zwei westöstliche Schnitte, einen südhinterindischen und einen nordhinterindischen Querschnitt. Der erstere lief von Saigon im Osten aus durch Cochinchina, die Ebenen und Berge von Kambodscha und durch das südliche Siam im Westen in Länge von rund 1000 km. Der zweite lief von Chienadao im nordwestlichsten Siam durch Nordsiam und die Berge und Ebenen des siamesischen Laos in die Berge und Urwälder des französischen Laos und führte nach Überschreitung des Tran-ninh in die Ebenen des nördlichen Annam, um nach über 2000 km Länge im tonkinesischen Delta bzw. in Obertonkin an der chinesischen Grenze zu enden. Daraus ergaben sich ganz neue und teilweise überraschende Erkenntnisse in rassenkundlicher Hinsicht und neue positive Hinweise auf den Ablauf der hinterindischen Rassengeschichte. Ihrer allmählichen Herausarbeitung wenden wir uns jetzt zu.

8. Saigon und Cochinchina

Auch Saigon ist, wie alle großen Handelsstädte des Ostens, sofern man an sich die Völker und Typen bereits zu trennen vermag, nicht ungeeignet für ihr vergleichendes morphologisches und psychologisches Studium. Zwar bilden hier die Landesbewohner, die Cochinchinesen, auch wirklich den größten Teil der Bevölkerung dieser Hauptstadt, aber dazu treten „eigentliche“ Annamiten und Tonkinesen in nicht geringer Zahl, auch viele Chinesen, wieder zumeist aus Kwangtung („Kantonesen“), dann Afghanen, Nordinder, melanide Kaufleute aus Pondicherry, sudanide senegalesische Polizisten und Soldaten und viele Europäer. Ein überreiches lebendiges anthropologisches Vergleichsmaterial!

Diese vielen in Saigon vertretenen Völker und Rassen kann man im flutenden Leben der abendlichen Hauptgeschäftsstraße und in den Bazaaren und Gaststätten, besser und in aller Ruhe aber in den Tanzbars oder am Sonntagnachmittag in dem schönen botanisch-zoologischen Garten studieren. Schon von weitem sind die einzelnen Nationen an den seidenen Gewändern ihrer Frauen zu erkennen: den weiten Saris der Südinderinnen, die über den Kopf geschlagen werden, dem mantelartigen enganliegenden Übergewand und weiten Hosen der Annamitinnen, die im Süden den tiefliegenden Chignon, im Norden in Tonkin einen auf den Kopf gelegten Haarwulst bevorzugen, die enganliegenden, an der Seite geschlitzten Gewänder mit hohem Kragen bei den Chinesinnen. Alltags sind sie wie in mittelalterlichen Städten Europas in bestimmten Bezirken und bei kennzeichnenden handwerklichen Tätigkeiten zu finden, die Chinesen vor allem in der großen Fabrikstadt Cholon. Sie schließt unmittelbar an Saigon an.

Dieses selbst ist ausgesprochen Hafen- und Handelsstadt, nicht nur für Cochinchina, sondern für das ganze französische Hinterindien, ist auch Vergnügungsstadt mit Opiumhöhlen, Bars, Kinos, guten Hotels. Dabei ist nicht nur Saigon, sondern ganz Indochina überhaupt wesentlich billiger als die Straits

oder gar Siam, und neben europäischen Gaststätten finden sich annamitische oder chinesische Hotels mit zum Teil ausgezeichnetem Essen. Überall ist der Ton ungezwungener als in den britischen Besitzungen. Das liegt sowohl an der allgemeinen Einstellung der französischen Regierung, wie an dem Vorhandensein einer verhältnismäßig großen Zahl von Franzosen in bescheidenen Stellungen. Dem kameradschaftlichen Ton kommt die Heiterkeit und Ungezwungenheit der östlichen Völker und besonders auch — im Gegensatz zu Indien — die ganz andere Stellung der Frauen entgegen, auch die Gefallsucht, die nicht mit der indischen Eitelkeit gleichzusetzen ist. Allerdings ist auch ungehöriges und schnoddriges Benehmen vor allem bei jüngeren Männern recht häufig und wird von vorgesetzten französischen Beamten ignoriert. Die volklichen Unterschiede werden fast Null, wenn der einfache Franzose mit einer eingeborenen Frau oder Freundin — wie das sehr häufig ist, und zwar auch bei höheren Beamten — zusammenlebt. Die Zahl der Mischlinge ist daher sehr groß. Sie rechnen vor dem Gesetz und in ihrer Laufbahn zu den Europäern.

Die Hauptstraßen von Saigon bilden weite Boulevards mit eleganten Läden und schönen abschließenden öffentlichen Gebäuden in typisch französischem Stil des ausgehenden 17. Jahrhunderts. So ist diese Stadt eine hübsche, ausgesprochen französische Kolonialsiedlung, breiter und leichter angelegt als Singapore, schöner und städtisch geordneter als das primitive Bangkok. Man vermißt geradezu die Eingeborenennote, denn ein großer Teil der cochinchinesischen Männer trägt europäische Tracht und die Eleganz der annamitisch gekleideten Cochinchinesinnen steht der der Französinnen nicht nach.

Zudem wirkt der südannamitische Typus nur verhältnismäßig wenig mongolid und viele Cochinchinesinnen sind auch nach europäischen Begriffen wirkliche Schönheiten. Das liegt an der Spielweite des annamitischen Typus, der besonders stark nach der europiden Seite gehen kann. Das sehr feine Gesicht zeigt länglichovale Form, der Nasenrücken ist verhältnismäßig hoch und schmal und weist fast anliegende Nasenflügel und nie eine runde Kuppe auf. Die Lippen sind nur mittelbreit und fein geschwungen, Kinn und Ohren zart, Haar und Augen dunkelbraun, nicht schwarzbraun, die Mongolenfalte fehlt oft völlig und die selten wirklich enge Augenspalte weist gelegentlich Mandelform auf. Die Annäherung an feingliedrige südeuropide Typen wird durch die recht helle, bei Städtern europid helle Hautfarbe unterstrichen, die allerdings stets einen deutlichen Gelbton aufweist. Die Figur ist grazil und schlank, dicke Personen treten auch in vorgerücktem Alter so gut wie nie auf (Abb. 8).

Dieser ganz unverkennbare und sehr einheitlich wirkende cochinchinesische bzw. südannamitische Typus schwächt sich allerdings bei den Männern insofern etwas ab, als diese weniger langgesichtig und hellhäutig und natürlich auch größer und gröber sind. Das Rassenkennzeichnende kommt also hier beim weiblichen Typus zum Ausdruck, wie übrigens ebenso, wenn auch in ganz anderer Art, beim kambodschanischen Typus. Die Annamiten sind geschickt und anstellig, brauchbare Mechaniker und Chauffeure (auch im Weltkrieg in Europa!), oft verhältnismäßig fleißig, gute Handwerker — Friseure, Schneider, Schuster — und sind auch als Diener und Beamte den Nachbarvölkern vorzuziehen. Die Frauen sind gewandt und praktisch und zeigen keine Spur der Scheu, Gedrücktheit und Weltfremdheit der Inderin. Sie sind lebensklug und geschäftstüchtig, wenn auch nicht in dem Grad wie die Birmanin. Aber die

Annamiten gelten auch als unaufrichtig, ja verschlagen und verlogen und sind wohl außerhalb der annamitischen Dreiheit (Cochinchina, Annam, Tonkin) oft gesucht, aber keineswegs beliebt, und zwar weder bei Europäern noch Kambodschanern, noch selbst den so unglaublich gleichgiltigen Lao.

Ihr soeben beschriebener Untertypus, der am besten als der s ü d annamitische bezeichnet wird, ist nicht nur im cochinchinesischen Delta, sondern auch noch weit nach Norden hinauf in dem ganz schmalen Küstenband verbreitet, der das eigentliche Annam bildet. Hier findet er sich bis über die Porte d'Annam hinaus und besonders deutlich noch in der schönen Hauptstadt Hué, deren Frauen durch ihren Liebreiz berühmt sind. Erst Nordannam und Tonkin weisen einen anderen Typus auf. Von ihm wird noch zu sprechen sein. Dann auch wird das Problem der rassischen Einordnung dieses so ausgesprochenen Volkstypus zu erörtern sein. Es machte mir in den Tagen von Saigon keine geringen Schwierigkeiten und sollte sich nach vollständiger Kenntnis der Halbinsel doch verhältnismäßig leicht lösen.

9. Völker und Staaten Hinterindiens

Nacheinander wurden deren Völker und Staaten besucht. Sie sind, obwohl so grundverschieden und in ihrer Individualität so ungemein ausgeprägt, in Europa meist sehr wenig bekannt. Dem Folgenden sei daher eine kurze Skizze der interessanten nationalen, kulturellen und geographischen Überschneidungen vorausgeschickt, die sich in Hinterindien finden.

Es gibt gewiß wenig Gebiete auf der Erde, die so schlagende Gegensätze auf verhältnismäßig engem Raum aufweisen wie Hinterindien, eine teils kahllangweilige, meist aber großartige Natur, fruchtbare Reiskulturen und dichte Urwälder, dazu außergewöhnliche archäologische und kunstgeschichtliche Erinnerungen aus einer historisch vielbewegten und glorreichen Vergangenheit und andererseits primitivste Primitivität in Vorstadt oder Urwald. Das gilt gleicherweise für den Westen: das britische Birma und Malakka, wie für die Mitte: Siam mit seinen beiden Laos, und für den Osten: das französische Indochina mit seinen so verschiedenen Nationen.

Die Staaten einerseits und die Völker bzw. Sprachen andererseits aber übergreifen sich mehrfach, von den besonders interessanten rassischen Typenbildern zunächst noch ganz zu schweigen. So bilden im Norden die Schan der ostbirmanischen Schanstaaten mit den West- und Südlao in Siam und den Ostlao des nördlichen französischen Indochina einen großen und verhältnismäßig einheitlichen Völkerblock, zu dem auch noch die Reste der seit + 1000 in Südchina stark zurückgedrängten Taigruppen zu rechnen sind. Ein Volk und vier Staaten! Man würde diese am besten als den Taiblock bezeichnen, wenn das Wort Tai nicht von den Siamesen sehr zu Unrecht mit Beschlag belegt wäre, da sie sich mit besonderem Stolz als „die" Tai bezeichnen, weil sie von eben den Laoten vor einigen Jahrhunderten einen Dialekt der Taisprachen aufgezwungen bekamen. In Kambodscha bei den Kmer ist dies den alten Tai nicht gelungen. Diese gehören daher noch zu den Mon-Kmervölkern, denen sie die zweite Hälfte des Namens schenkten.

B i r m a weist, wenn man von den nördlichen und westlichen Primitivstämmen wie Katschin und Naga oder Chin absieht, außer unseren hier als Schan

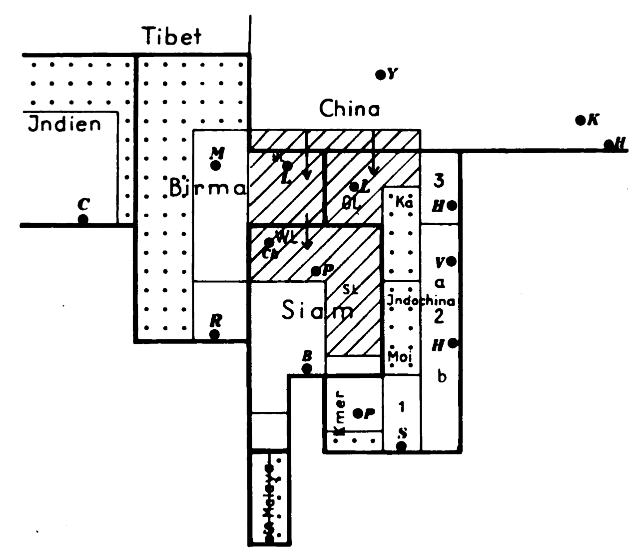


Abb. 7. Staaten und Völker in Hinterindien

Stark schematisiert

Der Lao-Block ist schraffiert, die Primitiven sind punktiert, die Hochkulturvölker weiß wiedergegeben. Die Pfeile deuten das Eindringen der „Chinoisants" an. 1—2a—2b—3 bezeichnen die annamitische Gruppe: Cochinchina, Nord- und Südannam sowie Tonkin

bezeichneten Lao und der ungemein bunten Fülle ihrer unterworfenen Bergvölker noch zwei weitere Kulturvölker auf: die zentralen und eigentlichen Birmanen um Mandalay und am mittleren Irrawaddy-Lauf, und die letzten Reste jener alten Sprachenfamilie der Mon-Kmer im Süden um Rangoon und Pegu, also am Irrawaddy-Delta, die Mon, die dieser Sprachfamilie den ersten Teil ihres Namens vermittelten. Sie sind sonst nur noch in Splittern in den Schanstaaten bei Palaung, Riang und Wa, sowie den verschiedenen Mun-da-Völkern in Indien vertreten. Siam beherbergt wieder außer den erwähnten Westlao in den nördlichen Tälern und den Südlao des Kovatplateaus im Osten, und neben den eigentlichen Siamesen der Mänam-Ebene noch sehr viele Chinesen und im Süden, schon auf der malayischen Halbinsel, Malayen. Diese überwiegen natürlich in Malaya, wo sich daneben in den Bergwäldern noch die primitiven Senoi und Semang finden.

Indochina schließlich ist ganz besonders reichhaltig. Wieder reichen im bergigen Norden die Lao, und zwar deren Ostgruppe, teils in kompakter Masse (Laos), teils in Splitterstämmen (Obertonkin) herein. Höher geschichtet als diese aber findet sich dort die Menge der unter dem laotischen Namen der Ka zusammengefaßten Primitivstämme und schließlich abermals höher, über 1200 m, die „Tribus chinoisants" der französischen Ethnologen. Das sind altchinesische — nicht etwa primitivsinide — Völker, die hier wie in Nordsiam im letzten Jahrhundert in teils beträchtlicher Menge einwanderten, die jedoch sprachlich nicht etwa den Chinesen selbst zuzurechnen sind, sondern eigene Sprachen besitzen (Miautse, Yao, u. a.), am höchsten die zuletzt gekommenen, die Lolo. Diese Stämme weisen unter sich wieder zahlreiche Übergangsstämme auf, bei denen bald die Sprache, bald die Kultur mit einer Nachbargruppe ausgetauscht wurden. Letzteres betrifft verständlicherweise besonders häufig die





Abb. 8. Südannamitin

höchstzivilisierte Gruppe im Norden, die Tonkinesen im Delta des Roten Flusses (der wirklich rot ist, wenn die Regen in den Bergen niedergingen). In die schmale Mitte von Indochina teilen sich die Moi (spr. Meu), das annamitische Gegenstück der laotischen Ka, also wieder eine Menge verschiedener Bergvölker, und die eigentlichen Annamiten, die den sehr schmalen, aber sehr fruchtbaren Streifen entlang der Küste besetzt haben. Sie sind als Nord- und Südannamiten diesseits und jenseits der Porte d'Annam etwas verschieden. In die südliche Ausweitung endlich reichen die Annamiten noch hinein, stellen jedoch im Mäkongdelta, wie wir schon sahen, eine eigene Gruppe, die Cochinchinesen, dar. Diese bilden sprachlich und politisch mit den Tonkinesen und Nord- und Südannamiten die annamitische Gruppe im weiteren Sinn des Wortes. Die Westecke jedoch wird im Bereich des großen Binnensees, des Tonle-Sap, von den kulturell den Siamesen nahestehenden, sprachlich jedoch selbständigen Kambodschanern oder Kmer eingenommen, denen auch die Primitiven des Cardamomgebirges und Kovatrandes in Siam zugerechnet werden können.

Diese unsere Übersicht faßt zusammen, gliedert und vereinfacht eine schier unübersehbare Fülle von Gruppen und Grüppchen, und das ist wohl an sich wie zum Verständnis des Folgenden nötig. Aber es gibt auch noch im Kleinen vielerlei Überschneidungen und Ausnahmen, und einige sollen näher beschrieben werden. Dann wird als drittes Moment das rassische Typenbild hinzutreten, das sich seinerseits oft überhaupt nicht um die genannten Sprach- und Staatsgrenzen kümmert, sondern ganz eigenen biologischen Regeln folgt. Auch sie aber zeigen große einfache Züge. Der Vergleich mag durch eine ethnisch-politische Übersichtskarte erleichtert werden, die deshalb hier angeführt sei und die absichtlich in erdkundlicher Hinsicht genau so schematisiert, wie wir oben in völkerkundlicher Hinsicht vereinfacht haben (Abb. 7).



Abb. 9. Kambodschanerin

10. Das weddide Königreich Kambodscha

Auf Cochinchina, Saigon und den südannamitischen Typus folgte, beim Versuch eines Ost-West-Querschnittes, zunächst Kambodscha und das Problem der Kambodschaner und Porr. Saigon wurde schon in den ersten Februartagen wieder verlassen, die kahle weite Mäkongebene gequert. Endlos scheinen sich die flachen Reisfelder zu dehnen, selten nur von ein wenig Bambus und ein paar Hütten oder meist ärmlichen Dörfchen unterbrochen. Im Glitzern früher kühler Morgensonne werden die ersten Mäkongarme überschritten und größere Siedlungen berührt.

Unfern des Fleckens Soai-Rieng mit seinen paar Hütten, dem eckigen Chinesenbazaar und dem schlechten und teuren „Bungalow", d. h. Gasthaus, wird die Grenze zwischen der alten Kolonie Cochinchina und dem Protektorat Königreich Kambodscha erreicht. Ein junges Mädchen bietet Früchte an — Mangostinen und Wuschoa, jene apfelgroße, glatte dunkelkarminrote Frucht mit dem aus rotem Fleisch milchweis quellenden Saft. Das Mädchen ist sehr dunkelhäutig und breitnasig, zeigt keine Spur von Mongolenfalte, weit ab vom Kopf stehen ihre Lockenringel. Das ist etwas ganz anderes als die Typen von Saigon! Die Kulis vor den „Pousse-Pousses", den Rikschas, und den Tricycles, bei denen ein kleiner Wagen am Fahrrad befestigt ist und oft bis drei, ja vier Personen befördern muß, zeigen ein ganz ähnliches Aussehen, und das Bild bestätigt sich in den folgenden Dörfern und Städtchen immer von neuem. Der Autobus ist das einzige verfügbare Verkehrsmittel auf der 300 km langen Strecke nach Pnom-Penh, was sehr vorteilhaft ist, weil man wiederholt in Muße beobachten kann. Damit ergibt sich, daß dieses Soai-Rieng, dessen merkwürdiger Name im Französischen zu behaupten scheint, daß es „nichts sei", doch etwas sogar sehr Wichtiges zeigt. Denn es ist offensichtlich, daß hier nicht nur Landesgrenzen, sondern auch Typengrenzen mit den Völkergrenzen zusammen-

fallen, und daß diesseits mit den Annamiten, welcher Rassengruppe sie immer zugehören mögen, doch eindeutige Mongolide vorliegen, während jenseits das Mongolide aufhört. Hier prallen also zwei scharf gesonderte Typenkreise aufeinander. Der zweite nicht mongolide Typus aber schließt sich irgendwie an die Europiden im weitesten Sinn des Wortes an, ist ein ferner oder fernster Ausläufer. Es treffen bei Soai Rieng also zwei rassische Welten aufeinander.

Auch sonst scheinen Cochinchina und Kambodscha nicht viel gemein zu haben. Dorfanlage, Hütten, Hausbau, Geräte, Kleidung, Sprache, Seele, Verhalten und Typus, alles ist grundverschieden. Hier Zeilen- und dort Streusiedlung, hier Rechteckhütte hinter hohem Zaun, dort hoher Pfahlbau zwischen hohen Bäumen. Hier Bänke, dort Matten, hier chinesische Langbilderrollen, dort Reislöffel mit indischen Mustern, hier das Wahren des „Gesichts", dort unbekümmerte, ja haltlose Freude oder Trauer, und weiche Gleichgültigkeit spricht aus den Blicken, auch Offenheit und Gutmütigkeit. Bei Cochinchinesinnen das straffgescheitelte Haar und die schmalen Brauen, bei den Kmer volle Brauen und Lockenkopf. Rund oder rundlich, oft rautenförmig ist das Gesicht der Kmer, in dem eine kurze, breit-kuppige Nase mit breitem, flächigem Mittelrücken und daher nur mäßig abgesetzten nüstrigen Flügeln sitzt, breit sind zwar die Wangenbeine, aber nicht vorstehend, es finden sich kleines, oft fliehendes Kinn und große Augen, steile Stirn und volle Lippen — ein kindlicher Typus, der infantilprimitive Typus der Europiden. Französische Autoren haben sogar von einem „type aryen" gesprochen. Das geht zu weit. Aber das Europide ist gewiß, wenn auch in südlich-primitiver Form. Also weddide Rasse. Der Schluß ist zwingend. Sie tritt nicht in Einsprengseln auf, sie ist als Block vorhanden. Und dies nicht bei einem Primitivvolk, nicht wie bei den Millionen indischer Waldvölker, sondern bei einem Bauernvolk mit ansehnlicher Kultur, ja einst vor einem halben und ganzen Jahrtausend in Teilen unvergleichlich großartiger Kultur. Denn dieses Volk schuf die Pracht der Riesenstadt von Angkor mit seinen an zwei Millionen Einwohnern, mit seinen prachtvollen Bauten, die noch heute hoch über den Urwald aufragen wie gewaltige steinerne Berge und über Dutzende von Kilometern verstreut liegen.

Die volle Erkenntnis der Sachlage und ihre Bedeutung sollte allerdings erst Pnom-Penh, die Hauptstadt des Reiches, bringen. Hier scheidet sich scharf die chinesische und annamitische Bevölkerung des Städtchens von den Bewohnern der Gartenstadt mit ihren an 100 000 Kmer. Wenn sie als einfache Händler ihre Gartenerzeugnisse an den Hauptstraßen und im Kuppelbau der großen neuen Markthalle verkaufen, wenn sie als wohlhabende Villenbesitzer in den Chinesenstraßen einkaufen gehen, werden die rassischen Gegensätze ungemein deutlich. Bei Messungen und Untersuchungen, bei Reisen, Gesprächen und Beobachtungen konnten sie dann physisch und psychisch immer schärfer herausgearbeitet und von der als Einschlag vertretenen palämongoliden Rasse getrennt werden.

Kambodscha ist ein weddides Königreich! Es stand einst, vor einem Jahrtausend und früher, mit dem Gebiet, das heute Siam heißt, in enger Beziehung, hatte mit ihm, vor Einbruch der Tai, auch die Sprache gemein, heute noch vieles in der Kultur. Wie liegen die rassischen Verhältnisse aber in Siam? Sollten dort auch Weddide auftreten? Diese Frage ergab sich zwangsläufig aus dem Gefundenen. Ihre Lösung konnte erst die nächste Etappe der Reise bringen.



Abb. 10. Die Silber-Pagode in Pnom-Penh

11. Typen in Pnom-Penh

Pnom-Penh, die Hauptstadt des Königreichs, war längere Zeit und wiederholt Stützpunkt der Arbeiten. Hier vor allem konnten Wesen, Stil, Gliederung, die Seele und der Typus Indochinas an seinen verschiedenen und stets reichlich vertretenen Völkern studiert werden, und zwar fern einer stärkeren unmittelbaren Beeinflussung durch die Europäer, wie in Saigon oder Hanoi. Im Stadtkern, dem großen, vielfach quadratisch aufgegliederten Bazaar, überwiegen natürlich die Chinesen, aber es gibt auch viele Annamiten vieler Schattierungen, dazu Inder, und nur die Kmer sind im Stadtbild ihrer eigenen Hauptstadt fast gar nicht vertreten, was sie auch selbst mit Bedauern und wachsender Sorge erfüllt. Hier bestätigt sich, was schon eingangs gestreift wurde: ein gleichgültig-glückliches Bauernvolk in überreich gesegnetem Land ist zu lässig und voraussichtslos, um irgendwo und irgendwie und gar im mühevollen Stadtleben kräftig zuzupacken. Das gilt hier wie in Siam und den verschiedenen Laos. Und so springen andere ein.

Chinesische Kulis schleppen die Kisten und Ballen am Flußhafen, an den sich der Bazaarkern anlehnt, und zwar unfern jener Stelle, wo der Tonlefluß sich mit dem Hauptarm des riesigen Mäkong vereinigt. Annamitische Handwerker stehen in den typisch-langen und orientalisch-langweiligen Bazaarzeilen, wenn abends die grellen Lichter aufflammen und die Buntheit der Werkstoffe und seiner Käufer auch den Zauber des Orients zu seiner vollen Geltung kommen läßt. Jenseits dieses Kerns, jenseits auch von breiten, sauberen, mit schönen Blumen bepflanzten Boulevards, liegen die großen Verwaltungsgebäude, die Hospitäler, Hotels und der Pnom, der Hügel der Dame Penh. der der Stadt den Namen gab. Er ist von einem kleinen botanisch-zoologischen Garten umgeben und einer berühmten „Pagode“ gekrönt. Im Süden aber

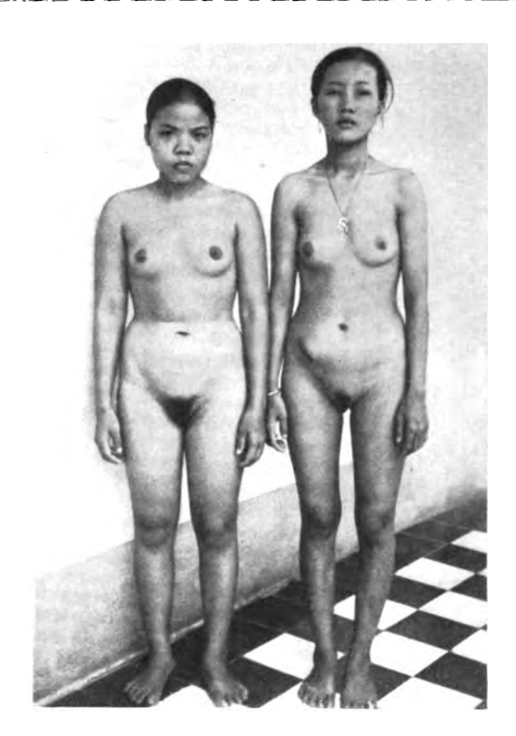


Abb. 11. Die Gegensätze der Körperbautypen bei Annamitinnen aus Pnom-Penh

Beachte die Beziehungen zur palämongoliden und siniden Rasse!

dehnen sich die stilvollen Bauten des neuen Königspalastes, mit Thronhalle, Schatzhaus, Halle der Tänzerinnen, und liegen die alten Tempel, vor allem die sog. Silberpagode mit ihren weitgedehnten bemalten Wandelgängen und historischen Erinnerungen (Abb. 10). Auch das stilvolle neue Museum befindet sich hier, in dem die steinernen Zeugen aus 2000 Jahren der Geschichte der Kmer in ausgezeichneten Beispielen und eine Fülle alter Kleinkunst gezeigt werden. Stücke der vorzüglichen Silberarbeit, die noch heute in der Silbergasse am Königspalast in zahlreichen kleinen offenen Läden gepflegt wird, sowie die schönen seidenen Sarongs der Kmer, die auf dem Land hergestellt werden, können hier neben einwandfreien Nachbildungen althistorischer Stücke auch erworben werden. Das ist das Verdienst der naheliegenden Kunstschule, die auch in Paris ausstellte. Noch weiter hinaus und abseits vom Fluß liegen die Gartenvorstädte, Straßen um Straßen mit Villen im Grün folgen, dann die einzelnen Anhäufungen von Pfahlbauvillen, bäuerlichen Pfahlhütten mit Feldern und Tümpeln, wieder Felder und schließlich nur noch einzelne Hüttenkomplexe oder Gehöfte an zahlreichen Wasserläufen und Morästen, deren Felder und Palmengruppen in die weiten Reiskulturen des flachen Landes übergehen. So verliert sich die Stadt ohne eigentliche Grenze: das typische Bild der hinterindischen Stadt.

Besuche beim Résident Supérieur, der die neben der königlichen Regierung bestehende französische Effektivverwaltung leitet, und beim Résident Maire der Stadt gaben

Einblick in den administrativen Aufbau des Protektorats, Besuche in den Hospitälern zeigten das ausgezeichnet organisierte Sanitätswesen und boten Gelegenheit zum Studium tropischer Krankheitsabläufe. Hier konnten auch unter der Führung des liebenswürdigen und unterrichteten Stabsarztes Dr. Kersche verschiedene Hormonaltypen aufgenommen werden. Einladungen bei Beamten gaben Gelegenheit zum Studium der Soziologie des französischen Koloniallebens. Im Frauenhospital wurden mit freundlicher Unterstützung von Dr. Darhès je 30 kambodschanische und südannamitische Frauen der dort regelmäßig zur Visite kommenden filles publiques gemessen und aktphotographiert (vgl. Abb. 11). Ihr verschiedenes Verhalten war rassisch kennzeichnend: Die Annamitinnen waren vergnügt, machten spitze Bemerkungen oder beteiligten sich als Helferinnen, die Kambodschanerinnen, die nur etwa $^{1}/_{6}$ aller Inskribierten ausmachen — sind still oder unbeteiligt, auch oft verlegen und ängstlich, eine weint und wird fortgeschickt. Die Temperatur lag im Februar um 35, dann Ende März während des Mittags und Nachmittags um 37—39° bei fast stets strahlendem Himmel und jener leicht feuchten Atmosphäre, die das alte Sumpfgebiet der Stadt kennzeichnet.

Schon in Singapore hatte im Januar das Dröhnen der chinesischen Böller die Reihe der nationalen Neujahrsfeste eingeleitet, die ich über mich ergehen lassen mußte, im Februar feierte man in Pnom-Penh immer noch. Bei langen abendlichen Umzügen wurden Drachen und Papierfiguren riesigen Ausmaßes, Götter, Feen und historische Gestalten mit ihren Emblemen, wurden schwankende Sänften, Altäre und bunte Lampions von kostümierter Gefolgschaft und begeisterten Adepten getragen, von tobender Blechmusik und dem Knattern des Feuerwerks begleitet. Und im grellen Licht der Lampen, Fackeln und Raketen standen sie da, alle dicht gedrängt: die Chinesen, meist aus Kwangtung („Kantonesen"), gelblichbraun und mittelgroß, aber auch aus Hainan oder Fukien, und dann größer und heller; die Annamiten feiner, graziler, abermals heller; die Kambodschaner, dunkelbraun, rundgesichtig, etwas untersetzt. Seltener sind schon die gelbbraunen rundgesichtigen und verhältnismäßig groben Tonkinesen, oder die indomelaniden tiefdunkelbraunen Tamil aus Pondicherry. Oft aber treten Mischlinge auf und sind als solche auf den ersten Blick zu diagnostizieren: die Sino-Kambodschaner mit meist dunkler Haut, aber Mongolenfalte und immer stärker „chinesischem" als kambodschanischem Gepräge, die Sino-Annamiten, gelb, hell, grazil und schlitzäugig. Dann die dunklen Métis zwischen Kmer und Europäern mit hohem Nasenrücken, vollen Lippen und großen Augen, die Métis zwischen Annamiten und Europäern mit fahler, mediterran getönter Haut und selten stärker mongoliden Zügen an Auge oder Wange, die Métis aus Pondicherry, die ganz europid, aber so dunkelhäutig sind und in allen Regierungsbüros zu finden sind. Endlich die Métis der Métis, bei denen die Anthropologie zum Kreuzworträtsel wird, das allein durch das weitgehende Fehlen der Annamito-Kambodschaner etwas erleichtert wird. Denn die beiden mögen sich nicht.

So werden bei derartigen Gelegenheiten und anderswo auf Märkten und Straßen, in Hospitälern, Tanzbars, Kasernen und Gasthäusern die Typen herausgearbeitet — zunächst die Volkstypen, aber dann immer auch schärfer die zugrunde liegenden Hauptrassen — hier in Pnom-Penh, später in Pursat, Siemréap und anderen Orten. Besonders deutlich setzen sich die drei Hauptgruppen, die überall vertreten sind, voneinander ab, also Kambodschaner (Kmer), Annamiten (Südannamiten) und Südchinesen (Kantonesen). Haut, Haar, Augen und

Figur zeigen kennzeichnende und gleitend auseinander hervorgehende Unterschiede. Bei der Hautfarbe läuft die Skala von einem satten und leicht rötlichen Braun über das lichte, mit noch etwas durchscheinendem leicht gelblichem Braun einer besonders feinporigen Haut zu opakem, mäßig hellem Gelbbraun. Entsprechend die Augenspaltenbildung, bei der die Falte bei typischen großäugigen Kambodschanern überhaupt fehlt, bei gelegentlich mandeläugigen Annamiten wenig ausgeprägt, bei Chinesen aber nicht nur vertreten, sondern mit jener starken Polsterung der Lid-Brauengegend verbunden ist, die den kennzeichnenden Zug gerade des „chinesischen" Gesichts bildet. Natürlich kommen Schlitzäugigkeit und Wangenpolsterung hinzu, nicht nur Breitbackigkeit, die ja auch das kambodschanisch-weddide Gesicht zeigt. Bei der Nase läuft unsere Skala von flächig-breiten über flächig-schmale zu abgesetzt-breiten Nasenflügeln und entsprechend runder, nicht runder und mäßig runder Kuppe.

In der Figur sind die Kmer und Südchinesen leicht untersetzt, die Annamiten schlank, alle fast gleicherweise klein und grazil, am kleinsten die Kmer, am grazilsten die Annamiten. Am besten zeigen sich die typologischen Unterschiede immer bei den Frauen. Das Kopfhaar ist bei den Kmer fester und dichter, bei freiem Wachsen wohl auch etwas kürzer als bei den beiden anderen Gruppen, zudem meist lockig und auch reichlicher, was sich vor allem in dichten Brauen und buschigem Schamhaar, weniger etwa im Bart äußert. Dagegen ist das annamitische Haar — weich, mäßig straff und tiefschwarz — viel weniger dicht, wenn auch das Kopfhaar besonders lang ist und daher mit Stolz gepflegt und in vorgerückten Jahren allgemein künstlich in ursprünglicher Länge gehalten wird. Aber das Körperhaar fehlt so gut wie ganz, die Brauen sind schmale, lange Striche, das Schamhaar ist nur in Spuren vertreten. In allen Merkmalen heben sich die Völkereigentümlichkeiten deutlich voneinander ab, gehen aber gleichzeitig in benachbarte Gruppen über, die teils andere, teils auch fast die gleichen Merkmalsverbindungen aufweisen. So formt sich allmählich auch das Bild der großen zwischen- und übervölkischen Rassen.

12. Vom Negritoproblem

Unter den rassischen Typenkreisen, die sich hier zu ballen beginnen, spielen die Weddiden eine unerwartet große Rolle, während die Palämongoliden stark zurücktreten. Nicht daß sie völlig fehlen — im kambodschanischen Volkstypus sind sie in nicht unbeträchtlicher Menge enthalten, aber eben doch nur als Komponente. Die Basis ist weddid. Sinides war dabei ursprünglich überhaupt nicht mitbeteiligt. Es trat erst in neuerer Zeit mit den Chinesen selbst in Erscheinung. Diese aber sind in Hinterindien weniger ausgesprochen südsinid, als es zu erwarten gewesen wäre. Dabei spielen zwar mittelsinide Einschläge eine große Rolle, aber der ganze sinide Formenkreis ist nach Umfang und Variationsbreite eben noch nicht völlig klar. Mitunter scheinen Tonkinesen „besser" südsinid als Chinesen selbst zu sein. Noch weniger klar aber ist die Stellung der Südannamiten, die sich weder an die Palämongoliden anschließen noch sich ohne weiteres in den siniden Kreis fügen zu lassen scheinen. Die Lösung dieser Frage liegt aber in den südlaotischen und nordannamitischen Gebieten, sie kann vorläufig überhaupt noch nicht versucht werden.

Dafür aber drängt sich eine andere Frage immer stärker auf: Wo bleiben die Negritos? Wiederholt wurde in der Literatur von ihren Einschlägen gesprochen, oft in der englischen, ganz allgemein in der mehr-minder volkstümlichen französischen Kolonialliteratur. Dabei wurden alle Berggebiete im Norden wie Süden in Betracht gezogen, also Annam und Kambodscha, weniger Cochinchina. Trotzdem — das eine oder andere englockige Individuum konnte ich auch dort beobachten, allerdings in der Hafenstadt, wo immer an kambodschanischen Einschlag gedacht werden kann. Es braucht nicht immer gleich Negrito-Einschlag zu sein. Englockige Individuen sind denn auch in Kambodscha selbst keineswegs selten und gehören einfach in die Variationsbreite der kambodschanisch-weddiden Haarform. Immerhin wären richtige Negritoeinschläge durchaus nicht unwahrscheinlich. In ganz Südasien finden sich die Negritos in randlichen Rückzugsgebieten, und gerade das gebirgig-randliche Südkambodscha ist nicht allzu weit von Malaya auf der anderen, westlichen Seite des Golfs von Siam entfernt. Und dort leben zweifellos echte Negritos. Ein Überrest mehr würde nur eine weitere Bestätigung und rassengeschichtlich wahrscheinlich und willkommen sein.

So bildete auch die 1905 im Journal der Siam Society erschienene Arbeit des Dr. Brengues, eines Militärarztes der französisch-siamesischen Grenzkommission, für mehr als eine rassengeschichtliche Betrachtung von Südasien eine gern gebrauchte Stütze. Seine Angaben sind jedoch vage, oft auch widersprechend, die Bilder sind völlig verdruckt und lassen nichts Genaueres erkennen. Einmal wird gesagt, daß die Porr den Kambodschanern sehr ähneln, dann aber, daß dies leicht „durch zahlreiche Mischungen" zu erklären wäre. Daneben bestünde ein Typ, der sehr dunkelhäutig und klein sei und der an die „Nègretos" erinnere. Er habe genau wie diese „sehr lockige, fast wollige Haare". Woraus man schließen muß, daß er ihn für den eigentlichen und echten Porr-Typus hält, da ja alles andere nur Mischung ist. Es wird an anderer Stelle sogar der Versuch einer Schätzung dieses Grundtypus vorgenommen, wobei allerdings nicht ganz ersichtlich ist, ob nur der Prozentsatz krauser Haare oder der negritoider Individuen gemeint ist. Jedenfalls wird von $^1/_{20}$ gesprochen, und zwar für das Dorf Sré Tang Yor. Das wären nur 5%, und man kann die übrigen 95% nicht mehr gut bloß als Einschlags- und Mischungsergebnis behandeln. Aber der Tenor des ganzen Aufsatzes ist so gehalten, daß man eben hier an wirklich reine Negritotypen und für alle anderen an mehr-minder negritid durchsetzte Mischlinge denken möchte. So wurde der Text denn auch immer entsprechend aufgefaßt. Bei z.B. Morizon (1931) wird sogar von einem prähistorischen Einfall von Negritostämmen von der Coromandelküste gesprochen, wobei aber wohl die dunklen Tamil von Pondicherry mit den Bewohnern der Travancore-Berge verwechselt wurden. Später wird für die Porr im Süden wie für die Saotch und Samrès im Norden gleichfalls Negritoabstammung gefordert und von einem „Typ analog dem der Andamanen-Inseln" gesprochen. Man sieht, wie die Negrito-Idee wächst und die sonst so inaktivseßhaften Primitivsten ohne weiteres ganze Kontinente durchqueren. Die Beamten an Ort und Stelle, mit denen ich sprach, hegten allerdings vorsichtig geäußerte Zweifel. Doch warum sollen, von phantastischen Wanderungen ganz abgesehen, denn Negritos nicht in den Cardamombergen sein?

Ein Nachprüfen wäre allerdings wünschenswert, eine wissenschaftliche



Abb. 12. Der Weg in die Cardamomberge

anthropologische Untersuchung gewiß nützlich. Daß Pnom-Penh und die Kambodschaner bisher von diesem Einschlag ihrer „ancêtres lointains“ (Morizon) nichts erkennen ließen, war bedauerlich, aber nicht überraschend, denn die negritischen Rückzugsgebiete erscheinen stets verhältnismäßig scharf umgrenzt und zeigen nur einen spärlichen und umweltmäßig beschränkten Mischungssaum noch im Waldgebiet selbst. Nur der Augenschein konnte entscheiden. So diente Pnom-Penh der ersten Vorbereitung zu einer kleinen Expedition zu den negritoiden Porr der Cardamomberge. In höchst liebenswürdiger und eingehender Weise beschäftigte sich M. Garris, der Chef des I[er] Bureau der Wissenschaftsabteilung der Regierung, mit dieser Frage und schlug Pursat als Ausgangspunkt vor. Ich selbst strebte vor allem danach, das obengenannte Sre Tang Yor zu erreichen, aber wir fanden es auf keiner Karte. Die Route in die Berge nach Süden und an den Golf wurde dann festgelegt und nach einem Stützpunkt in den Cardamoms selbst gesucht. Wie wir ihn näher ins Auge fassen, ist es, winzig klein auf metergroßer Karte gedruckt, eben Sre Tang Yor.

13. In den Cardamombergen

Die etwa 300 km lange Strecke nach Pursat im Westen wurde im Auto zurückgelegt. Flaches Land mit weiten Reisfeldern wird durchquert, die Straße läuft oft auf Dämmen, Sumpf schimmert hinter Buschwerk und Palmen und zahlreiche Tümpel und Wasserläufe sind allerorts zu bemerken. Dann die Pagoden der alten Königsgräber, Dörfer, kleine Städte, trockneres und höheres Land, Hügel und felsiger Boden, schließlich wieder Ebene und dichtere Besiedlung. So führte der Weg von der überreichen feuchten Niederung des Tonleflusses zu den nördlichen Ausläufern der Cardamomberge in das weite Becken des Tonle-Sees, in das Kerngebiet des alten Kambodscha, dessen Segenspender dieser fischreiche See war. Er schrumpft von Jahr zu Jahr. Pursat, einst auch Hauptstadt und an seinen Ufern gelegen, ist heute 30 km von seiner Küste entfernt.

Es ist zudem eine kleine Stadt, bietet nicht viel. Ein Chinesenbazaar, der sein bescheidenes Rechteck noch nicht einmal ganz ausgefüllt hat, Markthalle, Tempel, die Baracken der Garde indigène, einige Häuser der Beamten der französischen und kambodschanischen Verwaltung, endlich ein paar Hütten diesseits und etwas jenseits des Pursatflüßchens. Das ist alles. Aber das Städtchen ist auch Sitz des Residenten, des Landrats

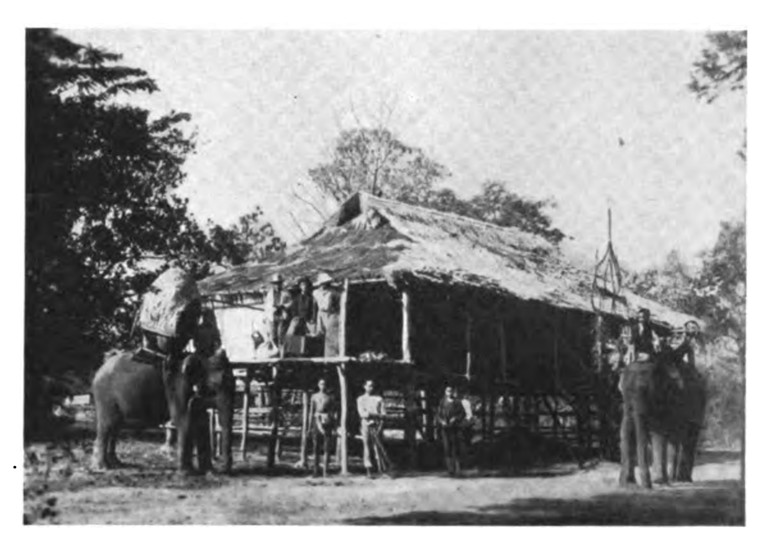


Abb. 13. Das Sala in Touol Krouoh

eines sehr ausgedehnten Landstriches, der von den Ufern des Sees und über die dichtbesiedelten Ebenen bis weit hinauf in die einsamen Cardamomberge und an die siamesische Grenze reicht. Der amtierende Resident M. Biscons-Ritay lud mich beim Eintreffen sogleich in seine Villa ein und bemühte sich in der reizendsten Weise um mein wissenschaftliches und persönliches Wohl. Die Zeit in seinem Haus vor und nach der Expedition gehört daher zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Reisen. Auch während der kommenden Expedition wußte er viele kleine und auch größere Schwierigkeiten in unauffälliger Weise zu beheben, sandte Lebensmittel, auch den vorzüglichen kleinen Filter Lambert. Das bedeutete viel dort oben, wo fast nichts aufzutreiben und das Wasser eine braune laue Brühe war. Ein paar Einkäufe wurden noch gemacht, Dolmetscher und Koch angestellt, dann ging es trotz heftiger Ruhr erst mit Auto, später mit Elefanten in die Berge, nach Leach, Touol Krouoh, dem Bergfort Peam Prous und zum sagenhaften Sre Tang Yor, rund 120 km inland.

Kurz hinter Pursat beginnt der Dschungel, „la brousse", ein lichter, fast schattenloser Sekundärwald mit sparrigen, schütteren Hartlaubbeständen und wenig Unterholz, wie er für die armen Trockenböden der Monsungebiete typisch ist. Das Bild ist eintönig und öde, brütend lastet der Sonnenglast über den nur wenig hohen Wipfeln, gleichmäßig und schnurgerade zieht der neuangelegte Weg seine Bahn, Stunde um Stunde, Tag um Tag (Abb. 12). Bis Leach — vgl. Stieler Blatt 71! — ist er noch nicht ganz fertig, bei Löchern, Gräben und Wällen muß ich dem Chauffeur das Steuer abnehmen. Trotzdem streikt er, wird dafür schon am folgenden Tag von Biscons eingesperrt, der ein kleines Lastauto sendet, das nun Stufe um Stufe den allmählichen Aufstieg bis Touol Krouoh nimmt. Wir sind nur noch 5 km von Sre Tang Yor, richtiger: Sre Ten Yor, entfernt! Aber dort ist kein Sala, keine Rasthütte. Touol Krouoh aber hat einen großen Bambuspfahlbau mit weichem wippendem Bambusbelag, dessen breite Spalten Papierkorb und Eimer überflüssig machen, jederzeit dem Wind den Zutritt auch von unten in das heiße Innere erlauben und wohin sich nachts auch die schnarrenden schwarzen Wasserbüffel zurückziehen (Abb. 13). Das Messen wird zum Eiertanz, denn man hat mit Stiefeln nur auf den schmalen Querbalken Halt, das Individuum steht natürlich auf einer Kiste.

Hier wird für eine Woche Standquartier aufgeschlagen. Allerdings stellt sich heraus, daß der „Koch" nicht einmal Eier oder Reis kochen kann, aber durchziehende Elefantentreiber bringen ihm das bei. Mit äußerster Mühe wird das nahe Dorf, ein paar ärmlich



Abb. 14. Männer der Porr

verstreute Bambuspfahlbauten, alle paar Tage auch dazu veranlaßt, ein Huhn oder ein paar Fische zu produzieren, mit größerer Mühe dazu, täglich einen Krug laues erdbraunes Wasser mit leblosen und lebendigen Einlagen undefinierbarer Art zu liefern. Die Wasserarmut ist der Fluch der Berge, hindert Siedlung und Anbau, verbreitet Armut und Krankheit. Später werden von Leach 3 Elefanten geheuert, die uns hinauf nach Peam Prous, dem kleinen Fort der Garde indigène bringen, wo es, obwohl nur ein paar hundert Meter höher, in den Nächten bitter kalt ist. Aber das Fort ist ein Blockbau auf Pfählen, solide und windsicher, man tritt nicht durch wie in Touol Krouoh. Eine erste richtige Mahlzeit nach Wochen wird möglich, als M. Périchoux, der Inspekteur der Garde, mit einem geschossenen Hirsch (und natürlich Apéritiv) eintrifft. Einige Tage später geht es mit den Elefanten zurück nach Touol Krouoh, wo der Resident selbst mich abends abholt, und die Rückfahrt, durch das Jagen von Kaninchen und Rehen im Scheinwerferlicht und das Beseitigen gestürzter Bäume unterbrochen, in einer Nacht erledigt wird. Drückend lasten wieder die glutheißen Tage der Trockenzeit des Tieflands.

14. Das Ende einer wissenschaftlichen Legende

Und nun die Porr! Mit größter Spannung erwartete ich die erste Gruppe. Schon zwischen Leach, das noch vorwiegend von Kambodschanern bewohnt ist, und Touol Krouoh tauchten hie und da seitwärts vom Weg die Grasdächer von Bambuspfahlbauten auf, Leute standen herum. Sie waren heller als die Kmer, vielleicht etwas weddider, wiesen gewiß häufiger primitive Züge auf. Das waren also gewissermaßen Primitivkambodschaner — aber wo blieben die Negritos? Hier lag wohl nur erst Übergangszone vor. Es kam dann Touol Krouoh, eine „große“ Siedlung der Berge mit unzweifelhaft unverfälschten Porr. Aber der erste Eindruck änderte sich nicht. Schließlich aber wurde auch Sre Ten Yor, das vielberufene, aufgesucht, hier mußte, wenn irgendwo, die Entscheidung fallen. Seitwärts vom Dschungelweg, der „piste“, einem schmalen schlängelnden Pfad, durch Buschwerk lugen elende Hütten, nur wenige, ein paar Kokos, Bananenstauden und Kakpoukiers, die merkwürdigen Wollbäume mit ihren horizontalen Ästen kämpfen für Schatten. Nicht sehr saubere aber freundliche Gesichter gucken durch Tür und Wände, der junge kräftig gebaute Dorfhäuptling mit schmutzig-grauem Lendentuch naht zur Begrüßung.



Abb. 15. Frauen der Porr

Aber diese Leute sehen genau so aus wie alle die von den Tagen vorher! Hell, heller als die Kambodschaner, oft breit, kräftig, primitiv, lockig auch, zweifellos, aber von Kraushaar keine Spur, nichts von tiefdunkler oder gar schwärzlicher Haut, nicht einmal bei dickster Schmutzkruste, nichts von andamaniden Zügen, rein gar nichts Negritides. Das sind gut weddide Gesichter.

Der Resident lächelt nur, als ich ihm meine Enttäuschung mitteile und meint: Ich habe nie verstanden, wie man hier von Negritos hat sprechen können, aber ich bin ja nicht Anthropolog. Ebenso M. Garris. Auch die Diener in den Bergen wunderten sich, wie ich ihnen die Mär künde. Sie sehen die Porr, wenn sie auch einen abweichenden Dialekt sprechen, für Kambodschaner an. Die Porr selbst aber bei abendlichen Zusammenkünften im Fackelschein, beim Zirpen der Bambusgeige und einem Schluck Reisschnaps, wollen sich ausschütten vor Lachen: wir mit Wollhaar, wir schwarz?!

Dieser wissenschaftliche Traum ist ausgeträumt. Es wäre rassengeschichtlich sehr nett gewesen, wenn man hier Negritos oder wenigstens einen guten Negritoeinschlag gefunden hätte. Aber er ist nicht vorhanden. Dafür sind jedoch wirkliche Weddide vorhanden, mit zweifellos palämongolidem Einschlag zwar, aber doch eben ein weiterer weddider Block wie bei den Kmer. Es handelt sich einfach um Altkambodschaner. Und alle Kambodschaner, Kmer wie Porr, fügen sich zu einer großen neuen somatischen Einheit zusammen. Das ist schließlich auch ein positives Ergebnis. Es ist sogar, wie sich später herausstellen sollte, ein wichtiges Ergebnis. Die hinterindische Anthropologie ist gar nicht so außerordentlich verwickelt, wie es angesichts allzu dürftigen Materials bisher den Anschein hatte.

15. Die Anthropologie der Porr

Es wurden insgesamt 219 männliche und weibliche Porr beobachtet, gemessen und photographiert, wobei neben den Rassenmaßen und Körperproportionen auch die Stilmaße und Hände aufgenommen und Haarproben gesammelt wurden. Auch deutliche Dorftypen ergaben sich: stärker war der palämongolide Einschlag in Peam Prous, ganz weddid war Sre Peang, je einen Mitteltypus

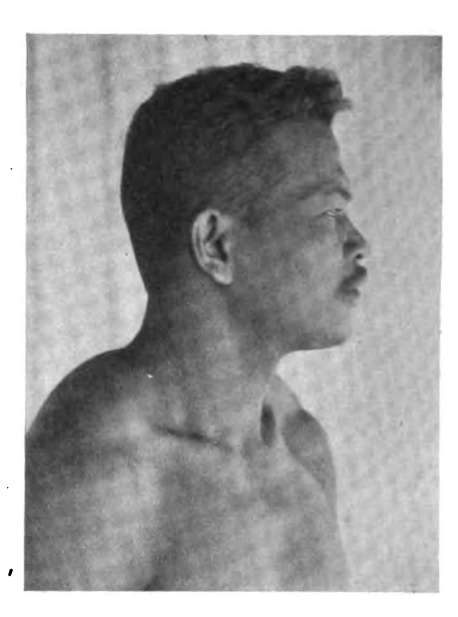


Abb. 16. Porr mit stark entwickelter Schultermuskulatur

boten die verhältnismäßig nahen Sre Ten Yor und Touol Krouoh, wenn auch hier die Gesichter noch einen leicht abweichenden Eindruck zeigten.

Beschreiben wir kurz den kennzeichnenden Mitteltyp! Das Gesicht, Auge, Nase und Ohr, Stirn und Kinn sind ungemein ähnlich wie bei den Kmer gebildet, deren typische Flächigkeit der Mittelnase und allgemeine weiche Gerundetheit der Züge sich auch wiederfinden. Besonders häufig aber tritt eine nach unten gebogene Nasenkuppe auf, so daß das Subnasale verdeckt wird. Auch wirken die Gesichter plumper, schwerer und das Kinn ist häufiger fliehend. Die Lippen der Männer sind dick wie bei den Kmer, bei den Frauen jedoch schmaler und oft sehr hübsch geschwungen. Auffallend ist die häufige Zweigeteiltheit des Tragus, dessen oberer Teil dann kleiner ist, die Orbita ist lateral stark eingeschweift, was im Maß die breite Flächigkeit der Mittelgesichtsgegend nicht voll zum Ausdruck kommen läßt. Unterschiede zeigt sodann die Figur, die bei den Porr kräftig und untersetzt ist, kaum allerdings kleiner, vielmehr wahrscheinlich höher. Die Variabilität nach der Seite der Längskomponente und damit Züge, die stark europid bzw. indid wie bei den Männern der Kmer wirken, sind seltener. Enorm ist oft die Wadenmuskulatur entwickelt, noch stärker die Schultermuskulatur, die mitunter wie durch riesige Abszesse aufgebläht erscheint (Abb. 16), Folgen von Wandern und Tragen. Am stärksten scheint der Unterschied gegen die Kmer in der Hautfarbe ausgedrückt zu sein. Sie ist heller — ausgerechnet wesentlich heller, und zwar vor allem durch Hinzutreten eines leuchtenden Gelbtons. Man kann aber nicht sagen — um dies schon hier vorwegzunehmen —, daß gleichzeitig etwa die palämongolide Komponente stärker ausgeprägt sei. Besonders bei Mädchen und jungen Frauen, die nicht selten ganz nette Züge haben, zeigt sich ein warmes Goldgelb, das selbst durch den Schmutz ersichtlich ist und in volle Wirkung tritt, wo dieser abblättert. Mit vorrückendem Alter tritt deutlich ein „Nachdunkeln“ auf. Die



Abb. 17. Pleu-spielender alter Porr

Körperfarbe ist stets dunkler — also umgekehrt als sonst meist. Der Gelbton läßt sich leider mit der v. Luschanschen Hautfarbentafel — von anderen ganz zu schweigen — nicht erfassen, das einfache warme Braun der kmerischen Haut dagegen ohne weiteres. Das Haar ist so gut wie immer lockig, wo es lang wächst, wenn natürlich in der Variationsbreite auch Schlichthaar und Engkrause auftreten. Letztere fand ich in 5% — genau dem Prozentsatz von Brengues. Aber dann von Negritos zu sprechen, erscheint wohl mehr als gewagt. Weiteres wird das Aufarbeiten der Beobachtungen zeigen. In Pursat wurden nach Rückkehr 72 Männer und Frauen der Kambodschaner und eine infolge heterogener Herkunft allerdings nicht sehr repräsentative Serie von Südannamiten gemessen.

Ich habe es auch nicht übers Herz bringen können, einige kulturkundliche Beobachtungen und Sammlungen zu übergehen, trotz aller Devisennot. Das primitive Bambusgerät der Porr, wie es im Haushalt in Körben, Worfeln, Löffeln, Töpfen und Matten sich äußert und durch Holzgeräte für den Reisbau — einschließlich Grabstock —, die Büffelkarren und den Elefantentransport ergänzt wird, war bald beisammen. Ihr Können zeigt sich am besten in den verschiedenen Fallen — für Tiger bis für kleine Vögel — und ihre Kunst in den Musikinstrumenten, den verschiedenen Pfeifen zum Nachahmen der Vogelstimmen, den Flöten, der zirpenden kleinen Bambusgeige für die Frauen und der merkwürdigen Pleu für die Männer. Aber fast niemand kann heute die Pleu mehr spielen oder gar anfertigen, wenn sie auch noch verräuchert, zerbrochen und spinnwebenüberzogen in den Dachsparren so mancher Hütte steckt. Das hat sich in der Generation seit Brengues geändert, genau wie die Haartracht und Kleidung. Das Prinzip dieser Pleu findet sich allerdings auch bei der Khène von Laos, die dort in kaum einem Hause fehlt, und bei den oft bizarren silberbeschlagenen Formen der südchinesischen Bergstämme von Tonkin bis Szechuan: eine Reihe verschieden langer und sorgfältig ab-

gestimmter Bambuspfeifen mit quergesetzter und oft resonnierender Holzverbindung. Aber das Besondere der Pleu ist, daß als Resonnanzboden ein kindskopfgroßer getrockneter Kürbis genommen wird, und daß nun die Töne, von kunstvollem Fingerspiel und weitausholenden Armbewegungen reguliert, bald wie Orgel, bald wie Dudelsack, nur viel zarter, klingen. Bei Peam Prous konnte noch ein Alter aufgegriffen werden, der diese kleinen Bambusflöten-Orgeln anfertigte (Abb. 17). Die Kmer lachen darüber, ihre großen, vielfach den indischen Instrumenten ähnelnden Geigen und Trommeln, die ich bei einer vornehmen kambodschanischen Hochzeit beobachten konnte, dringen immer mehr ein, ebenso der kambodschanische Tanz, der dem von Siam und Java ähnelt. Er wurde eines Abends auch, als das ohrenbetäubende Lärmen der Zikaden im Dschungel abgeklungen war, vor der kleinen „Hühnersteige" einer der immer ost-westlich gerichteten Bambushütten vorgeführt, während von den nahen Hängen Rauch und Glut des zum Feldbau frisch niedergebrannten Waldes herüberzogen.

16. Die Pracht von Angkor

Von Pursat führt eine pünktlich verkehrende kleine Bahn durch den öden und staubigen Monsuntrockenwald der niedrigen Vorstufen der Cardamomberge nach Pnom-Penh zurück, von dort geht ein Autobus durch die flache Reisfeldlandschaft des nördlichen Tonle-Beckens über Kampong Tom, Kampong Cham usw., die einstigen Pilgeretappen, nach Angkor, eines des Pilgerns wahrhaft werten Ortes. Von den Resten Primitiver zu den Resten der alten Hochkultur Kambodschas! Siemréap ist Endstation, ein kleiner, sauber gehaltener und gepflegter Ort mit drei teuren Hotels und aufblühendem Fremdenverkehr. Ich lasse die Gelegenheit nicht vorübergehen, einige Aufnahmen kambodschanischer Tänzerinnen und ihrer Hände zu machen (Abb. 18). In Hand und Arm liegt der Hauptausdruck des südasiatischen Schautanzes! Bereitwillig gibt der Resident M. Nicolas die Möglichkeit zur Arbeit. Eine andere Truppe tanzt abends bei Fackelschein vor den Ruinen von Angkor Tom an der breiten Steinbrücke hinter dem Lotosteich. Große Attraktion! In den Wandelgängen dieses Tempels, dem jüngsten der Tempelbauten, sind zahlreich die Tänzerinnen des Königs mit ihren zierlichen Figuren, den kunstvollen Bewegungen, hauchdünnen Schleiern und den betonten Hüften und Brüsten dargestellt. Wie diese Kunstauffassung, so ist auch der Putz wesentlich indisch. Nichts kann die Ärmlichkeit des Heute und die Pracht des Einst besser zeigen, als der Vergleich der hübschen, stimmungsvoll aufgemachten Tänze mit dem, was die Ruinen selbst bieten.

Der Eindruck von Angkor ist noch heute überwältigend. Ich kenne kein Ruinenfeld, das sich an Großartigkeit mit Angkor vergleichen ließe. Mitten zwischen Buschwerk und Bäumen eines weiten wuchernden Flachlanddschungels, etwa 6 km von dem heutigen Flecken Siemréap entfernt, türmen sich gewaltige Tempelanlagen über die Wipfel hinaus, dehnen sich Terrassen und gemeißelte Friese von Hunderten von Metern Länge, stehen Statuen, glitzern Tanks, wuchert wieder Wald und ragen plötzlich massige Torbauten, Kolossalfiguren auf, Wälle und Befestigungen, dann wieder Wald und wieder Paläste, Tempel, Schreine, Klöster, und wieder Wald, wieder Bauten. Ringsum jenseits der Wälder wimmelt es von Großwild, Elefanten, Tigern, Wildbüffeln, Krokodilen: ein ideales Jagdgebiet. Zwischen die wuchtenden Quader haben die Urwaldbäume ihre Wurzeln getrieben, die Verkragungen, Stützen und Simse beiseitegedrückt, die Reliefs und Skulpturen übersponnen, die Fugen tonnenschwerer Blöcke auseinandergetrieben, und die ragenden Kuppeln zum Stürzen, die Mauern und Wände zum Bersten gebracht. Meterhoch liegen oft die



Abb. 18. Kambodschanische Tänzerinnen
Beachte das Spiel der Hände

Schutthalden, hügelhoch die wirr durcheinandergerollten Quader. Und geborsten und gestürzt ist doch noch alles von unerhörter Wucht, Kraft und Schönheit. Unheimlich und gewaltig wirkt dazu dieser Kampf zwischen großartigem Menschenwerk und großartiger Naturkraft. Immer neue Bilder bieten sich, Tage um Tage kann man wandern. Zwölf Kilometer Umfang mißt allein die Stadtmauer. Sauber haben die Franzosen ausgegraben, arbeiten und finden unablässig weiter, haben gute Wege und Autostraßen angelegt, schützen die berstenden Steinmassen, kappen die Bäume, brennen das Buschwerk aus.

Es ist nicht möglich, in einem kurzen Bericht den Kunstepochen und der Bedeutung von Angkor gerecht zu werden. Nur einiges wenige von anthropologischem Interesse sei aufgegriffen.

Schon im 6.—7. Jahrhundert blühte hier eine hohe Kultur, die offensichtlich stark von Indien beeinflußt und von echten Kmer getragen wurde, obwohl sie als Vor-Kmer-Kultur bezeichnet wird. Im 9.—10. Jahrhundert setzt dann eine neue, ganz großartige Blüte ein, während der Angkor Tom und der Bayon errichtet werden, und im 12.—13. Jahrhundert entstehen die großen und schönsten Bauten, wie Angkor Vat. Nichts wissen wir von seinen Architekten, Königen, Gelehrten und Heerführern, nichts von Kriegsabläufen, Intriguen, Verwaltung, Handel, von Literatur und Wissenschaft. Und doch muß dies alles höchst bemerkenswert gewesen sein. Eine Millionenstadt hat hier gelebt. Sie muß ausgedehnte Bazaarquartiere und Handwerkerstraßen, geschätzte Ateliers, berühmte Tempelschulen und große Bibliotheken besessen haben, unzählige Hotels und Gaststätten, Musik, Tanz und Polizei, Verordnungen, Gesetze, Organisationen, kannte harte Arbeit, rastloses Streben, kannte allen Luxus in Küche

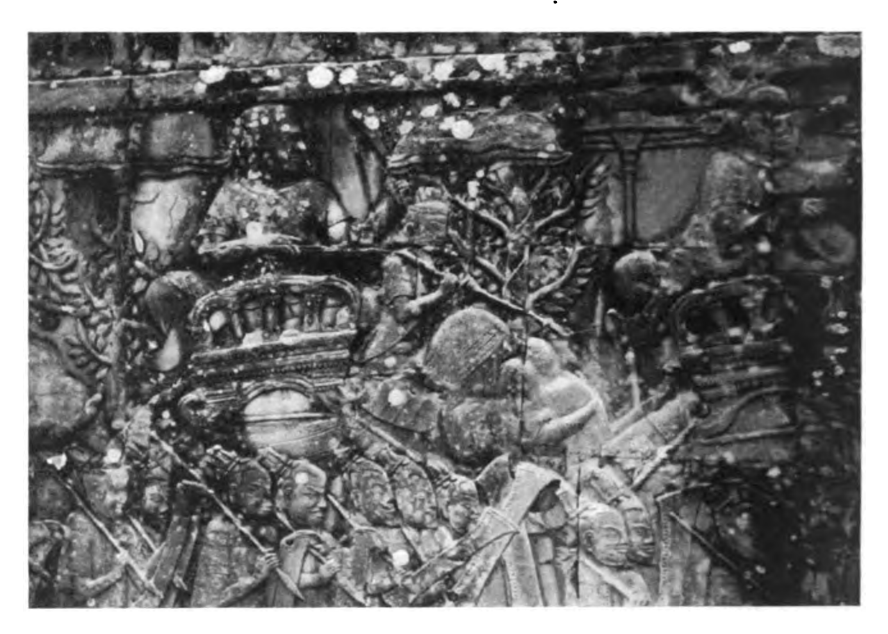


Abb. 19. Die mongolischen Hilfstruppen
Relief vom Bayon

und Haus, Delikatessen, Brokate, Holzschnitzkunst. Aber nichts, rein gar nichts meldet uns die Überlieferung davon, die Steintafeln sind zerschlagen. metallene Zeugen eingeschmolzen, die Hunderttausende von Palmblattrollen der zahlreichen Tempelbibliotheken und Staatsarchive alle verbrannt, restlos vernichtet.

Was blieb, ist nur die ungeheure Wucht der leeren alten Riesenbauten, einige Kleinkunst und die Reliefs. Sie sind angesichts der Lage von nicht unbeträchtlichem Wert. Der Tempel von Angkor Vat allein besitzt kilometerlange Reliefs mit Darstellungen aus den indischen Epen und Götterlegenden, dazu vielerlei Wiedergaben von Tanz, Kunst und Hofleben. Das sagt viel. Ähnlich Angkor Tom, mehr noch der Bayon. Hier ziehen sich Reliefs um Reliefs durch meterhohe weite Wandelgänge und schildern das tägliche Leben: Ein- und Verkauf, Spiel und Lustbarkeit, Mönche, Gottesdienst und Tempel, Fischfang und Straßenleben, den Palast, Kurzweil und Krieg. Allerdings ist auch dies nur ein Streiflicht, es erfaßt nur einen einzigen augenblicklichen Zustand aus vielen langen Jahrhunderten, alles andere muß aus den Kleinkunstfunden rekonstruiert werden, die verschüttete Keller, Schächte und Schatzkammern unentwegt liefern. Immerhin sind diese Reliefs am Bayon ganz ausgezeichnet gearbeitet. Es wird sogar eine gewisse Typik in Gruppe und Portrait angestrebt. Wenn der König unter dem Baldachin hoch zu Elefant mit seinen Generälen und Admirälen in den Krieg zieht, sind die kmerschen Führergesichter deutlich von der Masse der Truppe zu trennen: von der indischen Leibgarde, der weddiden oder palämongoliden Infanterie und Artillerie oder gar den mongoliden Hilfsregimentern (Abb. 19).

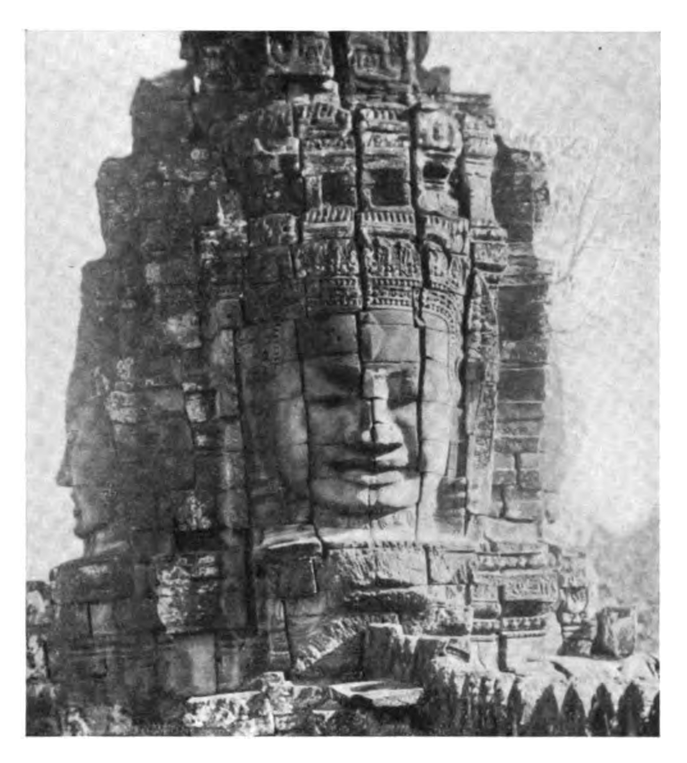


Abb. 20. Die vier Gesichter Schiwas

17. Rasse und Kunst

Überhaupt dieser Bayon, diese ungeheure türmende Steinmasse, die in gewaltigen Felsen und Bastionen in den Himmel ragt, diese grauen Riesenquader, alle ohne jeden Unterbau, ohne jede Verbindung und doch im Ausgleich ihres ungeheuren Gewichtsdruckes für die Jahrtausende gefügt! Man sieht, wenn man näher und näher wandert, wie die Quader sich hoch und höher türmen, wie aus dem Gestein riesige Gesichter zu wachsen beginnen. Jeder einzige der vielen Aufbauten beginnt ein solches viele Meter hohes Antlitz zu zeigen, mehrere sogar, denn nach jeder Himmelsrichtung wendet sich ein neuer Riesenkopf. Das sind die vier Gesichter Schiwas (Abb. 20). Die ganze Steinmasse erscheint plötzlich in menschliche Ausdrucksformen aufgelöst und erstarrt zu sein. Wenn die tropische Abendsonne ihre schrägen Schatten legt, dann lächeln oder drohen, sinnen oder trauern die hohen Felsenantlitze, wie sie einst zur Mahnung über dem Gewimmel endloser Straßenzüge jener Hauptstadt gelächelt und gewarnt haben, die chinesische Schriftsteller als die größte und schönste von Asien, von der Welt, bezeichnet haben. Vielleicht traf dies wirklich zu, wir können es nicht wissen, das weitaus meiste ist ja vermodert und zerfallen. Diese vier Gesichter finden sich auch über den vier Haupttoren der Stadt, vor denen breite Brücken über den Wallgraben führten. Sie sind von mächtigen Steinschlangen flankiert, den altindischen Nagas, die von Riesen getragen werden und drohend ihr geschwollenes Haupt nach außen, zu den immer noch tempel-

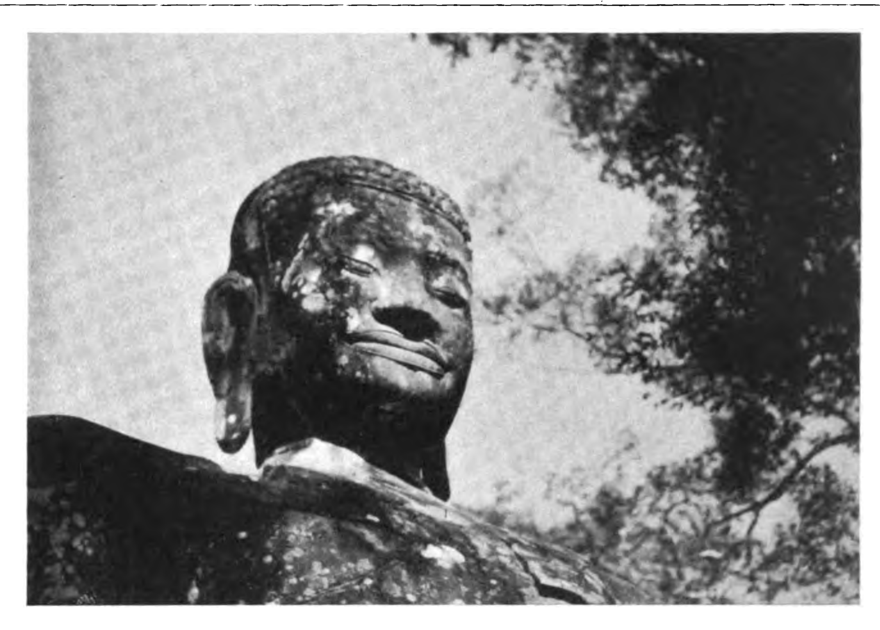


Abb. 21. Der lächelnde Buddha in Angkor

reichen Vorstädten und gegen etwaige Feinde wenden. Die Gesichter zeigen aber, so indisch ihr Entwurf ist, keinesfalls indische Züge. Sie sind weddid mit palämongolidem Einschlag, der typisch flache Mittelrücken der kambodschanischen Nase fehlt nicht. So gibt Angkor nicht nur dem Historiker, sondern auch dem Anthropologen und Psychologen etwas. Dieser Bayon aber ist ein Museum für das Problem Kunst und Rasse, vor fast einem Jahrtausend für die heutige und spätere Generationen gebaut.

Aus gleicher Epoche stammt der merkwürdige, kolossale lächelnde Buddha mit seinem entrückten ewigen Antlitz, der jenseits der „Terrasse des leprösen Königs" durch den Dschungel ragt (Abb. 21), auch der König selbst mit seinen vier Frauen, deren tragische Geschichte noch heute die Bauern in den ärmlichen Hütten der wenigen weitverstreuten und von Krankheit und Überschwemmungen heimgesuchten Dörfer der Umgebung erzählen. Friese um Friese umsäumen die lange Terrasse: Elefanten bei Arbeit und Jagd, beim Spiel, im Krieg, als Treppenknauf, als Terrassenabschluß. Und Greifen dazu, jene alten sagenhaften Greifen, die heute auch das Papier siamesischer Staatskanzleien und die Mützen siamesischer Beamten zieren. Denn Siam war damals noch ein Teil des Kmerreiches und sprach seine alte Kmersprache. Das hörte auf, als es von den Tai aus Westen überrannt wurde. Zu gleicher Zeit bedrohten auch, wie schon oft, die Cham im Osten das Reich, jene Cham, die den mittelalterlichen Glanz von Annam begründen sollten, wie die Etrusker den von Rom, und die heute nur noch in verschwindend geringen Resten in einigen elenden, versteckten Dörfern Südannams hausen. Zwischen Tai und Cham wurde das Kmerreich zerrieben. 1393 rückten die Tai in Angkor ein und verbrannten, vernichteten, zerstörten alles Erreichbare, versklavten oder zerstreuten die Einwohner.

Was zurückkehrte und blieb — und es blieben zunächst gewiß nicht wenige — war führerlos und nicht imstande, das aufgespeicherte Wissensgut zu wahren und die Organisationen wieder aufzubauen. Langsam versanken die Riesenbauten in Schutt und Urwaldgrün. Sie blieben für Jahrhunderte verschollen. Ein Reisender entdeckte sie im vorigen Jahrhundert, war fassungslos, glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Noch ein zweites aber blieb für Kambodscha außer diesen Ruinen: die alte Kmersprache. Es ist kein Zweifel, daß der König in Pnom-Penh der unmittelbare Nachfolger jener unbekannten und uns doch heute greifbar nahen Kmerherrscher von Angkor ist, und daß die Silberpagode mit ihrer hohen Mittelhalle und den langen gemäldebedeckten Wandelgängen eine späte Ausgabe der Urwaldtempel von Angkor bildet. Auch die Kunst des heutigen Kambodscha, wie die von Siam, ist von den Nachklängen von Angkor gesättigt. So rundete sich ein rassengeschichtliches Bild. Wir werden darauf zurückkommen.

UMSCHAU UND FORTSCHRITTE

I. Kleine Beiträge

Das „pseudomongoloide" Gesicht und das „mongolide" Auge bei Anämien

In der letzten Zeit haben wir einige Patienten mit Anämie, type Cooley u. a., einer anthropologischen Untersuchung unterzogen und die sog. „Facies mongolica", welche diese Anämien charakterisiert, näher studiert. Unsere Ergebnisse haben wir der „Hellenischen Anthropologischen Gesellschaft" (1936 u. 1938) und der „Akademie von Athen" (1938) mitgeteilt.

Da es sich scheinbar um die erste derartige Untersuchung handelt, glauben wir, daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, hier eine ganz kurze Zusammenfassung wiederzugeben.

Aus unserer Arbeit ist uns vor allem die Differenz zwischen den übrigen „mongoloiden Gesichtszügen" und derjenigen des „mongoliden Auges" klar geworden. Die erstgenannten (flache Nase, Vorspringen der Wangenbeine usw.), welche von den Medizinern Verunstaltungen der Gesichtsknochen zugeschrieben werden, nennen wir am besten „Pseudomongolide". Es sind ja nicht nur keine mongoliden, sondern auch nicht einmal mongoloide, d. h. durchaus keine rassischen Merkmale; es handelt sich bloß um krankhafte Erscheinungen, welche einfach an mongolide Züge erinnern, und ziemlich häufig bei Anämien vorkommen. Was das sog. „mongolide Auge" betrifft, so erscheinen seine Hauptbestandteile, der Epikanthus, die Schrägstellung und das Epivlepharon (wie wir die aufgeblähte „Deckfalte" des oberen Lides genannt haben, Anthr. Kongr. von Portugal, 1930), verschieden häufig.

Um jede detaillierte Beschreibung zu vermeiden, beschränken wir uns bloß auf eine zusammenfassende Tafel.

Krankheit	Pseudo-mongoloide Züge	Schräg-stellung	Epi-kanthus	Epi-vlepharon
1. Erythroblastische Anämie	0	0	0	+ ??
2. „ „	+	+	0	0
3. „ „	+	+	+ ??	0
4. Malaria	+	+	+ ??	0
5. Anämie der Geophagen	0	0	0	0
6. Erythroblastische Anämie	0	0	0	0
7. „ „	+	+ ??	+ ??	+
8. Ikterus hemolytikus	0	0	+ ? rechts	+ ?
9. „ „	0	0	0	0
10. Erythroblastische Anämie	+ !	+	0	+
11. Unbestimmte Anämie	0	0	0	0
12. Erythroblastische Anämie	+	0	0	0
13. „ „	0	0	0	0
14. „ „	+	+ ?	+ ??	0
15. „ „	+	+	+	0
16. „ „	0	0	0	0
17. Kala-Azar	+	+	+	0
18. Erythroblastische Anämie	+	+ !	0	0
19. „ „	+	+ !	0	0
20. „ „	+ !	+ !	0	+ ?

Unter unseren 20 kleinen Patienten (17 aus dem Hellen. Institut „Pasteur", von Dr. Caminopetros, und 3 aus der Inner. Univers.-Klinik, von Prof. Aravantinos und Dr. Deliyannis), haben wir nun ein pseudomongoloides Gesicht 12mal konstatiert, und zwar 10mal unter 14 Fällen mit erythroblastischer Anämie, 1mal bei Malaria und 1mal bei Kala-Azar.

Der Epikanthus ist dagegen selten; er ist 2mal mehr oder weniger deutlich beobachtet, einmal bei sicherer mongolider Herkunft. Bei den übrigen, mit (?) bezeichneten Fällen, handelte es sich um undeutliche Formen, für welche nicht einmal der Name der Mongolenfalte gebraucht werden dürfte. Jedenfalls haben wir in keinem Falle die typische halbmondförmige Randfalte beobachtet, welche die Caruncula lacrimalis völlig oder zum größten Teil maskiert und von einem Epivlepharon und der mongoliden Schrägstellung begleitet ist.

Eine mehr oder weniger ausgeprägte Schrägstellung der Lidspalte haben wir 11mal (bei 12 Fällen mit pseudomongoloidem Gesicht) beobachtet und glauben, daß gerade diese den pseudomongoloiden Ausdruck ergibt. Sie beruht meistens auf einer wirklich niedrigeren Lage des inneren Augenwinkels, im Gegensatz zur echten mongoliden Lidspalte, die wohl gelegentlich eine wirkliche, meistens aber eine scheinbare Schrägstellung — wegen des Epikanthus und des Epivlepharon — aufweist. Allerdings, obwohl die Schrägstellung der Lidspalte einen der kennzeichnendsten mongoliden Züge darstellt, gehört sie trotzdem nicht der mongoliden Welt allein an. Was diese Welt noch mehr charakterisiert, ist die enge und schmale Lidspalte.

Auch das Epivlepharon, das 2mal gut und 3mal ganz undeutlich beobachtet wurde, gehört, auch als innere Form, durchaus nicht dem mongoliden Auge allein an; noch weniger als horizontale und äußere Form. Immerhin handelte es sich doch hier nicht um die echte aufgeschwollene Form des mongoliden Auges mit seiner starken Fettablagerung.

Aus unseren Beobachtungen ergibt sich folgendes: Wenn alle diese sonderbaren Züge oder einige davon, wie besonders die Schrägstellung der Lidspalte, nicht als eine Folge der Knochenerkrankung angesehen werden können, wie die übrigen pseudomongoloiden Gesichtszüge dieser Anämien (Knochenerkrankung, für welche wir eine Schädigung der Hypophyse vermuten), so sind wir gezwungen, anzunehmen, daß es sich um seltene Erscheinungen handelt, die aber in allen Rassen vorkommen, ohne daß sie eine Beziehung zur mongoliden oder mongoloiden Welt bedeuten. Sie kommen nur viel häufiger zum Vorschein, als wir glaubten. Es ist ja bekannt, daß überhaupt Auftreten eines oder mehrerer Charaktere eines fremden Typus keineswegs eine unbedingte Beziehung zu diesem Typus bedeuten muß. Der Mensch enthält, wie bekannt, in seiner Erbmasse die Möglichkeit zu solchen Erscheinungen. Es ist allerdings auch das Gegenteil erwiesen, d. i. das Fehlen von einer typischen mongoliden Falte bei mongolischen Stämmen. Bildungen endlich, welche an die Plica marginalis erinnern, kommen ab und zu bei Kindern aller Rassen vor, verschwinden aber mit zunehmendem Alter wieder (Martin).

Unsere kleine Statistik erlaubt uns jedenfalls nicht, der Vermutung von Caminopetros (Monographien der „Athener Akademie", Bd. 4, Nr. 3, 1937) zuzustimmen. Wir dürfen die höchst seltene, zufällige Erscheinung von evtl. wirklich fremdartigen Bildungen auf Grund ganz unbeständiger ähnlicher Züge, welche bei allen Rassen vorkommen, nicht verallgemeinern. Und es wäre gewiß voreilig, bezüglich der Griechen, besonders denen kleinasiatischer Herkunft, die „mongolische" (?) Züge zeigen, das Ergebnis zu formulieren, daß mindestens das so häufig gefundene mongolische Auge einer rassischen Beziehung zugeschrieben werden sollte. Auf den Bildern, wenigstens der genannten Monographie, ist ein „typisches" mongolisches Auge nicht zu sehen.

Was die relative rassische Beharrlichkeit der kleinasiatischen Griechen betrifft, möchten wir bei dieser Gelegenheit an das Zusammentreffen der Ergebnisse von mehreren Autoren bezüglich der Blutgruppen erinnern. Gebr. Hirschfeld, Kumaris, Diamantopoulos, Sphetikopoulos (Hell. Anthrop. Gesellsch. 1927, 1928, 1938) haben eine Ähnlichkeit des Blutgruppentypus zwischen den Griechen beider Küsten des Ägäischen Meeres konstatiert.

Ohne die Feststellungen der Anthropologie bezüglich der Synthese aller modernen Völker, mithin auch des hellenischen Volkes, zu vergessen und ohne Einmischung von nationalistischen Gefühlen in der reinen Wissenschaft, glauben wir trotzdem, daß es keineswegs gerechtfertigt erscheint, eine so große Ausdehnung der gelben Welle anzunehmen.

J. Kumaris, Athen.

Wahrscheinlichkeitsrechnung und Biologie

Aus den zahlreichen Anwendungsmöglichkeiten der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die exakte erbbiologische Forschung — wie sie soeben erst wieder von Ringleb vorzüglich dargestellt wurden[1]) — sei hier ein Beispiel herausgegriffen.

Dem Menschen sind 24 Chromosomenpaare eigen und bei völliger Heterozygotie ergeben sich 2^{24}, d. s. 16 777 216 mögliche Reduktionsteilungen. Für die aus der Verbindung zweier derartiger reifer Keimzellen sich bildenden neuen Chromosomensysteme ergeben sich

281 474 886 710 656 Kombinationen.

Da nun jedes Chromosom der Träger mindestens einer, jedoch meistens mehrerer Erbanlagen ist, die nahezu immer verschieden voneinander sind, so ist theoretisch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß zwei Kinder einer Ehe genau die gleichen Erbeigenschaften besitzen, verschwindend klein.

Berücksichtigen wir nämlich die gegenwärtige Bevölkerungszahl der Erde von rund 2 000 000 000 Menschen und setzen wir voraus, daß dieselbe eine konstante Größe wäre, so würden erst 140 737 Generationen in 4 691 248 Jahren bei einer 33jährigen Dauer der Generationsfolge die obige Zahl von 281 Billionen ergeben.

Da jeder Mensch 2 Großelternpaare besitzt, so ergibt sich unter der gleichen Voraussetzung einer vollständigen Heterozygotie und Verschiedenartigkeit der 24 Chromosomenpaare der letzteren 2^{96} — d. i. eine „29stellige" Zahl für die möglichen Erbbilder der Enkel.

Bloß von den eineiigen Zwillingen wissen wir, daß dieselben vollkommen erbgleich sind und daher gleiche Chromosomenzusammensetzung besitzen. Aber auch unter Geschwistern finden wir auf Grund von Erbstudien eine erbbedingte Gleichheit in einer individuell verschieden großen Anzahl von Merkmalen, die nahe bis an jene eineiiger Zwillinge heranreicht.

Wie erklärt sich nun dieser Widerspruch, daß theoretisch die Wahrscheinlichkeit für das gleiche Erbbild zweier Geschwister (Kinder einer Ehe) nahezu „0" ist, dagegen nach unseren praktischen Erfahrungen ein ähnliches Erbbild bei Geschwistern häufig anzutreffen ist?

Jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern usw., daher ist allgemein die Zahl der Vorfahren eines Menschen gleich 2^n. Diese Zahl 2^n kann niemals größer gewesen sein als die der jeweiligen Bevölkerung der Erde. Wieder möge 2 000 000 000 Menschen als Grenzwert gelten. Es muß dann

$$\lim 2^n = 2\,000\,000\,000 \text{ sein}$$

und für n ergibt sich folgende Gleichung:

$$30 < n < 31.$$

Vor 30 Generationsfolgen oder rund 1000 Jahren hatte also jeder heute lebende Mensch ebensoviele Vorfahren als heute Menschen die Erde bewohnen.

Genealogische Studien zeigen uns aber den raschen Ahnenverlust, d. h. je weiter wir in unserer Ahnenreihe zurückgehen, um so häufiger tritt eine und dieselbe Person als Vorfahre in einer Generationsfolge auf. Dies ist die Folge von Verwandtenehen. Besonders deutlich zeigt sich dies bei Bauerngeschlechtern. In unserem obigen Beispiele ist sicher die Annahme einer Bevölkerungszahl von 2 000 000 000 Menschen um das Jahr 1000 ebenso unrichtig, wie die Annahme, daß sämtliche rassisch so verschiedenen Erdenbürger für jeden der heute lebenden Menschen unmittelbarer Vorfahre gewesen sei.

Mit der Tatsache des Ahnenverlustes geht die vielfache Weiterleitung des gleichen Erbbildes von den Ahnen auf die Enkel vor sich.

Unser Beispiel zeigt, daß Theorie und praktische Erfahrung sich keineswegs widersprechen. Wir müssen die erstere nur richtig anwenden und aus der letzteren jene Tatsachen erkennen, um einen Einblick in das Rätsel des biologischen Geschehens zu gewinnen. *Robert Routil, Wien.*

---

[1]) Ringleb, F.: Mathematische Methoden der Biologie. 181 S., Teubner, Leipzig 1937.

Beobachtungen über den Torus mandibularis. Mit 3 Abbildungen und 2 Tabellen

Weidenreich[1]) wurde durch Beobachtungen über Exostosen auf der Innenseite von Sinanthropusunterkiefern — teils in Form eines „tubercle-Typ" in der Gegend des ersten Prämolaren, — teils in Form eines „striation-Typ" in der Nähe der Molaren — veranlaßt, Angaben von Fürst und Hansen, Hooton, Hrdlička u. a. über diesen „Torus mandibularis" bei Eskimos, Japanern, Lappen usw. zum Vergleich heranzuziehen. Gegenüber den weitreichenden Schlüssen daraus (enge Verwandtschaft des Sinanthropus mit den rezenten Mongoliden, sehr frühe Rassenspaltung) hat bereits Weinert[2]) mitgeteilt, daß sich ein Torus mandibularis auch bei Melanesiern, schließlich „bei allen Rassen" findet. Die Häufigkeit ist verschieden, Zahlenangaben darüber fehlen bei den meisten Rassen und sind auch schwer untereinander vergleichbar, da zweifellos alle Übergänge von nur eben fühlbaren Ansätzen zu einer Reliefbildung bis zu sehr kräftigen, auffälligen Erhebungen und Vertiefungen vorhanden sind und nicht jeder Beobachter dieselbe Grenze setzen dürfte.

Eine Durchsicht der Schlesiensammlung und der Studiensammlung schlesischer Herkunft des Anthropologischen Instituts Breslau ergab unter 92 Unterkiefern (sämtlich von Erwachsenen) 41 Exemplare, also 44,6%, die die genannten Exostosen in verschiedenem Ausbildungsgrad aufwiesen. Die genaue Verteilung der Befunde ist in Zahlentafel 1 angegeben.

Tab. 1. Befunde an Unterkiefern schlesischer Herkunft

	ohne Befund	mit Torus mandibularis		
		„striation"-Typus	„tubercle"-Typus mit „striation"	nur „tubercle"
n	51	28	9	4
%	55,5	30,4	9,8	4,4

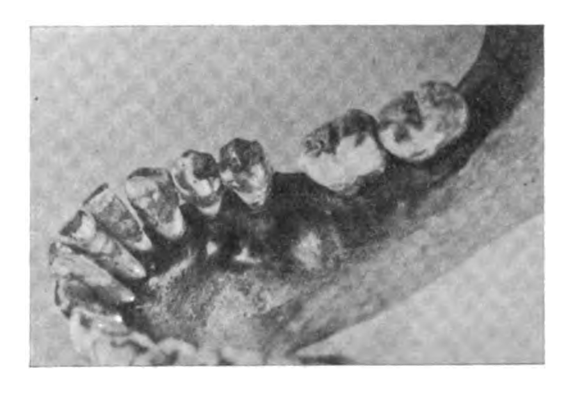


Abb. 1. Unterkiefer

(S. 399, Anthrop. Inst. Breslau), rechte Innenseite mit Tuberculum mandibulare

Man sieht, daß der „striation"-Typus (auch als „prominentia alveolaris" bezeichnet) ungleich häufiger ist als der „tubercle"-Typus, der in seiner reinen Ausprägung (Abb. 1) bei schlesischem Material sehr selten ist. Für den Vergleich der Rassen untereinander ist es also notwendig, die Statistik auf die Einzelheiten auszudehnen und nicht die Häufigkeit eines „Torus mandibularis" summarisch anzugeben.

[1]) Weidenreich, F.: Mandibles of Sinanthropus Pekinensis, a Comparative Study. Palaeontologia Sinica. Ser. D, VIII, Fasc. 3, 47/63, 1936.

[2]) Weinert, H.: Die Bedeutung der bisherigen Sinanthropusfunde von Chou-Kou-Tien bei Peking. „Biologe" 6, 209/216, 1937.

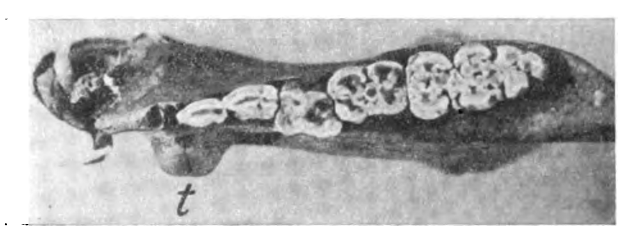


Abb. 2. Linke Unterkieferhälfte eines Hausschweins
mit von der Eckzahnwurzel verursachtem „Tuberculum“ (t)

Vom Verständnis dieser Bildungen sind wir noch weit entfernt. Wenn gesagt worden ist, daß für die oft gespreizten Wurzeln der Unterkiefer-Molaren der Körper des Unterkiefers natürlich verdickt sein muß, so trifft dies vielleicht für den „striation“-Typ, nicht aber für den „tubercle“-Typ zu. Ausbuchtungen, die von den Wurzeln hervorgerufen werden, treten bekanntlich als „juga alveolaria“ auf der Außenseite des Unterkiefers auf (meist nur bei den vorderen drei Zahnfächern), nicht aber auf der Innenseite. Wie ein Unterkiefer des Hausschweins aus der Sammlung des Verfassers zeigt, können krankhafte Extrembildungen dieser Art — hier durch die Wurzel des Eckzahns hervorgerufen — gelegentlich ein gewaltiges „Tuberculum“ erzeugen (Abb. 2). Ein solches sitzt nahe der Basis des Unterkiefers und hat eine außerordentlich dünne Wandung. Das von Weidenreich beschriebene Tuberculum mandibulare dagegen erhebt sich auf der Innenseite des Unterkiefers und ist massiv. Es sitzt außerdem dicht unter dem Zahnhals und nicht da, wo evtl. gebogene Wurzelspitzen an die Wandung herantreten. Im folgenden sei noch auf zwei Erscheinungen aufmerksam gemacht, die vielleicht zum Verständnis der exostotischen Bildungen beitragen können.

I.

Wenn man die Ausbildung der Linea mylohyoidea auf der Innenseite der Mandibula betrachtet, so ist sie auffällig verschieden. Sie kann fast als Knochenleiste (Christa +++) sich erheben, oder es kann auch ein ganz allmählicher Übergang (±) zwischen dem oberen, rauhen und verdickten Teil des Unterkieferkörpers und dem unteren, dünneren und glatten Teil stattfinden. Dazwischen finden sich alle Übergänge (+, ++). Es scheint nun ein nach dem „tubercle“-Typ gegliederter Torus mandibularis vorzugsweise in Verbindung mit der undeutlichen (±) Ausbildung der Linea mylohyoidea aufzutreten, seltener aber mit ihrer deutlichen und deutlichsten Ausprägung, wie dies Zahlentafel 2 dartut.

Tab. 2. Ausbildung der Linea mylohyoidea

	±	+	++	+++
Bei Unterkiefern ohne Befund . . .	4 (7,8 %)	24 (47,0 %)	17 (33,3 %)	6 (11,8 %)
Bei Unterkiefern mit „striation“-Relief .	1 (3,6 %)	12 (42,9 %)	12 (42,9 %)	3 (10,7 %)
Bei Unterkiefern mit „tubercle“-Relief .	6 (46,1 %)	6 (46,1 %)	1 (7,8 %)	0 (0,0 %)

Dies scheint mir ein deutlicher Hinweis darauf zu sein, daß Variationen in der Weichteilbedeckung des Knochens für die Ausbildung der Tubercula mandibularia verantwortlich zu machen sind.

II.

Weidenreich schreibt: „As to the tubercle type, that is to say, the real torus mandibularis, I am inclined to accept the suggestion that the protuberances are pillars left during the reduction which the formerly much bulkier alveolar process has undergone in the course of human evolution.“ — Daß tatsächlich solche Tuberkel als Reste einer langgestreckten knöchernen Erhebung auftreten können, geht aus einer Beobachtung hervor, die sich an einem Exemplar der Schlesiensammlung (S. 589, Grünberg) machen läßt (Abb. 3). Hier ist eine den Verlauf der Linea mylohyoidea kennzeichnende

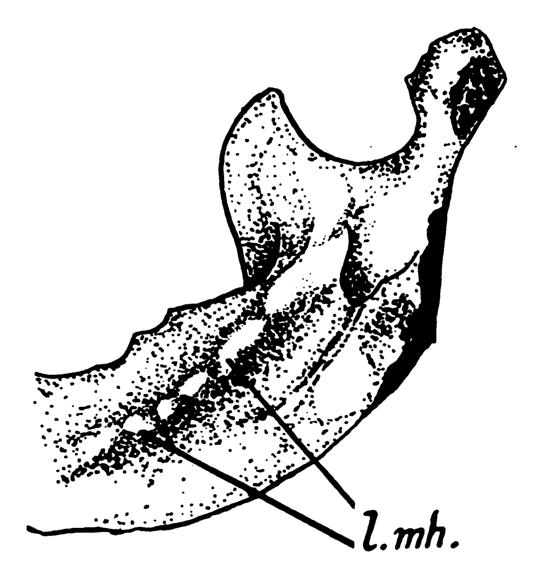


Abb. 3. Rechte Innenseite eines Unterkiefers
(S. 389, Anthrop. Inst. Breslau) mit perlschnurartiger Ausbildung der Linea mylohyoidea (l. mh.)

Crista in eine Reihe von Höckern zerfallen. Auch dies deutet darauf hin, daß das Verhalten von Muskeln bzw. Sehnen und Schleimhaut gegenüber dem Knochen und dem Periost zur Erklärung herangezogen werden muß, und es dürfte die sorgfältige Präparation des Unterkiefers an einer größeren Serie von Leichen hier endgültige Aufklärung bringen. *Hans Grimm, Breslau.*

„Eine neue Rassenkarte der Welt"

Unter dieser Überschrift hat in Heft 1 (VII. 1938, S. 101 ff.) dieser Zeitschrift Fräulein Dr. Schwidetzky die von mir gezeichnete Rassenkarte sehr ausführlich besprochen. Ihre Ausführungen enthalten aber manches, was einer Richtigstellung bedarf.

Auffallend ist zunächst, daß — wenn auch in einer Anmerkung — eine Formulierung aus einer Werbeschrift des Verlages hervorgehoben und beanstandet wird, also etwas, was mit dem wissenschaftlichen Gehalt der Karte gar nicht unmittelbar zusammenhängt und höchstens den Verlag der (ausdrücklich von Dr. S. erwähnten) v. Eickstedtschen Karte interessieren kann. (Wird meine Karte als „Konkurrenz" empfunden? Nicht als neuer wissenschaftlicher Beitrag zur Lösung der sehr schwierigen Aufgabe?) Meiner Meinung nach gehört das in eine — wissenschaftliche — Besprechung gar nicht hinein.

Sachlich übrigens behauptet die Formulierung des Verlages (daß eine Karte wie die neue bisher „gefehlt habe") durchaus nichts Falsches: Die neue Karte ist nur aus dem einzigen Grunde herausgebracht, weil die bis dahin bekannten[1]) älteren Karten ungenügend erschienen, ungenügend ganz besonders für den Schulunterricht. Meine Karte soll daher durchaus etwas Neues, neue und brauchbarere Gesichtspunkte, etwas was bisher fehlte, geben. Meine Karte soll Mängel beheben, die sich bisher bei der Benutzung der älteren Karten im Unterricht fühlbar gemacht haben, nicht zuletzt bei der Verwendung der v. Eickstedtschen Karte. Deshalb auf meiner Karte das Streben nach möglichst sinnfälliger und übersichtlicher Darstellung des Wesentlichen, unter bewußtem Fernhalten alles Entbehrlichen; deshalb die durch klare Farbengebung erreichte Hervorhebung der wichtigen Zusammenhänge, der großen Rassengruppen (auf die es mehr ankommt als auf die meisten Einzelrassen) und der rassischen Kraftmittelpunkte. Und während die älteren Karten noch durchaus an der althergebrachten Gewohnheit festhalten, die Verbreitung

[1]) Die Karte von Ewald Banse war noch nicht erschienen, auch nicht angekündigt, als die Zeichnung meiner Karte fertig war.

der menschlichen Rassen vor dem weltweiten Ausgreifen Europas wiederzugeben, habe ich ganz bewußt die heutige Verbreitung dargestellt; denn das, was einst vor Jahrhunderten war, interessiert nur den Fachmann; für die Schulung — ganz besonders auch in weltanschaulicher Hinsicht — aber ist unendlich viel wichtiger zu zeigen, wie das Bild durch die ungeheure Ausbreitungs- und Gestaltungskraft des Europäers, besonders der nordisch-fälischen Rasse, verändert und gestaltet wurde, wo sich heute die Ausbreitungs- und Kraftmittelpunkte der grossen Rassen finden und damit auch die Grundlagen der großen Politik. Deshalb habe ich auch auf ein Einzeichnen theoretisch erschlossener alter Wanderstraßen früherer Perioden verzichtet.

Neu und einem fühlbaren Mangel aller bisher erschienenen Weltrassenkarten abhelfend ist die von mir vorgenommene Einzeichnung der wichtigen Kraftmittelpunkte des Judentums; damit ist ein Problem deutlich betont, dessen große Bedeutung meist außerordentlich unterschätzt wurde. Gerade diese Frage gehört aber heute unbedingt zur Schulung; Politik und Wirtschaft bleiben sonst unverständlich!

Bewußt sind auf meiner Karte ferner die z. T. eingeführten mißverständlichen, für den Schüler nur schwer zu merkenden und sprachlich höchst unschönen Namen mancher Rassen beseitigt und durch Namen ersetzt, die sich leicht einprägen und deren Sinngehalt gute Gedächtnishilfen gibt. Dr. S. ist damit nicht einverstanden und meint, man müsse auch bei der Benennung menschlicher Rassen das „in Zoologie und Botanik geltende Prioritätsrecht“ beachten. Dem muß ich widersprechen: Die Namengebung in Zoologie und Botanik geht fast nur die eigentlichen Fachleute an; ob da ein einmal gewählter Name ungeeignet oder unschön oder schwer merkbar ist, tut sehr wenig zur Sache. Ganz anders in der Rassenkunde: Hier soll der Kreis derer, die von den wichtigsten Dingen wissen, möglichst groß werden, und das Wichtigste muß auch in sprachlicher Hinsicht so gestaltet werden, daß es leicht zu merken und unmißverständlich ist; Rassenamen, die z. T. wahre Wortungeheuer sind[2]), muß man schon aus Gründen des Geschmacks ablehnen. Hier sei gleich hinzugefügt, daß Dr. S. unrecht hat, wenn sie meint, daß bei der Wahl der Namen für die Rassen „der ethnologische Gesichtspunkt“ bei mir vorherrsche. Zur Begründung dieser Behauptung werden z. B. Polynesier, Melanesier, Australier angeführt. Das sind doch ursprünglich rein geographische Begriffe und erst zweitrangig einerseits zu ethnologischen, andererseits zu anthropologischen Bezeichnungen geworden, und zwar deshalb mit erheblichem Recht, weil sich in derartigen Fällen geographische Verbreitung, Volkstum und Rasse sehr weitgehend decken, und bei Eskimo, Hottentotten, Buschmännern, Lappen usw. decken sich Volkstum und Rasse ebenfalls sehr stark, so daß man durchaus das Recht hat, hier den gleichen Namen für Volk und Rasse zu setzen. Das erscheint mir jedenfalls besser, als wenn man einen Kunstnamen erfindet, der sprachlich unschön, schwer für den Schüler merkbar und schließlich auch nichts anderes ist als eine Weiterbildung des völkerkundlichen Begriffes (wie z. B bei v. Eickstedt aus Tungusen „Tungide“, aus Lappen „Lappide“, aus Eskimo „Eskimide“, aus Armeniern „Armenide“, aus Ainu „Ainuide“ usw. werden), womit recht wenig gewonnen ist. Ich bin selbstverständlich durchaus der Ansicht, daß „Rasse“ und „Volk“ begrifflich scharf zu trennen sind, daß man aber mit dem gleichen Wort sich begnügen darf, wenn im Einzelfall Volk und Rasse sich völlig oder fast völlig decken. Bei der Bildung von Rassennamen habe ich deshalb möglichst erdkundliche Begriffe verwendet, weil sie mit den Völkernamen meist nichts zu tun haben, aber auch weil sich dadurch dem Schüler das Verbreitungsgebiet der betreffenden Rasse leichter einprägt. Der durch Dr. S. behauptete angebliche Widerspruch zwischen meiner Ansicht, daß man „Volk“ und „Rasse“ klar zu trennen habe, daß ich aber trotzdem dies bei der Namengebung nicht berücksichtigt hätte, ist also gar nicht vorhanden; wo ich in Einzelfällen für Volk und Rasse den gleichen Namen gewählt habe, geschah es aus den oben angeführten überlegten Gründen.

Die Neigung, bei mir Widersprüche gewaltsam zu konstruieren, wo keine vorhanden sind, findet sich bei Dr. S. aber auch an anderen Stellen, so wenn sie schreibt: „Die Wertung des Kopfindex als wichtigsten Rassenmerkmales — noch in Zeiten von Virchow unbestritten, später aber, und zwar durch Reche selbst, stark in Mißkredit geraten — erfährt hier also eine auffällige Erneuerung“; es wird also behauptet, daß ich den Kopfindex (= Längen-Breiten-Index des Kopfes) als „entscheidendes Einteilungsmerkmal“ ge-

[2]) Z. B. Alpinodinaride, Khoisanide.

wählt hätte. Das stimmt aber gar nicht! Ich spreche ausdrücklich von der „Kopfform"; hält Dr. S. die Kopfform für wesensgleich mit dem Kopfindex? Muß ihrer Meinung nach ein langförmig gebauter Kopf einen Index etwa unter 75 haben oder ein ausgesprochen kurzförmiger einen Index von vielleicht über 85? Es kann selbstverständlich keine Rede davon sein, daß ich den Kopfindex — womöglich mit seinen starren Grenzen — als „entscheidendes Einteilungsmerkmal" wieder einführen will. Wenn ich ein derartiges Mißverstandenwerden für möglich gehalten hätte, würde ich im Textheft der Karte darauf eingegangen sein.

Durchaus schief ist, um noch etwas bei der Frage der rassenmäßigen Kopfform zu bleiben, auch der Satz von Dr. S.: „Wenn aber z. B. mit Reche als mittlerer Kopfindex der Nordischen 75 angesehen werden soll, so gäbe es in Deutschland nur eine verschwindend geringe Anzahl Vertreter dieser Rasse, die jedoch nach der Recheschen Karte den größten Teil von Deutschland in geschlossenen Anteilen füllt." Wie im Textheft deutlich und unmißverständlich zu lesen ist, habe ich auf der Karte die „nordische" von der „fälischen" „Abart" absichtlich nicht getrennt (die Gründe dafür habe ich angegeben, u. a. weil beide räumlich gar nicht scharf voneinander zu trennen sind und meiner Meinung nach eben nur „Abarten" der gleichen Rasse sind), es stimmt also nicht, daß die nordische Rasse auf meiner Karte „den größten Teil von Deutschland füllt", sondern beide Abarten gemeinsam, nicht nur die eine! Über den Anteil, den hierbei die nordische Abart einnimmt, habe ich mich absichtlich nicht geäußert, weil wir darüber noch nichts Sicheres für die meisten Bezirke aussagen können. Woher weiß Dr. S., daß Menschen dieser Art mit einem „durchschnittlichen Index" von 75 in Deutschland nur in „einer verschwindend geringen Anzahl" vorhanden sind? Ehe wir solche Behauptungen mit dieser Sicherheit aufstellen können, müssen doch erheblich mehr Bezirke untersucht sein, als es bisher geschehen ist. Sehr groß wird vermutlich dieser Anteil mit ausgesprochen niedrigem Index im Erscheinungsbild nicht sein, aber „verschwindend gering"? — Gegen meine Einordnung der Poly-Melanesier in die Langkopfgruppen wendet Dr. S. ein, bei ihnen wäre die „Kurzköpfigkeit" häufig, „in unvermischten Gruppen" sogar vorwiegend. Auch hier wieder bei Dr. S. eine Verwechslung mit dem Kopfindex: Wenn auch Samoaner, Tonganer, Tahitier usw. einen Kopfindex von 82, 83 und auch mehr im Durchschnitt haben, so ist doch der Kopf meist ausgesprochen lang gebaut (bei allerdings oft auch erheblicher Breite) und bei der „melanesischen" Gruppe ist die Langköpfigkeit auch im Index meist sehr deutlich. Köpfe mit einer erheblichen Länge von 190 mm und mehr sind eben keine „Kurzköpfe", selbst wenn der Kopfindex 82 und mehr beträgt.

Die auf meiner Karte angewandte Methode, die Verbreitung der Rassen durch besonders und unterschiedlich geformte „Punkte" verschiedener Farben zu kennzeichnen — also das Fallenlassen der sonst meist verwendeten Methode der farbigen Flächen, wie sie sich z. B. auch auf der v. Eickstedtschen Karte findet — wird zwar von Dr. S. als in vieler Beziehung vorteilhaft anerkannt, sie glaubt aber auch Schwächen der Methode hervorheben zu müssen. Eine Patentlösung stellt natürlich keine Methode dar, aber bei der von mir angewandten besonderen Art der „Punktmanier" sind die Mängel nur gering, die Vorteile gegenüber der Flächenfärbung aber so groß, daß sie mir die bei weitem beste Lösung des Problems zu sein scheint. Ausschließlich mit dieser Punktmanier kann man vor allem eine recht wirklichkeitsnahe Darstellung der Rassenmischung und zugleich auch eine brauchbare Wiedergabe der Bevölkerungsdichte erreichen! Der Frage der Rassenmischung steht die Flächenmanier völlig hilflos gegenüber und die auf der v. Eickstedtschen Karte (als Hilfsmittel) eingezeichneten Punkte geben eine viel weniger klare Vorstellung von der Bevölkerungsdichte, da sich Farben und Punkte gegenseitig im optischen Eindruck stören: In den ganz gering besiedelten Gebieten sind die vereinzelten Punkte auf der v. Eickstedtschen Karte nur mit größter Mühe überhaupt zu finden (viel schwerer als meine erheblich größeren Punkte) und in den ganz dicht bevölkerten Ländern (z. B. Japan und Java) zerstören diese kleinen, dicht stehenden, schwarzen Punkte völlig den Farbeindruck, machen dort z. B. aus dem Gelb ein schmutziges Grau, und die so wichtige große Leere weiter Räume kommt bei der v. Eickstedtschen Karte trotz der schweren Auffindbarkeit seiner Punkte doch nicht zum Ausdruck, da die farbigen Flächen eine gewisse Fülle vortäuschen. In diesem Zusammenhange sei auf einen besonders störenden Fehler der v. Eickstedtschen Karte hingewiesen:

Die Vereinigung der beiden Absichten, sowohl die Bevölkerungsdichte der Jetztzeit wie die Rassenverbreitung früherer Zeiten auf der gleichen Karte darzustellen, hat dazu geführt, daß in den von Europäern erst in den letzten Jahrhunderten stärker besiedelten Gebieten — ganz besonders fällt das in den Vereinigten Staaten von Amerika auf — dichte Häufungen von Punkten im Raum fremder Rassen untergebracht sind. Der Nichtfachmann bekommt also den durchaus falschen Eindruck, als ob die Indianer einst diese Gebiete in dichten Mengen bewohnt gehabt hätten! Es ist ein grundsätzlicher Fehler, die Zustände sehr verschiedener Zeiten auf der gleichen Karte wiedergeben zu wollen: Die Karte wird dadurch unnötig schwerverständlich und damit für den Unterricht ungeeignet.

Einen recht breiten Raum räumt Dr. S. einem Vergleich der von mir angeführten indianischen Rassen mit den Aufstellungen anderer Verfasser, besonders v. Eickstedts, ein. In der Auffassung, daß ich hier in vieler Hinsicht die Eickstedtsche Einteilung billige, hat Dr. S. durchaus recht. Nur lehne ich die hier von ihm gewählten Rassennamen ab, weil sie erstens oft unschön, zweitens für den Unterricht schwer verwendbar und drittens z. T. recht nichtssagend sind: z. B. „Silvide" = „Waldbewohner" oder „Margide" = „Randbewohner"; Waldbewohner und solche, die am Rande eines Gebietes wohnen, gibt es schließlich in fast allen Erdteilen. Die Beschränkung dieser Bezeichnungen gerade auf einen einzigen Erdteil wird jeden stören, der sich der wörtlichen Bedeutung der Namen bewußt ist.

Auf allerlei andere, weniger wichtige Einzelheiten der Besprechung meiner Karte einzugehen, verzichte ich, obwohl noch manches zu berichtigen wäre.

O. Reche, Leipzig.

Schlußbemerkung zur „Neuen Rassenkarte der Welt"

Auf die obenstehenden Bemerkungen Reches zu meiner Besprechung seiner Rassenkarte sei kurz folgendes erwidert:

1. Ob man eine Bemerkung über den Verlag eines wissenschaftlichen Werkes nicht einmal in einer Anmerkung zu einer wissenschaftlichen Besprechung bringen sollte, darüber könnte man wohl verschiedener Meinung sein. Immerhin beschäftigt sich die genannte Anmerkung ja nicht nur mit der Verlagswerbung, sondern auch mit dem Autor. Es war dies ursprünglich dadurch unterstrichen worden, daß bei Anm. 9 auf Anm. 2 verwiesen wurde. Der Hinweis wurde aber in der Korrektur gestrichen, weil mir der Zusammenhang auch ohnehin deutlich genug erschien. Das Übersehen der betreffenden Veröffentlichungen durch den Verlag steht nämlich in einem gewissen Gegensatz zu ihrer weitgehenden „Billigung" durch den Autor.

2. Ich halte zwar Kopfform und Kopfindex nicht für „wesensgleich", glaubte aber tatsächlich, Reche setze — jedenfalls in dieser Arbeit — die beiden Worte im wesentlichen gleich. Zweierlei war die Ursache dafür; einmal der Satz: „Schon vor Jahrzehnten hat man die Rassen nach ihrer Kopf- bzw. Schädelform einzuteilen versucht. Es ist manches gegen dieses Verfahren eingewendet worden, aber es hat sich immer wieder gezeigt, daß andere Rassenmerkmale sich viel weniger zur Einteilung eignen" (S. 18 des Recheschen Textes). Diese historische Bemerkung auf die ehemalige Vorherrschaft des Kopfindex zu beziehen, nicht auf weniger wirksam gebliebene Versuche wie etwa die Sergis oder auch Reches selbst, lag um so näher, als bei der Beschreibung der einzelnen Rassen fast nur der Kopfindex mit den ihm zugrundeliegenden absoluten Maßen genannt wird. Die Stirnform wird außerhalb Amerikas nur dreimal, die Hinterhauptsform insgesamt nur einmal beschrieben. Weitere Formelemente werden überhaupt nicht erwähnt. Aber auch bei Einbeziehung der absoluten Maße bleibt es zweifelhaft, ob sich die „Kopfform" nach Erbfestigkeit und Formenvielfalt als „entscheidendes Einteilungsmerkmal" eignet.

3. Zur Benennungsfrage: Ich habe gar nichts gegen die Wahl rein deutscher Wortformen für den rassenkundlichen Unterricht eingewandt und auch nicht für diesen die Anerkennung des Prioritätsrechtes gefordert in dem Sinne, daß die v. Eickstedtsche Terminologie im Schulunterricht verwandt werden soll. Das geht schon aus meinem Satz hervor: „Da die Rechesche Karte und der Text vor allem für Schulen und offenbar besonders für Volksschulen gedacht sind, ergab sich die Notwendigkeit, eine einfache deutsche Trivialterminologie auch für die außereuropäischen Rassen zu schaffen" (Sperrung nicht im ursprünglichen Text). Das Prioritätsrecht gilt ja auch in Zoologie und

Botanik nur für die lateinische Namengebung und dient damit ausschließlich der exakten wissenschaftlichen Verständigung. Bei wissenschaftlichen und volkstümlichen Trivialnamen kann dagegen die Anwendung nur empfohlen werden, und im Schulunterricht, insbesondere in den Volksschulen, werden selbstverständlich deutsche (bzw. in Frankreich französische, in England englische usw.) zoologische und botanische Namen gelehrt. Daß sich innerhalb dieser Namensgruppen ebenfalls eine gewisse Berücksichtigung der Prioritäten empfiehlt, liegt wohl auf der Hand (s. u.).

Im Textheft ist nicht erwähnt, daß für den Grundsatz, daß Völkernamen nicht für die Rassenbenennung verwandt werden sollen, Ausnahmen dann zugelassen werden sollen, wenn beide Gruppen sich annähernd decken. Es wird vielmehr ausdrücklich gesagt: „Eine Benutzung von Völkernamen ... für eine Rasseneinteilung kann stets nur verwirrend wirken“ (von mir gesperrt). Aber selbst bei Zulassung solcher Ausnahmen (immerhin fände ich es richtiger, dann wenigstens von Eskimo-Rasse usw. zu sprechen, was keinerlei Belastung des Begriffsschatzes und Gedächtnisses bedeutet), werden diese doch bei mehreren der Recheschen Namen derartig gedehnt, daß sie die Regel zersprengen — ganz abgesehen davon, daß manche der verwandten Namen (z. B. Hindu) auch als Völkernamen nicht eindeutig sind und bei der Häufigkeit der Benennung der Rassen durch Völkernamen kaum noch von Ausnahmen gesprochen werden kann. Das eben ist der Vorteil der Endsilbe -id bei Rassennamen, daß sie auch bei gleicher Wortwurzel die naturwissenschaftlich-systematische Gruppe klar von der ähnlichen völkischen, sprachlichen oder geographischen trennt, was in der wissenschaftlichen Erörterung auch bei weitgehender Übereinstimmung nützlich ist. Armenier sind eben nicht dasselbe wie Armenide, Tungusen wie Tungide, und bekanntlich sind nicht einmal alle Lappen Lappide. Und schließlich: „Der Name eines Naturobjektes bezeichnet die Sache selbst und nicht die Auffassung, die der Namengeber von ihr hat“ (Zool. Nomenklaturregeln). Wollte man als Grundsatz für die Namengebung den ästhetischen Geschmack und die persönlichen Vorstellungen der Autoren gelten lassen, so wäre der weiteren anthropologischen Namensinflation Tor und Tür geöffnet. Daran hat gewiß auch die unterrichtliche Praxis kein Interesse.

4. Eine Patentlösung stellt in der Tat keine kartographische Methode dar, und auch bei gleicher Ziel- und Fragesetzung — die jedoch, wie ich hervorhob, aber Reche übersieht, für die beiden verglichenen Karten nicht gegeben ist — mögen verschiedene Lösungen möglich sein. Dabei steht jedem Autor frei, seine Methode für die beste zu halten, und jedem Benutzer, sich für die Lösung, die er für seine Zwecke für die beste hält, zu entscheiden.

I. Schwidetzky, Breslau.

Studies of the Whorl on Head-Hair in Bengalis (With 5 Tables)

Within the hair on the head above the junction of the two parieto-occipital sutures a single or more whorls may occur. The hair abruptly changes the usual course and forms a spiral. The direction of this whorl may be right handed (clock-wise) or left handed (anti-clockwise). Sometimes there may be found two or more whorls. In that case the direction of the whorls becomes clockwise in one and anti-clockwise in another or both clock-wise and in very rare cases both anti-clockwise. The little study which has been done up till now reveals no sex and age difference in the occurrence of the whorl.

The following material I have collected among the Bengalis of Bengal in India. Two hundred subjects were examined by me, all of male sex.

Table I

Whorl	Number	Percentages
Single	165	82,5
Double	35	17,5
Triple	—	—

The above table shows the distribution of single, double and triple whorls among the Bengalis. Single whorl occurred in 82.5% and double whorl in 17.5%. I could find neither a single triple nor individuals with more whorls or a whorlless within the Bengalis.

Table II

	Single whorl	Double whorl	Triple whorl
Bengalis . . .	82,5 %	17,5 %	—
Germans . . .	93,0 %	7,0 %	—

Table II gives a comparative study, in what proportion single, double and triple whorls are present among the Germans[1]) and Bengalis. Single whorl occurred among the Germans in 93,0% and among the Bengalis 82,5%, double whorl in 7,0% and 17,5% respectively, triple whorl has not been found in one of the two groups.

Table III

Whorl	Number	Percentages
Single, Clockwise	122	61,0 %
Single, Anti-clockwise	43	21,5 %

The above table may give us an idea of the frequency of clockwise and anti-clockwise within the Bengalis. Clockwise occurred in 61,0% and anti-clockwise in 21,5%. Among the Germans they were in the proportion 74,0% clockwise and 19,0% anti-clockwise (see table IV)[1]).

Table IV

	Single whorl	
	Clockwise	Anti-clockwise
German. .	74,0 %	19,0 %
Bengali . . .	61,0 %	21,5 %

In the case of double whorl three different types appear in the following ways:
1. Clockwise-Anticlockwise, 2. Clockwise-Clockwise, 3. Anticlockwise-Anticlockwise.
Among the Bengalis the various cases are present in 17,5% of which clockwise-anticlockwise in 8,5%, clockwise-clockwise in 6,5% and anticlockwise-anticlockwise in 2,5% (see table below).

Table V

Double whorl	Number	Percentage
Clockwise—Clockwise	13	6,5
Anticlockwise—Anticlockwise	5	2,5
Clockwise—Anticlockwise . .	17	8,5

From the above investigation I have come to the conclusion that on the head-hair of the Bengali, clockwise direction of the whorl occurs in larger number. The double whorl appears in lesser proportion than the single whorl. In double whorl, clockwise-anticlockwise is more frequent than clockwise-clockwise and anticlockwise-anticlockwise. As regards the racial difference, at present it is not possible to say anything for want of sufficient data.

Literature consulted

1. Bernstein, F.: Quantitative Rassenanalyse auf Grund von statistischen Beobachtungen über den Drehsinn des Kopfhaarwirbels. Sitzber. Preuß. Akad. Wissensch. Physik.-Math. Kl. 71—83, 1925. — 2. Lauterbach, C. E. and Knight, J. B.: Variation in whorl of the head hair. J. Hered. XVIII, 107—115, 1927. — 3. Schwarzburg, W.: Statistische Untersuchungen über den menschlichen Scheitelwirbel und seine Vererbung. Z. Morph. XXVI, 195—224, 1927.

[1]) Bernstein, Sitz.ber. preuß. Akad. Wissensch. Phys. Math. Kl., 1925.

P. C. Biswas, Calcutta.



II. Neues Schrifttum

1. Biologische Anthropologie

(Allgemeine und theoretische Biologie — Gruppenphysiologie — Erbkunde und Rassenhygiene)

Allgemeine Biologie

***Buchner, P.:** *Allgemeine Zoologie.* 372 S., 195 Abb., Quelle und Meyer, Leipzig 1938. (RM 12.—.)

Ein ausgezeichneter Abriß der allgemeinen Probleme und Ergebnisse der Zoologie. Man vermißt allerdings die Physiologie fast völlig, die in den Rahmen einer allgemeinen Zoologie nach Meinung des Ref. hineingehört. Auch der Verzicht auf jedes Eingehen auf die Baupläne der Tiere dürfte der Verbreitung des Buches, besonders in der Studentenschaft, nachteilig sein, was bei der vorbildlich klaren Darstellung (Protoplasma und Zelle, Fortpflanzung, Entwicklung, Vererbung, Abstammung) zu bedauern wäre. Daß im letzten Abschnitt bei der Behandlung der Abstammungslehre die persönliche Stellung des Verf. deutlicher zum Ausdruck kommt, wird man begrüßen, der Lamarckismus kommt allerdings viel zu gut dabei weg! Eine etwas ausführlichere Berücksichtigung der modernen Genetik wäre dafür wünschenswert gewesen. G. Heberer, Tübingen.

***Guilliermond, A.:** *La sexualité, le cycle de développement, la phylogénie et la classification des levures d'après les travaux récents.* 72 S., 24 Abb., Masson & Cie, Paris 1937. (Fr. 18.)

A. Remane verdanken wir den nachdrücklichen Hinweis, daß Rassenkunde des Menschen an die allgemeine Rassenkunde, wie sie von der systematischen Biologie und einem Teil der Vererbungslehre gefördert wird, sich anlehnen müsse. Von diesem Standpunkt aus gewinnt eine Schrift über die Systematik niederer Organismen, die so oft Gegenstand allgemeinbiologisch bedeutsamer Untersuchungen gewesen sind (Fermente, Mitogenetische Strahlung usw.), auch für den Anthropologen Interesse.
H. Grimm, Breslau.

***Müller, A.:** *Individualität und Fortpflanzung als Polaritätserscheinung.* VII + 66 S., G. Fischer, Jena 1938. (RM 3.— br.)

Verf. sieht in der Herabwanderung der Keimdrüsen bei Säugetieren ein Gegenstück zu der kopfwärts gerichteten Wanderung nervöser Zentren bei Wirbellosen und Wirbeltieren. Diese Wanderungen zum Fortpflanzungs- bzw. Sensibilitätspol werden gedeutet als Ausdruck des Gegensatzes zwischen Reproduktion und Sensibilität. Zustimmend äußern sich der Berliner Psychiater J. H. Schultz in einem Geleitwort und der Baseler Zoologe A. Portmann in einem Nachwort. F. Alverdes, Marburg.

Nachtsheim, H.: *Vom Wesen der Domestikation.* Biologe VII, 321—329, 1938.

Dem Verf. kommt es auf die Reinigung des Begriffes „Domestikationsmerkmal" an. Gefangenschaftsveränderungen von Wildtieren (wie z. B. die von Hilzheimer beschriebenen Veränderungen am Schädel des Gorilla „Bobby" aus dem Berliner Zoo) sind keine Domestikationsschritte. Solche entstehen vielmehr mutativ. Die Variationsbreite ihrer Ausprägung führt u. U. zu einem verwickelten, vom Verf. an den Merkmalen „Körpergröße" und „Brachygnathia superior" des Hauskaninchens erläuterten Zusammenspiel von Modifikation und Mutation. Die für den Züchter brauchbaren Mutationen sind u. U. gerade solche, die in der Wildbahn immer wieder ausgemerzt werden. — Von hier aus würde allerdings der in der Anthropologie gern und häufig verwandte Begriff der „Selbstdomestikation" eine Nachprüfung seiner Anwendungsmöglichkeit erfahren müssen. H. Grimm, Breslau.

Peters, H. B.: *Haustier und Mensch. Von den inneren Zusammenhängen.* Naturwiss. Mschr. LI, 33—44. 1938.

Über die allgemeinbiologischen Zusammenhänge hinaus — Leben in einer künstlichen Umwelt mit ihren Einflüssen auf Variabilität und Mutabilität — besteht eine Parallelität in der Verbreitung von Menschen- und Haustierrassen, die bei den Hunderassen bisher am deutlichsten ist: Windhund und grazile europide Südformen, Eskimohund und Eskimo usw. haben mancherlei morphologische und psychologische „stilmäßige" Gemeinsam-

keiten. Verf. vermutet die Ursache dafür darin, daß die Haustiere vom Menschen nach inneren Wunschbildern gezüchtet werden, die bei jeder Rasse ihre eigenen erbgebundenen Stilgesetze haben. I. Schwidetzky, Breslau.

***Uexküll, I.:** *Der unsterbliche Geist in der Natur.* 95 S., Christian Wagner, Hamburg 1938. (Geb. RM 2.50.)

Philosophische Gespräche um die Umwelts- und Planmäßigkeitslehre des Verf. Man liest sie mit Vergnügen und wird angeregt zum — Widerspruch. G. Heberer, Tübingen.

***Bews, J. W.:** *Life as a Whole.* 347 S., Longmans, Green and Co., London-New York 1937. (15 s.)

***Boulenger, E. G.:** *World Natural History.* 268 S., B. T. Batsford, London 1937. (7 s. 6 d.)

***Holmes, E. J.** and **Gibbs, R. D.:** *A Modern Biology.* 272 S.. The University Press, Cambridge 1937. (3 s. 6 d.)

***Jores, A.:** *Die 24-Stunden-Periodik in der Biologie.* 34 S., W. Junk, Den Haag 1937. (Fl. 3.—.)

***Mercier, G.:** *Le transformisme et les lois de la biologie.* 88 S., F. Alcan, Paris 1936. (Fr. 12.—.)

***N. N.:** *Encyclopédie Française. V. Les êtres vivants.* 499 S., Société de Gestion de l'Encyclopédie Française, Paris 1937.

***Oparin, A. I.:** *The Origin of Life.* 270 S., The Macmillan Co., New York 1938. (8 s. 6 d.)

Reinig, W. F.: *Art, Rassenkreis und Sippe.* Forsch. Fortschr. XIV, 256—258, 1938.

Rodenwaldt, E.: *Rassenänderung durch Klimaeinflüsse.* Afkomst en Toekomst IV, 29—32, 1938.

Triepel, H.: *Gedanken über den Ganzheitsbegriff in der Biologie.* Biol. gen. XII, 489—497, 1937.

v. Wettstein, F.: *Experimentelle Untersuchungen zum Artumbildungsproblem. I. Zellgrößenregulation und Fertilwerden einer polyploiden Bryum-Sippe.* Z. indukt. Abstamm.-Lehre LXXIV. 34—53, 1937.

Rassenhygiene

***Eyer, H.:** *Gesundheitspflege und Bevölkerungspolitik in der Ostmark.* 206 S. Palm & Enke, Erlangen 1937. (RM. 6.—.)

Die Ergebnisse einer Studienwanderung durch einen Teil der oberpfälzischen Grenzmark vereinigt der Verf. mit z. T. unveröffentlichtem Material des Statistischen Landesamts München zu einer „medizinischen Topographie" im Sinne J. P. Franks (1779), wie solche neuerdings von Zeiß und Rodenwaldt wieder angeregt worden sind. In mehr als 50 Tabellen sind wichtige volkskörperkundliche Angaben niedergelegt, die ihre Deutung häufig in der hygienischen Verfassung der Umwelt finden (Säuglingssterblichkeit!). Verf. glaubt, die meisten Bewohner des Grenzgebietes der alpinen Rasse zuordnen zu sollen (jedoch bis zu 63% hell- und mittelblonde und bis zu 36% blau- bzw. grauäugige Kinder!). H. Grimm, Breslau.

Greggersen, H.: *Ergebnisse einer Nachuntersuchung über das Schicksal einer Reihe auf Grund des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses unfruchtbar gemachter Männer.* Veröff. a. d. Geb. d. Volksgesundheitsdienstes LI, 365—397, 1938.

Von 290 sterilisierten Männern konnten 89 nachuntersucht werden (die anderen sind größtenteils in Anstalten untergebracht). Unter ihnen geben zur Zeit nur 13 zu Bedenken wegen seelischer und körperlicher Störungen Anlaß. Es besteht die Hoffnung, daß diese Zahl weiter herabgesetzt werden kann durch Abänderung des verwaltungsmäßigen und des Operationsverfahrens. So finden sich die Befürchtungen, die von I. H. Schultz (1935) auf psychischem Gebiete und von Zosel (1934) hinsichtlich der venerischen Ansteckung ausgesprochen wurden, wie auch die Beobachtungen von Laves und Spath (1934) über Spermastauungen nur in Ausnahmefällen bzw. gar nicht bestätigt. H. Grimm, Breslau.

***Goetze, F.** und **Meeske, H.:** *Reichsgesundheitswesen.* 587 S. J. Schweitzer Verlag, München, Berlin und Leipzig 1937. (RM. 7.—.)

Diese Sammlung ist eine nahezu vollständige, sehr gut brauchbare Zusammenstellung der reichsrechtlichen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsvorschriften über das deutsche Gesundheitswesen. Beachtenswert ist, daß die Gesetze über Erb- und Rassenpflege mit allen ihren Durchführungsverordnungen und Verwaltungsvorschriften im Vordergrund stehen. Br. Steinwallner, Bonn.

***N. N.:** *Gegen die Rauschgifte.* Vorträge der 1. Konferenz für Rauschgiftbekämpfung des Deutschen Guttemplerordens. 62 S. Neuland-Verlag, Berlin 1937. (Geh. RM. 1.50.)

Aus dem kleinen Werbeheft interessiert hier vor allem S t a e m m l e r, M.: Über Keimschädigung durch Genußgifte (S. 9—18). Da, wie Verf. ausführt, eine negative gesetzgeberische Rassenpflege niemals imstande ist, ein Volk zu erhalten, muß die Erziehung in Jugendorganisationen und Schule die seelische Haltung schaffen, aus der heraus „jeder Deutsche zu einem Rassenhygieniker, zu einem Rassenfanatiker" wird. Damit würden sich dann gesetzgeberische Maßnahmen erübrigen. Eine keimschädigende Wirkung des Alkohols ist bisher nicht nachgewiesen worden. Die in Trinkerfamilien beobachteten Minderwertigkeiten sind schon vorhandene Veranlagungen, die im Erbgang weitergegeben und durch Erziehung nicht gehemmt wurden. Trotzdem mag Alkohol Mutationen auslösend und keimschädigend sein und seine Bekämpfung auch in Hinblick auf die besser zur Aufzucht gesunder Kinder verwandten Mittel geboten. D. C o s t a.

***Stuckart, W.** und **Schiedermair, R.:** *Rassen- und Erbpflege in der Gesetzgebung des Dritten Reiches.* 95 S., W. Kohlhammer, Abt. Schauffer, Leipzig 1938. (Geh. RM 2.—.)

Im vorliegenden Werk wird eine systematische, übersichtlich geordnete Darstellung der gesamten bisher erlassenen Rassen- und Erbpflegegesetzgebung des Dritten Reiches gegeben, wobei überall von den weltanschaulichen Grundgedanken und bevölkerungspolitischen Zielen des Nationalsozialismus ausgegangen wird. Die Übersicht ist um deswillen auch wertvoll, weil die praktische Verwirklichung (insbesondere die bisherige Rechtspraxis) auf dem Gebiete der Erb- und Rassenpflege weitgehend berücksichtigt ist.
Br. S t e i n w a l l n e r, Bonn.

v. Ungern-Sternberg, R.: *Die Ursachen des Geburtenrückgangs im westeuropäischen Kulturkreis während des 19. und 20. Jahrhunderts.* Arch. Bev.wiss. Bev.-Politik VIII, 1—19, 1938.

Unter 11 Gesichtspunkten weiß der Verf. die Versuche zur Erklärung des Geburtenrückgangs zusammenzufassen. Biologische Faktoren („Zeugungsschwäche") und pathologische Einflüsse (Sterilität durch Geschlechtskrankheiten) möchte er ablehnen und eine Bindung an die Wirtschaftslage (Notstands- und Wohlstandstheorie) nur teilweise für zutreffend halten. Die Erscheinung wird vielmehr abgeleitet aus der seelisch-geistigen Situation, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts herausbildete und die den wirtschaftlichen Erfolg in der Rangordnung der sittlichen Werte an die oberste Stelle rückte. Die sparsamen Zahlenbeispiele stammen aus den ausführlichen Spezialveröffentlichungen des Verf. (vgl. Z. Rassenk. II, 186—195, 1935 und v. U n g e r n - S t e r n b e r g, R.: Biologie und Ökonomie. Die Ursachen u. Folgen d. Geburtenrückgangs u. d. Abwehrmittel gegen volksbiologischen Verfall. 119 S., Berlin 1936), auf denen der Gesamtüberblick (Kongreßvortrag, Paris 1937) sich fest begründet aufbaut. H. G r i m m, Breslau.

***Zeiss, H.** und **Rodenwaldt, E.:** *Einführung in die Hygiene und Seuchenlehre.* 2. Aufl., 224 S., F. Enke, Stuttgart 1937. (RM 7.60 bzw. 9.40.)

Die beiden Verfasser wenden sich bewußt von einer trockenen schulmäßigen Darstellung der Hygiene ab und versuchen, „das Wissen um die Zusammenhänge in der Wissenschaft der Hygiene und die Umsetzung dieses Wissens in lebendige Arbeit oder Mitarbeit an Volk und Staat in den Vordergrund zu stellen". Im ersten Teil des Buches wird die allgemeine Hygiene (öffentlicher Gesundheitsdienst, Wohnung, Wasserversorgung und alles, was dazugehört) behandelt, im zweiten, wesentlich umfangreicheren Teil die Seuchenlehre in systematischer Reihenfolge, gestützt auf reiche persönliche Erfahrung. Der besondere Wert des Buches liegt in dem Bestreben, die Bedeutung der Hygiene und Seuchenlehre in ihren vielseitigen Beziehungen zur Klinik und am gesamten öffentlichen Leben dem Leser nahezubringen. M. W e r n e r, Frankfurt a. M.

***Hoffmann, F.:** *Sittliche Entartung und Geburtenschwund.* Politische Biologie I, 61 S., J. F. Lehmanns Verl., München 1938. (RM 2.—.)

Kaup, J.: *Hygiene als aktive Rasse-Gestaltlehre oder als passive Vitamin-Diätetiklehre.* Münch. Med. Wschr. LXXXV. 515—517, 553—557, 1938.

Lehmann, H.: *Die bevölkerungspolitische Wertigkeit der noch im Herbst 1936 Arbeitslosen.* Dtsch. Med. Wschr. LXIV, 416—419, 1938.

***Schnell, W.:** *Volksgesundheitspflege mit Rassen- und Erblehre.* 192 S., Eher-Verlag, München 1938. (RM 2.60.)

Weygandt, W.: *Talentierte Schwachsinnige und ihre erbgesetzliche Bedeutung.* Münch. Med. Wschr. LXXXV, 12—16, 61—64, 1938.

Wile, J. S.: *Mental disorders as a factor of divorce.* Eug. News XXVIII, 81—92, 1938.

2. *Morphologische Anthropologie*

(Anatomie und Rassenmorphologie — Abstammungslehre — Pathologie — Konstitution und Wachstum)

Abstammungskunde

Adloff, P.: *Über die primitiven und die sogenannten „pithekoiden" Merkmale im Gebiß des rezenten und fossilen Menschen und ihre Bedeutung.* Z. Anat. Entwicklungsgesch. CVII, 68—82, 1937.

In der Aussprache über die Geschichte des menschlichen Gebisses — in der der Verf. den Standpunkt einnimmt, es habe das menschliche Gebiß die Grundform des Gebisses der ältesten Anthropoiden (Parapithecus usw.) beibehalten und sei nicht durch ein Stadium hindurchgegangen, wie es die rezenten Anthropoiden aufweisen — drohen Mißverständnisse durch verschiedenen Gebrauch der im Titel genannten Begriffe. Für den Verf. sind „pithecoid" Merkmale, die bei den Anthropoiden und nur bei diesen vorkommen; „primitiv" diejenigen Merkmale, die entweder den Säugetieren allgemein oder doch wenigstens den ältesten Primaten zukommen. Auf die Rolle der Gebiß-Studien in der stammesgeschichtlichen Forschung wird erneut hingewiesen („Gebiß im Mittelpunkt der Ereignisse") und vermerkt, daß die Schlüsse des Verf. und diejenigen von Weidenreich sich heute recht nahe kommen. Mit Weidenreich glaubt allerdings der Ref., daß der Anstoß zur typisch-menschlichen Schädelkonstruktion vom Gehirn ausging und nicht das Gebiß eine Entfaltung des Gehirns gewissermaßen „erlaubte".

H. Grimm, Breslau.

***MacCurdy, G. G. (Editor):** *Early Man.* 362 S., J. B. Lippincott Co., Philadelphia & New York 1937. (21 s.)

Die auf der ersten internationalen Tagung der Academy of Natural Science (vgl. Z. Rassenk. VI, 272, 1937) mit dem Spezialthema „Early Man" (Philadelphia, März 1937) gehaltenen Vorträge sind hier mit Bildern und Karten wiedergegeben. Naturgemäß beziehen sich die meisten Berichte (12) auf in Amerika gemachte Funde; Asien ist mit 10, Afrika und Europa mit je 1 vertreten, 3 beziehen mehrere Erdteile ein und 9 betreffen nicht geographisch gebundene Themen. Hier zeigt sich u. a., welche Hilfe der menschheitsgeschichtlichen Forschung im letzten Jahrzehnt durch den Ausbau der Pollenanalyse, der Dendrochronologie, neuerdings auch der Ökologie der Mollusken (vgl. F. C. Baker, Mollusca as indicators of time and ecological conditions) erwachsen ist. Wenn G. H. R. v. Koenigswald in einer „Review of the stratigraphy of Java" sämtliche Funde dieses Gebietes im Zusammenhang bespricht, so ist hiermit und mit einigen anderen Beiträgen (P. T. de Chardin) ein Ansatz zur Zusammenschau gemacht; die Synthese alles bisher Bekannten, zu der ein solcher Kongreß eigentlich hätte Gelegenheit geben sollen, steht jedoch noch aus! H. Grimm, Breslau.

Schultz, A. H.: *Characters common to higher primates and characters specific for man.* Quarterly Rev. Biol. XI, 425—455, 1936.

Dem Verf. verdankt man zahlreiche Untersuchungen über Schädel, Gebiß, Wachstum, Proportionen, Variabilität usw. der Primaten, gewonnen an sehr großen Serien und deshalb die zuverlässigsten zur Zeit bekannten Mittelwerte liefernd. Er verwendet hier die Ergebnisse dazu, die Abstammungsgemeinschaft mit den höheren Primaten erneut zu erhärten und gleichzeitig die Frage zu diskutieren, ob irgendeine Form der Anthropoiden dem Menschen abstammungsmäßig besonders nahe steht. Er vermag dabei einige Befunde anzuführen, die gegen die Anschauungen Weinerts sprechen, welche den rezenten Schimpansen und den Menschen an einen gemeinsamen schimpansoiden Vorfahren anschließen. Solche Befunde betreffen die Hirnkapazität, die Menstruationsperiode usw. Dagegen sind die Ausführungen von Schultz über die Stirnhöhlen nicht überzeugend. Verf. gibt seine Anschauung in einer räumlichen Stammbaumskizze wieder.

H. Grimm, Breslau.

***Weinert, H.:** *Entstehung der Menschenrassen.* 313 S., 184 Abb., 7 Rassenkt. Enke-Verlag, Stuttgart 1938. (Geh. RM 17.—, geb. RM 18.80.)

Zur Darstellung über den möglichen Weg, den die Rassenentstehung genommen hat, wird hier das paläontologische Material benutzt. Für bestimmte Zeitstufen — im ganzen sieben — werden die jeweiligen Funde in Rassenkarten eingetragen, welche aufeinandergelegt einen Stammbaum der menschlichen Rassen in Raum und Zeit ergeben. Eine „mittlere Linie", die nach Verf. bei den Summoprimaten des Pliozäns am Oberlauf der Donau beginnt und zu der schließlich Europide und Australide gerechnet werden, ist bis zur Neandertaler-Stufe allein vorhanden. Erst auf der Rassenkarte für die Stufe des Homo sapiens diluvialis ist auch die „schwarze Linie" und die „gelbe Linie", diese noch mit ?, ausgeschieden. Die Australiden werden über Wadjak-Ngandong in gerader Linie vom Pithecantropus abgeleitet. Negride Merkmale sind erst im Aurignac im Anschluß an die

„mittlere Linie" erkennbar. Mongolide Merkmale kommen erst bei den Cro-Magnons des französischen Magdalenieus in Frage. Seit dem Neolithikum ist die Aufspaltung dann in Unterrassen faßbar. Die heutigen Rassenformen werden naturgemäß kürzer abgehandelt. Die Variationsbreite der Menschenreste aller Zeiten wird besonders betont und der Neandertaler wieder in der Ahnenreihe der rezenten Menschen geführt. — An manchen Stellen ist das Folgen durch die Art der Diskussion nicht gerade leicht gemacht. Die Ergebnisse der Geologie und Paläontologie bei der Altersfeststellung bestimmter Fundstellen wurden nicht immer übernommen. Der Unterkiefer von Heidelberg ist bisher tatsächlich der älteste Menschenrest, er ist altdiluvial. Der Pithecanthropus ist nur mitteldiluvial.

E. Schertz, Tübingen.

Drennan, M. R.: *The Florisbad and Taungs skulls.* Nature CXLII, 154—156, 1938.

Dreyer, T. F.: *The archaeology of the Florisbad deposits.* Archeolog. Navorsing v. d. Nat. Mus. Bloemfontein I, 65—77, 1938.

Le Gros Clerk, W. E.: *The status of Pithecanthropus.* Man XXXVII, (60)—(62), 1937.

Hummel, K.: *Von den Grenzen des Glaubens und Wissens in der Abstammungslehre.* Z. ges. Naturwiss. IV, 147—154, 1938.

Mollison, Th.: *Die Verletzungen am Schädel und den Gliedmaßenknochen des Rhodesiafundes.* Anthrop. Anz. XIV, 229—234, 1937.

Konstitution und Wachstum

Czortkower, S.: *Wzrost Żydów jako funkcja rasy i środowiska. (Die Körperhöhe der Juden als Funktion von Rasse und Umwelt.)* S.A. 8 S. aus „Almanach zdrowia Tozu i Szpit. Zyd", Lwow 1937.

Verf. deutet die unterdurchschnittliche Körperhöhe der Juden in mehreren, besonders osteuropäischen Ländern als ausschließlich bedingt durch die wirtschaftlich-soziale Umwelt, mit deren Besserung bereits in der nächsten Generation eine Zunahme der Körperhöhe zu erwarten sei. I. Schwidetzky, Breslau.

***Hanse, A.:** *Persönlichkeitsgefüge und Krankheit.* 192 S., Hippokrates Verlag, Stuttgart 1938. (Geh. RM 7.25 bzw. 8.50.)

Offenbar ist das Werk aus der ärztlichen Praxis heraus geschrieben und will sich auch vorwiegend an den Praktiker wenden. Es ist bestrebt, einen Beitrag zur „leibseelischen Ganzheitsschau und Behandlung" zu liefern, wobei die Seele allerdings etwas zu kurz kommt. Dieser Mangel wird besonders empfindlich bei so bedeutungsvollen Überschriften wie „Vom Sinn der Krankheit" und von der „Metaphysischen Bedeutung der Konstitution". Aber es finden sich auch feinere Einsichten in manchen Bemerkungen über Rhythmus, Ausdruck, Leistung u. a., die sich gerne auf Ludwig Klages stützen. Die Frage der Rasse wird nur kurz gestreift und gegen die Konstitution abgegrenzt. — In der Folge wird dann ein Überblick über „Anlage und Krankheit" gegeben, der die bekannten Konstitutionstypologien von Kretschmer, Jaensch, Jung u. a. einbezieht und darüber hinaus auch der inneren Sekretion und dem vegetativen Nervensystem besondere Beachtung schenkt. Der Versuch einer eigenen Typologie unterscheidet den „gefühlsbeseelten und den gefühlsverhaltenen Leistungsmenschen" und den „Ausweichtyp" und schildert diese in verschiedenen Unterformen, denen gewiß manche Lebensnähe eignet.

In allem zeigt sich das redliche Bemühen, die Erfahrungen langjähriger praktischer Betätigung in verschiedenen ärztlichen Sondergebieten zusammenzufasssen und dem Leser zugänglich zu machen an Hand von konstitutionellen Ordnungssystemen, die allerdings überfüllt sind auf Kosten der Klarheit. C. Fervers, Solingen.

***Schumacher, J.:** *Die Finnen, das große Sportvolk.* 213 S., Wilhelm-Limpert-Verlag, Berlin 1936. (RM 3.50.)

Die hohen sportlichen Leistungen der Finnen rufen geradezu nach einer „Anthropologie finnischer Wettkämpfer". Hier ist für eine solche die Vorarbeit geleistet, indem alles Wissenswerte über die Geschichte der finnischen Leibesübungen, Saunabad und Massage, Trainingspläne, Bewegungsablauf bei den Bestleistungen im Speer- und Hammerwerfen, Kugelstoßen, Hochspringen usw. zusammengetragen wurde. Mit der Schilderung des Körperbaues bekannter finnischer Sportler (die Beschreibungen passen am besten auf den „Weichathletiker", mit Ausnahme des leptosomen Läufers Nurmi, dessen von Aaltonen geschaffene Statue im Buche wiedergegeben ist), Anführung ihrer Körpermaße (Standhöhe, Spannweite, Gewicht) und ihrer Leistungsstatistik begibt sich der Verf. bereits auf den Boden der Sportanthropologie, ohne freilich die Individualbeobachtungen im Sinne einer Gruppenwissenschaft zusammenzufassen. Von diesem Beginn wird ein starker Anreiz ausgehen, weitere Zusammenhänge zwischen Körperbau und Leistung, aber auch zwischen Umwelt und sportlicher Verfassung („Kondition") an einem so günstigen Objekte zu erforschen. H. Grimm, Breslau.

3. Psychologische Anthropologie

(Gruppenpsychologie — Rassenphilosophie und Rassenlehre — Recht — Methode und Unterricht)

Psychologie

***Clauß, L. F.:** *Semiten der Wüste unter sich. Miterlebnisse eines Rassenforschers.* Mit 36 Kunstdrucktafeln nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. 154 S., Buchmeister-Verlag, Berlin 1937. (Lwd. RM 5.—.)

Das Buch ist eine erheblich erweiterte Ausgabe des 1933/34 erschienenen Werkes „Als Beduine unter Beduinen". Cl. führt uns hier in fesselnder und überzeugender Weise in die Wesensart jener Rasse ein, die er in „Rasse und Seele", dem Grundbuch seiner Rassenseelenkunde, unter dem Namen des wüstenländischen oder Offenbarungsmenschen schildert und die sich nach Cl. unter den Nomaden der arabischen Steppe, den Beduinen als den Ursemiten am reinsten erhalten hat. Wenn in „Rasse und Seele" die Forschungsergebnisse von Clauß in der Herausarbeitung eines seelischen Gesamtstils zusammengefaßt werden, so wird in dem vorliegenden Buch der langwierige, mühevolle und weite Erfahrungshintergrund des Miterlebens aufgerollt, aus dem das Gesamtbild der wüstenländischen Seele für Cl. seine Konturen gewonnen hat. Und gerade dies macht den besonderen Wert und eigenartigen Reiz des vorliegenden Buches aus. Cl. schildert mit großer Anschaulichkeit und mit liebevollem Eingehen auch auf die kleinsten Ereignisse und Dinge, wie er wochenlang als Beduine unter Beduinen gelebt hat, um aus ihren Lebensgewohnheiten, Handlungen und Schicksalen die Art kennenzulernen, in der sie die Welt und das Dasein in ihr erleben. Die Eindringlichkeit des Miterlebens, von der die Schilderungen des Verf. Zeugnis ablegen, macht so recht die Tragweite dessen klar, was Cl. als Rassenseelenforscher die mimische Methode nennt, d. i. die Methode des inneren Nachvollzugs fremder Erlebnisse, die bis in das Mitmachen selbst der scheinbar geringfügigsten Verhaltensweisen und Lebensgewohnheiten gehen muß. Ph. Lersch, Breslau.

***Herland, L.:** *Gesicht und Charakter.* Handbuch der praktischen Charakterdeutung. 338 S., Rascher-Verlag, Zürich/Leipzig 1938. (RM 5.20.)

H. gibt zunächst einen knappen Überblick über die methodischen Prinzipien und den Erkenntniswert der Physiognomik und der Ausdrucksforschung von Aristoteles bis zur Gegenwart. Das eigentliche Bemühen des Buches geht um die Aufweisung der mannigfachen Abwandlungen des Mienenspiels und ihre psychologische Deutung. Im großen und ganzen fußt H. auf den Deutungsprinzipien Piderits, er macht sich aber auch die Erkenntnisse der jüngsten Ausdrucksforschung zunutze. Zum Teil eigene Wege geht H. in seinen Darlegungen über die Mimik des Untergesichts; sie sind nicht in allem ganz überzeugend, aber immerhin als Anregungen wertvoll. In den abschließenden Ausführungen über den Charakter als Gesamtgestalt und die Technik der Ausdrucksdeutung erscheint mir vor allem beachtenswert, was über die Schichten des Ausdrucks gesagt wird. Ph. Lersch, Breslau.

***Huck, W.:** *Psychologisch-anthropologische Untersuchungen über das Wesen der nordischen Rasse.* 42 S., Diss. Marburg 1938.

Die durch Erhebungsverfahren (NB. 1932—33!) empirisch erhärtete klare Bevorzugung nordischer Gesichter bei Abgabe eines Sympathieurteils, die sowohl bei nordischen wie auch (etwas unsicherer) bei „ostischen" Vpn. bei der Betrachtung der Bilder von Lendvai-Dirksen, „Das deutsche Volksgesicht" auftritt, führt auf den Begriff der „optischen Durchsichtigkeit" des nordischen Gesichts. Dieser Begriff soll die Tatsache decken, daß im nordischen Gesicht sich inhaltlich umschriebene seelische Bestimmungen ausprägen, während derartige inhaltliche Bestimmtheit z. B. bei „ostischen" Gesichtern fehlt. Mit dem Begriff der optischen Durchsichtigkeit ist ein Problem angeschnitten, das die Ausdruckspsychologie weiterhin wird beschäftigen müssen und von dem aus vielleicht insbesondere der Clauß'sche Ansatz vertiefte Bearbeitung erfahren kann. B. Petermann, Hamburg.

Bouterwerk, H.: *Zur Frage der Vererbung seelischer Artung.* Z. angew. Psychol. Charakterk. LIV, 328—372, 1938.

Fischer, G. H. und **Ohnsorge, K.:** *Über den Einfluß körperlicher Veranlagung auf das Persönlichkeitsbild.* Z. angew. Psychol. Charakterk. Beih. LXXIX, 51—72, 1938.

Fischer, G. H.: *Die Beziehungen zwischen der Rassenforschung und der Typenlehre von E. R. Jaensch, zugleich im Hinblick auf die Charakterkunde.* Soldatentum IV, 21—27, 1938.

Gerfeldt, E.: *Persönlichkeit, Leistungstil und Berufsbild.* Med. Welt XII, 32—35, 1938.

Harrington, M.: *A Biological Approach to the Problem of Abnormal Behaviour.* Pp. 459. Science Press Printing Co., Lancaster 1938. ($ 4.—.)

Hehlmann, W.: *Handschrift und Erbcharakter.* Z. angew. Psychol. Charakterkde. LIV, 128—137, 1938.

Methode

***Ehringhaus, A.:** *Das Mikroskop.* Math.-Phys. Bibl., R. II, Nr. 14, 156 S., 83 Abb., 2. Aufl., B. G. Teubner, Leipzig 1938. (Geb. RM. 3.60.)

Mit seinen bis zum Elektronenmikroskop reichenden Angaben über theoretische Grundlagen und praktische Anwendung der mikroskopischen Apparaturen hat der Verf. ein bequemes Hilfsmittel geschaffen, zu dem auch der für feinanatomische Arbeiten interessierte Anthropologe greifen wird, wenn er auch einige für die Erb- und Konstitutionsforschung wesentliche Techniken (Kapillarmikroskopie der Haut, Spaltlampenmikroskopie des Auges u. ä.) noch vermißt. H. Grimm, Breslau.

***v. Eickstedt, E. Frhr.:** *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit.* 2. Aufl. Bd. I: Die Forschung am Menschen, 4. Lieferung, S. 353—496, Enke, Stuttgart 1938.

Die 4. Lieferung (vgl. Ref. Z. Rassenk. VII, 94, 312, 1938) ist fast ganz vom methodischen Teil ausgefüllt, der damit aber noch nicht abgeschlossen vorliegt. — Der erste und weitaus umfangreichste Abschnitt stellt die Methoden zur „Erfassung der Form" dar, d. h. dasjenige Gebiet, auf dem die Anthropologie bisher am fruchtbarsten und selbständigsten war, und das trotz der Ausweitung der anthropologischen Fragestellung über die Körperformforschung hinaus auch heute noch methodisch im Mittelpunkt steht (vgl. S. 358—59). Im Vergleich mit anderen Lehrbüchern ist die Schilderung der reproduktiven Methoden (Abformung, Rekonstruktion, Zeichnung und Photographie) besonders ausführlich gehalten: sie nimmt etwa den gleichen Raum ein wie die Darstellung des Messens. Der Schlußabschnitt „Über die Anlage von Reihenuntersuchungen" gibt mancherlei Hinweise für die Materialbeschaffung. — Im 2. Kapitel „Biostatistische Aufarbeitung" werden die wichtigsten Fragen der Variationsstatistik (Mittelwert, Streuung, Fehler, theoretische Verteilung und Korrelation) an Hand praktischer Beispiele behandelt. Abschnitte über Indexberechnung, graphische und kartographische Methoden beschließen dieses Kapitel. Das Inhaltsverzeichnis sieht für den methodischen Teil noch zwei weitere Kapitel über „Die Gewinnung typologischer Ergebnisse" — ein Gegenstand, der bisher noch keine zusammenfassende Darstellung gefunden hat — und „Weitere Methoden der Anthropologie" vor. Wie bei den bisherigen Lieferungen ergänzen zahlreiche Abbildungen und Literaturhinweise den Text. I. Schwidetzky, Breslau.

***Geppert, H.** und **Koller, S.:** *Erbmathematik. Theorie der Vererbung in Bevölkerung und Sippe.* 228 S., Quelle & Meyer, Leipzig 1938. (RM. 16.—.)

Die Erbbiologie erfordert außer den naturwissenschaftlichen Kenntnissen auch eine vollkommene Beherrschung mathematisch-statistischer Arbeitsmethoden. Die beiden Verfasser dieses Buches haben nun in umfassender Weise für alle erbbiologisch tätigen Forscher, besonders aber für Erbärzte und Rassenkundler, die Grundlagen der Erbmathematik zusammengestellt. Wohl wird gerade diesen die sicher als schwer zu bezeichnenden mathematisch-theoretischen Ausführungen manche Schwierigkeiten bereiten, doch dürfte dieses Buch das richtige Verständnis für die Anwendung der Mathematik in der Erbbiologie zeigen können und überdies die Notwendigkeit des Biostatistikers erkennen lassen.

Die vorzügliche Gliederung des Inhaltes ermöglicht überdies dem Praktiker, die jeweils von ihm behandelten Themen richtig mathematisch auszuarbeiten bzw. durch geschulte Mathematiker bearbeiten zu lassen. R. Routil, Wien.

***Pfaul, B.:** *Biometrie in der Rassenkunde. Ihre Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen.* 62 S., 30 Abb. im Text, G. Fischer, Jena 1938. (Brosch. RM 3.60.)

Die vorliegende Studie soll den Leser mit einigen wesentlichen Grundlagen der Biometrie vertraut machen. Besonders wertvoll ist der das Merkmalsbild eines Gemenges behandelnde Abschnitt, in welchem der Verfasser wichtige Erkenntnisse auf Grund eigener Versuche festhielt. Schwieriger gestaltet sich dagegen die Anwendung dieser Erkenntnisse auf das biometrisch-rassische Merkmalsbild einer Thüringer Bevölkerung.

R. Routil, Wien.

Ashley-Montagu, M. F.: *A new slide compass for cranial and cephalic measurements, including internal diameters.* Amer. J. Phys. Anthrop. XXIII, 123—125, 1937.

Bücklers, M.: *Albino-Haarfarben.* Z. Morph. XXXVI, 443—444, 1937.

Essen-Möller, E.: *Zur Theorie der Ähnlichkeitsdiagnose von Zwillingen.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXII, 1—10, 1938.

Götz, J.: *Rasse und Statistik.* Z. bayr. statist. Landesamtes III—IV, 314—333, 1936.

Gottschick, J.: *Die Zwillingsmethode und ihre Anwendbarkeit in der menschlichen Erb- und Rassenforschung.* Arch. Rass. Ges. Biol. XXXI, 183—210, 1937.

Guilford, J. P.: *Psychometric Methods.* 566 S., McGraw-Hill Book Co., London 1936. (25 s.)

Harrasser, A.: *Zur graphischen Darstellung normaler und anormaler Verhältnisse des Hüftgelenkes nach anthropometrischer Methode.* Anthrop. Anz. XIV, 143—150, 1937.

***Kostitzin, V. A.:** *Biologie mathématique.* 223 S., A. Colin, Paris 1937. (Fr. 13.—.)

4. *Historische Anthropologie*

(Abstammungslehre — Vorgeschichte und Geschichte — Sippenkunde — Bevölkerungslehre und Volkskörperforschung)

Geschichte

***Cavaignac, E.:** *Le problème hittite.* 197 S., 8 Taf. Études d'archéologie et d'histoire. 200 ps., E. Leroux, Paris 1936. (Fr. 25.)

Der namhafte Straßburger Professor gibt hier einen umfassenden Überblick über die Geschichte der Hethiter in Vorderasien von ihrer Einwanderung bis zur hellenistisch-christlichen Zeit. Archäologische und sprachliche Untersuchungen sowie eine durchgehende Auseinandersetzung mit den bisherigen Forschungsergebnissen verleihen dem Buch seine besondere wissenschaftliche Note. J. Göhler, Breslau.

***Füllner, W.:** *Der Stand der deutsch-slawischen Auseinandersetzung zur Zeit Thietmars von Merseburg.* Beitr. z. mittelalterl. u. neueren Gesch. VIII, 176 S., G. Fischer, Jena 1937. (Br. RM. 6.50.)

Die bevölkerungsgeschichtliche Bedeutung dieser Arbeit liegt darin, daß sie für einen kleinen Raum — das Ostsaalegebiet — tief hineinleuchtet in die Vorgänge zu Beginn der Eindeutschung, die in dieser Zeit sich wohl noch mehr durch Umvolkung als durch Wanderung vollzieht und durch eine starke Unausgeglichenheit der mancherlei Spannungen gekennzeichnet ist. I. Schwidetzky, Breslau.

***Haushofer, K.:** *Alt-Japan. Werdegang von der Urzeit bis zur Großmacht-Schwelle.* 126 S. m. 8 Karten, W. de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig 1938. (Geb. RM. 1.62.)

Verf., einer der besten Kenner Japans, behandelt dessen Entwicklungsgang, immer unter dem staatsbiologischen Gesichtspunkt. Er zeigt, daß die Rassenverschmelzung und Ausgleichung von Blut und Boden in einem wesensverwandten Lebensraum sich hier ungestört abzuspielen vermochten, bis das Ineinanderleben beider so stark wurde, daß es durch fremde Einflüsse nicht mehr verändert werden konnte. G. Buschan, Stettin.

***Keyser, E.:** *Bevölkerungsgeschichte Deutschlands.* 360 S., S. Hirzel, Leipzig 1938. (RM. 11.80.)

„Dieses Buch steht am Anfang einer neuen Forschungsrichtung", um die sich der Verf. seit Jahren bemüht und die den für den Anthropologen wichtigsten Ausschnitt aus der Geschichtswissenschaft darstellt: die historische Unterbauung dessen, was er selbst (und der Bevölkerungswissenschafter) an Siebungs- und Auslese-, Wanderungs- und Entwicklungsbewegungen für die letzten 2—3 Generationen erfaßt. Daß es ein Anfang ist, zeigt sich auch in der oft erschreckenden Lückenhaftigkeit des Materials zur eigentlichen Geschichte der inneren biologischen Umschichtungen, während die Wanderungs- und Ausbreitungsgeschichte ja schon längst lebhafter durchforscht ist, und damit auch in dieser Darstellung nicht viel Neues bringen kann. — Hier und da hätte man sich wohl auch eine klarere Abgrenzung, eine tiefere biologische Fragestellung und einen strafferen Verzicht auf alles bevölkerungsgeschichtlich nicht Wesentliche gewünscht. Aber alles in allem: ein Anfang, der einmal gemacht werden mußte und den gerade der Anthropologe dankbar begrüßt. I. Schwidetzky, Breslau.

***Seignobos, Ch.:** *Essai d'une histoire comparée des peuples de l'Europe.* 487 Ps., Rieder, Paris 1938. (Geh. Frcs. 25.—.)

Ein gemeinverständlich geschriebenes Werk, das die Gewagtheit des Unterfangens, auf engem Raum einen Vergleich über das gesamte europäische Völkerwerden zu geben, im Vorwort selbst als *„aventure"* bezeichnet. Streben nach Sachlichkeit ist in dem Buche wahrzunehmen, biologische und engere anthropologische Einstellung dagegen trotz kurzer Besprechung der europäischen Rassen im allgemeinen vermieden. Der Rassenkunde gegenüber legt sich der Verf. anscheinend große Zurückhaltung auf. Die Kulturen sind ihm nicht rassengebunden, auch kennt er nur eine einzige *„civilisation"*, die außerdem von Osten über das Mittelmeergestade und von dort nach Norden gewandert sein soll. Die Darstellung ist charakterisierend, die Methode als pragmatistisch zu bezeichnen. Gedanken deutscher Forscher (Oncken, Delbrück, Hoetsch, Sombart) werden mitverwendet. In Grundeinsichten und geistreicher Sprache ist das Buch ein echtes Werk französischer Geschichtsbetrachtung. Aus der Objektivität fällt der Verf. nur ein einziges Mal, als er über unsere straffe Staatsführung schreibt, daß sich die *„forme parlementaire"* nur für die Länder *„les plus avancés"* bewährt habe. Nun, „exempla trahunt", sagt man in jener Sprache, die auch den Satz „ex oriente lux" erdachte.
H. Hochholzer, Wien.

***Wolf, H.:** *Angewandte Rassenkunde.* Band V der Angew. Gesch. desselben Verf. 462 S., 39 Abb., 19 Taf., 2. Aufl., Weicher-Verlag, Leipzig 1938. (Geb. RM 6.—.)

Der Titel „Angewandte Rassenkunde" wird durch den Untertitel „Weltgeschichte auf

biologischer Grundlage" eingeschränkt; angewandte Rassenkunde wäre uns vor allem Eugenik und Rassenpolitik! Aber selbst für den engeren Bereich erweist sich der Umfang des Buches als zu klein, obwohl eigentlich nur eine Betrachtung der weißen Menschheit geboten wird. Schon in der Einleitung geben die zusammengedrängten Grundbegriffe der biologischen, anthropologischen und archäologischen Wissenszweige ein etwas buntes Bild. Im darstellenden Hauptteil des Buches haftet die biologische Deutung wegen Raummangel und Streben nach Gemeinverständlichkeit zu oft am Konkreten. Sachlich bietet hiebei der Verfasser die neuesten geschichtlichen Forschungsergebnisse (ägyptische Theokratie, Werden der nordischen Rasse, Rassentod der Griechen und Römer usf.), ohne jedoch biologisches und historisch-philologisches Wissensgut einheitlich auszuwerten. Dies zeigt sich auch bei den Literaturangaben, in denen allgemeine und historische Werke gegenüber dem biologisch-anthropologischen Fachschrifttum der letzten Jahrzehnte stark überwiegen. Gerade die kritischen Ergebnisse dieser Forschungszweige wären aber weitest heranzuziehen, so z. B. bei einer einheitlichen und durchgängigen Verwendung von Ausdrücken wie „ostisch" und „alpin", „mediterran" und „westisch", denn nur scharf trennende Terminologie kann viele geschichtliche, völkerkundliche und sprachwissenschaftliche Einzelheiten so eindeutig aufreihen, daß dem ungelehrten Leser — trotz anschaulicher Darstellung — Episodisches und Grundlegendes auseinandertritt! Manches aus der großen Stoffüberfülle verlangt noch eines sichtenden Ausgleiches, so wenn auf S. 208 die romanischen Sprachen aus dem verachteten „Herdenmenschentum" des Frühmittelalters hervorgehen, dagegen auf S. 215 Spanisch und Portugiesisch als eine Schöpfung der (hochrassigen) Westgoten usf. bezeichnet wird. Die Einbeziehung Italiens zu „Westeuropa" (S. 205 ff.) wäre besser aufzugeben. — Vielen der abgedruckten Personenbildnisse ließe sich leicht eine rassenkundliche Kennzeichnung anfügen. H. Hochholzer, Wien.

***Eichstädt, V.:** *Bibliographie zur Geschichte der Judenfrage.* I. 1750—1848. 267 S., Hanseat. Verlags-Anstalt, Hamburg 1938. (RM 16.50 bzw. 18.—.)

***Gamillscheg, E.:** *Germanische Siedlung in Belgien und Nordfrankreich.* 1. Die fränkische Einwanderung und junggermanische Zuwanderung. Abh. Preuß. Akad. Wiss., Phil.-hist. Kl. 12, 207 S., 14 Sprachkt. Berlin 1938. (RM 19.—.)

Meißner, B.: *Die Achämenidenkönige und das Judentum.* Forsch. Fortschr. XIV, 88—89, 1938.

***N. N.:** *L'Afrique du nord française dans l'histoire.* 360 S., Editions Archat, Paris-Lyon 1937. (Fr. 165.—.)

***Nourse, M. A.:** *A Short History of the Chinese.* Williams & Norgate, London 1938 (15/—.)

Petersen, E.: *Germanische Einwirkungen auf den ostelbischen Raum im 6. bis 8. Jahrhundert.* Forsch. Fortschr. XIV, 170—171, 1938.

***Sansom, G. B.:** *Le Japan. Histoire de la civilisation japonaise.* Payot, Paris 1938. (Fr. 100.—.)

***Wühr, W.:** *Die Emigranten der französischen Revolution im bayerischen und fränkischen Kreis.* 597 S. C. H. Beck (in Komm.). München 1938. (RM. 24.—.)

Bevölkerungskunde und Volkskörperforschung

***Horst, W.:** *Studien über die Zusammenhänge zwischen Bevölkerungsbewegung und Industrieentwicklung im niederrheinisch-westfälischen Industriegebiet.* (Schr. d. volkswirtsch. Ver. im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, N.F. Sonderreihe H. 2.) 142 S., Essener Verlagsanstalt, Essen 1937. (RM 3.—.)

In zwei gesonderten Abschnitten werden Wanderbewegung und Bevölkerungsbewegung im Zusammenhang mit der industriellen Entwicklung (von den Anfängen) untersucht, wobei sich je nach Industriezweigen, Raum und Einzugsgebieten strukturelle Verschiedenheiten ergeben. Geburten- und Sterblichkeitsverhältnisse liegen günstig. Die ganz vom Bevölkerungsstatistischen her aufgebaute Arbeit gibt dem Sozialanthropologen wertvolles Material. E. H. Krüger, Breslau.

***v. Katte, H.:** *Niedersachsenadel. Soziologische und bevölkerungspolitische Untersuchungen der niedersächsischen Geschlechter mit adliger Tradition.* 196 S., 9 Abb., 109 Tab., G. Fischer, Jena 1938. (Geh. RM 8.—.)

Eine bewundernswert gründliche Arbeit, die sich der Untersuchung Pontus Fahlbecks würdig an die Seite stellt. Was irgendwie soziologisch und bevölkerungspolitisch wichtig und interessant ist, findet eine sorgfältige und statistisch einwandfreie Bearbeitung. Trotz sehr vieler, aufschlußreicher Tabellen und Zahlen sind die Ausführungen, die die Berufsgliederung, Familie, Heiratsalter, Ehedauer, Kinderreichtum bzw. Fruchtbarkeit der Ehe und die Beziehungen zum Beruf des Mannes, der Herkunft der Frau (Stadt oder Land) und der Konfession, voreheliche und früheheliche Geburten und schließlich das Geschlechtsverhältnis bei der Geburt behandeln, außerordentlich fesselnd, besonders wert-

voll auch jeweils die Vergleiche mit anderen Erhebungen ähnlicher Art. Das Aussterben der untersuchten Geschlechter ist durchaus nicht immer infolge zu geringer Kinderzahl bedingt, sondern durch Umkehr des in Adelsgeschlechtern über Generationen bestehenden Knabengeburtenüberschusses in einen solchen von Mädchen. Verf. meint, daß es einen Adel als Stand heute tatsächlich nicht mehr gibt, sondern nur noch Geschlechter mit adliger Tradition, die sich neu zu bewähren hätten. Die reiche und klare Gliederung und das umfassende Literaturverzeichnis sind weitere Vorzüge der Arbeit. D. Costa.

***Lehmann, K.:** *Untersuchungen über Gehalt und Kinderzahl bei mittleren und höheren Beamten.* 45 S. J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1937. (RM. 1.80.)

Verf. weist nach, daß die Entlastung der kinderreichen Beamten bei weitem nicht dem tatsächlichen Bedarf entspricht. Von ihm ausgehend entwirft er einen ausführlich begründeten Vorschlag zur Gehaltsberechnung, der sich nicht auf Einzelmaßnahmen beschränkt, sondern das ganze Gehalt aus seinem Wesen heraus unter Berücksichtigung der Einzelposten des Bedarfs von Grund auf umgestalten will. E. H. Krüger, Breslau.

***N. N.:** *La statistique des étrangers. Etude comparative des recensements 1910—1920—1930.* Bureau International du Travail Etude et documents. Série 0 (Migrations) Nr. 6. VII und 252 S. Genf 1936. (Br. 10.— Frs. suisses.)

Im Auftrage des Internationalen Arbeitsamtes von Dr. J. Ferenczi verfaßt, bedeutet diese Arbeit eine wertvolle Zusammenstellung des über die Ausländer verfügbaren statistischen Materials in 166 Staaten und Territorien. Insgesamt wurden im Jahr 1930 28,9 Millionen Ausländer in diesen gezählt. In Deutschland wurden im Jahr 1933 757 000 Ausländer oder 1,2% der Bevölkerung gezählt, in den Vereinigten Staaten von Amerika 6 285 000 oder 5,1%, in Argentinien 2 828 000 oder 26%. Die verhältnismäßige Häufigkeit der Ausländer stieg in Argentinien noch über diejenige des europäischen Staates größter Ausländerhäufigkeit, Luxemburg, mit seinen 18,6% Ausländern. W. Winkler, Wien.

***Winkler, E.:** *Die Tschechoslowakei im Spiegel der Statistik.* 89 S. K. H. Frank, Karlsbad-Leipzig 1937. (RM. 3.50; Kč. 28.—.)

Die durch zahlreiche graphische Darstellungen und Kartogramme veranschaulichten Zahlen fußen vorwiegend auf der Volkszählung von 1930, doch sind vielfach Vergleiche auch mit älteren Zählungen durchgeführt, so daß sich nicht nur der gegenwärtige Stand, sondern auch die Entwicklung des letzten Halbjahrhunderts abzeichnet. — Der größte Teil ist der Bevölkerungsstatistik gewidmet, wobei jeweils die Lage im sudetendeutschen Gebiet besonders gekennzeichnet wird. Eine beigegebene farbige Karte gibt nach der amtlichen Statistik auf das genaueste den deutschen Sprachraum wieder. — Im ganzen ein Werk, das eine unentbehrliche Grundlage für die Beurteilung des Sudetendeutschtums darstellt. I. Schwidetzky, Breslau.

***v. Ungern-Sternberg, R.:** *Die Ursachen neuzeitlicher Ehezerrüttung.* 103 S., Georg Stilke, Berlin 1937.

Mit diesen ebenso lebensvollen wie sachlichen Ausführungen liefert Verf. einen wesentlichen Beitrag zu einem meist wenig beachteten Problem, der in Anlage und Absicht weit über das eigentlich Bevölkerungskundliche hinausgehend das Interesse des Anthropologen beanspruchen darf. Nach einer Statistik der Eheschließungs- und Scheidungsverhältnisse erfahren die verschiedenen möglichen Ursachen eine gründliche Darstellung. Im Hinblick auf sie werden die grundlegenden Voraussetzungen einer guten Ehe dargelegt. Das Buch schließt mit einem Ausblick auf die Folgen der Ehezerrüttung und die Mittel gegen ihren Verfall. E. H. Krüger, Breslau.

Burkardt, A.: *Ein volksbiologischer Querschnitt durch die Schweiz nach dem Kriege.* Arch. Landes- u. Volksforsch. II, 171—202, 1938.

Hartshorne, R.: *Racial maps of the United States.* Geogr. Rev. 276—288, April 1938.

Haufe, H.: *Die Bevölkerungsentwicklung Rumäniens im 19. und 20. Jahrhundert.* Arch. Bev.Wiss. Bev.Politik VIII, 145—163, 1938.

Kranz, H. W. und Koller, S.: *Die Umweltbedingtheit beruflicher Fruchtbarkeitsunterschiede.* Arch. Bev.Wiss. Bev.Politik VIII, 84—103, 1938.

***Moeller, A.:** *Les grandes lignes des migrations des Bantous de la province orientale du Congo Belge.* 578 S. Mém. Inst. Royal Colonial Belge. Bruxelles 1936. (100 frs.)

***Mukerjee, R.:** *Migrant Asia.* 312 S. Failly, Roma 1936.

Notestein, F. W.: *A demographic study of 38,256 rural families in China.* Milbank Mem. Fund Quarterly XVI, 57—79, 1938.

Lösch, A.: *Population cycles as a cause of business cycles.* Quarterly J. Economics XI. 649—662, 1937.

Olbricht, K.: *Der gegenwärtige Stand der Vergroßstädterung auf der Erde außerhalb des Deutschen Reiches.* Geogr. Anz. XXXVIII, 457—464, 1937.

5. Geographische Anthropologie

(Rassenverbreitung und -beschreibung — Anthropogeographie und Länderkunde — Volks- und Völkerkunde)

Kolonialkunde und Rassenkontakt

***Bang, P.:** *Die farbige Gefahr.* 195 S., Vandenhoek & Ruprecht, Göttingen 1938. (RM 4.80.)

Kein rassen- oder volkskörperkundliches Tabellenwerk und keine geopolitische Untersuchung, sondern stark persönlich gefärbte Erlebnisberichte eines Wirtschaftspolitikers, die auf zwei Studienreisen durch USA., das tropische Süd- und Mittelamerika und Westindien in den Jahren 1934 und 1938 beruhen. Hier steht das Wesentliche eigentlich zwischen den Zeilen, wenn z. B. vom „weißen Ghetto" und „weißen Slums" gesprochen oder die Parole „better than white" (Booker, T., Washington) zitiert wird. Ein zweiter Teil („Ergebnisse") bezieht die geschichtlichen Vorgänge ein, die die Entmachtung der weißen Welt vorbereiten halfen (Kolonialpolitik westeuropäischer Großmächte). — Daß die Syphilis aus Amerika eingeschleppt wurde (S. 192), wird übrigens heute von allen Medizinhistorikern bestritten! Die pessimistischen Folgerungen des Verf. stehen in gewissem Gegensatz zu anderen Autoren (Drascher u. a.). H. Grimm, Breslau.

***Gordon, A. H.:** *The Georgia Negro. A History.* XV u. 426 S. Edwards Brothers, Inc. Ann. Arbor, Michigan 1937. ($ 2.65.)

Mit seinem „Georgia Negro" will Gordon — selbst ein aus Georgia gebürtiger Neger — eine Lücke in der Geschichtsschreibung ausfüllen, die es bisher ausnahmslos unterlassen habe, den Anteil des schwarzen Bevölkerungsbestandteils an der Geschichte Georgias gebührend zu würdigen. Um diesem „verhängnisvollen Mangel" abzuhelfen und zugleich den vielfach „unrichtigen" Vorstellungen durch eine Darstellung der „völligen Wahrheit" über die Geschichte des Negers zu begegnen, gibt der Verf. nun eine ebenso langatmige, wie subjektive und einseitige Schilderung der kulturellen, ökonomischen und politischen Entwicklung seiner Rasse von ihren Anfängen in Georgia bis zur Gegenwart. Für den Kampf des intellektuellen Negerführers um die Erziehung seiner Rasse zu einer „rassenbewußten" Haltung mag das Buch möglicherweise nützliches Material liefern — mit Sachlichkeit und wissenschaftlicher Objektivität hat Gordons Art der Darstellung jedoch kaum noch etwas zu tun. J. Heim-Lebrecht, Grimmen.

***Smith, W. C.:** *Americans in Process. A Study of our Citizens of Oriental Ancestry.* 359 S. Edw. Brothers, Inc. Ann. Arbor, Michigan 1937. ($ 3.00.)

Als Ergebnis seiner Studien während eines mehrjährigen Aufenthaltes in den beiden Hauptverbreitungsgebieten der Chinesen und Japaner in USA. — Kalifornien und Hawaii — legt Smith eine sehr eingehende Untersuchung der Probleme dieser beiden Bevölkerungsgruppen in der amerikanischen Umwelt vor, wobei sein Interesse im wesentlichen der in Amerika geborenen und erzogenen Generation gilt. Bei entsprechender Berücksichtigung solcher Gegebenheiten wie Bevölkerungszahl und Zusammensetzung, Arbeits- und Lohnverhältnisse usw., legt der Verf. das Hauptgewicht auf eine Untersuchung der der Assimilation entgegenstehenden oder sie begünstigenden Faktoren. In der Rasse sieht er kein Hindernis für restlose kulturelle Assimilation: er übersieht — oder unterschätzt — die rassische Gebundenheit auch der Kultur.

J. Heim-Lebrecht, Grimmen.

***Westermann, D.:** *Der Afrikaner heute und morgen.* 362 S., Essener Verlagsanstalt. Essen 1937. (RM 6.50.)

Dies Buch, dessen englische Ausgabe (The African To-Day, vgl. Z. Rassenk. V, 109, 1937) hier bereits besprochen wurde, wird nun auch einer breiteren Leserschaft zugänglich. Überkommenes kulturelles Erbe und der Anspruch abendländischer Zivilisation sind die beiden Gesichtspunkte, mit deren Zusammenschau eine Klärung der geistigen, wirtschaftlichen und bevölkerungsgeschichtlichen Situation Negerafrikas versucht wird. Auch wer die optimistischen Anschauungen des Verf. nicht voll teilen kann, wird die von hohem Verantwortungsbewußtsein und lebendiger christlicher Gesinnung getragenen Ausführungen, die sich auf der Grenze zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und politischer Lebensgestaltung bewegen, in die Hand jedes kolonialkundlich Interessierten wünschen.

E. H. Krüger, Breslau.

***Brown, F. J.** and **Roncek, J. S.:** *Our Racial and National Minorities.* Prentice-Hall, New York 1937. ($ 5.—.)

Drascher, W.: *Zur Rassenfrage in der Südafrikanischen Union.* Z. Geopol. XV, 13—18, 1938.

***Duncan, W.** and **Janes, C.:** *Future of Immigration Into Australia and New Zealand* 291 S., Australian Book Co., London 1937. (6 s.)

Grober, J.: *Bericht über eine wissenschaftliche Reise zu Strahlungs- und Akklimatisationsstudien in Südamerika und Afrika.* Dtsch. Med. Wschr. LXIV, 308—309, 1938.

Anthropogeographie und Länderkunde

***Banse, E.:** *Lehrbuch der organischen Geographie. Vorschule und Einführung in das Studium.* IX, 626 S., 237 Abb., 5 Taf., 1 farb. Karte, W. de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig 1937. (Geb. RM. 18.—.)

Wenn auch dieses neue Werk des seit Jahrzehnten unermüdlich für eine Neugestaltung der Erdkunde kämpfenden Verf. inhaltlich im wesentlichen als eine Zusammenfassung des Unterrichtsstoffes der sog. „Allgemeinen Geographie" bezeichnet werden muß, so unterscheidet es sich doch von unseren üblichen Lehrbüchern, und zwar in dreifacher Hinsicht: 1. durch seine Kennzeichnung als Vorlehre, die „lediglich Einschulung des werdenden Geographen für seine schwierige Arbeit und sein hohes Vorhaben" bieten, aber nicht als Geographie im eigentlichen Sinne aufgefaßt werden will; 2. durch die Gliederung in die beiden Hauptabschnitte „Geographische Landschaftskunde" und „Geographische Volkskunde", wodurch die bisher übliche Zäsur Natur — Mensch vermieden wird; 3. durch den hier erstmals versuchten systematischen Einbau der Rasse in das Lehrgebäude der Geographie (auf 58 Seiten mit einer farbigen Rassenkarte). Ein großer Wurf und ein imponierendes, eigenwilliges und eigenwüchsiges Werk, das alle Hochachtung verdient! Banse ist damit seit H. Wagner der erste, der es unternommen hat, den von den zahlreichen Wissenschaften der allgemeinen Erdkunde gesammelten und immer mehr anschwellenden Stoff zu bändigen und aus eigener Kraft zusammenzufassen. Man kann sich aber doch des Eindrucks nicht verwehren, daß das Wagnis zu groß war und daher der Zweck eines Lehrbuches, das als solches einen systematischen Überblick über den neuesten Stand unseres Wissens und der Probleme geben muß, nicht erreicht werden konnte; so gibt z. B. das 10. Buch (Die stoffliche Kultur) auch nicht andeutungsweise die Ergebnisse der mühsamen und erfolgreichen Arbeit wieder, die gerade die deutsche Geographie — wenn auch mit den vom Verf. verpönten analytischen Verfahrensweisen — in der Erforschung der ländlichen und städtischen Siedlungen, der Fluren, des Landbaus, der Wirtschaftsräume, der Ur- und Kulturlandschaft usw. in der Nachkriegszeit geleistet hat. H. Schrepfer, Würzburg.

***Clements, F. E. und Chaney, R. W.:** *Environment and Life in the Great Plains.* (Carnegie Institution of Washington. Suppl. Public. No. 24.) 54 S., 10 Taf.-Abb., Washington 1937.

Ausgehend von den verheerenden Staubstürmen, die in den letzten Jahren zur Räumung zahlloser Farmen und zum dauernden Verlust riesiger Flächen für die Landwirtschaft in den Great Plains führten, untersuchen die Verff. die Beziehungen zwischen Umwelt und Leben in den „Großen Ebenen" der Vereinigten Staaten in Form eines geschichtlichen Rückblicks, der vom Paläozoikum bis zur Gegenwart reicht. Sie stellen fest, daß die Geschichte der Erde als Prozeß ständiger geologischer und klimatischer Wandlungen aufgefaßt werden muß und daß jegliche Veränderung der Umweltbedingungen Reaktionen und Anpassungen der davon betroffenen Lebewesen, auch des Menschen, erzwingt und im Gefolge hat. H. Schrepfer, Würzburg.

***Lévine, J.:** *La Mongolie. Historique, géographique, politique.* 252 S., 1 Karte, Payot, Paris 1937. (24 Fr.)

Unter den zahlreichen neuen Büchern über die Mongolei fällt das hier angezeigte durch seine sachlich kühle, ja phantasielose Einstellung auf. Nach einem kurzen Abriß über die Geschichte des Landes seit Dschingis Khan und einem sehr dürftigen, aus einer Aufzählung topographischer Namen bestehenden Kapitel „Geographie" (dazu eine höchst primitive Karte) wendet sich der Verf. der Politik der jüngsten Entwicklung zu, die mit der Loslösung von China nach dem Sturz der Mandschus eingesetzt hat. Ausführlich schildert er die passive Rolle des mongolischen Raumes im machtpolitischen Ringen zwischen Rußland und China, zwischen der UdSSR. und Japan und die Kette wechselvoller Ereignisse, die die Äußere Mongolei in die Arme Sowjetrußlands getrieben, aus der Inneren Mongolei ein Anhängsel Mandschukuos, d. h. Japans gemacht haben, und aus dem einsamen Steppenland einen der bedrohlichsten Wetterwinkel der Weltpolitik werden ließen. H. Schrepfer, Würzburg.

***Hennig, R.:** *Terrae incognitae.* Eine Zusammenstellung und kritische Bewertung der wichtigsten vorkolumbischen Entdeckungsreisen an Hand der darüber vorliegenden Originalberichte. III. 1200—1415 n. Chr. (Beginn d. Entdeckungszeitalters). 389 S., Brill, Leiden 1938. (Lw. Fl. 7.50.)

Hochholzer, H.: *Zur historischen Geographie des römischen Sizilien.* Arch. Kulturgesch. XXVIII, 1—15, 1938.

***Marra, A.:** *Africa orientale italiana.* C. Ambrogio, Rom 1938. (L. 12.—.)

***Northey, W. B.:** *The Land of Gurkhas or the Himalayan Kingdom of Nepal.* 248 S., W. Heffer and Sons, Cambridge 1937. (10 s. 6 d.)

Obst, E.: *Der Kampf gegen die „Austrocknung" in Afrika.* Dtsch. Kol.-Ztg. L, 112—116, 1938.

Volks- und Völkerkunde

***Cunow, H.:** *Geschichte und Kultur des Inkareiches.* XVI, 208 S., 4 Abb., „Elsevier", Amsterdam 1938.

S. R. Steinmetz und Jul Diederich legen aus dem Nachlaß des 1936 Verstorbenen dessen in 40 Arbeitsjahren gewachsene Schrift über die Inkaperuaner vor. Eingehende Studien der ältesten Verwaltungsberichte und die Kenntnis der Khetschuasprache führen zu neuen wichtigen Erkenntnissen. Insbesondere wird gegen das bis heute lebendige Märchen, das Inkareich sei ein sozialistischer Großstaat gewesen, energisch Front gemacht. Eine oft milde und gerechte Handhabung von Verwaltung und Betreuung der Unterworfenen steht allerdings in starkem Gegensatz zum rücksichtslosen Vorgehen der Eroberer. K. Pieper, Breslau.

***Gann, Th.:** *Götter und Menschen im alten Mexiko.* 168 S., 51 Abb. 1 Kt., F. A. Brockhaus, Leipzig 1938. (Geb. RM 3.80.)

Auf engem Raume wird eine Chronologie der mexikanischen und mittelamerikanischen Hochkulturen von der archaischen Zeit über die Maya, Tolteken sowie die vielen gleichzeitig auftretenden Völkersplitter bis zu den Azteken versucht, wobei letzteren naturgemäß der breiteste Platz eingeräumt wird. Über die voraztekische Zeit herrschen nach wie vor nur unklare Vorstellungen. Oft recht unsachgemäß durchgeführte Grabungen haben nicht das erwartete Licht in die mittelamerikanische Frühgeschichte bringen können. Fest steht lediglich, daß wir es nicht mit einem Nebeneinander verschiedener selbständiger Rassen- und Kulturgruppen zu tun haben, sondern daß ein ständiger Menschennachschub von Norden her zu Überlagerungen und Verflechtungen führte, daß jeweils Wandervölker in eine morsch gewordene Hochkultur einbrachen und in jahrhundertelangem Vernichtungskampf unter Übernahme vorhandener Errungenschaften die vorgefundene Bevölkerung aufzusaugen oder zu vernichten vermochten.

K. Pieper, Breslau.

***Kohl-Larsen, L. und Margit:** *Felsmalereien in Innerafrika.* Ein Bilderwerk geschichtlicher und vorgeschichtlicher Kunst. 93 S., mit 46 Abb. im Text, 32 Lichtbild- und Röteldrucktafeln und 3 Karten. Strecker & Schröder, Stuttgart 1938. (RM 15.— bzw. 18.—.)

Der rein beschreibend gehaltene Forschungs- und Bildbericht über die entdeckten zahlreichen Felsen- und Höhlenmalereien und -zeichnungen im abflußlosen Gebiet Ostafrikas enthält auch gelegentlich einige rassenkundliche Bemerkungen, die auf die Verschiedenheit der heutigen Bevölkerung des untersuchten Gebiets von den Urhebern der aufgefundenen Kunsterzeugnisse hinweisen. Zugleich sind zahllose Funde alt- und jungpaläolithischer Werkzeuge gemacht worden. deren Einordnung in die afrikanische Vorgeschichte erst noch erfolgen muß. Auf einer diluvialen Bank einer jetzt trockenen ehemaligen Seefläche in der Nähe der Mumba-Hügel im Lande der Tindiga wurde ein fossiler Menschenrest entdeckt, den H. Weinert als zur Pithekanthropus-Stufe zugehörig auffaßte (vgl. Z. Rassenk. VII, 110, 1938). F. R. Lehmann, Leipzig.

***Scheidt, W.:** *Kulturkunde.* Rassenbiologie und Kulturpolitik II. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7160, 78 S., Leipzig 1937. (RM 0,35 bzw. 0,75.)

Verf. sucht nach lebensdienlichen Erkenntnissen — Rassenkunde wird dabei zur Hilfswissenschaft. Man betreibt sie um der Kulturkunde willen, man erforscht Kulturen, um sie planmäßig zu beeinflussen, und man beeinflußt sie, um Leben über Generationen erhalten zu helfen. Was Verf. in dieser Richtung erarbeitet hat, faßt er in dieser Schrift gemeinverständlich („altadoptierte Ausdrucksweise") zusammen. Für den fachlich vorgebildeten Leser, dem die von Scheidt vertretenen Gedanken in seinen wissenschaftlichen Arbeiten ausführlicher und mit Belegen zugänglich sind, steckt die Bedeutung des Heftchens weniger in der Bequemlichkeit, etwa in einem Kapitel über „Kulturkunde im Gesamtbau der Biologie" alle von Scheidt gefundenen oder verwendeten Definitionen für Konstitution, Rasse, Krankheit, Umwelt usw. zusammengestellt zu finden, als in der Wärme, mit der er das wissenschaftliche Weltbild wiederholt gegen den Vorwurf der Nüchternheit verteidigt. H. Grimm, Breslau.

***Goldenweiser, A.:** *Anthropology, an Introduction to Primitive Culture.* 550 S., G. Harrap, London 1937. (18 s.)

***Hambly, W.:** *Source Book of African Anthropology.* I 404 S., II 530 S., Museum of Natural History, Chicago 1938. ($ 6.00 each.)

Koppers, W.: *Künstlicher Zahnschliff am Bären im Altpaläolithikum und bei den Ainu auf Sachalin.* Quartär I, 97—103, 1938.

***Mills, J. P.:** *The Rengma Nagas.* 381 S., Macmillan, London 1937. (25 s.)

Nippold, W.: *Die Bedeutung der Umwelt für die Gestaltung der Kultur.* Pet. Mitt. LXXXIV, 185—191, 1938.

***Page, J. W.:** *Primitive Races of To-Day.* 348 S., G. Harrap, London 1938. (8 s. 6 d.)

III. Nachrichten[1])

China

Nach anthropologischen und ethnologischen Untersuchungen bei den Nhyang, Tho und Mau in der Gegend von Laokay, Bauban und Chapa an der tonkinesisch-chinesischen Grenze hat Prof. Frhr. v. Eickstedt in Kaiyüen, Pouo Hsi und Kunming in Yünnan Lolo, chinesische Mohammedaner und die Frage des angeblichen Negritoeinschlags in Südchina studiert. Er hat sich dann zwei Monate in Chengtu in Ssetschuan (Westchina), 2000 km von der Küste entfernt, aufgehalten, um dem Problem des europiformen Einschlags in Innerchina, der Taifrage und psychologischen Arbeiten nachzugehen. Nach einer durch die Kriegsverhältnisse wechselvollen Rückreise an die Küste wurden in Kanton Vorträge gehalten über: Typenbildung und Medizin; Rasse, Volk und Reich; Hormone, Konstitution und Rasse; What is Race?; The Racial History of the Far East; Explorations and Experiences in Indochina; Mental Situations of the Far East and the Science of Man.

— Während bisher nur Schädelteile von Sinanthropus gefunden worden waren, wurden jetzt auch Bruchstücke von Extremitätenknochen (Femora J und M und ein Humerus aus demselben Niveau wie Femur J) zutage gefördert. Das vorliegende Material (ein bisher nicht beschriebenes Femurbruchstück aus Ehringsdorf wird in den Vergleich einbezogen) spricht eindeutig dagegen, daß Pithecanthropus ein Riesengibbon gewesen ist und daß Pithecanthropus primitiver als Sinanthropus war (Weidenreich). Die Beziehungen zum „Homo soloensis" sind nach wie vor unklar. (Nature Nr. 3570 und 3590, 1938. Vgl. auch Z. Rassenk. VIII, 118, 1938.) H. Grimm, Breslau.

Columbia

— Am 4. Sept. 1938 begann in Bogotà die *III. Panamerikanische Konferenz für Eugenik*. Auf dem umfangreichen Programm standen Fragen der Bevölkerungsgeschichte (Quellen zur Einwanderungsgeschichte, Auslese, Über- und Unterbevölkerung), Bevölkerungspolitik (Einwanderungskontrolle, Paarungssiebung und Ehegesetze, differenzierte Fortpflanzung) und Hygiene.

— Bei Erdarbeiten in der Nähe von San Pablo stieß man auf eine ausgedehnte vorkolumbianische Siedlung. Es wurden ganze Straßenzüge mit gepflasterten Straßen, ferner zahlreiche Hausfundamente und Kulturgegenstände freigelegt.

Deutschland

— Das *Wiener Anthropologische Institut* (Direktor: Prof. Dr. J. Weninger) kann in diesem Jahr sein 25jähriges Bestehen feiern (vgl. Mitt. Anthrop. Ges. Wien 1938, S. 191 ff.).

— Das *Institut für Entwicklungsmechanik und Vererbung* an der Universität Breslau feierte am 27. Juni 1938 sein 50jähriges Bestehen. Es wurde von Wilhelm Roux begründet und wird seit 1921 von Prof. Bernhard Dürcken geleitet.

— In Berlin soll ein *medico-historisches Museum* auf der Grundlage der bisherigen „Staatl. Medico-Historischen Sammlung" gegründet werden. Der Reichsärzteführer forderte die Ärzteschaft auf, an der Schaffung dieses Museums durch Überlassung von Leihgaben oder Stiftungen mitzuwirken (Anfragen und Angebote an Prof. Dr. Adam, Berlin NW 7, Robert-Koch-Platz 7).

— Der 12. Internationale Kongreß für Geschichte der Medizin wird im Jahre 1940 in Berlin unter Vorsitz von Prof. Dr. Diepgen stattfinden.

— *Neue Zeitschrift: Zeitschrift für Altersforschung*, herausgegeben von Prof. E. Abderhalden und Prof. M. Bürger, Verlag Steinkopff, Dresden/Leipzig.

Frankreich

— Bei Sauveterre-la-Lémance (Lot) wurde ein *mesolithischer Menschenschädel* (wahrscheinlich älteres Tardenoirien) gefunden. Nach einer vorläufigen Beschreibung durch Vallois handelt es sich um einen mesokephalen mittelhohen Schädel mit wohl hohem, orthognathem Gesicht, schmaler Nase und mittelhoher Orbita, der sich gut anderen mesolithischen Funden Südfrankreichs einreiht.

---

[1]) Die Redaktion bittet um Zusendung geeigneter Nachrichten nach Breslau, Tiergartenstr. 74. Sie übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit der Einsendungen oder der der Tagespresse entnommenen (Z) Nachrichten



Der *10. Kongreß der Fernost-Vereinigung für Tropische Medizin* findet vom 24. bis 30. Nov. 1938 in Hanoi, Tonkin (Franz.-Indochina) statt.

— *Gestorben:* Am 3. Juni 1938 in Château de la Garde im Alter von 78 Jahren der Höhlenforscher und Herausgeber der Zeitschrift „La Nature", *Eduard-Alfred Martel.*

Großbritannien

— Am 23. Juli 1938 wurde in *Piltdown* (Sussex) in Anwesenheit von Sir Arthur Keith *ein Denkstein* für „den frühesten bekannten Engländer" (Keith), den Eoanthropus Dawsoni, errichtet. Er trägt die Inschrift: „Here in the old river gravel Mr. Charles Dawson, F.S.A., found the fossil skull of Piltdown man 1912—13. — The discovery was described by Mr. Charles Dawson and Sir Arthur Smith Woodward in the Quarterly Journal of the Geological Society 1913—15."

— *Gestorben:* Am 19. Juni 1938 in Birmingham im Alter von 81 Jahren der Bantu-Forscher *Rev. Dr. W. C. Willoughby* (Native Life of the Transvaal Border 1900; Race Problems in the New Africa 1923; The Soul of the Bantu 1928).

Italien

— Die ersten drei Nummern der neuen Halbmonatsschrift *„Die Verteidigung der Rasse"* (La difesa della razza), des Organs des italienischen Rassengedankens, sind erschienen. Führende Naturwissenschafter, Juristen und Historiker arbeiten daran mit. Insbesondere werden Fragen des Judentums, der farbigen Völker und der Völkermischung behandelt.

— Die faschistische Universitäts-Vereinigung in Addis Abeba gründete eine *Zentralstelle für das Studium von Rassenfragen* (Centro studi della razza).

— Im Verfolg der neuen Rassenpolitik wies die Regierung die *nach 1918 eingewanderten Juden* aus dem Staatsgebiet aus.

— Nach Erhebungen des Statistischen Zentralamts in Rom hat die *mittlere Körperhöhe der Italiener* im letzten Jahrzehnt erheblich zugenommen.

Prof. Dr. L. Cipriani, Florenz.

— In der Nähe der Akropolis von *Cannae* wurde ein *riesiger Begräbnisplatz* entdeckt, der mindestens 15—18 000 Tote birgt. Es wird vermutet, daß es sich um die Toten der Schlacht von Cannae (216 v. Chr.) handelt (vgl. Umschau 42, H. 29, S. 61).

— *Neue Zeitschrift: Rivista di Biologia Coloniale,* unter Mitarbeit von A. Castellani, Raffaele Ciferri und Sergio Sergi herausgegeben von Ed. Zavattari (Botanik, Zoologie, Anthropologie, Pathologie).

Neuguinea

— Der Missionar *Dr. Georg Höltker* führte in den Jahren 1936 und 1937 auf den Inseln Karkar, Manam, Boesa, Ubrub und Biem sowie im Bogia-Distrikt (Neuguinea) ethnologische und anthropologische Untersuchungen durch. Auf den Inseln wurden von insgesamt 450 Individuen, im Bogia-Distrikt von je 200 Erwachsenen und Kindern je 40 Kopf- und Körpermaße, ferner eine größere Anzahl anthropologischer Photographien sowie Hand- und Fingerabdrücke genommen (Anthropos. XXXII, 3/4 und 5/6).

Gestorben: In Sydney im Alter von 32 Jahren Mr. *J. G. Hides,* der 1935—1936 eine erfolgreiche Forschungsreise durch unbekannte Gebiete Neuguineas unternahm.

Niederlande

— Auf dem *Internationalen Geographenkongreß* in Amsterdam, der vom 18. bis 28. Juli 1938 stattfand (vgl. Z. Rassenk. VII, 111, 1938) beschäftigte sich die anthropogeographische Sektion u. a. mit den Fragen „Gegenwärtige Wanderbewegungen und ihre bestimmenden Faktoren" und „Funktionelle Beziehungen zwischen Stadt und Land". Der von Prof. Zaborski, Warschau, vorgetragene Plan eines *Internationalen Atlas der Anthropogeographie* soll auf dem nächsten Kongreß als Antrag eingebracht werden.

— *Neue Zeitschriften: Scientiae Naturalis Bibliographia,* Bibliographie aller selbständig erscheinenden Werke der Naturwissenschaften aus allen Ländern. Verlag und Herausgeber Dr. W. Junk, den Haag. (Jährl. 2 Hefte, Preis fl. 2.— für den Jahrgang.) — *Acta Neerlandica Morphologiae normalis et pathologicae,* Organ des Niederländischen Anatomen-Vereins, herausgegeben von den Professoren H. T. Deelman, J. de Haan, G. Krediet und M. W. Woerdeman. Verlag N. V. A. Oesthoeks Uitgevers Mij., Utrecht. (Jährl. 4 Hefte, Preis fl. 20.— für den Jahrgang.)

Rumänien

— Die Frage des *hohen Anteils völkischer Mischehen,* besonders im Neureich (vgl. Ref. Ramneanţu, Z. Rassenk. VII, 314, 1938), beschäftigt seit einiger Zeit die rumänische Öffentlichkeit. Es werden Stimmen gegen die Assimilation und Rumänisierung völkischer und rassischer Minderheiten laut (Curentul 20. 8. 38).

— Die Banater Semmelweis-Ärztegruppe des Bundes der deutschen Ärzte in Rumänien hat einen *Arbeitsausschuß für Volksgesundheit* gegründet, der sich die bevölkerungspolitische Aufklärung sowie Förderung kinderreicher und erbgesunder deutscher Familien im Banat zur Aufgabe macht.

Südafrika

— Bei *Sterkfontein,* Transvaal, fand R. Broom *weitere Fragmente von Australopithecus* (vgl. Z. Rassenk. IV, 336, 1936), und zwar mehrere Zähne und eine fast vollständige rechte Maxilla. Das Gesicht ähnelt zwar dem eines Schimpansen, wirkt aber durch die menschenähnliche Reduktion von Schneide- und Eckzahn schmäler und kürzer, so daß man nach Broom Australopithecus als „Schimpansen mit menschlichen Zähnen" bezeichnen könnte (Nature Nr. 3575, 1938).

— Es wird geplant, in der Nähe der Zimbabwe-Ruinen, Süd-Rhodesia, ein *Museum* für die dort gemachten Funde zu errichten.

— Bei *Potgietersrust,* Transvaal, wurde unter Leitung von Dr. R. Broom und Prof. van Piet Lowe eine *prähistorische Höhle* ausgegraben, deren Kulturschicht auf ein Alter von 30 000 Jahren geschätzt wird. Neben Knochen heute ausgestorbener Tiere (z. B. Zwergbüffel), die den Höhlenbewohnern wahrscheinlich als Nahrung dienten, fanden sich zahlreiche Reste primitiver Werkzeuge. Menschliche Skelettreste wurden noch nicht gefunden. (Z)

Prof. M. B. Drennan, Kapstadt, fand in alten Buschmann-Begräbnisstätten mehrere Schädel, die trepaniert zu sein scheinen. Dies wären die ersten Zeugen von Trepanation südlich der Sahara (S. Afric. Med. J. März 1937).

Ungarn

— *Dozent Dr. Lajos Bartucz,* beauftragter Lehrer der Anthropologie an der Petrus Pázmány Universität in Budapest, beauftragter Direktor der Ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums in Budapest, erhielt den Titel eines Direktor-Kustos.

— *Dr. Mihály Malán*, Adjunkt am Anthropologischen Institut der Petrus Pázmány Universität, wurde an der philosophischen Fakultät der Universität für Rassenanthropologie und Eugenik habilitiert. M. Malán, Budapest.

U.S.A.

— Die *New History Society* veranstaltete ein *Preisausschreiben* über das Thema: Wie können die kulturellen und sozialen Werte der rassischen Minderheiten in den Vereinigten Staaten und deren Besitzungen nutzbar gemacht und mit der Kultur des Landes in Einklang gebracht werden?

— Die *amerikanische Bekleidungsindustrie* hat beschlossen, durch wissenschaftlich geschulte Kräfte an 100 000 Kinder im Alter zwischen 4 und 14 Jahren aus acht verschiedenen Bezirken der U.S.A. Körpermessungen vornehmen zu lassen, um einen „Kinderkleiderstandard" auszuarbeiten und damit den Anteil unverkäuflicher oder erst nach Änderungen verkäuflicher Fertigkleider herabzusetzen.

U.d.S.S.R.

— Im Jahre 1936 wurde bei Moskau ein *vorgeschichtlicher Menschenfund* gemacht, über den offenbar in der europäischen Literatur noch nicht berichtet wurde. Beim Bau einer hydroelektrischen Station wurde in 4 m Tiefe in einer aus der Würm-Eiszeit stammenden Schicht ein Kalottenfragment gefunden, das aus Stirnbein und Teilen der Scheitelbeine besteht. Die Bruchränder sind alt. Nach der Ausbildung der Überaugenwülste sowie Höhe und Neigung der Stirn ordnet sich der Fund zwischen H. primigenius und H. sapiens ein (Anthrop. Z. 1936, 4).

Richtlinien für die Mitarbeiter!

Die „Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen" ist ein wissenschaftliches Sammelorgan für anthropologisch wertvolle Arbeiten und Berichte aus allen einschlägigen Gebieten der Natur- und Geisteswissenschaften von Paläontologie und Erbbiologie über Erdkunde, Geschichte, Völkerkunde und Psychologie bis zur physischen Anthropologie, Volkskörperforschung und Rassenhygiene. Sie umfaßt mithin alles, was auf die lebendige Ganzheit des Menschen selbst in ihrem vielfachen rassischen, konstitutionellen und psychologischen Formenausdruck und ihre Entwicklung in Zeit und Raum Bezug hat. Daher der Untertitel.

* * *

Manuskripte und redaktionelle Mitteilungen sind an den Herausgeber Prof. Dr. Frhr. v. Eickstedt, Breslau 16, Tiergartenstr. 74, einzusenden. Sie werden in deutscher, englischer und französischer Sprache angenommen.

Die Redaktion bittet, alle Manuskripte in Schreibmaschinenschrift einseitig beschrieben und die Abbildungen gesondert, nicht eingeklebt, zur Ablieferung zu bringen. Auf der Rückseite jeder Abbildung muß der Name des Autors stehen.

Im Interesse der dringend gebotenen Sparsamkeit wollen die Herren Verfasser auf knappste Fassung ihrer Arbeit und Beschränkung des Abbildungsmaterials auf das unbedingt erforderliche Maß bedacht sein. Die Arbeiten sollen einen Umfang von 2 Bogen nicht überschreiten.

Redaktion und Verlag setzen voraus, daß an allen für die Zeitschrift zur Veröffentlichung angenommenen Beiträgen dem Verlage das ausschließliche Recht zur Vervielfältigung und Verbreitung bis zum Ablauf des auf das Jahr der Veröffentlichung folgenden Kalenderjahres verbleibt.

Es werden nur solche Manuskripte zur Veröffentlichung angenommen, die noch nicht anderweitig veröffentlicht oder in Druck gegeben sind, auch nicht in anderen Sprachen und in ausländischen Zeitschriften.

* * *

Die Herren Mitarbeiter erhalten auf Bestellung bis zu 30 Sonderabzüge von den Originalarbeiten unberechnet. Weitere Sonderabzüge und solche anderer Beiträge stehen auf Bestellung gegen entsprechende Berechnung (Abzug vom Honorar oder Sonderberechnung) zur Verfügung. Von den kleinen Beiträgen werden den Verfassern statt Sonderabzügen 2 Belege geliefert.

Abkürzungen für häufig gebrauchte Zeitschriften-Titel

Abh. Mus. Dresden: = Abhandlungen und Berichte des Zoologischen und Anthropologisch-Ethnologischen Museums zu Dresden.
Amer. Anthrop.: = American Anthropologist.
Amer. J. Anat.: = American Journal of Anatomy.
Amer. J. Phys. Anthrop.: = American Journal of Physical Anthropology.
Amer. Nat.: = American Naturalist.
An. Mus. La Plata: = Anales del Museo de La Plata.
Anat. Anz. (Ber.): = Anatomischer Anzeiger (Bericht).
Ann. Géog.: = Annales de Géographie.
Anthrop. Pap. Amer. Mus.: = Anthropological Papers of the American Museum of Natural History, New York.
L'Anthrop.: = L'Anthropologie (Paris).
Anthrop. (Prag): = Anthropologie (Prag).
Anthrop. Anz.: = Anthropologischer Anzeiger.
Arch. Anthrop.: = Archiv für Anthropologie.
Arch. J. Klaus: = Archiv der Julius-Klaus-Stiftung für Vererbungsforschung, Sozialanthropologie u. Rassenhygiene.
Arch. Krim. Anthrop.: = Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik.
Arch. Rass. Ges. Biol.: = Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.
Arch. Antrop. Etnol.: = Archivio per l'Antropologia e la Etnologia.
Arq. Anat. Antrop. Lisboa: = Arquivo de Anatomia e Antropologia Lisboa.
Ber: = Bericht.
Bull. Bur. Amer. Ethn.: = Bulletin of the Bureau of American Ethnology.
Bull. (Mem.) Soc. Anthrop. Paris: = Bulletins (et Memoires) de la Société d'Anthropologie de Paris.
Bull. Soc. Formes Hum.: = Bulletin de la Société d'Etudes des Formes Humaines.
C. R. Ass. Franç. Av. Sci.: = Comptes-Rendus de l'Association Française pour l'Avancement des Sciences.
Corr.-Bl. Dtsch. Ges. Anthrop.: = Correspondenz-Blatt der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Dtsch. med. Wschr.: = Deutsche Medizinische Wochenschrift.
Ethn. Anz.: = Ethnologischer Anzeiger.
Forsch. Fortschr.: = Forschung und Fortschritte.
Geist. Arb.: = Geistige Arbeit.
Geogr. J.: = Geographical Journal.
Geogr. Z.: = Geographische Zeitschrift.
J. R. anthrop. Inst.: = Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland
J. Genet: = Journal of Genetics.
J. Hered.: = Journal of Heredity
J. Russe Anthrop.: = Journal Russe Anthropologique.
Klin. Wschr.: = Klinische Wochenschrift.
Kolon. Rdsch.: = Koloniale Rundschau.
Mem. Asiat. Soc. Bengal: = Memoirs of the Asiatic Society of Bengal.
Mitt. anthrop. Ges. Wien: = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
Jb. Morph.: = Jahrbuch für Morphologie und mikroskopische Anatomie.
Münch. med. Wschr.: = Münchner Medizinische Wochenschrift.
Nat. Hist.: = Natural History.
Petermanns Mitt.: = Petermanns Mitteilungen.
Prähist. Z: = Prähistorische Zeitschrift.
Proc. Amer. Ass. Adv. Sci.: = Proceedings of the American Association for the Advancement of Science.
Przegl. antrop.: = Przeglad Antropologiczny.
Rev. anthrop.: = Revue Anthropologique.
Riv. Antrop.: = Rivista di Antropologia.
S. B. bayer. Akad. Wiss.: = Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften.
Trab. Soc. portug. Antrop.: = Trabalhos da Sociedade Portuguesa de Antropologia e Etnologia.
Verh. Berl. Ges. Anthrop: = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Z. Ethn.: = Zeitschrift für Ethnologie.
Z. Ges. Erdk. Berl.: = Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Berlin.
Z. indukt. Abstamm. Lehre: = Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre.
Z. Vererb. Konst.: = Zeitschrift für menschliche Vererbungs- u. Konstitutionslehre.
Z. Morph.: = Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie.
Z. Rassenk.: = Zeitschrift für Rassenkunde und die ges. Forschung am Menschen.

